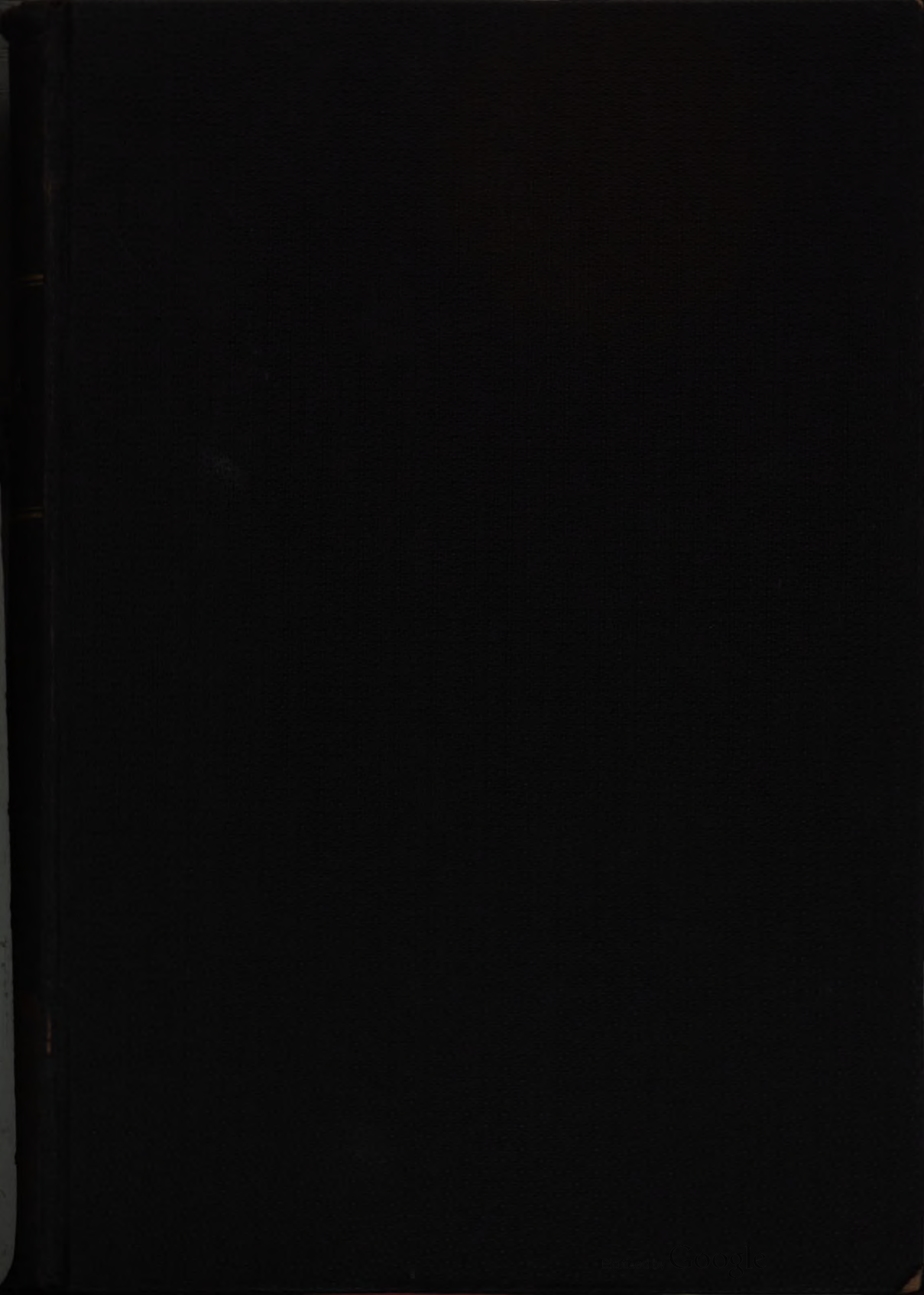






Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

VII. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal.

1896.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des siebenten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau“.

Verschiedenes.

Kritische Rundschau.





DIE ZUKUNFT DER SOZIALDEMOKRATIE.

VON

Prof. J. PLATTER.

Einige Deutsche, besonders solche, die sich Jahre lang in der Schweiz aufhalten, lernen hier in sozialen und politischen Dingen etwas; die grosse Masse will gar nichts lernen, sondern verstockt sich mit angestammtem Dünkel in ihrer heimatlichen Beschränktheit. Der Durchschnittsmensch legt gemeiniglich bei seinen Werthurtheilen allen Nachdruck auf das Quantum, das auch das blödeste Auge im Groben unterscheiden kann, während die Erkenntniss des Quale häufig Verstand und Kritik erfordert. Die Schweiz ist ein kleines Land; bah, wie soll der Unterthan eines Reiches von fünfzig Millionen von den Bürgern eines Ländchens mit drei Millionen Einwohnern etwas lernen können? Die Schweiz hat zudem keine Exzellenzen, keine Geheimräthe, keine Generäle, der Soldat trägt nur im Dienste Uniform und trägt sie ungespreizt, fast wie seinen bürgerlichen Rock, nichts ist „stramm", sogar die Schulknaben fahren nicht entsetzt in die Höhe, wenn der Lehrer eine Frage an sie richtet, sondern bleiben, im Einverständniss mit ihm, ruhig sitzen, der „Subalterne" geht, wie sich's gerade trifft, neben seinem „Vorgesetzten" bald auf der rechten, bald auf der linken Seite — quelle horreur! — es giebt im ganzen Lande keine einzige „gnädige Frau", selbst reichs-deutschen „Damen" feinster Sorte kann es sehr leicht passiren, dass man sie im nächsten besten Verkaufslokal als Frauenzimmer titulirt („Anna, zeigen Sie dem Frauenzimmer schwarze Seidenstoffe"), worüber schon manche, natürlich nicht gerade die gescheiteste, fast in Ohnmacht fiel, kurz, die eigentliche Kultur im reichs-germanischen Sinne fehlt. Die Schweizer sind noch nicht einmal so weit fortgeschritten, dass sie in der Lage wären, etliche Jahre für eine Majestäts-Beleidigung in's Zuchthaus zu kommen, so sehr mangelt es ihnen an Majestäten, man sperrt sie auch nicht ein, wenn sie über die Regierungen, über die Gerichte und deren Urtheile, über die Polizei und das Militär sich in abfälliger Weise scharfkritisch äussern, sie gründen, mir nichts dir nichts, alle möglichen Vereine von politischem und anderem Charakter, ohne dass die Behörde etwas dreinzureden hat, sie halten ebenso beliebig Versammlungen ab — kurz, es ist ein reiner Skandal, wie sich diese Barbaren benehmen*).

*) Ein sehr wohl bekannter deutscher Strafrechtslehrer, der vor Jahren, zur Zeit des Sozialistengesetzes, bei Gelegenheit eines akademischen Festes in Zürich war, sagte mir übrigens: „Man ist in Deutschland genau so frei, wie in der Schweiz".



Die Engländer machen es ebenso, ja noch ärger und die Franzosen bleiben nicht sehr weit hinten, so dass man in Bezug auf Europa wohl behaupten kann: die Kultur nimmt von Osten nach Westen ab.

Die Geringschätzung der Schweizer, als eines nicht-autoritären Volkes, in welchem keine einzelne Persönlichkeit eine erhebliche, unkontrollirte Gewalt besitzt und Titel und Uniformen und Posen anderen gegenüber nicht viel gelten und wenig Eindruck machen, findet nicht blos auf Seite deutscher Konservativer, deren Ideen ja fernen, vergangenen Jahrhunderten angehören, sondern ganz ebenso auf Seite Liberaler (sit venia verbo! — es ist nämlich sehr fraglich, ob es solche noch giebt), ja selbst bei den Sozialdemokraten statt. Mir sagte einmal ein sehr feiner, erfahrener und gescheidter Mann: „In jedem deutschen Sozialdemokraten steckt doch eigentlich etwas von einem preussischen Korporal". Und in der That: sie wollen herrschen, sie wollen reglementiren, sie wollen von oben herab mit Gewalt ein neues soziales System einführen, von dem sie noch dazu selbst nicht einmal einen deutlichen Begriff haben, sie haben jegliche Autorität im Himmel und auf Erden verworfen, um sich der eines einzigen Schriftstellers unbedingt unterzuordnen, sie erklären jeden Genossen, der eines ihrer Dogmen nicht gläubig und bis auf den Buchstaben korrekt nachbetet, auf grossen, feierlichen Partei-Konzilien für einen Ketzer und verfolgen ihn mit grimmigem Hass, kurz, sie sind nichts anderes, als r a d i k a l e Exzellenzen, Geheimräthe, Generäle und Erzbischöfe — nämlich die Führer. Die grosse Masse ihrer Anhänger, die armen Leute, die natürlich auch die neuen Glaubensformeln nachbeten, sind, und mit schwerem Recht, unzufrieden mit ihrer elenden, unsicheren Lage, sie wollen bessere Zustände für alle wahrhaft nützlichen, arbeitsamen Menschen, und wer ihnen verspricht, solche herbeizuführen, dem folgen sie so lange, als sie auf ihn noch einige Hoffnung setzen können, mit der den gedrückten Gesellschaftsklassen eigenen Langmuth und Ausdauer und Vertrauensseligkeit, und um so treuer, wenn es etwa den Anschein hat oder gar Thatsache ist, dass er ihretwegen Verfolgung leidet. Und nichts ist natürlicher und selbstverständlicher und notwendiger, als dass der deutsche Arbeiter dem sozialdemokratischen Führer folgt und seine Lehre annimmt, in Ermanglung einer besseren. Ich glaube kaum, dass der Klassenegoismus, vor Allem aber der Klassendünkel, der noch verletzender wirkt, als jener, in irgend einem Lande der Welt höher gediehen ist, als in Deutschland, wenigstens in gewissen, aber s e h r breiten Schichten der Gesellschaft. An welche Partei sollte er sich da anschliessen, da ihn im Grunde jede verachtet, ausgenommen die Arbeiterpartei? und diese ist eben die Sozialdemokratie. An Verfolgung der Führer und Genossen, also an einem eminent sittlichen Moment, welches seine Sympathie für die Sozialdemokratie erwecken und vermehren muss, fehlt es ja auch nicht. Welche hochmüthigen und feindseligen Herrengefühle die anderen Klassen und insbesondere die öffentliche Gewalt und alle, deren Gesinnungen und Interessen diese vertritt, gegen sie hegen, darüber giebt fast jeder Tag neuen Aufschluss. Welcher Geist in den massgebenden Regionen des Reichs der „Sozialpolitik" herrscht, haben wir schon früher einmal durch eine Reihe von Thatsachen und Aussprüchen zu illustriren versucht und durch Vergleiche gezeigt, dass andere Staaten, die mit ihren Sozialreformen lange nicht so prahlen und prunken, den unteren



Klassen gegenüber einen viel humaneren, gerechteren, freieren Geist zeigen.

Es ist seitdem nicht anders, sicher nicht besser geworden. Es giebt kein empfindlicheres, empörenderes Unrecht, als dasjenige, das in allen Formen des Rechts, im heiligen Namen des Gesetzes zugefügt wird. Klassen- oder Parteijustiz, das ist die furchtbarste contradictio in adjecto, und selbst den leisesten Schein davon sollten kluge Staatenlenker mehr fürchten als verlorene Schlachten.

Wir fügen im Nachfolgenden wieder einiges Material zu dem früher veröffentlichten (s. „Kritische Beiträge" Seite 539 ff.), wie wir es in verlässlichen Journalen und Zeitschriften fanden und überlassen es zumeist dem Leser, sich die nötigen Gedanken dazu zu bilden.

„Die Enthüllungen aus Mariaberg (Alexianer-Kloster) sind die schneidendste Kritik der beständigen Klagen des Zentrums über eine angeblich chicanöse Beaufsichtigung des Klosterwesens, Klagen, durch welche in Wahrheit der Staatsgewalt jede Aufsichtsführung verleidet werden soll. Ja selbst noch als das Zeugenverhör die krassesten Missbräuche im Kloster ans Tageslicht gebracht hatte, benahm sich der Staatsanwalt gewissermassen als Vertheidiger des Klosters. Nicht nur beantragte er gegen Mellage *) und Genossen eine Geldstrafe, er zeigte sich auch in der Begründung seines Antrags entrüstet über die grellen Farben, welche Mellage in seiner Schrift und in Zeitungsartikeln aufgetragen und über das schlechte Licht, in welches er die ‚Brüder' gesetzt, die aus ‚christlicher Barmherzigkeit' ihren Beruf erfüllen."

Zwei Telegramme: Aachen, 3. Oktober (1895). Im Prozess gegen den Alexianer-Bruder Heinrich wegen wissentlichen Meineids wurde der Angeklagte auf Antrag des Staatsanwaltes von den Geschworenen nichtschuldig erklärt und vom Gerichtshof freigesprochen.

Leipzig, 3. Oktober (1895). Das Reichsgericht verwarf die Revision im Essener Meineidsprozess gegen den Bergmann Schröder und Genossen.

Im Liebknecht-Prozess in Breslau (November 1895) erklärte der Gerichtshof: eine direkte Majestätsbeleidigung sei dem Angeklagten nicht nachgewiesen worden, aber er habe seine ganze Kundgebung an ein Publikum mit sozialdemokratischen Gesinnungen gerichtet, wobei er sich bewusst sein musste, dass diese Zuhörerschaft den Eindruck haben konnte, die von ihm gewählten zweideutigen Worte seien auf den Kaiser gemünzt. Auf Grundlage dieser juristischen Novität, der indirekten Majestätsbeleidigung, wurde der alte Mann mit Berücksichtigung der wichtigen Rolle, die er in seiner Partei spiele, zu vier Monaten Gefängniss verurtheilt. Der Staatsanwalt hatte den Gerichtshof aufgefordert, auch noch den Verlust des Reichstagsmandats auszusprechen.

Ein deutscher Gefängnissdirector sagt in den Blättern für Gefängniskunde:

*) Den Ankläger der frommen Hallunken, deren Missethaten an's Tageslicht gezogen zu haben sein hohes Verdienst ist.

„Das Ehrgefühl, welches man dem Volke in seiner Gesammtheit andichtet, besitzt es nicht. Der nachlässige oder faule Knecht findet nichts darin, dass der Herr die Reitpeitsche gegen ihn gebraucht, ja selbst nichts darin, dass ihm der Grossknecht eine Ohrfeige verabfolgt. Und der Staat sollte die Hand in die Tasche stecken müssen . . .? Wer vor der Prügelstrafe sittlichen Ekel empfindet, verausgabt sich am unrechten Orte. Was kann er an sittlichem Ekel vor dem Verbrecher übrig haben? Wer Abscheu vor der Vollstreckung empfindet, hat solche entweder noch nicht gesehen oder mag sich stärkere Nerven anschaffen.“ Wahrhaftig, eine schneidige Natur! Und welche tiefsinnige Logik!

Weil die Leute kein Ehrgefühl haben, muss man sie prügeln! Sollten sie nicht vielleicht gerade deswegen, weil sie mit Reitpeitsche und Ohrfeigen behandelt werden, kein Ehrgefühl haben? Sollte nicht etwa ich meine natürlich den allgemeinen Typus — der christlich-germanische Herr mit der Reitpeitsche, der die Ehre schon als Corps-Flegel auf der Universität oder als schneidiges Waffengigerl „bei's Rr—ment“ in Generalpacht genommen hat, seinen Leuten das Ehrgefühl ruinirt haben? Er versuche einmal in der Schweiz oder in Frankreich, oder in England, oder in den Vereinigten Staaten, oder auch nur in Süddeutschland derartige Praktiken, dann wird vermuthlich seine Gnaden selbst einen zerschlagenen Rücken oder Schädel heulend nach Hause tragen, nicht weil hier die armen Leute mit mehr Ehrgefühl geboren werden, sondern weil in diesen Ländern auch die „Herren“ seit einiger Zeit Kulturmenschen und nicht feudale Bestien sind.

Wenn man hier die Gewohnheit annähme, gelegentlich hohe Offiziere oder Beamte zu prügeln, wie es der Schah von Persien oder irgend ein russischer Zar gethan, was würde dann der Herr Gefängnissdirektor folgern? Prügelt nur einmal die Kinder Eures hohen Adels bis in die höchsten Stände hinauf täglich oder bei jeder möglichen Gelegenheit, etwa bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre und darüber, tüchtig ab, und Ihr werdet erstaunen über das zarte Ehrgefühl, das Ihr ihnen beigebracht. Wenn solche Leute, wie dieser Gefängnissdirektor, denen man von Rechtswegen nicht einmal die Aufsicht über eine Koppel Jagdhunde oder über eine Schweineherde anvertrauen sollte, obwohl sie diese Thiere wahrscheinlich rücksichtsvoller behandeln würden als „gemeine Kerls“, im Mutterlande in Amt und Würden stehen, dann darf man sich wahrhaftig nicht wundern, wenn hie und da deutsche Beamte in Afrika wie Barbaren hausen.

Der Herr Doctor will ja auch Frauen prügeln lassen! Dabei sollen ihnen dünne Hosen angezogen werden, um das Schamgefühl der — Prügelknechte nicht zu verletzen. Sollte sich wirklich in der gesammten gegenwärtigen ausser-reichsdeutschen Litteratur auch nur etwas Ähnliches finden? Und — eine noch schlimmere Frage — steht der Mann mit seinen Ansichten und Gefühlen in Deutschland allein? Ein Solcher wäre in der That mehr als genug auch für den grössten Staat am Ende des 19. Jahrhunderts!

Das Generalkommando in Hamburg verordnete Anfangs Mai 1894, dass in dem grossen Vergnügungs-Etablissement von Hornhardt fortan weder Militärkapellen spielen, noch Soldaten verkehren dürften, da dasselbe den Sozialdemokraten zur Abhaltung der Maifeier zur Verfügung stand.



In Kolberg wird der der Stadtgemeinde gehörige Saal des Strandschlosses ausserhalb der Badezeit zu Versammlungszwecken vermiethet. Hierbei wird der Grundsatz befolgt, dass er allen politischen Parteien ohne Unterschied zur Verfügung gestellt wird. So auch am 12. Juni 1895 der sozialdemokratischen Partei. Dafür wurde dem Bürgermeister vom Regierungspräsidenten die höchste seinerseits zulässige Geldstrafe im Betrage von 90 Mark auferlegt, mit prachtvoller Motivirung (s. Soziale Praxis IV., No. 41, S. 728 ff.).

„Erstaunlich ist, dass, trotzdem der Verein (deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten) sich streng innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegt und die Massregelungen der Mitglieder durch die Postbehörden den schärfsten Widerspruch in der Presse aller Parteien wie im Reichstag gefunden haben, der Vortragende (auf dem Verbandstag, Berlin 8. u. 9. Juni 1894) wieder konstatiren konnte, dass Massregelungen gegen die Mitglieder noch immer vorkämen. So seien letzthin wiederum in Bremen vierzehn Assistenten versetzt worden, nur weil sie Verbandsmitglieder gewesen seien“ (Soc. pol. Centralblatt III. No. 38, S. 454).

„Dem Bestreben, dem genossenschaftlichen Betrieb des Handelsgewerbes gewisse Schranken zu setzen, ist eine Novelle zum Gesetze über die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889 entsprungen. — Nach derselben sollen Konsumvereine im regelmässigen Geschäftsverkehr Waaren nur an ihre Mitglieder und deren Vertreter verkaufen dürfen. Für Konsumvereine, welche einen offenen Laden haben, hat der Vorstand Anweisung darüber zu erlassen, auf welche Weise sich die Vereinsmitglieder zu legitimiren haben“ etc (Soz.-pol. Centralblatt IV., No. 21, S. 252).

„Nachdem am 25. November (1895) in der Redaktion des „Vorwärts“ und in den Privatwohnungen mehrerer hervorragender Mitglieder der sozialdemokratischen Partei in Berlin polizeiliche Haussuchung nach Korrespondenzen und Vereinsakten gehalten war, wurden durch Verfügung des Polizeipräsidenten vom 29. November für vorläufig geschlossen erklärt: der Parteivorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands und die sechs Berliner sozialdemokratischen Wahlvereine, ausserdem die Agitations-, Press- und Lokalkommissionen und der Verein ‚öffentliche Vertrauensmänner‘ der Berliner Mitglieder der Partei“ (Soziale Praxis V, No. 10, S. 264).

Man sehe sich die deutsche „Umsturzvorlage“ von 1894 an! Darin zeigt sich der wahre Geist dieses preussisch-deutschen Junkerstaates. Wer uns nicht in allem und jedem parirt, auch in Gedanken und Worten, gegen den gilt nur die Gewalt — so lautet die Parole. Wir schlagen ihn als Gegner brutal zu Boden — aber wir möchten dies stets am liebsten in der Form des Rechtes thun, so lange es geht. — Das ist noch hundertmal schlimmer und empörender, als die gesetzlose Willkür des offenherzigen Despotismus. Und eine solche Regierung, die neue politische oder soziale Gedanken mit dem Zuchthaus zu strafen beabsichtigt, will Sozialreform betreiben! eine Regierung, die den Staatsanwalt gegen einen Mann hetzt, der als Abgeordneter des Volks im Reichstag, seinen längst bekannten und von seinen Wählern approbirten Grundsätzen gemäss, bei einem Hoch auf den Kaiser der Umsturzvorlage sitzen bleibt!

Mit vollem Recht sagt Dr. Bruno Schönlank („Die Zeit“ vom 19. Januar 1895, Seite 34): „Unsere Sozialpolitik gipfelt nun im

Gummischlauch und im Zuchthaus, die Steuerpolitik ist ein ewiger Raubzug gegen die Armen, die Kulturaufgaben sind erschöpft, wenn das stehende Heer versorgt ist, und die gesellschaftlichen Probleme löst Herr Bronsart v. Schellendorf mit dem schneidigen Instrument.“

Und welche Stellung nehmen die offiziellen Vertreter des reichsdeutschen Rechtsbewusstseins, die grossen deutschen Juristen, gegenüber diesen Zuständen und dem in denselben erscheinenden Geiste der Justiz und Verwaltung ein? Dr. Hermann Jastrow hat jüngst in der „Sozialen Praxis“ (V, No. 15, S. 385 ff.) auf diese Frage eine ziemlich deutliche Antwort gegeben, aus der wir ein paar Sätze herausheben wollen. „An dem bürgerlichen Gesetzbuch haben über 20 Jahre lang zwei Kommissionen der Regierungen gearbeitet. Wo diese Kommissionen an die Stellungnahme der gesetzgebenden Faktoren zum Entwurf gedacht haben, da ist dies im einseitigsten Interesse der Regierungen geschehen. Die massenhaften Vorbehalte, welche das Einführungsgesetz für die Landesgesetzgebung macht, zeigen, wie ängstlich man bemüht gewesen ist, den Entwurf so zu gestalten, dass eine Opposition der Regierungen gegen denselben nicht zu befürchten war. An eine Berücksichtigung der Opposition aus der Mitte des Reichstages ist kaum gedacht worden. Eine der wichtigsten Aenderungen, welche die zweite Kommission an dem Entwurf vorgenommen hat, ist in dieser Beziehung sehr lehrreich. Der erste Entwurf hatte die Frage, auf welche Weise Vereine die Korporationsrechte erlangen können, vollständig der Landesgesetzgebung überlassen. Hiergegen erhob sich aus den verschiedensten Parteien eine so scharfe Opposition, dass sie nicht mehr ignorirt werden konnte. Und was hat die zweite Kommission dem gegenüber gethan? Sie hat aus Aengstlichkeit vor dem Widerstand der Regierungen die denkbar schwächlichste Lösung gefunden. In grossartiger Weise stellt sie als Norm den Grundsatz auf, dass jeder Verein durch einfache Eintragung in das gerichtliche Register Korporationsrecht erlange, um ihn dann durch die Vorschrift zu durchbrechen, dass, wenn der Verein einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck verfolgt, die Verwaltungsbehörde die Eintragung in das Register verhindern darf. Das heisst nichts anderes als: Alle Vereine können Korporationsrechte erlangen mit Ausnahme derjenigen, welche diese Rechte nöthig haben. Denn dass Gesang- und Turnvereine, Offizierskasinos und studentische Korps Korporationsrechte erhalten, ist ganz nebensächlich. Uebrigens sind auch diese Vereine noch keineswegs sicher, dass man nicht in ihnen, wenn sie sich aus bestimmten sozialen Kreisen ergänzen, sozialpolitische Zwecke erblickt.“

In Preussen gilt für das Gesinde im Wesentlichen die Gesindeordnung vom 8. November 1810. Was für ein unverschämtes, schauderhaftes Junkerwerk diese ist, möge man aus einigen Bestimmungen ersehen.

§ 76. Die Befehle der Herrschaft und ihre Verweise muss das Gesinde mit Ehrerbietung und Bescheidenheit annehmen.

§ 77. Reizt das Gesinde die Herrschaft durch ungebührliches Benehmen zum Zorn und wird es in selbigem von ihr mit Scheltworten oder geringen Thätlichkeiten behandelt, so kann es dafür keine gerichtliche Genugthuung fordern (notabene 1810 Jahre nach, nicht etwa vor Christi Geburt! Die „Erklärung der Menschenrechte“ war schon 2 Jahrzehnte alt!).



§ 78. Auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, dass sie die Ehre des Gesindes habe kränken wollen (welche Heuchelei in der Fassung!).

§ 79. Ausser in dem Falle, wo das Leben oder die Gesundheit des Dienstboten durch Misshandlungen der Herrschaft in gegenwärtige und unvermeidliche Gefahr geräth, darf es sich der Herrschaft nicht thätlich widersetzen.

Auch in den übrigen Bestimmungen ist auf Seite der „Herrschaft" lauter Vortheil und Privileg, auf Seite der Dienstboten lauter Ertragen und Unterdrückung im Kulturstaat Preussen mit seinen prügelnden Herrschaften.

Wenn irgendwo, so musste auf diesem Gebiete von Jedem, der mit seinem Gedankenfluge auch nur bis ins achtzehnte Jahrhundert fortgeschritten war, ja der irgend etwas von den politischen und sozialen Ideen, die im Anfang des 16. Jahrhunderts noch das Prädikat „modern" verdienten, erschnappt hatte, gründlich aufgeräumt und heutiges Recht geschaffen werden. Aber die offiziellen Juristen waren im Grossen und Ganzen ja stets die erbärmlichen Tellerlecker der Mächtigen und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn der neue Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs im Abschnitt vom Dienstvertrag das Gesinde gar nicht erwähnt und dafür im Einführungsgesetz erklärt, das Gesinderecht sei im Allgemeinen der Landesgesetzgebung überwiesen.

Gegen den Geist, der sich in alledem zeigt, tritt nun die Sozialdemokratie*) allerdings so kräftig auf, als sie kann und darf, und das muss ihr nothwendig die Sympathie und Gefolgschaft aller jener Bevölkerungskreise verschaffen, die man von oben herab, bagatellmässig,

*) Als Hemmnisse ihrer Ausbreitung in England zählt Dr. **Benno Karpeles** in London („Deutsche Worte", Januarheft 1896, Seite 26) folgende auf:

1. Den stetigen Fortgang der Sozialreform. „Die Fabriksakte vom Juni dieses Jahres (1895), und eine Reihe anderer Gesetzentwürfe, vor Allem aber der Geist, der heute in der Verwaltung der leitende ist, beweisen, dass Parlament und Regierung ihrer Aufgaben sich bewusst sind, dass die bürgerliche Klasse die weise Politik der Zugeständnisse fortzusetzen gewillt ist, dass auch heute, und heute mehr als je, aus der bürgerlichen Klasse Persönlichkeiten hervorgehen, deren Anschauungen und Interessen nicht durch ihre Klasse bestimmt werden."

2. „Die fast absolute Freiheit, welche der sozialistischen Bewegung in England gegönnt wird, welche in gewissem Sinne eine Gefahr für die Bewegung bedeutet. Bei dem Mangel jeder Sondergesetzgebung gegen die Arbeiterklasse fehlt der Zwang zu einigem Handeln und zur Befolgung der gleichen Taktik. So sehen wir statt einer sozialistischen Partei eine Reihe von Organisationen, die nicht allein unabhängig von einander vorgehen, sondern oft genug sich bekämpfen, sehen wir, wie es einzelnen Persönlichkeiten gestattet ist, die Bewegung für ihre eigenen Zwecke auszunützen."

3. „Es ist endlich die Festigkeit der demokratischen Institutionen Englands und die Existenz einer tapferen radikalen bürgerlichen Partei, die es verhindert, dass die sozialistische Bewegung auch jene Elemente in sich aufnehmen kann, welche in anderen Staaten bei den Wahlen die Stimmzahl der sozialdemokratischen Partei vergrössern, um gegen den Feudalismus und Militarismus zu protestiren."

Bei den Wahlen von 1893 hatten die Sozialdemokraten in Deutschland circa 1 800 000 Stimmen und wählten 44 Abgeordnete ihrer Partei. Bei den englischen Wahlen 1895 wurde nicht ein sozialistischer Abgeordneter gewählt. Die 28 Kandidaten der Independent Labour Party erhielten im Ganzen ca 46 000 Stimmen, die 4 Kandidaten der Social Democratic Federation im Ganzen 3730. Wenn die deutschen Regierungen und das deutsche Bürgerthum keinen anderen Zweck verfolgten, als die Förderung der Sozialdemokratie, sie könnten keine bessern Mittel erfinden, als die heute angewandten.



als untergeordnete Wesen, als Herrschaftsobjekte behandelt, mit denen man ziemlich willkürlich verfahren kann, nämlich der Arbeiter und des grössten Theils der kleinen Leute überhaupt. Was für ein brutaler Protzensinn bereits im gewöhnlichsten bürgerlichen Mittelstande hier und da herrscht — von oben her sich immer weiter verbreitend — zeigt uns ein neuerlicher Vorfall in Berlin. Ein Hotelbesitzer weigert sich, als Mitglied einer Voreinschätzungs-Kommission für direkte Steuern zu funktioniren, und zwar deswegen, weil dann vielleicht Leute niedern Standes (!) in seine Wohnung kommen und dadurch den Ruf seines Hotels schädigen könnten. „Ausserdem wird mir der Magistrat wohl nicht zumuthen wollen, bei einem jährlichen Einkommen von 7000 Mk. (!), wofür ich Steuern zahlen muss, bei Schlafburschen, die im Keller oder auf Böden wohnen, und noch nicht 4 Mk. Steuern zahlen können oder wollen, herumzukriechen. Dort holt man sich event. noch Ungeziefer oder Krankheiten. Alle Monate ziehen ein paar Schlafburschen zu, wo ich jedes Mal mit dem Aktenbogen hinterher laufen möchte, wofür ich dann noch unliebsame Redensarten zu hören bekomme. Zu diesen Sachen giebt es wohl noch Leute genug, die noch nicht ein Einkommen von 3000 Mk. haben und die sowohl geschäftlich nichts versäumen,*) als auch mit der Gesundheit besser bestellt sind“ (Soz. Praxis V, No. 15, S. 395) oder, fügen wir ganz im Geiste des Mannes zu, die bei ihrem geringen Einkommen für Ungeziefer, Krankheiten und unliebsame Redensarten viel geeignetere Objekte sind.

Selbstverständlich denken nicht alle Bürgerlichen so, aber viele; und nimmt — Hand auf's Herz! — ihre Zahl zu oder ab? ist sie in der älteren Generation grösser oder in der jüngeren?

Wer aber nach politischer Anerkennung der unteren Klassen, nach Gleichberechtigung und Gleichbehandlung derselben mit den oberen gegenüber dem Gesetz und der öffentlichen Gewalt strebt, der sollte — so möchte man meinen — den Aufenthalt in einer freien demokratischen Republik als eine köstliche Lehrzeit betrachten, die er zur Klärung und Erweiterung seines politischen Gesichtskreises, natürlich nicht als blosser unbedingter Bewunderer fremder Einrichtungen und Völker, sondern als kritischer Beobachter aller ihrer Vorzüge und Gebrechen, mit unermüdlichem Eifer und verzehrendem Interesse ausnützen müsste. Einzelnen Deutschen in der Schweiz gelingt es in der That, etwas Erhebliches zu lernen, über unbedeutenden Aeusserlichkeiten nicht den werthvollen Kern der Erscheinungen zu übersehen und ihren autoritären Standpunkt los zu werden. Zu diesen wenigen müssen wir den ehemaligen begeisterten Sozialdemokraten und Marxisten Dr. Hans Müller rechnen, der noch vor $3\frac{1}{2}$ Jahren in seiner übrigens sehr interessanten, ernsthaften und lesenswerthen Schrift „Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie“ als einer der „Unabhängigen“ oder „Jungen“, d. h. als strenger und konsequenter Marxist, als „Gläubiger der politischen Lehren des kommunistischen Manifestes“ die Opportunitätspolitik der offiziellen deutschen parlamentarischen Sozialdemokratie bekämpfte, die nicht vom Proletariat sondern von den massenhaften Kleinbürgern der Partei, resp. von der Rücksichtnahme auf deren Ideen und Interessen herrühre, und durch scharfe Ausscheidung dieser halbreaktionären Elemente den revolutio-

*) Er ist als passionirter Jäger bekannt.

nären Charakter der Partei erhalten oder vielmehr wieder hergestellt wissen wollte. Er wurde wegen dieses konsequenten Festhaltens am sozialdemokratischen Dogma von den Dynasten der Partei wirklich sehr schlecht, ja mitunter sogar etwas niederträchtig behandelt, also von denselben Leuten, welche im Uebrigen die Orthodoxie des Marxismus und die Ketzerrichterei am schärfsten und pomphaftesten repräsentiren. Ich habe auf diesen seltsamen Widerspruch damals in einer ausführlichen kritischen Besprechung der Müllerschen Schrift ganz besonders aufmerksam gemacht und speziell Friedrich Engels' Verhalten den „Jungen“ gegenüber in diesem Sinne gekennzeichnet. Inzwischen lebte Dr. Müller in der Schweiz, und zwar unter wirklichen Schweizern. Denn man kann ja auch, wenn man bornirt genug ist, viele Jahre in einem fremden Lande leben, ohne dessen Einwohner kennen zu lernen, immer nur umgeben von Landsleuten und die aus dem Vaterlande mitgebrachten Ideen und Eindrücke wiederkäuend, die Sitten und Gewohnheiten des Vaterlands ausschliesslich kennend und übend, alles Fremde sorgfältig dem Bewusstsein fernhaltend. So machen es z. B. die meisten Engländer und darum benimmt sich diese in sich selbst so hochstehende und herrliche Nation gegen andere Racen oft so unbegreiflich rücksichtslos und abscheulich. Sie ist in einem Punkte völlig bornirt, sie schliesst ganz absichtlich und beharrlich die Augen vor der Thatsache, dass andere Menschen auch Menschen, andere Sitten auch Sitten, andere Ideen auch Ideen sind.

Dr. Müller hat die Augen nicht geschlossen, das zeigt er in seiner neuesten Publikation, die den Titel führt: „Die Stärkung der Gewerkschaftsbewegung durch Konsumgenossenschaften“.*) Er hat sich durch das Studium schweizerischer Verhältnisse und wohl auch durch eingehende Beobachtung der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland „von der Unsinnigkeit aller sozialrevolutionären Flausen vollends überzeugt“ (S. 25), begreift aber, wie die Deutschen und Russen vermöge ihrer politisch-rückständigen Verhältnisse geborene Marxisten sind, während in der freien Schweiz der Marxismus stets fremdes importirtes Gewächs gewesen und die Schweizer wie die Engländer nüchterne soziale Praktiker, geborene Genossenschafts-Sozialisten sind (S. V). Die deutschen Sozialdemokraten zeigen in der Schweiz mit ihrer „nur komisch wirkenden Geringschätzung der reinen Demokratie“ und ihrem Doktrinarismus genau dasselbe dünkelhafte und aufgeblasene Wesen, wie die oberen Klassen ihres Heimatlandes, daher lernen sie nichts von dem Vielen, was sie hier zu lernen hätten, „gefallen sich vielmehr in der Rolle des Lehrmeisters, wo sie Schüler sein sollten.“

Die deutsche Sozialdemokratie erwartet bekanntlich nach ihren eigenthümlichen marxistischen Dogmen — wenigstens angeblich — auch heute noch alles Heil von der Eroberung der politischen Macht. Ob sie dann, im Besitz derselben, wirklich ihre sozialen Ziele erreichen könne und wie sie zu diesem Zwecke zu verfahren habe, darüber zerbricht sie sich — angeblich grundsätzlich — nicht den Kopf. Noch im Erfurter Protokoll findet sich der geradezu frivole Satz: „Ist die politische Macht in unsern Händen, so findet sich das Weitere von

*) „Ein Beitrag zur Förderung freiheitlicher Sozialreform“ von Hans Müller. Zürich, Kommissionsverlag von E. Speidel 1896. VII und 80 Seiten.



selbst.“ Wäre Deutschland ein freier Staat, in welchem die Sozialdemokraten genau so behandelt würden, wie alle anderen Menschen, würde der Volkswille in der Gesetzgebung zum freien und klaren Ausdruck kommen können, so würde das Märchen von der Herstellung der sozialistischen Gesellschaftsordnung durch das im Besitz der Staatsgewalt befindliche Proletariat bald sein Ende finden. Denn man würde sofort sehr deutlich erkennen, dass das Proletariat in einer reinen Demokratie den Staat bei weitem nicht in die Hände bekäme, wie wir es ja in der Schweiz, am deutlichsten in den hochindustriellen Kantonen, mit Händen greifen können. Der schweizerische Arbeiter kann daher, wenn er sich nicht, wie das wohl öfter geschieht, von den deutschen „Genossen“ stumm und dumm schwätzen lässt, an die augenscheinlich unmögliche Eroberung der politischen Macht in seinem Vaterlande keine sozialistischen Hoffnungen knüpfen und muss sich mithin, wenn er sich bei den gegenwärtigen Zuständen nicht beruhigen will, auf anderem Wege zu helfen suchen.

„Man denke sich,“ sagt Müller (S. 71), „Deutschland demokratisch — die politische Spitze könnte noch auf lange hinaus in eine Hohenzollernkrone auslaufen, wie es ähnlich in England der Fall ist (?) — und die revolutionäre Doktrin von Marx wäre ein kraftloser Schemen, der die Sinne des Volkes, wie in den politisch freien Ländern, nicht zu berücken vermöchte. Die politische Einsichtslosigkeit der preussisch-deutschen Regierung, nicht der Kapitalismus ist an dem Anwachsen der Sozialdemokratie schuld, und wenn die erstere nicht bald dem Verlangen der sozialen Mächte nach politischen Rechten und Freiheiten entspricht, so wird die Sozialdemokratie sich wirklich die Staatsgewalt erobern, das Kaiserthum stürzen und der Gesellschaft die Rechtsordnung geben, die jene braucht, um sich weiter entwickeln zu können. — Die Sozialdemokratie lässt sich durch nichts anderes bekämpfen, als durch das Gewähren politischer Freiheit. — Als nächster hinter der preussischen Monarchie steigt die Sozialdemokratie ins Grab — in einem politisch freien deutschen Staatswesen hat sie keinen Platz mehr“ (S. 71/72).

Wir wollen hier den Gedankengang ohne Kritik vorerst abbrechen und auf eine aus dem Dogma von der Eroberung der politischen Gewalt hervorgehende Konsequenz aufmerksam machen. Die Führer der deutschen Sozialdemokratie verhalten sich durchaus ablehnend oder mindestens gleichgültig und kühl gegen alle Bestrebungen der Arbeiter, innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung sich auf wirthschaftlichem Wege zu einer besseren Existenz zu verhelfen. Nur den Arbeiterschutz durch die Gesetzgebung des „Bourgeois-Staates“ lassen sie sich gefallen, die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit, die Vorschriften über Frauen- und Kinderarbeit, über Unfallverhütung und dergl., also gerade das, was mittels Zwang von oben herab gemacht wird, natürlich ganz nach Marx. Von einer sozialen Selbsthilfe hingegen, von Gewerkvereinen und insbesondere von Konsum- und anderen wirthschaftlichen Genossenschaften wollen sie im Ernste nicht viel oder gar nichts wissen. Die Gewerkvereine mögen allenfalls noch hingehen, wenn man es mit ihren eigentlichen Aufgaben nicht zu ernst nimmt, denn sie sind ein ganz brauchbares Mittel, die Arbeiter im Klassenkampf zu schulen und sozialdemokratisch zu drillen, die Konsumgenossenschaften hingegen wurden stets von den Orthodoxen mit hochmüthiger Verachtung behandelt, als ein Irrweg unreifer Geister.

Am 26. Februar 1895 fand z. B. in Berlin eine Versammlung der Schneider und Schneiderinnen statt, in welcher die Stellung der Sozialdemokratie zum Genossenschaftswesen erörtert wurde. Dr. Leo Arons sprach sich für die Genossenschaft aus, Dr. Adolf Braun hingegen, ein im Uebrigen ganz tüchtiger und umsichtiger, aber immerhin auf das hergebrachte offizielle Dogma eingeschworener Schriftsteller, meinte, aus der Errichtung von Genossenschaften würde eine Verspiessbürgerung der sozialdemokratischen Partei hervorgehen. Die englischen Arbeiter hätten sich der Genossenschaftsbewegung erst dann mit grösserem Interesse zugewendet, als der Chartismus gescheitert war. — Nebenbei gesagt eine seltsame Argumentation! Als die englischen Arbeiter einsehen mussten, dass sie mit rein politischer Agitation nichts, vor allem auch keinen politischen Fortschritt erreichten, da warfen sie sich auf die soziale Arbeit und diese brachte ihnen ganz von selbst und ohne dass sie ihre Kräfte in politischen Agitationen aufbrauchen mussten, nicht nur bedeutende und höchst reelle wirthschaftliche Vortheile, sondern auch die wesentlichen, in der Charte angestrebten politischen Errungenschaften. Spricht das für oder gegen die soziale Arbeit? — Eine Arbeiterbewegung, fuhr Dr. Braun fort, der andere Mittel (!) zu Gebote stehen, könne getrost auf die Konsumvereinsmeierei verzichten; man habe vom Staate (!) zu verlangen, dass durch geeignete Vorkehrungen den Fälschern von Nahrungs- und Genussmitteln das Handwerk gelegt werde. Jedenfalls habe die Arbeiterschaft in gegenwärtiger Zeit wichtigere Dinge zu thun (z. B. am 1. Mai mit rothen Fähnchen auf der Strasse herumzuziehen), als sich über Produktiv- und Konsumgenossenschaften den Kopf zu zerbrechen.

Es geht dem „echten“ deutschen Sozialdemokraten wie dem echten deutschen Liberalen: er ruft bei jeder Gelegenheit mit Vorliebe nach der Polizei, er hat eine Korporalsphantasie, die das Gesetz mit seinem Stock als den wahren und besten Organisator betrachtet. Doch geräth hierbei der Sozialdemokrat in noch schlimmeren Widerspruch mit sich selbst und allem Anstandsgefühl als der Liberale, indem er von demselben Staate, dem er programmmässig als Todfeind gegenübersteht, Hilfe in seinen Nöten erfleht oder fordert, und bedenkt zudem in diesem und allen ähnlichen Fällen nicht, dass der Staat in Deutschland keineswegs seiner Partei gehört, und dass, wenn ihre Abgeordneten einen Gesetzentwurf einbringen, dieser vermuthlich schon seiner Urheber wegen mit grosser Majorität verworfen werden wird. Es bleibt ihm also nichts übrig, als sich von den Vertretern der gesammten „reaktionären Masse“ in seinen täglichen Nöten helfen zu lassen, wenn wirklich geholfen werden soll, was vielleicht gar nicht in seiner Absicht liegt.

Für die Führer allerdings giebt es keinen bequemeren Standpunkt, als den von der Eroberung der politischen Macht, nach welcher sich dann alles Weitere von selbst machen wird. So kommen sie glücklich aus mit einigen wenigen Sätzen des kommunistischen Manifestes, brauchen sich über keine aktuelle Frage den Kopf zu zerbrechen und können sich, da sie blos eine von der Menge unkontrolirbare Theorie betreiben und alles praktische, nicht-politische Vorgehen abweisen, nie blamiren — so lange die Leute für so dürftige Kost zu haben sind.

Die Frage der sogenannten Selbsthilfe ist nun das Hauptthema der Müllerschen Schrift. Er geht von der Thatsache aus, dass heute

der Kapitalismus nicht, wie es die Sozialdemokraten häufig darstellen, in seinen letzten Zügen liegt, sondern vielmehr noch ein kraftstrotzender Gesell ist, der sich vor dem Proletariat viel weniger fürchtet, „als manche Potentaten mit halbfeudalen Kronen auf dem Haupte“. Die Gewerkschaften der Arbeiter nehmen offenbar nicht im gleichen Masse an Macht zu wie der Kapitalismus, besonders in den letzten Jahren haben ihre Kämpfe vorwiegend einen unglücklichen Ausgang, und zwar überall, in England wie in Frankreich, in der Schweiz wie in Deutschland. Ein deutscher Gewerkschaftsführer sagt ausdrücklich: „dass die Gewerkschaften Deutschlands seit Jahren weder einen Fortschritt in ihrer Ausdehnung noch in ihrer Einwirkung auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen zu verzeichnen haben“ und dass dieser Stillstand in der That einen Rückschritt bedeute.

Frägt man nach den Ursachen dieser aussichtslosen Sachlage, so findet man nach Müller, dass die Arbeiterparteien bisher darüber keinen genügenden Aufschluss zu geben im Stande waren. Hervorragende Führer der Sozialdemokratie huldigen offenbar der Ansicht, dass die Gewerkschaftsbewegung immer mehr Nebensache werde und die Emanzipation der Arbeiterklasse lediglich von der Macht ihrer politischen Partei abhängig sei. Bebel insbesondere erklärt sich zwar für keinen Gegner der Gewerkschaften, will aber vor Ueberschätzung derselben warnen. Die Gewerkschafts-Presse müsse sich mit den kleinen Fragen beschäftigen, darin liege die Gefahr, dass sie das grosse Ziel aus den Augen verliere und so der allgemeinen Verwässerung Vorschub leiste.*) Den Riesenkapitalien gegenüber sei die Gewerkschaft ohnmächtig und zudem könne Deutschland „aus tausend und einem Grunde“ nie eine Gewerkschaftsorganisation wie die englischen Arbeiter bekommen. Ganze Schichten von ländlichen Arbeitern und auch hunderttausende von Industrieproletariern vermöchten sich infolge des politischen und sozialen Drucks, der auf ihnen laste, nicht gewerkschaftlich zu organisiren (S. 11 ff.)

Die Ansicht, dass in Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Gewerkschaftswesen nicht zu Kraft und Blüthe kommen könne, wird auch von Müller acceptirt. Die Gewerkschaftsfrage liege hier in der That ganz anders, als in anderen Ländern. „Deutschland ist ein Reich, in dem die politischen Voraussetzungen für eine starke Gewerkschaftsbewegung noch gar nicht vorhanden sind. Die Behörden der Staatsregierung gewähren ihr nicht einmal den freien Spielraum und diejenige Bewegungsfreiheit, auf die sie nach den völlig ungenügenden Vereinsgesetzen, die noch dazu in jedem der Bundesstaaten verschieden sind, ein gesetzliches Recht habe. Die von den Verwaltungs- und Justizbehörden ausgebildete Praxis in der rechtlichen Behandlung der Gewerkschaften ist darauf angelegt,

*) Dagegen wird wohl vermuthlich der Aufenthalt im „Schwatzklub“, wie Liebknecht den deutschen Reichstag nannte, zur Vertiefung der Geister beitragen? Obige schulmeisterliche Warnung vor Verwässerung, die jedesmal von Seite der Parteipäpste ertönt, wenn irgend etwas unternommen werden soll, was sie nicht angeordnet haben, oder was nicht in den hergebrachten Kram passt, hat unzweifelhaft ihren Ursprung in der Bibelstelle. Pardon! in der Stelle des kommunistischen Manifestes, wo es heisst, dass die Kommunisten „in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesammtbewegung vertreten“, welches natürlich nur den Propheten, den Augurn der Proletarier bekannt ist, nicht den gewöhnlichen Arbeitern.

ihnen möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen, ihre Wirksamkeit durch empörende Kniffe und Auslegungskünste, also durch ungerechte und unkluge politische Eingriffe zu untergraben und zu vernichten. Deshalb hat es auch für Deutschland seine Berechtigung und einen tiefen Sinn, wenn dort die Arbeiter vor der Hand alle Kraft und Energie, die in ihnen pulst, daran setzen, um ein anderes Regime, eine vernünftigere und loyalere Handhabung der Staatsgewalt gegenüber ihren Bestrebungen zu erlangen" (S. 20). Dagegen sei es ganz falsch, zu behaupten, dass man mittels der politischen Bewegung zum aufgestellten sozialen Ziele gelangen könne. Ihre Bedeutung sei nur vorübergehend, während die Gewerkschaften erst dann, wenn jene gelungen, d. h. Deutschland in ein freies, demokratisches Staatswesen umgewandelt sei, sich entwickeln und zur vollen Blüthe gelangen werden. Dann beginne erst die eigentliche soziale Arbeit, eine organisatorische Arbeit von unten herauf. Die Politik könne nicht eine sozial schwache und bedrückte Klasse zu Macht und Freiheit führen, die politische Bedeutung der Arbeiterklasse hänge von ihrer gesellschaftlichen Position ab, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse bestimmen — ganz wie Marx gelehrt — den Staat, seine Einrichtungen und Gesetze und „nur nach Massgabe der von den Arbeitern sozialwirthschaftlich erworbenen Macht können sie in der Politik, d. h. im Kampf um die staatliche Rechtsordnung als wirkender Faktor auftreten."

Das ist eben der Punkt, wo der moderne Sozialismus mit sich selbst streitet. Nach Marx' Dogma von der materialistischen Geschichtsauffassung ist die politische Macht einer Klasse nur von ihrer wirthschaftlichen Position abhängig. Als der Adel alles besass, hatte er auch die ganze politische Macht in Händen. Das Bürgerthum eroberte sich diese Schritt für Schritt in dem Masse, als sein Reichthum wuchs. Dennoch verweist Marx sofort auf eine ganz andere als eine ökonomische Macht, nämlich auf die Macht der grössten Anzahl derber Fäuste, mit denen die Proletarier den Staat erobern und die Expropriateurs expropriiren sollen.

Bebel drückte diesen Widerspruch zwischen der Marxistischen Gesetzmässigkeit der Geschichte, die jedenfalls von wissenschaftlichem Werth ist, wenn auch lange nicht in dem Masse, wie man nach den Prahlereien Engels und der schwadronirenden Epigonen glauben sollte, und der Marxistischen Politik, die ich für leeres, leichtfertiges Gewäsch halte, in einer Rede auf dem Erfurter Parteitag sehr deutlich aus, ohne sich daran mehr zu stossen, als ein katholischer Mönch an dem $1 = 3$. „Nun befindet sich ja," sagte er dort, „die Sozialdemokratie gegenüber allen früheren Parteien, soweit sie zur Herrschaft zu gelangen suchten, in wesentlich anderer Position. Indem wir darnach streben, die kapitalistische Produktionsweise zu beseitigen und die sozialistische an ihre Stelle zu setzen, sind wir genöthigt, einen ganz anderen Weg als alle früheren Klassen, die zur Herrschaft kamen, einzuschlagen. Bisher zeigt uns alle menschliche Entwicklung, dass eine Klasse erst in dem Augenblick zur politischen Herrschaft im Staate gelangte, wo sie die Herrschaft über die neue Produktionsweise, den materiellen Machtbesitz erlangt hatte; bei uns handelt es sich um etwas ganz Entgegengesetztes. Wir sind nicht in der Lage, die Herrschaft der Arbeiterklasse zu errichten auf Grundlage der Gewinnung der ökonomischen Macht, wir müssen zum umgekehrten Mittel greifen.

In erster Linie haben wir die politische Macht zu erobern und diese zu benutzen, um auch die ökonomische Macht durch die Expropriation der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen. Ist die politische Macht in unseren Händen, so findet sich das Weitere von selbst" (Protokoll S. 158 f.). Man sieht, wie ernsthaft es die Herren mit ihrer eigenen Wissenschaft nehmen. Erst stellen sie auf Grundlage ihrer gerühmten materialistischen Geschichtsauffassung ein pompöses Gesetz des Zusammenhanges der ökonomischen mit der politischen Macht auf, dann verwandeln sie es nach Partei-Bedürfnissen in sein Gegentheil, erklären das Gesetz für ein blosses „Mittel", das man nach Belieben gebrauchen oder nicht gebrauchen kann und machen das Mittel zum Zweck und den Zweck zum Mittel.

Nach Müller kann die Sozialdemokratie, wie wir schon gesehen, aus Deutschland eine demokratische Republik machen. Auf Seite 21 sagt er ganz deutlich: „Die Partei hat ihr Ziel erreicht, sobald es ihr (!) gelungen ist, in Deutschland ein modernes, wirklich bürgerlich-demokratisches Staatswesen an Stelle des jetzigen halb feudalen und ganz polizeistaatlichen zu setzen." Allein: „Niemand erwarte von ihr, wenn sie einmal zur Herrschaft gekommen sein sollte, die Abschaffung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die Einrichtung der sozialistischen Produktionsweise. Die Sozialdemokratie in Deutschland, an die Regierung gekommen, kann nichts sozialistisches thun; sie kann und wird das Staatswesen gründlich reformiren müssen, und das wird sehr heilsam sein. Aber den Kapitalismus wird sie nicht beseitigen können. Verstaatlichungsversuche grossen Stils werden nothwendig scheitern und nur den Sturz der neuen Regierung bewirken. Und dort, wo sie wirklich mit starker politischer Macht in die sozialen Verhältnisse eingreifen muss, da wird sie geradezu unsozialistisch zu handeln gezwungen sein. Eine demokratische Regierung in Deutschland wird, wenn sie nicht ihre Aktionsfähigkeit von Anfang an in Frage stellen will, die sozialen Festungen der politischen Reaktion. den ostelbischen Grossgrundbesitz zerschlagen müssen. Die sozialdemokratische Agrarfrage lautet in Wirklichkeit: wie lässt sich in Ostdeutschland ein zahlreicher Stand demokratischer Kleingrundbesitzer und eine rentable, kleinbäuerliche Wirthschaft etabliren? Den Arbeitern kann die Regierung nicht mehr gewähren als völlige Freiheit, sich zu organisiren und Förderung ihrer Organisationsbestrebungen; in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit wird sie dagegen strikte Neutralität zu bewahren haben, wie sie denn überhaupt gegenüber allen Klassen Gerechtigkeit walten lassen muss. Alles in Allem wird sie nicht mehr als eine gut bürgerlich-radikale Kulturpolitik in Szene zu setzen vermögen."

Diese Ansicht hängt mit der von Müller in seiner früheren, oben citirten Broschüre nachgewiesenen Thatsache zusammen, dass die deutsche Sozialdemokratie Massen von kleinbürgerlichen Elementen in sich trägt, die geradezu den Ton angeben. Schon darum kann das Genossenschaftswesen bei der Partei keinen Anklang finden, denn die Kleinbürger leben hauptsächlich vom Zwischenhandel. „Daher auch die Wuth der Kleinbürger, wenn ein Sozialist nicht mehr auf die Doktrin von der Eroberung der politischen Macht schwören, sich durch die verlogene Phrase ‚Diktatur des Proletariats' nicht blenden lassen will, sondern vom ‚wirthschaftlichen Kampf' spricht. Das erscheint





ihnen als ‚Verrath', als Bruch des Allianzvertrags, auf Grund dessen sie ‚Sozialdemokraten' geworden sind" (S. 77/78).

Der Gedankengang ist also folgender: nur mit Hilfe der Kleinbürger können die Arbeiter die politische Macht erwerben, und nur so lange kann eine gemeinsame Aktion dauern, als die sozialen Ziele hinter die politischen gänzlich zurücktreten. Sowie die Arbeiter auf jene losgehen wollen, ist die Allianz zersprengt. Eine bürgerliche Demokratie kann also etablirt werden, aber nicht ein Sozial-Staat. Zu diesem kommt man auf ganz anderem als politischem Wege.

Würden wir aber die Sozialdemokratie als eine wirkliche Proletarier-Partei ansehen dürfen und dabei annehmen, dass die Sozialdemokraten den Staat erobern, also eine bedeutende Übermacht über alle anderen Parteien zusammengenommen besässen, dann ist — trotz materialistischer Geschichtsauffassung unseres Erachtens nicht einzusehen, warum sie nicht ebenso die „Einrichtungen und Gesetze" bestimmen sollten, wie etwa in alten Zeiten ein armes Nomadenvolk, das über sesshafte reiche Ackerbauer herfiel und das ganze Land in Besitz nahm und regierte. Dass die Proletarier im Besitz der politischen Macht sind, wenn sie dieselbe erobert haben, ist doch wohl unleugbar, fraglich und höchst ungewiss wäre nur, ob sie dieselbe wirklich im Sinne heutiger sozialistischer Ziele gebrauchen würden, wenn nämlich der Machtbesitz nur auf den starken Fäusten beruhte, ob dann nicht ebenso wie in allen ähnlichen Fällen der Geschichte wieder ein aristokratisches Regime von den Führern eingesetzt würde, ob also nicht blos die Rollen oder die Personen wechselten, während das System in seinem Grundcharakter gleich bliebe. Noch viel fraglicher ist, ob die Etablirung des „Gemeineigenthums an allen Produktionsmitteln", die man ja im Besitz der Staatsgewalt auch vornehmen könnte,*) nicht eine allgemeine Hungersnoth oder Anarchie oder eine neue (Staats-)Sklaverei zur Folge hätte, wenn die grosse Masse der Arbeiter in diesem Momente keine andere Vorbereitung oder Drillung besässe als die politische, rein theoretische, die ihr heute von der Partei ausschliesslich ertheilt wird. Doch sind das alles ganz müssige Betrachtungen, denn das Proletariat (oder auch die Sozialdemokratie mit ihren kleinbürgerlichen Elementen) wird für sich allein in gegenwärtiger oder irgend absehbarer Zeit ebenso wenig die politische Macht in Deutschland oder sonstwo erobern, als es dieselbe trotz der vielen prächtigen und stolzen Prophezeiungen von Marx und Engels Ende der vierziger und anfangs der fünfziger Jahre erobert hat. Wenn Dr. Müller so etwas w i r k l i c h für möglich hält, so irrt er sicherlich. Aber wir werden unserm Autor gerechter werden, wenn wir seinen Gedankengang in folgender Fassung ausdrücken. Die heutige Sozialdemokratie ist eine wesentlich politische Partei, sie ist nicht nur keine reine Arbeiterbewegung, sondern vielmehr geradezu beherrscht von nicht-proletarischen Elementen. Es gehören ihr Leute

*) Diese Ansicht steht keineswegs im Widerspruch mit der in der Besprechung der früheren Müller'schen Arbeit ausgedrückten: „Man gebe h e u t e den Führern der deutschen Sozialdemokratie die Staatsgewalt in die Hände, sie werden nicht viel mehr ausrichten als Caprivi." Denn erstens hat heute die Sozialdemokratie nicht den Staat erobert, man könnte also nur ihre Führer zu Ministern machen, und zweitens ist hier vom wirklichen Proletariat die Rede, nicht von der kleinbürgerlich-gemischten Sozialdemokratie.



aus den verschiedensten sozialen Schichten an, und die aus den ‚besseren‘ haben gerade den grössten Einfluss. Darum kann Jeder sich ihr anschliessen, der ein „Bedürfniss nach besserer und verständnissvollerer Verwaltung, nach gerechterer, das Volksbewusstsein nicht verletzender Rechtspflege“ empfindet (S. 26). Fasst man die Sache so und giebt man die Prämisse, dass die Sozialdemokratie nur eine politische Partei sei, zu, dann könnte man sich allenfalls denken, dass diese Partei mit der Zeit die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes umfassen und die Staatsgewalt erobern würde, wonach aber dann natürlich von sozialistischen Regierungsexperimenten gar nicht die Rede sein könnte. Aber ich halte auch diese Auffassung für ganz unrichtig, aus dem einfachen Grunde, weil die Prämisse unhaltbar ist.

Ich will gern zugeben, dass die sozialdemokratische Partei eine sehr gemischte Gesellschaft umfasst, dass ihr gar manche Kleinbürger und etliche andere Nicht-Proletarier, Studenten, Schriftsteller etc., vielleicht sogar einige hohe Herren angehören, die nur ihre eigenen Interessen, nicht die des Proletariats im Auge haben. Doch muss man sich, was schon öfter betont wurde, sehr davor hüten, jeden, der einem Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen seine Stimme giebt, für ein Mitglied auch nur der sozialdemokratischen Partei, geschweige denn für einen sozialrevolutionären Kommunisten zu halten. Jeder mit den bestehenden politischen Verhältnissen Unzufriedene kann sich bei den Wahlen so benehmen, braucht aber deshalb noch lange nicht für die Demokratie, oder sogar nur für die Republik eingenommen zu sein. In Ermangelung eines besseren, und da die anderen Parteien in politischer Beziehung ganz unerträglich erbärmlich sich benehmen, wählt er den sozialdemokratischen Kandidaten. Die Sozialdemokratie zählt mithin, auch wenn wir zugeben wollten, dass sie eine blos politische Partei sei mit dem Ziel der demokratischen Republik, sehr viel weniger (politische) Anhänger, als es nach den Wahlen den Anschein hat, und wäre mithin von ihrem Ziele noch himmelweit entfernt. Sieht man aber von den blossen politischen Wahlen, die über die Parteiangehörigkeit schon wenig sagen, ab und frägt einen beliebigen deutschen Staatsbürger, der nicht selbst Sozialdemokrat ist, was denn ein Sozialdemokrat sei, so wird er zehn gegen eins mit Hass und Wuth in Stimme und Geberde eine Definition geben, nach der die Sozialdemokratie durchaus nicht als eine blos politische, sondern ganz entschieden als eine soziale, proletarische, revolutionäre Partei erscheint. Ein Sozialdemokrat ist ihm ein Mensch, der die Proletarier zur Diktatur im Staate bringen und alles Vermögen für das Proletariat konfiszieren will. Es ist nicht wahr, dass sich die Bourgeoisie in Deutschland vor den Sozialisten nicht fürchtet. Ich weiss nicht ganz bestimmt, was die allerhöchsten Kapitalmagnaten denken, aber die ungeheure Mehrheit der Besitzenden und Gebildeten, fast der ganze Mittelstand ist von einer geradezu lächerlichen Angst, von einem peinigenden Entsetzen vor der Sozialdemokratie erfüllt. Und es ist allem Anschein nach dieses unvernünftige Gefühl, welches den Machthabern gestattet, zu thun was ihnen beliebt. Aller Sinn für bürgerliche und politische Freiheit ist, selbst in den sogenannten liberalen oder freisinnigen Parteien, verloren gegangen, man lässt sich die unerträglichste Polizeiwirthschaft, die empörendste Rechtspflege im Allgemeinen ruhig ge-

fallen, sympathisirt im tiefsten Innern herzlichst mit Kanonen und Bajonetten und würde, trotz der hohen Steuern und drückenden Lasten des Militärdienstes, um alles in der Welt die stehende Armee nicht erheblich verkleinern wollen, selbst wenn der Weltfriede, d. h. die Sicherheit vor äusseren Feinden, auf ein Jahrtausend garantirt wäre. Es giebt gewiss unzählige Leute in Deutschland, die sich lieber Schuft als Sozialdemokrat nennen hörten. In diesem Sinn wirkt die Existenz der Sozialdemokratie und ihrer Programme, auch wenn dieselben thatsächlich nur leere Phrasen enthalten sollten, vorläufig wenigstens entschieden freiheitsfeindlich und reaktionär. So lange ungeheure Schichten der Bevölkerung diese Phrasen ernsthaft nehmen und sich vor ihnen fürchten, ist es ganz gleichgültig, ob sie einen reellen Inhalt haben oder nicht, so lange wird die Sozialdemokratie immer eine ungeheure Mehrheit gegen sich haben und einen erheblichen Fortschritt auf politischem Gebiete viel eher verhindern als erzielen. Der Geist des deutschen Volkes wurde durch das Bismarck'sche Regiment entschieden verschlechtert. Gesinnungslose Erfolgsanbetung, domestikenhafter Herrenkultus, gewissenlose Streberei, dazu herausforderndes Protzenthum, dünkelhaftes Brüsten, eitle Jagd nach dem verlogensten Schein verbreiteten sich mächtig im Lande, sogar über dessen südliche Theile, und haben die Reichsdeutschen zu einer ziemlich unbeliebten, im gesammten Ausland genau genommen mehr oder weniger gehassten Race gemacht. Ich möchte durchaus nicht behaupten, dass irgend eine andere Nation, — keine ausgenommen — bei einer genauen moralischen Messung mehr Werthe enthielte als die Deutschen. Ich glaube vielmehr, dass die Messung, Alles in Allem genommen, entschieden zu ihren Gunsten ausfiele, auch heute noch. Es steckt ein Fond von Kraft und Geist und moralischem Feingefühl in diesem Volke, welcher durch die letzten Jahrzehnte mehr verdeckt als angefressen wurde. Trotzdem müssen wir heute mit Bezug auf breite und wichtige Schichten der Nation sagen: dass Menschen, die sich angewöhnt haben, nach oben mit gebeugtem Rücken, ein knechtisch-süsses Lächeln um den Mund, mit gieriger Demuth devote Blicke zu werfen und, dementsprechend, gegen tiefer Gestellte mit Vorliebe sich unverschämt und wegwerfend zu benehmen, nicht sehr geeignet sind, sich politische Freiheit zu erhalten oder zu erkämpfen. Aber dieser ganze moralische Rückgang, oder sagen wir lieber diese hässliche unmoralische Ueberkrustung, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so weit gediehen, wenn nicht die Furcht vor der Sozialdemokratie als ein besonderes und sehr kräftiges Agens dazu gewirkt hätte. Muss nicht ein um sein Eigenthum und selbst um seine persönliche Sicherheit schwer besorgtes Bürgerthum in anbetender Bewunderung zu den eleganten und schneidigen „Herren" aufblicken, die ohne Zweifel jeden Augenblick bereit sind, auf Befehl ihres Kriegsherrn einen aufrührerischen Proletarierhaufen zusammenzukartätschen? Und die Lieutenantsverehrung ist ein Grundzug des neudeutschen politischen Charakters, der alle anderen fatalen politischen Eigenschaften in nuce enthält oder erzeugt. Erst wenn die Sozialdemokraten ihre bedenklichen Programme mit „Klassenkampf" und „Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung" u. s. w. aufgeben und wirklich, auch formell, eine rein politische Partei werden, oder wenn die grosse Masse in Deutschland einsieht, dass die bedenklichen Punkte im Grunde,

nämlich praktisch genommen, sehr unbedenklich sind, oder endlich, wenn etwa das junkerlich-absolutistische Regierungssystem sammt entsprechender Justiz ein solches Maass von Unerträglichkeit erreicht hat, dass **trotz** Sozialdemokratie die bürgerlichen Klassen zum Schutze wesentlicher und schwer bedrohter Interessen sich zu freiheitlichen Thaten erheben: dann könnte Deutschland auch in politischer Hinsicht ein moderner Staat werden. Unter diesen Voraussetzungen, deren baldiges Eintreten wir keineswegs erwarten, würde natürlich auch die **heutige** Wirksamkeit der Sozialdemokratie sich als vortheilhaft erweisen, denn sie verbreitet unter den Arbeitern und Kleinbürgern, also in Kreisen, die in Deutschland ohne sie vielleicht noch politisch todt oder einsichtslos geblieben wären, republikanischen Geist und würde dadurch die Truppen der Freiheitsfreunde beträchtlich vermehren und verstärken. Wir denken bei alledem, das sei kräftig betont, keineswegs an eine gewaltsame Revolution, die wir ganz ebenso verabscheuen wie den Krieg und, wie diesen, nur in den allerextremsten Fällen, wo ein anderer Ausweg nicht mehr möglich ist, mit schwerstem Bedenken zulassen möchten, sondern an die schliesslich unüberwindliche Macht der dringenden Bedürfnisse und festen Ueberzeugungen einer überwiegenden Mehrheit des gesammten Volkes. Vorläufig ist leider die Hoffnung auf einen politischen Fortschritt der Deutschen noch sehr schwach, es regt sich zwar da und dort ein wenig der freiheitliche Gedanke und einige Entrüstung über einzelne besonders unangenehme und willkürliche Akte der öffentlichen Gewalt, aber die Furcht vor der Sozialdemokratie und die gangbar gewordene Prinzipienlosigkeit hält jede ernste Bewegung der Geister nieder. Und jeder etwaige Erfolg in der äusseren Politik würde bei den Deutschen — wie leider noch immer bei **allen** Völkern — das weitverbreitete Knechtsbewusstsein noch wesentlich stärken, weshalb anfrichtige Freunde der Freiheit bis auf Weiteres solche Erfolge kaum wünschen können. Aber auch nicht irgend welche ernste Niederlagen. Den anderen Völkern gegenüber ist der Deutsche unbedingt gerechter als irgend eine andere Nation und so ist auch die auswärtige Politik des deutschen Reichs die anständigste, friedliebendste, wenigst brutal egoistische. Wir halten aber in unserer Zeit das Friedensinteresse für wichtiger als **jedes** andere. Nur in gesichertem Frieden können unsere sozialen und politischen Fragen nach und nach gründlich und zum dauernden Wohl der menschlichen Geselllschaft gelöst werden. Der Krieg wirkt stets und nothwendig freiheitsfeindlich, aristokratisch und kann darum nur so lange einen Fortschritt erzielen, als die Beherrschung und Ausbeutung Vieler durch Wenige ein Mittel des Fortschritts ist. Sind wir, wie wir glauben, über die Periode der Entwicklung, in welcher dieses Mittel angewendet werden musste, hinaus, so müssen wir den Krieg auf's Aeusserste perhorresciren. Und weil wir nun glauben, dass kein Staat in der Welt so entschieden und aufrichtig den Frieden will und anderen Staaten gegenüber so sicher die Grundsätze objektiver Gerechtigkeit durchzuführen geneigt ist wie Deutschland, so scheint uns, so lange der Krieg nicht zur Unmöglichkeit geworden und so lange Deutschland diesen Charakter beibehält, eine gewisse Uebermacht desselben, eine massgebende Rolle im Staaten-Konzert geradezu im Interesse der Menschheit zu liegen.

Das Resultat dieser Betrachtung gegenüber der Müller'schen



Schrift ist also, dass wir die Sozialdemokratie, solange sie bleibt, was sie bisher gewesen, als Führerin im Kampf für politische Freiheit in Deutschland nicht ansehen können.

Das Kleinbürgerthum schliesst sich an sie auch nicht an, weil es nach Freiheit strebt, denn was soll ihm Freiheit? Es würde sich jedem Caesar unterwerfen, der ihm sichere Existenz oder gar Wohlhabenheit garantirte, sei es auch durch rein despotische Maassregeln. Es schliesst sich an aus Hass gegen das grosse Kapital, von dem es seinen Untergang bereiten sieht. Selbst die deutsche Sozialdemokratie will im Grunde nicht politische Freiheit („Freiheit ist eine Phrase, die alles Mögliche umhüllt", sagt Liebknecht in „Wissen ist Macht"), sondern nur Befreiung von den jetzigen Herrschern und dann sehr strammen Gehorsam gegen die eigenen. Wer, wie Marx, durch Gewalt die Herrschaft im Staate erringen und durch die staatliche Macht die Gesellschaft umgestalten will, der kann unmöglich im Ernst ein Regime der Freiheit im Sinne haben. Nur diejenigen, die sagen können: Wir brauchen keine Gewalt, um sicher und gut zu leben, wir stehen fest auf dem selbstgeschaffenen öconomischen Boden oder wir brauchen nur die Freiheit, um uns ökonomisch zu sichern — wollen wirklich frei sein und dann auch frei bleiben.

Um nun wieder zur Gewerkschaftsfrage zurückzukommen, so gelangt Müller zunächst zu dem Schlusse, dass die Sozialdemokratie als eine politische Partei sehr gemischten sozialen Charakters nichts wesentliches zu Gunsten der Gewerkvereine thun konnte und an ihrer misslichen Lage völlig unschuldig ist. Es wäre schon als eine Errungenschaft zu betrachten, wenn die Arbeiter wenigstens zur Einsicht kämen, „dass sie von politischen Parteien keine direkte und wesentliche Stärkung ihrer Gewerkschaften erwarten dürfen, dass es eine Utopie ist, jene als Vorspann für ihre wirtschaftlich-sozialen Bestrebungen gebrauchen zu wollen, kurz, dass die Gewerkschaftsfrage nicht durch die Sozialdemokratie zu lösen ist" (S. 30).

Die wahre Ursache der relativen Ohnmacht der Gewerkschaften liegt nach ihm in der Geringfügigkeit der materiellen Mittel, über die sie verfügen. Wären sie genügend mit Geld ausgerüstet, so würden sie Erfolge erzielen und der Erfolg allein besitzt dauernd eine werbende Kraft. Es frägt sich also: wie sollen sie zu reichlichen Mitteln gelangen? Die Antwort auf diese Frage schliesst sich im Ganzen an die Mittheilungen und Gedanken von Mrs. Sidney Webb („Die britische Genossenschaftsbewegung") und noch enger an die Theorien von Ernst Busch („Die soziale Frage und ihre Lösung") an, nur dass bei Müller die Konsumgenossenschaft in erster Linie dazu berufen ist, mit ihren Reinerträgen die Gewerkschaftskassen zu füllen. Das Originelle in der Ausführung werden wir alsbald darstellen.

Der grösste Ausbeuter der Arbeiterklasse ist nicht der produzirende Kapitalist, sondern der Vermittler zwischen Produzent und Konsument. Die Beseitigung der Ausbeutung durch den Zwischenhandel würde für sich allein schon die materielle Lage der Arbeiter wesentlich verbessern. Daher „Organisation des Konsums der Arbeiterklasse! Gründung von Arbeiter-Konsumgenossenschaften!" Den Gewerkschaften aber sollen diese Genossenschaften in der Weise unter die Arme greifen, dass sie einen gewissen Theil ihres Reinertrages an dieselben abliefern. Wo Genossenschaft und Gewerkschaft zusammen-

fallen, wäre dies leicht durchzuführen, nur dass, wenn man kein Mittel dagegen fände, die grosse Masse der jungen ledigen Arbeiter, die keinen eigenen Haushalt haben, für die Genossenschaft werthlos wäre. Diesen Uebelstand muss man beseitigen und zugleich den häufigen Fall ins Auge fassen, dass die Gewerkvereine für sich allein nicht im Stande wären, lebensfähige und erfolgreiche Konsumgenossenschaften zu bilden, deshalb sich an schon bestehende anschliessen müssten, und dass man Leuten, die nicht Mitglieder einer Gewerkschaft sind, nicht Opfer für eine solche zumuthen darf. Dr. Müller will diese Schwierigkeiten durch Einführung eines „Warengeldes" lösen. Die Konsumgenossenschaft soll nämlich ein besonderes Geld (= Zeichen) herstellen, das in erster Linie den Beruf hat, als Zahlungsmittel in ihren Läden zu dienen, also genau das, was man in der Wissenschaft Papiergeld nennt, nämlich Scheine oder Werthzeichen, deren Aussteller lediglich verspricht, sie zu dem darauf verzeichneten Nominalbetrag als Zahlung anzunehmen. Die Gewerkvereine sollen nun verpflichtet werden, wöchentlich mindestens 25 Prozent von der Lohnsumme ihrer sämmtlichen Mitglieder durch einen Vertrauensmann bei der Betriebskommission der Genossenschaft umzutauschen. Nach der Menge des bezogenen Warengeldes erhält jede Gewerkschaft ihren Antheil vom Profit. Die Unverheiratheten bezahlen mit dem Warengeld ihre Kostgeber, die dadurch genöthigt werden, ihre Einkäufe in den Konsumläden zu machen. Die Arbeiter sollten alle Händler, mit denen sie verkehren, mit Warengeld bezahlen und sie dadurch veranlassen, Kunden der Genossenschaft zu werden, wodurch der Reingewinn derselben und mithin das Einkommen der Gewerkschaften erhöht würde. Wer dann etwa sein Warengeld nicht in den Konsumläden ausgeben will oder kann, dem tauschen diese es mit 5—10 Prozent Abzug gegen Landesmünze ein. „Dazu werden sich genug Geschäftsleute verstehen, wie die Erfahrung lehrt" (S. 54). Die Erfahrung ist dem grossartigen, mächtigen Konsumverein Basel entnommen, der mit verschiedenen Metzgern, Bier-, Kohlen- und Manufakturhändlern Vereinbarungen getroffen hat, wornach diese seine „Konsummarken" an Zahlungsstatt annehmen und mit einem Abzug von etlichen Prozenten gegen Landesgeld umtauschen können. 1894 hatte dieses Warengeldgeschäft einen Umsatz von über 1 Million Franken. Fast 70000 Fr. wurden dabei rein verdient (S. 54).

In je weitere Kreise das Warengeld dringt, desto mehr Prozente ihres Lohnes können die Arbeiter in dasselbe umwechseln, und je mehr in Circulation kommt, desto grösser die Einnahme der Gewerkschaftskassen, und die Arbeiter kommen zudem auf diesem Wege von der Organisation des Konsums zur Organisation der Produktion, d. h. zur Gründung eigener Fabriken und Werkstätten, also zur Beseitigung der Ausbeutung des Arbeiters auch als Produzent. So liesse sich der Kapitalismus nach und nach vernichten und eine sozialistische Wirthschaftsorganisation aufbauen.

Wenn man annehmen dürfte, dass die Arbeiter wirklich und ernsthaft den ihnen von Müller gewiesenen Weg beschritten, so glaube ich nicht, dass man gegen seine Konsequenz: „Auf diesem Wege gelangt Ihr zur Emancipation" etwas Ernsthaftes einwenden könnte. Auf jedem Fall ist der Gedanke, die Gewerkschaften durch die Konsumgenossenschaften zu stärken, ein ganz gesunder und praktischer, und

auch das Warengeld ist eine sehr einfache, fruchtbare und — Einsicht und guten Willen der Arbeiter vorausgesetzt — leicht durchzuführende Institution, natürlich nur in einem Staatswesen, das nicht jeden Versuch einer besseren Organisation der Volkswirthschaft, besonders wenn er von den Arbeitern ausgeht, mit brutaler Gewalt und Bornirtheit niederhält. Giebt es doch — fast unglaublich! — Staatswesen, die dem Konsumenten nicht gestatten wollen, innerhalb des eigenen Landes seine Bedürfnissgegenstände in dem Kaufladen zu holen, welcher ihm am besten scheint, Staatswesen, die den Konsumvereinen bei Strafe verbieten, anderen Menschen als ihren Mitgliedern irgend etwas zu verkaufen. Dem natürlichen Menschenverstande, dem an solche Vergewaltigung nicht gewöhnten Bewohner eines freien Landes kommt derlei so absolut blödsinnig und lächerlich vor, dass er es auf blosses Hörensagen kaum glauben kann. Der schöne, ideale, hoch„ethische“ Grundsatz, auf dem sich ein solches Gebahren stützt, muss ungefähr so lauten: „Da bisher gewisse Menschen und Stände dich ausgebeutet haben, darfst du ja nichts thun, was hinfüro diese Ausbeutung verhindern könnte“, oder: „Da bisher der Güterumlauf miserabel organisirt war, so muss er auch in Zukunft miserabel organisirt bleiben; soweit wir eine bessere Organisation verhindern können, wollen wir sie verhindern.“ Die Existenz von Konsumvereinen kann man eben nicht verhindern, da man irgend ein Vereinsrecht doch hat und braucht und sich wohl keine Formel finden liesse, um gerade solche Vereine unmöglich zu machen. Dafür sucht man ihre Wirksamkeit so viel als möglich zu beschränken. Der Arbeiter soll nach dieser ganz fundamentalen, autoritären, überall nur auf das Hergebrachte als erworbenes Recht pochenden Lebensauffassung überhaupt für immer ein armer Teufel bleiben, dem höchstens der Staat in Nothfällen ein schäbiges, womöglich von den Armen selbst aufgebrachtes Almosen vermitteln darf — und zwar von Rechtswegen, weil es immer so war, seit es Herren gegeben. Der Gedanke, durch eigene Veranstaltungen seine Lage zu verbessern, gilt, besonders wenn er beim Arbeiterstande hervortritt, einer solchen Anschauungsweise für staatsgefährlich und verwerflich.*) Eine heillose Politik des Dünkels, der Herrschsucht und Unvernunft, die allenfalls im Stande ist, die Gründung grosser Reiche mit ungeheurem Pomp zu feiern und niemand von dem Feste auszuschliessen — als das Volk. Man sehe doch, welche Früchte diese Art von Weisheit bringt, welche Zufriedenheit sie in den von ihr regierten Ländern in immer weitere Kreise der reglementirten, bevormundeten Klassen verbreitet! Unter der Herrschaft patriarchalischer Sklavenhalter-Grundsätze kann der freie, männliche Sinn sich nur erhalten in scharfer Opposition gegen Alles, was von oben kommt, selbst gegen das an sich Gute, im heftigen Kampf gegen Staaten und Throne. Wer sich in seiner Seele fügt, die Lebensauffassung seiner „Herren“ gelten lässt, der vermehrt, wenigstens in unserer, innerlich doch nicht autoritäts-gläubigen Zeit, nur die Zahl jener Sklavenseelen, die, demütig streberhaft nach oben, domestikenmässig frech nach unten, die Charakterlosigkeit zum Prinzip erheben und, jeder wahren Mannheit bar, auf die Dauer sicher am wenigsten geeignet sind, Thron oder Altar oder

*) Man denke an die Behandlung, welche Behörden und Gesetze den Gewerkvereinen und den freien Krankenkassen zu Theil werden liessen!



sonst irgend etwas in der Welt mit ihrer Kraft zu stützen, obwohl man sie gern als die wahren Stützen der „heiligsten“ Besitzthümer betrachtet.

Das Wesentlichste an Müller's Schrift ist nach meiner Ansicht dies, dass sie uns wieder Einen von der noch kleinen, aber zunehmenden Schaar derjenigen zeigt, die das Heil der Zukunft nicht von der Gewalt, vom Gesetz, von der Zwangsorganisation erwarten, sondern von der Freiheit, der Einsicht, dem drängenden Bedürfniss vernünftiger, durch die Erfahrungen der sozialen Entwicklung belehrter oder zu belehrender Menschen, nicht oktroirt von oben und plötzlich, wie ein Geschenk der Götter vom Himmel gefallen, sondern langsam, mühsam, aber fest und sicher von unten aufgebaut durch die vereinigten Anstrengungen aller Betheiligten. „Wenn die Arbeiterklasse — den Sozialismus wirklich anstreben will, so muss sie anfangen, die sozialistische Gesellschaft in der heutigen zu organisiren“ (S. 56). Der deutsche Arbeiter „muss einsehen lernen, dass sich die sozialistische Gesellschaft nicht politisch dekretiren, diktatorisch anbefehlen, sondern nur in völliger sozialer Freiheit, die allen Klassen gewährt werden muss, organisiren lässt“ (S. 74/75). Und Seite 79 erklärt der Verfasser, „dass eine freie, vernünftige Gesellschaftsordnung nur durch Freiheit und Vernunft organisirt, dass das Ideal einer brüderlichen Menschengemeinschaft nicht aus dem Geiste brudermörderischen Klassenhasses, sondern nur aus der Erkenntniss unserer solidarischen Menschheits-Interessen herausgeboren werden kann.“

Wem dieser Weg zu lang scheint, den fragen wir, ob er wohl einen kürzeren weiss. Die Eroberung der politischen Macht? Angenommen, was wir nicht für wahr halten, Sie könnten im Besitz derselben wirklich Ihre sozialen Ziele erreichen: aber wann werden Sie denn diese politische Macht in Besitz nehmen? was für irgendwie begründete Aussichten haben Sie in dieser Beziehung für die nächsten hundert oder zweihundert Jahre? Erinnern Sie sich daran, wie unsterblich sich Ihre grössten Denker blamirten, so oft sie den nahe bevorstehenden Sieg des Proletariats prophezeiten. Das Proletariat ist heute dem Besitz der Staatsgewalt nicht näher gerückt, als vor 50 Jahren. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen mag ja noch eine Zeit lang anwachsen, aber dieses Wachsthum hat seine bestimmte Grenze und die Grenze liegt ziemlich weit diesseits der Majorität, so dass Sie auch, wenn die Majorität über Alles zu entscheiden hätte, wie ein politischer Tantalus daständen. Denkt man sich also die Einrichtung des Sozialstaates auch noch so bequem und rasch und flott, was sie vermuthlich nicht wäre, so fehlt doch für alle absehbare Zeit eine kleine Voraussetzung dafür, der Besitz der Staatsgewalt. Wäre die Hälfte oder ein Drittel oder nur ein Zehntel der Arbeit, die in politischer Propaganda und Organisation seit 30 Jahren verbraucht wurde, und fast nutzlos, auf wirthschaftliche Drillung und Organisation, insbesondere auf die Propaganda des genossenschaftlichen Geistes und die Züchtung solidarischer, ökonomischer Organismen verwendet worden, so würde die soziale und politische Welt heute anders aussehen und statt einer Anzahl von politischen Phrasendreschern und sozialen Maulhelden hätten wir eine grosse Schaar trefflicher Verwalter und Organisatoren, die den kapitalistischen Unternehmern täglich einige Quadratmeilen von dem Terrain ihrer Ausbeutung wegkaperten. Die





Sachen sind leider anders gegangen und wir müssen heute anfangen, wo wir schon bald am Ende sein könnten. Wer aber überhaupt glaubt, dass diese Art von Fortschritt zu schwer, zu voraussetzungsvoll und darum unpraktisch sei, weil er von den Menschen, hier von der grossen Masse einfacher Arbeiter, zu viel verlange, dem müssen wir antworten, dass eine Klasse, die auf demjenigen Gebiete, dessen Neugestaltung ihr eigenthümliches Werk sein soll, nicht Bedeutendes leistet, auch nicht berufen sein kann, diese Neugestaltung vorzunehmen. Was man hier von ihr fordert ist genau das, was sie im Fall eines politischen Sieges leisten müsste: organisatorische Arbeit, nur dass diese dann in ungeheurem Style, in schwerster Qualität und kolossaler Quantität und sofort, von heute auf morgen, und ohne alle Vorbereitung geleistet werden müsste und darum nicht geleistet werden könnte, während jetzt ganz im Kleinen begonnen, die Kraft Schritt für Schritt erworben und erzogen und geübt und die ganze Lebensweise, Intellekt, Wille, Gemüth des Arbeiters den von ihm selbst geänderten und verbesserten Verhältnissen von Tag zu Tag angepasst wurde. So nur können wahre Sozialisten herangebildet werden, nicht durch irgend eine neue wissenschaftliche Dogmatik, nicht durch fulminante Reden in bier-begeisterten Versammlungen, nicht durch Aufstachelung wilder Triebe des Hasses und der Begehrlichkeit nach einem üppigen Leben und nicht durch Ausrottung oder Untergrabung der in der hergebrachten Moral aufgestapelten höchsten Weisheit der Jahrtausende. Quartiert heute die proletarischen Massen in den „Palästen der Reichen“ ein, so habt Ihr nichts weiter erreicht, als dass auch diese morgen schon Schweineställen ähnlich sehen. Und ein Wunder wäre nicht das, sondern das Gegentheil. Den Reichthum durch Eroberung politischer Macht zu erwerben, das war der aristokratische Weg der Geschichte; wer an die Demokratie glaubt, der muss den Weg der freien Association der Arbeit und Bildung einschlagen, und den Staat, wie alle Gewalt, möglichst bei Seite schieben, resp. einschränken.

Wir glauben vorläufig noch an die Demokratie, da wir in ihr die einzige Hoffnung der ganzen Menschheit sehen, und meinen, mit Anderen, schon längst allerlei Anzeichen zu sehen, dass die Arbeiterklasse, sogar in Deutschland vielleicht, der rein politischen Phrasen und Macht-Träume überdrüssig, sich der mühsameren, aber fruchtbareren sozialen Selbstbefreiungsarbeit zuzuwenden beginnt. Der anonyme Verfasser des Hauptartikels von Nr. 13 des V. Jahrgangs der „Sozialen Praxis“ sagt S. 332, nachdem er von den deutschen Gewerbegerichten und der Thätigkeit der Arbeiter in denselben berichtet: „Auf die Arbeiterbewegung hat schon diese beschränkte Theilnahme der Arbeiter an Geschäften der Selbstverwaltung einen sichtbaren Einfluss geübt. Die deutsche Arbeiterbewegung ist im Laufe der letzten Jahre ruhiger geworden. Sie beschäftigt sich mit konkreten Aufgaben, mit ihrer eigenen Gliederung und Ausgestaltung. Die organische Verbindung der Gewerkschaften durch die Vermittlung ihrer Central-Commission, die Gründe für und wider, die Frage der Unterstützung im Falle der Arbeitslosigkeit etc. bilden den fortgesetzten Gegenstand der Erörterungen. — Die Sozialdemokratie ist unter den so veränderten Verhältnissen längst aus der Arbeiterbewegung herausgewachsen und steht im Begriff zu einer politischen Partei im hergebrachten Sinne des Wortes zu werden; eine Partei, welche ihrem Ursprunge

nach die gewerbliche Arbeiterfrage zwar als ihr hauptsächliches, aber nicht mehr als ihr einziges Arbeitsfeld betrachtet.“ Wir wünschen sehr, dass dies möglichst und ohne Uebertreibung wahr, nicht blos Wunsch und Hoffnung sei.

In der Schweiz ist eine mächtige und erfolgreiche genossenschaftliche Bewegung zunächst allerdings weniger unter den Arbeitern als unter den Bauern verbreitet worden. Aber diese bäuerlichen Genossenschaften stehen den Arbeitern nichts weniger als feindlich oder abgeschlossen gegenüber, ihre Thore sind weit offen für alle Welt, und die Anregungen, die von ihnen ausgehen, reichen offenbar schon in die Kreise der sozialdemokratischen Arbeiterschaft hinein, in welchen ja überhaupt ein viel grösseres Mass von Gedankenfreiheit und geistiger Unabhängigkeit zu finden ist, als in den gleichen Kreisen in Deutschland. Hier konnte vor Kurzem einer der bedeutendsten sozialdemokratischen Führer in einer öffentlichen, aus allen Schichten der Gesellschaft besuchten Versammlung ruhig erklären: er habe sich vom Marxismus längst losgesagt. In Deutschland würden die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte der Partei alsbald ein feierliches und schreckliches Ketzergericht veranstaltet und das Anathema über eine solche verlorene, abtrünnige Seele ausgesprochen haben. Das räudige Schaf wäre mit Gewalt aus der frommen Hürde verstossen worden. In der Schweiz sprach niemand ein Wort dagegen und der Mann blieb in seinem höchst wichtigen und einflussreichen Partei-Amte, als ob Marx kaum ein Kirchenvater, geschweige denn die ewige Weisheit selbst wäre. Am letzten sozialdemokratischen Parteitag aber, der im Dezember 1895 in Bern abgehalten wurde, brachte die Mitgliedschaft Oberwil einen Antrag auf Reform des Parteiprogramms ein, der jeden rechtgläubigen Anhänger der Marxistischen Kirche in tiefster Seele empören muss. Es wird darin, nach dem Bericht der „Neuen Züricher Zeitung“ gesagt, dass das Parteiprogramm von 1888 der heute erreichten sozialen und politischen Erkenntniss nicht mehr entspricht, dass ferner die dem Programm zu Grunde liegende Anschauung der Wünschbarkeit der Verstaatlichung aller Produktionsmittel als unhaltbar und dem Gange der sozialen Entwicklung widersprechend erklärt werden muss, dass insbesondere der Staatsbetrieb der Landwirthschaft einen ökonomischen Rückschritt bedeutet, weil er die auf diesem Gebiete besonders unentbehrliche Selbstthätigkeit der bäuerlichen Bevölkerung einengen und an ihre Stelle eine kostspielige bureaukratische, sich nothwendig verhasst machende Verwaltung setzen würde, dass endlich auch die politischen Postulate in Bezug auf die zu einseitig darin vertretenen Zentralisationsbestrebungen eine Aenderung nöthig machen. Es wird daher beantragt: Eine Revision des Gesammtprogramms von 1888 und zwar sowohl in Bezug auf den grundsätzlichen als auch auf den politischen und wirthschaftlichen Theil. Im besonderen möge das neue Programm in seinem wirthschaftlichen Theile die Verstaatlichungs-, resp. Kommunalisirungsforderung auf die Gebiete des Verkehrs und des Grund und Bodens oder auch nur auf die Verstaatlichung der Grundrente beschränken. Für die übrigen Gebiete der Volkswirthschaft (Landwirthschaft, Gewerbe und Industrie) soll die genossenschaftliche Organisation im Sinne sozialistischer Prinzipien angestrebt werden, und zwar in der Weise, dass auf Grundlage der Konsumgenossenschaften die produktiven Betriebe demokratisch im Interesse der Konsumenten organisirt und verwaltet werden.





Der eigentliche Antragsteller, Landrath Gschwind von Baselland, sagte in seiner uns in extenso gedruckt vorliegenden Rede, in welcher er den Antrag begründete, u. A.: „Wir verwahren uns entschieden gegen den Vorwurf, weniger sozialistisch zu sein als irgend jemand in diesem Saal. Wenn wir in einzelnen Punkten von den bisherigen Lehren der Sozialdemokratie abweichen, so nehmen wir das nur als unser gutes Recht in Anspruch. Eine Partei wie die unsrige, die auf dem Boden der Entwicklung steht, die auf allen Gebieten dem Fortschritt huldigt, darf sich nicht gegen neue Anschauungen und Ideen abschliessen. — Die Dogmengläubigkeit macht nicht den Sozialdemokraten aus, sondern das freie Denken und der Muth der Selbstkritik. Wer behaupten wollte, dass unsere Lehren unantastbar wären, dass man in der Partei der Geistesfreiheit Schranken auferlegen müsse, der würde ihr nur einen schlechten Dienst leisten und würde damit nur erklären, dass auch die Sozialdemokratie die Wahrheit nicht mehr ertragen kann. — Wenn durch die politische Macht der Sozialismus eingeführt werden könnte, so sollte man doch annehmen, dass unser Volk welches doch mindestens zu 80 Prozent (?) zu den Ausgebeuteten gehört — längst schon die kapitalistische Ausbeutergesellschaft zum Teufel gejagt haben müsste. — Wenn wir im Staate die Zügel führen wollen, so müssen wir ihn von uns abhängig machen und das kann nur dadurch geschehen, dass wir unsere ökonomische und soziale Macht vergrössern. —

(Aus der Lehre Marx') folgt, dass wir eine sozialistische Rechtsordnung nicht durch den Staat schaffen können, wenn nicht die Gesellschaft selbst schon sozialistisch organisirt ist, dass mit politischer Macht, vom Staate aus, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht durchzuführen ist. — Wir müssen also in erster Linie das arbeitende Volk auf sozialistischer Basis ökonomisch zu organisiren suchen. — Wer mit offenen Augen sehen will, weiss, dass überall, wo der Staat als Produzent auftritt, seine Leistungsfähigkeit hinter der der Privatwirthschaft — abgesehen von den Verkehrsmitteln — zurückbleibt, dass er unrationell, unwirthschaftlich und schwerfällig-bureaukratisch produzirt. — Man wird uns einwenden, dass für heute diese Wahrheit wohl zutreffe, nicht aber für die Zukunft, den Zukunftsstaat. Abgesehen davon, dass eine solche Behauptung unbeweisbar ist — so ist ausserdem gar nicht einzusehen, durch welche Veränderungen der Staat dazu kommen sollte, mit einem Male ein praktischer und tüchtiger Leiter der Volkswirthschaft zu werden. Viel wahrscheinlicher, dass wir ihm damit eine Aufgabe zuweisen, unter deren Last er nothwendig zusammenbricht. — Wahrlich, wir verlangen zu viel blinden Glauben von dem arbeitenden Volke für ein Ding (den Staat), mit dem es so wenig wie möglich zu thun haben möchte. — Unser Volk liebt seine Freiheit und Unabhängigkeit denn doch zu sehr, als dass es jemals zu solchen Utopien seine Zustimmung gäbe. Wann haben wir denn das Volk auf unserer Seite, wenn wir für Verstaatlichungsprojekte eintreten, oder wenn wir aggressiv gegen den Staat vorgehen? Die Abstimmung über das Zündhölzchenmonopol*) und die abfällige Beurtheilung über das durch-

*) Für das die Sozialdemokraten eintraten und das vom Volke gründlich zurückgewiesen wurde. Das „Recht auf Arbeit" (sozialdemokratische Initiative) wurde mit 308289 gegen 75880 Stimmen verworfen. So radikal ist das Volk, wenn es zum Worte kommt!



geführte Alkoholmonopol geben uns darüber eine nicht misszuverstehende Antwort. Und das Verhalten unseres Volkes hat eine tiefe Berechtigung. Es fühlt instinktiv, dass ihm der Staat nicht helfen kann. — Der politische Sozialismus ist eine Halbheit, ja nicht einmal eine solche; er wird nur etwas sein und werden, wenn er vom Genossenschafts-Sozialismus fundamentirt ist. Genossen, wirklich sozialistische Genossen, werden nur gebildet in den Genossenschaften selbst. — Die Expropriation der Expropriateure — wird eintreten. Freilich nicht durch einen politischen Handstreich. durch einen wohlgezielten Gewaltschlag des Proletariats, sondern langsam auf dem Wege einer organischen, gesunden, wirthschaftlichen Entwicklung, und zwar unter voller Wahrung des Grundsatzes der wirthschaftlichen Freiheit. — Wir vernichten dabei nicht die freiheitlichen Errungenschaften der Vergangenheit, wir unterwerfen das Individuum keinem despotischen Zwange, sondern ermöglichen es ihm, kraft seiner Anlagen und Fähigkeiten, sich frei zu bethätigen, und verhüten damit, dass die Wurzel aller Kultur, die schöpferische Selbstthätigkeit des Individuums, vernichtet wird. Seien Sie versichert, Genossen, dass uns auf diesem Wege das Schweizervolk folgen wird, aber auch nur auf diesem Wege. — In die grosse Schule des Genossenschaftswesens wird es mit Freuden eintreten —. Ohne eine solche Schule der Solidarität wird es uns nie möglich sein, das Laster der Gewinn- und Profitsucht, den nackten, öden, gesellschafts- und kulturfeindlichen Egoismus aus dem Herzen zu reissen. Und täuschen wir uns darüber nicht, diese Pflanze wuchert mit der gleichen Kraft in der Hütte der ärmsten Proletarier, wie in den Palästen der grössten Millionäre. Der Arbeiter hasst das Kapital nicht des Kapitalismus willen, sondern nur, weil er es selbst nicht hat." (Aus Nr. 41 des „Bauern- und Arbeiterbund Baselland".)

Muthet das nicht manchen allergehorsamst-hingegebenen, demuthsvoll-begeisterten „Unterthan" an wie scharfe Gletscherluft den Hektiker? und sind nicht auch die radikalen Gewalt- und Autoritäts-Menschen im Grunde genommen soziale Hektiker und „Unterthanen"?

Ueber die auf Gschwind's Rede folgende Diskussion können wir leider nichts Genaues berichten. Natürlich fand der Oberwiler-Antrag Gegner, die Mehrheit des Komitees beantragte sogar, darüber zur Tagesordnung zu schreiten. Der schweizerische Arbeitersekretär Greulich aber, ein geborener Reichsdeutscher und einer der ältesten Kämpen der Sozialdemokratie, meinte, die Anträge verdienten eine bessere Berücksichtigung. Die darin enthaltenen Gedanken sollten dem Parteikomitee, den Mitgliedern und der Oeffentlichkeit zur Besprechung übergeben werden. Das sozialdemokratische Programm könne ganz gut revidirt werden, ein Programm bilde immer die Manifestation der jeweilen geltenden Anschauungen. Robert Seidel, ebenfalls in Deutschland geboren und Redakteur der in Zürich erscheinenden „Arbeiterstimme", welche Gschwind's Rede auch im Wortlaut brachte, nahm gleichfalls den Antrag in Schutz; man verlange schon lange obligatorische Berufsgenossenschaften, wozu denn, wenn diese nicht Bausteine bilden sollen? Wir ersticken an kleinlichen Wahlen und Abstimmungen; er habe sie längst satt. Die verfluchte Berufung auf die Wissenschaft könne er nicht leiden. Dieses Sichstützen auf die Wissenschaft sei eine elende Sache. Die Schuster, Schneider und



Handschuhmacher werden den Zukunftsstaat einrichten, nicht der Nationalrath oder Ständerath, nicht der Berner oder Züricher Kantonsrath

Man sieht wohl, dass man nach diesen der N. Z. Z. entnommenen Sätzen nur ungefähr ahnen kann, was Seidel, ein sehr intelligenter und gebildeter Mann und ein ethischer Idealist, eigentlich gesagt haben mag. — Dr. Brüstlein beantragt mit Greulich, es solle der Antrag Oberwil unpräjudizirlich zur Diskussion gewiesen werden. An dem Tage, da er zur sozialdemokratischen Partei getreten sei, habe er das Parteiprogramm gar nicht gekannt. Doch haben Programme wenigstens einen Werth für die Diskussion. Wolle man gegen das Kapital aufkommen, so müsse man auch eine wirthschaftliche Macht sein. Man könne einen intelligenten Genossen in den Nationalrath wählen, es werde ihm dort wohl sein, aber er vergesse, dass er für den Sozialistenstaat wirken solle. Finanzdirektor Müller (Bern) begrüsst die Forderung der Genossenschaftsbewegung. Der Antrag Gschwind sei im Stande, die Arbeiter und Bauern zusammenzuführen. Wir stehen mitten im Bau des sozialen Staates, der sich organisch entwickeln werde.*) — Unter grosser Heiterkeit der Versammlung bemerkte Gschwind in seinem Schlussworte, 90 Prozent der Sozialdemokraten seien nichts anderes als Kapitalisten ohne Geld. Die Genossen suchen Genossen auszubeuten, so der Wirth, der Bäcker. Mit grosser Mehrheit wurde die Revision des Parteiprogramms beschlossen; der Antrag Oberwil wurde unverkürzt (!) zur Diskussion zugelassen. In die fünfgliedrige Kommission zur Prüfung des zweiten Theils des Antrags wurden auch Gschwind und Greulich gewählt. Definitiv entschieden werden soll am nächstjährigen Parteitag. Mag dieser Entscheid vorläufig ausfallen wie er will, die Genossenschaftsbewegung wird allem Anschein nach in der Schweiz auch unter den Arbeitern schliesslich doch den Sieg davon tragen, ebenso wahrscheinlich, als die staatssozialistischen Versuche, die jetzt von oben herab veranstaltet werden sollen, an dem Widerwillen des Volks gegen die Bureaukratie und daher gegen die Monopole scheitern werden. Ist dies einmal gründlich geschehen, dann wird der Schweizer Arbeiter, wie es Dr. Müller wünscht, wirklich in der Lage sein, „dem deutschen Bruder durch die That den Weg zu zeigen, der zum Ziele führt, indem er selbst darauf voranschreitet." Lernen kann der deutsche Arbeiter schon heute gar viel in der Schweiz, nicht nur vom Arbeiter, sondern auch vom Bauer und Bürger, nur nicht von jenen Plutokraten, Staatsmännern und Marxisten, die selbst auf reichsdeutscher Fährte wandeln — nämlich in politischen und sozialen Dingen. Im Uebrigen kann jedes Volk von jedem andern profitiren.

*) Darauf folgen einige sozialdemokratische Phrasen, die mit obigen Sätzen, wenn diese richtig wiedergegeben sind, in vollem Widerspruch stehen.



DER HOLDEN WORTE SÜSSER KLANG.

ROMAN

VON

VIGGO STUCKENBERG.

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG AUS DEM DÄNISCHEN VON MATHILDE MANN.

„In der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube und vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken: es ist alles nur ein Wagestück, und der Zufall thut alles."

Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Der Herbst ist da. Der Sommer ist vorbei.

Die Sonne strahlt von einem tiefen, blauen Himmel herab, und der Wind zerteilt die Zweige des alten Gartens zu sonnengefüllten Lichtungen, um sie gleich darauf wieder in blitzendem, ruhelosen Schwanken in einander zu verwirren. Der Sturm fegt über die kahlen Felder und schüttelt den Sommer von den Zweigen und schlägt gegen die Fensterscheiben und die Mauern des Hauses. Hoch oben über den Baumwipfeln wirbeln die Blätter, die noch blank sind vom Reif der Nacht, und flattern über dem Garten und haften lederbraun auf der gefrorenen Erde, und draussen hinter den schwarzen Stämmen des Gartenzaunes schimmert der Bach weiss und blendend durch die einsamen Wiesen.

In der schmalen Lichtfurche zwischen den dunklen Gardinen steht Martin Jessen und schaut in den Herbst hinaus. Ein süsslicher Geruch von Holzrauch erfüllt das niedrige Zimmer. Aus dem eisernen Ofen hinten in der dunklen Zimmerecke leuchtet das Feuer über den Teppich hin, und die langen eisernen Röhren des Ofens strahlen ihre Hitze gegen die blaugestrichene Wand aus, so dass sich der Geruch der warmen Farbe mit dem Geruch des brennenden Holzes vermischt. Auf dem Tisch unter der Bilderwand liegt zwischen aufgeschlagenen Büchern Martin Jessens Magisterabhandlung und harrt der letzten Durchsicht, und der Stuhl ist auf den Teppich vorgerückt.

Martin aber bleibt stehen und schaut in die Sonne und in den Wind hinaus. Unter dem Fenster schwankt ein Beet spät blühender Astern, tiefe lilla Farben und reine weisse, — zarte brennende Asternfarben, unter der tiefstrahlenden Herbst-Sonne, — und er gedenkt eines blonden Köpfchens mit grossen, melancholischen Augen, eines weissen Kleides, das in der Sonne blendet wie die weissen, sich wiegenden Astern. — —

Er schaut auf den Garten hinaus.

Da draussen unter den Obstbäumen mit ihren knorrigen Ästen oben auf dem Rasenplatz steht noch die weissangestrichene Gitterbank. Über den Stäben liegt braunes Laub, und die Sonne scheint durch den entlaubten, breitkronigen Apfelbaum auf die weisse Farbe der Bank herab, und der Wind schaukelt die dünnen Schatten der Zweige darüber hin. Und er gedenkt des tiefen Sommerschattens, der an jenem Nachmittag im August, als er da oben sass und wartend nach dem Hause hinüberspähte, über der Bank und über ihm gelegen. Er gedenkt dieses Nachmittags und sieht seine Sonne und seine Schatten vor sich, er gedenkt und sieht, wie er ununterbrochen, seit er sich von seinem Schreibtische erhoben, gedacht und gesehen hat.

— — — Er sass auf der weissen Bank.

Dort unten am Hause brannte die Sonne auf den Kies des Gartensteiges und auf den Kalk der Mauer. Alle Fenster standen offen, und auch die Flügel der Gartenthür waren weit geöffnet. Er sass auf der Bank unter dem Apfelbaum und schaute über den sonnenbeschienenen Rasenplatz hinein in den kühlen Schatten des Zimmers, er erblickte den runden Tisch in der Mitte mit den Blumen in der Glasschale und den Photographierahmen im Kreise rings umher, den blassrosa Flor, der den Kronleuchter verhüllte und ganz im Hintergrunde den viereckigen Spiegel über dem Klavier. Und dort, wo das Haus endete, erhob sich hinter dem Grün des Gartenzauns der sonnenbeschienene gelbe Giebel der Wassermühle, und das Rauschen des Mühlrades brummte bedächtig durch die stille Luft. Dann klappten die Thüren dort unten in den Zimmern hinter den offnen Fenstern und aus der Gartenstube stürmten ein paar ganz junge Mädchen heraus. Die eine schlank und zart, mit hellem Teint und hellem Haar. Die Sonne strahlte in ihrem lockigem, aschblonden Haar und hüllte ihr hellblaues Kleid in ein Lichtmeer. Sie lief den Steig hinab, über den Rasenplatz, leicht vornübergebeugt mit eilig schwirrendem Gang, als fliehe sie lachend vor einem unsichtbaren Arm, der sich um ihre Taille legen wollte, und sie stürzte an ihm vorüber und machte erst auf dem Croquetplatz hinter ihm halt und griff hastig nach einem Hammer, dessen Stiel ein roter Ring zierte.

„Ich hab' den roten!“ rief sie und schwang den Hammer über den Kopf wie ein schweigendes Hurrah und beugte sich herab, um die Kugel zu suchen.

Er aber blieb auf der Bank sitzen und wartete, und seine Augen schweiften zu einem herabgelassenen, grünen Schirtingrouleau hinüber, das sich hinter einem der geöffneten Fenster blähte. Dicht vor dem Fenster standen die vier grossen Linden in einer runden Gruppe und wölbten ihre Kronen gleich einem grünen Bienenkorb über den Büschen des Gartens und hoch über dem Strohdach des einstöckigen, weissen Hauses. Der Kalk der Wand schimmerte grünlich im Schatten der Linden, und das Moos des Daches kräuselte sich dunkel und kühl, wo der Schatten lag. Die Nachmittagssonne beschien das Laub, und die Bienen umschwärmten in der Sonne und im Schatten die Baumkronen gleich kleinen, schwarzen, schwirrenden Punkten, die sich gegen das Blau des Himmels abhoben, und die unteren Zweige gleich gelben Funken in sammetdunklem Fluge. Und dem summenden Laub-Bienenkorb entströmte der Duft der Lindenblüten.

Er hatte dort unten am offnen Fenster gestanden, sich hineinneigend, die Arme auf das Fensterbrett gestützt. Das grüne Schirtingrouleau war zur Hälfte in die Höhe gezogen und über seinem Kopf und seinem gebeugten Rücken hinweg summte hin und wieder eine Biene aus den Linden in die schmale, längliche Speisekammer hinein, flog auf die weissgescheuerten Borte hinauf, mitten zwischen die Schüssein, Terrinen und Kruken. Die Sonne spiegelte sich in weissen Fayencehenkeln und blanken Blechdosen und es summte unaufhörlich und geschäftig unter der Decke und in allen Ecken. Grosse, blaue Fliegen und gelbe krumme Bienen krabbelten auf dem Fensterbrett, und der sonnenwarme Duft der Lindenblüten strömte aus dem Garten herein und vermischte sich mit dem Speisekammergeruch nach Eingemachtem, Gewürzen, nach Brot und frischgescheuertem Holzwerk.

Die Sonne brannte auf seinem weissen Jackenrücken. Er stand da und sprach in die Speisekammer hinein, und zu ihm heraus klangen als Antwort das Gelächter und die fröhlichen Stimmen junger Mädchen.

Gerade vor dem Fenster, im vollen Sonnenschein, die Aermel des blauen, baumwollenen Kleides bis zum Ellenbogen aufgestreift, stand seine Schwester, strich Butterbrot und schnitt Käse ab.

„Da sitzt eine Biene auf Deinem Ohr, Camilla!“ sagte er und sah zu ihr auf.

Als sie aber ruhig in ihrer Beschäftigung fortfuhr und nichts erwiderte, lehnte er sich weiter vor, um an ihr vorbeizusehen.

„Jutta,“ sagte er, „wollen Sie meine Schwester nicht retten?“

„Ach, Unsinn!“ tönte es aus dem Innern der Speisekammer heraus, dann folgte ein leichtes Geräusch, als wenn jemand auf den Fussboden herabspringe, und im Sonnenschein neben Camilla tauchte eine kleine, stämmige, hochbusige Mädchengestalt von drei- bis vierundzwanzig Jahren auf; das glänzende schwarze Haar war im Nacken zu einem dicken Knoten verschlungen und umgab die Schläfen wie ein Glorienschein. Sie stellte sich neben Camilla und betrachtete deren Ohr mit zwei braunen sonnenschimmernden Augen.

„Da ist ja aber gar keine!“ sagte sie und lachte, und wandte sich dann lächelnd ihm zu.

Er verharrte unbeweglich in seiner liegenden Stellung, den Nacken erhoben, feierlich still, und schaute sie unverwandt an.

„Kennst Du ihn denn noch nicht besser?“ fragte Camilla, indem sie sich zu dem Bort unter dem Tisch hinabbeugte, um einen neuen Käse hervorzuholen.

Jutta sah ihn wieder an und erhob dann, gleichsam in plötzlicher Verwirrung ihre Hände, zwei starke, breite Hände, zu den Schläfen empor, strich über dass krause Haar und schloss die Hand über dem vollen Nackenknoten, als wolle sie die Haarnadeln fest hineinschieben. Dann lachte sie, strich mit einem kurzen Lachen alle Verlegenheit weg und trat in den Hintergrund der Speisekammer zurück.

„Geh' jetzt,“ sagte Camilla, „dann kommen wir zu Dir hinaus!“

Und das grüne Schirtingrouleau fiel auf seinen Nacken herab, so dass er sich aufrichten musste. — —

Er sass oben auf der weissen Bank und wartete. Die Sonne schien auf das herabgelassene Rouleau und hinter ihm ertönten die festen Schläge der Croquethämmer gegen die Kugeln und das Rascheln von Kleidern auf dem Gras.

Aber diejenige, auf die er wartete, kam nicht! sie kam nicht, sie blieb da drinnen bei seiner Schwester hinter dem grünen, sonnenbeschienenen Rouleau.

Und er blieb auf der weissen Bank sitzen, bis man ihn zum Abendbrot rief.

Und nach Tische stand er wieder im Garten.

Drinnen im Gartenzimmer sang Jutta am Klavier, und während sich die Dämmerung des Augustabends langsam über die Obstbäume und den Rasenplatz herabsenkte, trug ihre Stimme, rund und voll und dunkel die Worte des Liedes zu ihm hinaus.

„Die Jungfrau sass im Kämmerlein,
Der Jüngling spielt die Zither fein — —“

Er stand draussen vor der Gartenthür und sah zu den brennenden Klavierlichtern hinein. Im Lehnstuhl da drinnen sass sein Vater und rauchte und schlug Takt mit erhobenem Zeigefinger. Dann war das Lied zu Ende und er hörte die Stimme seines Vaters und Juttas Lachen und das Klappen des Klavierdeckels, der geschlossen wurde.

„Gute Nacht!“ rief er vom Garten aus, und ging um das Haus herum und an der Wassermühle vorbei, die einsam und friedlich in dem warmen Sommerabend rauschte. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Martin Jessen steht noch immer am Fenster und sieht in den Sonnenschein und in den Wind hinaus.

Dort über den Rasenplatz kam sie an ihm vorübergelaufen, und dort oben hinter der Bank stehen die Croquetringe in dem nassen Gras. Dort ging sie blond und licht umher und spielte, während er auf der Bank sass und auf ihre Schwester wartete, ging den ganzen Sommernachmittag hindurch so in seiner nächsten Nähe, — sie, das Kind, für das er sie hielt, dessen er nicht achtete. Und der Nachmittag, dessen er gedenkt, teilt sich, zerfällt in zwei



Hälften, und es ist ihm, als ob der Abend, an dem er unter den goldenen Sternen stand und Jutta's Gesang lauschte, weit in seine Kindheit hinausgerückt ist, und als sei es gestern gewesen, als Johanne an der weissen Bank vorüber lief, als sässe er in diesem Augenblick da oben und sähe sie über den Rasenplatz laufen, blond und schlank im Sonnenschein.

Der Sommer erwacht in seiner Erinnerung, zerstreute Tage tauchen wieder auf, stets dieselben, die ihn täglich mehrere Stunden von seiner Arbeit ablenkten, seit das Laub zu fallen begann.

Vor sich erblickt er die hohen Nesseln, die so üppig und dicht in dem tiefen Schatten unter den alten Bäumen des Hintergartens und an der feuchtgrünen Mauer des Kuhstalls stehen. Er kam daher — er und sein Vetter — die Arme hoch über den Nesseln erhoben, an der alten Kegelbahn entlang, die in den nasskalten Schatten verfaulte, und verfallen zwischen dem Gras und Kraut und den vom Dachfirst herableckenden Regentropfen lag.

Er hört noch das Lärmen und kreischende Lachen der jungen Mädchen, das aus dem Gartenzimmer zu ihm heraus tönt.

Sie standen still und sahen sich an, er und sein Vetter, und schlichen an ein Fenster und rührten sich nicht, und gewahrten dadrinnen ein Paar rundliche Beine, die unter Lachen und Kreischen um die Wette gegen die Esszimmerthür stiessen. Er sah Juttas runde von einem hellbraunen Strumpf umschlossene Wade, die in einem gelben Spitzengekräusel des Kleides verschwand, während sie einen Lackschuh hoch über den Füssen der Andern gegen die Thür stemmte. Er sah sie mit ihren weissen Händen den Kleiderrock halten, sah den Kopf mit dem dunklen Haar sich vorbeugen, um das Gleichgewicht zu halten, sah allein ihre gelbe, rundliche Gestalt zwischen den bauschigen blauen und rosa Gewändern der Anderen. — —

Und dann sah er Jutta am Abend desselben Tages oben im Zimmer seiner Schwester, das schwarze aufgelöste Haar über einer bunten, toskanischen, seidenen Decke herabfliessend, und er selber und auch die Anderen waren in Kostüm. — Er stand in der Dämmerung auf dem langen, halbdunklen Boden, wo die hölzernen Sparren unter dem Stroh des Daches schräge zusammenlaufen, und wo es Ecken und Winkel und dunkle Plätze giebt und Spinnengewebe vor schrägen, bestaubten Fensterscheiben, wo die Luft warm und beklommen ist und ein trockner Geruch nach altem Siedelzeug und Flachs und Tymian das Atmen erschwert. — Und die Thür zum Giebelzimmer öffnete sich, und dort stand Jutta und lachte ihm und dem Vetter entgegen, — und das ganze kleine Stübchen hinter ihr war angefüllt von Tarlatan und Tüll und errötenden Gesichtern. Er sass auf einem kleinen Sessel neben Johanne und lauschte Juttas Lachen und den Scherzen der Vettern. Er selber sagte nichts, und Johanne schwieg wie er. Da wandte er sich plötzlich um, als erwache er aus dem eigenen Schweigen und schaute sie an, erblickte ein Paar kindliche, zarte Arme unter einem weissen, zerknitterten Tarlatankleid und ein Paar schlanke, schwarze Beine, unter dem kurzen Rock. Und sie lachten einander zu, sahen sich plötzlich fröhlich und unbefangen in die Augen. Und die Worte kamen, und ihr Lachen vermischte sich mit dem der Andern.

Und dann erhob der Vetter sich und machte den Vorschlag, dass sie tanzen wollten, und sie stürmten über den Boden und die Treppe hinab, ins Gartenzimmer. Camilla eilte voran, setzte sich ans Clavier und spielte einen Walzer, und tanzend fielen sie mit lautem Chorgesang ein, — und hielten plötzlich inne und schwiegen, geblendet, verwirrt, und sahen einander entsetzt an. — — —

Ein Blitz flammte durch das halbdunkle Zimmer, ein tiefer Donner rollte über das Haus dahin und machte die Fensterscheiben erbeben, und der Regen sauste durch das Laub der Obstbäume. — — —

Die Erinnerungen verketten sich, und Martin Jessen sieht die zerstreuten Sommertage in geschlossener Reihenfolge aufsteigen gleich den leichten Wellen, die ein Windhauch auf einem Teich erregt.

— — — Am nächsten Morgen —

Er lag wach und schaute nach dem Sonnenschein hinüber, der durch die grünen Schirtingvorhänge des Fensters drang, und hörte draussen auf dem Hofe die Hähne krähen und die Enten schnattern. An dem sonnenbeleuchteten, grünlichgoldenen Vorhang zeichneten die Fenstersprossen ihre schwarzen Schattenkreuze ab, und das Klappern der Holzpantoffel schallte in der Morgenfrühe deutlich auf dem Pflaster unter dem Fenster, und die Wagen fuhren zur Mühle, und die Milcheimer klirrten gegen einander und gegen die Steine. Er lag da und hörte die Hammerschläge draussen in der Schmiede, hörte die morgenkräftigen, pfeifenden Schläge auf den Ambos und den heissen Hauch der Blasebälge in der feuchten, frischen Luft des Sommermorgens.

Dann huschten leichte, laufende Schritte über den Gang, zwei helle, flüsternde Stimmen wurden hörbar, dann klappte ein Thürschloss und gleich darauf raschelten Frauenkleider am Fenster vorüber.

Er sprang aus dem Bett und durch die Spalte zwischen der weissen, glatten Gardine und dem grünen Vorhang erhaschte er einen Schimmer von einem blauen und einem gelben Kleiderzipfel, die über schwarzen Strümpfen und den Spann hochumschliessenden Schuhen aufgenommen waren. Vorsichtig zog er die Gardine zurück.

Drüben auf der Brücke vor dem Rad der Wassermühle standen Jutta und Johanna über das Brückengeländer gelehnt, zwei junge, gesenkte Köpfe ein dunkler und ein blonder, auf schlanken Schultern unter grossen, gelben Hüten. Und der dunkle Kopf in dem gelben Kleide redete unablässig auf den blonden in dem blauen ein, redete mit einem erzürnten, drohenden Antlitz. Er sah nur den gebeugten Nacken der Blonden und die Hände, die unbeweglich auf dem Brückengeländer lagen.

Und dann gingen sie beide und verschwanden hinter dem bethauten Holzwerk der Brücke und den morgenlich blanken Blättern der Weiden.

Er wandte sich um und sah zu dem Vetter hinüber, der in tiefem Schlaf dalag, dann kleidete er sich schnell an und ging über den Hof.

Von der Brücke aus sah er Jutta und Johanna zu dem Badehaus auf der Wiese hinabsteigen, dort wo die lange, gewundene Pappelallee endete. Er sah Jutta auf der Badehausbrücke stehen und Johanna plötzlich hastig umwenden und zurücklaufen, die Allee hinauf, während Jutta stolz und sicher hinter der Thür des Badehauses verschwand.

Ganz langsam ging er Johonna entgegen. Eine Windung der Allée verbarg sie, aber er wusste, dass sie gleich wieder zum Vorschein kommen musste. Er hörte schon ihr Kleid bei den schnellen Schritten rascheln. Und dann stand sie da, eine Strecke vor ihm, ganz verweint, und starrte ihn entsetzt an.

„Gehen Sie!“ sagte sie zornig und stampfte mit dem Fuss auf den feuchten Weg und zog den Hut über die Augen und wandte ihm den Rücken zu.

Er aber blieb stehen und betrachtete die blonden Locken ihres Nackens.

„Gehen Sie!“ sagt sie nochmals, den Rücken ihm zugewandt.

Er hörte es ihrer Stimme an, dass sie kurz davor war, wieder in Thränen auszubrechen, und dann ging er auf sie zu und legte ruhig seine Hand auf ihren Arm.

„Fräulein Johanna,“ sagte er sanft, „was haben Sie denn nur einmal?“

Und im selben Augenblick wandte sie sich halb nach ihm um und presste sich an ihn und barg ihr Antlitz an seinem Rockaufschlag und schluchzte und redete eine Menge verworrenes Zeug, wovon er nur etwas von Jutta verstand und von dem vorhergehenden Abend und von Johannas klarem Tarlatankleid.

Und verwirrt von ihren Worten und ihren Thränen, von diesem schlanken jungen Mädchen, das dort an ihn gelehnt stand und so treuherzig sprach und so kindlich ihr Geheimnis verriet, wusste er einen Augenblick weder aus noch ein, sondern starrte zum Badehaus hinüber voller Angst, ein gelbes schimmerndes Kleid zum Vorschein kommen zu sehen, und wünschte Johanna weit fort und errötete über ihre erregte Offenherzigkeit.



Aber nur einen Augenblick. Dann beugte er sich über sie herab, um sie zu trösten und schlang seinen Arm um ihre Taille.

Im selben Augenblick war sie verschwunden.

Er stand allein unter den säuselnden Pappeln und sah sie dem Hofe zueilen, — ihren blonden, gebeugten Nacken über dem blauen Kleid, — sah sie zwischen den Schatten der Pappelstämme laufen und über den breiten, aus glitzernder Morgensonne gewobenen Gürtel der Allée —

Die weissen Astern unter dem Fenster schaukeln im Sturm, und die Sonne hat sich hinter ziehenden Regenwolken verkrochen, die Krähen segeln über die schwankenden Baumwipfel dahin, und in der Ferne lagert der graue Regenschleier über dem Bach und den einsamen Wiesen.

Martin Jessen sieht das eine kleine Weile und vergisst es dann wieder.

— — — Und am Nachmittage, am Nachmittage des selben Tages, im Schatten unter der herabgelassenen Marquise.

Er und Jutta und der Vetter sassen um den Gartentisch beim Nachmittagskaffee. Es war Besuch vom Nachbargut gekommen mit Kopenhagener Sommergästen. Er sah sich gerade gegenüber zwei blasse junge Mädchen mit grossen, stummen Augen, zwei steife, lange Gestalten, mit gekräuseltem Stirnhaar und griechischer Frisur nnd Nackenlocken, in festlichen rosa Kleidern mit grossen, aufgehefteten Ärmeln. Er sah sie schweigend an und lugte zuweilen zu Jutta's sommernackten Armen hinüber, die in ihrem hellen Kleiderschoos ruhten. Sie sass neben ihm, schweigend und zurückgelehnt, und starrte mit braunen, zwinkernden Augen, über den Tisch hinüber, die flotten Ärmel und die neuen Frisuren an, und senkte den Blick unter den Tisch, wo zwei Paar stramme, französische Knopfstiefeln schneidig und nachlässig unter den einfach gemalten Gartentisch ausgestreckt waren. Er sah ihren Blick suchend und fixierend, stumm kritisierend und bewundernd. Von der Mühle her kam Camilla, ein weisses Kätzchen im Arm. Sie legte das Kätzchen auf den Tisch vor die Fremden und sie griffen beide danach, leise aufschreiend vor Bewunderung, und neckten und quälten es mit schmalen bleichen Händen.

Dann lehnte er sich gegen den Rücken der Bank zurück und sass wieder schweigend da, die erloschene, vergessene Cigarre zwischen den Fingern, und starrte das grüngestrichene Trittbrett vor der Gartenthür an, und erhob die Augen erst, als er einen Schuh mit hohem Absatz und einen Spann in schwarz gestreiftem Strumpf sich auf dem Trittbrett wiegen sah. Sein Blick glitt an einem weissen Kleiderrock mit blauseidenem Gürtel hinauf, der ein Paar junge, schlanke Hüften umschloss. Er sah eine sonnenverbrannte Hand, die sich von all' dem Weissen abhob und ein sonnenbraunes, kräftiges Kinn, das auf eine zarte Brust hinter einer weissen Spitzenblouse gesenkt war, und in ein ovales Gesicht mit zwei Augen, die grau und schwermütig in den seinen ruhten, um sich plötzlich wieder abzuwenden. Dann suchten sie die seinen wieder und lächelten. Er erhob sich unwillkürlich und ging auf sie zu, und sie — Johanna — stieg die Stufen zu ihm hinab mit offnen, eifrig fragenden Augen.

Zögernd gingen sie ein Paar Schritte in den Sonnenschein hinaus. Einen Augenblick standen sie zaudernd da und wandten sich verlegen halb von einander ab, als wolle ein Jedes seinen Weg gehen. Dann merkte er, dass sie sich fragend nach ihm umwandte, und sie schritten langsam den Gartenweg hinab in den laubdichten Nusssteig hinein und waren nun geborgen hinter der schattenden Hecke der Haselstauden.

Er sah sie flüchtig an, wie sie so in dem Lichtgewebe der Sonnenflecke, das ihr auf Haar und Kleidern lag, dahinschritt, und dann senkte er den Blick, während er nach Worten suchte, und er sah nur die feuchte Erde, auf die er trat, und bei jedem Schritt einen Schimmer ihrer kleinen Füsse unter dem weissen Kleide. Sie gingen ein wenig von einander entfernt, mieden ängstlich die leiseste Berührung der Kleider, und passten ihre Schritte einander an, er machte kürzere Schritte als sonst und sie ein wenig längere.

Oben auf dem Hügel am Gartenzaun, wo der Nusssteig endet, setzten sie sich auf eine niedrige Bretterbank und schauten über ein Haferfeld, dessen Halmmeer goldig in der Sonne wogte und ewig raschelte und klingelte, ein Meer von Kornglocken, ein Feld von Tausenden von leise geschwungenen, kleinen, schlanken Glockenspielen.

„Hier ist es besser," sagte er und sah sie an.

Sie sass gesenkten Blickes da und strich gleichsam in Unruhe die Zehenspitzen auf dem Kies hin und her.

„Ja, es ist aber gewiss verkehrt, — der Gäste wegen!" erwiderte sie.

„Bereuen Sie, dass Sie mitgegangen sind?" fragte er.

„Nein, das thue ich nicht," antwortete sie unbefangen, — „aber weshalb sind wir eigentlich hierher gegangen?"

„Hm," sagte er langgezogen, „übrigens haben wir ja beide ganz gut Schritt gehalten, folglich müssen Sie ja ebenso gut Bescheid wissen wie ich."

Sie schwieg eine Weile.

„Wären Sie nicht lieber da unten bei den Andern geblieben?" fragte sie dann.

„Um mit dem Kätzchen zu spielen?"

„Ja, und um mit Camilla zu plaudern, — und mit Jutta."

„Ich ging mit Ihnen," erwiderte er.

Und sie schauten abermals beide über das offene, goldene Kornmeer, hinüber zu dem weiten, blauen Himmel.

„Sehen Sie den Hafer an, Fräulein Johanna," sagte er endlich, „dann vergessen Sie sicher den Garten und alle die Andern, die wir zurückgelassen haben. Nicht wahr," fügte er hinzu, „augenblicklich existiert nur der Hafer und die Sonne und wir beide und sonst nichts, — oder fürchten Sie sich vor mir?"

Sie errötete und senkte den Blick.

„Nein," sagte sie und fuhr fort, die Zehenspitzen auf dem Kies hin und her zu bewegen, — „ich finde es sehr freundlich von Ihnen, dass Sie mit mir gegangen sind, denn Sie können ja kein Vergnügen daran haben. Sie, der Sie —"

Sie hielt inne und sah ihn mit zwei strahlenden, grauen Augen an.

„Sie, der Sie so viel wissen", fügte sie dann hinzu und senkte abermals den Blick.

„Ich, der ich so viel weiss!" lachte er. „Was soll das heissen? Glauben Sie, ich kann mich nicht über Sie und mit Ihnen freuen wegen meines bisschen Wissens?"

„Nein," antwortete sie, „ich fürchte, Sie haben nur Mitleid mit mir und finden, dass ich nur ein Kind bin!"

„Meinen Sie?" sagte er. „Wenn ich Mitleid mit Ihnen hätte und glaubte, dass sie ein Kind seien, würde ich Sie vielleicht zu einer Partie Croquet auffordern. Ich ging um meiner selbst willen mit Ihnen, aus lauter Egoismus. Ich dachte vorhin garnicht weiter darüber nach, und machte es mir in dem Augenblick nicht klar. Aber jetzt kann ich es Ihnen ja sagen, — Sie kamen gerade in dem Augenblick zu mir als stille Offenbarung der Kindlichkeit, der Natürlichkeit, des Ernstes, — gerade als ich in Gedanken versunken da sass und den Menschen bittere Vorwürfe machte. Ja, Johanna, Ihre fragenden, ernsten Augen waren es, — glauben Sie mir nur!"

„Ja, aber ich verstehe es wirklich nicht," sagte sie und sah ihn unsicher an, — „weswegen gingen Sie nicht mit Jutta?"

Er sah hastig, erstaunt zu ihr hinüber.

„Ich weiss es nicht," sagte er, als antworte er sich selber, und presste seine Hände gegen einander und stützte die Ellenbogen auf die Kniee und sah sinnend vor sich nieder, — „und das kann ich Ihnen auch wohl nicht erklären, Johanna," fuhr er endlich fort. Es war ganz instinktiv. Ich konnte sie nicht leiden, wie sie dort zwischen den Andern sass, sie erschien mir ganz fremd. Können Sie es verstehen, dass man sich einem Menschen gegenüber, den man kennt, ganz fremd fühlt, — feindlich fremd?"



„Nein ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie.

„Können Sie Jutta nicht mehr leiden?“

Er lachte plötzlich. Es war ein kurzes, erlösendes Lachen.

„Nein, ich wollte sagen, dass ich sie niemals habe leiden können. Das begriff ich plötzlich. Ich sah, dass sie ein hübsches Mädchen war und nichts weiter. Aber, aber, — Sie, Johanna, mit Ihren ernsten Augen und mit Ihren schelmischen Augen! Sie kannte ich, und ich musste an Sie denken, so wie wir neulich Abends in's Gewitter hineintanzten. Ich hielt Sie in meinen Armen, als es blitzte, und Sie schrieen nicht im Chor mit den Andern, sondern lauschten und dachten nach. Ja, ich kann es nicht Alles sagen, aber ich sah es Ihren Augen schon vor jenem Abend an, dass Sie aufrichtig und mutig sind.“

„Glauben Sie Alles das wirklich von mir? Martin, Sie dürfen sich nicht lustig über mich machen!“

„Weshalb sollte ich mich wohl lustig über Sie machen!“ rief er aus und ergriff ihre Hand, die auf der Bank lag, „Sie können es mir doch wohl anhören, dass ich das nicht thue, Johanna!“

„Aber haben Sie denn nicht auch all so etwas zu Jutta gesagt?“

„Ich habe niemals mit ihr gesprochen, so richtig gesprochen, verstehen Sie?“ sagte er. „Und sie hat mir auch niemals Gelegenheit dazu gegeben. Sie will am liebsten immer spielen, und sagt man etwas zu ihr, so lacht sie. Sie antwortet niemals. Alle ihre Antworten bestehen in Lachen.“

„Haben sie denn wirklich niemals so mit ihr geredet wie jetzt mit mir?“ rief sie nochmals aus und sah ihn mit grossen, glücklichen Augen an und senkte dann den Blick auf seine Hände herab, die die ihren umschlossen hielten.

„Was denken Sie denn von mir, Johanna, da Sie fortfahren —“

„Nein,“ sagte sie, „— aber wenn Sie noch niemals so etwas zu irgend jemand gesagt haben, — — — ich bin so glücklich darüber, denn dann haben Sie mich ja gern, und dann kann ich mit Ihnen sprechen, denn dann sagen Sie nicht wie die Andern, dass ich ein Kind bin. Denn ich mag mich nun freuen oder ich mag traurig sein, stets sagen die Andern, dass ich ein Kind bin. Aber nun sagen Sie, das ich ernsthaft und mutig bin, und nun weiss ich, dass Sie weit besser als alle die Andern verstanden haben, was ich meinte, wenn ich sprach.“

Sie hatte dagesessen und unwillkürlich ihre Hand in der seinen hin und her gedreht, während sie sprach. Jetzt zog sie sie zurück und sah ihn mit einem strahlenden Lächeln an.

„Ach, ich bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich!“ rief sie aus.

Er streckte langsam die Hand nach ihr aus.

„Wollen Sie meine Freundin sein?“ fragte er und sah ihr in die leuchtenden grauen Augen.

Sie legte ihre Hand in die seine, leicht und ängstlich, so dass sie kaum seine Finger berührte, und entzog sie ihm dann schnell wieder.

„Wollen Sie meine Freundin sein?“ wiederholte er, „zu der ich hin und wieder kommen darf, um mit ihr über alles zu reden, was mir geschieht?“

„Ja, — aber, —“ sagte sie plötzlich ganz verzagt und schlug die Augen nieder, „Sie haben doch sicher so viele, mit denen Sie reden können, und ich weiss so wenig. Sie können mich so viel lehren, aber was kann ich Ihnen wohl sagen, woran Sie Freude haben könnten, und was Sie noch nicht gehört haben?“

„Ach,“ erwiderte er kopfschüttelnd. „Mit meinen Freunden ist es nicht weit her. Sie sind das erste junge Mädchen, mit dem ich wirklich spreche. Ich kenne die Frauen nicht. Da ist gar vielerlei, was Sie mich lehren können.“

Sie sass eine Weile schweigend da und schaute über den leise läutenden, leise klingelnden Hafer hinweg.

„Sie werden bald die Geduld verlieren,“ sagte sie dann.

„Vielleicht werde ich Sie bitten müssen, Geduld mit mir zu haben,“

erwiderte er. „Versprechen Sie mir, dass Sie geduldig sein und auf mich warten wollen, wenn wir uns jemals trennen sollten?"

Sie blickte überrascht zu ihm auf. Dann senkte sie den Blick und sagte leise: „Ja!" —

Und sie blieben nebeneinander sitzen im Schein der Sonne und des schimmernden Hafers, und er schaute sie an, voller Entzücken über den zierlichen, runden Spann und das blendende Weiss des steifgestärkten Kleiderrocks, über den schlanken, geraden Rücken und die runden Schultern unter der Spitzenblouse, über das krause Nackenhaar und das zarte Profil unter dem Hutrande. Und er sah die unschuldigen Augen vor sich und hörte die Stimme, die ihm schmeichelte, flehend und voll Vertrauen, mit weicher, eigenartiger Bewunderung. Er fühlte seine eigene Männlichkeit gegenüber diesem kindlichen Weibe dort neben sich, fühlte das jubelnde Bedürfnis zu beschützen, die brennende Lust, sich vor ihr in den Staub zu werfen. — —

— —

Und dann schlägt das Regenschauer plötzlich plätschernd gegen die Fensterscheibe, und Martin Jessen wendet sich langsam um und kehrt ins Zimmer zurück. Der weiche Teppich dämpft seine Schritte, und das Feuer im Ofen leuchtet traulich durch die Dämmerung des Regenschauers. Hinter ihm schliessen die schweren Gardinen den Sturm aus. Und er lässt den Blick über seinen Arbeitstisch schweifen und über die Wände und Borte und presst die Hände fest zusammen, als zöge er mit einem Ruck alle seine Sommererinnerungen in dies kleine, trauliche Zimmer hinein und bereitete ihnen einen Schlupfwinkel gegen den Winter und das Unwetter des täglichen Lebens. Dann richtet er seine hohe Gestalt auf, drängt die Schultern zurück und erhebt den Kopf, als erfülle ihn eine unbändige Freude, und bleibt mitten im Zimmer stehen und schaut mit seinen grossen, blauen Augen vor sich hin.

Er vernimmt seine Worte an sie an jenem Tage, als sie abreiste, seine Bitte an sie, die einzige, die zu bitten er den Mut hatte:

„Vertrauen Sie mir, ich bitte Sie, Johanna, vertrauen Sie mir!"

Er fühlt noch wie seine Lippen bebten, und er sieht sie an seiner Seite stehen, bleich und ängstlich so wie auch er es ist, voll Herzensangst vor dem Abschied und der Vergänglichkeit, bleich, als habe der Tod sie angehaucht. Und das lange Schweigen, ehe er Mut fasste, seine Bitte auszusprechen. —

Er sieht sich selber und sie da stehen in dem Duft der Gartenstube, der den vielen Blumen in den Schalen und Gläsern entsteigt, allein in dem grossen, kühlen Raum mit dem Blick auf den sonnenbeschienenen, festlich geschmückten Tisch, auf die farbenschreiende Freudenpracht der Blumen, auf die kleinen Sträusse in den Champagnerkelchen, ein Rosenlebewohl — bis alle diese sorglosen, heiteren Farben seine Verzweiflung zum Ausbruch brachten, und dann streckte er die Hände aus, um sich zu retten und in Sicherheit zu bringen und ergriff ihre Rechte und zog sie an sich und sprach seine Bitte aus.

Und der lange Abschiedsspaziergang, den sie zusammen gemacht hatten, wo sie nicht wagten, einander anzusehen, wo sie mit leisen Worten über ihre Freundschaft sprachen und keinen Mut hatten, sich weiter hinaus zu wagen als zu alltäglichen Klagen über den Abschied und zu Erinnerungen an hastig entflohene Augenblicke. — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Martin Jessen geht unruhig auf dem Teppich auf und nieder, vom Tageslicht bis zu dem Kohlenschein des Ofens und wieder zurück zum Fenster.

Dann setzt er sich an den Schreibtisch und stützt den Kopf in die Hände. Und während der Wind die letzten Blätter von den Bäumen loslöst, und der Regen kalt wie im Winter von den Fensterscheiben herabtreibt, sinkt das stille, träumerische Glück des Sommers in seiner Seele zusammen vor den hastig wirbelnden Gedanken über das, was seine Lebensaufgabe sein soll. Er öffnet die beschriebenen Bogen und blättert darin und schiebt sie wieder beiseite, denn das Bild der weissen, schwankenden Astern verdrängt sie, er wird auf's neue aufgeweckt von dem kräftigen Kampf des Herbstes, der seinen



Willen um sein alltägliches Ich und sein alltägliches Tagewerk bindet, und aufs neue erinnert er sich dieser grauen Augen, die nach mehr verlangten und nicht mehr erhielten, erinnert er sich ein Paar zarter, kindlicher Hände, die, als die Augen nicht mehr zu fragen wagten, sich in die seinen verkrochen.

Und er legt seine Hände auf den Tisch, über seine Arbeit, legt sie fest und zuversichtlich dahin und beruhigt in Gedanken die fragenden Augen mit diesem besonnenen Druck.

Den 3. December.

Liebe Schwester, liebe Camilla!

Sollte Dir dieser Brief ein wenig feierlich und ein wenig verwirrt erscheinen, so hülle ihn in Deine milde Geduld. Lies ihn und bewahre ihn in Deinem Zimmer zwischen allen Deinen ehrbaren Kleinigkeiten, lass ihn ausruhen in der bescheidenen Besonnenheit Deines kleinen Stübchens und bei Dir sein und das fleissige Arbeiten Deiner Häckelnadel und die plötzlichen, weichen Sprünge Deines Garnknauels auf der Tischdecke anhören. Denn alle meine Gedanken kriechen heute Abend in Dein Zimmer und ziehen die Thür dicht hinter sich zu, und bilden sich selber und mir ein, dass sie sonst nirgend das Heim finden können, nach dem sie sich heute Abend sehnen. Ich weiss nicht, worin es liegt. Vielleicht ist es nur Thorheit oder ganz gewöhnliche Empfindsamkeit nach der Examensarbeit. Bald vierzehn Tage habe ich nun die wintergrauen Strassen durchstreift und habe nichts zu thun gehabt und die Stunden in der Ofenwärme der Caffés verträumt, habe wie eine reife Frucht im Gartenwege gelegen und darauf gewartet, aufgesammelt zu werden. Hier wandre ich in der Stadt umher mit der Bescheinigung für meine Gelehrsamkeit und vermag an nichts zu denken als an die weissen Schneefelder daheim. Ich habe Feuer in meinem Ofen und viele Bücher in einem traulichen Zimmer, und doch friere ich Tag und Nacht und bin kurz davor, rasend zu werden vor verzweifelter Einsamkeit. Du kennst mich aus alten Zeiten und weisst, dass ich leicht den Kopf hängen lasse. Jede Stunde, die ich mir von meiner Arbeit abstehlen kann, wende ich mich um und schaue zurück. Und augenblicklich bin ich mit aller Arbeit fertig! Und so wenig bin ich mit meiner Seele bei dieser Arbeit gewesen, dass ich jedes Mal stutze, wenn sie in meinen Gedanken auftaucht, und sie mit der Verwundrung eines Fremden anschaue und verwirrt in dem Katalog meines Gehirns nachschlage, um ausfindig zu machen, wem dieser Lebensabschnitt gehört. Denn mein eigenes Leben reitet noch auf einem Stecken daheim in der langen Pappelallée und schneidet Namen in die Rinde und jagt auf einem elenden Stück Feldwege in der ganzen Welt umher. — —

Wie ich Euch angeführt habe! Ihr glaubt mich hier drinnen in Kopenhagen und seht nicht, dass Ihr nur ein Stück Kautschuk ausgereckt habt. Liebe kleine Schwester, ich bin verurteilt, rückwärts durch die Welt zu gehen. Wohl komme ich vorwärts, aber mein Gesicht wird sich stets nach der Richtung umwenden, aus der ich kam. Gerade heute Abend umklammern meine Hände meine Kindheit und pressen sie so fest an mich, als läge jemand auf der Lauer, um sie mir zu stehlen. Deshalb denke ich an die Bäume daheim.

In ihnen wohnt in unsichtbaren Nestern das Glück, das mein ist. Und an die Äcker, die dort Jahr aus, Jahr ein in unveränderlicher, fruchttragender Ruhe liegen, so wie ich sie sah, als ich ein Kind war. Aber gerade diese Äcker erfüllen mich heute Abend mit Unruhe. Aus ihrem Schnee sehe ich etwas emporkeimen, das mich feierlich und verwirrt macht, und das mich veranlasst, beim Ofen in Deinem Zimmer zu kauern und zu wünschen, dass ich noch ein Kind sei, ganz ausgefüllt durch das Stück Holz, das ich in der Hand hielt, und von dem ich Splitter ablöste, und das ich schliesslich in das kleine, prasselnde Feuer schob.

Es ist das Schicksal, liebe Schwester, das über mir schwebt, — und ich fürchte mich vor dem Schicksal.

Ich bin heute Abend Johanna begegnet.

Ich kam in der Dämmerstunde durch die Bredgade von Grönningen her. Der Schnee wehte mir vom Königs-Neumarkt entgegen, und in diesem weissen, aus Wind und Schnee gewobenen, flatternden Schleier kam sie mir entgegen, sich unverzagt vom Winde treiben lassend. Das Haar flog ihr um Wangen und Augen, und sie war nass und weiss, glitzernd vom Schnee.

Wir waren ganz allein auf dem Trottoir, und sie hatte mich schon aus der Ferne erkannt.

Und ich, — ich staunte nicht, war auch nicht allein froh überrascht, obwohl ich nicht an sie gedacht hatte und sie viele Meilen weit entfernt glaubte, — ich erwachte so natürlich plötzlich nach langem, langem Schlaf, ich erwachte und ging ihr mit offenen Augen entgegen zugleich morgenglücklich und mit thaufrischer Seele, ohne Erinnerung an irgend etwas, das zehn Minuten zurück lag.

„Martin, Martin! nein, sind Sie es wirklich!" sang sie mir beinahe entgegen und sah mich so selbstverständlich glücklich an und stürzte auf mich zu.

Und ich umfasste die nassen Handschuhe ihrer Hand und wandte mich um und kehrte denselben Weg zurück, den ich gekommen war, und zwang sie mit meinem Griff, mir zu folgen. „Johanna", sagte ich, — „ja, ich bin es wirklich und Sie sind es wirklich!"

Und dann entzog sie mir ihre Hand und ging neben mir her. Ihre Augen strahlten vor Freude, und ihr Gang war hastig, gleichsam getragen vom Rausch des Entzückens, und sie schwieg, als umschlösse ihre Hand einen Fund, der sie über alle Worte beseligte.

Aber nach der plötzlichen Freude des Wiedersehens erwachte die Verwirrung in mir, und ich suchte wie ein Blinder nach Worten, um der Wärme Ausdruck zu verleihen, die mir im Herzen brannte.

„Aber woher kommen Sie denn nur?" fragte ich und wusste selber kaum, was ich sagte.

Sie schaute verwundert zu mir auf, als habe sie eine ganz andere Sprache erwartet, und ich fühlte, dass der Rausch in ihrem Gang nachliess.

„Wir wohnen jetzt hier, Jutta und ich," sagte sie, „bei Onkel Kaarsen."

„Alle Tage, — immer?"

„Ja, — ich spiele Klavier, und Jutta lernt schneidern," erzählte sie, und die Worte klangen so gleichgültig, als stünde sie da und rührte mit einem Zweig in einem Wasserloch und antwortete einem wildfremden Menschen.

„Ach so!" war Alles, was ich herausbrachte. Aber meine Gedanken tasteten umher gleichsam duftberauscht, mitten in einer finsteren Wildnis.

„Martin!" rief sie plötzlich und blieb beinahe stehen und sah mich an, „ich hätte wohl nicht auf Sie zukommen sollen! — Ich vergass, dass Sie ganz etwas Andres zu denken gehabt haben als ich!"

Ich fühle das Blut in meinem Wangen brennen und eine wunderliche Angst durchbebt mein Gehirn.

„Nein, Johanna," sagte ich und strengte meinen ganzen Willen an, um mein Herz zum Sprechen zu zwingen, — „Sie dürfen nicht wieder von mir gehen, und Sie dürfen nicht so reden! Sie haben mich glücklicher gemacht, als ich sagen kann!"

In diesem Augenblick umhüllte mich meine ganze Einsamkeit, und der Schnee streifte mir die Wangen doppelt kalt.

„Lassen Sie uns noch lange zusammen gehen, — und wenn Sie es wagen, so nehmen Sie meinen Arm!" bat ich so ängstlich vor einem Abschlag, als gälte es mein Leben.

Sie schüttelte den Kopf und errötete. Aber ich sah ihre Augen vor Freude strahlen, und dann war auch meine Verwirrung geschwunden und meine Freude war ungetrübt wie die ihre.

„Glauben Sie, dass es für mich nötig ist, dies oder jenes zu wissen?" sagte ich. „In dem Augenblick, wo ich Sie sah, stürzten alle Coulissen zusammen, und ich dachte an nichts, — an nichts weiter, als dass ich wieder mit Ihnen zusammen war. Und das Ganze war mir so natürlich, dass alle die Zeit, die



vergangen, der ganze, lange, mühselige Herbst, verschwunden ist. Nicht wahr, Johanna, es hat keinen Herbst gegeben. Gestern da war Sommer!"

„Doch," entgegnete sie ganz ernsthaft, „es ist ein langer Herbst gewesen, und für mich ist er nicht verschwunden. Jedes Mal, wenn ich an Sie dachte, habe ich an Ihre Arbeit gedacht, und als ich Sie vorhin sah, war ich so froh und auch so stolz. Ich habe mich danach gesehnt, Ihnen meinen Glückwunsch sagen zu können."

„Grosser Gott, Johanna!" lachte ich, „das dumme Examen!"

„Sind Sie selber denn nicht stolz?" fragte sie verwundert und schwieg dann eine Weile. Ich würde schrecklich stolz sein, wenn ich es wäre!" fügte sie endlich hinzu, richtete sich auf und sah vor sich nieder und ging stumm neben mir her wie ein kleiner, bewaffneter, lebendiger Wille.

„Wie tapfer Sie glauben!" sagte ich und lächelte.

„Aber Sie selber haben mich das ja gelehrt," erwiderte sie.

Da drang es gleich einem milden Regen in mich, wie ihre Seele mit der meinen gelebt und vor der Thür meiner Seele gelegen und gewacht und gestarrt und nur allein gelebt hatte, um der meinen folgen zu können, und ich erwärmte mich an ihrem Glauben, und ihr unbefangenes Zutrauen hob mich gleichsam von einem festgefahrenen Wagen auf den geebneten Weg hinab. Im selben Augenblick sah ich sie vor mir, das lichte Sommerkind und nun wusste ich auch, dass sie kein Kind mehr war.

„Johanna," sagte ich, „Sie dürfen mir gern glückwünschen, wenn Sie nur nicht vergessen wollen, dass der grösste Teil meines Glücks Ihr Werk ist. Sie haben im Heiligtum meiner Gedanken gesessen, und jede Stunde, die ich arbeitete, ist eine Stunde zusammen mit Ihnen gewesen. Entsinnen Sie sich noch, was wir uns im Sommer gelobten? Jetzt sind die Felder da draussen kahl, und der Garten steht öde und leer da, und der Sommer ist in der Scheuer geborgen, — genau so wie der Ihre, und der meine. Denn auch wir haben geerntet, und Sie haben Recht, es liegt ein langer Herbst zwischen jenem Tage, an dem wir uns zuletzt sahen und jetzt. Damals bat ich Sie, mir zu vertrauen, jetzt bitte ich Sie um nichts. Johanna, ich kann Sie nicht von mir trennen. Ich habe ja schon ein halbes Jahr mit Ihnen zusammen gelebt!"

Sie erwiderte nichts, und wir gingen lange schweigend nebeneinander her.

„Ich bin ja nur so glücklich, dass ich Ihnen endlich, endlich begegnet bin!" flüsterte sie, und dann lachte sie plötzlich und fing an von einem trübseligen, langweiligen Leben in dieser muntern Stadt zu erzählen, ohne Mittel zu Vergnügungen, von langen, einförmigen Tagen mit Klavierstunden und lachte dann wieder ganz entzückt über diese Begegnung und über den Zufall, der sie gerade heute Abend allein, ohne Jutta, diesen täglichen Spaziergang hatte machen lassen.

„Und Du?" unterbrach sie sich plötzlich in ihrem frohen Eifer und wurde imselben Augenblick dunkelrot, und ich errötete mit ihr und wir lachten beide und gingen schweigend weiter, bis ich leise ihre Hand unter meinen Arm schob, und sie liess sie dort und lehnte eine Sekunde lang ihre feuchte Wange gegen meine feuchte Schulter. — —

Dies, liebe Schwester, ist mir heute Abend begegnet, dies trage ich in Dein stilles Zimmer, in Dein kühles Stübchen da draussen auf dem Lande hinter Nacht und Schnee, — dies und dann Gedanken, deren trübes Kommen ich nicht erklären kann. Beständig erblicke ich vor mir das weisse Haus meiner Kindheit daheim, und gerade heute Abend ist es so sonderbar deutlich. Die kleinsten Einzelheiten treten vor, — das Licht der Laterne vor der Kuhstallthür und die schmutzigen Fussspuren im Schnee, die des Viehhirten Holzschuhe hinterlassen haben, die weisse Stille der Winternacht und das erfrorene Hüsteln der Leute im Gesindezimmer.

Camilla, weshalb erblicke ich mich so weit, weit zurück?

Dein Bruder Martin.

(Fortsetzung folgt.)

DER GROSSSTÄDTISCHE PERSONENVERKEHR.

VON

Dr. HEINRICH SAMTER.

Von Zeit zu Zeit taucht in politischen Körperschaften der Gedanke auf, dass die Grossstädte die Wasserköpfe der Staaten seien, die — nichts leistend für die Gesamtheit — nur das Material verzehren, das ihnen vom platten Lande zugeführt werde, und denen durch die Gesetzgebung eben diese Zuflüsse eingeengt werden müssten, insbesondere weil sie zugleich die Brutstätten aller Unsittlichkeit darstellen sollen. Diese Stimmen kennzeichnen sich freilich als so kulturfeindlich und übertreibend, dass ihnen eine weitergehende Beachtung nicht gezollt wird. Nicht genug kann aber darauf hingewiesen werden, dass die Entwickelung grosser städtischer Gemeinwesen, weit davon entfernt der Kultur ein Hemmnis zu sein, vielmehr sich als das Produkt aller derjenigen Faktoren kennzeichnet, welche wir als die Charakterzeichen der modernen Kultur überhaupt anzusehen haben, insonderheit der raschen Fortschritte der Industrien und des Verkehrs. Wenn 1881 in England ein Drittel, in Belgien ein Achtel, in Deutschland ein Vierzehntel, in Russland aber nur ein Sechzigstel der Bevölkerung in Grossstädten, d. h. solchen von mehr als 100000 Einwohnern ihren Wohnsitz haben, so liegt bereits hierin ein starker Beweis für unsere Behauptung, welche weiterhin durch das phänomenale Anschwellen der grossen Städte in den letzten Jahrzehnten belegt wird.

Das Zusammendrängen einer grossen Bevölkerungsmasse auf einem engen Raume bedingt aber für die grossen Städte eigentümliche Verhältnisse, die ihnen ganz besondre Einrichtungen des Lebens aufdrängen. In stetem Fortschritt haben sie sich darin den aus dem rapiden Wachstum entspringenden Bedürfnissen anzupassen gesucht, und die Entwickelung der Verkehrsmittel, wiewohl sie auf der andern Seite durch manche grossstädische Eigenheiten geradezu gehemmt wurde, muss immer weiter fortschreiten, sollen anders die den Grossstädten gestellten Kulturaufgaben nicht in ihrer Lösung zurückgehalten werden. Eine Verwaltung, welche die Notwendigkeit dieses Fortschreitens verkennend, sich den durch die modernen Machtmittel der Industrie und des Verkehrs an die Hand gegebenen Verkehrserleichterungen gegenüber zögernd verhält, greift — das darf dreist behauptet werden, weil Stillestehen Rückwärtsschreiten heisst, — in das rollende Rad der Kultur hemmend ein und erwirbt sich dieselbe Lächerlichkeit, wie diejenigen, welche der Wissenschaft rückwärts zu gehen befehlen möchten.

Welches sind die eigentümlichen Seiten des Grossstadtlebens, von denen betrachtet dasselbe zu besonderen Anforderungen an Verkehrsmittel berechtigt erscheint? Warum genügt es ihnen nicht, dass sie an den Kreuzungspunkten wichtiger Schienenwege liegen, was wir heutzutage als ganz ebenso selbstverständlich ansehen, wie die Treue, mit welcher die Siedelungen früherer Tage sich dem Laufe schiffbarer Flüsse anschmiegten — die übrigens auch für die heutigen Metropolen unentbehrlich scheinen? Vor allem ist es ein Prinzip, dem alle Verkehrsmittel ohne Ausnahme dienen müssen, die stärkere Auswertung der Zeit, welche unser Jahrhundert mehr als vergangene fordert. Ihr dienen all die Erfindungen, durch welche der erstaunliche Fortschritt





unserer Gewerbe bewirkt ward; aber der Verkehr in der Grossstadt muss diesem Prinzipe weit mehr als anderswo gehorchen. Das ergiebt sich aus dem Werte der Zeit des Grossstädters. Ist Zeit Geld, so unterliegt sie, wie dieses Kursschwankungen von Ort zu Ort und von einem Zeitalter zum andern.

Freilich richten sich ihre Preisschwankungen nicht genau nach dem Gesetz, welches den Preis der Waren reguliert, aber die Abweichungen erscheinen uns nicht stark genug, um nicht erkennen zu lassen, dass in der Grossstadt, wo eine Riesennachfrage nach tüchtiger Kraft einem verhältnismässig geringen Angebot entgegensteht, der Wert der Zeit besonders hoch zu schätzen ist. Stellt man sich aber auf den extremen Standpunkt, dass der Wert der Zeit für einen grossen Teil des Volkes sich nicht nach dem Preisgesetze richtet, sondern dem Minimum an Kosten entspricht, welches die Lebensführung erfordert, so ergiebt sich auch hieraus der Wert grossstädtischer Zeit, weil ja nirgends bekanntermassen das Leben einen grösseren Kostenaufwand erfordert, als hier. Genug: alle grossstädtischen Verkehrsmittel sind in erster Linie bestimmt, den Grossstadtleuten Zeitersparnisse zu machen und unter zwei, sonst gleich vorteilhaften Mitteln wird dasjenige zweckdienlicher gefunden werden, welches die grössere Geschwindigkeit besitzt.

Zu diesem Zeitgewinn, dem ein indirekter Geldgewinn entspricht, gesellt sich eine direktere Ersparnis an klingender Münze, welche geeignete Verkehrsmittel gewährleisten. Im Weichbilde der Grossstädte muss schon die grössere Nachfrage den Preis des Bodens zu einer Höhe emportreiben, der in keinem Verhältnis zu dem des platten Landes steht. Die fortwährend wachsende Bodenrente macht es dem Grossstädter schliesslich kaum möglich, anders als unter unverhältnismässigen Kosten in der unmittelbaren Nähe seines Geschäftsbezirkes zu wohnen. Dieser Nachteil ist es, dem die Entstehung von Vorstädten und Vororten in der Nachbarschaft grosser Städte zu danken ist. Solche Siedelungen aber müssen einen geeigneten, schnellen und billigen, Verkehr nach den Hauptsitzen der geschäftlichen Thätigkeit der Metropole haben, wenn das Wohnen in den Vororten wirklich ökonomische Vorteile haben soll. Zu diesen rein materiellen Gesichtspunkten gesellen sich zwei ideelle. Betrachten wir die Zustände der Atmosphäre, die sich in den Centren der Industrie und des Verkehrs von selbst herausbilden müssen. Bedenken wir, dass die Lungen der Einwohner sich kaum der schweren von Staubteilchen gesättigten Luft der Grossstädte mehr anpassen können, und dass insbesondere für die heranwachsende Jugend der fortwährende Aufenthalt zwischen den Kerkermauern der Strassen und Höfe, oft freilich dem Himmel näher als der Erde, durchaus unzuträglich sein muss. Dann ergiebt sich die Notwendigkeit, das der fortschreitende Verkehr immer mehr Vororte auch für die Unbemittelten erschliesse. Freilich wird der ideale Zustand, bei welchem der grösste Teil der Bevölkerung, den die grossstädtische Beschäftigung ernährt, seinen Wohnsitz in den Vororten hat, sich wohl nie erfüllen lassen. Aber dann muss erst recht dafür gesorgt sein, dass denjenigen, welche in der Woche in den Zwingmauern der Stadt eingekerkert sind, an Sonn- und Festtagen wenigstens sich die Thore öffnen, dass die Verkehrsmittel ihnen an diesem Tage leicht und schnell der Stadt zu entfliehen und ins Freie zu gelangen gestatten. Und das birgt neben dem hygienischen auch einen nicht zu unterschätzenden ethischen Vorteil in sich, den wir nicht besser kennzeichnen können als durch die Worte, mit denen John Tyndall sich 1880 in Edinburgh für einen regeren Sonntagsverkehr ausgesprochen hat: Wer zwischen den Branntweinschenken, diesen Schlupfwinkeln des Schmutzes, und den nächsten grünen Wiesen eine Pferdebahn für die Sonntage anzulegen im Stande wäre, der würde ein echtes Evangelium predigen. Nur würden wir heute statt der bereits schwerfällig und langsam erscheinenden Pferdebahn lieber eine elektrische oder Dampfstadtbahn setzen. In der That ist allen Stadtbewohnern das harmlose Vergnügen eines sonntäglichen Ausfluges wohl zu gönnen. Ein Spaziergang durch Wald und Feld, Gelände und Gärten wirkt beruhigend auf ihr allzu geplagtes Gehirn und zieht sie ab von der bösen Versuchung der grämlichen, verzagten, störrischen Schwermut. Der grossstädische

Personenverkehr muss auch diesen Dienst schnell und sicher zu verrichten in den Stand gesetzt werden.

Somit ergeben sich für denselben drei Aufgaben: er muss im Innern der Städte schnelle und sichere Verbindungen liefern, zwischen den Vorstädten und Vororten einerseits und den innern Geschäftsbezirken andrerseits einen lebhaften und fortwährenden Austausch der Bevölkerung gestatten und schliesslich an Sonn- und Festtagen den gesteigerten Forderungen an eine schnelle Entbindung der Grossstadt von ihren Menschenmassen und an deren Rückführung Genüge leisten.

Bei den geringeren Entfernungen in der inneren Stadt ist die erforderliche Geschwindigkeit eine verhältnismässig kleine. Und damit ergiebt sich hier auch die Berechtigung der älteren Fahrzeuge, wie der Omnibusse, die etwa 8 km in der Stunde zurücklegen und bekanntlich in den verkehrsreichsten Vierteln der ältesten Grossstädte, London und Paris, noch alleinherrschend sind. Allmählich freilich werden diese durch die etwas schnelleren Strassenbahnen verdrängt. welche bereits die doppelte Geschwindigkeit des Fussgängers haben. In den meisten Fällen wird hier noch die tierische Kraft als Betriebsmittel verwendet. Aber auf die Dauer erscheint es nicht möglich, dass die Pferdebahnen mit den steigernden Anforderungen Schritt halten. Denn einmal ist der Verkehr zu gewissen Tageszeiten und an einzelnen Tagen besonders entwickelt. Man müsste also entweder zu diesen Zeiten von den Pferden besondere Leistungen verlangen, welche sich als Tierquälereien kennzeichnen, und die Pferde schnell unbrauchbar machen würden, oder die Gesellschaften müssten einen grossen Reservebestand an Pferden halten, was allen Grundsätzen geschäftlicher Ökonomie widerspräche. Insbesondere leiden aber die Pferde unter der Ungunst der Witterung in harten oder schneereichen Winter so sehr, dass sie oft nicht mehr von der Stelle können. Deshalb sind denn auch Pferdebahngesellschaften auf die Einführung anderer Triebkräfte hingeführt worden. Man hat, gerade durch solche Missstände veranlasst, Akkumulatorenwagen auf den Bahnstrecken in den Dienst eingestellt. Dazu muss man einem sonst den Pferdebahnwagen ähnlich gebildeten Fahrzeug eine gewaltige Belastung mitgeben. Denn die Akkumulatoren oder Sammler wiegen für einen solchen Wagen etwa 3500 kg. In ihnen ist die Kraft aufgespeichert in der Form elektrischer Spannungen. Sie überträgt sich auf eine ebenfalls im Wagen befindliche Maschine, welche die Eigenschaft hat, ihr zugeführte elektrische Gewalt in eine drehende Bewegung umzusetzen, einen Elektromotor. Dieser erst dreht die Räder des Wagens. Es ist ganz klar, dass die Summe dieser trägen Lasten, welche der Wagen mit sich führen muss, seine Schnelligkeit bedeutend herabmindert und auf das Bahnplanum einen starken Druck ausübt. Aber es kommt noch eines hinzu. Der in den Akkumulatoren aufgespeicherte Kraftvorrat reicht nur für kurze Zeit aus. Nach etwa vierstündiger Fahrt muss er erneuert werden, und der Prozess des Neuladens, bei dem die schweren Sammler herausgehoben werden müssen, ist umständlich und keineswegs bequem. Er wäre, wenn wirklich nur solche Wagen den Verkehr einer Strecke vermitteln sollten, mit einem schnellen Betrieb schwer zu vereinen. Man hat also ausser im Notfall, wo die Einstellung solcher Wagen erforderlich war, bisher wenig Gebrauch davon gemacht. Auch der teure Preis dieser Einrichtungen hat ihre Einführung bislang verhindert. Ohne Zweifel wird manchem dieser Übelstände in Zukunft abzuhelfen sein. Die Sammler bestehen im wesentlichen aus grossen Platten, die einen massiven, gegossenen Bleikern haben und auf beiden Seiten mit Rippen versehen sind, zwischen denen die wirksame Masse eingetragen ist. Natürlich bedingt gerade das hohe Gewicht des Bleies die Trägheit der Wagen. Aber es wird sicher gelingen, weniger gewichtige Sammler zu konstruieren, die doch dasselbe leisten und dabei ein geringeres Anlagekapitel erfordern. Dann wird auch den Sammlerwagen eine Zukunft blühen, wie das Beispiel der Hagener Strassenbahn beweist.

Natürlich liesse sich statt der elektrischen Maschine auch ein anderer





Motor von passender Stärke mit auf den Wagen nehmen, am einfachsten ein Gasmotor oder eine Dampfmaschine, die je nach der von ihr verlangten Arbeit 15 bis 100 Pferdestärken besitzen muss. Um die Passagiere und Fussgänger möglichst wenig zu belästigen, kann man Rauchverbrennungsvorrichtungen anbringen und einen recht ruhigen Gang erzielen. Am vollkommensten scheint für Dampfwagen das in Paris verwendete Serpolletsche System zu sein, bei dem der Dampf einem eigentümlichen Röhrenkessel entnommen wird. Aber auch hier sind Übelstände, wie das Ausströmen von Hitze aus dem Schornstein, nicht wegzuleugnen. Da demnach auch mit Dampf- und Gaswagen ein idealer Zustand nicht erreichbar ist, so hat man im Weichbilde der Grossstädte meistens von diesen Verkehrsmitteln abgesehen. Ihnen haftet übrigens auch der Nachteil der Sammlerwagen an, dass viel Kraft verschwendet wird zum Transport einer grossen Maschine, welche leicht gespart werden kann.

Mehr der Vollständigkeit halber, als weil wir darin ein wesentliches Stück des Grossstadtverkehrs erblicken, erwähnen wir die Pressluftbahnen, welche zuerst in Washington eingeführt und auf dem europäischen Festlande in Bern vertreten sind. Auch hier ist eine Kraftzentrale erforderlich, welche in Bern durch die städtischen Turbinen betrieben wird, und die treibende Gewalt in Form von Pressluft liefert. Andererseits muss der Wagen mit einem Pressluftmotor versehen und mit einem Behälter ausgestatten sein, der 2 cbm Luft fasst. In der Centrale wird der Wagen mit der verdichteten Luft geladen, wozu nur zehn Minuten erforderlich sind. Die Spannung beträgt 30 Atmosphären, und die hiermit erreichbare Geschwindigkeit beträgt innerhalb des Weichbildes 12 km, ausserhalb der Stadt aber steigt sie bis zu der für Strassenbahnen enormen Höhe von 50 km.

Indessen giebt es ja vielerlei Mittel, die Kraft einer stehenden Maschine auf eine bewegliche Arbeitsmaschine zu übertragen. Man wird also auch Mittel finden können, um Personenwagen durch stehende Krafterzeuger vorwärts zu bewegen. So lassen sich die verschiedensten zur Verfügung stehenden Kräfte zur Fortbewegung von Fahrzeugen verwenden. Es ist z. B. durchaus nicht ausgeschlossen, dass eine stärkere Wasserkraft, wie sie auch einigen Grossstädten nicht fehlen wird, zur Verwendung gelangt. Die einfachste Verbindung der Kraftmaschine mit dem Fahrzeuge, ein Drahtseil, wird genügen um die Last desselben seinem Ziele näher zu bringen. Oder es wird in bergigen Städten die Last eines absteigenden Wagens, der mit Wasser beschwert wird, zum Heben eines aufsteigenden zu verwenden sein, wie das u. a. bereits in Zürich geschieht.

Wo die natürlichen Kräfte fehlen, tritt hilfereichend das grossartigste Werkzeug des Kulturmenschen, die Dampfmaschine, in ihr Recht. In amerikanischen Städten insbesondere sind in den letzten Jahrzehnten eine grosse Anzahl von Seilbahnen eingerichtet worden. Das etwa 25 mm starke Drahtseil liegt in einem Rohre unterhalb der Strassenfläche und läuft dort über eine grosse Anzahl von Leitrollen. Man kann eine nicht geringe Anzahl von Wagen in geeigneten Abständen daran befestigen. Meist ist die Strecke zweigeleisig, und die beiden Seilhälften unter der Erde bilden mit einander eine in sich zurücklaufende Linie, so dass alle Wagen einen unaufhörlichen Kreislauf ausführen. Dabei sind Einrichtungen getroffen, um einen einzelnen Wagen durch Ablösung vom Leitseile im gewünschten Moment für sich zum Stehen zu bringen. Dieses durchaus einfache Verkehrsmittel verdient in der zukünftigen Entwickelung der Grossstädte volle Beachtung. Auf der berühmten Hängebrücke, die sich zwischen New-York und Brooklyn ausspannt, wird eine Kabelbahn mit einem 38 mm starken und $3^1/_2$ km langen Drahtseil betrieben. Die Geschwindigkeit beträgt 15 km in der Stunde, und die Bahn wird täglich 20 Stunden im Betriebe erhalten. Gleichzeitig werden je nach dem Bedürfnisse 10 bis 20 Wagen angehängt, die ein Durchschnittsgewicht von je 10000 kg besitzen und in 36 bis 72 Sekunden einander folgen. Erst ganz neuerdings beginnt auch die Einführung der Taubahnen in Europa. Eine Actiengesellschaft, die zu ihrer Einführung gebildet worden ist, hat in Brixton, einer

Vorstadt von London eine Versuchslinie eingerichtet, und der Erfolg war ein so guter, dass die Fortführung nach Streatham beschlossen ist. Die Gegend durch welche diese Bahn führen wird, ist stark bevölkert, und so ist die Absicht gerechtfertigt, die Wagen in je 90 Sekunden Entfernung auf einander folgen zu lassen.

Liegt hier sicher ein Teil der Zukunft des grossstädtischen Verkehrs, so werden den grösseren Anteil daran doch wohl die elektrischen Bahnen haben. Wir haben uns ja bereits so an die elektrische Gegenwart gewöhnt, dass ein Zweifel an einer elektrischen Zukunft nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen würde. Dennoch müssen wir bekennen, dass diese Einrichtungen im Vergleich zu den oben beschriebenen als recht kompliziert zu bezeichnen sind. Dreierlei Besonderheiten gehören zur Anlage einer elektrischen Bahn: die Kraftstation, die Leitung und die Motorwagen. Nicht zu vergessen ist, dass auch natürlich Schienenwege erforderlich sind. In der Kraftstation müssen die elektrischen Gewalten erzeugt werden, welche schliesslich die Fahrzeuge zu bewegen haben. Man bedient sich dazu der Dynamomaschinen. Das sind aber recht unselbstständige Apparate, denn sie liefern den elektrischen Strom nur, wenn ihnen eine drehende Bewegung erteilt wird. Aber die Drehung der grossen Massen ist nicht ohne eine andere maschinelle Einrichtung möglich. Wie soll man dieselbe herstellen? Steht in irgend einer Grossstadt eine Wasserkraft zur Verfügung, so wird man durch eine Turbinenanlage gut, d. h. mit geringen Kosten, zum Ziele gelangen. Sonst aber wird wieder die Hülfe von Dampfmaschinen heranzuziehen sein. So sind die Kraftstationen Maschinenhäuser mit Dampfkesseln, wo die drehende Bewegung von Dynamomaschinen durch eine Dampfmaschine erzeugt wird. Bei der von der Allg. El. Ges. gebauten Strassenbahn zu Halle a/S. befinden sich z. B. in der Kraftstation zwei gewaltige Dampfmaschinen, die bis 200 Touren in der Minute machen. Mit ihnen sind vier Dynamos mittels Riemenübertragung verbunden, deren jede einen Strom von mehr als 80 Pferdestärken liefern muss. Die Leistungsfähigkeit der Maschinen muss nämlich etwas höher bemessen sein, als bei gleichmässigem Betriebe nötig wäre, weil beim Anfahren der Wagen immer eine grosse Kraftmenge verbraucht wird.

Wie soll die so gewonnene elektrische Kraft den Motorwagen zugeführt werden? Diese Frage ist auf den verschiedensten Wegen gelöst worden. Entweder bedient man sich einfach der Fahrschienen oder einer besonderen Schiene zur Fortleitung des Stromes oder man benutzt eine davon getrennte Leitung. Diese kann wiederum eine oberirdische oder eine unterirdische sein. Der erste Weg erscheint in dem Falle der Schienenbahnen, die im Planum der grossstädischen Strassen liegen, völlig ausgeschlossen. Denn Fussgänger und Tiere, die beim Passieren der Strassen mit den Schienen zufällig in Berührung kommen, würden zum mindesten eine arge Belästigung erfahren oder gar einen ernsten Schaden nehmen. Zudem ist es auch schwer möglich, die Schienen für längere Strecken genügend zu isolieren, wenigstens nicht ohne bedeutende Kosten, und bei schlechtem Wetter wird immer ein so grosser Kraftverlust unvermeidlich sein, dass die Schienenleitung schon deshalb kaum vorteilhaft erscheint.

Die Kraftübertragung durch eine oberirdische Leitung ist die weitaus gebräuchlichste. Es bedarf dazu einer Reihe von Säulen, die an den Seiten der Bahn aufgestellt werden. An diesen ist bei einigen Systemen ein starker Draht entlang geführt, der für die Hauptleitung dient, während die Arbeitsleitung über der Mitte des Geleises vermittelst der seitlich stehenden Säulen aufgehängt und durch Querdrähte mit der eigentlichen Stromführung verknüpft ist. Dieser Draht ist nur dünn etwa von der Stärke der Telephondrähte und wäre für die eigentliche Zuleitung ungenügend. Bei anderen Systemen hängt die Hauptleitung, die zugleich als Arbeitsleitung dient, über den Geleisen.

Die Abnahme des Stromes von seiten des Motorwagens geschieht mit Hülfe eines Bügels, der an der Arbeitsleitung entlangstreift oder einer Rolle,




die durch Federkraft dagegen gedrückt wird. Diese Art der Zuleitung hat vor allen andern den Vorzug grösster Billigkeit. Es ist aber nicht zu leugnen, dass die an den Seiten aufgestellten schmiedeeisernen Pfähle, wiewohl sie recht elegant gestaltet werden können, in den an sich genug belasteten Grossstadtstrassen neue Störungen hervorbringen. Wo die elektrische Kraftstation zugleich für die Beleuchtung zu sorgen hat, wird es freilich möglich sein, dieselben als Masten für Bogenlampen zu verwenden. Im allgemeinen aber dürften die Beleuchtungen einen von Verkehr abgetrennten Betrieb darstellen. Man wird also wegen der Verkehrsstörungen, welche die eisernen Masten bedingen, im allgemeinen für eine oberirdische Leitung kaum auf grosses Entgegenkommen seitens städtischer Behörden zu rechnen haben, am wenigsten in solchen Gegenden der Stadt, die aus Repräsentationsgründen möglichst frei gehalten werden sollen. Weniger zu sagen ist jedenfalls gegen die Befestigung an Häusern, wenn dieselbe — wie in Hamburg — gestattet wird. Es giebt aber eine dritte Art der Stromführung, die über diese Schwierigkeiten hinweghilft, nämlich die unterirdische. Hier liegen die kraftübertragenden Kabel, wie bei den Seilbahnen, in einem unterirdischen Kanal. Die Leitung besteht aus zwei Drähten, die zur Hin- und Rückführung des Stromes dienen und mittels geeigneter Isolatoren befestigt sind. In Budapest, wo die Strassenbahn von Siemens & Halske eine unterirdische Leitung erhalten hat, schliesst der aus Beton hergestellte Kanal am Strassendamm mit den Fahrschienen ab. An den Wagen ist unten eine Vorrichtung befestigt, welche durch den zweiteiligen Schienenbau in den Kanal hinabreicht und ein Schiffchen mitnimmt. Dieses schleift im Kanal zwischen den Stromleitungen und vermittelt auf diese Weise eine beständige Stromzuführung nach dem Wagen. Man möchte versucht sein, dieses System für ein ideales zu halten und ihm eine glänzende Zukunft zu verheissen. Aber es ist einerseits zu bedenken, dass es das teuerste ist, und wenn die Rentabilität eines solchen Unternehmens auch immer noch grösser, als die einer Pferdebahn sein soll, so würden doch in der zukünftigen Entwickelung auch die Vorteile grösster Billigkeit gelten. Andererseits liegt es auf der Hand, dass Betriebsstörungen bei dieser Anlage schwieriger zu kontrolieren sind, als anderwärts, und schliesslich werden die Grossstadtbewohner selbst sehr wenig davon erbaut sein, wenn durch die Verlegung der Bahnkabel unter den Strassendamm ein neuer Anlass zum Aufreissen des Pflasters geboten wird. Schon die Gas- und Wasserleitungen, sowie diejenigen für die elektrische Beleuchtung und auch zum Teil für die Telegraphie machen es erforderlich, den Boden in kurzen Zwischenräumen immer von neuem umzuwühlen, und die Unzuträglichkeiten, die hieraus erwachsen, sind unzählbar. Bei der Entscheidung der Frage, ob die ober- oder unterirdische Leitung vorzuziehen sei, sprechen so viele Faktoren mit, dass man eine allgemeine Antwort nicht erteilen kann, sondern die Sache von Fall zu Fall wird behandeln müssen. Da es durchaus angängig ist, auch auf derselben Strecke mit der Leitung zu wechseln, so erscheint uns eine neuerdings in Berlin getroffene Einrichtung zwischen den verschiedenen Möglichkeiten die richtige Mitte zu halten. Danach ist auf einer neu eröffneten Strecke die Zuleitung im allgemeinen eine oberirdische, nnd nur an besonderen „Repräsentationspunkten“ wurde eine unterirdische Verlegung der Leitkabel zur Pflicht gemacht. Für die Verbindung von Vororten unter einander und mit den Geschäftscentren wird man sicher auch in Zukunft weit mehr dem elektrischen Betriebe sich zuwenden, und hier wird man wohl ganz auf die unterirdischen Leitungen verzichten können, insbesondere da die schmiedeeisernen Masten sehr wohl der Beleuchtung der Bahntracen dienstbar gemacht werden können.

Die Motorwagen der elektrischen Bahnen gleichen äusserlich völlig denjenigen der Pferdebahnwagen, nur dass sie im allgemeinen einen grösseren Raum einnehmen. Der Motor befindet sich, den Blicken des Beschauers völlig verborgen, im Untergestell des Wagens. Er überträgt die ihm vom Strome aufgezwungene Drehbewegung durch ein Vorgelege auf die eine Wagenachse

und bewegt so den Wagen vorwärts. Der Kutscher kann mit Hülfe zweier Kurbeln, die ganz den zum Bremsen der Pferdebahnwagen dienenden ähnlich sehen, sowohl die Schnelligkeit des Wagens regulieren, als auch die Richtung desselben völlig umkehren. Die eine Kurbel bewirkt nämlich ein gewöhnliches mechanisches Bremsen, die andere aber dient zum Ein- und Ausschalten metallischer Widerstände in die Stromleitung sowie zum Umsteuern des Wagens. Man braucht also, am Endziele angekommen, weder umzuspannen, wie bei den Pferdebahnen, noch den Wagen zu wenden, wie bei den Dampfwagen. Der Kutscher braucht nur seinen Platz am andern Ende des Wagens einzunehmen, um die Strecke übersehen zu können. Auch dort findet er zwei ebensolche Kurbeln zur Bedienung. Die Betriebskosten sind für alle Systeme elektrischer Bahnen weit geringer als für die Pferdebahnen. Man kann sogar den Schaffner sparen, indem man den Zahlkasten einführt und für alle Touren einen Einheitssatz wählt. In der That lohnt sich das dem Publikum durch Einführung des Zahlkastens bewiesene Vertrauen, wie wir das übrigens auch bei den Pferdebahnen in der Hauptstadt der ehrlichen Norweger kennen gelernt haben, durchaus; und die einzelnen Ausfälle, die wohl unterlaufen können, sind in ihrer Summe nicht gross genug, um die Wiedereinstellung einer teuren Menschenkraft zum Kassieren zu rechtfertigen. Die Einführung eines Einheitssatzes für die innerhalb des Weichbildes gelegenen Strecken der Strassenbahnen ist übrigens nach unserer Ansicht auch nur eine Frage der Zeit. Die Hebung des Verkehrs durch eine solche Massregel würde sicherlich den Ausfall decken, der durch Verbilligung der Tarife entstände, denn ein solches Vorgehen wäre ganz analog der Einführung des Zonentarifs für weitere Strecken, wie sie in der That eine kaum vorausgesehene Vermehrung des Verkehrs im Gefolge gehabt hat.

Schliesslich sei noch eine Bahnform erwähnt, die in bestimmten Fällen ihre eigenen Vorteile gewähren kann. Wenn es sich um den Transport grosser Menschenmassen zu besonderen Gelegenheiten handelt, werden sich die Wagen der Strassenbahnen als an Zahl und Grösse unzureichend erweisen. Man hat für diesen Fall die Stufenbahn ersonnen, welche in der Berliner Gewerbe-Ausstellung ihre Verwendung findet. Es handelt sich dabei um die Fortbewegung einer grossen Plattform, auf welcher sehr viele Menschen zugleich ihren Platz finden. Diese Platte wird durch geeignete Maschinen in unaufhörlicher in sich selbst zurückkehrender Bewegung erhalten. Deshalb muss es möglich gemacht werden, das Gefährt jederzeit gefahrlos zu besteigen und zu verlassen. Man schaltet dazu eine zweite Plattform ein, welche nur die Geschwindigkeit des Fussgängers besitzt, und von der man auf die andere doppelt so schnell bewegte Platte gelangen kann. Die Bahn ist vorher nur einmal in Chicago für eine kurze Strecke zur Ausführung gelangt, und hat auch in Berlin nur eine geringe Längenausdehnung.

Die bisher beschriebenen Fahrgelegenheiten sind nun in keiner Weise zureichend. Da sie im Strassenplanum betrieben werden, so sind sie allen möglichen Störungen durch andere Vehikel ausgesetzt, und wenn man ihnen eine etwas höhere Geschwindigkeit erteilte, so würden sie das Leben der Passanten gefährden, weil man sie nicht schnell genug zum Stehen bringen könnte. Die für Strassenbahnen geltende Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt 10 km in der Stunde, und man darf annehmen, dass das Kilometer im allgemeinen zu 4 Pf. Fahrgeld geleistet wird. Das Produkt der für ein Kilometer erforderlichen Minuten- und Pfennigzahlen ist demnach 24, während es für die Omnibusse sich um ein Drittel höherstellt, für die Droschken aber mehr als das Sechsfache beträgt. Da wir durch Zeit und Geld die Vorteile einer Fahrt ausdrücken können, so haben wir in den angegebenen Zahlen in der That ein Mass für die Leistungsfähigkeit der gebräuchlichen Fahrgelegenheiten. Der Wunsch, diese Zahlen noch weiter herabzudrücken, ist aber ein durchaus berechtigter und für den Vorortverkehr ganz unumgänglicher. In der That, welches wären wohl die Consequenzen, zu denen man gelangte, wenn man die angegebenen Sätze für Zeit und Fahrpreis auf den Vorortverkehr ver-



wenden wollte? Nimmt man an, die Entfernung des Wohnorts von der Stätte der geschäftlichen Thätigkeit betrage 8 km, so würde der tägliche Zeitverlust bereits 96 Minuten betragen, während das Fahrgeld auf 64 Pf. zu stehen käme, jährlich also über 200 Mk. betragen würde. Wenn dasselbe für mehr als ein Familienmitglied erhoben wird, so dürften damit die ökonomischen Vorteile, welche die Vorstadtwohnung haben sollte, sich in Nachteile verwandeln. Für diesen Verkehr ist es also unabweislish. die Geschwindigkeit zu steigern, den Fahrpreis aber zu verbilligen. Zu den genannten Forderungen gesellt sich eine andere, die im Fernverkehr der Grossstädte begründet ist. Es ist ja auch für die Fremden, welche nur für kurze Zeit teuren Aufenthalt in der Grossstadt zu nehmen haben, durchaus notwendig, mit der Zeit möglichst ökonomisch umzugehen. Dazu ist erforderlich, dass an die Fernbahnen sich überall Stadtbahnen anschliessen, welche die Fremden jedem beliebigen Punkt der Metropole nahe bringen. Wenn das ohne das lästige Umsteigen geschehen kann, so wird das das Beste sein. Es wird nun oft die Möglichkeit vorliegen, den Vorort- und den Fernverkehr auf dieselben inneren Bahnen, die Stadtbahnen hinüberzulenken, und damit an sich unrentabel erscheinende Unternehmungen durch eine Verdoppelung des Verkehrs zu rentablen zu gestalten. Ein nicht zu unterschätzender Dienst, zu welchen die Stadtbahnen endlich noch berufen erscheinen, liegt auf einem dem Grossstadtverkehr sonst fernliegenden, dem militärischen Gebiete. Die Mobilmachung und schnelle Beförderung grosser bewaffneter Massen wird nur über die grossen Verkehrszentren geschehen können, und hier muss sich Bahn an Bahn schliessen, sollen nicht Zeitverluste entstehen, die eine schwere Gefährdung des Landes im Gefolge haben könnten. Was von den Stadtbahnen zu verlangen ist, ist zunächst die höhere Geschwindigkeit. Eine solche ist im Strassenplanum der Grossstadt unerreichbar und damit ergiebt es sich, dass sie entweder über der Erde als Hochbahnen oder als unterirdische anzulegen sind. Gerade die Anlage der Stadtbahnen, in denen wir das wesentlichste Moment in jeder zukünftigen Verkehrsentwickelung der Grossstädte sehen, ist es, die sich des allerheftigsten Widerstandes von seiten der Behörden zu erfreuen hat, und daher kommt es, dass ihre Ausdehnung noch lange nicht mit derjenigen der Grossstädte überhaupt Schritt gehalten hat. Man führt z. B. gegen sie an, dass sie den konzessionierten Strassenbahnen, an deren Trace sie entlang gehen, eine unberechtige Konkurrenz machen. Dieser Vorwurf ist haltlos, denn die Stadtbahnen mit ihren 25 km Geschwindigkeit können natürlich nicht an allen Punkten der Stadt anhalten, was den Strassenbahnen bei nur 10 km, die sie in der Stunde zurückzulegen haben, wohl möglich ist. Damit fällt bei der Benutzung der Stadtbahn für alle diejenigen jeder Vorteil weg, die weniger als etwa 2 km zurückzulegen gedenken, weil diese schon die Wege nach dem Bahnsteige hin und von ihm weg für eine arge Zeitverschwendung halten. Diese dient eben nur für grössere Strecken; die Strassenbahnen sind es, die dem Bedürfnis, kleinere Strecken zurückzulegen, angepasst sind. Als die New-Yorker Hochbahn eröffnet wurde, glaubte man auch, dass die Pferdebahn Schaden nehmen würde. Dieselbe erlitt aber damals nur vorübergehend einen ganz geringen Rückgang in der Frequenz und erholte sich sehr schnell. Eine Anzahl anderer Vorwürfe wird den armen Hochbahnen ins Gesicht geschleudert, weil man dabei stets das Beispiel der am meisten bekannten unter ihnen, der Berliner Stadtbahn, im Auge hat. Da heisst es, dass sie die Strassenzüge der Grossstadt verunzierten, den Einwohnern der anliegenden Häuser Luft und Licht benähmen, mit ihrem schrecklichen Lärm an den auch sonst arg mitgenommenen Nervensystemen der Grossstädter rüttelten und mit den Rauchwolken, die ihnen entsteigen, die Wohnungseinrichtungen ebensowenig wie die Lungen der Bewohner schonten. Wir geben zu, dass für die angeführte Bahn manche dieser Vorwürfe zutreffen, möchten aber doch einiges anführen, was falsche Generalisierungen zu widerlegen fähig ist. Wer die eleganten Eisenkonstruktionen der New-Yorker Hochbahn gesehen hat, die nur immer von einem Mittelpfeiler unterstützt, in der Luft schweben, der wird

ein anderes Urteil erhalten, als er es aus den gewaltigen Backsteinmassen der Berliner Stadtbahn-Viadukte ableitet. Die langen und breiten Strassenzüge der amerikanischen Metropole sind sehr wenig davon entstellt. Es wird gewiss einzelne Fälle geben, in denen die Herstellung von Hochbahnen in der That nicht angängig ist. Die gegen die oberirdische Stromleitung der elektrischen Bahnen angeführten Gründe, dass sie die Strassenzüge zu sehr belasten, sind sicher in vielen Fällen auch gegen die Hochbahnen stichhaltig. Besonders repräsentative Strassen und Plätze und die engen Gassen mancher Innenstädte müssen von ihnen verschont bleiben. In vielen Fällen werden aber die Strassenzüge solche Bauten wohl vertragen. Und Schönheitsgründe allein sollten sicher niemals den Ausschlag geben; die anderen Vorteile, insbesondere die ökonomischen, sind höher anzuschlagen. Es kommt hinzu, dass die Belästigungen durch den Dampf in Wegfall geraten, wo man sich des elektrischen Betriebes bedient, der auch für Hochbahnen den Vorzug verdient. Sollten zu viele Gründe gegen ihre Einführung sprechen, und wir verkennen nicht, dass die Sache manchmal so liegen kann, dann ist es aber zugleich unbedingtes Erfordernis, den Verkehr unter der Erde zu erschliessen, durch den der Strassenverkehr in noch weit höherem Masse entlastet würde, als durch die Hochbahnen. Die Sicherheit eines solchen Verkehrs ist durch das bekannteste Beispiel, die Londoner Undergrundbahn, hinlänglich bewiesen. Wir fügen hinzu, dass der Bau des 3,2 km langen Mersey-Tunnels zwischen Liverpool und Birkenhead und des Severntunnels von der Länge einer deutschen Meile es bestätigen, dass der moderne Verkehr die dunklen Mächte des Hades nicht zu fürchten braucht, und das jüngste Beispiel einer Untergrundbahn, die elektrische City- und Südlondonbahn fährt einen sanft genug und ohne dass Rauch, Russ, Pfeifen und Getöse ihre Quälereien verüben, durch das Reich der Schatten, dass Charons Kahn nicht sanfter fahren könnte. Sicher ist mit einer elektrisch betriebenen Untergrundbahn ein fast ideal zu nennender Zustand zu erreichen. Freilich werden für einen solchen Bau im Vergleich zu andern Bahnarbeiten enorm zu nennende Arbeiten zu bewältigen sein. Der Bahntunnel muss, wenn er mit den verschiedenen elektrischen, Wasser- und Gasleitungen nicht kollidieren soll, recht tief unter dem Erdboden liegen. Die Ausschachtungen werden ein grosses Anlagekapital verschlingen, und schliesslich werden die Tunnels bei dem weichen Boden, auf dem die Grossstädte gewöhnlich aufgewachsen sind, eine Auskleidung von Eisen erhalten müssen. Luftschächte werden anzulegen sein, welche den Hohlräumen unter der Erde frische Atemluft zuführen. Aber wenn einmal alle Arbeiten erledigt sind, so werden auch Veränderungen nicht mehr nötig werden und die Reparaturen werden den Grossstädtern nicht lästig fallen, wie an den niedriger liegenden Leitungen. Wie wenig übrigens Ausbesserungen zu fürchten sind, das mag u. a. daraus entnommen werden, dass die 22 mm dicken Gussplattenringe des älteren Themsetunnels seit 27 Jahren in Benutzung sind. In den meisten Fällen wird man dabei so starkes Material nicht brauchen. Hier, wie bei den Hochbahnen, wird übrigens dem Publikum auch dadurch recht viel Zeit zu ersparen sein, dass man an den Zu- und Ausgängen der Bahnen jene sicher funktionierenden Aufzüge anwendet, die in manchen hohen Häusern der Grossstadt ihre Verwendung finden. Wir bemerken nebenbei, dass der Lift in den Häusern noch lange nicht die Verbreitung gewonnen hat, die auch ihm als Verkehrsmittel im engsten Raume zukommt. In den amerikanischen Städten, welche allerdings mehr in die Höhe als in die Breite wachsen, hat die unersteigliche Höhe der „Himmelskratzer" seine schnellere Verbreitung befördert.

Wir sehen also in den elektrischen Untergrundbahnen eines der grossen Ziele, denen die moderne Verkehrs-Entwicklung zustrebt, und können nach unserer Erfahrung auch den Vorwurf, dass die Orientierung unter der Erde manchem Anfänger im unterirdischen Reisen Schwierigkeiten bereite, keineswegs zugeben. Die Vorurteile, welche gegen diese Beförderungsart laut werden, werden sicher besiegt werden.

Wie Stadt- und Strassenbahnen am besten zu verteilen sind, wie der Betrieb derselben zu regeln, darüber lassen sich zwar auch allgemeine Gesichtspunkte anführen. Aber das Bedürfnis wird hier im Falle der einzelnen Grossstadt eine immer andere Sprache reden, sodass man sich dem Ringbetrieb der Berliner Stadtbahn, dem shuttle-service der Londoner Bahnen oder einer andern Art des Dienstes zuzuwenden haben wird. Da die Verhältnisse, die Grenzen des Weichbildes und die Lage der Vororte von Ort zu Ort wechseln, und da auch der Bebauungsplan der Städte von Zeit zu Zeit ein anderer wird, so wird danach die Entscheidung sich regeln. Es erscheint freilich recht nötig, dass die Weisheit städtischer Behörden gegenwärtig weit mehr als früher bedacht sei, den Bebauungsplan den Bedürfnissen des Verkehrs anzupassen.

Was würde der Verkehr wohl für Vorteile daraus haben ziehen können, wenn von dem Zentrum des Weichbildes nach der Peripherie hin und darüber hinaus eine Reihe radialer Strassen hingingen, die breit genug wären, um elektrische Hochbahnanlagen in sich aufzunehmen. Dann wären dem Wachstum der Städte die Richtungen von selbst gegeben, und die Lage der Vororte wäre heute durch die Verkehrsadern bestimmt, während sie nur zu oft von allen möglichen Zufällen abhängt, und der Verkehr sich erst später ihrer Lage mühsam anbequemen muss. Auch in anderer Beziehung wären gerade Strassen, wie die modernen Städte Amerikas sie aufweisen, für die Anlage von Strassen- und Stadtbahnen erwünscht. Die Krümmungen, welche denselben innerhalb der Metropolen aufgezwängt werden, und die grösser sind, als die einer Eisenbahn irgendwo anders eigenen, vermindern die Sicherheit des Verkehrs und beschränken seine Geschwindigkeit. Denn je stärker ein Bahnstück gekrümmt ist, desto grösser ist die Schwungkraft des durcheilenden Wagens und damit die Gefahr einer Entgleisung. Damit sind der Schnelligkeit des Personenverkehrs die von uns angegebenen Schranken gesetzt. Werden wir aber auch in den meisten Fällen mit 25 km Fahrgeschwindigkeit in der Stunde uns zufrieden geben können, so wird doch in einzelnen Fällen und für längere Strecken schnelleres Fahren sehr erwünscht sein. Damit ergiebt es sich, dass die Technik auf Mittel sinnen muss, um trotz der stärker gekrümmten Bahnstrecken eine grössere Schnelligkeit zu erzielen. Da die Aufgabe bei zweischienigen Geleisen nicht lösbar ist, so hat der Erfindungstrieb eine Reihe einschieniger Projekte gezeitigt, von denen das eine zur Ausführung gelangt ist, nämlich die Schwebebahn. Hier wird es dem Wagen möglich gemacht, sich bei stärkerer Krümmung der Bahn je nach der Geschwindigkeit mehr oder weniger gegen die wagerechte Ebene zu neigen, und somit ist die Gefahr des Herausschleuderns — so meint man — glücklich vermieden, obgleich man auf eine Geschwindigkeit von 40 km in der Stunde rechnet. Bei dieser Bahn, deren Betrieb elektrisch ist, sind die Wagen sämtlich an einer wagerechten Schiene aufgehängt. Dieselbe verläuft recht hoch über dem Strassenplanum, um die unten verkehrenden Gefährte nicht zu stören. Es sind natürlich Träger an den Seiten der Strassen aufzustellen, welche stark genug sind, um die Schiene trotz ihrer Belastung mit einem Eisenbahnzuge zu tragen. Von den Wagen des Zuges dient der eine als Motorwagen. Ihm wird der elektrische Strom zugeführt. Die andern können nicht fest mit ihm verkuppelt sein, wie auf unseren Eisenbahnen, weil sie ja beim Einfahren in die Kurven sich selbständig einstellen sollen, sie legen sich vielmehr auf einen am Motorwagen befindlichen Rollenkranz federnd auf. Sollten unglückliche Zufälle zu einer Entgleisung führen, so ist dafür gesorgt, dass der Zug sofort zum Stehen kommt, indem federnde Räder gegen zwei äussere Schienen gedrückt werden, die der eigentlichen Laufschiene parallel gehen. Die ganze sehr sinnreiche Einrichtung scheint uns noch keineswegs so vollkommen zu sein, um nicht zu ernsten Bedenken Veranlassung zu geben. Zunächst wird es schon schwer sein, in schmalen Strassen, die verschiedene unterirdische Leitungen haben, die Stützen der Konstruktion genügend zu fundieren. Je höher ferner die Zugträger liegen, desto mehr Licht werden

sie den anliegenden Häusern entziehen. Die Seitenschwankungen, welche die Wagen wahrscheinlich auch in geraden Strassen ausführen müssen, werden das Erreichen der projektierten Geschwindigkeit meist unmöglich machen. Ferner wird der Umstand, dass ein Bahnplanum, das man begehen könnte, nicht vorhanden ist, die Revision der Strecken recht unbequem machen. Diese kann, wenn die Züge schnell einander folgen sollen, nur nachts vorgenommen werden. „Und wie leicht," schreibt Prof. Dietrich, „ist es, der Bahn, sowie sie entworfen ist, schweren Schaden zuzufügen! Ein Stein, ja sogar ein Stück Holz, welches durch Zufall oder bösen Willen in den Träger geworfen wird und dort, wo die Räder laufen sollen, liegen bleibt, gelangt beim Anfahren des Wagens zunächst unter die Greifer, welche zur eventuellen Aufhängung des Wagens bei Unfällen dienen, und unter die Räder, welche ihrerseits das Hindernis nicht überschreiten können. Dann ist die Zertrümmerung des einen oder andern Teiles unvermeidlich." Bleibt ein Wagen bei Betriebsunfällen auf den Schienen hängen, so wird es erhebliche Anstrengungen kosten, ihn abzuhängen und unerdenkliche Betriebsstörungen werden die Folge sein. Und da doch nur an den Stationen ein Aufgang zur Bahn ist, so wird die Entbindung der Wagen von den Fahrgästen mitten auf der Strecke zu Szenen führen müssen, deren Beschreibung den grossstädtischen Witzblättern zur Nahrung dienen kann, die aber eines grossstädtischen Verkehrswesens unwürdig sind. Es geht hieraus hervor, dass über die Schwebebahnen zum mindesten noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Wir wollen ihnen eine Zukunft nicht ganz absprechen, meinen aber, dass sie dann sich noch wesentlichen Vervollkommnungen zu unterziehen haben werden. Im ganzen erscheint es uns als vorläufig in der Zukunft erstrebenswertes Ziel, ein System elektrisch betriebener Stadtbahnen — Hoch- und Untergrundbahnen — zu entwickeln, deren stündliche Geschwindigkeit 25 km nicht zu übersteigen brauchte.

Die europäische Technik, insbesondere die deutsche, der wir so viele wichtige Erfindungen verdanken, welche auch den ersten Versuch einer elektrischen Eisenbahn 1879 bei der Berliner Gewerbe-Ausstellung zur Ausführung brachte, stösst bei der Ausbeutung ihrer Fortschritte auf mannigfache Hindernisse. Diese mögen zum Teil in den Verhältnissen der europäischen Grossstädte begründet sein, zum Teil sind sie Folgen unangebrachter Vorurteile, durch welche die Erfinder des Preises ihrer Mühen, des Erfolges beraubt werden. Sie müssen zusehen, wie in amerikanischen Grossstädten ihre Ideen ausgebeutet werden, während den europäischen immer erst langsam genug die Erkenntnis der Notwendigkeit kommt, diese Ideen nutzbar zu machen. Wenn wir uns nicht täuschen, weht gerade jetzt ein frischer Hauch deutschen Unternehmungsgeistes, der hoffentlich die Segel grossstädtischer Verkehrsentwickelung schwellen und wenigstens die nächsten Ziele derselben erreichen lassen wird.



EIN TROPFEN BLUT.

VON

MAARTEN MAARTENS.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG AUS DEM ENGLISCHEN VON E. OTTEN.

I.

Er war sehr arm. Wie der Schatten des Mannes mit den Eselsohren, so arm war er! Und doch verwandelte sich Alles, was er in seiner wunderbaren Art berührte, in Gold. Nur war es nicht von der Sorte, für welche man Brot kauft. —

Es war Gold von der Sorte, mit welcher die Sonne dem Allmächtigen ihren Tribut zahlt. Wir Alle zahlen unseren Tribut: die Sonne in Gold und die Nachtigall in Tönen. Und die Potentaten der Erde zahlen mit dem Blut ihrer Brüder; und die Dichter — mit ihrem eigenen Blute. —

Er hiess Anastasius Amidon. Das war ein lächerlicher Name. Eines Tages wird er denselben vielleicht zwischen die Sterne am Himmel schreiben, und dann werden die jungen Damen bedauern, dass es kein schönerer ist.

Er war — zur Zeit unserer Erzählung — zweiundzwanzig Jahre alt und schon drei Jahre verheiratet, der Narr! Und er hatte eine kleine Tochter — Lina.

Er hatte Célestine Michelet geheiratet, weil er so in sie verliebt war, dass er sogar den Boden anbetete, den ihr Fuss betreten hatte; er fand daher, dass sie denselben ebenso gut zusammen betreten könnten. Er war selbst zu arm, um daran zu denken, wie arm *sie* war.

Und Célestine war reizend, wenn auch nicht so reizend, wie ihr Bild, das sich in seiner liebenden Seele wiederspiegelte. Der gutsituirte Besitzer der „Nouveautés", des Geschäftes, für welches sie arbeitete, hatte ihr eine hübsche kleine Wohnung und eine Unabhängigkeit angeboten, von welcher seine bessere Hälfte Nichts zu ahnen brauchte. Anastasius schrieb dem Geschäftsinhaber die Antwort seiner Angebeteten in reichlich buntscheckigen Mischungen von Schwarz und Blau auf die Schultern, und vierzehn Tage später machten die Beiden Hochzeit. — Sie in einem geliehenen Seidenkleide und umgeben von strahlendem Sonnenschein. Ein schattenloser Sonnenschein, der ihre Herzen höher schlagen liess in dem Entzücken über erfüllte Hoffnungen. Sie war zu dumm, um eine Brotrinde von einem Kuchen unterscheiden zu können.

Sie lebten, sozusagen, mitten in der Luft, hoch oben in einer schwarzbraunen Baracke, in der Nähe der Grand' rue de Passy. Die Strasse existirt noch, sie ist breit, nichtssagend, eine Sackgasse. Kinder spielen und schreien darin. Und aus der nächsten Umgebung dringt der fortwährende Lärm der Hauptstrasse zu ihnen herüber, ebenso wie allerhand vom Schlachten, Waschen und sonstigen unangenehmen Dingen herrührende Gerüche. Anastasius frug sich nicht selten voller Verwunderung, ob es denn wirklich Menschen gäbe, die den ganzen Tag ässen?

Er that es nicht.

Durchaus nicht.

Lehnte man sich ein klein wenig nur über den kleinen Stuckbalkon, so konnte man einen Blick auf ein Dutzend Bäume des Bois de Boulogne gewinnen, auf La Muette und — nach der anderen Seite hin — auf die glänzenden Spitzen des Trocadero, schlank emporragend in die blaue Luft. Und Anastasius meinte: „Zu meiner Linken die Natur, zu meiner Rechten Paris, über mir Gott.“ Er nannte seine im siebenten Stockwerke belegene Wohnung „rus in urbe“ (d. h. „Landaufenthalt in der Stadt“). Auch dann, wenn unten Kohl gekocht wurde.

Er war Verkäufer in einer Buchhandlung der Grand' rue. Sein Vater, ein alter concierge in Montpellier, war damit vollkommen einverstanden; seine Mutter aber hatte Besseres für ihn erhofft, denn Anastasius war doch so „begabt.“ Der Pastor hatte es immer gesagt, und mit seiner Hülfe gelang es ihr denn auch, ihren Liebling stets durch die vielen Examina zu schieben und zu drücken, welche in Frankreich mit dem Amt eines Gemeindeschullehrers verbunden sind. Zur allgemeinen Enttäuschung jedoch hatte Anastasius jede neue Prüfung nur mit einem Minimum von Erfolg bestanden.

Er arbeitete fleissig, aber immer nur in falscher Richtung. Seine Lehrer sagten von ihm, dass er seine Kräfte verschwende.

Sein Name verlor sich auf einer der untersten Reihen der Bewerberliste für nur selten eintretende Vakanzen. Es ist etwas Schönes um das Amt eines Gemeindeschullehrers, aber man muss Geduld haben, wenn man es dazu bringen will.

So heiratete er also mit neunzehn Jahren. Auch das ist etwas Schönes. Der dicke, alte Vater verfluchte im Stillen den düsteren, leidenschaftlichen Sohn, den er nur selten sah. Die Tour von Montpellier nach Paris ist kostspielig, und Anastasius behauptete, er könne nur in der Nähe jenes grossen Menschencomplexes atmen. Aber in Paris waren keine Unterlehrer-Stellen frei für faule Leute, die nicht einmal die Tochter eines Inspektors geheiratet hatten. So erhielt denn Anastasius — vorübergehend, wie er hoffte — eine Anstellung in der Buchhandlung. „So bleibe ich doch wenigstens ein bischen mit der Litteratur im Contact“, sagte er zu Célestine.

Denn aus der Liebe zu Büchern bestand sein ganzes träumerisches Leben, seine gegenwärtige Freude, seine zukünftige Hoffnung. Aber die wenigen Bände, welche er besass und immer wieder und wieder las und studirte, behandelten nicht d i e Themata, in welchen eine wissenschaftliche Regierung examinirt.

Er hegte und pflegte sie, wie es eben nur der thut, der mit Hunger bezahlt; abgesehen von der einzig dastehenden Eitelkeit eines Quaritch. Derjenige, der den Inhalt seiner Bücher wirklich liebt, findet kein Vergnügen in dem Gedanken, dass Niemand diesen Genuss mit ihm teilen kann.

Anastasius Amidon aber lebte in, für und hauptsächlich von Büchern, und — mit der Papierhandlung war eine kleine Leihbibliothek verbunden. Dieses hatte ihn angezogen; Monsieur Lalois, der Geschäftsinhaber, ein sehr gutmütiger kugelrunder Mann, gab vor zufrieden mit ihm zu sein. Der junge Mann verkaufte Papier und Federn. Wie eintönig, wie entsetzlich eintönig war es das zu verkaufen, und wie mühsam es zu kaufen. Um sich den Ankauf eines neuen Schreibheftes leisten zu können, musste er auf den einzigen Luxus, den er sich erlaubte — die Pfennig-Cigarre — verzichten. Und doch brauchte er fortwährend neue Schreibhefte, denn er konnte, ganze Abende hintereinander, dasitzen und unaufhörlich schreiben.

„Lieber Gott, wie ist es nur möglich,“ sagte seine Frau, „dass e i n Mann soviel zusammenschreiben kann!“ Er stapelte sie auf, seine Schreibhefte, und da lagen sie nun. Schöne Sachen, nutzlose Sachen, Sachen, auf die kein Mensch jemals auch nur einen einzigen Blick geworfen hatte, und von deren Existenz — Gottseidank — Niemand eine Ahnung hatte, ausser Célestine, die sie nur teilweise verstand, aber doch sehr lieb hatte.

Und er? — Er hatte sie hundertmal lieber als seine Célestine, als Lina, als sich selbst. Das will viel heissen und drückt doch noch immer nicht das Richtige aus, denn in seinem Geschreibsel verkörperte sich sein Innerstes weit mehr als in ihm selbst.

Denn der Engel des Lebens hatte an Amidon's Wiege gestanden und ihn verflucht: Er war ein Dichter.

— —

II.

„Bonheur qui passe!
Amour qui lasse!
Rien ne nous reste que notre douleur.
Mais dans la vie.
Qui pleure prie.
Tout ce qui prie a des larmes au coeur."

sang Anastasius leise vor sich hin, indem er die grossen Stapel Schreibhefte abstaubte. Er bekam hundert Francs monatlich, und er verdiente sie.

„Das ist nicht lustig, was Sie da singen, Anastasius, mein Junge," sagte Herr Lalois, der plötzlich ganz unerwartet aus seinem behaglichen Hinterzimmer zum Vorschein kam.

Er war eine merkwürdige Erscheinung: ein tonnenförmiges Männchen mit Augen, so schwarz wie Korinthen, hinter seiner funkelnden Brille. „Sie sollten Lieder dichten, so wie ich sie sang in meinen jungen Jahren, von Frühling und Küssen und schönen Frauen. Ach Gott, Madame Lalois!" — die gläserne Verbindungsthüre knarrte erbarmungslos weiter. „Schliessen Sie diese Thür, Anastasius," sagte Monsieur Lalois in gereiztem Ton; „wir wollen den Zug und alle ungünstigen Winde möglichst zu vermeiden suchen. — Aber Sie haben eine reizende Frau und eine niedliche kleine Tochter: so singen Sie doch von Diesen! Sie sind, weiss Gott, fast ebenso kummervoll wie der einäugige Bettler, der hier des Sonnabends immer laut klagend vorübergeht."

„Ich gebe ihnen mein Bestes, Monsieur," antwortete Amidon. „Ach, und wie oft singe ich von ihnen!"

„Und mir geben Sie Ihr Schlechtestes," brummte der Ladeninhaber, gemächlich seine Chokolade schlürfend. „Nun, nun, Sie haben ganz Recht. Es ist ganz selbstverständlich, dass Die sich mehr um Ihre Traurigkeit kümmern als ich."

„Ganz recht," pflichtete Amidon ruhig bei. Er verstand seinen Herrn und Meister vollkommen, da er ihn kannte als einen jener Männer, die stolz sind auf ihre Gutmütigkeit, freundlich selbstsüchtig und auf billige Art wohlthätig. „Bringen Sie meine Tasse in's Wohnzimmer, Anastasius," sagte Monsieur Lalois, der nicht sicher war, wieviel seine bessere Hälfte von diesen seinen unbesonnenen Reminiscenzen wohl gehört haben mochte. Der Gehülfe gehorchte. Er besitzt ein kleines Buch, betitelt: „Der staubige Weg zum Ruhme," das nicht von grausamen Foltern, sondern von Pfützen und Schmutz und von grossmütig verschenkten Pfennigen handelt. Dieses Buch bildete damals sein ungesundestes und unverdaulichstes tägliches Brot.

„Es ist Ihre eigene Schuld," argumentirte der Kaufmann weiter. „Warum standen Sie nicht unter den Ersten auf der Candidatenliste? Warum heirateten Sie so früh? Warum? — bah, hundert Warum's! Sie sollten kein Kaufmannslehrling sein. Warum sind Sie es?"

„Ich beklage mich nicht darüber," erwiderte Amidon errötend. „Und übrigens irren Sie sich, Monsieur Lalois. Ich würde nicht glücklicher sein, wenn ich Lehrer wäre."

„Hu, huh!" rief Monsieur Lalois entsetzt aus. „So werden Sie also nie zufrieden sein?"

„Nein,“ antwortete Anastasius, und er fügte hinzu — und zwar recht laut und eindringlich, dafür war er Franzose —: „Zwischen mir und meiner Zufriedenheit liegt die Welt!“

„Sie sind ein Dichter“ antwortete ihm ruhig Monsieur Lalois, „und Sie sprechen wie ein Dichter. Sie würden sich, wie die meisten Dichter, ganz wohl fühlen, wenn die Welt Ihre Gedichte nur loben und kaufen wollte.“

„Mag sein,“ sagte Anastasius achselzuckend. Er dachte an seine zu Haus in dem alten Pult versteckten Schreibhefte. Würden diese mit seinem Herzblut gefüllten Kelche jemals von einer unbekannten Hand zur anderen gehen, um geleert zu werden zwischen Lachen und Weinen? Er erzitterte bei diesem Gedanken; und er hätte nicht sagen können, ob vor Wonne oder vor Schmerz.

„Nein, aber das ist ganz zweifellos,“ grunzte Monsieur Lalois. „Und ebenso zweifellos ist es, dass Sie niemals in der Lage sein werden es beweisen zu können. Denn kein Verleger wird Ihre Gedichte veröffentlichen. Haben Sie bereits einmal den Versuch gemacht?“

„Ja, ich habe es versucht, Monsieur Lalois,“ antwortete der Gehülfe ein wenig ungeduldig; es war nicht das erste Mal, dass sein Prinzipal diese Frage an ihn richtete. Er sagte nicht, wie oft er schon vergebens gehofft hatte; und, zum Glück für ihn, wäre es ihm nicht mehr möglich gewesen die einzelnen Fälle zu zählen.

„Weiss ich es denn nicht?! Und das beweist nur noch mehr die Richtigkeit dessen, was ich sagte. Ihr Dichter seid zu schlecht um gedruckt zu werden, oder zu gut, was noch viel schlimmer, weil es hoffnungsloser ist. Wer wird darüber entscheiden? Aber im Grunde ist es einerlei, denn in beiden Fällen haben die Verleger Recht. Niemand liest heutzutage Gedichte. Das wenigstens kann ich beurteilen. Sehen Sie nur da!“ und bei diesen Worten fuchtelte er mit seiner fleischigen Hand vor den schäbigen Bücherregalen herum. „Da stehen sie,“ rief er aus, „ganz oben! Racine, Corneille, Molière! Gehen Sie hin, Anastasius und stauben Sie sie ab! Es ist Ihr Unglück, mein Junge, dass Sie ein Unsterblicher sind. Die sterben am Hunger. Ein Boisgobey muss man sein oder ein Gaborian! Sehen Sie nur! sogar „Mon premier crime“ ist schon ganz zerfetzt. Schreiben Sie solch ein Buch! Glauben Sie mir, es ist Ihr Freund, der Ihnen den Rat giebt. Schreiben Sie solch ein Buch, und dann werden Sie es nicht mehr nötig haben Läden auszukehren.“

„Sie haben mir schon einmal diesen wohlgemeinten Rat erteilt,“ erwiderte Amidon errötend, „aber es ist mir nicht möglich, ein schlechtes Buch zu schreiben. Ich will lieber den Schmutz zusammenkehren, als ihn schreiben.“

„Ta — ta — ta“, sagte Monsieur Lalois; „wir wollen keine Gemeinheit, blos ein wenig Erregung. Vor Allem: schreiben Sie Prosa. Sie leben in einer prosaischen Zeit. Schreiben Sie eine Novelle. Ich habe Sie noch niemals so ausdrücklich gewarnt wie heute, aber ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen: Sie werden noch zu Grunde gehen an Ihrem ewigen Dichten, Sie und Ihre Familie. Denn vergessen Sie Eines nicht, Amidon: wenn es nicht angenehm für einen Dichter ist, ein Kaufmannsgehülfe zu sein, so ist es gewiss ebenso wenig angenehm für einen Kaufmann einen Dichter in seinen Diensten zu haben.“

„Thue ich etwa nicht meine Pflicht?“ brauste Anastasius auf.

„Nun, nun, beruhigen Sie sich, ich werde Sie nicht fortschicken. Aber ich bleibe dabei: es ist unbequem. Man fühlt sich dadurch gewissermassen verantwortlich dafür, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte. Ich würde viel lieber einen anderen Gehülfen haben und Ihre Bücher verkaufen. Zwanzigste Auflage von „Crime d'Amour“. Hadern Sie nicht mit Ihrem Schicksal!“

„Ich bin kein Novellist“, murmelte Anastasius, hinter einem davonrasselnden gelben Omnibus — „Auteuil Madeleine“ — herstarrend, ohne ihn zu sehen.

Mürrisch machte Monsieur Lalois noch einen letzten Versuch den Verlorenen zu retten. „Sehen Sie her,“ sagte er wie nach einem plötzlichen

Entschlusse; „es ist jetzt siebenundzwanzig Jahre her, dass ich die Leihbibliothek begründet habe. Wenn Sie nun die Listen durchsehen und darin finden werden, dass in all der Zeit nicht zwei Mal Gedichte gefordert wurden: wollen Sie sich dann, wie ein guter, vernünftiger Kerl, heute Abend hinsetzen und eine Novelle schreiben?“

„Ich bin kein Novellist,“ gab Amidon zurück. „Ich danke Ihnen vielmals für Ihre grosse Liebenswürdigkeit, Monsieur Lalois.“

Aber Monsieur wandte sich hochmütig ab, unter dem Vorwande einen alten Kunden bedienen zu müssen. Genies sind immer dickköpfig und bettlerhaft. Er bereute es nun, so herablassend gewesen zu sein. Er war eigentlich viel zu freundlich, aber er konnte nicht anders: er hatte eben Mitleid mit seinem unglücklichen Gehülfen. „Es ist ein wahres Unglück ein Genie zu sein,“ sagte Monsieur Lalois.

Zum Glück ist dieses Uebel ein seltenes. Anastasius starrte noch hinter dem Käufer eines Pfennig-Bleistiftes her, nachdem dieser schon längst gegangen, während er leise vor sich hinsummte:

„Bonheur qui passe!
Amour qui lasse!
Rien ne nous reste que notre douleur.“

III.

„Was ist dir, Anastasius?“ fragte ihn Célestine abends, als sie ihn sah.

„Nichts, Liebling.“

„Ah, mein Freund, seit wann glaubst du denn, dass ich blind bin?“ Sie sah ihn mit ihren grossen Augen vorwurfsvoll an.

„Seitdem du Unsichtbares siehst,“ antwortete er lachend. „Wo ist die Kleine?“

„Zu Bett, aber sie schläft noch nicht. Du kommst spät heute.“

„Der Chef hielt mich zurück. Er machte einen furchtbaren Skandal, weil sich in der Tagesrechnung eine Differenz von einem „Sou“ befand. Er hatte ganz recht, in Geschäftssachen kann man garnicht akkurat genug sein.“

Bei diesen Worten ging Anastasius in den hinteren Raum, der aus zwei Zimmern und einem grossen Schranke bestand, den die Amidons für eine Küche hielten. Es wäre grausam gewesen, ihnen ihre Illusion zu zerstören.

„Der arme Mann,“ murmelte Célestine nachdenklich. „Nach dem Abendessen will ich es nachrechnen.“

Sie war ein Kind, kaum zwanzig Jahre alt; ihre Erscheinung war, trotz schwerer Arbeit und Entbehrungen, lieblich geblieben, mit all dem Reize einer Französin von geschmackvoller Einfachheit. Reizend sah sie aus in dem einfachen Kleidchen vom denkbar billigstem schwarzen Stoffe, das sie wohl schon seit ihrer frühesten Kindheit getragen haben mochte (alt genug war es), mit dem bläulich-schimmernden Elfenbein-Teint und einem Paar Augen wie Sterne, so hell und klar. Wie eine fromme Gläubige betete sie zu der heiligen Jungfrau im Himmel, aber ihres Lebens Heiliger war doch Anastasius.

Das zweijährige Kind sass hochaufgerichtet in der Wiege.

„Lina dodo,“ stammelte es; dann die Augen fest zudrückend: „Jungfrau Maria, Papa, Mama, Lina.“ Es öffnete die Augen. „Papa, Spielzeug?“ Das Alles ging in einem Atem; die allabendliche Frage folgte dem allabendlichen Gebete.

Denn wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, der Vater brachte jeden Abend ein Geschenk mit nach Haus. Da macht sich der Vorteil bemerkbar ein Dichter zu sein! Wenn die Liebe in den Lustgärten der Phantasie wandeln kann, braucht sie nie mit leeren Händen heimzukommen. Fetzchen buntes Papier aus dem Laden, Stückchen Flitter oder Lumpen von der Strasse oder gar aus dem Kehrichtbehälter wurden liebevoll gesammelt und von seiner

geschickten Hand in eine endlose Reihe von Herrlichkeiten verwandelt. „Eine Scheere und ein Fläschchen Gummi arabicum sind ebenso viel wert als eine gefüllte Börse und ein Spielzeugladen,“ pflegte er zu sagen. Das war ganz richtig und doch — merkwürdig — verwechselte das Kind in all seinem echt kindlichen Entzücken niemals „ein wirklich gekauftes Geschenk“ mit dem schönen „Spielzeug von Papa“. — Amidon deckte sein Töchterchen zu, und ging dann wieder zu ihr, die er „ihre und seine Mutter“ nannte.

„Sie ist so blass und so dünn,“ sagte er. Célestine legte ihre Arbeit aus der Hand. „Sie wird schon besser werden,“ antwortete sie tapfer, „wenn's nur erst Frühling wird.“ Und sie setzten sich hin zu ihrem höchst frugalen Abendessen, das aus Blutwurst und jenem harten, groben Brot bestand, welches in Paris per Meter verkauft wird.

Anastasius war in Bezug auf seine Nahrung gleichgültiger, als Dichter gewöhnlich zu sein pflegen. Alle Speisen und Getränke, welche seine Frau ihm vorsetzte, nannte er scherzend „Nectar und Ambrosia“. Ein alter Scherz, selbst dann, wenn er zum ersten Mal gemacht wird, und ein trauriger, aber er that doch gute Dienste an manchem mageren Tag in dem kleinen bescheidenen Haushalte.

Sie beobachtete ihn voller Zärtlichkeit, ohne eine Frage, denn sie wollte selbst herausfinden, was ihm fehlte. Augenscheinlich sehr unruhig, beschäftigte er sich fortwährend mit seinen Schreibheften. Die letzte unvollendete Tragödie (Alexandriner, ach!) lag aufgeschlagen vor ihm, mit der patriotischen Rede des Don Isaurio, die am vorigen Abend so plötzlich abgebrochen werden musste, als die besorgte Gattin des Dichters die Lampe auslöschte . . . . . . Mehrmals griff er impulsiv nach der Feder und tauchte sie in die Tinte. „Oh Heldenmutter, wenn Du willst, dass ich sterbe!“ murmelte er, „willst, dass ich sterbe“ — — —; ungeduldig warf er die Feder aus der Hand, sich bequem auf seinen Stuhl hinstreckend. Célestine beugte sich ein wenig vor, während sie sich das Gehirn zermarterte über die eventuelle Möglichkeit eines Strickstopfs in einer — — — — — (ich darf hier den Gegenstand nicht nennen; auch die wenigst prüden Menschen würden Anstoss daran nehmen).

Anastasius merkte es gar nicht, dass sie ihn immerfort anschaute, immerfort: ihre Liebe zwang sie ihre Blicke immer auf sein Antlitz zu richten.

Er war blass, ebenso wie seine Frau und sein Kind, und er hatte ebensolche blauschwarzen Schatten unter den Augen. „Interessant aussehend“ nannten ihn die wohlgenährten Menschen. Aber sein stets aufwärts gerichteter Blick war voller Leidenschaft und Kraft und verriet deutlich jene Hingabe im Augenblick des Sieges, der keine Frau zu widerstehen vermag.

„Lalois meint, ich solle aufhören Gedichte zu schreiben,“ stiess er plötzlich hervor. „Denk dir doch nur: ich soll meine Mission im Stiche lassen und Feuilletons ersinnen!“

„Ist das Alles?“ fragte sie mit einem leichten Lächeln. „Und seit wann kümmern wir uns um die Meinung des Herrn Lalois?“

„Nicht wahr, es ist Unsinn? findest du nicht auch?“ rief er eifrig aus. „Und doch ärgert es mich, dass man mir etwas derartiges zumutet. Ich soll schreiben, was ein Jeder lesen wird, die Köchinnen und die Kutscher!“

„Schrecklich,“ antwortete sie nachdenklich. „Nein, wir kümmern uns nicht um Monsieur Lalois. Aber du selbst, Anastasius, du selbst hast oft davon gesprochen, dass du einmal mit der Prosa dein Glück bei den Verlegern versuchen wolltest. Das war doch deine eigene Idee, nicht wahr?“

„Meine eigene Idee ist,“ rief er ärgerlich aus, „dass ich ein Dichter bin, und nichts anderes als ein Dichter, ein Dichter von Gottes Gnaden. Es ist keine Anmassung von mir, dass ich das sage, denn ich habe für diese Gabe einzig und allein Gott zu danken.“ Und leidenschaftlich fuhr er fort: „Verlass du mich nicht! Lass uns ein wenig Geduld haben, lass uns auf Pinard's Antwort warten! Vielleicht nimmt er diesmal die „Chants de Bataille.“ Wirklich, er müsste sie nehmen, sie sind so schön!“

„Ach, mein Lieber, verlass dich nur nicht allzu sehr darauf!“



Er hörte nicht auf sie. „Und von der Höhe hinunter zu „Le Crime de la Rue Magador“, zu „La Femme à Papa!“ Célestine, ich will nicht. Lieber Hunger als Schande. Das ist nicht meine Mission. Noblesse oblige.“

„Mein Liebling, habe ich denn Das je geleugnet?“

„Nein, Kind, bis jetzt noch nicht. Célestine, du darfst mich nicht feige nennen. Ich habe nie gesagt, dass ich mich meines Amtes als Ladengehülfe schäme, und wenn Monsieur Lalois es auch tausendmal behauptet. Denn ich finde Das keine Schande.“

„Nein, Das ist es gewiss nicht,“ sagte sie stolz. „Du hast ganz recht. Und doch wäre es eine Schmach, wenn du auch dann noch an diesem Berufe festhalten würdest, wenn du Grösseres, ich meine Besseres erreichen könntest. Zweifellos hast du eine Mission, mein Anastasius; wenn wir daran nicht von Anfang an geglaubt hätten, könnten wir ja jetzt schon längst in Frieden schlafen, wir alle Drei. Aber mein Liebling — ach, mein Liebling — was nützt uns eine Mission, wenn sie nicht erfüllt wird?“

Er stand plötzlich still und starrte sie sprachlos an.

„Natürlich“, fuhr sie fort mit vor Erregung glühenden Wangen, „muss es dein erstes, dein einziges Ziel sein diese Mission zu erfüllen! Aber auch in Prosa können grosse Gedanken ausgedrückt, grosse Wahrheiten gelehrt werden. —“

„Ich bin ein Dichter“, schrie er wild auf. „Ich kann nichts dafür, ich spreche in Versen.“

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, und während der nächsten halben Stunde ging er immerzu auf und ab, auf und ab, in ununterbrochener Stille. Dann warf er plötzlich, in einer leidenschaftlichen Aufwallung alle seine kostbaren Schreibhefte auf den Boden und begann eifrig zu schreiben.

Célestine, die ihn verstohlen von der Seite ansah, bemerkte, wie sich geschwind Zeile an Zeile reihte. Und endlich hielt die goldene Hoffnung des Morgens ihren Einzug in das ärmliche, durch eine primitive Oellampe spärlich erleuchtete kleine Gemach, und sie führte alle die strahlenden Herrlichkeiten von Geburt und Erwachen mit sich. Und alles Schöne erwachte zu lauter und lustiger Fröhlichkeit; und es schien fast, als habe es plötzlich die ganze Atmosphäre verzaubert durch sein Erscheinen. Und die beiden Menschen dort drinnen waren wie von Tausenden von Strahlen umgeben, und Tausende von Blumen hauchten ihre Düfte aus zu ihren Füssen. Gesang und unbeschreibliche Freude! Und bei dem Glück und all der Herrlichkeit noch der feierliche Triumph einer grossen, einer gewaltigen Ueberwindung! Und Célestine in ihrer stillen Ecke, über ihre bescheidene Arbeit gebeugt, empfand Etwas von all diesem wunderbaren Entzücken der jungen Schöpfung, und atemlos, in gespannter Erwartung, beugte sie den Kopf etwas weiter vor.

Denn der Engel des Lebens — habe ich das nicht schon einmal gesagt? — hatte an Amidons Wiege gestanden und ihn gesegnet. Er mochte thun was er wollte, er war und blieb ein Dichter. —

IV.

Nun folgten sieben bange Wochen des Erwartens: eines Erwartens, das sich von einer Stunde zur anderen hinzog. Nirgends ist es so qualvoll einen über Leben und Tod entscheidenden Brief zu erwarten als in der Grossstadt: denn der Briefträger kommt zu oft.

Das einige zwanzig Seiten umfassende Manuscript war an den Verleger eines einflussreichen Blattes geschickt worden, per Post natürlich, denn trotz all seiner Tapferkeit war Amidon doch nicht tapfer genug, um mit seinem „Herzblut“ hausiren zu gehen. Monsieur Lalois mochte ja recht gutmütig sein zu seinem unvernünftigen Gehülfen, aber er war es jedenfalls in durchaus unliebenswürdiger Weise. „Sie sind wirklich abgeschmackt. Warum bahnen



Sie sich denn nicht selber einen Weg? Warum werden Sie nicht Journalist oder Reporter?"

Und träge schlichen die Tage dahin und die Wochen und die Monate, einer nach dem anderen.

Und unaufhörlich eilten die Briefträger die lärmende Grand' rue entlang. Oft stand Amidon da, sie aufmerksam beobachtend, wie sie mit ihren gefüllten Taschen hier und dort stillstanden, überall „Bonjours" austauschend; und vor Neid und Eifersucht weiteten sich seine Augen, wenn er hie und da einen der schlauen Kaufleute der Grand' rue gemächlich irgend einen ganz unbedeutenden Zettel oder Brief entfalten und lesen sah. Wie gerne hätte er manchmal die blauröckigen Beamten angeredet, wenn ihn sein Stolz nicht davon zurückgehalten hätte! Aber seine Augen liessen sich nicht beherrschen. Ein- oder zweimal war er bereits, von dem quälenden Hungergefühl überwältigt, die Strasse hinuntergeeilt, um das Haus Numero 17 beobachten zu können. Aber was half ihm dieser gefährliche Kleinmut? In Numero 17 ging es zu wie in einem lärmenden Bienenstock; ab und zu ging ein freundlich-aussehender weisshaariger alter Mann innen an dem Ladenfenster vorüber, an den er dann — ganz verstohlen — nur durch ein leichtes Zucken mit den Augenbrauen die ihn ewig-quälende Frage richtete. Und der alte Mann antwortete — ebenso verstohlen — mit einem entschuldigenden Achselzucken.

Und jeden neuen Abend hörte man wieder die von neuer Hoffnung beflügelten Schritte die sieben Treppen hinauf eilen. Er war jung, lebhaft, elastisch; sein Leben war wie das Leben eines jeden Dichters, gleichsam wie das anhaltende Vibrieren eines Nervs. — Und jeden Abend kam ihm seine Frau schon halbwegs entgegen, oft schon blieb, lange noch bevor ein Wort gesprochen, Nichts mehr zu fragen und zu antworten.

Selten nur traf er die alte mürrische Portiersfrau; eines Tages frug sie ihn: „Was wollen Sie nur mit Ihrem ewigen Brief, Herr Amidon? Haben Sie etwa einen reichen Erbonkel in der Provinz, der im Sterben liegt?"

Der Frühling kam, und mit ihm lebte auch das Herz des Dichters wieder auf. In keiner Stadt — mit Ausnahme von Rom — ist der Frühling so lieblich, so berauschend köstlich wie in Paris. Und wenn Amidon dort oben auf seinem schwindelerregenden, kleinen Balkon stand, die erwachende Hoffnung im Herzen, dann suchte er einen flüchtigen Blick zu erhaschen auf die wenigen Bäume, die ganz allmählich in einem leichten, grünlichen Schimmer zu erstrahlen begannen. „Die Hoffnung geht immer nur langsam in Erfüllung", dachte er; „dafür heisst dann das Kind ihrer Arbeit auch „Erfolg"."

Ah, welch entkräftende Erbärmlichkeit, welch furchtbares Elend war das Alles!

„Célestine", sagte er; „da kommt der Briefträger noch einmal; heute Abend wird er uns die Antwort bringen."

„Ja, mein Freund," antwortete sie heiter, ohne ihn vor einer möglichen Enttäuschung zu warnen. Ja, sie war die würdige Gattin eines Dichters!

„Mir ist so bange vor der Antwort", fuhr Anastasius fort, „ich fürchte, dass er meine Arbeit zurückschickt. Und ich fürchte mich auch, wenn er sie annimmt."

Oh Perle der Frauen! Sie schwieg, da sie nicht recht wusste, was sie antworten sollte, und so sagte sie denn lieber garnichts.

„Vielleicht wird er sie annehmen und — wer kann das wissen? — am Ende bezahlt er gar hundert bis fünfhundert Francs dafür. Er wird mich um Einsendung weiterer Beiträge bitten. Und wir werden reich werden — denk' an die grossen, bekannten Romanschreiber! sind sie nicht Millionäre? — und wir werden schnell und viel schreiben, um des Geldes willen, Erzählungen von lauter Scheusslichkeiten, von Mord und Ehebruch, die die Spalten der Boulevardzeitungen ausfüllen. Und vielleicht — Gott verzeihe mir! — wird es mir dann auf diese Weise gelingen, dem Geschmack des grossen Publikums gerecht zu werden."

Er schwieg, seine brennenden Augen auf die Spitzen des Trocadero ge-

richtet, die in ihrer Klarheit das hellblaue Himmelsgewölbe zu durchbohren schienen.

„Ein Abtrünniger", murmelte er vor sich hin. — Sie lehnte sich an seinen Arm, und so standen sie da an dem einfachen, schlanken Eisengitter — all die abscheulichen Verschnörkelungen und Verzierungen an den Balkons hörten bei der dritten Etage auf. Ein Topf mit prächtig blühenden Stiefmütterchen stand zu ihren Füssen; der Gemüsehändler hatte ihn ihrer Kleinen geschenkt. Vor ihrem geistigen Auge entrollten sich Bilder von Ruhm und Grösse. Sie sah Anastasius — der Mitglied einer vornehmen literarischen Gesellschaft geworden war — die Boulevards entlangeilen (natürlich in einem kostbaren Pelze) auf dem Wege zu einem Diner, an welchem alle seine berühmten Kollegen, die Herren von der Feder, teilnehmen würden. Ihr Anastasius, der dann nicht länger allein zu sein brauchte mit Monsieur Lalois, der nichts Wissenswertes wusste, oder mit ihr, die nichts wusste. Und sie sah sich selbst, in einem eleganten Wagen die Akazienallee — oh Ideal aller Pariserinnen! — entlangfahren, mit Lina an ihrer Seite.

„Ach nein", sagte sie; „so nicht. Aber wozu denn auch? Triumphirt denn in „Estrella" — deinem ersten Versuche in Prosa — nicht das Gute in dem Herzen der Frau? Es ist eine wahre und gute Lehre darin, die um so wirkungsvoller ist, da sie etwas versteckt liegt. In Zukunft wirst Du recht viele solcher Erzählungen schreiben, nicht wahr, mein Lieber? und die werden dir Ehre, Ruhm und Gewinn bringen."

„Gott gebe es", sagte er feierlich; „komm, wir wollen nun hineingehen, die Nachtluft könnte der Kleinen schaden."

Er hatte, nachdem er seine Erzählung „Estrella" vollendet, nicht mehr an der Tragödie gearbeitet. Er konnte nichts thun — nur warten, immer nur warten! Doch einmal, während er wieder unaufhörlich in der Stube auf- und ablief, fuhr er plötzlich auf:

„Gestern waren es schon sieben Wochen!" und ein ander Mal: „Meine beiden Kinder!" Sie wusste nur zu gut, dass er damit die Beiden meinte, die er in bitterer Selbstanklage „mein Kind aus Papier" und „mein Kind aus Lumpen" nannte. Seine Gedichte schien er mittlerweile ganz vergessen zu haben; ein leichtes Lächeln hatte seine Lippen umspielt, als ihm Pinard's Bote die „Chants de Bataille" zurückbrachte.

„Hundert Francs!" murmelte Célestine nach einem endlosen Schweigen. „Das wäre zu schön! Du brauchst so nötig Sommerkleider, Du am meisten."

„Nein Du!"

„Oh nein, ich nicht; und die Kleine hat den grossen Mantel, den ihr Madame Lalois geschenkt hat."

„Aber ich bin überzeugt, er wird mir das Manuscript zurückschicken," sagte Anastasius.

„Und was dann? — Er zögert so lange mit der Antwort; oder glaubst Du, das bedeute — — —" Sie fuhren plötzlich Beide auf. Man hatte an die Thür geklopft; im nächsten Augenblick schon lag der Brief aufgerissen vor ihnen.

Es war ein sehr ausführliches Schreiben. Der Redakteur der Revue . . . . . nahm „Estrella" an, — das Talent des Autors in liebenswürdigster Weise anerkennend — aber nur unter einer Bedingung.

„Bis auf die paar letzten Seiten," schrieb der grosse Mann, „ist Ihre Erzählung tadellos. Aber dann, zum Schluss, machen Sie einen grossen Fehler. Die Tugend triumphirt, und Ihre Heldin ist so gut und so sittsam und so prüde, wie ein kleines Sonntagsschul-Mädchen. Das ist für unser Publikum ein wenig zu — wie soll ich sagen? — ein wenig zu abgedroschen. Bedenken Sie doch — Sie haben augenscheinlich einen feinen literarischen Geschmack — bedenken Sie doch nur, wieviel packender der Schluss wäre, wenn Sie Estrella ihrem Gatten folgen lassen würden — schuldig und doch lächelnd, wie er! Ganz abgesehen davon, dass eine Frau — in der Literatur wenigstens — erst wirklich gesündigt haben muss, um zu bereuen.

Ich habe Ihnen so ausführlich geschrieben, weil ich mich für einen Kollegen, der ganz zweifellos ein sehr vielversprechendes Talent besitzt, lebhaft interessire. Soll ich Ihnen Ihr Manuscript zurückschicken, damit Sie die nötigen Aenderungen anbringen können, oder wollen Sie das mir überlassen? Es handelt sich nur um ein paar Seiten."

Dann folgte ein Postskriptum: „Für den Abdruck Ihrer Novelle biete ich Ihnen ein Honorar von 250 Francs an."

Amidon legte den Brief aus der Hand; aber gleich schon nahm er ihn wieder auf, ohne seine Frau anzusehen.

„Es ist Alles", sagte er endlich, „und doch gar nichts. Es übertrifft alle meine Erwartungen und ist doch weniger als nichts."

Sie konnte nichts erwidern; in ihrem Innern spielte sich ein heftiger Kampf ab zwischen herber Enttäuschung und trotziger Freude.

Noch nie zuvor war ein solches Schreiben gekommen, so ausführlich, so voll sympathischen Interesses. Und noch dazu von einer solchen Autorität! Die kurzen Briefe der Verleger, dieser geplagtesten Menschen unter der Sonne, waren immer nur in demselben stereotypen Stil abgefasst gewesen. Dieser Mann hier war ein Schriftsteller, der sofort das ihm verwandte Genie erkannte. Hatte sie es nicht immer gesagt, dass die innere, die innerste, die Stimme des Blutes sprechen würde, sobald er nur einmal, ein einziges Mal, einem Bruder ins Antlitz schauen könnte? In ihrer Liebe für den neugewonnenen Freund, in ihrem Zorn gegen ihn, wusste sie nicht, was sie denken oder sagen sollte.

Den Gehalt von etwa drei Monaten in einem einzigen Abende verdient! Das Jahr hatte dreihundertundfünfundsechzig Abende —; sie überlegte im Stillen, was denn augenblicklich nötig sei: Alles, was jetzt in dem kleinen Haushalt fehlte, konnte mit der Summe von zweihundertundfünfzig Francs leicht beschafft werden. Plötzlich wandte Anastasius sich ihr zu, sehr heftig, fast grob:

„Ich kann — ich darf mein Kind nicht preisgeben."

V.

Das Manuscript kam zurück mit einem kurzen, doch freundlichen Begleitschreiben; in liebenswürdiger Weise gab der berühmte Mann, der Redakteur der Revue . . . . . seinem Bedauern Ausdruck, und riet dem jungen Dichter, sich doch die Sache noch einmal ernstlich zu überlegen. Er war ein guter, ein edler Mann. Er hatte hier wirklich einen Helden der Feder erkannt, und mit der liebenswürdigen, stets bereitwilligen Ritterlichkeit, die den Franzosen kennzeichnet, streckte er ihm beide Hände entgegen, um ihm zu helfen. Allein, der Güte eines Verlegers oder Redakteurs ist eine unübersteigbare Schranke gesetzt. Und diese Schranke ist: „der Geschmack des Publikums".

So legte denn Anastasius sein erstes in Prosa verfasstes Manuscript oben auf den Stapel Gedichte. Dann ging er wieder, wie früher, in den Laden. Célestine liebte ihn mehr denn je; aber das Kind begann zu kränkeln; es brauchte kräftige Nahrung: Fleisch und Eier. Endlich hatte Célestine den heroischen Entschluss gefasst, das goldene Kreuz ihrer Mutter zu verkaufen; doch es gelang ihr beim besten Willen noch immer nicht, über den Aberglauben hinwegzukommen, dass ihr dieser Verkauf Unglück bringen würde.

Sie werden gewiss finden, verehrter Leser, dass sie schon Unglück genug hatte; sie aber würde diese Meinung keineswegs geteilt haben.

Hatten sie doch einander noch, diese drei, und ausserdem eine Goldgrube im Herzen. Und dann: Paris bleibt immer Paris, selbst für den Aermsten; Paris mit dem jungen, lustigen Frühling, der unbändig durch das „Bois de Boulogne" stürmt und über den Fluss und über die Hügel von

St. Cloud hinüber, während die Sonne ihre immer heisser werdenden Strahlen täglich länger entsendet über die Häuser der Boulevards und die bunten Blumenstände, über die in den Schaufenstern des Palais Royal funkelnden Brillanten, die nur wenige Auserwählte sich kaufen können, und über die reineren und schöneren Brillanten der Concorde - Springbrunnen, die Gott für Alle — für Arm und Reich — umherstreut.

An den Sonntagnachmittagen pflegten sie alle drei zusammen spazieren zu gehen nach dem benachbarten Ranelagh; manchmal auch, wenn sie einmal so recht von Herzen lustig und fröhlich gestimmt waren, drangen sie quer durch den Park; dann blieben sie von Zeit zu Zeit stehen um all den Reichtum, all die Schätze der reichen Bewohner von Paris, dieser Hauptstadt aller Hauptstädte der Welt, an sich vorüberziehen zu lassen, nach den Champs Elysées hinaus. „Ah qu'il fait bon de vivre!“ rief dann der Dichter oft aus, während sie heimwanderten, zurück nach ihrem „rus in urbe“.

„Und wie kannst Du nur unglücklich sein, während Dein Mann Molière liebt und Dir ganze Abende lang aus seinen Werken vorliest mit einem solch feinen Verständniss für alle — auch die kleinsten — Nüancen, dass Du lachst und lachst, oft ohne es zu wollen, bis Dir die Thränen über die Backen laufen?“

Damit sich Monsieur Lalois endlich beruhige, hatte Anastasius ihm seinen Misserfolg gebeichtet. Und nun war Monsieur Lalois befriedigt und sprach nicht mehr von Entlassung. Er fing ganz allmählich an sich darüber klar zu werden, dass Amidon am Ende doch kein Genie sei, dem es nicht anstehe Ladengehülfe zu sein, sondern nur ein ganz simpler Ladengehülfe, der absolut keine Veranlassung hatte, sich als ein Genie aufzuspielen.

Seit der Rücksendung des Manuscripts mochte etwa eine Woche verflossen sein, da glaubte Amidon eines Abends beim Nachhausekommen — alle seine Gedanken waren bei der Tragödie, die gute Fortschritte machte und bei dem neuen Gedichte, das er Célestine vorlesen wollte — einen Blick ungewöhnlicher Sympathie in den rasch wieder abgewandten Augen der alten Portiersfrau zu entdecken. Er blieb vor ihrem Fenster stehen. „Was ist los, Madame Turlipot?“ sagte er.

„Los? Gar nichts. Warum fragen Sie?“

Er eilte hinauf. Célestine stand über das Treppengeländer gelehnt und streckte warnend einen Finger empor. Er sah, dass ihre Augen rot waren.

„Gott!“ schrie er, „das Kind!“

„Still,“ antwortete sie mit leiserer Stimme. Ich habe den Arzt aus der Rue Mozart holen lassen. Er sagt es seien Krämpfe. Er kann noch nichts mit Bestimmtheit sagen; er weiss nicht, wie es enden wird.“

„Ich will zu ihr,“ rief Amidon forteilend; aber seine Frau vertrat ihm den Weg.

„Jetzt nicht; er hat mir gesagt, ich solle draussen warten, da es für den Augenblick für das Kind gefährlich sein könnte Jemanden zu sehen.“

„Sie ist tot,“ sagte er tonlos, ein paar Schritte zurückgehend, um Célestine ganz und voll ansehen zu können.

„Nein, nein!“ rief sie, plötzlich in Thränen ausbrechend; „noch nicht.“ Und mit diesen Worten eilte sie von ihm fort, in's Hinterzimmer.

Er blieb allein. Regungslos an das Fenster gelehnt, starrte er unaufhörlich in den wolkenlosen Himmel hinauf. Wie lang er wohl so gestanden? er ahnte es nicht.

„Eine Ewigkeit,“ sagt er. Und es war keine halbe Stunde.

Auch weiss er nicht mehr, an was er gedacht hat während dieser halben Stunde, die ihm wie eine Ewigkeit erschien.

Nur weiss er noch, dass er immer wieder und wieder den Refrain seines Liedes zu hören glaubte:

„Mais dans la vie
„Qui pleure prie,
„Tout ce qui prie a des larmes au coeur.“

Und verzweifelt sank er auf die Kniee und barg das Gesicht in den zitternden Händen.

Dann kamen sie zusammen herein, seine Frau und der Arzt, ein etwas kurz angebundener lebhafter Mann, der sehr tüchtig zu sein schien.

„Nun, für den Augenblick ist nichts zu befürchten," sagte er, während ein leichtes Lächeln über seine etwas sinnlichen Züge huschte. „Ich denke es wird so bleiben; ich glaube kaum, dass sich die Krämpfe wiederholen werden."

„Gott sei Dank!" stiess der Vater aufatmend hervor.

„Wir müssen sehen, wir müssen sehen!" fuhr der Arzt schnell fort. „Ich kann Ihnen nichts versprechen, besonders dann nicht, wenn hier alles beim Alten bleiben muss. Ich sagte es schon zu Madame; aber mein bester Herr, wo haben Sie nur Ihre Augen gehabt? Die Kleine ist von ausserordentlich zarter Constitution; sie muss auf alle mögliche Weise gekräftigt werden. Sie müssen ihr die beste nahrhafteste Kost geben; und wenn das Wetter besser wird, dann müssen Sie fortgehen mit ihr, z. B. an die See. Die Seeluft könnte hier Wunder thun, aber ich nehme an, dass das wohl nicht möglich sein wird?" Schweigend blickte er von der Mutter zum Vater und vom Vater zur Mutter, während er sich den eleganten Pelzrock zuknöpfte.

„Wir sind sehr arm, Monsieur," sagte Célestine einfach.

Der Doctor zuckte seine breiten Achseln. „Ich kann Ihnen nur sagen, was ich hier constatirt habe," erwiderte er. „Sie wissen, wie Sie sich zu verhalten haben, wenn sich der Anfall wiederholen sollte. Guten Abend, Madame."

Und er ging.

Minutenlanges Schweigen folgte, während Célestine sich mit Diesem und Jenem beschäftigte und Anastasius sie kaum zu beachten schien.

Leise ging sie von Zeit zu Zeit ins Schlafzimmer; er wandte den Kopf nicht um. Er hatte auch den Wunsch, das Kind zu sehen, nicht zum zweiten Male ausgesprochen.

Einmal, als sie aus dem Schlafzimmer zurückkehrte, sah sie, dass er seine Haltung geändert hatte; er sass am Tisch mit einem Bündel Papieren vor sich. Sie erkannte dieselben auf den ersten Blick.

Nervös schob er sie zu ihr hinüber, ohne auch nur aufzublicken.

„Nimm es," flüsterte er ihr zu. „Schick es fort. Noch heute Abend. Und schreibe ihm, er möchte es thun. Ein Leben für das andere. Das ist nicht mehr als gerecht."

Schweigend nahm sie ihm die Papiere aus der Hand, und sie fest gegen das Herz pressend, ging sie damit ins Hinterzimmer. Zu ihrem Kinde.

Sie hatte die Lampe mitgenommen. Sie besassen nur die eine. Und er blieb drinnen am Tische sitzen, den Kopf in beide Hände vergraben. Im Dunkeln.

DIE ENGLISCHE PROSADICHTUNG DER GEGENWART.

VON

Dr. PHIL. ARNSTEIN.

Soweit die heutige englische Litteratur eine ernsthafte und wahre Kritik des Lebens enthält, ist sie vorzugsweise in die Form des Romans oder der Novelle gekleidet. Das Drama, das im 16ten und 17ten Jahrhundert so reiche, so mannigfaltige Blüten getrieben hat, ist trotz einiger achtungswerten Versuche nur eine kümmerliche Zwergpflanze; die erzählende und lyrische Poesie, die weit höher steht und Namen von gutem Klange aufzuweisen hat, ist ihrer Natur nach auf einen engeren Wirkungskreis beschränkt. Im Roman dagegen spiegelt sich am vollständigsten das ganze mannigfaltige Leben, das Denken, Fühlen und Streben des Zeitalters wieder. Niemals ist eine Litteratur vielseitiger in ihren Stoffen gewesen als die heutige englische Prosadichtung. Vergangenheit und Gegenwart, Phantasie und Wirklichkeit, Land- und Seeleben, Bürger und Bauern, die Aristokratie und die Arbeiterklasse, alle Teile des englischen Weltreiches und auch das Ausland zieht sie in den Kreis ihrer Betrachtung. Allerdings entspricht dieser Fruchtbarkeit — es erscheinen durchschnittlich 800 bis 1000 Romane jährlich — nicht eine gleiche Gediegenheit; ja, diese steht vielmehr in umgekehrtem Verhältnisse zu jener.

Die leichte ungezwungene Form des Romans, die grosse, kritiklose Nachfrage nach Lektüre, die den Geist durch das Gefühl der Spannung aufregt, ohne ihn doch anzustrengen, hat die ganze zahlreiche Schaar der litterarischen Tagelöhner und beonders Tagelöhnerinnen auf dieses lohnende Gebiet gelockt, für dessen erfolgreiche Bebauung weiter nichts erforderlich ist, als die Fähigkeit, grammatisches Englisch zu schreiben und eine Geschichte zu erfinden, die bis zum Schlusse fesselt. Eine halbe Intrigue und eine ganze Heirat, einige paradoxe Theorieen, viel Dialog — das Ganze verdünnt zu drei Bänden — das ist der gewöhnliche Fabrikroman, wie ihn die Philipps, Mrs. Hungerford, Mrs. Forrester, Florence Marryat, Miss Braddon u. s. w. jährlich oder auch halbjährlich auf den Büchermarkt werfen, um als das Neuste verschlungen, bei Seite geworfen und vergessen zu werden. Mit diesen Eintagsfliegen hat natürlich eine Betrachtung der Romanlitteratur nichts zu thun, denn sie sind keine Litteratur.

Eine Zwitterstellung nimmt der Tendenzroman, die „novel with a purpose", ein. Die Tribüne des Romanschriftstellers ist so sehr dazu geeignet, an Herz und Verstand des grossen Publikums zu appellieren, dass sich viele ihrer bedienen, die weniger dichterische als praktische Ziele im Auge haben. Daher finden alle Tendenzen und Bestrebungen der Zeit im Romane ihren Ausdruck, und es entsteht ein Mittelding zwischen Dichtung und Pamphlet, dessen Wert vielfach mehr ein kulturhistorischer als künstlerischer ist — dieser Tendenzroman, der schon von Dickens in einigen seiner Werke wie Nicholas Nickleby, Hard Times, Little Dorrit u. a., ferner von Disraeli und Charles Kingsley gepflegt worden ist, nimmt einen so gewaltigen Raum in der zeitgenössichen Litteratur ein, dass er bei einer Betrachtung des Romans nicht übergangen werden kann. Neben ihm steht der historisch-romantische Roman, der auf Walter Scott und Defoe zurückgeht und seine Gegenstände teils aus

der Vergangenheit, teils aus der unbekannten Ferne oder auch der Phantasie schöpft und romantisch ausschmückt, und der realistisch-humoristische Sitten- und Charakterroman, dessen Väter Fielding, Smollett, Dickens, Thackeray und George Eliot sind. Als gemeinsames Merkmal der englischen Prosadichtung können wir eine ausgesprochene moralische Tendenz bezeichnen, die selbst in den Werken hervortritt, die die herrschende Moral bekämpfen. Die Schilderung der Leidenschaften und Gefühle um ihrer selbst willen, die Richtung der art pour l'art ist in England nie zur vollen Herrschaft gelangt. Von der naturalischen Schule hat es sich nur das assimiliert, was seinem Nationalcharakter nicht gerade widerstreitet. Die insulare Besonderheit, die im öffentlichen und privaten Leben Englands so scharf hervortritt, macht sich auch in der Litteratur geltend.

Wenn wir jetzt zu den einzelnen Dichtern übergehen, so wird es natürlich nicht immer möglich sein, die Gattungen ganz scharf aus einander zu halten, da die meisten sich auf verschiedenen Gebieten versucht haben.

Der Doyen der englischen Romanschriftsteller ist Walter Besant, Vorsitzender der „Society of Authors“ und Herausgeber ihres Organs „The Author“, ausserdem im vorigen Jahre von Lord Roseberry zusammen mit einer Anzahl von reichen Brauern, würdigen Bürgermeistern, vielbegehrten Advokaten und gewandten Politikern zum Ritter ernannt — also jedenfalls eine höchst respektable Persönlichkeit. Er ist im Jahre 1838 geboren, hat eine Universitätsbildung genossen, war Professor am königlichen Kolleg zu Mauritius und wandte sich, da er diese Stellung seiner Gesundheit halber aufgeben musste, der Litteratur zu. Von 1871 an begann er mit James Rice, dem Herausgeber einer heute nicht mehr bestehenden Zeitschrift, zusammen Romane zu schreiben und setzte dies nach dessen Tode im Jahre 1882 allein fort. Seine Schriften erfreuen sich alle einer weiten Verbreitung und Beliebtheit. Ihr Schauplatz ist fast immer London, für das Walter Besant die Verehrung von Johnson und Dickens fühlt, und dessen Geschichte er auch in einigen sehr geschätzten Werken dargestellt hat. Seine Charaktere gehören meist den mittleren oder niederen Ständen an. Er behandelt sie humoristisch nach der Art von Dickens, doch verhält sich sein Humor zu dem seines grossen Vorbildes, wie das trübe Licht der Studierlampe zu dem Glanze, Geprassel und Farbenreichtum eines Feuerwerks. Seine Romane haben meist eine etwas aufdringliche, lehrhafte Tendenz, wollen irgend einen Satz beweisen oder widerlegen. Man glaubt den früheren Gymnasialprofessor zu hören, der einen Aufsatz giebt, sei es über die Einwirkung des Reichtums oder die Frauenfrage oder etwa die sogenannte „deutsche Invasion.“ Besonders aber ist Besant — und das versöhnt uns mit vielen Mängeln — der Fürsprecher der Armen und Elenden bei den Reichen und Glücklichen. Er fühlt für alle, die trübselig und beladen sind, seien es die armen Näherinnen, wie in „The Children of Gibeon“ die Gouvernanten, wie in „Katharine Regina“ oder, wie in „All Sorts and Conditions of Men“ die Arbeiter von Ostlondon, deren eintöniges freudloses Dasein er zu veredeln sucht. Als schönstes Denkmal seines Wirkens erhebt sich dort in der steinernen Einöde der „Volkspalast“, ein der Fortbildung und dem vernünftigen Vergnügen gewidmetes Gebäude, das der Anregung des letztgenannten Romans seine Entstehung verdankt. Von rein ästhetischem Standpunkte ist auch dieses sein berühmtestes Werk, wie die übrigen, nur eine mittelmässige Leistung. Seine Auffassung des Lebens ist flach optimistisch; seine philanthropischen vornehmen Damen, braven Arbeiter, habsüchtigen Krämer und kleinbürgerlichen Existenzen aller Art sind nicht mit dem Blicke des Dichters erfasst, sondern mit dem des Weltmannes und Menschenfreundes. Lebendige Individualitäten, die als Typen ihrer Gattung gelten können, versteht er nicht zu schaffen. Trotz seines angenehmen, gewandten Styles, des straffen Aufbaus seiner Romane und der Kunst, mit der er die Poesie der Grossstadt zu erfassen weiss, ist Besant daher doch nur ein mittelmässiger Schriftsteller.

Auch im historischen Romane hat er sich versucht. Seine Hervor-

bringungen dieser Gattung spielen im 17. und 18. Jahrhundert und zwar meist in London. „Dorothy Forster", ein Roman, der die jakobitische Revolution von 1715 zum Hintergrunde hat, gilt als sein bestes Werk dieser Art. Andere sind: „The World went very well then", „The Eulogy of Richard Jefferies" u. s. w.

Als einen Schüler Walter Besant's kann man George Gissing bezeichnen, dessen zahlreiche Romane sich um soziale Probleme, den Gegensatz der Klassen und Massen drehen. Aber seine Schilderung der Zustände unter den Arbeitern und ihrer Bemühungen sie zu bessern ist tiefer und wahrer als die des älteren Dichters. Der Menschheit Jammer, die Tragödie des fruchtlosen Kampfes gegen die Uebermacht unglücklicher Verhältnisse findet bei ihm einen kräftigeren Ausdruck. „Demos, eine Geschichte vom englischen Sozialismus" ist zwar nach der Weise der Romane Besants angelegt — ein sozialistischer Arbeiter wird plötzlich reich — aber verfällt nicht in seinen flachen Optimismus. Andere Romane, wie „New Grubstreet" stellen die Leiden strebender junger Schriftsteller dar, und wieder eine Reihe anderer, wie „Die Emanzipierten" und „Im Exil geboren" schildern den Kampf des modernen Zeitgeistes gegen den Puritanismus und die Orthodoxie. Ueberall ist der Grundton pessimistisch, die Behandlung realistisch.

Einen fast unerhörten Erfolg hat die Tendenzdichtung in den Werken der Mrs. Humphry Ward gefeiert. Zahlen reden am deutlichsten. Ihr erster grosser Roman wurde im Jahre seines Erscheinens (1888) in 130000 Exemplaren verkauft, und die drei Romane „Robert Elsmere", „The History of David Grieve" und „Marcella" haben der Verfasserin die ansehnliche Summe von 78000 £ oder 1560000 M. eingebracht. Es ist nicht nötig, hier eingehend auf diese drei Bücher einzugehen, da sie bei ihrem Erscheinen ausdrücklich besprochen worden sind. Ich will hier nur kurz die Persönlichkeit der Mrs. Ward und ihr Werk zu kennzeichnen versuchen. Mrs. Ward gehört zur Familie Arnold. Ihr Grossvater Dr. Thomas Arnold, Direktor der Schule zu Rugby, hat durch seine historischen und religiösen Schriften, wie durch seine Persönlichkeit als Erzieher einen nachhaltigen sittlichen und intellektuellen Einfluss auf seine Generation ausgeübt. Er ist auch einer der Väter der sogenannten „Breitkirche", die eine weitherzigere, freie Auffassung der Religion gegenüber der herrschenden Orthodoxie vertrat. Sein Sohn Matthew Arnold, der Onkel von Mrs. Ward, vielleicht der feinsinnigste Kritiker, den England je gehabt hat, und ein formvollendeter gedankenreicher Dichter, ist vor allem auch ein religiöser Aufklärer in des Wortes bestem Sinne gewesen; er hat mehr wie irgend ein anderer dazu gethan, England aus dem Kerker des Puritanismus zu befreien und einem höheren volleren Menschheitsideale zuzuführen. Wenn wir hierzu noch erwähnen, dass der Vater von Mrs. Ward zum Katholizismus übergetreten und augenblicklich Professor in Dublin ist, dass sie selbst einen Oxforder Gelehrten geheiratet hat und daher mitten in den geistigen Strömungen der Zeit steht, dass sie endlich seit 1880 in der Londoner aristokratischen und gelehrten Gesellschaft lebt, so haben wir das geistige und moralische Milieu, das ihrem Talent und ihrer Phantasie seine Richtung und sein besonderes Gepräge gegeben hat. Diese Richtung ist vor allem die Linderung der moralischen und materiellen Leiden unserer Zeit. Robert Elsmere sucht eine Lösung aus dem uralten Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen und verkündet eine Religion ohne Dogmen und Wunder, die die Denkenden und Gläubigen zugleich befriedigen soll; David Grieve beschreibt den Existenzkampf zweier Waisenkinder inmitten der Versuchungen und Prüfungen des Lebens, und „Marcella" behandelt die Leiden der Arbeiter, besonders auf dem Lande, und will den Sozialismus durch eine höhere Weltanschauung, die der sittlichen und geistigen Natur des Menschen besser gerecht wird, überwinden. Der praktische Erfolg der Bestrebungen der Mrs. Ward, die Gründung der University Hall, beweisst die grosse Wirkung ihrer Schriften. Was ihren künstlerischen Wert angeht, so leiden sie an dem Grundfehler der Zwitterstellung zwischen Dichtung und Pamphlet. Von einem Romane ver-

langen wir wirkliche Charaktere und Leidenschaften, die an unsere Einbildungskraft appellieren und unser Herz rühren; allgemeine Ideen, Glaubenskämpfe, philosophische oder theologische Kontroversen lassen uns kalt. Wenn der Dichter lehren will, so darf man doch die Absicht nicht merken; seine Weisheit muss Form und Gestalt, Fleisch und Blut angenommen haben, denn das Allgemeine kann als solches nie Gegenstand wahrer Dichtung sein. Immerhin hat Mrs. Ward bedeutendes dichterisches Talent und erinnert oft an Gerge Eliot, die sie allerdings nicht erreicht. Sie versteht zu erzählen und zu schildern; sie ist eine feine Beobachterin von Charakteren, und auch ihr Styl ist klar, bezeichnend und gefällig; wenn sie nur etwas weniger weitschweifig sein wollte! Dies lässt sich allerdings ihrem letzten Buche „The Story of Bessie Costrell" nicht vorwerfen; es ist das eine einfache kurze Dorfgeschichte von ergreifender Tragik, die aber eher eine Skizze als ein ausgeführtes Charaktergemälde genannt werden muss.

Es ist selbstverständlich, dass der Erfolg von Robert Elsmere eine grosse Anzahl von Nachahmungen veranlasst hat. Während des Anfanges unseres Jahrzehnts erschien ein theologisch-religiöser Roman nach dem anderen; keiner hat es aber über einen Augenblickserfolg hinausgebracht. Ich erspare es mir deshalb, Namen zu nennen. Wohl aber verdient ein anderer Zweig des Tendenzromans eine kurze Erwähnung, die sogenannte „New Woman Novel". Hier spiegelt sich der Kampf der Frau um politische und soziale Gleichstellung, die Verschiebung in dem Verhältnis der Geschlechter, die sich in unserer Zeit besonders in England vollzieht. Die älteren Schriftsteller, Walter Besant in „the Revolt of Man"! Justin McCarthy in „Donna Quixote" verspotten diese Bestrebungen und verweisen die Frauen an den häuslichen Heerd und in die Kinderstube als ihren eigentlichen Wirkungskreis. Sarah Grand jedoch in dem Roman „The Heavenly Twins" und den Erzählungen, die unter dem Titel „Our Manyfold Nature" gesammelt sind, verficht die Sache der „neuen Frau", ihr Hinausstreben über den engen Kreis des Hauses und ihr Verlangen nach einem volleren freieren Leben im Ganzen und für das Ganze. Sie weiss zu erzählen und zu schildern, aber die Tendenz tritt bei ihr zu unvermittelt hervor und lässt uns nicht zu einem ruhigen Genusse kommen.

Zur Karrikatur hat diese Richtung den Roman umgestaltet in den Werken von Grant Allen. Grant Allen ist ein Vielschreiber, der seit Jahren populärwissenschaftliche Aufsätze und Artikel über naturwissenschaftliche und philosophische Gegenstände auf Bestellung geschrieben hat. In dem reifen Alter von 47 Jahren — er ist 1848 geboren — schlägt ihm plötzlich das schriftstellerische Gewissen und zum ersten Male „ganz und allein, um dieses zu befriedigen", wie er in der Vorrede sagt, schreibt er den Roman: „The Woman who did" (1895). Das Buch richtet sich gegen die Ehe, die als weibliche Sklaverei verurteilt wird und schildert das Märtyrertum einer „neuen Frau" der extremsten Richtung, die den Beruf in sich fühlt, durch die That gegen die Vorurteile der bürgerlichen Gesellschaft zu protestieren. Sie geht schliesslich aber an diesen zu Grunde und, um der Zukunft ihrer Tochter nicht im Wege zu stehen, die „das glorreiche Vorrecht, als das Ergebnis einer freien nach philosophischen und ethischen Grundsätzen geschlossenen Vereinigung geboren zu sein" aus atavistischer Beschränktheit nicht zu würdigen vermag, nimmt sie sich das Leben. Die Sache wäre tragisch, wenn sie nicht meist lächerlich wäre. Von Leidenschaft, Individualität, Charakteristik, wahrer Kunst finden wir keine Spur; alles ist Unnatur, Geschraubtheit, Absicht. Lange Tiraden gegen die Thorheit und Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und der Engländer im besonderen, gegen den Patriotismus, die Ehe, das Eigentum u. s. w. wechseln ab mit geschraubten Liebesscenen und langweiligen Betrachtungen über den Edelmut der Heldin. Das ganze Buch ist eine grosse Geschmacksverirrung, und sein Erfolg war natürlich nur ein Skandalerfolg. Eine Reihe von Nachahmungen sind diesem Werke gefolgt. Wir hatten „The Woman who did not", „The Man who did" u. s. f.

Auch Grant Allen hat die gefundene Goldmine weiter auszubeuten gesucht. Aber sein letztes Buch „The British Barbarians“, in denen er dem englischen Philistertum noch einmal den Text liest, hat doch gezeigt, dass sie beim zweiten Male versagt.

Es ist ein wahrer Genuss, von dieser anspruchsvollen Pseudolitteratur, die oft nur einem niederen litterarischen Spürsinn ihre Entstehung verdankt, sich einem Schriftsteller zuzuwenden, der die Kunst ohne Nebenzwecke und ohne Nebengedanken pflegt. Dies ist Robert Louis Stevenson, der am 3. Dezember 1894 auf der Höhe seines Schaffens — er war 1850 geboren — zu Vailima auf Samoa einer tückischen Krankheit erlag. Er war ein Schotte von Geburt. Sein Vater, ein Ingenieur von Beruf, war Aufseher über das Leuchtturmwesen und hielt sich daher häufig am Meere auf, dessen geheimnisvolles Walten auf die Phantasie des schwächlichen, träumerischen Knaben einen unauslöschlichen Eindruck machte. Zum Juristen bestimmt, wandte sich jedoch Stevensen schon früh mit aller Energie der Kunst zu, „mit Worten zu schaffen“, für die er einen inneren Beruf in sich fühlte. Er hielt sich meist ausserhalb seines engeren Vaterlandes auf, desses rauhes Klima er nicht ertragen konnte, und reiste viel umher, in Europa, wie in Amerika. Seit 1891 wohnte er in Samoa, unter dessen mildem Himmel er vergebens Genesung suchte. Stevenson nimmt die Stoffe für seine Romane meist aus der Vergangenheit, und zwar wählt er solche Verhältnisse, in denen im wilden Kampfe um Herrschaft, Leben und Besitz der Mensch sich in seiner unverfälschten Natur zeigt, im verräterischen, gewissenlosen Hass wie in selbstloser Liebe und Hingebung, grausam und zärtlich, habgierig und selbstverleugnend. Solch ein Bild entrollt er in seinem ersten Seeräuber-Roman, die „Schatzinsel“ (1883), der seinen Ruhm als eines der ersten Prosadichter begründet hat. Die schottische Geschichte und zwar die Zeit der jakobitischen Rebellion von 1745 haben zwei andere stofflich zusammenhängende Abenteuerromane zum Hintergrund: „Der Knabenraub“ (Kidnapped 1888) und „Catriona“ (1892). Der Hauptheld in diesen Erzählungen ist der Rebell Alan Bruck, eine Gestalt, die an die Figuren des altgermanischen Heldenepos erinnert, ein Held und ein Sänger, tapfer und listig, grausam und sentimental, eitel und streitsüchtig, selbstaufopfernd und treu bis in den Tod. Von den übrigen historischen Romanen Stenvensons ist „Der Junker von Ballantrae“ (1889) der bedeutendste, ein Buch, dem das Motiv von den zwei feindlichen Brüdern zu Grunde liegt, und das ein Meisterwerk an Komposition, Charakteristik und Sprache ist.

Auch auf einem anderen Gebiete hat sich Stevenson mit Erfolg versucht. Ein metaphysischer Zug, den er wohl seiner schottischen Abstammung verdankt, treibt ihn, in die Tiefen des menschlichen Bewusstseins hinabzutauchen und den Uebergang vom Guten zum Bösen, von der Tugend zum Verbrechen zu ergründen. Sein berühmtestes Werk dieser Richtung ist die phantastische Allegorie „Dr. Jekyll and Mr Hyde“ (1886), die das Problem von der Doppelnatur des Menschen, von den zwei Seelen in seiner Brust in packender Weise ohne aufdringliche Lebhaftigkeit verkörpert.

Die Erzählung „Die lustigen Männer“, die das dämonische Walten des Meeres an einem öden, den Schiffern gefährlichen Klippenstrande schildert, „Markheim“, das Seelenleben eines Mörders darstellend, der „Dynamitverbrecher“ u. a. tragen einen ähnlichen Charakter, während Idyllen, wie „Willy von der Mühle“ zeigen, wie vielseitig das Talent Stevensons war.

Was ihn aber besonders vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnet, das ist die Meisterschaft in der Form, der rhythmisch-harmonische Fluss der Sprache wie der straffe, knappe und geschickte Aufbau der Handlung. Stevenson hat der englischen Prosadichtung unserer Tage durch sein Vorbild einen mächtigen und nachhaltigen Antrieb gegeben. Dieser Antrieb ist nach der Richtung der Romantik hin. Stevenson knüpft unmittelbar an seinen grossen Landsmann Walter Scott an und kann als der Führer einer romantischen Renaissance bezeichnet werden. An die Stelle der feinen

Zergliederung der Leidenschaften setzt er deren volles freies Spiel in Handlungen, ohne deshalb die Charakteristik zu vernachlässigen; an die Stelle der Tendenzdichtung die Schönheitsdichtung, an die Stelle der satirisch-pessimistischen Auffassung des Lebens die optimistische, seine Verklärung durch das Ideal. Diese Richtung hat schon Schule gemacht und eine ganze Anzahl von mehr oder minder bedeutenden Werken hervorgebracht.

Der bekannteste unter den Nachfolgern Stevensons ist Rider Haggard. Geboren 1856 war er von 1875—79 englischer Beamter, zuerst in Natal und dann in Transvaal, und dort hat er Nahrung für seine lebhafte reiche Phantasie gefunden. Seine besten Romane „King Solomon's Mines" (1885), „Jess" (1887), „Allan Quatermain" (1887) u. a. spielen im Innern des schwarzen Kontinents, wo im Halbdunkel von Sage und Barbarei die Einbildungskraft freien Spielraum hat. Dahin verlegt Rider Haggard seine grotesken Gemälde von uralten Civilisationen, seltsamen von wunderbaren Frauen beherrschten Völkern, verborgenen Schätzen, Zauberern und Hexen. Dies mischt er mit prächtigen Schilderungen der tropischen Natur, kühnen Abenteuern und homerischen Kämpfen, in denen das Blut in Strömen fliesst, und die Engländer immer siegreich sind, macht das Ganze für seine Leser noch schmackhafter dadurch, dass er es mit einer ihrer Lieblingstheorien, der Seelenwanderung, der Frauenemanzipation und dergleichen würzt und schafft so ein pikantes Gericht, dem auch der verwöhnteste Gaumen nicht zu widerstehen vermag. Manchmal zwar, wie in dem Romane „She" (1887), wo eine über 2000 Jahre alte Königin, die über ein barbarisches, in einer Gräberstadt lebendes Volk herrscht, die Hauptrolle spielt, mutet er doch dem Leser zuviel zu. Wenn er aber nicht ganz den Boden der Wirklichkeit verlässt, wie in „Jess", so schafft seine Phantasie grossartige Gemälde von Heroismus und Leidenschaft. Rider Haggard hat auch einige Romane geschrieben, deren Schauplatz in England liegt: „Dawn", „Beatrice" und sein letztes Werk „Joan Haste". Aber diese stehen in keiner Weise über dem gewöhnlichen Leihbibliothekenfutter; es sind einfache Sensationsgeschichten ohne künstlerischen Wert. Wo Rider Haggard sich auf den Boden des Alltäglichen begiebt, da zeigt sich seine Schwäche. Auch sein Styl ist oft unnatürlich, geschraubt und nachlässig. Sein Ruhm, der eine Zeit lang den aller seiner Zeitgenossen überstrahlte, wird wohl kaum das Jahrhundert überdauern.

Wie der phantastische Roman, so hat auch der historische Roman durch Stevenson einen wichtigen Antrieb erhalten. Er ist zwar seit Walter Scott nie ganz vernachlässigt worden. Dickens, Thackeray, Bulwer, Charles Kingsley und Ainsworth haben sich alle darin versucht — aber gerade im letzten Jahrzehnt hat diese kritisch so oft und gründlich totgeschlagene Gattung wieder neue Zeichen frischen Lebens von sich gegeben.

Hauptsächlich natürlich hat die englische Geschichte dem Romane Stoff liefern müssen. Die grosse Revolution von 1640 bildet den Hintergrund für den Roman „John Inglesant" von J. H. Shorthouse, der die Selbstbiographie und religiösen Seelenkämpfe eines Kavaliers schildert. Der Verfasser, der ursprünglich Kaufmann war, hat dieses sein Erstlingswerk nie wieder erreicht. In die Zeit Jakob's II., speziell des Aufstandes des Herzogs von Moumouth, versetzt uns Baring-Gould in seinem Abenteuerroman: „Urith, eine Geschichte aus Dartmoor" (1891). Dieser Schriftsteller, dessen erstes Werk „Mehalah" grosses Aufsehen erregte, liebt die phantastische Erzählung; die Handlung überwiegt bei ihm über die Charakteristik, so auch in der Schmugglergeschichte „In the Roar of the Sea" (1892). Ein glänzender und sehr fruchtbarer Erzähler ist Conan Doyle. Seine historischen Romane behandeln, teils, wie „Micah Clarke" (1890) die Zeit Jakob's II., teils, wie „The White Company" (1891) die Zeit des hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England und sind in Scott'scher Manier geschrieben; besonders aber ist er berühmt geworden durch seine Detektivgeschichten. Sherlock Holmes, der Held dieser Erzählungen, ein Wunder an Scharfsinn, Geistesgegenwart und Kühnheit, ist zu einer typischen Figur geworden.



Vorzugsweise aus der französischen Geschichte und zwar aus der Zeit der Bartholomäusnacht, wie in „The House of the Wolf" (1890) oder aus der Regierungszeit Heinrichs IV., wie in seinem letzten Buche „From the Memoirs of a Minister of France" (1895) schöpft ein anderer beliebter humoristischer Erzähler, Stanley Weyman. Derselbe bedient sich übrigens meist der Form der Novelle. Auch Schottland, das Geburtsland des historischen Romans, ist nicht leer ausgegangen. J. M. Barrie, Jan Maclaren (Pseudonym für John Watson) und J. R. Crockett, drei schottische Schriftsteller, sind in die Fussstapfen des Dichters von „Old Mortality" und „The Heart of Midlothian" getreten. In seinem letzten Buche: „Cley Kelly, Arab of the City" (1896) hat Crockett sich allerdings aus der Vergangenheit in die Gegenwart begeben und ein kraftvoll-realistisches Bild von dem Leben der Niedersten der Niedrigen in Glasgow entworfen.

Ich schliesse diese keineswegs erschöpfende Skizze des historischen Romans mit der Erwähnung eines Werkes des bekannten feinsinnigen Kritikers und Essayisten Walter Pater: „Marius der Epikureer". Es ist dies ein psychologischer Roman aus der römischen Kaiserzeit, in dem die religiösen Kämpfe eines jungen Mannes, der zwischen Heidentum, Skeptizismus und Christentum hin- und herschwankt, mit packender Wahrheit dargestellt sind. Es ist bezeichnend, dass hier, wie in den andern Romanen, vorzugsweise solche Perioden den historischen Hintergrund bilden, die den unseren analoge Zustände zeigen; besonders wählt man gerne Zeiten religiöser Kämpfe.

Nach Betrachtung des historischen Romans wenden wir uns jetzt der mehr oder minder realistischen Darstellung der Zustände der Gegenwart zu. Da ist zunächst der „High-Life Roman", bekanntlich zuerst kultiviert von Bulwer in „Pelham" und von Disraeli in „Vivian Grey". Sein geistvollster Vertreter ist augenblicklich Hamilton Aïdé, der als Sohn eines griechischen Diplomaten 1830 in Paris geboren ist und eine Zeit lang als Offizier im britischen Heere gedient hat. Seine Werke: „Rita", „Penruddocke", „Poet and Peer", „Introduce to Society" u. s. w. geben in witzigem, glänzenden Style ein satirisches Bild der Geburts- und Geldaristokratie in England und Amerika. Satirisch gegenüber allen modernen Bewegungen, sei es der Präraphaelismus, oder die Frauenfrage, soziale oder religiöse Umwälzungen, verhält sich auch der alte Parlamentarier, Geschichtsschreiber und Romanschriftsteller, Justin McCarthy. Er verspottet mit gutmütigem Humor alle die, welche die Thatsache, dass sie ihren Beruf in irgend einer Weise verfehlt haben, für einen genügenden Beweis halten, dass sie befähigt sind, die Welt zu verbessern, einen neuen Himmel oder eine neue Erde zu schaffen. Viele Bewunderer hat auch in England George Meredith, ein feiner Menschenkenner und geistreicher Schriftsteller, den aber sein geschraubter, unnatürlicher dunkler Styl für viele — den Schreiber dieser Zeilen unter anderen — ungeniessbar macht.

Alle diese Schriftsteller schildern das Leben in der Stadt. Der Dichter des Landlebens, der Meister des englischen Dorfromans und würdige Nachfolger George Eliot's, ist Thomas Hardy. Er ist 1840 in Dorsetshire auf einem Dorfe geboren, war erst Architekt und dann Kunstkritiker, und hat seit 1871 eine Reihe von Romanen veröffentlicht, die alle in Wessex, seiner Heimat, spielen. Dieselben sind weitschweifig, nachlässig im Aufbau und der Motivirung der Handlung, sehr ungleich in den einzelnen Teilen, aber alle verraten einen Dichter und Denker von hoher Begabung. Seine Kunst ist vielgestaltig wie das Leben, voll heiterem Humor und tiefer Tragik, realistisch und poetisch, idyllisch und satirisch. Ein geläuterter Pessimismus, die siegende Schwermut einer ausgewachsenen, ruhig in und um sich schauenden Seele, durchzieht seine Schriften. Wir hören in ihnen das Stöhnen der Schöpfung. Die Guten, Edlen und Freien gehen zu Grunde, gebrochen durch den Widerstand einer in Heuchelei und Egoismus versunkenen Welt. Hardy will nicht lehren und uns seine Ansichten aufdrängen. Wenn aber von einer Tendenz bei ihm die Rede sein kann, so ist es eine unverkennbare Abneigung gegen



den weltfeindlichen Mystizismus und egoistischen, nur für die Rettung der eigenen Seele besorgten Puritanismus, den man in England Religion nennt. Wie der Dichter Swinburne predigt er, allerdings nie in direkter Weise, sondern durch die Handlung und die Charaktere seiner Romane, eine freiere, auf einer besseren und breiteren Kenntnis der menschlichen Natur beruhende Welt- und Lebensauffassung. Von seinen zahlreichen Romanen sind die bedeutendsten „Tess of the d'Urbervilles" (1892) und „Jude the Obscure" (1896). Jener schildert die Schicksale eines armen Bauernmädchens, das, verführt, von ihrem Gatten, als er ihre Vergangenheit erfährt, verstossen wird, schliesslich nach unsäglichen Leiden ihren Verführer ermordet und am Galgen stirbt. „Ein reines Weib" heisst der zweite Titel des Romans. Trotz ihrer Fehltritte, die die Folgen eines blinden Zufalls sind, dessen Spielball sie ist, bleibt sie rein, ein unverfälschtes Kind der Natur, eine Heidin im Herzen, obgleich äusserlich eine Christin. Wunderbar sind seine Beschreibungen des Landlebens, der ländlichen Arbeiten in diesem Roman; sie erinnern an die Idyllen des Theokrit. „Jude the Obscure", ‚die Tragödie unerreichter Ziele', enthält die Geschichte eines jungen Handwerkers, der den Drang nach Wissen tief in sich fühlt, aber an dem Widerstande der stumpfen Welt und seinen eigenen Leidenschaften zu Grunde geht. Er ist kein Held, weil es ihm an dem gesunden Egoismus und kalten Blute fehlt, die zum Helden gehören, weil er zu viel Mensch ist und besonders dem Reize des „Ewig Weiblichen" nicht widerstehen kann. Von ergreifender Tragik ist sein Tod. Verlassen von den beiden Frauen, denen er sein Leben geopfert hat, liegt er auf dem einsamen Lager, und während von draussen der Festesjubel in seine Dachkammer hineindringt — es ist das Stiftungsfest der Universität in Oxford — verflucht er in den Worten Hiobs den Tag seiner Geburt. Der Roman enthält ausser einem Angriff auf die engherzige Orthodoxie auch einen solchen auf die Ehe.

Wie Thomas Hardy der Dichter und Geschichtsschreiber von Wessex ist, so ist Hall Caine der Dichter der Insel Man. Dort ist er 1853 geboren, und die eigentümlichen Gebräuche und Sitten seiner Landsleute bilden den Hintergrund für seine sensationellen Romane. „The Deemster" (1887), „The Bondman" (1889) und „The Manxman" (1895) sind die besten unter ihnen. Caine ist kein Philosoph wie Hardy, aber ein ausgezeichneter Erzähler und Sittenschilderer. Seine Charaktere sind klar und scharf gezeichnet, wenn auch nicht tief erfasst. Seine ganze Kunst ist etwas auf den Effekt berechnet. Uebrigens gehört Hall Caine zu den meistgelesenen und bestbezahlten Autoren der Gegenwart. Von seinen Werken, die ausserhalb der Insel Man spielen ist das bekannteste „Der Sündenbock" (1892), eine Erzählung aus dem jüdischen Leben in Marocco, romantisch, spannend, theatralisch, aber auch bedeutend als eine Studie des afrikanisch-jüdischen Ghettolebens.

Ein anderes Ghetto, das den Engländern näher liegt, bildet den Schauplatz für die Hervorbringungen eines jüngeren Schriftstellers von grossem Talente: Israel Zangwill's. Es ist das Judenviertel in Ost-London, das obgleich ohne Thore und Mauern, doch eine abgeschlossene Welt für sich bildet, in der die Gegensätze zwischen tausendjähriger leidensvoller Abgeschlossenheit und gegenwärtger Freiheit, zwischen alter Tradition und moderner Kultur zu den seltsamsten Konflikten führen. Und in diese Welt, wo auch, wie in der grossen Welt da draussen, geliebt und gehasst, gelacht und geweint wird, da leuchtet Zangwill, selbst ein Kind dieses Ghettos, hinein mit der Fackel des Humors, und ohne falsche Idealisierung bringt er sie uns menschlich näher. „Die Kinder des Ghetto" heisst sein bester Roman. Er ist etwas unförmlich und episodenhaft, aber reich an lebendigen Charakteren und durchsättigt von jenem tiefen Humor, der der Sympathie entspringt. Auch seine Novellen aus dem Judenleben „Der König der Schnorrer" und die „Ghettotragödien" sind Genrebilder von ganz eigenartigem Reize.

Ehe Zangwill in dem jüdischen Leben sein eigentliches Gebiet fand, hatte er sich übrigens schon durch zwei Bände ausgelassen humoristischer

Geschichten, den „Junggesellenklub“ und den „Altjungfernklub“ einen Namen erworben. Neuerdings hat er sich an einem Künstlerroman „Der Meister“ versucht, der aber trotz glänzender Stellen doch wegen seiner zu grossen Weitschweifigkeit und Breite als verfehlt bezeichnet werden muss. Zangwill ist aber noch jung — er ist 1864 geboren — und wird gewiss noch Bedeutendes leisten.

Einer der jüngsten und ohne Zweifel genialsten unter den englischen Schriftstellern ist Rudyard Kipling, „der anglo-indische Dickens,“ wie er nicht gerade sehr zutreffend genannt wird. Er ist in Bombay als Sohn eines Beamten 1865 geboren und hat trotz seiner Jugend schon etwa 12 Bände, meist Novellen, veröffentlicht. Fast alle seine Erzählungen spielen in Indien, und seine Bedeutung beruht auf der eingehenden Erkenntnis und poetischen Erfassung des geheimnisvollen indischen Reiches mit seinen seltsamen Kontrasten in Natur- und Menschenleben, seiner tausendjährigen Geschichte, deren Zeugen noch überall mächtig an die Phantasie dessen, der zu sehen versteht, appellieren und der eigentümlichen Abart des englischen Wesens und Charakters, die sich dort unter den besonderen Verhältnissen entwickelt hat. Er beschreibt das soziale Leben in den kleinen Garnisonstädten, er schildert die Sitten der Eingeborenen; er ist der Dichter des anglo-indischen Soldaten, dessen Leben in der Kaserne wie im Felde er mit besonderer Liebe darstellt; er versteht endlich auch die Sprache der Tiere und giebt ein Bild des Lebens im Jungle, das an unser altgermanisches Tierepos erinnert. Diese seine „Jungle-Books“ (1894 u. 95) und seine Soldatengeschichten „Meine eigenen Leute“ (1891) und „Drei Soldaten“ (1892) sind seine hervorragendsten Leistungen. Mit den drei treuen Kameraden, Ortheris, Learoyd und Mulvaney hat er einen Griff ins volle Menschenleben gethan, wie Dickens mit Sam Weller oder Mr. Micawber. „Ich habe aus gewöhnlichem Thon rauhe Gestalten von roh behauener Arbeit geschaffen,“ sagt er selbst, „aber es ist Leben in dem, was ich mache.“ Auch in seinen „Kasernen-Balladen“ hat Rudgard Kipling das Soldatenleben verherrlicht. Sie sind ebenfalls rauh in der Form, aber sie treffen in wunderbarer Weise den Ton des Soldatenlebens; die Empfindungen des Soldaten auf dem Marsche, auf dem Schlachtfelde, bei der Heimkehr sind mit ergreifender Wahrheit dargestellt. Weniger bedeutend als seine kurze Erzählungen sind die Romane Kiplings: „Das ausgehende Licht“ (1891) und „Der Naulakha“ (1892), von denen der letztere zusammen mit Wolcott Balestier verfasst ist. Beide enthalten prächtige Scenen, aber es fehlt, besonders in dem ersten Roman, an einem einheitlichen Plane. Kiplings Gebiet, auf dem er unter seinen Zeitgenossen unerreicht dasteht, ist wie es scheint, die Novelle, in der einfache Charaktere, Wilde, Soldaten, Kinder, Künstler auftreten. Wo es sich um psychologische Konflikte, umfassende Handlungen und verwickelte Charaktere handelt, versagt sein Talent.

Mit Rudyard Kipling schliesse ich diese Betrachtung der englischen Prosadichtung. Wenn wir nun noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe werfen, so müssen wir zunächst anerkennen, dass sie an Fülle, Reichhaltigkeit und Wahrheit den Vergleich mit derjenigen der anderen Nationen wohl aushalten kann. Das Bild des Lebens, das der englische Roman uns giebt, ist getreu und ungemein reich an Figuren. Woran es ihm fehlt, das ist das künstlerische Maass und Gleichgewicht in der Form. Keiner der besprochenen Schriftsteller — Stevenson ausgenommen — ist ganz von diesem Fehler frei. Eine ermüdende Breite, Unförmlichkeit im Aufbau der Handlung oder Manieriertheit im Ausdruck macht oft die besten Werke, die eine Fülle von Genius in sich schliessen, wenig geniessbar. Und um wievielmehr wird dies nun noch der Fall sein, wenn sie im Gewande einer fabrikmässigen Uebersetzung erscheinen, die alle Freiheiten des Styles vermischt. Kein Wunder daher, dass gegen die englische Litteratur in Deutschland vielfach ein ungerechtes Vorurteil besteht, das einer wahren Würdigung hinderlich ist.

EIN TESTAMENT.

NOVELLE

VON

CARRY BRACHVOGEL.

Das längst vorhergesehene, befürchtete und von den zärtlichen Verwandten dennoch nicht allzutief empfundene Ereignis war eingetreten: Thomas Martin Siebère, Herr auf Rochecrosse war gestorben.

In wortlosem Schmerz kniete die Wittwe neben dem Bett, in dem der Tote ruhte. Er war noch nicht angekleidet, noch nicht „hergerichtet", wie der schöne Ausdruck für die entsetzlichste der Geschmacksverirrungen, die Leichentoilette lautet, denn Schloss Rochecrosse ist eine gute Wegstunde von der süddeutschen Residenz entfernt, und die Leichenfrau hatte noch keine Zeit gehabt, herauszukommen. So lag er denn noch im Nachthemd da, während geschäftigte Hände bereits eine dicke schwarze Kreppkrause in Frau Liddys Kleid geheftet, ihr ein Taschentuch mit breitem Trauerrand in die Hand gedrückt hatten. — — Offenbar war dies alles seit längerem schon für den verhängnisvollen Augenblick vorbereitet worden, aber Frau Liddy merkte gar nichts von dem, was um sie her geschah. Nur eine einzige, qualvolle, dumpfe Empfindung lebte in ihr: er war gegangen, und hatte sie mutterseelenallein zurückgelassen.

Die ganze Familie Siebère's, die aber noch den gut deutschen Namen Sieber trug, war im Sterbezimmer versammelt, denn aus allen Weltgegenden waren sie herbeigeeilt um den Scheidenden nochmals ihrer treuen, heissen Liebe versichern zu können. In den wenigen, lichten Momenten, die ihm noch vergönnt waren, hatte er denn auch geduldig alle Zärtlichkeitsergüsse über sich ergehen lassen, und nur sein müdes, etwas spöttisches Lächeln verriet, wie wenig er sich als geliebter Verwandter fühlte und wie sehr als Erblasser — — —.

Einzelne, kleine Gruppen hatten sich gebildet. Die Brüder standen etwas im Hintergrund, ein paar Schwägerinnen und Basen drängten sich um das Totenbett, weinten einige demonstrative Thränen, flüsterten sich zu, wie schön und friedlich er aussähe oder verharrten in apathisch sein sollendem, thatsächlich aber nur teilnamlosem Schweigen. Zwei Nichten sassen an dem grossen Fenster, durch das die letzten Strahlen der Junisonne wie abschiednehmend hereinglitten.

„Sie darf sich nicht so gehen lassen" meinte die Eine, und stand auf, um Frau Liddy mit ein paar Trostesworten zuzureden. Aber die Wittwe bohrte sich fest in die zerknitterten Leinen des Bettes hinein, und ihr Schluchzen, das vorher still und bitterlich gewesen, wurde jetzt laut schreiend, fast krampfhaft. Dann richtete sie sich einen Augenblick auf, so dass alle ihr verschwollenes, heissgeweintes Gesicht sehen konnten, und strich sich mit zitternder Hand ein paar wirre Haarsträhnen aus der Stirne: „Lasst mich, lasst mich! Geht doch einstweilen zum Abendessen! Mir könnt ihr ja doch nicht helfen!"

Und als sie zögerten:

„Lasst mich allein mit ihm, zum letzen Mal — — allein!"

Sie weinte aufs Neue; stumm, ärgerlich, thaten die andern wie sie geboten. Es war wirklich unerhört, wie sie sich aufführte! Seit Wochen musste sie ja doch wissen, dass es so kommen würde, oder war sie am Ende thöricht genug gewesen, sich an eine verrückte Hoffnung zu klammern, dieser schauder-

haften Krankheit gegenüber?... Und schliesslich, wie immer es sein mochte, sie hatte weiss Gott, keine Veranlassung, sich so zu benehmen! Lange genug waren sie miteinander verheirathet gewesen! Und wenn man dann in solch glänzenden Verhältnissen zurückblieb, wie sie — — — Nein, nein, sie sollte das Heulen und Jammern den Bettelweibern überlassen, denen mit dem Mann auch der Ernährer stirbt! . . . Natürlich sprach Keiner diese Gedanken laut aus, aber Einer las sie dem Andern vom Gesicht ab, verriet sie aus Betonungen ganz allgemeiner Worte, aus halben, leicht hingeworfenen Äusserungen, und diesem allseitigen Sichverstehen entquoll schnell eine warme, beinahe freudige Stimmung, ein Gefühl behaglicher Zusammengehörigkeit, dessen sie sich sonst nicht immer rühmen konnten. Es fehlte nicht viel, so wäre das Abendessen recht animirt geworden. Aber es fiel ihnen doch noch zur rechten Zeit ein, dass es ja eigentlich ein trauriges Ereignis war, das sie hier zusammengeführt hatte. — — —

Im Sterbezimmer war es nun fast ganz dunkel geworden. Die anmutigen Rokokomeubel sahen jetzt, im umrisselösenden Dämmerlicht ganz steif und unförmig aus, die lichtblauen Bezüge wirkten stumpf und dunkel, die massigen Falten des Betthimmels schienen den abgezehrten Leichnam zu erdrücken, der in den kostbar gestickten Kissen schlummerte. Frau Liddy hatte sich auf den Bettrand gesetzt und schaute unverwandt in sein wächsernes Gesicht. Das also war ihr Mann — diese kleine, zusammengeschrumpfte Leiche mit den blauen Lippen und den eiskalten Händen, die ein Kreuz geklammert hielten. Vor wenigen Stunden erst war der Tod eingetreten, und schon sah er so verändert aus, dass es ihr Mühe kostete, sich ihn lebend vorzustellen. Ja, ja, die lange Krankheit, die Schmerzen, die auch das Morphium nicht immer hatte übertäuben können . . . .

„Pauvre chéri,“ flüsterte sie und küsste seine Fingerspitzen.

Das „pauvre chéri“ entstammte derselben Zeit, in der der Name „Sieber“ plötzlich durch ein stummes E und einen Accent vermehrt und zu deren steter Erinnerung auch das stolze Schloss mit dem französischen „Rochecrosse“ benannt worden war, aus den ersten Jahren ihrer Ehe, die Thomas Martin und Liddy in Paris verlebt hatten.

Sie stöhnte laut auf, und presste die Hände vor die Augen. Was waren das für selige, selige Zeiten gewesen! Zuerst, als sie fast noch ein paar Kinder in dem engen Dachstübchen wohnten, und die junge Frau ihren Hausstand ganz allein besorgen musste; als sie im hellen Zitzkleid selbst in die Hallen ging, und Thomas fand, dass sie schöner darin aussähe, als die schöne Kaiserin Eugenie in ihrer prächtigsten Toilette . . . . Dann ging es ziemlich rasch aufwärts. Der kleine Börsengalopin hatte mit Glück spekulirt, und wie sich bei Andern das Pech einhängt, so klebte ihm Glück an den Fingern; er mochte anfassen was immer er wollte. Langsam, in wonnevollem Rauschen war die Goldflut auf sie niedergetaut, nicht gar zu rasch, dass sie ihnen gleich die Besinnung genommen hätte, sondern mählig, mählig wie segenspendender Regen auf durstige Auen niederfällt . . . . Zitzkleid und Dachstübchen waren längst abgethan; man lebte zuerst behäbig, dann höchst angenehm, dann solid-prächtig. Nur ein Wunsch blieb den Glückspilzen versagt, den einen hatte sich das Schicksal als Entgelt vorbehalten, für all das Andere, das es in so verschwenderischer Weise gewährt — ihre Ehe war mit keinem Kind gesegnet. Und wie heiss sie es sich ersehnten! Schon damals, als sie noch in ganz dürftigen Verhältnissen lebten, war es ihr schönster Gedanke, eines Tages eine Wiege in das Dachkämmerchen stellen zu können, und es dann darin quarren und schreien zu hören . . . . Ach! solch einen süssen Dickkopf mit seidenen, blonden Haarsträhnen und Grübchen in den kleinen Händen, den durfte ihnen der Himmel doch nicht versagen! Aber ein Jahr nach dem andern verstrich, ohne dass er den Engel gesandt hätte, und doch wünschten sie ihn immer inniger, immer heisser: es war ja nicht nur mehr das Kind, das sie begehrten, sondern den Stammhalter, den geliebten Erben angehäufter Reichtümer. Entsetzlicher Gedanke, einer lauernden Verwandtenmeute Alles hinterlassen zu müssen, was man mit Fleiss und Liebe ein Lebelang aufgebaut!

Frau Liddy [illegible] liess sich von ihnen nach Spaa und P[illegible] schicken, [illegible] als sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt waren, [illegible] jeden Sommer ihren Namen in die Kurlisten von Franzensbad [illegible] einzutragen, aber — die Bäder halfen nicht. Man griff zu den Naturärzten und Sympathiemitteln: kein Schäfer weit und breit, kein altes Bauernweib, kein abergläubischer Dienstbote, die nicht um Rat befragt worden wären, aber auch die Naturärzten und Sympatienmittel halfen nicht. Kein einziges Anzeichen, das die endliche Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht gestellt hätte; mit [illegible] Befriedigung konnten die Verwandten bei ihren [illegible] Besuchen konstatieren, dass Frau Liddys Taille sich auch nicht im [illegible] veränderte. Allmählich, aber unendlich schwer, begann da das Paar sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass der reichste Segen ihrem Bunde wohl versagt bleiben würde; Frau Liddy wurde den Bädern und Sympathiemitteln untreu, Thomas Martin fügte sich endlich mit heimlichem Groll darein, seine zahlreiche Verwandtschaft als dereinstige Erben zu betrachten. — —

Wohl kamen für beide immer wieder Stunden und Tage, an denen die Welt mit schwarzem Flor verhängt schien, aber sie sprachen nicht davon, und klagten sich nichts, um sich das Herz nicht noch schwerer zu machen . . .

Nur als sie Rochegrosse gekauft hatten, und zum ersten Mal allein durch ihren neuen Besitz wandelten, dessen grosse Kiesplätze und saftgrüne Rasenflecke geschaffen schienen, um von Kinderfüsschen zertreten zu werden, da hatte Liddy leise gesagt:

„Es ist so traurig, nicht?“

Und Tomas Martin hatte ihre Hand gedrückt und erwidert:

„Gräm Dich nicht, wir ändern's doch nicht mehr!“

Da plötzlich, nach beinahe fünfzehnjähriger Hoffnungslosigkeit, schien ein Tag des Wunders aufzudämmern: es wurde vermutet, gehofft, geflüstert, gebangt, errötet, schliesslich fiel Liddy ihrem Mann um den Hals, und weinte, und lachte, und jubelte:

„Wir kriegen ein Kind, wir kriegen ein Kind!“

Frühsommer war's, und das grosse Ereignis bereitete sich für den Winter vor. Der ganze Tag der Eheleute bestand nun nur noch in unaufhörlicher Sorge und Schonung für die Frau, die den Keim der höchsten Seligkeit in sich trug. Bis ins Unendliche entwarfen sie Pläne, bauten sie Luftschlösser; jede Stunde im Dasein des kommenden Wesens wurde von ihnen schon im Voraus gekostet, vom ersten schrillen Schrei an, bis zur Höhe des Lebensweges. Ob's ein Junge werden würde, oder ein Mädchen, galt ihnen ganz gleich, doch seltsamerweise sprachen sie in jenen thörichtsüssen Plaudereien immer nur von „ihm“: aber nicht etwa, weil sie einen Erben und Träger des Namens wünschten, sondern einzig und allein, weil sie sich einen Jungen ausgelassener dachten, als ein Mädchen und dieses zukünftige Kind gar nicht toll und wild genug sein konnte, um sie mit seiner Lebhaftigkeit und seinem Lärmen für die Stille und Einsamkeit ihres bisherigen Lebens zu entschädigen. Mit welch wundersamen Bildern sich jetzt der vornehm schweigende Park von Rochegrosse bevölkerte.

„Da werden wir ihn in seinem Wagen herfahren,“ sagte Thomas Martin, und wies auf eine lauschige Bank, über der eine mächtige Buche ihr grünes Blätterdach spannte. „Denk nur Liddy, wenn er in seinem Steckkissen liegt und seine Fäustchen an den Kopf presst!“

„Glaubst Du, dass er das thut?“ fragte Liddy erstaunt, halb ungläubig.

„Aber natürlich, alle babies schlafen so,“ entgegnete er im Brustton der Überzeugung. Dass er diese Studie erst heute früh an einem armseligen Bettelkinde gemacht hatte, verschwieg er wohlweislich. Mochte seine Frau nur Respekt haben, vor der schnellerworbenen Sachkenntnis, mit der er sich in die Rolle des künftigen Vaters fand.

„Ach Du, da wird er seine ersten Gehversuche machen,“ meinte Liddy nach einer Pause.



„O, was Dir nicht einfällt, auf dem Kies würde er sich beim Hinpurzeln weh thun; nein dort im Gras —"

„Ach ja, ja da ist's besser. Und da wird er reiftreiben —" „denk' doch Liddy, unser Junge reiftreibend. —"

„In einem blauen Matrosenanzug mit ganz kleinen Kniehöschen —"

„Und langen, blonden Locken —"

„Und dicken verbrannten Waden."

„Liddy!"

„Thomas!"

„Und da wird er sich dann müde ins Gras legen."

„Und da die Erdberen naschen — —". Er zeigte auf die prächtigen Erdbeerrabatten, die ein Beet süssduftenden Heliotrops besäumten. Liddy lachte hell auf. Musste das reizend sein!

„Er wird sie wohl unreif essen wollen," fuhr Thomas mit schreckenerregender Fantasie fort.

Liddy kreischte. „Um Gotteswillen, da verdirbt er sich den Magen, das darfst Du ihm doch nicht erlauben!"

Thomas Martin litt sichtlich unter dem Gedanken, dass er diesem Sohn etwas verbieten sollte, aber er bezwang sich, und sagte blos:

„Er wird schon von selber so vernünftig sein. Aber denk nur, Liddy, wenn er daher gelaufen kommt, und alles abguckt, ob nichts reif ist —" Liddy antwortete nichts mehr, ihr liefen die hellen Thränen über die Backen, und Thomas brach rasch ab, damit ihre Erregung dem künftigen Erdbeermarder nicht schädlich werden könnte. Aber sonderbar! Wie mannigfaltig sie auch in allen kommenden Tagen ihr grosses Thema variirten, der wilde Junge mit den Blondlocken und den Matrosenanzug ward ihnen das liebste Bild, das sie sich von ihrem Kinde machten; nichts war im Stande, sie mit so heiterer Rührung zu erfüllen wie der Gedanke, ihn reiftreibend, erdbeernaschend im Park einhertollen zu sehen. . .

Woche auf Woche verstrich. In rosabebänderten Päckchen lagen wahre Wunder von Häubchen und Jäckchen und Kisschen und sonstigen, unerlässlich nötigen Wäscheartikeln, deren ein neugeborener Weltbürger dringend bedarf; mehr denn ein Dutzend Klappern und wollengestrickter Hampelmänner waren angeschafft worden und jeden Tag fast entdeckte Thomas Martin noch ein neues, eigenartigeres und verbessertes Exemplar, das er dieser, seiner eigensten Privatsammlung einverleibte. Mit grösster Mühe nur hatte man ihn davon abhalten können, bereits nach wenigen Wochen eine Amme zu engagiren. Jetzt freilich war man schon im Hochsommer und Frau Liddy spähte sehnsüchtig nach den ersten gelben Herbstblättern, denen der Winter folgen musste. . .

Der Winter kam wohl, aber ach, die Häubchen und Jäcken blieben unbenutzt, die Kinderklappern ruhten still in ihren Pappschachteln, die gestrickten Hampelmänner brauchten keine halsbrecherischen Sprünge zu unternehmen, und Thomas Martin sollte kein Ammenbüreau in Aufregung versetzen: Frau Liddy hatte sich gründlich getäuscht, als sie ihren Lieblingswunsch endlich erfüllt glaubte, und so schwand der holde Traum in leeres Nichts, nachdem er sie vier volle Monate hindurch entzückt hatte. Die Verwandten atmeten ob dieser Wendung der Dinge erleichtert auf; Liddy schämte sich so, dass sie kaum mehr die Augen aufzuschlagen wagte, Thomas Martin aber schloss sich in sein Zimmer ein und weinte — —

Kein Wort fiel mehr zwischen ihnen von ihrer süssen, nichtigen Hoffnung; nur wenn sie im Park an den Erdbeerrabatten vorbeigingen, die sich früchteschwer zu Boden neigten, zuckte es in ihren Gesichtern wie von Lachen und Weinen zugleich. . .

Darüber waren nun auch wieder acht Jahre hinwegegangen, wieder hatten sie sich drein finden gelernt, allein zu sein. Erst jetzt, da der Mann gestorben war, fand Frau Liddy ihr Loos völlig unerträglich. Was sollte sie denn noch auf der Welt, inmitten einer schmeichelnden, aber herzenskalten Familie, die

nur ungeduldig auf den Augenblick wartete, der auch ihr die Augen schloss?!

Es war jetzt ganz finster geworden. Sie stand auf, und schickte sich an, in den Garten hinauszugehen; das Schlafgemach mit seinen Krankheitserinnerungen und seiner Totenluft erdrückte sie schier. Ihr war's als müsse sie einen Platz aufsuchen an dem sie in Gesundheit und Glück mit ihrem Mann geweilt. Planlos, gedankenlos streifte sie hin und her; bei dem Heliotropenbeet blieb sie stehen und nickte vor sich hin:

„Ja, ja, es konnte alles anders sein! . . .“

Dann brach sie in lautes Schluchzen aus. Ihr waren das nicht mehr Rabatten, mit roten, fleischigen Früchten, für sie war es ein Stück Vergangenheit, das da vor ihr lag, trotz seiner Tragikomik, das zarteste Kapitel aus dem Buche ihres Lebens, das sie, den Verstorbenen beweinend, im Geiste noch einmal mit ihm durchlas.

Die Teilnahme an dem Verlust, den Frau Liddy erlitten, war eine grosse und aufrichtige, denn Thomas Martin war ein braver Mann gewesen, und die Armen und Bedrängten hatten in ihm einen treuen Schützer verloren. Eine ungeheuere Menschenmenge strömte zum Begräbnis herbei, und bei dem, einige Tage später stattfindenden Seelengottesdienst war der Dom so überfüllt, dass kaum eine Stecknadel hätte zur Erde fallen können. Liddy sass inmitten der gesammten Familie ganz vorne, dicht beim Hoch-Altar, und mit wehmütigem Stolz überblickte sie die wogende Menge, die sich in dem mächtigen Kirchenschiff drängte. Als sie nun erst ganz in ihrer Nähe einen kleinen Jungen jämmerlich schluchzen sah, quoll ihr das Herz auf. Ganz so müsste jetzt ihr Kind sein, nur jedenfalls kräftiger, besser genährt und besser gekleidet, so ein armseliges, dünnes Anzügchen, das vielleicht 6—7 Mark gekostet haben mochte, trüge er freilich nicht, und die blonden Haare hätte sie ihm auch nicht so spiessbürgerlich verschnitten!

Unterdessen heulte das empfindsame Kind so geräuschvoll weiter, dass seine Begleiterin sich zu ihm niederbeugte, und leise auf ihn einsprach. Sie war eine einfach aber nicht unfein aussehende Person mit einem breiten, gutmütigen Gesicht, dem aber auch eine dicke Puderschicht nicht mehr den Schein erster Jugend zu verleihen vermochte. Sie trug ein schwarzes Wollkleid und ein kleines schwarzes Hütchen, unter dem prächtige Zöpfe hervorguckten. Sie musste wohl zärtlich und beruhigend zu dem Kleinen reden, denn er fasste ihre Hand, drückte einen Kuss darauf, und begann dann, seine Nase an ihrem schwarzen Handschuh zu reiben. Frau Liddy wusste nichts mehr von Gottesdienst und Messe. Ihre Augen hingen an der beglückten Mutter, mit dem heulenden Knaben — gewaltsam musste sie sich erst wieder zu der feierlichen Zeremonie zurückbringen. Ein Sonnenstrahl glitt durch die bemalten Fensterscheiben, und wie ein Regenbogen lagen seine bunten Stäubchen auf der dunklen Menschen-Menge; jetzt setzte die Orgel ein, eine einfache, schwermütige Kirchenweise, und Liddy beugte sich tief auf ihr Gebetbuch nieder. Gedankenlos sprach sie die Worte des Vaterunsers mit. Beim englischen Gruss „Du bist gebenedeit unter den Weibern“ hob sie die Augen wieder, und suchte die blonde Person mit dem Kinde. . . . Aber die war plötzlich verschwunden.

Am andern Tag wurde das Testament eröffnet. Lange schon, ehe der Notar kam, hatte sich die ganze Familie im Arbeitszimmer des Verstorbenen versammelt. Alle bleich vor Erregung mit funkelnden Augen uud zitternden Lippen. Gleichgültige Gespräche wurden begonnen, und rissen schon nach wenigen Minuten wieder; zuweilen liess der Eine oder der Andere ein unmotivirtes schrilles Lachen hören, dem alsbald wieder Grabesstille folgte. Liddy war noch auf ihrem Zimmer, und trat erst wenige Augenblicke vor dem Notar ein; traurig und gleichgiltig sass sie unter den Lauernden da, sie hatte von dem letzten Willen nichts zu hoffen und nichts zu fürchten. Sie hörte kaum hin, als der Notar dann all' die Legate vorlas, die Thomas Martin jedem gestiftet hatte. Nur das heftige Schluchzen, welches sich alsbald der Brust

jedes einzelnen Erben entrang verriet ihr, dass diese Rührung teuer genug erkauft worden sei.

„Nun bin ich an der Reihe“, dachte sie, als endlich Alle um sie her in Thränen sassen. Aber das, was nun kam, klang so merkwürdig, so ungeheuerlich, dass sie nicht genau wusste, ob sie fieberte oder vielleicht schon völlig närrisch geworden sei . . . .

„Eine Rente von 3000 Mark jährlich, auszuzahlen durch den Testamentsvollstrecker, an Maria Alberta Kremer, Inhaberin eines Wäschegeschäfts (folgte die genaue Adresse), die Mutter meines Sohnes Fritz (folgte das Geburtsdatum, das dessen Alter ungefähr auf sieben Jahre angab) bis zu dessen Volljährigkeit. Alsdann ist ihm ein Kapital von 30 000 Mark auszubezahlen. Den ganzen Restbestand meines Vermögens im Betrag von 5 846 000 Mark, nebst der Besitzung Rochecrosse meiner Ehefrau Lydia Amalia, Elisabeth Siebière, geborene Schmidt, zu freier Verfügung bei Lebzeiten und laut Testament nach ihrem Tode. Es wäre mein sehnlichster Wunsch, Rochecrosse einst im Besitze meines Sohnes zu wissen aber“ —

Hier hielt der Notar inne, denn Frau Liddy hatte ihren Stuhl geräuschvoll gerückt, war aufgestanden, und mit den Worten „quelle saleté“ zum Zimmer hinaus gerauscht. Und im Augenblick waren alle so betroffen, dass Keiner daran dachte, sie aufzuhalten, oder ihr nachzugehen. Als man sie eine halbe Stunde später suchte, hatte sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und liess keinen Menschen vor.

Sie war wie vernichtet, und es dauerte geraume Zeit, bis sie einen klaren Gedanken zu fassen im Stande war. Dann aber zog ihr ein schneidendes Weh durch die Seele: so war denn alles Lüge gewesen, woran sie ein Lebelang geglaubt und gehangen, der Mann, dem sie Liebe und Treue gehalten, wie sie's einst am Altar versprochen, der Mann hatte sie betrogen, hatte es vermocht, Jahr um Jahr neben ihr hinzuleben, mit dem Gedanken an eine andere im Kopfe . . . . Und es war nicht einmal im verzeihlichen Leichtsinn der ersten Jugend geschehen; nein als alternder Mann, mit ergrauenden Haaren hatte er diesem Kinde das Leben gegeben — — — dann war er aus der Welt gegangen, stumm, mit der grossen Lüge im Herzen . . . Erst über sein Grab hinweg wagte diese heimtückische Untreue das Haupt zu heben, ihr noch das einzige zu rauben, was ihr übrig geblieben wäre — die wehmütig verklärende Erinnerung — — —

Monat auf Monat verstrich, ohne dass sie das Grab besucht hätte. In der allerersten Aufregung wollte sie sogar fort von Rochecrosse, weit fort von Allem, was an frühere Zeiten erinnerte . . . . Sie hatte grosse Reisen geplant und auch Alles dazu vorbereiten lassen, aber wenn's zur Abfahrt kam, war sie immer noch im letzten Moment umgekehrt und dageblieben . . .

Die Verwandten waren längst heimgereist, so sass sie denn ganz allein in dem grossen Hause und hing ihren Gedanken nach. Sieben Jahre war der Knabe jetzt alt, kaum ein Jahr jünger als das illusionäre Kind wäre! Als sie das zum ersten Male ausgerechnet hatte, begann ihr das Herz heftig zu pochen; damals also, damals . . . .

Seltsamerweise erschien ihr der Mann jetzt ein klein wenig entschuldbar; es war ihr nicht ganz unbegreiflich, dass die Sehnsucht nach einem Kinde ihn gerade damals ihr und dem ach so stillen, heimischen Hause hatte entfremden können . . . . .

„Pourtant — — es war doch sehr schlecht von ihm!“ Aber am nächsten Tag fand sie sich beim Notar ein, zum ersten Mal seit der Testamentseröffnung; rasch ohne Umschweife erklärte sie den Zweck ihres Besuches: sie wollte einiges in der Verlassenschaft ordnen, das Testament einsehen, und auch Näheres erfahren über, über — — sie stockte.

„Vorerst hier der letzte Wille“, sagte der Notar, als der erste, ziemlich nebensächliche Punkt erledigt war. Sie überflog das Blatt in grosser Hast: nur einige Zeilen hatte sie damals, durch ihren plötzlichen Abgang, versäumt. „Es wäre mein sehnlichster Wunsch, Rochecrosse einst im Besitz meines

Sohnes zu wissen, aber nur ein Wunsch, durch den sich meine Frau in keiner Weise gebunden erachten soll!“

Sie atmete tief auf, legte das Blatt weg und begann zu schluchzen. Der Notar, ein alter Bekannter Thomas Martins, suchte sie zu beruhigen.

„Es ist mir unbegreiflich dass Ihnen Ihr Herr Gemahl nie davon gesprochen hat, er hing so sehr an dem Kinde.“ Sie nickte vor sich hin. „Das kann ich mir denken.“ — Ein bittres Lächeln umspielte ihren Mund. „Während seiner Krankheit sagte er mir wohl ein paar Mal, dass er Wichtiges mit mir zu besprechen habe, aber ich dachte natürlich immer, er trüge sich mit Todesahnungen und meinte immerzu: „Ja, ja, später wenn Du besser bist“ — — Eine Pause entstand.

„Ich bin Vormund des Kindes,“ hub der Notar dann wieder an. Und als er ihren flehenden Blick sah, der verriet, wie gerne sie Vieles gewusst hätte und doch nicht fragen mochte, erzählte er unaufgefordert von dem Knaben und seiner Mutter. Sie war soweit eine ganz anständige Person, ehedem sei sie sehr schön gewesen, von der eigenen Mutter verkuppelt worden. Siebère hatte ihr das Geschäft gekauft, und sie schlug sich mit dem Jungen brav durch. Früher, als das Kind kleiner war, hatte sie's in den Kindergarten gegeben, während sie arbeitete, jetzt besuchte der Knabe die Volksschule, was später aus ihm werden sollte, war noch nicht bestimmt, „aber sie scheint das Zeug zu haben, ihn zu was Tüchtigem zu erziehen, und für sich braucht sie auch fast nichts, also wird der Junge ganz gut bei ihr fahren,“ schloss der Notar seinen Bericht.

Frau Liddy dankte, und empfahl sich. — Sonderbares Spiel des Geschickes! Sie in ihrem riesigen Haus mit den schweigenden Laubgängen und den duftenden Blumenbeeten, sie war fast vergangen vor Sehnsucht nach einem Kind, und der einzige Sohn ihres Mannes musste im Kindergarten bleiben, während seine Mutter zur Arbeit ging!

„Gott, wäre der selig, wenn er da Reif treiben könnte, oder im Kies graben, Erdbeeren schmausen“ — —

„Pfui!“, sagte sie ganz laut vor sich hin, als sie sich in solchen Betrachtungen vor dem Heliotropenbeet ertappte. Der Gedanke, dass gerade jene Kinderhände sich gerade hier vergreifen könnten, erschien ihr wie ein Akt der Pietätlosigkeit gegen jenes Ungeborene, dem sie ja stets eine Art von Totenkultus bewahrt hatte. Aber unaufhörlich musste sie jetzt an das Kind denken, ohne Liebe, ohne Hass, nur einfach an sein Vorhandensein und an die Einsamkeit ihres Heims, ihres Daseins. — — — Drei Wochen nach jenem ersten Besuch ging sie wieder zum Notar.

„Ich möchte den Jungen gar zu gern einmal sehen“, erklärte sie schüchternd, errötend, als lege sie ein Liebesgeständnis ab.

„Aber meine Gnädige, wie soll das geschehen, ohne dass sie davon erfährt; denn das wäre Ihnen doch unangenehm, nicht? Ist er Ihnen denn bei der Seelenmesse nicht aufgefallen? Er weinte so sehr und Sie sind ganz in Ihrer Nähe gestanden?“

„Ja, ja, ich erinnere mich“, sagte sie leise. Also das war er gewesen? Jenes dünne, ärmlich gekleidete Kerlchen war der Sohn des vielfachen Millionärs!

„Ich begreife meinen Mann nicht,“ fuhr sie dann so aus ihren Gedanken heraus. „Warum hat er nicht besser für — für — enfin, warum hat er nicht besser gesorgt?“

„Es ist gut gesorgt, gnädige Frau,“ entgegnete der Notar, der anfing, an Liddy's Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. „Bedenken Sie doch, dass es unmöglich ihres Mannes Absicht sein konnte, sich eine kostspielige Maitresse auszuhalten. Es ist mir überhaupt unverständlich, wie er zu ihr kam, dauernd gefesselt hat ihn jedenfalls nur das Kind. Aber dieses Kind trägt den Namen der Mutter, muss von ihr in ihren bescheidenen Verhältnissen erzogen werden, denn Herr Siebère hätte es für Unrecht gegen sie gehalten, ihm eine grössere Summe zuzuwenden. Zu was ihn also anders erziehen als es sich mit seinem



dereinstigen Vermögen verträgt! Denn Sie, gnädige Frau, werden sichs wahrscheinlich zweimal überlegen, ob sie ihm auch nur das Schloss vermachen, ganz abgesehen davon, dass sich so was auch nicht mit der Rente von 30 000 Mark erhalten lässt. Ihr Universalerbe wird er noch viel weniger, ergo — —“

Der Notar war zum Schluss beinahe gereizt geworden. Diese Frau, die sich immerzu um Dinge kümmerte, die sie gar nichts angingen, fing an, ihm etwas auf die Nerven zu fallen . . . .

Wie im Traum kam Liddy nach Hause. Um ihretwillen also musste jenem Kleinen versagt bleiben, was sein Vater ihm wohl zu gerne mit vollen Händen gespendet hätte, um ihretwillen war er im Kindergarten gewesen, und trug ärmliche, dünne Kleider — — — Die ganze Kleinlichkeit ihres ungebildeten Denkens offenbarte sich in dem hohen Wert, den sie jenen nebensächlichen Entbehrungen beimass, die ganze Grösse ihres naiven Empfindens in dem Vorwurf, den sie sich daraus machte, jenem Menschlein hindernd im Lebensweg zu stehen. Das fehlte gerade noch, dass ihr Dasein, das keinem Freude spendete, einem Einzigen Mangel und Kummer bereiten sollte, und dieser Einzige war das Kind des Mannes, mit dem sie ein Vierteljahrhundert lang durchs Leben gegangen war! . . . .

Wieder begannen die einsamen Spaziergänge durch den Park, der längst in fahlem Herbstschmuck leuchtete, und unablässig grübelte und brütete sie: „Was soll ich thun? Was soll ich thun?“ Im ersten Aufwallen hatte sie gemeint:

„Gut, nach meinem Tode soll er Schloss und Vermögen erben!“

Aber kaum war's gedacht, so wusste die stark und gerade empfindende Frau auch schon, dass Thomas Martin für sein Kind nicht nur ein reiches Erbteil ersehnt hatte, dass jene Stelle im Testament etwas ganz anderes meinte. . . .

Ihr schwindelte, wenn sie dachte, was sie meinte. Wie's ihr zum ersten Mal ganz klar geworden, hatte sie sich auf den Boden hingeworfen, und laut hinausgeschrieen:

„Ich kann's nicht! o Gott, o Gott, das kann ich doch nicht!“

Mit Gewalt hatte sie dann das Kinderbild aus ihrem Gedächtnis zu bannen versucht. Aber vergebens! Immer wieder tauchte der blonde Kopf auf, mit den blauen, thränenüberströmten Augen, die um ihren Vater weinten, die sein waren, ein Stück von ihm, wenn auch er selbst längst unter der Erde lag, und moderte. . . .

Und langsam, ganz langsam, ohne dass sie es eigentlich recht merkte, schlich sich leise ein gewisses Zärtlichkeitsgefühl für das Kind in ihr Herz hinein. Wieder und immer wieder dachte sie zu ihm hin, an all' die kleinen Ereignisse seines jungen Lebens, an all' die künftigen, die seiner harrten — sie liebte es schon, ohne es selbst recht zu wissen. . . . .

In wenigen Wochen jährte sich der Todestag zum ersten Mal. Frau Liddy hatte nun schon oft das Grab ihres Mannes besucht, und herzlich um ihn geweint; eine milde, versöhnliche Stimmung war in der letzten Zeit über sie gekommen.

Jetzt sass sie vor dem grossen Schreibtisch Thomas Martins, der seit seinem Tod unberührt geblieben, und versuchte, Ordnung zu schaffen in all' den Schiebladen, Fächern und Kästchen, die er barg. Es war eine seltsam wehmütige Arbeit. Neben Geschäftskorrespondenzen und allerhand wertlosen Papieren, die sich im Laufe der Zeit angesammelt hatten, lagen in einem niedlich gebundenen Päckchen alle Briefe, die sie als Braut an ihren Verlobten geschrieben, einzelne verblasste Photographien, die sie als junge Frau zeigten, ein kleines Achatherz, das sie ihm einmal, vor vielen Jahren geschenkt, ein einzelnes Blatt, von einem Abreisskalender losgetrennt: Der Tag, an dem sie ihm die süsseste Hoffnung gegeben hatte . . . . Heisse Thränen rollten auf die grossen, roten Buchstaben nieder.

Dann hielt sie eine entsetzliche, perlenbenähte Brieftasche in der Hand,

die sie vor vielen, vielen Jahren ihrem Manne einmal gestickt hatte. Wie sie sie aufschlug, hing verschlissenes, gelbgrünes Seidenfutter in Fetzen daraus nieder. Dabei raschelte es darin . . . .

Sie sah nach, und zog aus einem Seitentäschchen ein Blatt Papier hervor. Das war nicht morsch und vergilbt, wie's zu der Tasche gepasst hätte, nein, ein glatter, weisser Briefbogen mit doppelten Bleistiftlinien, auf denen ungelenke Buchstaben umhertanzten:

Lieber Papa!

Ich danke schön, für das schöne Schaukelpferd. Aber jetzt kann ich nicht reiten. Es ist nämlich zu kalt. Es steht nämlich auf dem Flur, in der warmen Stube ist kein Platz. Aber Mutter sagt, im Sommer kann ich dann alle Tage reiten. Ich bin Dein dankbarer

Dich liebender Sohn

Fritz.

Ein Datum hatte der gewandte Stilist nicht beigefügt, aber der Brief konnte doch nur vom vorigen Winter sein, wo sie mit dem schon kränkelnden Mann in Nizza war — — —

Hastig, kunterbunt, schob sie alles wieder in den Schreibtisch zurück. Aber unaufhörlich musste sie von der Stunde an jenes Kindes gedenken, das sehnsüchtig den Sommer erwartete, um endlich mit seinem Schaukelpferd spielen zu können. . .

Der Todestag Thomas Martin's hatte abermals die ganze Familie auf Rochecrosse vereint. Am Vormittag waren alle in corpore auf dem Friedhof gewesen, mit Ausnahme von Frau Liddy, die ihren Mann schon in den allerersten Morgenstunden besucht und sein Grab mit Blumen bekränzt hatte. Als die Verwanden von diesem einsamen, frühen Gang erfuhren, schüttelten sie zwar die Köpfe ob dieser neuesten Marotte (wie sie es nannten) aber verloren nicht viel Worte darüber, denn eigentlich waren sie recht froh, dass Frau Liddy sie nicht mehr mit Klagen belästigte, wie sie es gefürchtet hatten, sondern in dem einen Jahr völlig ruhig und resignirt geworden schien. Nur die tiefe Trauer mit Krepp und Wittwenhaube hatte sie noch nicht abgelegt — aber schliesslich waren das Kleinigkeiten, die Keinen etwas angingen, und was die Hauptsache blieb, Keinen behelligten. Befremdend aber legte sich's auf Alle, als sie beim Mittagsmahl die überreich gedeckte Tafel erblickten. Das kostbare Silberservice, das Thomas Martin einst aus dem Nachlass einer depossedirten Majestät gekauft hatte, und das nur bei ganz besonderen Anlässen hergenommen wurde, prangte in mattem Glanze auf dem feinsten Damast, den Frau Liddy's Wäscheschränke aufzuweisen hatten. In kostbaren Armleuchtern flammen rosenfarbene Wachskerzen, und aus herrlichen Venezianergläsern aufragend, versenden mächtige Rosensträusse einen fast betäubenden Duft. —

Erstaunt sahen sie sich gegenseitig an. Am Todestage diese Pracht! . . . Was mochte das bedeuten? . . . . Und dazu war Frau Liddy so zerstreut, so einsilbig, dass sie einige leise forschende Andeutungen offenbar gar nicht verstand, auf direkte Fragen gar keine rechte Antwort gab. . . . Und die Plätze neben ihr sollte man auch frei lassen, da sie noch zwei Gäste erwarte. — — —

Kopfschüttelnd, stumm, ein wenig betreten setzten sie sich zu Tische. Jeder ahnte, dass etwas ungewöhnliches bevorstand, und der Eine oder Andere blickte wohl unter halbgesenkten Lidern auf Frau Liddy's Gesicht und dann zu den Bedienten hin, die am Büffet beschäftigt standen. Aber auf Frau Liddy's Antlitz war nichts zu lesen, als eine grosse Erregung, die ihre Wangen brennendrot färbte, ihre Augen immer wieder nach der Eingangsthür zog, und die Bedienten sahen gleichgiltig und unbeweglich drein, wie es wohlerzogenen Bedienten eben zukommt. So vergingen einige Minuten tiefsten Stillschweigens, in dem jeder Atemzug hörbar wurde, jedes Geknister einer Kerze . . . .

Endlich wurde draussen die Klingel gezogen, eilige Schritte ertönten im Vorzimmer, und durch die ganze Tafelrunde lief's alsbald wie murmelnde Bewegung, obwohl keiner von allen den Mund geöffnet hatte . . . . Und nun flog die Thür auf, und herein trat der Notar, feierlich im Frack, mit tiefausgeschnittener Weste. An der Hand führte er einen blonden Jungen von etwa acht Jahren, der zuerst eine Sekunde lang die Augen schloss, wie geblendet von all' dem Silberglanz und Kerzengeflimmer . . . Frau Liddy war aufgestanden und den Beiden entgegengegangen; vornehm rauschte ihre schwarze, seidengefütterte Schleppe hinter ihr her. Jetzt stand sie dem Jungen gerade gegenüber. Fest, durchbohrend schauten ihre Augen in die seinen, und kindlich — keck erwiderte er ihren Blick . . . Dann seufzte sie leise, löste seine Finger aus denen des Notars, führte ihn zum Tisch, und mit einer Feierlichkeit, hinter der ihre starke Bewegung sich nur sehr schlecht verbarg, sagte sie:

„Meine lieben Verwandten, das ist von heute an der Herr von Rochecrosse, durch Adoption mein Sohn, Fritz Siebère."

Und da waren die Plätze zu ihrer Rechten und Linken besetzt . . .

Schon nach wenigen Wochen hatte „der neue Herr" den Schlosspark in eine Stätte der Verwüstung und des Greuels umgewandelt, so dass der langjährige Gärtner des Hauses um seinen Abschied einkam, da er, der all die Herrlichkeiten wie seinen Augapfel gehütet, diese Zerstörung nicht mehr mit ansehen mochte. Lächelnd gewährte Frau Liddy sein Gesuch. „Sonderbar" dachte sie bei sich, „dass den einen immer freut, was den andern ärgert! ich danke Gott, dass der langweilige, ewig aufgeräumte Garten endlich einmal ein bischen in Unordnung geraten ist. — —"

DER AHNHERR.

ZUR VORGESCHICHTE DES NEUEN DEUTSCHEN DRAMAS.

VON

ALFRED KERR.

I.

Es war vor einem Jahrzehnt.

Also zwanzig Jahre nach dem Tode von Hebbel und Otto Ludwig. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Kleist's. Ein Jahrhundert nach der hamburgischen Dramaturgie, dem Götz, den Räubern.

Um diese Zeit gleicht die deutsche Dramenkunst einer Stute, welche auf den Hengst wartet. Ihre Säfte stauen sich dick und träge. Die edle Rennerin läuft nicht. Soll das stockende Blut rascher kreisen, so muss eine Hengst-Individualität sie bespringen. Sie muss umgewühlt, umgerüttelt, umgeliebt werden. Doch woher? Was um sie herumscharwenzt, ist von lächerlicher Unkraft. Es sind verkappte Wallache. Das Droschkenpferd L'Arronge; das angejahrte Circustier Lindau; der dicke Krippensetzer Lubliner, welcher vorspiegelt, hüpfen zu können; das wollige Pony Blumenthal, das die andren

Pferde hinten beisst, um vorzukommen; das Schlachtross Wildenbruch, das auf jambischen Tritt eingeritten ist; der dürre Falbe Wilbrandt; der grelle Schecke Richard Voss mit dem exaltierten Sattel. Und die andren. Verkappte§Wallache!

Wenn man bei dem Pferdegleichnis bleiben will, sieht man gegenüber drei jüngstdeutsche Rosse. Von der Farbe des Borstwischs. Es sind nur drei, aber gewiehert haben sie für fünfundsiebzig. Der Bleibtreu geht auf den Hinterhufen mit gesträubtem Schwanz und überschlägt sich vor Grossartigkeit. Der M. G. Conrad thut es mit fürchterlichem Aufhauen. Der Alberti tänzelt immer in der vordersten Reihe, und, merkwürdig, dieses Pferd kräht wie ein Hahn. Alle drei gehn auf die Stute los mit den mannbarsten Absichten. Aber . . . sie reichen nicht herauf. So muss sie weiter warten.

Bis endlich aus Norwegen der grosse Beschäler kommt, den sein Weg zufällig vorbeiführt. Er sprengt sie fast. In ihrem Innern kehrt sich das Unterste zu oberst. Und wenn die Wirkung auch nicht ganz so phänomenal ist wie vor hundert Jahren, da der grosse Zuchthengst aus England über sie kam, — jetzt läuft sie wieder gottseidank.

Im Ernst gesprochen: am Beginn der belangvollen Entwicklung, welche das neue deutsche Drama genommen hat, steht Henrik Ibsen. Er steht dort, obwohl diese Entwicklung etwas Selbständiges geworden ist. Ihre Früchte sind nicht ibsen'sch, sondern von eigner Art. Wenn man will: deutsch. Wie es oft die Mutter ist, deren Züge die Kinder tragen. Wie auch Ibsen die Züge seiner halbdeutschen Mutter nicht verleugnet, was hinreichend oft betont worden ist. Wie ohne Hebbel und Ludwig auch er vielleicht weniger wäre, als er geworden ist.

Er bleibt für uns ein grosser Anreger; der Ahnherr nicht eines einzelnen Dramas, aber einer ganzen dramatischen Epoche. Und wer diese Epoche auf ihre Ursprünge verfolgen will, wird nicht umhin können, die deutschen Geschicke des seltnen Mannes zu prüfen. Er wird ihre Geschichte zu schreiben haben. Bis zu dem Punkt, wo der Umschwung in Deutschland eintritt.

Das ist noch nicht sieben Jahre her.

II.

Ibsen sagte vor kurzem, in Deutschland habe sein Schaffen das beste Verständnis gefunden und die wirksamste Förderung nach aussen. Mag sein, dass hier die Wiege seines Weltrufs stand. Aber dieses Verständnis, das heut ziemlich scharf entwickelt ist, war es nicht immer. Das zeigen im Anfang die komischen Vergleiche mit Björnson, in denen Björnson als Sieger hervorgeht und Ibsen die Rolle eines recht beachtenswerten, aber minderen Mitstrebers spielt. Björnson ist „der bedeutendere und kräftigere", er ist der „grössere Rival", vereinigt „mit einer Meisterschaft des Lokalkolorits, die nur aus der Versenkung ins Volkstum hervorgehen kann, eine imponierende Strenge des sittlichen Ernstes und eine bewundernswerte Schärfe in der Individualisierung der Gestalten". Ibsen jedoch ist „schon etwas geschmeidiger"; in seiner Art „leichthin von der Kenntnis französischer Bühneneffekte beeinflusst". So urteilt ein deutscher Dramaturg, der sonst nicht unüberlegt ist und von Shakespeare bis zu Paul Lindau das moderne Drama mit etwas metaphysischen Blicken verfolgt. Auch Oskar Blumenthal, der Kritiker, weiss zuversichtlich, dass Björnson in gewisser Hinsicht der Konsequentere, Ibsen aber „biegsamer und schwächer" ist. In den meisten Kritiken der ersten Zeit steht Björnson im Vordergrunde.

Wir halten heut die beiden Männer nicht mehr für vergleichbar. Der eine ist ein Steller von Ewigkeitsperspektiven, der andere mehr ein Nützlichkeitsarbeiter. Der eine ein stummer abseitiger Betrachter, der andre ein lautes Genossenschaftswesen. Der eine abgeschlossen wie Juda, der andre



proselytenbehaglich wie das Christentum. Der eine auf nie begangenem Grat das Besondere und Abgestufte suchend, der andre im redlichen Thal getrost im Besitze des Allgemeineren, Unverwickelten. Beide haben in Wahrheit nicht mehr gemein, als ein Denker mit einem Agitator.

Aber als Agitator hat sich Björnson auch für Ibsen bewährt. Zufällig und unbewusst, indem er in Deutschland sein Vorreiter wurde. Und darum ist er hier zu nennen. Wer die litterarischen Einflüsse der siebziger Jahre verfolgt, sieht, wie die deutsche Darstellung des Fallissements mit einem starken Schlage erhöhte Teilnahme für das skandinavische Drama weckt. Das Fallissement ist der eigentliche Ausgangspunkt. Vorher schon haben die Meininger „Zwischen den Schlachten" gespielt. Und hier tritt Björnson, „ein norwegischer Dichter unsrer Tage" wie Frenzel damals erläutert, zum ersten Mal als Dramatiker vor die Deutschen. Es ist 1874. Das Sverre-Stück zu spielen erscheint der Kritik noch als ein „kühnes Wagnis", alles darin berührt sie fremdartig, fast beklemmend in seiner schweigsamen Knappheit. Die Theaterwirkung auf die Hörer ist nicht sonderlich anhaltend. Immerhin: in einer Zeit, wo grade „Mein Leopold", Lindau's „Diana", Wilbrandt's „Gracchus" und Mosers „Ultimo" auf den Brettern standen, musste hier von sprödem Trotz und starrer Urkraft, die da oben zu holen seien, eine dämmernde Vorstellung erwachen; von einer ernsteren und schrofferen Dichtungsmacht. Aber wenn den Heutigen der Gebirgsbauer Björnson noch geniessbarer ist als die soziale Familienmutter Björnson: damals war es umgekehrt. Das Fallissement feiert in Deutschland Triumphe; Björnson hat damit „den bahnbrechendsten Erfolg von allen seinen skandinavischen Poetengenossen unleugbar" errungen. Das Stück hat, wie eine andre Stimme sagt, „gewaltig durchgeschlagen". Und wirklich, wenn uns heut die erziehsame Trivialität dieser hygienischen Dichtung mit dem Motto „Ehrlich währt am längsten" an Nieritz mahnt: damals musste hier ernstes Erfassen eines gesellschaftsethischen Stoffs bewundert werden. Der deutschen Dramatik musste ein erster Hinweis erwachsen, in minderer Salontändelei und minderer Possenbiederkeit wesentlichen Verhältnissen wahrhaft auf den Leib zu rücken.

Erst durch das Fallissement war der Boden für Ibsen bereitet. Ein paar Jahre später erringt er seinen ersten starken Erfolg in Berlin.

III.

Ibsen war vor diesem Erfolg in Dentschland eingezogen. Am Burgtheater wurde um den Beginn des Jahres 1876 die nordische Heerfahrt aufgeführt. Und die Meininger spielten in Berlin die „Kronprätendenten". Damit wurde die Bekanntschaft Ibsens deutschen Zuschauern vermittelt. Das Wälsungenstück hinterliess keine Furchen. Die süddeutschen Hörer konnten sich an diese reduzierten Gottriesen im geringsten nicht gewöhnen. Aber dramatisches Leben, gewaltige Menschenkonturen und knappe Wucht wurden von der Kritik dem Drama zugestanden. Spasshaft ist das mehrfach auftauchende naive Lob, Ibsen treffe sehr gut die landschaftliche Lokalstimmung des Nordens. Eine Anerkennung, die auch Blumenthal spendet. Wie er auch in jeder einzelnen Szene Ibsens eine vollere Ader der Poesie strömen sieht, als in Wagners gesamten vier Götterdramen. Dagegen sieht dieser Kritiker dann in dem Prätendentenschauspiel eitel Haupt- und Staatsaktion, welche der Dichter „durch die grellen Märchenmittel der Sensationsromane nicht eben wertvoller gestaltet hat." Von der schon damals tiefbohrenden Gewalt der Charakteristik, die in Skule, der hamletischen Zwitterseele, einen Gipfelpunkt findet, wird noch nichts gemerkt. Man sieht in dem Drama ein belebtes Geschichtsbild aus dem norwegischen Mittelalter und nicht mehr. Gerade die subjektiven Teile, in denen Menschlicheres über das Pragmatische ragt, scheinen störend empfunden worden zu sein. Immerfort wird die Buntheit und der Reichtum der Bilder gerühmt. Kurz: das eigentlich Ibsensche

an diesem Werk wird nicht erkannt. Es wird nur siebenmal gespielt, weil die theatralische Wirkung, „das Durchschlagende“, wie es heisst, ausbleibt. Karl Frenzel aber, der anfangs für Ibsen eintritt ohne zu ahnen, welche Schlange er an seinem Busen nährte thut damals den Ausspruch, die Kronprätendenten „machen uns mit einem hervorragenden Dichter bekannt.“ Freilich seien sie kein dramatisches Meisterwerk.

Die Aufführung beider Dramen scheint für Ibsens Vordringen in Deutschland unwesentlich. Nur eben, dass auf seinen Namen eine vorübergehende Aufmerksamkeit gelenkt wird; nur eben, dass ein gewisses Grauen vor nordisch unbehauener Kraft, wie es schon Björnson geweckt, von neuem über den Rücken berlinischer Litteraten rinnt. Die erste vorübergehende Wandlung schaffen die Stützen der Gesellschaft.

Durch dieses Schauspiel wird Ibsen . . . zwar nicht volkstümlich. Aber einen grösseren Kreis hauptstädtischer Theaterbesucher gewinnt er für sich. Das Stück wird eine Zeit lang auf drei berliner Bühnen zugleich gespielt, in drei Uebersetzungen, der Erfolg ist „ungeheuer“. Nach dem Bericht eines akademischen Zeugen hat ihn von den späteren Dramen „auch nicht annähernd“ eins gefunden; es kann sich hier bloss um die Extensität nicht um die Intensität der Wirkung handeln. Einen starken Eindruck zu machen, war freilich dieses, noch halb im Alten steckende Schauspiel eines erfahrenen Bühnenkenners sehr angethan. Das rein theatralische Moment musste wirken, welches der harmlosen Einfalt des Fallissements vielfach überlegen war. Und wenn Björnsons Stück unbedingte Zustimmung gefunden hatte, musste hier immerhin eine gewisse Erregung entstehen. Man musste es wohl als die Wahrheit empfinden, was verkündet wurde; aber sie war um so vieles schärfer. Auch Björnson hatte einen Niedergang gesehen und einen Niedergang geschildert; aber er war ein Satiriker mit Bäffchen. Ibsen, der zwar den letzten Heilsweg gleichfalls offen liess, musste von andrer Rasse erscheinen. Hier war, trotz dieses rettenden Ausgangs, ein Torpedo unter die Arche gelegt. Dass man aus dem Schiffbruch des zersprengten Gefährts noch aufs Trockene kam, mochte ein Trost für artige Kinder sein: der Schiffbruch war das Wesentliche. Hier trat ein Feind auf, viel herber, beissender, rücksichts-freier als Björnson. Hier war Heuchelei unendlich tiefer aufgespürt; nicht nur die verzeihlich auf den Geschäftskredit gehende; sondern die intimere, zwecklose, allgemein-seelische, die beengende, christelnde Erbärmlichkeit, die Luft und Licht stiehlt; die pharisäisch gegen die Schwachen ist und auf dem Bauche kriecht vor dem Einfluss. Hier waren die einflussreichen Vorbilder in Splitternacktheit entkleidet. Hier wehte auch hinreissend, ein frischer Wind, denn wo Björnson nur Wahrheit gegeben hatte, standen hier Wahrheit und Freiheit. Der treue Björnson hatte die Unredlichkeit eines Kaufmanns angegriffen: Ibsen griff eine ganze Gesellschaft an mit ihren Kaufleuten, ihren Priestern, ihren Frauen, ihrer Gemeinnützigkeit, ihrem Glauben, — mit ihren Grundlagen.

So musste sein Drama stärkere Wellen schlagen. Über die dramatische Gewalt waren die Meinungen einig. Die bange Erwartung, welche das Blut fast stocken lässt; der „Reichtum“ der Handlung (damals eine Bedingung für das Lob); die sittliche Hoheit; die ausbrechende Kraft gewisser Szenen: es findet freigebigen Beifall. Aber fast einstimmig getadelt wird, dass Bernick in seiner Beichte nicht vollständig ist und gerade wesentliche Punkte weglässt. An seine Besserung glaubt man nicht, und in dem tröstlichen Schlusse wird — ohne sonderliches Unrecht — eine leidige Nachgiebigkeit gefunden. Immmerhin: das Hauptergebnis dieser Aufführungen ist ein Sieg Ibsens. Man steht eine Zeit lang zu ihm. Er ist jetzt ein bekannter Faktor, aus dem Dunkel nordischer Frühzeit in modernes Freilicht getreten, und eine gewisse Spannung richtet sich auf sein zukünftiges Schaffen.

So wenigstens scheint es. Bei näherem Zusehn erkennt man, dass von einer dauernden Wirkung auf die Masse keine Rede ist; sie hat bald vergessen wie immer. Und die deutschen Dramatiker thun es ihr nach. Man

braucht nur die Bühnenleistungen jener Zeit zu betrachten und sieht: weder das Fallissement noch Ibsens Drama haben die Spur einer Spur hinterlassen. Lindau dichtet damals Tante Therese und den Johannistrieb, Herrig einen Alexander, Kruse eine Rosamunde, Lubliner eine Frau ohne Geist, Wildenbruch einen Harald, Greif einen Nero, L'Arronge den Doktor Klaus, die Hillern ihre Geyer-Wally, und Moser Krieg im Frieden. Der alte Gemütschwindel, die alten Salonlappalien, die alten Kindereien und die alten Jamben. Hier war der ganze trübe Inhalt unsrer Bühne. Nicht Wildenbruchs strammeres Epigonentum, nicht Lindaus Modernitätsvorspiegelungen konnten sie auf eine höhere Stufe heben. Dick war das Fell der deutschen Autoren, zäh war die Schlafsucht des deutschen Publikums. Der erste grosse Vorstoss Ibsens musste, trotz allen vorübergehenden Glanzes, als ergebnislos gelten.

Aber eine kleine Gemeinde hegte sein Banner.

IV.

Es verstrich eine verhältnismässig kurze Zeit. Im November 1880 kam der zweite Stoss. Ein Zufall, der Wille einer Künstlerin, brachte „Nora“ auf die Bühne. Gelesen hatte man dieses Drama schon. Oder um einen Gewährsmann reden zu lassen, der am schmalzigen Stil leicht kenntlich wird: „In den eleganten Meinungskämpfen der Salons (er spricht von Berlin) wurden ihre Schicksale einen Winter hindurch diskutiert, und es blieb schliesslich der Gesellschaft nichts übrig, als sich durch die Lektüre damit vertraut zu machen.“ Als sich nun die Gesellschaft, nach den eleganten Meinungskämpfen, damit vertraut gemacht hatte, geriet die Heftigkeit des Streits durch jene Aufführung auf den Höhepunkt. Es war kein Wunder. In dem letzten Stück hatte man einer Kriegserklärung zugejubelt, die im Grunde gegen eine andere Gesellschaft als die unsere ging; vieles war durch das Medium der Analogie gefühlt worden. Jetzt war die klare Empfindung da, dass es sich um die eigene Sache handelte; eine zugleich eigenste und allgemeinste. Für eine langsam wachsende Bewegung war mit einem Schlage der Typ geprägt. Bernicksche Verbrechen hatten auch nicht die Bedeutung der Helmer'schen. Eine Schiffsladung Menschen in den Tod zu senden — es kam wohl vor. Doch einem Weibe so sein bestes menschliches Teil vorenthalten — das kam jeden Tag vor. Die deutlich kriminalistische Schuld des Konsuls musste verblassen vor der halb unbewussten Schuld des Advokaten. Das grobe Verbrechen vor dem minder greifbaren anmutigen Verbrechen. Das Raubtierhafte vor der zärtlichen Seelenknechtung. Hier war die grössere Gefahr. Nora, die Lerche, wurde als ein misswachsenes Opfer herkömmlicher Selbstsucht enthüllt. Und gerade die Lerchen — das scheint wichtig — bevölkern damals die deutsche Bühne. Es sind die Lerchen, von denen die Tantiemegeier leben. Was Wunder, dass nun die Erregung zwei Welten ergreift: die private wie die litterarische; die bedrohten Ehemänner so stark wie die bedrohten Dramatiker. Im Parkett wird gezischt, und am Schreibtisch wird gezischt.

Die Kritik zeigt sich dem Drama gegenüber so ahnungslos wie selbst später kaum jemals: wahrscheinlich ist in Berlin kein Ibsen'sches Stück böser missverstanden worden als Nora. Da man die drückende Empfindung hat, bei alledem vor einem verblüffenden Bühnenwerk zu stehen — das heimischen Szenenmeistern allein durch seinen Bau ein Vorwurf ist — erwächst aus dem Gemisch von Nichtverstehen und Groll die kritische Stimmung, deren typischen Ausdruck Paul Lindau hergiebt.

Er ist ein Lerchenzüchter. So bekundet er durch einen Temperamentsaufwand, der bei ihm ungewöhnlich ist, seine innere Erregung. Was ihn an dieses Drama fesselt, ist der „Fall Nora Helmer“. Er fingiert also eine Gerichtsverhandlung, in der Nora blos zu einem Tag Gefängnis verurteilt wird: wegen einfacher Urkundenfälschung ohne gewinnsüchtige Absicht. Nora wäre damit eine Märtyrerin, keiner der Freunde des Hauses würde die „unglück-

liche Frau" deshalb geringer schätzen oder die Familienehre angetastet finden Ja, eine lose Ehe müsste dadurch fester geknüpft werden. Kurz, alles könnte eintreten, blos nicht Entfremdung und Loslösung, die Ibsen eintreten lässt. Sehr bezeichnend für diesen Geist, wenn er bekennt, dass „wir" nur solange folgen, als die gefährliche Urkunde in den Händen des gefährlichen Menschen ist. Sobald das Dokument unschädlich geworden ist und Ibsen dem Hörer zumutet, die Zertrümmerung der Ehe anzusehen, steht der Zuschauer vor einer „Unbegreiflichkeit, die ihn den Kopf schütteln macht und die die beiden Helden um alle Sympathieen, die sie sich bisher gewonnen hatten, bringt." Die „beiden" Helden und die verlorenen Sympathieen: es ist wie aus dem Musterbuch. Es zeigt die ganze Kluft zwischen einer untergegangenen Ästhetik und unserem Kunstempfinden haarscharf. Unterhaltsam wirkt es zu beobachten, wie Lindau dem Bankdirektor im Herzen am nächsten steht. Er tritt ein bischen für Helmer ein. Helmers Verhalten sei erklärlich, wenn auch die Brutalität seines Auftretens schwerer verzeihlich scheint. Nora dagegen hat es durch ihre Abwandung bei dem Kritiker verspielt. Auch wohl Ibsen. „Und das sollen wir glauben, das sollen wir wohl gar grossartig finden?" Warum benimmt sich Nora so kindisch; sie verdient ja als Kind behandelt zu werden. Davon, dass sie gerade als Produkt gewisser Zustände geschildert werden soll, hat dieser Radamanthys keine Ahnung. Zugleich regt sich der Bourgeois in ihm. Nora ist ein heitrer Cumpan für's Leben. Sie ist eine Person, „die das Dasein des geplagten Mannes mit Rosen bestreut. Und ist das eine der Frau so vollkommen unwürdige Aufgabe?" Muss die Frau an allem Anteil haben und „kann man sich nicht denken, dass die Aufgabe der Gattin schon recht würdig gelöst ist, wenn sie durch ihr heiteres anregendes Wesen dem Mann in den Mussestunden —" und so weiter. Man sieht: es giebt von diesem Kritiker zu diesem Kritisierten keine Brücke. Nora wird dem Richter Lindau in ihrer Kinderei zuletzt „im äussersten Sinne antipathisch". Sie meint vielleicht, wiederholt er streng, dass es grossartig ist, was sie thut, — „es ist einfach unverzeihlich und widerwärtig abschreckend." In der Mitte des dritten Akts zeigt sich zudem ein „starker Verstoss gegen die Komposition des Kunstwerks" — so belehrt dieser Kenner Ibsen — denn es beginnt ein neues Schauspiel, das Publikum aber sei nicht so elastisch, um nach mannigfachen dramatischen Vorgängen zuletzt eine Wandlung mitmachen zu können. Lindau „muss" das Schauspiel „als ein in sittlicher Beziehung sehr bedenkliches bezeichnen." Dass Helmer auf Noras lächerliche Verirrung nichts mehr erwidern kann, dass sie den Sieg davonträgt und „das Schlachtfeld verlässt, nachdem sie den stärkeren Gegner zu Boden geworfen hat, dass der Unsinn siegt und die Vernunft untergeht," das ist unsittlich. Auch einen praktisch-dramaturgischen Ratschlag bekommt Ibsen. Das „ohnehin so peinigende Schauspiel" erscheint „der Erhellung durch eine freundliche Episode so bedürftig", — die Rank-Episode ist darum ein Fehler.

Dreiste Ahnungslosigkeit neben dünn gesätem vagem Lob (auch Lindau liess einige Höflichkeiten fallen) bot die gesamte berliner Tageskritik. Am rüdesten und leichtsinnigsten schimpfte Oskar Blumenthal. Er fand witzelnd in dem Stück „lauter schätzbare Materialien für einen Lettevereinsvortrag über die Ehe als sittliche Aufgabe". Diese Nora sei wohl „keine Abendschönheit", denn „sie verträgt nicht das unbarmherzige Licht der Theaterlampen." Das beständige Auf und Ab zwischen Tragik und Puppenspiel berührt den fein empfindenden Mann abstossend, und einen „widrigen Eindruck" macht ihm der Rückenmärker, der sich vor unsren Augen drei Akte lang das Leichenhemd anprobt und uns von den Verwesungsstadien seiner morschen Wirbelsäule erzählt. Bedauerlicherweise entsteht durch den Gegensatz von Noras innerer Angst und äusserlicher Heiterkeit eine „wahre Katzenmusik von Dissonanzen", und ihr Tarantella-Tanz ist ein Auftritt, dessen „grelle Unnatur" wir „gradezu" als körperliche Marter empfinden. Auch Helmers Brutalität ist eine „psychologische Münchhauseniade, an die Niemand glaubt, der seine

fünf Sinne beisammen hat.“ In diesem Tone kanzelt unser Liebling den Dichter ab, und zum Schluss richtet er eine dringende Weisung an die Norweger, von ihren Spitzfindigkeiten zu der „unüberwindlichen Philosophie der graden Linie“ sich zurückzubegeben. So schien die arme Nora bei der Panke-Kritik nicht mehr Verständnis zu finden, als im Stück bei Helmer. Nur Einer fühlte mit ihr; und in Worten, aus denen innere Ergriffenheit klingt und die noch heut beinahe hinreissend wirken, sprach er von ihrem Schicksal. Das war Spielhagen. Mit ihm ging es Ibsen, wie Hegel mit seinen Schülern. Von Allen hatte ihn nur Einer verstanden. Aber dieser Eine hatte ihn falsch verstanden.

Spielhagen kam darauf hinaus, Nora sei gar kein Drama, sondern ein paar dialogisierte Kapitel eines Romans. Es war bei ihm verzeihlich, dass er diese Kapitel in einem dritten Band verlegte. Die gesteigerten Anforderungen, die wir heut an die Sinne eines Dramenbetrachters stellen, waren ihm noch fremd, und so wähnte er: nur im Roman könne vieles begreiflich werden, was im Drama unbegreiflich bleiben müsse. Gestalten und Vorgänge. Aus dieser mangelnden Verständlichkeit leitete er sein Urteil ab, Nora sei als Drama „kein echtes Kunstwerk“. Darum hielt er den „überaus peinlichen Eindruck“, den das Drama gemacht hatte, für berechtigt. Etwas komisch romanhaft sprach er von Rank als „dem geistvollen, hochgebildeten, bei all seiner scheinbaren Schroffheit, seiner satirischen Laune, seinen oft schneidenden Sarkasmus tief gemütvollen Doktor“, und Helmer nannte er einen Bildungspharisäer. Wie meilenfern er im Grunde der eigensten Kunst des grossen Analytikers Ibsen stand, zeigte sein Tadel, dass Ibsen den Helmer zuerst in eine täuschende Maske hülle, „anstatt den Pharisäer von vornherein zu kennzeichnen, dass wir wissen oder doch wenigstens ahnen, welches Gelichters er ist und was wir uns von ihm zu versehen haben.“ Kostbar! Immerhin, Spielhagen besass als Einziger das seelische Feingefühl, Noras Fortgang zu begreifen; und den Mut, diesen Fortgang in einer warmblütigen Zergliederung ihres Herzens gegen die gesamte Kritik als eine Notwendigkeit hinzustellen. Indessen war es der Frau Hedwig Niemann gelungen, dem Dichter einen entgegengesetzten Schluss abzupressen; einen freundlichen Schluss, einen deutschen Schluss. Wie ja auch Chopins hoffnungslos-dumpf endendes Nocturne, opus 32 Nummer 1, bei uns einen freundlichen, einen deutschen Schluss in Dur erhalten hat. Dieses falsche Nora-Ende kennzeichnete die durchschnittliche Reife des Publikums.

Wer nun die deutsche Dramatik betrachtet, welche um die Zeit dieses zweiten Ibsen-Vorstosses blüht, der findet Gräfin Lea und Verschämte Arbeit, Gensichens Märchentante und Richard Vossens skandierende Patrizierin, Lubliners Jourfix und Dahns Skaldenkunst. Wieder gesellschaftliche Nichtigkeiten, stilisiertes Herkommen, und selbst beim Erfassen eines modern sozialen Themas nur etwas freisinnige Tendenzbanalität wider die Vorurteile der Abstammung. So schien noch immer Ibsens Vorgang spurlos geblieben zu sein.

Aber in der Stille wirkten jetzt die Freunde, die ihm unter den wenigen feineren Köpfen sein Werk unerschütterlich gewonnen hatte. Es war eine halb unterseeische Propaganda, in mündlichen und in gedruckten Anregungen. Bis es ihnen gelang, den Dichter wiederum von der Bühne sprechen zu lassen und damit den dritten Vorstoss zu ermöglichen; den wichtigsten und siegreichsten.

Eh' es aber dazu kam, mussten sechs Jahre vergehn.

V.

Unter den Anhängern befanden sich zwei Männer: Otto Brahm und Paul Schlenther, die zu nennen sind. Die historischen Verdienste dieser beiden um Ibsens Emporkommen in Deutschland wird heut niemand mehr bestreiten. Sie haben die neue deutsche Dramatik nicht gemacht; aber diese Dramatik hat ihnen sehr viel zu danken. Ohne die unehrlichen Ziele selbstsüchtiger

Geistreichelei dienten sie treu und zäh der Sache; die ihnen Herzenssache war. Zu einer Zeit, wo Blumenthal Feuilletons zwitscherte, schrieben sie bereits in deutscher Sprache. Wo Frenzel in bequemem Pessimismus die Hände in den korrekten Schooss legte, liessen sie die Hoffnung nicht schlafen. Wo ein Lindau Bühnenkönig war, ermangelten sie nicht, ihn mit der Feder zu kitzeln. Beide kamen von der wissenschaftlichen Betrachtung deutscher Litteratur. Und wie auf diesem Gebiet ein genialer, tumultuarischer Akademiker eben kühne Umschwünge geschaffen hatte, konnten sie mit entsiegelten Augen auch die moderne Dichtung anschauen. Das methodische Verfolgen und Vergleichen gesonderter Motive hatte für das Einzelne ihren Blick geschärft. Die Gewohnheit, Kunstwerke auf die Entstehung zu betrachten, liess sie in der Werkstatt des Schaffenden heimisch sein. Dazu ergänzten sich ihre Anlagen. Ruhte die Stärke des Einen im Scheiden und Herausheben, so fand sie der Andere in naivem und feinem Nachfühlen.

Als L'Arronge, es war 1883, das deutsche Theater gegründet hatte, waren beide bedacht, ihn der modernen Dramatik zuzudrängen. Es schien mit der Entstehung dieses Bühnenhauses frisches, junges Leben erwachen zu sollen. Der Schlummer eines gealterten Hoftheaters war gestört worden, der Aufführung aller besten Kunstwerke der neuen Europäer stand nichts im Wege. Nichts als der Wille des Direktors. Dieser Direktor wollte das Gute, das gesichert war, in erneutem, tiefem Glanze zeigen; neues Gut zu sichern war nicht seines Wagens. Er gab manches was man vorher so nicht gekannt hatte, verfeinert und vergeistigt; er blieb auch nicht allein bei den Toten stehen. Doch er fuhr immer fort, ein Förderer der Entdeckten zu sein, und lehnte es immer ab, ein Entdecker der Förderungsbedürftigen zu werden. So ging von seiner Bühne, die schauspielerisch Unvergessliches leistete, gegen den Wunsch der Freunde auch Henrik Ibsen schutzlos, ungeehrt. Und einer süddeutschen Stadt, dem kleinen Augsburg, war es zunächst vorbehalten, weiteren Anlass zu seinem Vordringen zu geben.

Dort spielte man im April 1886 „Gespenster". Sie waren einige Jahre zuvor erschienen. Der Name des wackeren Direktors, Grosse, sei genannt; die Regine gab ein Fräulein Else von Schabelsky, nachmals Schriftstellerin. Es war eine einmalige Aufführung vor einer „ernsten Versammlung von gebildeten Deutschen". Die Anregung war von einem Kreise von Münchener Schriftstellern gekommen. Und namentlich einer, — der über die ernste Versammlung von gebildeten Deutschen berichtete — legte sich mit fast düster loderndem Feuer für den Norweger ein. Er war anscheinend der wildeste, der entschiedenste unter den münchener Ibsenianern. Wie er denn zur selben Zeit auch sonst unbeugsam, ja mit einem grollenden Schmerz für alles Moderne im kommenden Drama in die Schranken trat: für eine soziale, grosse, ernste Kunst.

Sein Name war Ludwig Fulda. Er schilderte angesichts jener Aufführung das Bewusstsein, dass man „etwas völlig Aussergewöhnliches erlebt habe, dass man Zeuge eines litterarischen Ereignisses gewesen sei" und mit einer leidenschaftlichen Exklusivität warf er sich für Ibsen, als das alleinige Vorbild dieser Läufte, ins Zeug. „Ibsen", rief er mahnend, „ist der erste und einzige Dramatiker, der mit dem bis zur Unkenntlichkeit missbrauchten Begriff des Modernen auf der Bühne Ernst gemacht hat; in jedem seiner Schauspiele hören wir den freien Pulsschlag der Wahrhaftigkeit, sehen wir das rastlose Bemühen, das Rätsel irgend einer drohenden Sphinx zu lösen (!), damit sie entwaffnet in den Abgrund stürze." So kraftvolle Worte waren lange nicht gehört worden. Er schrieb darauf das Drama „Unter vier Augen". Unleugbar zeigte Ludwig Fulda in seiner Ibsen-Verherrlichung auch einen klaren Einblick in den Zusammenhang, der künftig zwischen diesem Dichter und unserer Litteratur entstehen könnte; und schmerzbewegt in der Betrachtung der bisher erreichten Ergebnisse schrieb er, schrie er: „Wir sind also, sechzehn Jahre nachdem wir wieder eine Nation geworden sind, weiter als je von einem modernen National-Schauspiel entfernt, und das grosse Beispiel, welches

uns ein Bruderstamm gegeben, soll uns vorerst nicht weiterhelfen." Darauf schrieb er das Drama „Frühling im Winter". Er ergreift uns tief, wenn wir lesen, wie er in gramvollem Pessimismus und unter dumpfem Hinweis auf Oskar Blumenthal zürnend sagte: „Nicht die Sturmglocke neuer Ideen werden wir läuten hören, sondern nur die viel unschuldigere ‚grosse Glocke' der Reklame, und wenn wirklich einmal die schleichenden Leiden zur Sprache kommen, an denen unsere Gesellschaft, unser Zeitalter krankt, so wird „ein Tropfen Gift" die homöopathische Dosis sein, mit der wir uns begnügen müssen." „Henrik Ibsen aber", so endete er fast schluchzend, „Henrik Ibsen aber lebt, fern von seiner Heimat, in der deutschen Haupt- und Residenzstadt München —" und so weiter. Er schrieb darauf die „Wilde Jagd".

Um die Wende des Jahres 1886 aber wurden „Gespenster" von den Meiningern gespielt. Damit kam der Stein ins Rollen.

Denn jetzt rührte man sich in Berlin. Und die meiningische Aufführung (welcher das übliche Verbot rasch folgte) wurde nun die mittelbare Anregerin jener denkwürdigen Gespenster-Vorstellung vom 9. Januar 1887, welche das belangvollste europäische Theaterdatum der letzten zehn Jahre darstellt. Der Eindruck war über alle Massen gewaltig. Jetzt, beim dritten Anlauf, hatte der Dichter endlich gesiegt. „Nach jedem der drei Akte, am elementarsten nach dem ersten, ging stürmischer Beifall durch den Saal; Henrik Ibsen wurde immer von neuem auf die Bühne gerufen . . ." Es war kein schlechtes Zeichen, dass Ibsens Fortschritt in Deutschland mit dem Fortschreiten seines Künstlertums Hand in Hand gegangen war. Er hatte hier einen Höhepunkt erreicht. Und an jenem Vormittag that der Däne Hoffory, damals Privatdozent an der berliner Universität, den bemerkenswerten Ausspruch: Passt auf, heut beginnt eine neue Epoche der d e u t s c h e n Litteratur.

VI.

Das entsetzliche Wort des alten Judengotts „Denn Ich, der HErr, Dein GOtt, bin ein eifriger GOtt, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern", war in seinem Ewigkeitsgehalt hier modernen Menschen in einer modernen Dichtung verkörpert. Aber der Erbfluch, der auf der Materie ruht, wurde dem Dichter sofort ein gleichnistiefer Hintergrund für Gesetz und Rechte, die sich krankheitsähnlich, verwüstend fortgeerbt haben: Gesetze der Sitte, Rechtsverpflichtungen der Seele, die in uns stecken, ohne in uns zu leben. Das ganze moderne Zeitempfinden, welches mit der mitgeschleppten Vergangenheit ringt, war so zu einem grossartigen darwinistischen Bühnengleichnis gestaltet worden. Und in seiner Form zeigte das Gleichnis eine geniale, höllische Zimmerung, dass auch die Gegner dieses Mannes staunen mussten, den wir Grund haben für den ersten dramatischen Techniker aller Zeiten zu halten.

Was sagte die Kritik? Dass man vor einer übergewöhnlichen Dichter-Erscheinung stand, wurde zugegeben. Sie zu erklären suchten die Einen; sie zu widerlegen die Anderen; sie zu beschreien Blumenthal. Brahm und Schlenther kämpften obenan. Sie waren nicht mehr vereinzelt (in der Zeitschriftenlitteratur jener Tage finden sich leidenschaftlich bewundernde Stimmen) aber sie führten. Obgleich Schlenther dem Vossischen Bürgertum klarzumachen suchte, dass Ibsen weder mit der nihilistischen Frau Alving gleichzusetzen, noch dass er ein unbedingter Pessimist in diesem Drama der gepriesenen e c h t e n Lebensfreude sei, hängte ihm der Herausgeber eine berühmte Fussnote an. Darin wurde das „sensationellste Ereignis dieser Theatersaison" abweichend beurteilt; es fand sich der liebe Satz „ein Kunstwerk soll uns Genuss, Freude, Erhebung bereiten, nicht Entsetzen, Qual —", u. s. w., „Verirrung der Kunst" u. s. w.

Wesentlicher war ein Angriff Fontanes. Er wähnte, den Inhalt des Werkes zu erschöpfen, wenn er von zwei „Thesen" ausging, die Ibsen „an seine neue wittenberger Schlosskirche geschlagen". Die erste These war für

der im Hinblick auf [illegible]: wer sich verheiraten will, heirate nach Neigung, aber nicht nach Geld; die zweite: wer sich nach Geld unglücklich verheiratet hat, suche sich zurückzutreten, weil sonst Elend und Lüge entsteht. Beide Thesen hielt er ... der Mut seiner Kategorizität liess es ihn bekennen: [illegible] die Welt steht, sei immer nach Verhältnissen und nur sehr ausnahmsweise nach Liebe geheiratet worden. „Jakob, der Rahel liebte", sagte er zuerst noch humoristisch, „begann wohl oder übel mit Leah. Ruben, Simeon, Levi, Juda und zwei andere noch (schon die Zahl imponiert) wurden ihm aus dieser vergleichsweisen Gleichgiltigkeitsehe geboren, [illegible], die hinter Benjamin und selbst hinter der egyptischen Exzellenz Joseph in nichts, am wenigsten in Kraft und Gesundheit zurückstehen." Er verwies dann auf die reichen Bauernehen, auch auf Herrnhut und versicherte, die Liebe finde sich, „und wenn sie sich nicht findet, so schadet es nichts." Ein Bekenntnis, das man ausser ihm niemandem verziehen würde. Soll eine schiefe Ehe gelöst werden? Seinem Konservatismus genügt [illegible] die gesetzliche Scheidung im Fall einer Schuld. Nur das „Lieben auf Abbruch" würde die Welt in Wirrsale stürzen. Jedoch die Geldehen mit ihren „trauermässig auf Halbmast herabgelassenen Lebenskräften" (ein verflachtes Gleichnis) haben noch keine Verdummung oder Versumpfung zur Folge gehabt. „Denn", fragte er naiv, „wo war Entartung, als die alten Fritz-Grenadiere die Höhen bei Prag stürmten?" Sardanapale seien durch Jahrhunderte auf Thron und Lotterbett einander gefolgt, „ohne dass es die Menschheit sonderlich geschädigt hätte, sie hat es überdauert und wird es weiter überdauern." Welcher Trost! Seine heidnische Lebenskraft vergass, dass die Tragik eines Einzelschicksals durch diese Weltbetrachtungen nicht um ein Jota weniger tragisch wird. Worauf es ihm ankam, war: zu verhüten, dass an die Stelle der scheinbar prosaischen Ordnungsmächte „die freie Herzensbestimmung" gesetzt wird, denn „das wäre der Anfang vom Ende." Der hier sprach, war der Dichter von „Irrungen, Wirrungen". Dort kam er freilich gütiger und verhüllter. Doch wollte er hier vielleicht selbst ein altes Gespenst vertreiben? — „allerhand alte, tote Ansichten . . . es lebt nicht in uns; aber es steckt in uns"? War er schon ein Ibsenschüler geworden?

Karl Frenzel jedenfalls nicht. Zwar fühlte man, wie er sich der Gewalt dieses Werks nicht entziehen konnte. Es forderte ihm sichtlich tiefe Achtung ab. Aber was wollten ihm die Vorzüge sagen: sie waren „hier an einem peinlichen Stoff verschwendet". Es ist zwar schwer glaublich, aber er schrieb in seiner Beurteilung wirklich den Satz: „Der Nerv des Dramas, die Handlung, fehlt gänzlich". Der Herausgeber der andren Dramaturgie, der hamburgischen, hatte schon vor hundert Jahren auseinandergesetzt, dass, um den Begriff der Handlung zu erfüllen, nicht unbedingt eine Prinzessin in Ohnmacht fallen müsse. Frenzel verlangte seine ohnmächtige Prinzessin, oder den heroischen Selbstmord des Malers Oswald Alving. Er brannte darauf, Oswald zu einem Helden im jambischen Sinn erhoben zu sehn. Die ganze Handlung, im Mittelpunkt Oswalds Schicksal, war ihm gar nicht tragisch; denn „Was kann der arme Junge für seinen Vater?" Dass die Tragik eben darin liegt, dass er nichts für seinen Vater kann, entging ihm. Seine Frage war so geistreich wie Lindau's Ausruf: warum ist auch Nora so kindisch. Zwei Männer, die in Lebensanschauung und ästhetischer Anschauung so getrennt waren wie diese beiden, fanden sich hier in der analogen Verständnislosigkeit gegen das Wesentliche einer neuen Richtung, die sie bekämpften. Aber an Frenzel trat diesmal ein neuer Zug auf, der jeden Kenner dieser diskreten Persönlichkeit mit stillem Grausen erfüllen musste. Frenzel schien eine wohlgebürstete, sorgsame Natur mit Fräuleinsmanieren; er bevorzugte sogar gewohnheitsmässig die feine Form „kömmt" vor dem vulgären „kommt". Hier aber zeigte er plötzlich eine Rohheit, die nahezu nietzscheanisch war. Er behauptete, dass der alte Kammerherr Alving garnicht so schlimm gewesen sei. Er meinte ferner, um alles zu erledigen, brauche sich doch Oswald bloss



zu töten — was sei dabei? „Hat Oswald nicht eine glückliche, heitere, ruhmgekrönte Jugend gehabt? Wie wenige haben seine Freuden genossen!" Einer solchen Grausamkeit war er wohl bloss gegen naturalistische Helden fähig; niemand hätte sie ihm sonst zugetraut. Und doch zeigte sich in derselben Kritik wieder sein feines Wesen. „Ich gehe im Leben," sagte er in einem originellen Gedanken, „den Trunkenbolden und den Irrsinnigen aus dem Wege, warum sollte ich sie in der Kunst aufsuchen?" Dann hätte er im Leben allerdings mit der Lady Macbeth Verkehrschaft gepflogen, da er sie in der Kunst gelten lässt. Und das lässt wieder tief blicken. Oder aber seine Kritik war inkonsequent und zeigte eine gewisse Denkschwäche — so wenigstens kömmt es mir vor.

Aus Blumenthal's Richterspruch ist der Satz bemerkenswert: „Nur, wer in seinen Neigungen so tief heruntergekommen wäre wie jene greisen Lüstlinge, die nur unter Ruthenstreichen ihr Blut erwärmen, könnte an diesen dramatischen Geisselungen Gefallen finden." Sowohl über das Lallen des Blödsinns als über die Luft dieser Seuchenzone, die er unmöglich nach Deutschland hineinwehen lassen durfte, ergoss sich die Entrüstung einer keuschen Seele, der man zu nahe getreten war.

VII.

Jetzt begann die Epoche der Einbürgerung. Sie reichte von einer Gespensteraufführung bis zu einer Gespensteraufführung. Die Ibsenagitation, deren Seele Brahm und Schlenther waren, entfaltete sich in diesen zweieinhalb Jahren am stärksten. Strodtmann hatte wohl als erster den Deutschen einen Begriff von Ibsen zu geben versucht, Georg Brandes war mit seinem Essay nachgefolgt, Brahm gab ein kleines kluges Buch; ungezählte Andere, von Mauthner bis zur Marholm einzelne Aufsätze. Jetzt gruppierte sich die Ibsen-Publizistik um bestimmte Ereignisse: man spielte in Berlin den Volksfeind, Rosmersholm, die Wildente, und bald zog die Frau vom Meere in das Hoftheater. Die Erörterungen drehten sich zugleich um die Zukunft der deutschen Bühne und die sinkenden Grössen der letzten Ära, die Karl Frenzel verteidigte. Dieser Ibsengegner sah in Lindau, Blumenthal, Lubliner auch jetzt noch den letzten Hort unsres Theaters; ihre Stücke seien aus dem Geiste des Publikums geboren; und es war sein Glaube, dass „hinter ihnen, wenn sie vernichtet wären, nicht etwa das realistische Drama im Glanz der Morgensonne dastände, sondern das theatralische Nichts graute." Rührend trat er für Lubliner ein. „Bei alledem ein Dramatiker, der erfreut, auch wo man nicht mit ihm einverstanden ist, dessen liebenswürdigem Naturell man gerne die Schwächen seiner Kunst nachsieht." Auch jetzt noch, nach den wachsenden Siegen Ibsens, sträubte er sich gegen diese Kunst mit dem Eigensinn eines Geärgerten; er rief spöttelnd: „— auf die deutschen Theaterstücke im Stil des Volksfeinds, der Gespenster oder gar Rosmersholm freue ich mich jetzt schon; wenn sie nur erst vorhanden wären!" Und weitblickend sprach er mit Emphase: „Nein, auf diesem Wege werden wir nicht zu einer Reform des deutschen Theaters kommen."

Vielleicht kamen wir doch auf diesem Wege dazu. Im Frühling des Jahres 1889 gründete eine Anzahl litterarischer Männer in Berlin die Freie Bühne. Die erste Anregung dazu hatte Maximilian Harden gegeben. Im September desselben Jahres wurden die Gespenster wiederum aufgeführt. Und als am zwanzigsten Oktober die zweite Vorstellung dieses Vereins stattfand, spielte man ein Drama „Vor Sonnenaufgang." Der Verfasser hiess Gerhart Hauptmann. Es war der Sonnenaufgang unserer neuen Kunst.

Damit aber war Ibsens deutsche Sendung vorläufig zu Ende.

VIII.

„Passt auf, heute beginnt eine neue Epoche der deutschen Litteratur" — die Worte des armen Hoffory schienen in Erfüllung gegangen. Aber der Zusammenhang dieses Aufschwungs mit Ibsen ist mit dem bekannten Körnchen Salz zu verstehen. Es ist schon betont worden, dass das neue deutsche Drama in seinen besten Werken etwas Selbstständiges geworden ist. Über eins erstaunt man besonders, wenn man die Unterschiede der Entwickelung betrachtet. Grade das, was als ein hervorragender Faktor der Ibsen'schen Kunst mitgewirkt hatte, die Technik, ist von den Deutschen nicht herübergenommen worden. Man hatte, während Ibsen sich in Deutschland durchkämpfte, die klare Empfindung, ein szenisches Genie vor sich zu haben; grade diese glänzende Fähigkeit hatte manchen Mann alten Schlages mit ihm versöhnt, dem seine Weltanschauung ins Gesicht schlug. Und eben das liessen die Deutschen fallen? Es war nicht allein Bequemlichkeit: wenngleich sie bei Einzelnen mitsprach. Es steckte vielleicht ein natürliches Empfinden dahinter. Man kann eine Linie verfolgen, die sich mit „Lessing-Frankreich-Ibsen" benennen lässt. Sie enthält die bedeutendsten Faktoren, welche die Mathematik des Dramenbaus gebildet haben. Die höchste Kunst in der Verknüpfung besteht hier. Der letzte, lückenlose, hermetische Schluss. Die weiseste, knappste, zweckmässigste Anordnung der Teilchen. Aber gerade das Leben ist nicht so knapp und nicht so weise. Je geordneter, konzentrierter, künstlerisch zusammengeschweisster eine Handlung erscheint, desto weiter entfernt sie sich von der Wahrheit des Weltgeschehens. Und vielleicht darum griffen die neuen deutschen Dramatiker zu einer loseren, bequemeren Technik. Der andre Grund war freilich, dass sie von der Epik herkamen, zum mindesten ebenso sehr wie vom Ibsenschen Drama. Dennoch haben sie von diesem unvergänglichen Meister technisch vieles, und vieles Wertvollste gelernt, das weit hinausgeht über die ehrensächliche Vermeidung von Monolog und Beiseitesprechen. Er hat sie in der inneren Technik mündig zugemacht. In der Charakteristik.

Das neue deutsche Drama scheidet sich ja auch im Inhalt vom Ibsenschen. Es zeigt nicht die klugen, dünnen Linien, sondern Farben; nicht Gedanken, sondern Körper. Freilich zeigt der Norweger beides, und das Gefühl tiefer Kraft lässt ihn nur die Körper mit den mässigsten, notwendigsten Mitteln zeichnen, die allenfalls erforderlich sind. Dass der Horizont des neuen deutschen Dramas kleiner ist und wenig Ideenfernen eröffnet, liegt am Unterschied der Generationen. Unsre Dichter sind so jung, dass sie noch mit dem blühenden Leben spielen, wo ein Alter eben Gedankenschlösser mit einer Grundmauer baut.

Das Beste und Folgenreichste, was Ibsen uns gegeben hat, ist: die Anregung zur Wahrheit, in einer künstlerisch verlogenen Zeit; die Anregung zum Ernst, in einer künstlerisch flachen Zeit; die Lust zur Bewegung, in einer Zeit des Stagnierens; und den Mut, nach jedem begehrten Stoff zu greifen, der Menschliches enthält, gleichviel, woher er stammt. Darum dürfen wir ihn wohl den Ahnherrn nennen für unser neues Drama und ihm danken, wie die alten Juden „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt."

RUNDSCHAU.

NIETZSCHE, DER ERZIEHER.

Ein Postcriptum als Vorbemerkung.
Ich hatte die ehrliche Absicht, ein „Referat“ zu schreiben — aber ich war so unklug, in einer Sommernacht an's Werk zu gehn.

Tief und tiefer hinein in die Schatten flieht nun wieder mit uns unsre Scholle. Gleich einer Woge, die nie den Felsen findet, an dem sie verbrande, läuft sie unter der Sonne hin, eilt nun unter den Sternen hin, und wir treiben auf ihrem Rücken, auf den Balken und Planken unserer Häuser, ein Volk von Schiffern, aus dem noch nie einer ausser den Hafen Geburt und Tod einen andren Hafen sah.

Von Schlummer bewältigt ruhn sie nun alle; nur hier und dort wacht vielleicht einer gleich mir und träumt hinaus in die brausende Nacht.

Von welchen Sorgen ist sein Auge noch hell?

Wacht nur der Tag noch in seiner Seele, das ärmliche Spiel der kleinen Kräfte und kurzen Ziele? Oder zuckt, eine einsame Flamme, sein Herz im Sturmwind grosser Hoffnungen, Zweifel, Erkenntnisse und Verachtungen? Ruft er gleich mir: „Wozu doch diese Nacht über der Nacht, dieses ernsthafte Schlafen von Menschen, deren ganzes Dasein ja nur ein einziger Schlaf ist? Reissen sie je die Augen auf, ausser vielleicht unter dem Griff des Todes? Darf man sie je mit Sternen reizen, die nicht mit halben Blicken zu fangen sind?“

Die ihr so in die Stille sprecht, aufgeschreckt aus allem Schlaf wie ich, fast noch verwundert ob der eigenen plötzlichen Klarheit und mit übergrossen Augen um euch blickend — eine Stimme hat uns allen den Schlummer verleidet, ein Auge ist uns die Sonne des Tags und der Nacht geworden, eine Schönheit lässt uns nicht länger schlafen.

Ein Fest verbrüdert uns, eine Feier lässt uns in allen Schauern tragischen Glücks erzittern, dass wir die ganze Welt um uns verschenken —: der grosse Mensch.

Der schönste Mensch, den die Erde je trug, einen noch schöneren Menschen lehren wollend!

Wo ist ein Schauspiel, das diesem gleicht?

Lehrer- und führerlos wuchsen wir auf, und hätten, versprengte Stürmer, hierhin und dorthin die Kraft verschwendet. Nun erst dürften wir wissen, was Leben heisst; was Leben sein kann, wenn man es sinnvoll macht; was allein das Dasein heiligt —: ein grosser Zweck, ein „höchster Gedanke.“

Aber in meine Freude mischt sich bald wieder Schwermut und Scham.

„Das — ist nun mein Weg,“ spricht Zarathustra „— wo ist der eure?“

„Dies nun waren die Wege des Werdenden“ sagen uns heute die Dokumente seiner Entwickelungsjahre. „Wo sind die euren?“ würde er wiederum fragen und fortfahren: „Wer ein Ich hat, der gehe in Sich.“

* * *

Für alle Zukunft giebt es nun ein neues Kriterium des denkenden Menschen —: Was ist ihm Nietzsche? Dem Entartenden ist er die Gefahr der Gefahren. Und es ist gut so. Denn „was fällt, das soll auch noch gestossen werden“.

Dem aber, der Zukunft im Blute hat, ist er der grosse Zucht- und Lehrmeister, der Sammler und Bändiger seiner Instinkte, der Führer — nicht der „Verführer“ —, der Kulturbringer, der die Geschichte bestimmende „tragische Philosoph“.

Man muss ihn erleben, nicht erlesen wollen. Anders wird der gereifte Mann ihn lieben, anders das jung heraufkommende Geschlecht. Während jener vielleicht der feinen Blume dieses Genius mit immer höherem Entzücken inne werden mag, bedarf der Werdende derberer Wirklichkeiten. Sein Leben ist noch Kampf. Und man kämpft besser unter dem Ausrufungs-

Zu Friedrich Nietzsche (2. Abteilung) Band IX und X, Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1869—1872 (Homer und die klassische Philologie. Nachtrage und Vorarbeiten zur Geb. der Tragödie. Empedokles. Homer als Wettkämpfer. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Bayreuter Horizontbetrachtungen. Das Verhältnis der Schopenh. Philosophie zu e. deutschen Kultur) und 1872—1876 (Die Philosophie im trag. Zeitalter der Griechen. Über Wahrheit und Lüge im aussermoral. Sinne. Der Philosoph. Die Philosophie in Bedrängnis. Nachträge und Vorarbeiten zu den Unzeitgem. Betrachtungen. Prometheus. Einzelne Gedanken und Entwürfe). — Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

zeichen als unter dem Fragezeichen. Ihm ist Nietzsche der Erzieher, das Ereignis, dessen er sich am allerersten bewusst wird, und von dem, wie von einer göttlichen Offenbarung, seine Seele glüht und zittert. Mit welchen Empfindungen wird er auf jene nachgelassenen Jugend-Dokumente des Meisters blicken, die von einer beispiellosen Selbsterziehung, von einem unerbittlichen Sich-selbst-Rechenschaft-Geben in jedem Sinne zeugen? . . .

Ich bescheide mich, aus dem tiefen Reichtum der stillen Forschungen, Entdeckungen, Wünsche und Entwürfe einige Sätze herauszunehmen, deren Grundmotiv jenes „Eins thut not" ist —: dass ein neuer Adel auf Erden entstehe.

* * *

„Die Aufgabe, die der Philosoph innerhalb einer wirklichen, nach einheitlichem Stile gearteten Kultur zu erfüllen hat, ist aus unseren Zuständen und Erlebnissen deshalb nicht rein zu erraten, weil wir keine solche Kultur haben. Sondern nur eine Kultur wie die griechische, kann die Frage nach jener Aufgabe des Philosophen beantworten, nur sie kann die Philosophie überhaupt rechtfertigen, weil sie allein weiss und beweisen kann, warum und wie der Philosoph nicht ein zufälliger, beliebiger, bald hier- bald dorthin versprengter Wanderer ist. Es giebt eine stählerne Notwendigkeit, die den Philosophen an eine wahre Kultur fesselt: aber wie wenn diese Kultur nicht vorhanden ist? Dann ist der Philosoph ein unberechenbarer und darum Schrecken einflössender Komet, während er im guten Falle als ein Hauptgestirn im Sonnensysteme der Kultur leuchtet."

*

„Es scheint mir nicht so wichtig zu sein, wie man es jetzt nimmt, dass bei irgend einem Philosophen genau ergründet und ans Licht gebracht werde, was er eigentlich im strengsten Wortverstande gelehrt habe, was nicht: eine solche Erkenntnis ist wenigstens nicht für Menschen geeignet, welche eine Philosophie für ihr Leben, nicht eine neue Gelehrsamkeit für ihr Gedächtnis suchen: und zuletzt bleibt es mir unwahrscheinlich, dass so etwas wirklich ergründet werden kann. Erst glauben wir einem Philosophen. Dann sagen wir: mag er in der Art wie er seine Sätze beweist, Unrecht haben, die Sätze sind wahr. Endlich aber: es ist gleichgültig, wie die Sätze lauten, die Natur des Mannes steht uns für hundert Systeme ein. Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben: aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an einem Philosophen etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der grosse Mensch."

*

„Das Produkt des Philosophen ist sein Leben (zuerst vor seinen Werken). Das ist sein Kunstwerk."

*

„Jede Philosophie muss das können, was ich fordere, einen Menschen konzentriren — aber jetzt kann es keine."

*

„Einen Besitz den Menschen verheissen! Philosophie und Religion ist Sehnsucht nach einem Eigenthum."

*

„Ach dieser Mangel an Liebe in diesen Philosophen, die immer nur an die Ausgewählten denken und nicht so viel Glauben an ihre Weisheit haben. Es muss die Weisheit wie die Sonne für jedermann scheinen: und ein blasser Strahl selbst in die niedrigste Seele hinabtauchen können."

*

„Es wird irgendwann einmal gar keinen Gedanken geben als Erziehung."

*

„Erzieher erziehn! Aber die ersten müssen sich selbst erziehn! Und für diese schreibe ich."

*

„Ich träume eine Genossenschaft von Menschen, welche unbedingt sind, keine Schonung kennen und „Vernichter" heissen wollen: sie halten an alles den Maassstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit. Das Schlimme und Falsche soll an's Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wissen nicht, ob wir je bauen können, und ob es nicht das Beste ist, nicht zu bauen. Es giebt faule Pessimisten, Resignisten — zu denen wollen wir nicht gehören."

*

„Warum sollte Zerstören ein negatives Geschäft sein! Wir räumen unsere Beklemmungen und Verführungen hinweg."

*

„Erziehung ist erst Lehre vom Notwendigen, dann vom Wechselnden und Veränderlichen. Wie viel Macht über die Dinge hat der Mensch?"

*

„Das Erschrecken ist der Menschheit bestes Teil."

*

„Man kann durch glückliche Erfindungen das grosse Individuum noch ganz

anders und höher erziehen, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Da liegen noch Hoffnungen: Züchtung der bedeutenden Menschen."

*

„Meine Religion, wenn ich irgend etwas noch so nennen darf, liegt in der Arbeit für die Erzeugung des Genius; Erziehung ist alles zu Hoffende, alles Tröstende heisst Kunst."

*

„Die Macht des Studiums liegt darin: nur was zur Nachahmung reizt, was mit Liebe ergriffen wird und fortzuzeugen verlangt, soll studiert werden. Da wäre das Richtigste: ein fortschreitender Kanon des Vorbildlichen, angepasst für jüngere, junge und ältere Menschen.

Immer allgemeinere Gestalt des Vorbildlichen: erst Menschen, dann Institutionen, endlich Richtungen, Absichten oder deren Mangel. Höchste Gestalt: Ueberwindung des Vorbildes mit dem Rückgange von Tendenzen zu Institutionen, von Institutionen zu Menschen."

*

„Jede Art von Kultur beginnt damit, dass eine Menge von Dingen verschleiert werden. Der Fortschritt des Menschen hangt an diesem Verschleiern — das Leben in einer reinen und edlen Sphäre und das Abschliessen der gemeineren Reizungen. Wenn wir die grossen Individuen als unsere Leitsterne gebrauchen, so isoliren wir sie uns, um sie zu verehren.

Ja, alle Ethik beginnt damit, dass wir das einzelne Individuum unendlich wichtig nehmen — anders, als die Natur, die grausam und spielend verfährt."

*

„Man muss selbst die Illusion wollen — darin liegt das Tragische."

*

„Was ist uns die Wissenschaft? Nicht aber: was sind wir der Wissenschaft?"

*

„Weisheit ist unabhängig vom Wissen der Wissenschaft."

*

„Auch das geringste Schaffen steht höher als das Reden über Geschaffenes."

*

„Der Weg zum Stil muss gemacht, nicht übersprungen werden."

*

„Goethe ist vorbildlich: der ungestüme Naturalismus, der allmählich zur strengen Würde wird. Er ist als stilisierter Mensch höher als je irgend ein Deutscher gekommen."

*

„Das Deutsche als künstlerische Stileigenschaft ist erst noch zu finden, wie bei den Griechen der griechische Stil erst spät gefunden ist; eine frühere Einheit gab es nicht, wohl aber eine schreckliche Mischung."

*

„Nehmt eure Sprache ernst! Wer es hier nicht zu dem Gefühl einer heiligen Pflicht bringt, in dem ist auch nicht einmal der Keim für eine höhere Bildung vorhanden."

*

„Die grösste Gefahr ist, wenn die ungelehrten Klassen mit der jetzigen Bildung angesteckt werden."

*

„Wenn man nach Plan in der Geschichte sucht, so suche man in den Absichten eines gewaltigen Menschen, vielleicht in dem eines Geschlechtes, einer Partei. Alles übrige ist ein Wirrsal. Wer nicht begreift, wie brutal und sinnlos die Geschichte ist, der wird auch den Antrieb gar nicht verstehn, die Geschichte sinnvoll zu machen."

*

„Ein neues Phänomen: Der Staat als Leitstern der Bildung!"

*

„Nicht die Existenz eines Staates um jeden Preis, sondern dass die höchsten Exemplare in ihm leben können und schaffen können, ist das Ziel des Gemeinwesens."

*

„Der grösste Verlust, der die Menschheit treffen kann, ist ein Nichtzustandekommen der höchsten Lebenstypen."

*

„Erzeugung des Genius, als des Einzigen, der das Leben wahrhaft schätzen und verneinen kann.

Rettet euren Genius! Befreit ihn! Thut alles, um ihn zu entfesseln!"

* * *

Indem ich sinne, was ich nach solchen Sätzen noch sagen könne und dürfe, irrt mein Blick wie am Anfang hinaus in die Juninacht.

Sie ist heller und heller geworden. Die brausende Stille des Dunkels ist dem zarten Schweigen der Dämmrung gewichen.

Aber ob wir es schon nicht hören — mit reissender Schnelligkeit flieht die uns tragende Scholle dem Licht entgegen.

Wenn wir das Spiel dieser Scholle bedenken, ihr sinnloses Hasten von Nacht in Tag und Tag in Nacht —

Gleicht ihm nicht unser Glaube an ein Ziel, das vor uns läge?

Die dröhnende Hast des „Fortschritts" — eine Komödie, in der mit atemlosen

Gesten unaufhörlich „auf der Stelle getreten“ wird? Das Jagen und Rennen der Millionen — ein Jagen und Rennen nirgends wohin als — von sich selbst hinweg?

Warum, wenn unser Fuss angewurzelt steht, nicht an uns, in uns, aus uns bauen, statt in die Länge und Weite, in die Breite und Höhe? Koncentration nicht Decentration, Plastik nicht Analyse, Kunst-Kultur nicht Wissenschafts-Barbarei! . . .

Aber oh Schönheit! In mein Gemach schlagen die ersten scheuen Flammen des jungen Morgens.

Ob uns Deutsche noch einmal ein Sonnenkult einen wird, wie er unsere Altvorderen einte?

Ich schaue sie vor mir, die Alten, und höre ihren Gruss furchtbar-erhaben über die Thäler rollen . . .

Denn heut' ist Sommersonnenwende.

Friedrichshagen, Juni 96.

CHRISTIAN MORGENSTERN.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Über die Vagabondage in England bringen die letzten Hefte der Revue des Revues eine sehr interessante Studie des Marquis Paulucci de Calboli. Unter Vagabondage versteht der Marquis jede Art von unregelmässiger und unehrenhafter Thätigkeit. Alle Formen dieser Art sind in England im Übermass entwickelt, das Umherziehen, der Bettel und, als schrecklichstes, eine enorme Prostitution. In England, so meint Paulucci, sind noch immer zwei, auch physisch unterscheidbare Rassen zu erkennen, eine herrschende und eine beherrschte. Auf der einen Seite stehen Glanz und Ruhm, grosse Aktivität und zähe Energie, während alles Elend und alle Schmach auf die unteren Klassen abgewälzt wird. Als Ursache der Vagabondage ist zunächst der grosse Pauperismus anzusehen. Noch hat England, trotz seiner sozialen Gesetzgebung, die jähe Entwicklung zum Industriestaat im Anfang des Jahrhunderts durch schwere soziale Leiden zu büssen. Die Vagabondage wird aber noch vermehrt durch die verkehrte, englische Wohlthätigkeit, welche gerade den notorisch Arbeitsscheuen zu Gute kommt. Die Hauptursache des ganzen Elends ist jedoch die unausrottbare englische Trunksucht. An der Hand eines reichen, statistischen Materials weist Paulucci die furchtbaren Verheerungen des Alkoholismus nach. Der Lohn der englischen Arbeiterschaft beläuft sich jährlich in runder Summe auf etwa 10 Milliarden, von denen mehr als 3 Milliarden zum Ankauf alkoholischer Getränke verwandt werden. Während auf 30 Millionen Italiener jährlich kaum 16000 Straffällige wegen Trunksucht kommen, kommen allein in dem kleinen Schottland auf 4 Millionen Einwohner 103000 Personen, welche wegen schwerer, in der Trunkenheit verübter Verbrechen im Jahre 1892 bestraft wurden. Ebenso wie zum Verbrechertum stellen die Trunkenbolde das zahlreichste Kontingent zu den Epileptikern und Geisteskranken. Die Frauen übertreffen in jeder Beziehung noch die Männer. Diejenigen trunksüchtigen Frauen aber, die der Epilepsie und dem Wahnsinn vielleicht noch entgehen, verfallen der Prostitution, die in England die grauenhaftesten und brutalsten Formen annimmt. Eine Erleichterung dieses Übels wird durch die zahlreiche Auswanderung in die Kolonien erzielt. Sie entführt zahlreiche Arbeitskräfte und bewirkt dadurch für die Zurückbleibenden eine Erhöhung des Lohnniveaus. Dem wird aber begegnet durch die steigende Einwanderung armer Ausländer, die wieder die Löhne gedruckt und die Vagabondage verstärkt haben.

* * *

Über die Beziehungen des Dichters zu den Farben berichtet im ersten Juniheft der Revue des Revues Gabriel Lescure, indem er sich auf die englischen Publikationen von Havelock Ellis stützt. Lescure behauptet, dass Poeten, die hauptsächlich die freie Natur schildern, die grünen und die blauen Farben, also die Farben der Vegetation, des Himmels und Meeres bevorzugen. Jene anderen aber, deren ganzes Interesse sich auf das Verhältnis von Mann und Frau konzentriert, suchen überall das Rote, die Farbe des Blutes und der Liebe — Shakespeare vor allem. Die Träumer, die mehr nach innen, als nach aussen schauen, halten sich an die unbestimmten Farben, wie Schwarz, Weiss und Gelb — so Marlowe, Edgar Poe und Rossetti. In dem gleichen Heft findet sich noch eine sehr interessante Studie über die czechische Litteratur von Kraizl und ein Anonymus setzt sich in feiner Ironie mit Björnson auseinander, der gelegentlich einer Skizze über die nordische Litteratur wuchtige Seitenhiebe nach den französischen Litteraten geführt hat. Aber freilich dürfte selbst ein Björnson nicht Glauben finden mit seiner Behauptung, dass Lebenslust und Heiterkeit nur bei den Norwegern zu finden wären, und Décadence und Tod bei den Franzosen.

* * *

In der Revue politique et parlementaire hat kürzlich Professor Levasseur sehr interessante Daten über die Entwicklung der amerikanischen Industrie veröffentlicht. In Amerika verschwinden nicht nur, wie bei uns, die kleinen und mittleren Handwerker, sondern auch schon die kleinen und mittleren Fabriken. Fast alles geschieht durch enorm leistungsfähige Maschinen, die zu ihrer Bedienung nur einiger weniger Hände bedürfen. In Milwaukee, in einer grossen Brauerei, befindet sich eine Maschine zum Zupfropfen. Ganz automatisch verschliesst sie mit Pfropfen, Stahlfaden und Kapsel täglich mindestens 16200 Flaschen. In einer Stahlgiesserei zu Baltimore, den Maryland Steel Works, befinden sich vier Hochöfen, deren jeder in 24 Stunden über 250 Tonnen an Schmelzmassen produziert und diese Massen werden durch neue Maschinen sofort wieder in Stahl verwandelt. Der Grund einer solchen fabelhaften Leistungsfähigkeit liegt darin, dass der amerikanische Unternehmer keine Kosten zur Anschaffung der besten Maschinen scheut. Jede einigermassen veraltete Maschine wird unerbittlich ausrangiert. Dafür ist aber das amerikanische Publikum auch viel konsumfähiger als das europäische, und hat ein viel grösseres Bedürfnis nach technischen Bequemlichkeiten.

* * *

Jean Jaurès hat schon mehr als einmal bewiesen, dass er kein waschechter Marxist ist und hat deshalb mit den Allemanisten, an deren Spitze Guesde steht, schon manchen Strauss ausgefochten. Nun beschäftigt er sich gar in der Revue socialiste mit dem Problem, wie man die sozialistische Organisation mit der menschlichen, individuellen Freiheit verbinden könne — während doch ein Voller und Ganzer unter den Sozialisten gar nicht zugeben dürfte, dass ein Problem hier überhaupt vorliegt. Jaurès meint: Wenn nur erst dem einzelnen Arbeiter seine Arbeit gesichert ist und wenn er für diese Arbeit regelmässig bezahlt wird, dann begeht derjenige, der über dieses Minimum von Arbeit noch hinausstrebt, um sich einen grösseren Wohlstand zu sichern, kein Unrecht an einem andern, sondern fördert die Civilisation.

* * *

In der vorletzten Nouvelle Revue finden sich bisher noch nicht veröffentlichte Bruchstücke von Viktor Hugos Amours de prison. Zwischen gefangenen Frauen in Saint-Lazare und eingeschlossenen Verbrechern werden durch die Zeichensprache der Blume Verbindungen angeknüpft, die sich auch ausserhalb des Gefängnisses noch fortsetzen. Das gleiche Heft enthält eine Übersetzung von Ibsens Peer Gynt.

* * *

Zolas römischer Roman hat vielfach auch bei entschiedenen Anhängern des Meisters Abweisung erfahren und zwar, unsers Erachtens, mit vollem Recht. Denn es ist ein Werk des Alters in jeder Beziehung. Man kann sich denken, wie nun erst die Feinde und Neider über den Meister herfallen. René Doumic kritisiert in Revue des deux Mondes Zolas „Rome“ aufs schärfste und behauptet sogar, dass Zola stets kommerzielle, niemals litterarische Erfolge gehabt hat. Erfreulicher wirkt ein Aufsatz von Jean Thorel, der die moderne, litterarische Bewegung in Deutschland zu schildern sucht. Der Autor besitzt Unparteilichkeit und Sachkenntnis und wenn wir in Deutschland ihm auch nicht immer beistimmen dürften, so kann man doch in manchem auch von ihm lernen.

* * *

Die Etudes réligieuses, philosophiques enthalten einen sehr instruktiven Aufsatz über die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig und ein Essay über Mistral von dem gelehrten Jesuiten Cornut.

* * *

In der Juninummer der Société nouvelle entwickelt Edward Carpenter seine Ideen über die Stellung der Frau in der neuen sozialistischen Gesellschaft. Schon mehrfach haben wir über Arbeiten dieses Autors referiert und der vorliegende Aufsatz zeigt ganz das gleiche Gepräge. Ein entschiedener scharf ausgearbeiteter ökonomischer Sozialismus verbindet sich mit einem leidenschaftlichen Rousseau'schen Natursinn und einer grossen Sehnsucht nach einem einheitlichen elementarisch fühlenden Menschenwesen, wie es etwa auch einem Nietzsche vorgeschwebt haben könnte. Nun die Frau ist ein Thema, an dem sich alle diese Dinge unerschöpflich variieren lassen. — In dem gleichen Heft berichtet Marie Stromberg über die russische Sekte der Stundisten und Charles Henry berichtet sehr eingehend über die X-Strahlen des Professor Röntgen.

* * *

In der letzten Revue de Paris steht ein Essai von Mary James Darmestetter über Dante Gabriel Rossetti. In reizvoller Weise charakterisiert der Autor die träu-

merisch-phantastische und doch so energische Persönlichkeit des englischen Dichters. Über den Salon in den Champs-Elysées berichtet André Hallays und General Fleury setzt die Publikation seiner Memoiren aus den Jahren 1848—51 weiter fort.

ITALIEN.

Die Entdeckung des Professors Röntgen ist von den Zauberern und Hexenmeistern bereits in Dienst genommen worden. Das beweist ein Aufsatz der Rassegna nazionale über antike und moderne Zauberei, bei welchem die Röntgen'schen Strahlen erleuchtende Beihilfe leisten müssen. Von ernsteren Dingen weiss die Nuova antologia zu erzählen. Der dunkle Schatten Afrikas liegt auf ihr. Dem General Dabormida, der — glücklicher als sein Oberfeldherr — seine strategischen Fehler durch den Heldentod auf dem Schlachtfelde sühnte, widmet der Abgeordnete Pinchia einen warm empfundenen Nachruf. Ein anderer radikaler Abgeordneter, Arbib, unterzieht an der Hand der letzten Grünbücher die Afrikapolitik von Don Quixote Crispi einer mörderischen und nur allzu gerechtfertigten Kritik.

* * *

Traurige Dinge von „verwahrlosten Kindern" weiss Carlo Bano in der Rassegna Nazionale zu erzählen. Er stützt sich dabei auf das Schriftwerk eines königlichen Staatsanwalts, Gino Ferrani, über die minderjährigen Deliquenten. Das Verbrechertum unter den Kindern der Halbinsel ist im bedenklichen Wachstum begriffen. Die verlassenen Kinder wachsen in einer Umgebung auf, die sich zusammensetzt aus Alkoholikern, Dieben und Mordgesellen der gefährlichsten Sorte. Noch geschieht sehr wenig, um diesem Übel zu steuern. Die besten Resultate wurden in Mailand erzielt durch das Institut der figli della providenza. Die Leistungen dieser Gesellschaft können teilweise mit dem verglichen werden, was in England der „Verein zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder" geleistet hat. — In der „Riforma soziale" steht ein ausführlicher Bericht über die technischen und Handwerksschulen in England von Professor Pytterone. Zwischen den Zeilen liest man auch etwas von dem trostlosen Zustand, der in dieser Beziehung in Italien herrscht.

RUSSLAND.

Man liest die russichen Revüen nicht, um neue, geistvolle Ideenkreise kennen zu lernen. Sie haben solche Ideenkreise nicht aufzuweisen. Das russische Denken erscheint, wo es sich abstracten Dingen zuwendet, zumeist unförmlich und unbeholfen, die Sprache breit und schwerfällig. Einen Artikel allgemeinen Inhalts in einer russischen Monatsschrift zu lesen, ist für den halbwegs unterrichteten Nicht-Russen kein Genuss. Auf 16 Seiten wird da auseinandergezogen, was bequem auf 2 Seiten gesagt werden konnte. So schreiben nicht einmal die deutschen Professoren, die mit der Zeit sogar geistreich zu sein gelernt haben. Aber freilich, die russischen Revüen schreiben für die Russen und denen pressirt es zunächst mit der Zeit nicht so arg wie uns. Sie haben eben die nöthige Musse, um sechzehn Seiten statt zweier lesen zu können.

Die russische Revüe aber hat ihren Lesern und Leserinnen, die sich in ihren Dorfpalästen und Datschen zu Tode langweilen, vor allem Lesefutter zu liefern. Ein drittel dieser dicken Monatsbände besteht aus Unterhaltungsstoff, den neuerdings überwiegend das Ausland hergiebt. In den neuesten Heften finden wir z. B. Zola, Bourget, Wilbrandt — sogar die gute „Moll Flanders" des seligen Daniel Defoe hat eins dieser Journale ausgegraben. Ein zweites Drittel bringt populär-wissenschaftliche Abhandlungen über Literatur und Kunst, Leben und Philosophie, Politik und Geschichte. Auch hier stehen die Erscheinungen des westlichen Europa im Vordergrund, so beschäftigen sich die russischen Monatsblätter neuerdings sehr eifrig mit dem historischen Materialismus der Marxistischen Schule. In jedem zweiten Heft findet man die Theorie des Marx in einer selbständigen Abhandlung, einer Polemik oder einer kürzeren Notiz behandelt. Das dritte Drittel ist für den Nicht-Russen das interessanteste: hier behandeln die Russen die Erscheinungen ihres eigenen gesellschaftlichen Lebens, und zwar nicht selten mit einer Offenheit und Selbstironie, die für uns etwas Verblüffendes hat.

Da legt z. B. Rubakin im „Nowoje Slowo" folgendes Selbstbekenntniss ab: „Allzutief sitzt uns Russen der rohe Aberglaube noch im Blute. Wir brauchen uns nur ein paar Thatsachen ins Gedächtniss zu rufen, die in den letzten Jahren die die Oeffentlichkeit beschäftigt haben. Ich erinnere an die abschreckenden Bilder einer wild erregten Volksmenge, die, von abergläubischem Schrecken erfasst, in wahnsinniger Wuth die Krankenhäuser zerstörte und die Aerzte massakrirte, Bilder, die nicht als vereinzelte Erscheinungen zu Tage traten, sondern während der letzten Cholera-Epidemien sich an der Wolga entlang und auch anderwärts von Ort zu Ort wiederholten. Ich erinnere

an all die unglaublichen und seltsamen Gerüchte, die in den periodisch wiederkehrenden Hungerjahren immer von neuem auftauchen. Ich erinnere an die Schauergeschichten, von denen unsere Presse alltäglich in ihren Rapporten aus den Gerichtssälen berichtet, an die Menschenopfer von Multan, an die Verbrennung von Hexen, an die Mordthat eines Sohnes, der die eigene Mutter tödet, weil er sie für eine Zauberin hält, an die grausame Niedermetzelung eines Scheintoten, der im Sarge zum Bewusstsein erwacht war — ich erinnere an diese und zahllose ähnliche Thatsachen, die deutlich darthun, in welcher intellectuellen Sphäre weite Volkskreise bei uns hinvegetiren, und wie nahe wir noch dem alten, vor-petrinischen Russland mit seinen wirren Begriffen von den einfachsten Naturerscheinungen stehen. Und nicht nur bei den unteren Volkschichten, auch in den sogenannten cultivirten Klassen begegnen wir derselben Unwissenheit, die durch den Firniss einer oberflächlichen Bildung nur notdürftig verdeckt wird. So waren bei der erwähnten Niedermetzelung des vom *Scheintode* Erwachten nicht bloss Bauern, sondern auch intelligente Leute anwesend — ein Priester sogar stand dabei, ohne ein Wort des Protestes und der Belehrungzu finden. In unseren kaufmännischen und bürgerlichen Kreisen ist der Glaube an Zauberei, Hexenwesen u. s. w. fest eingewurzelt. Ja selbst bei Leuten, die regelmässig ihre Gymnasialkurse und ihre Universitätsstudien absolviert haben, finden sich neben dem vorgeschriebenen Fachwissen häufig die allerseltsamsten Vorstellungen gerade über naturwissenschaftliche Dinge."

Diese Darstellung wird ergänzt durch eine in der „Russkaja Myssl" veröffentlichte Schilderung der unglaublichen Unwissenheit, die man stellenweise noch innerhalb des russischen Beamtenthums vorfindet. „Im Gouvernement Mohilew", schreibt das genannte Blatt, „sind 93% der Verwaltungsbeamten ohne jede höhere Bildung. Selbst von den Ispraweiks, die doch einen recht verantwortungsvollen Posten innehaben, besitzen nur 5% die Bildung einer Mittelschule und 27% diejenige einer Kreisschule. In Wiatker befindet sich in der Kanzlei des Gouverneurs kein einziger Beamter mit höhererer Bildung, in der gesammten Verwaltung des Gouvernements giebt es eine solche Persönlichkeit, alle anderen haben entweder ein Seminar ohne Prüfung verlassen oder einfach eine „häusliche" Erziehung genossen. Unter den 11 Vorsitzenden der Kreis-Gerichte sind zwei mit Universitätsbildung, zwei frühere Förster, fünf mit unvollständiger Seminar- und zwei mit gewöhnlicher Elementarbildung. Von den Vorsitzenden der „Semstwa" (Landschaften) sind 70% ohne höhere Bildung, und ein grosser Theil überhaupt ohne jede Bildung. Ein Vicegouverneur und noch ein paar andere höhere Beamte haben die Elementarschule besucht. Unter den Beamten der Polizei findet man gewesene Kutscher, Postillone u. s. w. Und mit solchen Kräften soll ein Gouvernement verwaltet werden!"

Ein vielfach ventilirtes Thema ist augenblicklich in Russland die Abschaffung der Prügelstrafe für die ländliche Bevölkerung. Charakteristisch sind die Argumente, die man in einem europäischen Staate noch *gegen* die körperliche Züchtigung erwachsener Personen ins Feld führen muss. „Die Versuche, heisst es in einer Philippica der „Russkaja Mysl," die man mehrfach mit der Abschaffung der Prügelstrafe gemacht hat, sind recht günstig ausgefallen. Es vereinigen sich die verschiedensten Momente, um endlich mit derselben aufzuräumen. Die Prügelstrafe erniedrigt die Kulturstufe eines Volkes, ist in wirthschaftlicher Beziehung schädlich, ist ungerecht, weil sie nur einen einzelnen Stand trifft, entspricht nicht dem Prinzip der Gleichheit, fördert die Willkür, bessert nicht, schadet der Gesundheit, vergröbert die Sitten, und fördert die Verrohung desjenigen, der sie verhängt. Der Bauer zieht entschieden den Arrest vor, den man auf die arbeitslose Zeit verschieben kann. Auch der Umstand, dass sie billiger ist, da man keine besonderen Lokalitäten zu ihrer Exekutirung braucht, kann nicht massgebend sein. Wir meinen daher, dass es höchste Zeit sei, sie sowohl aus dem gerichtlichen wie aus dem administrativen Codex zu streichen."

Eine ziemlich milde und naive Art der Polemik, wie man sieht. Da haben die Männer der fünfziger und sechziger Jahre, die sogenannten „Enthüller", doch ganz anders dreingewettert! Wenn es indessen augenblicklich in Russland zahmer zugeht, wie noch vor einem Jahrzehnt, so darf man deshalb doch nicht annehmen, dass etwa der Geist der Kritik, das Streben nach einer menschenwürdigen Verfassung der Gesellschaft gänzlich eingeschlafen ist. Die spontanen Ausbrüche des revolutionären Geistes haben zwar aufgehört, dafür aber hat die emsige Arbeit im Kleinen, die Kritik der Details eine ungeahnte Ausdehnung in die Breite gewonnen. „Die Fragen des Unterrichtswesens und der Volksbildung," sagt ein geistvoller Mitarbeiter des „Russk. Bog.", der seinen Namen nicht zu nennen vorzieht, „der Landschaftsverfassung und der Selbstverwaltung, der Abschaffung der Prügelstrafe, die Schäden der Justiz und der Administration und die zahllosen Conflicte der

verschiedenen sozialen Faktoren beschäftigen gegenwärtig lebhaft die öffentliche Meinung. Das allgemeine Theoretisiren hat der Kritik der faktischen Verhältnisse Platz gemacht. Ueberall zeigt sich das Streben, der Willkür Einhalt zu thun, sie durch bindende rechtliche Formen zu ersetzen. Eine wichtige Rolle spielt in dieser Hinsicht unsere Provinzpresse, die sich von der Prinzipienreiterei der Residenzblätter frei hält und dafür um so eifriger die Kritik der örtlichen Schäden betreibt. Der grosse Erfolg, den sie trotz der strengen Provinzialcensur aufzuweisen hat, beweist deutlich, dass sie in dem immer tiefer Wurzel schlagenden Prinzip der Gesetzlichkeit einen festen Rückhalt besitzt. Indem sie auf die Behandlung allgemeiner Fragen verzichtet und sich hauptsächlich die Brandmarkung offenkundiger Gesetzübertretungen seitens der Gewalthaber zur Aufgabe stellt, schafft sie sich von vornherein eine günstige, nur schwer angreifbare Position. Diese mühsame Arbeit von unten herauf, die von der Provinzpresse auf der ganzen Linie aufgenommen ist, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die konservativen Zeitungen der Hauptstadt machen dieser Presse häufig den Vorwurf des „Liberalismus“; aber die kritische Tendenz, die diesen Vorwurf begründen soll, hat in keiner abstrakten Parteidoktrin, sondern in den unmittelbaren Verhältnisen des praktischen Lebens ihren Ursprung.“

Recht interessant ist es, zu beobachten, wie nach und nach die Einflüsse des Westens das alte Moskowiterthum durchsetzen und neue Erscheinungen des russischen Volkslebens zeitigen. Am auffälligsten geschieht das dort, wo die Grossindustrie Wurzel gefasst hat und die Structur der socialen Verhältnisse in modernem Sinne beeinflusst. Interessante Angaben hierüber finden wir, soweit Petersburg in Betracht kommt, im letzten Heft des „Russkoje Bogatstwo“. Petersburg, heisst es da, nimmt unter den russischen Industriestädten einen hervorragenden Rang ein. Das ganze ausgedehnte Gebiet jenseits des Newa-Thores bis zum Dorfe Slawjänki hin, ist von Fabriken bedeckt. Hier findet man an beiden Ufern der Newa grosse Maschinenfabriken, Eisengiessereien, Werkstätten für Eisenbahnbetrieb, Baumwollenwebereien, Kattunfabriken, Tuchfabriken, Glas- und Porzellan-, Ultramarin-, Stearin-Fabriken, Dampfziegelei u. s. w. Über dreissig ausgedehnte Etablissements, die einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung Beschäftigung geben, haben sich dort niedergelassen. Die Mehrzahl der Arbeiter wohnt in der Schlüsselburger Vorstadt, die etwa 60000 Seelen zählt. Die sociale Lage dieser Bevölkerung ist die denkbar traurigste und der Branntwein naturgemäss ein willkommener Tröster. Von einer socialen Gesetzgebung zum Schutz dieser ausgebeuteten, in Elend und Rohheit verkommenden Massen ist in einem Staate wie Russland keine Rede. Um wenigstens einen ganz bescheidenen Lichtstrahl in dieses „dunkelste Petersburg“ zu senden, hat sich vor etwa 10 Jahren eine Gesellschaft für Veranstaltung von — Volksbelustigungen gebildet, die sogenannte „Newa-Gesellschaft“, die sich den Kampf gegen die Verrohung der unteren Volksschichten, insbesondere die verderblichen Einwirkungen des Branntweingenusses, zur Aufgabe gemacht hat. Sie hat ein grosses Sommer-Etablissement mit Theater, Carusseln, Schaukeln, Kegelbahnen, Schiessständen, Tanzboden u. s. w. begründet, das sie den Arbeitern zum denkbar niedrigsten Eintrittspreise zugänglich macht. Spirituosen dürfen nicht geschänkt werden. Auf der offenen Bühne kommen Stücke von Ostrowski, Gogol, Potjechni und anderen gediegenen Autoren zur Darstellung. Neuerdings hat die Gesellschaft auch mit Lesehallen und Kindergärten, mit der Veranstaltung von Vorträgen, Concerten, Tanzkränzchen, der Gründung von Arbeiter-Gesangvereinen begonnen. Ihre Bestrebungen finden bei der Arbeiterschaft grossen Anklang, die Zahl der Besucher geht in die Hunderttausende. In das Programm soll auch die Einrichtung von Bibliotheken, Turnsälen, Theestuben, Volksmuseen aufgenommen werden. Da die bisherigen Darbietungen sich ausschliesslich auf die Sommermonate erstreckten, geht die Gesellschaft jetzt mit dem Plan um, ein solides Gebäude für ihre Zwecke zu errichten, das auch in den Wintermonaten benutzt werden kann. Das Bestehen und Gedeihen einer solchen Gesellschaft ist jedenfalls ein charakteristisches Symptom für die gewaltige Umwälzung, die sich gegenwärtig innerhalb des russischen Volksorganismus vorbereitet.

A. S.

DEUTSCHLAND-ÖSTERREICH.

Das 5. Heft des Pan schliesst den ersten Jahrgang. Klingers „Natur“ in einem Sechsplattendruck, einige Landschafts-Radierungen und Nachbildungen der herrlichen, naturalistischen Stickereien des Münchener Bildhauers Obrist bilden den wichtigsten illustrativen Schmuck. Aus dem Texte ragt eine sehr lehrreiche Abhandlung Hans W. Singers über die moderne Plakatkunst hervor und die Analyse, welche Georg Fuchs zu den Obrist'schen Stickereien liefert. Wilhelm Bode hat hierzu ein sehr beachtenswertes Nachwort.

Er weist darauf hin wie wenig das Deutsche Haus bisher zur Verwendung dieser frischen natürlichen Motive sich eigene, und denkt sie sich vielmehr in Verbindung mit dem amerikanischen Hause, von dem er aus seinen Chicagoer Erfahrungen ein reizvolles Bild entwirft. Mit diesem Hefte hat der Pan wieder einmal eine Interimszeit hinter sich und beginnt nun mit dem sechsten, einem Berliner Heft, das Lichtwark'sche Localisations-System durchzuführen. Möchte er darin endlich zu voller Ruhe und Reife kommen und namentlich zu jener, nicht bloss reproduktiven Vielseitigkeit, die sich in solchen engeren Grenzen eher durchführen lässt als in dem bisherigen planlosen Haschen, welches nur wie durch Zufall einige liebenswerte Beiträge von dauerndem Wert errafft hat. Von einem solchen Unternehmen darf man nur das Höchste verlangen.

* * *

Unsere Leser erinnern sich: vor zwei Jahren erschien bei uns ein Aufsatz von Ferdinand Bonn über Richard III., an den sich ein langer Prozess wegen angeblichen geistigen Diebstahls anknüpfte. Jetzt ist Bonn freigesprochen worden, und Hermann Bahr schreibt in der „Zeit", an diese Geschehnisse anschliessend, einen prächtigen Aufsatz unter dem Titel „der Umgang mit Rezensenten". Hier ist er.

Neulich ist zwischen Ferdinand Bonn und einem Journalisten namens Gelber ein recht heiterer Prozess verhandelt worden. Dieser Herr Gelber hatte nämlich Bonn verklagt, dass er ihn bestohlen hätte: eine „Auffassung" des dritten Richard soll er ihm entwendet haben. Das Gericht ist leider nicht dazu gekommen, sich über die Sache zu äussern. Der Kläger ist abgetreten und bevor Bonn sich noch verteidigen konnte, ist er schon freigesprochen gewesen. Das ist eigentlich schade: gern hätte man doch autoritativ vernommen, ob in der That auch „Auffassungen" gesetzlich geschützt sind und es also nicht bloss ein Eigentum an Gedanken, sondern auch an Vermutungen, Gefühlen und Stimmungen giebt. Die Polizei müsste dann ein Register anlegen und jeder könnte dort seine „Nuancen" vormerken lassen: das Gretchen, das man sonst als Unschuld selber spielt, fasse ich sinnlicher auf, für den Hamlet lasse ich drei neue Betonungen eintragen und wer meinen Stil kopieren will, darf es nicht, ohne Miete und Gebühr zu bezahlen. Das wäre doch hübsch, so könnte man sich einen Groschen für die alten Tage ersparen. Man weiss ja nicht, wie schlecht es einem noch gehen wird und ob man nicht einmal ganz verarmen wird, so dass man keinen Einfall entbehren kann, wie jener Herr Gelber.

Doch davon will ich nicht sprechen. Etwas anderes ist mir in dieser Verhandlung aufgefallen: über den Umgang der Schauspieler mit Rezensenten bin ich wieder nachdenklich geworden. Ferdinand Bonn, der es doch eigentlich nicht nötig hätte, hat dem Kläger Photographien mit enthusiastischen Widmungen geschickt; ja, er hat ihm Briefe geschrieben, wie sie andere Menschen als Schauspieler nur an jemanden schreiben, den sie schätzen: „Den Führer zum lebendigen Shakespeare" und einen „grossen Kerl" hat er ihn genannt. Das ist ihm von manchen Leuten sehr verübelt worden. Wie konnte er, haben viele gedacht und gesagt, so seine Würde vergessen? Ich meine, man thut ihm Unrecht. Nicht ihn sollte man deswegen schelten, sonden dem ganzen Stande der Schauspieler sollte man es einmal sagen, dass er im Umgange mit Rezensenten und Journalisten gar keine Würde hat. Davon muss einmal gesprochen werden, schon um uns selber zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen, wenn wir uns durch die Schauspieler allmählich verderben lassen. Diese Journalisten sind so frech, sagt man dann. Ja, wer macht uns denn dazu? Wenn manche unter uns sich vor Dünkel schon gar nicht mehr auskennen, wer ist denn schuld, als diese immer kriechenden, immer wedelnden, immer aufwartenden Histrionen? Und wenn es noch ruhige und vernünftige Leute unter uns giebt, so danken sie es wirklich nur sich selbst; die Schauspieler haben alles gethan, um sie zu verdrehen.

Mit Menschen, die etwa zur Presse gehören könnten, betragen sich die Schauspieler wie Lakaien. Das Publikum hat ja davon gar keine Ahnung. Ich war noch Student, als ich, recht ungestüm und unbedenklich, meine ersten Rezensionen schrieb. Da kam Haase gastieren, der berühmte Friedrich Haase, schon damals ein alter Herr, der gut mein Grossvater sein konnte. Damals müssen mir Mätzchen noch imponiert haben: ich lobte ihn schwärmerisch. Am andern Tag kam ein Brief an die Redaktion (die Kritik war anonym gewesen) mit einer Photographie, die die Widmung trug: „Meinem unbekannten Gönner". Ich war ganz verblüfft, ja bestürzt. Freilich, Gönner schreibt ein Schauspieler so hin, ohne sich dabei etwas zu denken. Aber das wusste ich damals noch nicht. Allmählig habe ich es erst gelernt; recht traurig hat es mich manchmal gemacht. Auf den Photographien, die bei mir hängen, heisst es immer: „Meinem genialen Freunde". Oft, wenn ich sie betrachte, muss ich denken: wenn

ich so genial bin, als ich dein Freund bin, mein Lieber, dann sieht es übel mit mir aus. So schreiben sie einem auch gleich, wenn man sie einmal nicht verreisst: „Sie haben mich unendlich gefördert“. Wenn man ihren Briefen trauen dürfte, müsste man sich in der That für ihren Lehrer halten, dem sie alles verdanken: selber wären sie gar nichts. Nun muss man ja freilich bedenken, dass die Worte der Schauspieler nicht so tragisch zu nehmen sind. Es liegt in ihrem Metier, das Gefühl der Worte zu verlernen. Sie sind es so gewohnt, grosse Reden anzuwenden, dass sie das einfache Wort gar nicht mehr zu schätzen wissen. Kein Ausdruck ist ihnen stark genug; das Metier entwertet ihnen die Sprache. Wo wir sagen: der Mensch ist mir besonders angenehm, rufen sie gleich: er ist ein Schurke; und wer ihn eine Rolle wegnimmt, den sehen sie als ihren Mörder an. So wollen sie, wenn sie einen genial nennen, wahrscheinlich nur ausdrücken, dass man nicht gerade ein Analphabet ist, und wer höflich mit ihnen ist, den nennen sie schon ihren Gönner Aber auch wenn man das abzieht, dass sie keinen Respekt vor den grossen Worten haben und sie verschwenden, weil sie ihren Wert nicht kennen, so bleiben doch immer noch viele Entwürdigungen zurück. Man muss sie nur im Umgang mit Rezensenten sehen. Man sehe sie nur einmal im Café. Tritt ein Rezensent da ein, so lauern sie bereits aufgeregt und geschäftig, sehen ihm jeden Wunsch an den Augen ab und werden nicht müde, ihn zu hofieren, dieser hat gleich die Zündhölzchen bereit, wenn es ein Raucher ist, jener schleppt die Zeitungen herbei, die der Rezensent zu lesen pflegt, und steht er etwa im Rufe ein Spötter zu sein, der lustige Reden und Anspielungen liebt, dann lauschen alle atemlos, um nur ja keinen Witz zu verpassen, und wenn er sagt, dass es draussen regnet, lachen sie schon, dass es schallt, weil man ja doch nie wissen kann, ob es nicht vielleicht witzig gemeint war. Empörend ist es anzusehen. Es heisst freilich: die armen Leute wollen halt leben, da dürfen sie es sich mit einem Kritiker nicht verderben. Aber das ist ja gar nicht wahr: es giebt keinen noch so mächtig gebietenden Rezensenten, der einen guten Schauspieler auf die Dauer unterdrücken, keinen, der aus einem schlechten etwas machen könnte. Und wenn es selbst wahr wäre, würde es erst die bettelnden Geberden der Schauspieler noch immer nicht entschuldigen. Ich schreibe doch auch über Maler und kann Malern schaden und verkehre mit Malern, aber keiner hat mir noch gesagt, dass ich der einzige Mensch auf der Welt bin, der diese Kunst wirklich versteht, was jeder Rezensent von jedem Schauspieler jeden Tag hören kann.

Degradieren sich so die Schauspieler selbst, so kommt dadurch auch eine falsche Meinung über das Verhältnis zwischen dem kritischen Kenner und dem schaffenden Künstler auf. Das ist noch schlimmer. „Ich bin der Gebende gewesen“, hat Herr Gelber in dem Prozesse ausgerufen; als ein Lehrer der Schauspieler möchte er angesehen werden. Das ist ein Unsinn. Es muss einmal ausgesprochen werden: nie hat ein Kritiker einem Schauspieler noch etwas „gegeben“, nie hat ein Schauspieler noch aus einer Kritik etwas „gelernt“ und es ist nicht wahr, dass irgend ein Rezensent irgend einen Schauspieler „fördern“ kann. Der Rezensent soll freilich ein Lehrer sein; aber an das Publikum, nicht an den Künstler hat sich seine Lehre zu wenden. Das Publikum soll er erziehen, dem Publikum kann er helfen, das Publikum mag er fördern. Zum Schauspieler spricht er nicht; vom Schauspieler soll er zum Publikum sprechen. In seine Verwaltung ist der öffentliche Geschmack gegeben; ihn soll er in Gesetze bringen; an diesen wird er dann den Schauspieler messen, um nach ihnen zu bestimmen, wie er ist. Das hat er über die Schauspieler auszusagen, nichts als das. Er soll sagen, ob sie den Gesetzen genügen oder gegen welche sie sich vergangen haben. Ob sie zu ändern, oder noch zu bessern, wie sie etwa zu erziehen sind, danach hat er nicht zu fragen. Das ist seine Sache nicht. Kein Lehrer der Schauspieler soll er sein; nein, er soll ihr Richter sein. Der Richter wird befragt, ob eine Handlung gegen das Gesetz gewesen ist. Das soll er entscheiden. Ob jemand gestohlen hat, soll er entscheiden. Wie man etwa dem Dieb das Stehlen abgewöhnen könnte, um doch noch einen redlichen Menschen aus ihm zu machen, das mag eine sehr wichtige Frage sein, aber den Richter kümmert sie nicht. So kümmert es auch den Kritiker nicht, wie aus einem Schauspieler etwa noch etwas zu machen wäre. Er soll ihm sagen, ob er gewirkt hat oder nicht, ob er den dramatischen Gesetzen entsprochen hat oder nicht, ob er seine Rolle getroffen oder verfehlt hat. Will er noch ein Übriges thun und vom einzelnen zum allgemeinen gehen, so mag er die Gestalt beschreiben, die der Schauspieler schuldig geblieben ist. Aber das ist dann auch alles. Mehr soll er nicht.

Mehr kann er auch gar nicht. Das eben trennt ja den Kenner vom Künstler, dass der Kenner nur verlangen kann und dass es dem Künstler allein gegeben ist, aus sich zu schaffen. Der Kenner kann

sagen, wie der Schauspieler wirkt, und er kann fordern, wie der Schauspieler wirken soll. Nach dem Abstande jener Leistung von dieser Forderung wird er den Wert des Schauspielers bestimmen. Er wird ihm sagen: so und so viel fehlt dir noch, das musst du dir noch verschaffen. Aber er kann es ihm nicht geben. Ist es dem Schauspieler überhaupt möglich, es zu treffen, so kann er es nur aus sich selber treffen. Trifft er es nicht, so werden ihm alle Reden der Rezensenten nicht helfen. Von allen ihren „Auffassungen" hat der Schauspieler im Grunde gar nichts. Es ist gleich, welche er wählt. Ein grosser Schauspieler von Leidenschaft und Kraft wird auch mit der schlechtesten „Auffassung" wirken; einer geringen und schwachen Natur kann die beste nicht nützen. Aber Leidenschaft, Kraft und Grösse kann kein Rezensent dem Schauspieler einblasen, mit allen Kommentaren nicht. Was hat der Schauspieler davon, wenn ich ihm sage: Hier müssen Sie schwärmerisch sein? Es nützt ihm nichts, das zu wissen: er soll es können; und zum Können kann ich ihn nicht bringen, sonst wäre ich doch selbst ein Schauspieler geworden. Was ich ihm gewähren kann, die Einsicht und Anschauung, kann er nicht brauchen. Was er braucht, die gestaltende Kraft, kann ich ihm nicht gewähren. Darum ist es so komisch, Autoren auf Proben zu sehen. Sie plagen sich schrecklich, dem Schauspieler die Rolle zu erklären, und er weiss doch nicht, was er mit ihren Erklärungen anfangen soll. Sie sprechen ja immer nur zum Verstande und vom Verstande aus ist keinem Schauspieler zu helfen. Zeigen muss man es ihm. Wissen soll er gar nichts. Was können wir denn einem Schauspieler sagen? Seien wir ehrlich: es sind immer nur leere Reden. Wir können sagen: spielen Sie Hamlet als einen Prinzen der Decadence, den Malvolio als einen Alexandriner mit Nuancen aus dem Seminar von Scherer und den Jago als einen Feldwebel, der die Kadetten nicht leiden kann. Wird er durch solche Weisheiten wirklich gefördert? Ihm kommt es doch auf ganz andere Dinge an. Das Wirkende in ihm soll entbunden, seine geheime Kraft, die schafft, soll aufgeregt werden. Das braucht ihm gar nicht bewusst zu sein; instinktiv muss es geschehen. Wenn man ihm einen Ton anschlägt, wenn man ihm eine Geste vormacht, das wird ihm mehr als alle Explikationen sein. Davon kann man sich an jedem Schauspieler überzeugen. Jedem ist es eigen, nicht zu reden, nur zu bilden. Ich wette, der Mitterwurzer hat keine Ahnung, wie er als Philipp ist, und er mag genug verblüfft gewesen sein, wie wir es ihm beschrieben haben: denn das ist nun wieder unsere Stärke. Darin, im Verstehen, sind wir gross: im Schaffen sind sie es. Darum können wir ihnen nichts geben und sie uns nichts; wir sind in einem anderen Lande als sie und hier gilt eine andere Währung, die dort nicht gilt. Wir drücken alles in Gedanken aus, sie alles in Gestalten, und Gedanken kann man mit Gestalten, Gestalten mit Gedanken nicht tauschen. Wir thun dasselbe, aber jeder thut es in seiner Form. So kann der eine dem anderen nichts geben, nichts nehmen und am besten wird es sein, wenn jeder in seiner Region bleibt, mit dem anderen nichts disputieren will, sich in seinen Grenzen hält, für sich schafft und den Nachbar nicht stört. Und das möchte, meine ich immer, wohl auch die Maxime sein, die im Umgang der Schauspieler mit Rezensenten gelten sollte.

* * *

In den Bayreuther Blättern spricht R. Schlösser zum ersten mal genauer über den Entwurf eines Dramas „Achilleus", den Wagner 1850 vornahm. Er sammelt alle darauf bezüglichen Andeutungen und kommt zu folgendem Resultate.

Was verraten uns die Reste über das Werk selbst und seine Absichten? Wenig genug, und doch viel Interessantes. Zunächst Äusserliches: das Drama muss nach Wagners Absicht haben reichen sollen von dem Zwist Agamemnons mit Achilleus bis zum Tode des Hektor, dem wohl Achilleus Tod bald oder gar unmittelbar folgte. Zwischen Achilleus und Thetis sollte eine grosse Scene stattfinden; wahrscheinlich fand auch, ähnlich wie Grane im „Ring", das Ross Xanthos in dem Drama seinen Platz.

Ideell das Wichtigste wird in Achilleus' Verhältnis zu Thetis gelegen haben. Achilleus erinnert an den Verfasser von „Kunst und Revolution", der lieber einen Tag griechischer Mensch als eine Ewigkeit ungriechischer Gott sein wollte. Achilleus war wohl der Vertreter der Menschheit, die, zur Erkenntnis der Natur gelangt, sich von ihren Glaubensvorstellungen löst; er erkennt die Götter als Naturgewalten, mit denen er zwar in innigem Zusammenhang steht, denen er aber doch überlegen ist, so dass ihm ihre Unsterblichkeit nichts bedeuten kann — ein Gedanke, der Wagner damals sehr geläufig war. In der Hingabe des Helden an sein Rachewerk bekundet sich, ähnlich, aber minder glücklich wie in Siegfrieds kindischer Art, seine ursprüngliche, unwillkürlich-reinmenschliche Natur, welcher die Bethätigung ihrer selbst höchstes Gesetz ist. Sobald diese Be-

thätigung mit der Vollendung der Rache an Hektor ihren Höhepunkt erreicht hat, hat Achilleus seine Lebensaufgabe erfüllt und sein Tod wird Notwendigkeit. — Achilleus' Gegensatz zu Agamemnon scheint, nach dem einzigen kurzen Ausspruch*) zu schliessen, das des starken, freien und idealen Menschen zum staatlichen Willkürherrscher gewesen zu sein. Man sieht, die Gedankenwelt des Werkes war derjenigen von „Siegfrieds Tod" und „Wieland dem Schmiedt" ziemlich nahe verwandt.

Nicht ganz gleichgiltig ist bei Wagners strengem dichterischen Stilgefühl die Frage nach der äussern Form des Werkes. Der einzige erhaltene Vers ist ein in zwei Zeilen geschriebener Hexameter. Merkwürdig genug! Sollte vielleicht ein neuer, freierer Vers, der aber doch an den Homerischen gemahnt hätte, hier als dichterisches Ausdrucksmittel dienen? Wir wissen es nicht und vermögen auch nicht zu entscheiden, ob und wie ein solcher Versuch hätte glücken können.

* * *

Eine hochinteressante Sammlung, die in ihrer Art einzig dasteht, wird im Herbst in Berlin allgemein zugänglich gemacht werden, die „Sammlung für Kostümwissenschaft" des Freiherrn von Lipperheide.

Freiherr von Lipperheide ist länger als eifriger und glücklicher Sammler bekannt. Sein reicher Schatz antiker Helme, mit dem kaum einige grosse Staatssammlungen rivalisieren können, fand soeben die Bewunderung der Kenner. Sein vornehmes Besitzthum mit den schmiedeeisernen Zierden, das unter den Mietshäusern der Potsdamer Strasse in reservirter Abgeschlossenheit liegt, birgt in seinen unteren Räumen Intérieurs vollendeten Geschmackes, Musterstücke künstlerischster und persönlichster Innendekoration. Die oberen Räume enthalten die planmässig geordneten Sammlungen, darunter eben die in ihrer Reichhaltigkeit unübertroffene kostümwissenschaftliche Abteilung. Nicht um die Trachten allein handelt es sich bei ihm, sondern auch um das Detail der Stickerei und Weberei, von den Ornamenten der Kleidung, von Schmuck- und Hausrat, von Schriften, von Ross und Wagen, von Waffen u. s. w.

Die Sammlung umfasst Bilder, Einzelblätter, Bücher, Almanache, Zeitschriften. Gerade die Hauptquelle der Trachtenkunde, die Modezeitungen, die bisher nicht viel gesammelt worden sind, finden sich reich vertreten.

Soeben erscheint die erste Lieferung des Kataloges. Er ist ein Werk peinlichster bibliographischer Akribie und grosser Anschaulichkeit. Die Ausstattung mit ihren reichen Illustrationen, den Titelfaksimiles, den Buchdruckerzeichen, ist für den Bibliophilen ein Entzücken. Nicht nur eine trockene Aufzählung von Titeln wird gegeben, sondern die Physiognomien der Bücherei werden uns lebendig und reden zu uns aus alter Zeit.

Die erste Lieferung führt in die allgemeine Trachtenkunde ein.

Natürlich finden wir hier das älteste bekannte Kostümwerk „Recueil de la diuersité des habits" (Paris 1567).

Am interessantesten aber weiss zu erzählen das grosse anonyme Trachtenwerk in Radierungen, von dem sich ausser den zwei unvollständigen Exemplaren der Lipperheideschen Sammlung nur noch zwei in Breslau und in Paris nachweisen lassen.

Die Trachten aller Länder sind, mit besonderer Bevorzugung der italienischen, hier dargestellt.

Dieser Katalog, auf den nach Abschluss des Werkes noch zurückzukommen sein wird, verspricht Kennern und Enthusiasten gleiche Freuden. F. P.

*) Der Vers ist in den „Entwürfen, Gedanken und Fragmenten" erhalten: Achill zu Agamemnon:
Suchst Du Wonne im Herrschen,
So lehre Dich Klugheit zu lieben,

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

RICHARD WAGNER UND FRIEDRICH NIETZSCHE.

EINE BETRACHTUNG AUS DER VOGELSCHAU.

VON

KARL HECKEL.

Die Geschichte der Litteratur weist kein zweites Beispiel auf, dass ein Denker von annähernder Bedeutung, wie sie Nietzsche zukommt, über einen Künstler wie Wagner das höchste ausgesprochen hat, was für ihn und seine Werke zu sagen war, um einige Jahre später das schärfste auszusprechen, was wider ihn vorzubringen blieb.

Derselbe Nietzsche, der 1871 die Erklärung abgab, dass er von der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Thätigkeit im Sinne Richard Wagners überzeugt sei, nannte wenige Jahre später Theater und Musik das Haschisch-Rauchen und Betel-Kauen der Europäer. Derselbe Nietzsche, der 1871 in Wagner den Dithyrambischen Dramatiker als grössten Zauberer und Beglücker unter den Sterblichen feierte, konnte ihn wenige Jahre später einen typischen décadent nennen und als eine Krankheit bezeichnen.

Gewiss liegt hier ein Problem vor, das nicht durch alberne Klatschgeschichten, wie die angebliche Zurückweisung einer — nie geschriebenen — Oper Nietzsche's durch Wagner aus der Welt geschafft wird. das aber auch nicht als Zufall oder Laune hingenommen werden kann, trotz wiederholter Versuche. Auch Frau Lou Andreas-Salomé, welche viel Tiefsinnigkeit und Gedankenschärfe in der Beurtheilung von Nietzsches Positivismus und Determinismus zeigte, blieb der Einblick in Nietzsches Verhältniss zu Wagner verschlossen. Nur dadurch lässt es sich erklären, dass sie von ihrem „Freunde" schrieb: — Ebenso kritiklos und rückhaltlos, wie er der Sache Wagners gedient hatte, ebenso kehrte er sich unmittelbar darauf mit den schärfsten Waffen wider sie. —

Ward hier Nietzsche ein unmännlicher willkürlicher Abfall nachgesagt, so wusste dagegen Herr Peter Gast von einer Fahnenflucht und einem Renegatenthum Wagners zu erzählen und sie mit der Behauptung zu begründen, Wagner habe die höchste Schöpfung seines Lebens, die Gestalt des Siegfried, mit seinem Parsifal wieder ausgelöscht.

Herr Paul Moos endlich hat uns in der „Allgemeinen Musikzeitung" gezeigt, wie man mit dem Besen philosophirt, indem er zum Kehraus aufspielte und verkündigte, das Nietzsche's Schriften, die für Wagner eintreten, genau eben so wenig taugen, als seine Auslassungen gegen Wagner, denn dem „geschmacklosen" Philosophen fehlte es nun einmal an dem „klaren, zielbewussten, künstlerischen Erkennen."

Dem gegenüber ist zunächst hervorzuheben, dass Nietzsche von berufenen Wagner-Kennern, wie dem trefflichen Chamberlain eine warme und gerechte Würdigung seiner unvergänglichen Bedeutung für den „Gedanken von Bayreuth" erfuhr. Aber auch Chamberlain vermochte für die wagnerfeindlichen Schriften Nietzsches als „närrischen Broschüren von abstossender Trivialität" keine Erklärung, sondern nur eine unzutreffende Entschuldigung in der — erst viele Jahre nach den schärfsten Angriffen erfolgten — geistigen Umnachtung ihres Verfassers zu finden.

Von Wagner selbst fehlen uns abgesehen von den dafür geltenden Stellen in „Publikum und Popularität" Hinweise auf seine Stellung zum späteren Nietzsche, während dieser immer bestrebt blieb seinen gegnerischen Standpunkt durch muthwilliges Schwenken der Kriegsflagge zu kennzeichnen.

Der Versuch die scheinbar plötzliche Scheidung der beiden Männer einfach aus ihrer innersten Natur und Entwickelung als nothwendig und unabwendbar darzustellen, ist noch nirgends unternommen worden. Man erging sich in Muthmassungen und Schmähungen vor einer verschlossenen Thüre und übersah, dass allein schon Nietzsches Ausspruch „nur wer sich wandelt, bleibt mir verwandt" einen Schlüssel bot, der alle Dietriche entbehrlich machte.

Die Lösung der längst gestellten Aufgabe hat vor kurzem eine schätzenswerthe Erleichterung erfahren durch die Veröffentlichung von Aufzeichnungen und Entwürfen Nietzsches, welche das Werden und die Entwickelungsgeschichte seiner Gedanken überschauen lassen*).

Wenn auch diese Aufzeichnungen nicht im Keim bereits alle Grundgedanken des „Fall Wagner" enthalten — wie ihr verdienstvoller Herausgeber annimmt — so überraschen sie doch durch grosse Unbefangenheit und Selbstständigkeit des Urtheils. Die verschiedenartige Beantwortung wesentlicher Fragen erschliesst bereits den Einblick in charakteristische Gegensätze ursprünglicher Art.

Wagner hat mit Wärme ausgesprochen, dass Beethoven durch Hinzuziehung des Chorgesanges im vierten Satz seiner letzten Symphonie ein feierliches Bekenntniss über die Grenzen der absoluten Musik abgegeben habe, ja mit ihm die Pforten einer neuen Kunst gewissermassen entriegelt habe. Er nannte die Neunte Symphonie die Erlösung der Musik aus ihrem eigensten Elemente heraus zur allgemeinsamen Kunst.

Dieser Auffassung setzte Nietzsche von Anfang an seine Ansicht entgegen, welche die Einführung des Chores in der Neunten einzig aus einer musikalischen Ursache erklärt. Nicht nach dem — unverständlich bleibenden — Wort, sondern nach dem „angenehmeren und freudenvolleren" Laut habe der Symphoniker begehrt und dazu den überzeugenden Ton der Menschenstimme bedurft.

Diese Verschiedenheit der Auffassung ist von Bedeutung, weil Nietzsche auch bei Wagner dem Wort eine untergeordnetere Stellung zuweist. Aus der Einsicht, dass die Musik die bildliche Seite der Poesie herausdrängt, während der Gedanke sich zurückzieht, gelangte er zu dem Schluss, dass es viel mehr auf das sich immer verändernde belebte Bild, dem das Wort dient, ankommt, als auf dieses selbst.

*) Nietzsches Werke. II. Abtheilung Band IX Schriften und Entwürfe 1869—1872 und Band X Schriften und Entwürfe 1872—1876.



Während Wagner den Dichter als Erzeuger und die Musik als Gebärerin bezeichnete und somit Dichtkunst und Musik in seinen Werken als gleichwerthig anerkannt wissen will, sah Nietzsche in dem Umstand, dass der Text bei Wagner noch bestimmend auf die Musik wirkt, nur eine Nachwirkung der Operntendenz und nannte die Forderung eines dramatischen Sängers, der die Musik alterire, an sich eine Unnatur. Musik und Mimus allein erscheinen ihm als das wesentliche, lege doch Wagner allen Werth auf das An-sich-verständliche der Handlung, also den Mimus.

Sehr bezeichnend gelangte er auf diese Weise zur Annahme, Wagner strebe unbewusst eine Kunstform an, in der das Urübel der Oper überwunden sei, nämlich die allergrösste Symphonie, deren Hauptinstrumente einen Gesang singen, der durch eine Handlung versinnlicht werden kann.

Die Stärke und Energie, mit der Nietzsche auf die mangelhafte Befähigung unserer Zeit zum Mimus, auf den ihm widerwärtigen Anblick des Sängers und auf die Falschheit des Begriffes „dramatische Musik" hinweist, bekunden eine natürliche Antipathie gegen alles Theatralische, auch wo es als unentbehrlich zum Zwecke anerkannt werden muss.

In manchen Aussprüchen liegt daher eine geheime Widersprache und unbewusste Abrathung, auch wenn sich in der Form keine Divergenz erkennen lässt.

So bezeichnete er als Wagners Voraussetzung nicht den rein musikalischen, sondern den sentimentalischen Zuhörer, der sofort dem Mythus gegenüber innerste Rührung empfindet. Das Affekte empfindende Publikum aber erweist sich nicht als ein künstlerisches, sondern als ein moralisches Wesen, so dass die Künstler bereit sein müssen vor ein Forum sich ziehen zu lassen, das im Grunde nichts mit der Kunst zu thun hat.

Dass Nietzsche Wagners Werken ein anderes Publikum, als dieses — im Grunde nur moralischer Erregungen fähige — wünschte, ergiebt sich aus der wagnerfreundlichen Tendenz seines ersten Werkes: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik"; erwartete er doch von Wagners Kunst die mächtigste Förderung zur deutschen Wiedergeburt der hellenischen Welt.

Nur an Wagner konnte er schreiben: — Von Ihnen weiss ich es, mein verehrlicher Freund, von Ihnen allein, dass Sie mit mir einen wahren und einen falschen Begriff der „griechischen Heiterkeit" unterscheiden und den letzteren, den falschen, im Zustande ungefährdeten Behagens auf allen Wegen und Stegen antreffen.

Beide erkannten den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Nothwendigkeit einer Regeneration derselben. Ihre in diesem ernsten Probleme so wunderbar consonirende Empfindung wurde zum gemeinsamen Boden für zwei selbstständige, weil stelbstständige Weltanschauungen.

Nietzsche traf mit Wagner erstmals im Jahre 1868 zusammen als junger begeisterter Verehrer. So charakteristisch diese erste Begegnung sich auch gestaltete, andauernde Beziehungen traten erst später ein. Es wäre falsch anzunehmen, dass erst Wagner Nietzsches Jugend Inhalt gegeben hätte. Nein, Herz und Hirn dieses seltenen Menschen waren voll von eigenen neuen Gefühlen und Gedanken, die nach Licht und Leben verlangten.

Der theatralischen Kunst an sich war seine Natur niemals zugeneigt. Aber er sah Wagner am Werk und sah dessen Voraussetzungen und Wünsche im Ursprung und ihrer Richtung mit seinen Idealen sich berühren.

Wie zu Zeiten grosser patriotischer Erhebungen die Selbstherrlichkeit des Einzelnen, um des gemeinsamen Zieles willen, sich opferfreudig zu unterwerfen hat, ohne desshalb dauernd sich selbst aufzugeben, so verpflichtete auch ihn das sich vorbereitende grosse Ereigniss von Bayreuth „zum Schweigen, zum fünfjährigen pythagoreischen Schweigen“.

Damals ward er „der Jünger der wiederauferstandenen Kunst“ der grösste Jünger, den je ein Meister fand! Aber durch diese Unterwerfung bildete er sich auch unbewusst zum Gegner aus, dem grössten Gegner, der je einem Künstler nach gemeinsam erkämpftem Sieg entgegentrat.

* * *

Der starken Wirkung Wagners auf Nietzsche — welche manchmal auch in dem vorsichtigeren bedingteren Stil der ersten Schriften erkennbar ist — steht übrigens eine reiche Gegenwirkung Nietzsches auf Wagner zur Seite. Einzelne Gedanken, wie die Unterscheidung zwischen apollinischer und dionysischer Kunst sind in Wagners Schriften übergegangen.

Die beiderseitige Beeinflussung fand auch im persönlichen Verkehr, besonders in Triebschen, Bayreuth, Mannheim, Strassburg und in Sorrent statt. Die wenigen, nächsten Freunde, denen es vergönnt war an den Gesprächen der beiden Männer theilzunehmen, wohnten einem innigen Gedankenaustausch bei über Fragen, für die es damals noch wenige Ohren in Deutschland gab.

Wagner hoffte Bayreuth in vielfacher Beziehung zum Mittelpunkt kultureller Bewegungen zu machen. Sein Streben hervorragende Gelehrte wie Overbeck, Rothe, Krug u. a. zu selbstständigen Darlegungen über die Ziele einer deutschen Kultur zu veranlassen, sowie sein Versuch in den „Bayreuther Blättern“ diesen Äusserungen ein Organ zu schaffen, blieben ja zum Theil nicht erfolglos, aber den „Freien“, den er sich ersehnte, fand er nur in Nietzsche.

Auch an Beschlüssen, welche unmittelbar zur Förderung des Werkes von Bayreuth dienten, nahm Nietzsche mit Eifer theil. So ist Wagners „Mittheilung an die deutschen Wagner-Vereine“ vom Januar 1872, die mir im Manuscript vorliegt, auf Anregungen und Vorschläge Nietzsches zurückzuführen.

Er war zu dem von Wagner persönlich geleiteten grossen öffentlichen Konzert und der erstmaligen Aufführung des „Siegfried-Idylls“ vor einem grösseren Freundeskreis nach Mannheim gekommen und nahm an allen Bayreuth betreffenden Fragen lebhaften Antheil. Seine Befürchtung, dass durch die unentbehrliche geschäftliche Propaganda für das grosse Unternehmen dessen Idealität verdunkelt werden könnte, wurde von Wagner getheilt und in der erwähnten Mittheilung öffentlich ausgesprochen.

Umgekehrt liegt das Verhältniss bei einem von Nietzsche verfassten „Mahnruf“, der demnächst im zweiten Band von Elisabeth Försters „Das Leben Friedrich Nietzsche's“ zum Abdruck gelangen wird.

Mein Vater Emil Heckel, — auf dessen umfangreichen Brief-

wechsel mit Wagner, Nietzsche*) und einer Reihe am Werk von Bayreuth hervorragend betheiligter Persönlichkeiten sich diese Ausführungen stützen — hatte bei Wagner die Erlassung eines Manifestes angeregt und dessen Vorschläge über den Inhalt an Nietzsche als „den Einzigen, der hier das grosse Wort zu sprechen wusste“ übermittelt.

Dieser „Mahnruf an die Deutschen“ zeigt Nietzsches ganze Hingebung an den Bayreuther Gedanken, sowohl da, wo er Wagner als den „grossen tapferen, unbeugsamen Kämpfer“ feiert, als dort wo er „von der deutschen Musik und ihrer verklärenden Einwirkung auf das volksthümliche Drama die wichtigste Förderung eines originalen deutsch ausgeprägten Lebens“ erhofft. — Gross und mahnend klingen seine Worte: „ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, dass er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst und Kulturkräfte vergessen machen will, dass er furchtbar war.“ — Fern- und hellsehend erscheint er uns, indem er die öffentlichen Pflegestätten deutscher Aufgaben ermahnt, dass das Volk jetzt mehr wie je der Reinigung und der Weihung durch die erhabenen Zauber und Schrecken ächter deutscher Kunst bedürfe, wenn nicht unsere Nachkommen einmal zur Erkenntniss kommen sollen, dass wir Deutsche uns selbst zu verlieren anfingen, als wir uns endlich wiedergefunden hatten.

Leider wurde in einer Delegierten-Versammlung in Bayreuth Nietzsches „Mahnruf“ — im wahren Sinne ein Ruf Nietzsches und Wagners — nicht opportun befunden und von der Versendung abgesehen.

An den Bestrebungen der Wagner-Vereine nahm Nietzsche ernstlich theil. So sandte er dem Mannheimer Verein im Januar 1872

---

*) Zwei Originalbriefe Nietzsches, von denen der erste sich auf den erwähnten Mahnruf bezieht, lauten:

Sonntag
Basel, den 19. October 1873.

Geehrtester Herr Heckel.

Das, was Sie von mir verlangen, wird besorgt. Ihr Entwurf für die Buchhändler scheint mir vortrefflich, wie überhaupt der ganze Plan wieder für seinen Urheber spricht.* Lassen Sie mir den Entwurf zu näherer Prüfung noch ein paar Tage; vielleicht kann ich dann den meinigen mitschicken. Ich komme, falls meine Gesundheit irgend wie es zulässt, am 30. d. M. nach Bayreuth. Von meinem Entwurfe will ich hier eine Anzahl gedruckte Abzüge machen lassen: er ist dann besser zu übersehen und nöthigenfalls zu revidiren.

Treulich Ihr
Nietzsche.

* Nein: ich schicke ihn gleich und habe ihn bereits durchgesehen.

Basel, den 27. November 1873.

Wenn ich Ihnen, geehrtester Herr Heckel, auf Ihre gütige Uebersendung des Patronatscheines nicht antwortete, so entschuldigen Sie mich wohl und nehmen nichtsdesto weniger an, dass er glücklich in meine Hände gelangt ist. Heute bitte ich Sie um eine wenn möglich umgehende Uebersendung von ein Paar Exemplaren Ihrer Vereins-Statuten. Ich denke über die Möglichkeit einer Gründung eines „Schweizerischen Wagner-Vereins“ nach, wie ich Ihnen privatissime mittheile, um hoffentlich, nach günstigen Erfahrungen, recht bald offiziell darüber Mittheilung zu machen.

Empfangen Sie meine angelegentlichen Grüsse.

Der Ihrige.
Prof. Dr. Friedr. Nietzsche.



telegraphisch herzliche Neujahrswünsche und fasste im Frühjahr des gleichen Jahres den Entschluss im nächsten Winter seine akademische Thätigkeit zu unterbrechen und in den Wagner-Vereinen Vorträge zu halten.

Die Entwürfe hierzu sind im Neunten Band seiner Schriften unter dem charakteristischen Titel veröffentlicht:

Bayreuther Horizont-Betrachtungen.
Betrachtungen über die angebliche Cultur der Gegenwart.
Reden eines Hoffenden.

Die Veröffentlichung umfasst sowohl den Plan und die Gedanken der sechs Vorträge, als auch ein Verzeichniss der anzugreifenden Institute und Personen.

Kulturelle Regeneration bildet den gemeinsamen Inhalt dieser Entwürfe. Die Kultur wird als Herrschaft der Kunst über das Leben definirt und bei Wagner die vollendete Einsicht in die Zusammenhänge des Lebens mit der Kunst, also eine Rückkehr zum hellenischen Begriff derselben erkannt. Der erste Vortrag sollte an die Bayreuther Grundsteinlegung anknüpfen und die höchste Furcht aussprechen, dass die Zuhörer nicht reif seien für die im Festspielhaus zu erlebenden Wunder. Der letzte Vortrag sollte den Titel „Morgenroth-Perspectiven" erhalten und als erstes Ziel bezeichnen: nicht deutsche Bildung auf nationaler Grundlage, sondern Bildung des Deutschen, (nicht Bildung nach dem Deutschen).

Die Ausführung dieser Vorträge unterblieb, weil Nietzsche erkannte, dass sie damals bei dem allgemeinen Unverständniss für den Gedanken von Bayreuth nur verletzend und aufreizend wirken mussten und das Unternehmen nicht fördern konnten. Aus gleichen Rücksichten unterliess er die Ausführung der „unzeitgemässen Betrachtung" „Litterarische Musiker, wie die Anhänger des Genius die Wirkungen desselben todtmachen" sowie eines Aufsatzes „Die Gegner Wagners." Anhänger und Wiedersacher weckten wiederholt seinen Unmuth. Er fasste später beide Pläne zusammen unter dem Titel „Richard Wagners Freunde und Feinde" um abermals dem Zwang der Verhältnisse zu weichen. Auch auf die Ausführung eines Aufsatzes „Goethe und Wagner über das Theater" verzichtete er wohl aus gleicher Ursache.

Dieser Aufsatz hätte zweifellos eine scharfe Verurtheilung der Repertoire-Bühnen gebracht. Zunächst in Uebereinstimmung mit Wagner, der den Beweis für den Verfall des Theaters in der Thatsache sah, „das der letzte Rest wahrhaft deutsch gebildeter Männer in jedem Fache sich Nichts mehr vom Theater verhofft und kaum sein Vorhandensein noch beachtet." Wagner gedachte jedoch eine Veredelung des allgemeinen Geschmackes an theatralischen Vorstellungen zu erreichen, durch Veredelung des Charakters dieser Vorstellungen.

Hierzu bedurfte es eines grossen Beispiels, das uns die Uebereinstimmung der theatralischen Darstellung mit dem dargestellten Werke erleben liess. Diesem Bedürfniss entsprang der Gedanke von Bayreuth.

Fünfundzwanzig Jahre lagen zwischen der ersten Mittheilung Wagners über seine Absicht der Aufführung des „Ring der Nibelungen" in einem eigens hierfür zu erbauenden Theater bis zur vollendeten Ausführung dieses Planes.*) Es muss uns bei Wagner mit höchster

*) Vgl. Karl Heckel „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth." Authentischer Beitrag zur Geschichte ihrer Entstehung und Entwickelung.

Bewunderung erfüllen, dass er sich trotz der erkannten allgemeinen Gleichgiltigkeit für künstlerische und kulturelle Aufgaben in Deutschland, den Glauben an sein Volk bewahren konnte. Eine Erklärung für diese Ausdauer erhalten wir nur durch den Einblick in seine künstlerische Natur und deren schöpferisches Bedürfniss, das wahre Befriedigung erst in der vollkommenen lebendigen Verwirklichung der geschaffenen Gestalten auf der Bühne finden konnte.

Dass auch Nietzsche trotz seiner Abneigung gegen das Theater an Wagners Unternehmen sich als ein Hoffender zu betheiligen vermochte, erklärt sich aus seiner Erkenntniss, dass das Theater noch die einzige Basis zu einer künstlerischen Regeneration der Massen bot, und aus seinem festen Vertrauen auf die Macht des Genies. Das langsame Fortschreiten der Bayreuther Pläne erfüllte ihn daher mit tiefster Melancholie. Schien doch längere Zeit thatsächlich alles verloren. Wagner selbst verzweifelte damals und beabsichtigte mitzutheilen, dass das Unternehmen gescheitert sei und zu dessen Hebung und Vollendung bessere Zeiten abzuwarten blieben. Diese Bekanntmachung sollte in einem offenen Briefe an Emil Heckel erfolgen. Aber dieser suchte neue Wege auf und wusste durch Beseitigung eines Missverständnisses neue Aussichten auf eine wesentliche Förderung zu erschliessen. Die bang ersehnte Hilfe traf ein, so dass Wagner bald darauf an Heckel schreiben konnte: „Das Unternehmen, an dem Sie so herrlich ernsten Antheil nehmen, ist gesichert.“ Diese Nachricht fand rasch Verbreitung. Mit Beziehung auf dieselbe äusserte Nietzsche brieflich: „Eine ganz ausdrückliche Notiz des Mannheimer Journals bringt aus bester Quelle, dass die Aufführungen jetzt endgiltig gesichert sind. So wäre denn das Wunder geschehen! Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der grössten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, wesshalb das Unternehmen misslungen sei; dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen als früher. Ist das „Wunder“ wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Fest feiern, wenn es wahr ist.“

Diese Worte Nietzsche's zeigen uns deutlich, von welchem Standpunkt aus wir die meisten aus dem Nachlass veröffentlichen gegnerischen „Gedanken über Wagner“ aufzufassen haben, um zu begreifen, dass sie im Januar 1874 niedergeschrieben werden konnten, also der damals noch nicht einmal geplanten wagnerfreundlichen Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ vorausgingen.

Erklärungen, warum Wagners Unternehmen so geringe Förderung erfuhr, sah Nietzsche zunächst in der Entwicklung der Geldkrisen, der allgemeinen Unsicherheit der politischen Lage und in dem Umstand, dass eine ernste Nation sich einige Leichtfertigkeit nicht verkümmern lassen wolle, die deutsche nicht in den theatralischen Künsten. Als Hauptursache aber galt ihm: die Bedeutung der Kunst, wie sie Wagner hat, passt nicht in unsre gesellschaftlichen und arbeitenden Verhältnisse. Daher instinktive Abneigung gegen das Ungeeignete.

Auch in verschiedenen Einzelheiten nahm er — in diesen niedergeschriebenen Gesprächen mit sich selbst — Stellung gegen Wagner und vertheidigte immer wieder die Symphonie gegenüber dem Wagnerschen Drama, das die Musik nur als Mittel zum Ausdruck gelten lasse.

— Er sah in Wagner einen „versetzten Schauspieler“, der den Menschen nur als den wirksamsten und wirklichsten nachahmen will: im höchsten Affekt. Ganz charakteristisch für seine antitheatralische Natur gelangte er zu dem Ausruf: „Das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!“

Dabei verkannte er nicht, dass Wagners kulturelle Bedeutung gerade in dem Bestreben liegt mit Hülfe der Theatermassen die Kunst zu erneuern und zur Herrschaft zu bringen und bezweifelte nur, dass dies in Deutschland möglich sei.

Er bietet uns feine tiefsinnige Urtheile, welche wir allerdings nur dann ohne Vorurtheil zu erfassen vermögen, wenn wir wiederholt bedenken, dass Nietzsche seine Sache gleichsam mit den Augen eines Plastikers anschaute, indem er mit Bewusstsein und Absicht seinen Standpunkt wechselte und so eine gegenseitige Ansicht gewann, ohne dass ein Wechsel der Gesinnung vorausgegangen war. Er gemahnte sich selbst einmal auf solchem willkürlich veränderten Standpunkt nicht zu vergessen, dass Wagners Kunst eine theatralische Sprache redet, die nicht ins Zimmer — in die camera — gehört und gelangte zur Ueberzeugung: sehr viele Missgriffe liegen daran, dass der Beurtheilende von seiner partiellen Kunst (Haus-Kunst) ausgeht.

Eine Reform des Theaters ist, wie jede andere wirkliche Reform, gar nicht möglich, ohne nicht überall in Sitte und Staat, in Erziehung und Verkehr zu neuern. Nur in diesem Sinne nahm er Theil an der Erhebung der theatralischen Kunst und erklärte Bayreuth für die Morgenweihe am Tage des Kampfes.

Wohl mochte manches Mal in ihm die Befürchtung aufsteigen, durch seine Hingebung an Wagner sich selbst zu verlieren. Aber zu seinem eigenen Troste sagte er sich: Indem der Betrachtende scheinbar der aus- und überströmenden Natur Wagners unterliegt, hat er an ihrer Kraft selber Antheil genommen und ist so gleichsam durch ihn gegen ihn mächtig geworden; und Jeder, der sich genau prüft, weiss, dass selbst zum Betrachten eine geheimnissvolle Gegnerschaft, die des Entgegenschauens, gehört.

Diese geheimnissvolle Gegnerschaft liess ihn nicht ohne Absicht die Worte Platos zitiren, welche besagen, wir wollen einen solchen Dithyrambiker verehren und bekränzen, aber ihn ersuchen, in ein anderes Gemeinwesen zu gehen. Wenn auch Nietzsche hinzusetzte, dass in unserem Gemeinwesen die entgegengesetzte Aufforderung am Platze sei, gerade damit es einmal verneint erscheine, so lässt er doch erkennen, dass seinem eigenen Ideale eine Kultur entspricht, welche des dithyrambischen Dramatikers zu entbehren vermag. Auch wo er Wagner in der Entwickelung seiner höchsten Macht und Wirkung bewundert, wirft er daher einen sympathisirenden Blick nach der „schwächlichen, aber edleren und doch selbstisch-einsamen Empfindung“ des abseits von der grossen Menge stehenden Kunstfreundes.

* * *

Wagners Werke sind, im besten Sinne des Wortes, volksthümlich. Seine Kunst redet nicht mehr die Sprache der Bildung einer Kaste

und kennt überhaupt den Gegensatz von Gebildeten und Ungebildeten nicht mehr. Damit stellt sie sich — so folgert Nietzsche — in Gegensatz zu aller Kultur der Renaissance, welche bisher uns neuere Menschen in ihr Licht und ihren Schatten eingehüllt hatte.

Was aber mit der Kultur der Renaissance in Widerspruch steht, steht in Widerspruch mit Nietzsche, der mit allen Wurzelfasern sich in ihr zu befestigen strebte.

Dies zugegeben, müssen wir anerkennen: Wagner und Nietzsche waren von Anfang ihrer innersten Natur nach Antipoden!

Dass ihre Gegensätzlichkeit nicht früher scharf hervortrat, erklärt sich aus der gemeinsamen Auflehnung gegen die Verlogenheit und Unnatur der modernen Civilisation und aus dem gemeinsamen Bestreben durch eine deutsche (Nietzsche sagte: überdeutsche) Kunst zu einer wahrhaftigen Kultur zu gelangen.

Die Frage nach der Art dieser Kultur enthüllt uns sofort den Antagonismus ihrer letzten Bestrebungen.

Wagner ist ein Sohn der Reformation, Nietzsche ein Spross der Renaissance.

Wagner wollte unmittelbar zum Volk sprechen. „Volk“ aber war ihm der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinsame Noth und also auch ein gemeinsames Bedürfniss empfinden.

Nietzsche wendete sich an Einzelne. Diese „Einzelnen“ aber waren ihm Hyperboräer, die abseits der modernen Tugenden lebten als ein höherwerthiger Typus.

Von diesem Standpunkt aus erschien ihm Wagner als Deuter und Verklärer einer Vergangenheit, nicht als Seher einer Zukunft. Sich selbst aber mochte er angesichts dieser fatalistischen Gegnerschaft im Stillen wohl mit Siegfried vergleichen, der „treu in Untreue, das Liebste aus Liebe verwundet“, weil Jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muss.

* * *

Die Nachträge zu „Richard Wagner in Bayreuth“, welche aus dem Jahre 1875 stammen, enthalten im Keime die bedeutendsten Gedanken, die seit Plato gegen das Walten einer übermächtigen Kunst ausgesprochen worden sind. Es wird mit logischer Strenge darauf hingewiesen. wie gefährlich das Missverständniss werden kann, den Künstler als unmittelbaren Erzieher zu verstehen und seinen Kunstwerken bestimmte Winke über die Gestaltung des Lebens zu entnehmen, statt in ihm etwas Ueberzeitliches zu verehren. Seiner antimoralischen Weltanschauung gemäss, war Nietzsche jedes fabula docet zuwider. Dass man gerade Wagner aber vielfach trotz seiner wiederholten Abwehr dogmatisch erfasst hat — wie Gervinus es mit Shakespeare that — das lässt sich ebensowenig verkennen, wie die Thatsache, dass viele Anhänger sich nur angezogen fühlten durch Elemente in ihm, die — dogmatisch betrachtet — als reaktionär erscheinen. So das Mittelalterlich-christliche, die Fürstenstellung, das Buddhaistische, das Wunderhafte.

Dass Wagner selbst frei über der religiösen Bedeutung der von ihm aufgenommenen Mythen stand und dies auch von dem Zuschauer verlangt, hat Nietzsche damals ausdrücklich anerkannt.

Von seinem hohen Standpunkt aus warnte er vor jeder unkünstlerischen Auffassung und deutete, gleichsam zum Ersatz, auf den rhythmischen Sinn im Grossen bei Wagner hin, auf die Einfachheit in der Anlage seiner Dramen, sowie auf die architektonischen Verhältnisse der einzelnen Akte zu einander, damit wir die schlichte Grösse des Baumeisters erkennen. Er verwies auf Einzelheiten, wo er rhythmische Freuden des höchsten Grades fand, und sprach es aus: — Ich wüsste nicht, auf welchem Wege ich je des r e i n s t e n sonnenhellen Glückes theilhaftig geworden wäre, als durch Wagners Musik. —

Reines sonnenhelles Glück! weiss man, was das für Nietzsche hiess, welches Gefühl innigster Dankbarkeit er in diesen Ausspruch hineinlegte?! War es ihm doch von je das Höchste, was er zu sagen vermochte. So äusserte er nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde" zu Malvida von Meysenbug*): — Dieses Drama des Todes macht mich gar nicht traurig, im Gegentheil, ich fühle mich glücklich und erlöst. — So schrieb er ferner an obengenannte Freundin von einem Zusammentreffen mit Wagner, dass es in „beglückendster" Weise stattgefunden habe und er sich der herzlichsten Zusammengehörigkeit erfreut habe. Und ein anderes Mal: — hier (bei Wagner) bin ich ganz „glücklich". In Bayreuth hoffe ich mir wieder Muth und Heiterkeit zu holen und mich wieder in allem Rechten zu befestigen. —

Die Kopf- und Augenschmerzen, die er zu erdulden hatte, bereiteten ihm oft qualvolle Stunden und so war es wohl auch zunächst seine erschütterte Gesundheit, welche ihn zwang, 1876 Bayreuth vor der Beendigung der Festspiele zu verlassen.

Aber er litt nie rein körperlich, Alles war bei ihm mit geistigen Krisen tief verwachsen, diesesmal mit einer schmerzlichen Enttäuschung durch das deutsche Publikum.

In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswerth, hatte er längst vorausgesagt im Anschluss an den Gedanken, dass zweierlei zusammenkommen müsse, damit ein Ereigniss Grösse habe: der grosse Sinn Derer, die es vollbringen und der grosse Sinn Derer, die es erleben. Wie vereinzelt in letzterer Beziehung schon bei den Vorbereitungen diese Erwartung erfüllt wurde, zeigte der langsame Fortgang. Aber während Wagner sich an der Hingebung der Künstler und der glücklichen Lösung ihrer grossen Aufgaben erfreuen konnte, fand Nietzsche keinen Schatten von Aehnlichkeit mit „den unvergleichlichen Tagen der Grundsteinlegung und der kleinen z u g e h ö r i g e n Gesellschaft, die sie feierte". Die Hoffnungen, die ihn damals beseelten, als er gemeinsam mit Wagner, von Gerstorff und Emil Heckel vom Hügel in die Stadt zurückfuhr und die er anknüpfend an jene Rückfahrt in der vierten „Unzeitgemässen Betrachtung" ausgesprochen hat, sah er nicht erfüllt. Das Verständniss, welches die Fruchtbarkeit der grossen That verbürgen sollte, war ausgeblieben. Seine (durch die Theilnahme am Gedanken von Bayreuth zurückgedrängte) Deutschen-Verachtung brach gewaltsam hervor. Er trug sie wie eine Krankheit mit sich herum.

An das deutsche Publikum richtete Wagner nach der Aufführung das bekannte Axiom: — Sie haben jetzt gesehen, was wir können, wollen S i e jetzt! Und wenn Sie wollen, so haben wir

*) Malvida von Meysenbug: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche.

eine Kunst! — Er sprach vergeblich. Man war im „Theater“ gewesen, man hatte mächtige Affekte empfunden und einen „Erfolg“ erlebt, man wurde sich auch zum Theil der Stillosigkeit der sonst üblichen Operndarstellungen bewusst und geberdete sich anspruchsvoller hinsichtlich der Aufführung eines Wagner’schen Werkes, man glaubte viel zu thun, wenn man nicht mehr von einer Oper, sondern allem feineren Sprachsinn zum Trotz, von Musikdramen oder gar musikalischen Dramen redete, man nahm da und dort wirklich einen tieferen Eindruck mit nach Hause und freute sich dieser „Erinnerung“ in der stillosen „zeitgemässen“ Alltäglichkeit: aber von einer empfangenen „Morgenweihe am Tage des Kampfes“ für eine Umgestaltung unseres Lebens zu einer wahrhaftigen Kultur, von der Erkenntniss einer gemeinsamen ausserpolitischen deutschen Aufgabe ergaben sich nur ganz vereinzelte Zeichen. Auch diejenigen, die sich die Patrone des Unternehmens nannten, fühlten sich nicht berufen, in ihrer Gesammtheit Wagners Aufforderung Folge zu leisten und wenigstens den Fehlbetrag der Kosten nach den Festspielen zu decken.

Schwer lastete diese stumpfe Theilnahmslosigkeit auf Wagner, als er im November 1876 von Sorrent aus in einem Brief an Emil Heckel schrieb: „. . . Da ich nun überhaupt nichts wie Elendes seit der Beendigung meiner Festspiele erfahren, und es bei mir so steht, dass mir eigentlich sehr grosse Lust zur Wiederholung und Fortsetzung gemacht werden müsste, wenn ich meinen grenzenlosen Widerwillen gegen jedes Befassen damit überwinden sollte, — so warte ich eigentlich nur noch auf eine recht niederträchtige Erfahrung, die mich entscheidet, Alles abzubrechen. — — — Wirklich der Einzige — aber der Aller-Einzigste — sind Sie, der mir eine edle Sorge um mich und die Sache zeigt!“ —

Dass Wagner die Enttäuschung überwand und aus dem sieghaften künstlerischen Gelingen seines Werkes von neuem auch Vertrauen auf eine kulturelle Regeneration fasste, darf uns nicht überraschen. Nur aus diesem Vertrauen konnte ihm die Möglichkeit erneuten künstlerischen Schaffens erwachsen. Wer dieses Vertrauen erhöhte, der war ihm willkommen, wer es erschütterte, von dem musste er sich scheiden, um seines Werkes willen.

Und Nietzsche? Dass er, ganz im Gegensatz hierzu, seine Enttäuschung **nicht** unterdrückte, sondern aus ihr seine tiefe Verachtung der bestehenden Civilisationsverhältnisse nährte, war gewiss in nicht geringerem Grad unumgängliche Nothwendigkeit für die Erfüllung **seiner** Lebensaufgabe.

Noch konnten zwischen Wagner und ihm die persönlichen Beziehungen über die klaffende Spalte, die sie trennte, eine Brücke bauen, aber endlich musste auch diese zusammenbrechen, als sich die Kluft immer mehr erweiterte. Schon als sich Beide im Herbst 1876 in Sorrent wiedersahen, erwies es sich, dass die geistige Atmosphäre, deren Wagner bedurfte, um „Parsifal“ auszuführen anders geartet sein musste, als jener Luftkreis, nach dem Nietzsche verlangte, um nicht mehr mit Worten, sondern mit Blitzen zu reden und sie dahin zu schleudern, wohin eben Blitze treffen, in die höchsten Gipfel und Wipfel.

Unbeirrt durch Nietzsche schuf Wagner sein Bühnenweihfestspiel, unbeirrt durch Wagner schuf Nietzsche sein Buch für freie Geister: „Menschliches — Allzumenschliches.“

Die letzten geschriebenen Worte Wagners an Nietzsche enthält ein Widmungs-Exemplar des Parsifal: „Meinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Ober-Kirchenrath.“ Dieser humoristische Zusatz vermochte den Ernst des Augenblicks nicht mehr umzukehren. Denn genau zu gleicher Zeit traf bei Wagner Nietzsches oben genanntes Buch ein und damit war, nach Nietzsches Ausspruch, alles klar, aber auch alles zu Ende.

Die Frist des „fünfjährigen pythagoräischen Schweigens“ war verflossen. Mit unerbittlicher Strenge brachte er sich seinen Antagonismus immer deutlicher zum Bewusstsein. Nietzsche spricht in den Schriften dieser Periode selten zu Gleichdenkenden, sondern fast immer zu Andersdenkenden. Also in seinen Auslassungen gegen Wagner, zu dessen Anhängern, noch öfter zu sich selbst. Die Heftigkeit manches Ausspruchs ist nur dadurch zu begreifen, dass man sie aus einer gewaltsamen, aber zielbewussten, inneren Ueberwindung erklärt. Die beabsichtigte Neutralisirung affektiver Empfindungen erforderte von seinen gedanklichen Erkenntnissen eine ätzende Schärfe. Ganz besonders da, wo es ihm galt, sich Wagners mächtigem Einfluss zu entziehen. Denn dass sein Herz — das Herz eines tief und schmerzlich Leidenden — andauernd an Wagner hing, beweist uns ein Brief aus dem Jahre 1880 an M. von Meysenbug: — Hören Sie Gutes von Wagners? Es sind drei Jahre, dass ich nichts mehr von ihnen erfahre, die haben mich auch verlassen, und ich wusste es längst, dass Wagner vom Augenblicke an, wo er die Kluft unserer Bestrebungen einsehen würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich eine der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbstständigkeit. Frau Wagner, sie wissen es, ist die sympathischeste Frau, der ich im Leben begegnet bin. Aber zu einem Wiederanknüpfen ist es zu spät.“

Es waren friedfertige Worte in einer Zeit tiefster Ermüdung durch unerträgliche Schmerzen, die ihn nach dem Tode verlangen liessen. Zu jeder andern Stunde war er kriegerisch gesinnt. Immer mächtiger offenbarte sich in ihm der freie Denker und der bis zur Grausamkeit strenge Forscher. Keinerlei Rücksichten auf einst so innige persönliche Beziehungen durfte er auf seinem steilen Wege nehmen und jede innere Versuchung dazu beantwortete er, um der Selbstzucht willen, mit einem um so energischeren Aufstieg, und einer um so schrofferen Abkehr von allem, was hinter ihm lag.

* * *

Nietzsche hat seine Wagner-feindlichen Aussprüche zum grösseren Theil unter dem Titel „Nietzsche contra Wagner, Aktenstücke eines Psychologen“ vereinigt. Sie zeigen, wie er sich immer mehr seiner Art bewusst wurde, und auf dem Grunde seiner Seele den tiefen Hohn gegen das Theater, diese „Massen-Kunst par excellence“ entdeckte, so dass er nur noch den Wagner, „der die einsamste Musik gemacht hat, die es giebt“, hochschätzte und wiederholt auf die Beachtung von Einzelheiten verwies, für die — auch zu Wagners Leidwesen — das deutsche Publikum nie Ohren und Besonnenheit besessen hat.

Noch einer zweiter Ursache zur Ablehnung wird er sich immer mehr bewusst. Wagner vermochte nicht mehr erheiternd und heilend

auf ihn zu wirken. Seine unendlich empfindsame, des allertiefsten Mitleidens fähige Natur war in ihrem Innersten bedroht, wenn er gleich Wagner Schopenhauers Pessimismus ferner befruchtend auf sich einwirken liess. Sein Instinkt der Wiederherstellung verbot ihm eine Philosophie, welche eine entmuthigende, niederdrückende Wirkung auf ihn ausübte. Er gebot ihm eine hohe, helle Weltanschauung. Nietzsche hatte Härte und Heiterkeit nöthig und musste sich gegen alles Traurige zur Wehr setzen. Er brauchte (ich bediene mich, wo es irgend angeht, stets seiner eigenen Worte) eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine reine Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert. So wurde er zum Halkyonier.

Der Gegensatz von feuchtem Norden und trocknem Süden, aber auch der Gegensatz von Altruismus und Egoismus, von Sklavenmoral und Herrenmoral, von Niedergangswerthen und Erhaltungstrieben, ferner von Reformation und Renaissance verschärfte sich ihm zur Gegenüberstellung von Christenthum und Hellenenthum, von Religion und „fröhlicher Wissenschaft“, von Vergangenheit und Zukunft. Er bekämpfte Alles, was die Partei der Schwachen, Niedrigen, Missrathenen, gegenüber den Starken, Hohen, Sieghaften ergreift. Er brandmarkte alles, was die Erde verleumdet und das Leben verneint, und bekränzte, was die Erde liebt und das Leben bejaht. Er verwarf die Unpersönlichkeit in der Moral, die idealistische Verlogenheit und Gewissens-Verweichlichung und Alles, was Theologenblut im Leibe hat, aber auch einen gewissen Katholicismus des Gefühls, kurz: die décadence. Er begrüsste jede Kraftäusserung, die als persönliche Nothwehr und Nothdurft erschien, Alles, was aufsteigende Bewegung des Lebens zeigte. Er erklärte den Krieg seiner ganzen Zeit, und was ihr durch den Erfolg angehörte.

Kriegserklärungen aber pflegt man nicht an die Niederen zu senden. Kriege erklärt man den Königen und Fürsten. Kriegserklärungen richtet man an Seines-Gleichen.

— Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten, sagte Nietzsche von sich und warf Wagner den Fehdehandschuh hin.

Er bekämpfte an ihm, was in der Gegenwart Beifall fand, aber er schätzte stets an ihm, was dieser Gegenwart unzeitgemäss erschien. Er findet ihn bewunderungswürdig, liebenswürdig in der Erfindung des Kleinsten, in der Ausdichtung des Details; hierin will er ihn als Meister ersten Ranges proklamiren, als grössten Miniaturisten der Musik. Sein Reichthum an Farben, an Halbschatten, an Heimlichkeiten absterbenden Lichts verwöhnt dergestalt, dass Einem hinterdrein fast alle anderen Musiker zu robust vorkommen.

Dass er diese *seine* Hochschätzung nicht jedem Angriffe zur Seite stellte und nirgends auf die Monumentalität der Werke Wagners hinwies, darüber zu klagen kommt uns nicht zu; denn im Kriege gerecht sein, heisst auf jede Ueberstärke verzichten, heisst die Waffen strecken. Seine aggressive Natur offenbarte sich auch hier im unbedingten Willen zum Kampf.

So verstanden, werden wir uns die Stellung Nietzsches gegen Wagner gewiss nicht unter dem Bilde einer Führerschaft der „Antiwagnerianer“ vorstellen, eines Götz von Berlichingen unter feigen

Mordbrennern, sondern etwa in jener kampflustigen Haltung, in der Nietzsches Landsmann Max Klinger sich selbst gegenüber dem wohlbewehrten Ovid zeichnete. Eine solche Vorstellung lässt uns frohlockenden Muth und Ueber-Muth gegenüber festgegründeter Macht und schweigendem, stolzem Widerstande erschauen. Die Freude an diesem herrlichen Anblick möge uns alle kleinliche Parteiwuth vergessen machen. Noch mehr, wenn wir aus der Höhe herab Umschau halten, da wird uns der Kampf gegen jenen Wagner, den man in unseren Repertoire-Theatern sieht und feiert, gar oft — trotz aller unverrückbarer principieller Gegensätze — als ein Kampf für jenen Wagner erscheinen, der sich in Bayreuth offenbaren wollte, und sein Publikum nicht fand.

Ich weiss, was man mir einwirft: das mag von vereinzelten Waffengängen gelten, aber „der Fall Wagner", dieses schreckliche Buch, das ist kein Kampf mehr zwischen Mann gegen Mann, das ist auch keine Kritik mehr, das ist Parodie, das ist Verhöhnung! Und ich antworte: — Ja es ist Verhöhnung, absichtliche Entheiligung. Nietzsche selbst hat das Buch in einem Brief an seinen Verleger eine kleine Posse genannt. Es ist von denen, die es mit Entrüstung und Ekel von sich wiesen, gewiss eben so wenig verstanden worden, als von Solchen, die es mit hämischer Schadenfreude begrüssten. Wir haben aber auch hier keine pathologische Begründung nöthig.

Ich erinnere mich einer Scene im Theater. Es war bei der Aufführung eines Märchenspiels. Eine Mutter erklärte einem kleinen Mädchen den Vorgang auf der Bühne und gab sich alle erdenkliche Mühe den Eindruck der Hexen und besonders des Teufels, der die bösen Leute bestraft, noch zu vertiefen. Aber als das Kind glaubte was es sah und vor Furcht laut zu schreien anfing, da parodirte sie erschrocken ihre eigenen Worte. Was zuvor als wirklich gelten sollte, war mit einemmal nur Scherz und Spielerei, nichts als: Theater. Der schwarze Teufel war gar kein Teufel, sondern nur ein Schornsteinfeger, der die Kinder neckt und schreckt. Nicht ohne Erfolg übersetzte sie den Mythus ins „Bürgerliche."

Genau so verfuhr Nietzsche als er ausrief: — Ach dieser alte Zauberer! was hat er uns Alles vorgemacht! — und dann muthwillig seine früheren transscendenten Erklärungen eine nach der andern parodirte. Da machte er zwar aus dem Teufel keinen Schornsteinfeger, aber doch aus Lohengrin einen Arzt für Hysterische, aus Walter Stolzing einen Ritter, der Wagnerianer ist, und aus Parsifal einen Candidaten der Theologie mit Gymnasialbildung.

Dass in dieser parodistischen Verhöhnung auch nicht der Schatten einer persönlichen Animosität zu suchen ist, bedarf nicht erst der Erwähnung. Nietzsche bekämpfte vor allem jene blöde Verzücktheit, jene willenlose Hingebung des Publikums an den Affekt. Die Trivialität des gewöhnlichen Theatergenusses, welche ein edles Kunstbedürfniss nicht aufkommen lässt, empörte seine innerste Natur so heftig, dass er mit Widerwillen allem begegnete, was — missbraucht — einem solchen Genuss Nahrung bot. Längst handelte es sich für ihn nicht mehr um eine Reform, auch nicht mehr um eine Regeneration des Theaters, sondern er sah in diesem eine Gefahr für sein Ideal einer zukünftigen Kultur. Mit Ernst und Spott versuchte er daher den Zauber zu lösen und den mächtigen Bann Wagners zu brechen bei

sich und Jenen, die er zur Mitarbeiterschaft an seiner Aufgabe berief. Dabei widersprach es seiner prinzipiellen Gegnerschaft durchaus nicht, dass er fortgesetzt Wagner als Künstler des Vortrags und der theatralischen Darstellung anerkannte und hierin seinen wohlthätigen Einfluss nicht leugnete, sondern hervorhob, dass in dieser Sphäre noch nie so viel gedacht, gewollt, gearbeitet worden sei: so dass am Theater seit Wagner ein anderer Geist herrsche, weil man das Schwerste verlangt, hart tadelt und selten lobt und das Gute, das Ausgezeichnete als Regel gelten lässt.

Aber gerade weil hier so vieles verehrungswürdig geworden ist, erschien Nietzsche die Gefahr für die Künste gewachsen; denn auch durch Wagner habe das Theater als etwas für die Massen Zurechtgebogenes nicht aufgehört ein Unterhalb der Kunst, nur etwas Zweites, etwas Vergröbertes zu sein. Mit strengster Unerbittlichkeit stellte er daher die Forderung, dass das Theater nicht Herr über die Künste werde.

* * *

Nietzsche will sogar jenen dumpfen Widerstand, den Wagner so lange Zeit fand, als eine Instinct-Witterung für Schädliches und Gefahrdrohendes im deutschen Wesen geschätzt wissen. Man sieht, auch er holte sich sein nothwendiges Mass an Hoffnungen und Vertrauen, wo er es erhaschen konnte, und zog seiner aggressiven Natur keine Grenzen.

Dabei darf nicht verkannt werden, dass Nietzsche bei allem Uebermass der paradoxen Angriffe gross und ehrlich bleibt. Er will nicht, dass man sich seines Feldzugs gegen den Grossen, um der Kleinen willen, freut. Hat man die Vornehmheit der Gesinnung aus seiner zweiten Nachschrift zum „Fall Wagner" herausgefühlt? — Er verwahrt sich gegen die Dankbarkeit der Anhänger anderer Musiker, denn „andre Musiker kommen gegen Wagner nicht in Betracht", „was liegt noch an Johannes Brahms! Sein Glück war ein deutsches Missverständniss: man nahm ihn als Antagonisten Wagners."

Er spricht sich streng gegen Brahms aus, aber noch schärfer gegen die „klugen Affen" Wagners von der Art Goldmarks.

Hierin sollte Nietzsche die lebhafte Zustimmung aller ernsten Anhänger der Wagner'schen Kunst zu Theil werden. Der Missbrauch, der mit grossen Mitteln zu aufgebauschten und in Wahrheit doch kleinen Zwecken von seinen Nachahmern gemacht wird, untergräbt alle Empfänglichkeit für die sich einfach und natürlich gebende Wahrhaftigkeit in der Kunst. Die Lüge des grossen Stils überredet die Massen, aber sie empört den edel und besonnen Geniessenden. Mit Seiltänzergeschicklichkeit in Wagners Fusstapfen springen, heisst die Spuren seiner Wirksamkeit breit und flach treten, statt sie zu vertiefen, so dass durch anmassende, blinde Nachahmung Wagners Bayreuth mehr Hohn gesprochen wird, als es je durch eine offene Parodie Nietzsche's geschah.

Die Zusammengehörigkeit von Mittel und Zweck soll uns in jedem Sinne in Bayreuth zum Bewusstsein kommen, dann werden wir ein Fest feiern und wie ein Abschiedsgruss wird uns das Wort

Nietzsche's nachklingen: — Das Schönste ist die Unnachahmlichkeit Shakespeare's und Wagners.

Dass der Bayreuther Meister den Berufenen viele Wege offen gelassen hat, auf denen es ihnen möglich bleibt, selbstständig ihre Eigenart zu entfalten, sehen wir im „Barbier von Bagdad" von Cornelius, in Bizets „Carmen", auch bei Götz in der „Widerspänstigen Zähmung" und nicht minder deutlich in erfolgreichen Bestrebungen neuerer Jünger Wagners, so weit sie sich nicht an der Befriedigung des „unwillkürlichen Triebes der Nachahmung" genügen lassen, sondern sich von innen heraus zu befreien suchen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, haben wir in einem Musiker, der unbeirrt — „ein Wolf war er feigen Füchsen" — auf dem durch Wagner erschlossenen Gebiete den Weg zum neuen Liede fand, den Tondichter zu erkennen, der auch im Theater wohlberechtigte Forderungen Nietzsches erfüllen wird. Stolze siegbewusste Musik, die nur ihre eigene klangfrohe Sprache redet, die in plastischen Themen schärfste Charakteristik mit edelstem Wohlklang verbindet, indem sie sich „der Vollkommenheit im Kleinsten befleissigt" und keinem unwürdigen Dichterwort sich vermählt: eine Oper, die im Einklang mit Nietzsche „nur die Traurigkeit des tiefsten Glückes kennt und sonst keine Traurigkeit", der das gute Gewissen im Herzen und der Schelm im Nacken sitzt.

Auch eine solche Kunst wird zwar Wagner niemals verleugnen wollen, aber sie wird Nietzsches Mahnung befolgen: — Bleiben wir Wagner in dem treu, was an ihm wahr und ursprünglich ist, und namentlich dadurch, dass wir, seine Jünger, uns selber in dem treu bleiben, was an uns wahr und ursprünglich ist. Genug, dass sein Leben vor sich selber Recht hat und Recht behält: Dieses Leben, welches Jedem von uns zuruft: Sei ein Mann und folge mir nicht nach, sondern dir! Sondern dir! —

* * *

Und nun noch eine Frage, ehe der Adler Zarathustra's, der uns zur Vogelschau emportrug, wieder hernieder schwebt: Vollkommenheit! können wir diesen Begriff überhaupt heute noch als Einheit fassen wollen? ist die sich ergänzende Zweiheit nicht seine unerlässliche Forderung? Ich sehe nicht nur die einzelnen Gestalten in Wagners Dramen sich gegenseitig ergänzen, ich fasse auch diese Werke selbst nicht in einer aufsteigenden Linie zusammen, sondern stelle die Verherrlichung der Leidenschaft und des Lebens, wie sie zuerst im „Liebesverbot" sprudelnd hervorquoll, jener Resignation gegenüber, die bereits in den „Feen" sehnsüchtig nach Ausdruck ringt. Ich finde den gleichen Antagonismus zwischen „Rienzi" und dem „Fliegenden Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin", mit Vorbehalt zwischen den „Meistersingern" und „Tristan und Isolde", sowie zwischen der sonnigen Lebensfreude im „Ring des Nibelungen" und der sieghaften Selbstüberwindung im „Parsifal". Noch mehr ich suche mir zu Wagner selbst und seiner künstlerischen Offenbarung des Erlösungs-Bedürfnisses den ergänzenden Gegensatz und finde ihn in — Nietzsche.

Nietzsche hat uns am Beispiel der griechischen Kunst gelehrt, dass es keine wahrhaft schöne Fläche ohne eine schreckliche Tiefe giebt, aber



auch umgekehrt, vermag uns erst aus dem Einblick in die Tragik der Welt, Verständniss und verlangende Empfänglichkeit zu erwachsen für die hellste Heiterkeit der freien, Ja und abermals Ja jauchzenden Lebensfreude des Halkyoniers.

Der überpersönliche Antagonismus zweier Lebensanschauungen, an deren Entstehung und Entfaltung Jahrtausende Antheil haben, spiegelt sich uns in den Welt-Bildern, die Wagner und Nietzsche — jener in lebendigster Farbengluth, dieser in charakteristischsten Umrissen — uns erschauen lassen.

Beide bedurften des „Krieges“ als nothwendiger Zerstörung eines unmöglichen Friedens, der durch Compromisse wohl zwischen widerstreitenden Kleinen und Halben, nie aber zwischen den nach entgegengesetzten Fernen strebenden Grossen und Ganzen bestehen kann. „Wo kühn Kräfte sich regen, da rathe ich offen zum Krieg“, heisst es bei Wagner und „der Krieg ist der Vater aller guten Dinge“ bleibt ein gewichtiges Wort Nietzsches.

DER HOLDEN WORTE SÜSSER KLANG.

ROMAN

VON

VIGGO STUCKENBERG.

(Fortsetzung.)

Es ist der Morgen des ersten Weihnachtstages.

Unter einem eisigen Frostnebel liegt die Erde weiss von Schnee, oben im Nebel knacken die kahlen Zweige der Baumkronen vor Kälte, und aus den Zweigen, die niemand sieht, schweben die weissen Blüten des Reifes lautlos durch den weichen Nebel und verschwinden in dem Schneeflor der Erde.

Durch die Pappelallee kommt Martin Jessen in langsamem Gang auf die Wiese zu. Gleich einem feuchten Dampf umgiebt ihn sein Atem. Sein Rock und seine Pelzmütze sind weiss von Reifkrystallen, und in seinen Brauen gefriert der Nebel zu Eisnadeln. Der Schnee knirscht unter seinen Schritten, und über seinem Arm hängen ein Paar Schlittschuhe und klirren gegen seine Hüfte mit einem schwachen, ununterbrochenen Klingeln.

Draussen, wo die Pfähle der Badehausbrücke ihre Eisköpfe über dem gefrorenen Bach erheben, biegt er aus der hochstämmigen Stille der Allee in die weissen Wiesen ein, die sich in einsamer Unendlichkeit flach unter dem dichten Nebel dahinziehen.

Über dem Eis der Wiese ragt ein weissbereifter Stein empor, und auf diesen Stein setzt sich Martin und schnallt die Schlittschuhe an und bleibt eine Weile sitzen und versinkt in Gedanken. Er kennt diesen Stein so gründlich aus jedem Winter, den er gelebt hat, so wie er da liegt, umgeben

von den im Eise festgefrorenen, welken Grasbüscheln des Wiesenbodens. Dahin ist er in jedem Jahr gelaufen, sobald das Eis trug; hier begann erst der Winter seiner Knabenjahre. Und es fällt ihm ein, dass er diesen Stein niemals zur Sommerszeit gesehen hat, wenn das Gras sich grün und hoch darüber erhebt, sondern immer nur, wenn er gross und nackt über dem Eis emporragt. Und allein, wie er ist, will es ihm scheinen, als wenn alle seine früheren Winter ihm an diesem Weihnachtsmorgen ein Stelldichein bei diesem einsamen Stein geben und treu und bieder eine unsichtbare Hand in die seine legen und ihn weit ablenken von Ereignissen, von denen diese winterliche Wiese nichts weiss und nichts gesehen hat. Und in der tiefen Stille des Weihnachtsmorgens verschmelzen seine Gedanken einen Augenblick mit dem Frieden und der Ruhe dieses Unberührten.

Als er sich erhebt, bleiben die Spuren von den Falten seines Rockes in dem Reif des Steins zurück, wie sie dort jeden Winter zurückgeblieben sind, und erfüllt von der Glückseligkeit der einsamen Erinnerungen gleitet er über das weissbereifte Eis dahin, das unter den Schlittschuhen klingt und singt, und läuft und läuft — —

Aber dies leichte, hastige Gleiten trägt ihn so eigenartig unwillkürlich dahin, und alle die Erinnerungen, die sich am Stein einfanden, geben seine Hand frei und bleiben zurück, als habe er einen Schleier zerrissen, der hinter ihm in Fetzen und Enden davon flattert. Eine Zeitlang zwingt er sich in voller Fahrt mit der Kraft seiner Glieder alle Empfindungen zu töten und hält plötzlich inne und sieht die nebelige Einsamkeit um sich her.

Dann lacht er kurz und ausgelassen und beginnt, denselben Fleck schneller und schneller zu umkreisen, den Blick auf das Eis gerichtet, und hält plötzlich wieder inne, und sieht sich in dem stillen Nebel nach allen Seiten um und flüstert mit strahlenden Augen, „Johanna!“ — „Johanna!“ wiederholt er laut. „Johanna!“ jubelt er und stürmt aufs neue von dannen und hält abermals inne und schleudert die Schlittschuhe ab.

Er ist allein, allein, — er, der hier früher wohl hundert Mal in unverwüstlicher Freude gelaufen ist, steht da und klagt sich selber der thörichten Handlungsweise an und friert in dem kalten Nebel, betrogen und im Stich gelassen von dem, das er für so treu und beständig gehalten, wie sein Leben lang ist, — von seinen Kindheitserinnerungen, seiner stillen Heimat.

Er ist hier hinausgestürmt, um einsam auf der einsamen Wiese zu laufen, hat sich wie ein Kind zu dem Schemel seiner Mutter begeben, um mit altem Spielzeug zu spielen, und um der Zeiten zu gedenken, da er es erhielt. Und dann entfällt dies Spielzeug seinen Händen, und mitten im Kinderzimmer steht sie, Johanna, die Fremde, und all' sein Sehnen ruft nach ihr, während seine Finger vergebens nach dem Spielzeug haschen, das er verloren hat — — —

Heute, so wie gestern Abend, beim Tannenbaum.

Martin Jessen geht von der Wiese langsam über die schneebedeckten Felder. Dicht über seinem Kopf flattert eine Krähe durch den Nebel gleich einem in Tüll und Spinnengewebe gefangenen Schatten.

Den ganzen gestrigen Abend, den Weihnachtsabend, sass er einsam und wortkarg in einer Ecke. Er hatte sie gebeten, zu Hause zu bleiben, hatte sie in einem Anfall von Schwermut gebeten. Er wusste, dass es für ihn der letzte heilige Abend in seinem Elternhaus sein würde, ein Abschied, den er allein nehmen musste. Er hatte ihr das mit verworrenen Worten gesagt, ängstlich, dass sie ihn missverstehen könne, hatte sie fest an sich gepresst und ihr gesagt, es sei nur eine Art von lästigem Begräbnis, zu dem er sich begeben wolle, ein Abschnitt in seinem Leben, den er beisetzen müsse, da er jetzt abgeschlossen sei. Sie habe ihn beschlossen und in den Sarg gelegt. Er wolle ihm die letzte Ehre erweisen. Das könne sie nicht, habe sie doch diesen Abschnitt niemals gekannt.

Und sie hatte dagestanden und ihn lange angeschaut. Dann war sie mit der Hand durch sein Haar gestrichen und hatte ihre Wange gegen die seine gepresst.

„Aber dann bist Du ja ein ebenso grosses Kind wie ich,“ hatte sie gesagt.

„Ja,“ hatte er erwidert, „Du darfst nur nicht eifersüchtig auf meine Kindheit sein!“

„Nein, nein,“ hatte sie erwidert, „Du musst Dich nicht an mich kehren! ich habe Dich lieb, so wie Du bist!“

Und dann war er gereist.

Denn seit jenem Abend, als er Johanna in der Bredgade traf und seinen Brief an Camilla schrieb, waren sie zu dreien gewesen, er und Johanna und eine grosse, schwermütige Gestalt, die ihn anstarrte und anstarrte und dann leise ihre Hand nach der seinen ausstreckte und sein Glück dämpfte und seine Seele teilte. Wo sie zusammen gingen, Johanne und er, folgte ihm diese Gestalt und er hatte ein Gefühl, als wandle er in einem Schatten. Und er, dessen Herz erfüllt war von einem neuen und strahlenden Glück, hatte zu Zeiten ein Gefühl, als sei dies Herz völlig leer, und es war ihm zu Mute, als habe er nicht genommen, sondern verloren. Alle die stolze Freude, die die Sommererinnerungen den ganzen Herbst hindurch in ihm wach gerufen hatten, verblasste zu Zeiten gänzlich, stand da wie ein bebender, herbstlich gelber Baum, dessen Blätter im Nebel abfallen. Und es gab Augenblicke, wo er sich Gewalt anthun musste, um Johanna nicht mit diesem Missmut zu quälen, den er selber nicht einmal so recht verstand. Was wollten diese einsamen Kindheitserinnerungen plötzlich von ihm? Weshalb verfolgten sie ihn wie ein Paar betrübte Augen, die ihm nachstarren mit der wortlosen Klage verschmähter Treue? Nur das Eine begriff er, dass sein eigener Wille unterlag, und dass sich Zweie um ihn stritten, ein Mensch und ein Schatten; wer aber das Leben besass, das über das seine siegen sollte, und wer Fleisch und Blut war und wer Schatten, — das verschwamm ihm in verwirrten Stunden zu einem Nebel. Und wenn nun keines von Beiden siegte, wenn nun sein ganzes Leben hindurch — —

Martin Jessen schaudert im Morgennebel.

Er ist den betrübten Augen gefolgt und ist allein hierher gereist, hat sich dies letzte Mal geopfert, um sich endlich zu befreien, ist hier draussen überall umhergegangen, wo ihn seine Kinderjahre gesehen haben und erwartet, diese alten Erinnerungen auf sich zustürzen zu sehen wie wedelnde Hunde, — und hat nichts gefunden als die selben aus der Ferne starrenden Schattenaugen.

Er sass gestern Abend beim Tannenbaum und sah die brennenden Lichter an und lauschte der fröhlichen Munterkeit der Schwestern, sass im Tannenduft und starrte den Schmuck des Baumes an, der jedes Jahr aus den Pappschachteln hervorgeholt wurde und jedes Jahr derselbe war, und den er selber seiner Zeit mit ausgeschnitten und gekleistert und vergoldet hatte. Und er sass da und hörte Camilla die langen Weihnachtslieder Vers auf Vers singen und wartete und wartete und starrte in die Ferne, ob nicht die Wonne seiner Kindesjahre käme und ihn mit den andern zusammenführte, die Wonne, die ihn ein letztes Mal heimgerufen hatte, — und er sah nur diesen stillen, trübseligen Schatten.

Und dann war seine Mutter zu ihm hingekommen und hatte sich an seine Seite gesetzt und hatte seine Hand zwischen ihre beiden genommen und hatte ihn angesehen und den Kopf geschüttelt.

„Du lieber Gott, — hat mein Junge Sehnsucht?“ hatte sie ganz traurig gefragt.

Und er hatte nicht antworten können.

„Ja, ja, mein grosser Junge,“ hatte sie dann nach einer Weile mit ihrer ruhigen, matronenhaften Milde gesagt, „glaub' mir, wir sind alle froh und glücklich in Deiner Seele, selbst wenn es hin und wieder ein wenig schwer werden mag zu denken, dass Du nicht mehr der unsere bist so wie in alten Zeiten, — nie wieder!“

Und dann hatte sie in die brennenden Tannenbaumlichter hineingestarrt und hinzugefügt:



„Es ist wunderlich, dass jegliches Glück so viel Bitterkeit im Gefolge haben muss!“

Und dann hatte sie ihn geküsst, erst auf die Hand und dann auf die Stirn. — —

Martin Jessen stand plötzlich mitten im Schnee.

Wie ihn Jutta heftig und unbefangen geküsst hatte, an jenem Morgen bei Kaarsens, als sie Alles erfuhr! Er hatte ganz verblüfft dagestanden. Jetzt plötzlich erinnert er sich dieses Kusses und bebt zusammen wie unter einem nervösen Zucken und fühlt seine Augen sich erweitern, als schauten sie in die Einsamkeit nach etwas Unbegreiflichem aus, das ihn in weiter Ferne umkreist.

Wie im Traum geht er weiter über den Schnee der Felder und kommt erst zum Bewustsein, als er auf der weissbereiften Bank oben auf dem Hügel am Gartenzaun sitzt. Von den Zweigen schweben die Schneesterne durch den Nebel auf ihn herab, sobald es in den Bäumen des Gartens saust. Und vor ihm breitet das weisse Feld sich aus.

Und dann beginnt weit ab im Nebel eine Kirchenglocke zu läuten. Weich und einförmig strömt der ferne, eherne Klang in den stillen Weihnachtsmorgen hinaus. Beim ersten Schlage erhebt Martin den Kopf und schaut über das weisse Feld hinaus, sieht vor sich ein Meer von goldigem, klingelndem Hafer und erhebt sich wie jemand, der erwacht. Und dann wendet er sich um und sieht die Bank an und den Schnee davor und fängt an, den Schnee wegzukratzen, damit die Erde frei da liegt und setzt sich wieder und schaut nach der Seite und streckt die Hand aus, als flehe er ein unsichtbares Wesen um einen Händedruck an, und presst die Lippen auf einander und sitzt einen Augenblick vorübergebeugt da, den ausgestreckten Arm auf das Knie gestützt. Der Frost knackt in den Baumzweigen über ihm und kalte Reifflocken schweben in seine offene Hand herab. Einen Augenblick sitzt er still da und betrachtet die Hand und den herabfallenden Reif. Dann erhebt er sich langsam und lächelt. Und während die ferne Kirchenglocke ihren tiefen, ehernen Gesang durch den Nebel singt, wird die Antwort geboren, die er am gestrigen Abend schuldig blieb: „Ja, ich sehne mich, Mutter!“

* * *

Die Junisonne scheint unter die Wölbungen der Dorfkirche hinein. Durch die Bogenfenster des Thurmgiebels strömt sie in goldigem Hauch tief herab über den gelben Ziegelsteinstaub des mittleren Ganges, schwebt wie eine aus durchsichtigem Glanz gewobene Wolke zwischen die bestaubten Stuhlreihen hinab. Der ganze weissgekalkte Steinraum saugt den wärmenden Frieden ein, und die kleine, leere Kirche ist erfüllt von einem Tageslichtfest, ist von den Steinen des Fussbodens bis zum Kalk der Wölbungen erfüllt von der lichten, stillen Feier des Sommertages.

In der Wölbung, die nach dem Seitenschiff hineinführt, steht Martin Jessen auf einer Bank und klopft mit einem kleinen, hölzernen Hammer Kalk von der Mauerfläche. Er trägt eine lange, weisse Leinwandblouse, die er über sein Zeug gezogen hat, pfeift halblaut und klopft vorsichtig gegen den Kalk, der in kleinen, dünnen Schuppen abspringt und in einer weissen Schicht auf der Bank und dem Steinboden zu Füssen der Wölbung liegt. Jeder kleine Hammerschlag schallt laut in der leeren Kirche wieder, und sein gedämpftes Pfeifen wird rund und hell von den Wölbungen zurückgeworfen.

„Wo bleibst Du eigentlich?“ ruft er plötzlich, hält mit der Arbeit inne und schaut herab auf die Sonne im Mittelgang und hinauf zum Altar und durch die geöffnete Thür des Waffenhauses, über ein Stück kiesbedeckter Erde mit ein paar runden mit weissem Sand bestreuten Grabhügeln, die als Schmuck schwarze Perlenkränze tragen, und hinter den Gräbern auf das untere Ende eines alten Kastanienbaums, alles leuchtend in dem stillen Sonnenschein und nach oben zu, unter dem Bogen der geöffneten Thür, abgeschnitten.

„Wo bleibst Du denn eigentlich, Johanna!“

Keine Antwort, kein Laut. Aber über den sonnenbeschienenen Kies vor der Thür gleitet ein Schatten, breitet sich flach über den Weg aus, Kopf und Oberkörper und der Schatten eines Kleides. Gerade vor der Thür bleibt der Schatten liegen, langgestreckt und still. Niemand zeigt sich.

Und während der Schatten da draussen wächst, gleitet ein helles Lächeln über Martins Antlitz, und als er innehält, lacht er, dass es durch die Kirche schallt.

„Kloribo für Dich, eins, zwei, drei!“ ruft er.

Und im selben Augenblick steht Johanna in ihrem weissen Kleid mit der blauen Schärpe mitten in der Bogenthür des Waffenhauses. Er sieht die Sonne da draussen durch ihr blondes Haar, das sie wie ein Glorienschein umgiebt, wie sie dort mitten im Schatten der Bogenthür steht, den Sommertag da draussen als goldenen Hintergrund für die Linien ihres Körpers.

„Wie konntest Du nur wissen, dass ich hier stehe?“ rief sie zu ihm hinein.

„Dein Schatten, mein Kind, Dein Schatten!“ ruft er zurück, „der ist Dir eine ungetreue Kammerjungfer. Aber komm einmal her, dann sollst Du etwas sehen!“

„Hast Du etwas gefunden?“ fragt sie eifrig und geht schnell über den Mittelweg bis an seine Bank und lässt die Thür hinter sich wieder leer und angefüllt von der Sonne des Kirchhofs.

„Was ist das?“ fragt sie und starrt zu dem Mauerpfeiler auf.

„Ein rotbärtiger Kopf, wie Du siehst, der sich vorüberbeugt und darüber ein bleiches Kindesgesicht, — sieh, wie traurig die Augen des Kindes sind!“

„Ja, aber was ist das?“

„Das ist der heilige Christoforus, der das Christuskind über den Fluss trägt. Ich sagte es ja, dass hier hinter dem Kalk etwas stecken müsse.“

„Ist es sehr alt?“

„Ja, so ungefähr aus der ersten Zeit der Kirche. Bischof Absalon hat sie erbaut, nun kannst Du Dir das Übrige selber ausrechnen. Warte ein wenig, dann wirst Du sehen.“

Und Martin fängt an, in einiger Entfernung von dem bärtigen Kopf auf den weissen Kalk zu klopfen, und eine Schicht nach der andern von der Wandbekleidung fällt herunter.

„Siehst Du“, sagt er, „da kommt seine Hand, — und das oberste Ende des hohen Stabes, auf den er sich stützt, — und der Ärmelbund eines blauen Wammses.“

Und Martin fährt fort, zu klopfen und zu klopfen, und der Kalk fällt herab und ein gebogener Arm wird sichtbar und eine Schulter und der braune Kittel des Kindes. Hin und wieder hält er inne, betrachtet sein Werk und beginnt dann von neuem, pfeift aber nicht mehr.

„Darf ich Dir helfen?“ fragt plötzlich Johanna.

„Mir helfen?“ wiederholt Martin wie in Gedanken versunken und hält dann plötzlich inne mit dem Klopfen und wendet sich um und schaut auf Johanne hinab und begegnet ein Paar Augen, die in grosser Spannung bald ihn, bald das alte Freskogemälde betrachten, und springt von der Bank herab, um seinen Arm um ihre Taille zu legen und diese Augen zu küssen.

„Weshalb arbeitest du nicht weiter?“ frägt sie ganz enttäuscht.

„Weil ich Dich zufällig ansah!“

„Das kannst Du ja nachher thun!“

„Ja, aber der da oben läuft mir nicht weg,“ erwidert er und schaut zu dem Fresko hinauf und verfällt in Sinnen und steht schweigend da und sieht das Bild an, während sein Arm Johannas Taille umschlingt.

Als er endlich zu sprechen beginnt, ist seine Stimme gedämpft. Er sieht noch immer das Bild an und seine Worte klingen melancholisch verschleiert.

„Wie traurig die Augen des Kindes sind!“ wiederholt er, — „und wie festgeschlossen der Mund des heiligen Christoforus ist! Sieh nur, wie alles an ihm knorrig und gekrümmt ist, bis auf den Blick! — und dann sehen die

beiden auf uns herab. — Findest du es nicht sonderbar, zu denken, dass diese beiden Gestalten dort hunderte von Jahren gestanden haben, und dass der Kalk ihre Trauer verhüllt hat — bis auf den heutigen Sommertag und für uns beide?“

„Ich wollte, ich könnte Dir helfen!“

Martin aber führt sie langsam, den Arm noch immer um ihre Taille geschlungen, von dem Bilde fort in die Sonne des Mittelganges.

„Jetzt wollen wir ausruhen“, sagt er und setzt sich auf einen Steinabsatz in der Mauer unter dem sonnengefüllten Bogenfenster im Giebel und nimmt ihre beiden Hände und zieht sie an sich.

„Bist Du schon müde?“ fragt sie.

„Sieh einmal den Sonnenschein über unseren Köpfen an!“ entgegnet er. „Sitzt es sich hier nicht herrlich? Wir sitzen im Schatten der Mauer, und die Sonne fällt schräge durch das Fenster und trifft den alten Leichenstein zu unseren Füssen und bedeckt uns wie ein grosser, durchsichtiger, goldener Flügel. Und dann diese weisse Höhe, dieser grosse, stille, steinerne Raum, der mit dem Licht des Tages angefüllt ist. Dieses Licht, Du, macht mir diese Kirchen heilig. Es steht hier so rein und unberührt unter den milden Linien der Gewölbe. Und sieh einmal, welch ein Friede über den grossen, gebogen steinernen Linien liegt; sie wölben sich aufwärts so leicht und fest und undurchdringlich und schliessen hoch oben mit ihrem blendenden Weiss über dem stillen Licht. In solchen kleinen Kirchen ist niemals Alltag, — mit Ausnahme der wenigen Stunden, die der Gottesdienst des Sonntags währt.“

„Ja, Du,“ erwidert sie, „man könnte in so einem Raum wohnen.“

„Ja“, antwortet er, „und dann müsstest Du alle Tage in Weiss gehen, — so wie heute,“ fügt er hinzu und sieht sie an. „Du solltest nur wissen, wie das Kleid hier drinnen — —“

Er hält inne und kann keine Worte finden. Dann lacht er plötzlich.

„Dein Haar ist wie die Sonne und Dein Kleid wie der Kalk!“ sagt er.

Sie erhebt die beiden Arme und legt ihre Hände um seine Wangen und schaut ihm in die Augen.

„Martin“, sagt sie, „soll ich Dir auch schmeicheln?“

„Schmeicheln? — Du Närrchen!“

„Du bist meine Kirche mit Orgel und Altar und den höchsten Wölbungen, unter denen jemals ein Mensch gestanden hat.“

„Ja, das war eine Schmeichelei“, sagt er und lächelt. „Das Glück übertreibt stets.“

„Meinst Du? Ich sprach ja doch nur wie Dein Echo. Ich gab Dir Dein eigenes Glück zurück, so wie ein Kirchengewölbe.“

„Freilich“, sagt er und sieht die Kirche hinab und nimmt ihre Hand in die seine. „Jetzt weiht das Tageslicht unser Glück da oben vor dem Altar ein.“

„Aber Martin!“ ruft sie aus, „machst Du Dich wirklich lustig über mich?“

„Meinst Du“, fragt er, „hier unter all dem Sonnenschein? Nein, Du, ich erblickte uns als Heilige in einem goldenen Schrein.“

„Ja, aber Du sagst das so sonderbar geheimnisvoll!“

„Wenn ich nur wüsste, was Du damit meinst! Bin ich jetzt wieder geheimnisvoll?“

„Sieh mich an, Martin! — Da kannst Du sehen! Nennst Du das, mich ansehen? Siehst Du mich denn wirklich?“

„Ich sehe etwas unendlich Helles, Zartes!“

„Ja, aber mich?“

„Ja, Dich!“

Sie schüttelt langsam den Kopf und lächelt.

„Wenn Du mich ansiehst“, sagt sie, „so ist es mir, als würde ich zu einem Bilde hinter einer dünnen Kalkschicht, etwas, das Du hervorblickst und träumst, — ein Bild hinter einer dünnen Schicht Kalk, an einer Kirchenwand.“

„Johanna, bist Du wirklich eifersüchtig auf meine Kunstgeschichte?“

„Ich kann es Deiner Stimme anhören, dass Du nicht glaubst, wonach Du fragst. Antworte mir jetzt vernünftig. Es ist so kalt, ein Bild zu sein, und Du weisst sehr wohl, was ich meine. So warst Du auch vorhin am Pfeiler. Weshalb gingst Du dort weg und weshalb sollte ich Dir nicht helfen?"

„Johanna", sagt Martin, „leg' Deine Hand in die meine und folge mir!"

„Was willst Du denn?"

Martin lächelt.

„Dich wegführen vom Kalk und von allen den Bildern, hoch hinauf, und Dir alle Herrlichkeit der Welt zeigen und den weiten Himmel. Fürchtest Du Dich? Wir gehen in den Thurm hinauf; da bist Du noch niemals gewesen."

„Bist Du der Kirche hier unten schon überdrüssig?"

„Nein, ich komme zurück, aber ich bedarf der frischen Luft. Es ist doch schwül hier drinnen."

„Es ist schön hier, — es ist schade, von hier weg zu gehen!" sagt sie und sieht durch die Sonne nach dem Altar hinauf.

Sie aber erhebt sich und begleitet Martin die bestäubten Stuhlreihen hinab und aus dem Waffenhaus hinaus. Dort in der offenen Thür dringt ihnen die Sonnenscheinluft des Kirchhofs voll Lavendel- und Goldlackduft entgegen, und Bienensummen zwischen den runden Gräbern.

„Sieh Dich vor, sagt Martin in der Thurmthür, hier ist es eng und dunkel!"

Dann geht er voraus und Johanna folgt dicht hinter ihm drein, über die schmalen Stufen strauchelnd und mit der Hand an den Steinen der Wand entlangtastend.

„Ist es noch weit?" fragt sie und fügt hinzu — „ach, wie hell es da unten war!"

„Sieh hier", sagt Martin und zeigt in einem schwach dämmernden, staubigen Lichtschimmer über eine Reihe grosser, abgerundeter Lehmstufen hinweg, die weiterhin im Dunkel unter dem Holznetz des Daches verschwinden, „die Wölbungen!"

Johanna aber schmiegt sich fester an ihn.

„Weiter!" sagt sie.

„Sieh mich an, Johanna, sehe ich Dich jetzt?"

Sie antwortet nicht, schliesst ihm aber den Mund mit ihrer Hand.

Und sie gelangen auf einer hölzernen Treppe höher und höher hinauf. Ein frischer Luftzug strömt von oben auf ihre Köpfe herab, und das Tageslicht fällt auf die obersten Treppenstufen. Dann steigen sie aus dem Dunkel empor und stehen in einem viereckigen Balkenraum. Über ihnen wölbt sich der eherne Schlund einer Glocke, deren schwerer Klöppel lotrecht auf sie herabzeigt und nach der Sonnenseite zu steht die Thurmluke offen.

„Warte!" sagt Martin und geht hin und öffnet alle die andern Luken. Es hallt durch den Thurm, als das Holz der Luken gegen die Mauer schlägt.

Als das Dröhnen erstorben ist, ergreift Johanna plötzlich seine Hand mit einem Ruck und starrt ihn an und lauscht.

„Hörst Du?" flüstert sie, „was ist das?"

Martin aber antwortet nicht. Er steht wie sie da und lauscht.

„Das war die Glocke, die sang," antwortet er endlich. „Ich habe sie aufgeweckt, als ich die Luken öffnete."

„Wie sonderbar es klang!" sagt Johanna; sie spricht ganz leise und steht da und starrt den schweren Klöppel an, der still und unbeweglich unter dem grünen, ehernen Rand der Glocke herabhängt. „Es klang, als käme es mit dem Licht hereingeströmt, als Du öffnetest! — Nein, wie sonderbar mir zu Mute wurde! — und Dir auch! Deine Hand ist ja ganz kalt."

„Ja, — huh! sagt Martin und streicht sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, — es war auch ganz sonderbar, — ich meine, es kam sehr überraschend."

Und dann sehen sie einander an und fangen plötzlich an zu lachen.

„Jetzt sollst Du Dich aber einmal umsehen!" sagt er und will sie an die Schalllöcher führen.

„Nein, lass mich hier noch ein wenig stehen“, bittet sie. „Von hier aus sehe ich nur den Himmel. So viel Himmel habe ich noch niemals gesehen. Ist es nicht sonderbar, es scheint mir, als habe ich ihn nie zuvor gesehen. Es ist wirklich wahr, ich sehe den Himmel niemals. Von Allem, was ich gesehen habe, entsinne ich mich nur der Erde, des Grases, der Blumen und der Wege und des unteren Teils der Baumstämme. Ich schaue wohl niemals in die Höhe.“

„Nun, und was meinst Du denn jetzt?“

Sie erwidert nichts, sondern nimmt seine Hand und führt sie mit sammt dem Arm um ihre Taille und lehnt sich schweigend an ihn. Dann erhebt sie langsam den Kopf und schaut mit ein Paar freudestrahlenden Augen zu ihm auf.

„Martin,“ sagt sie, „wusstest Du d a s? — hast Du mich deswegen hier hinaufgeführt? — Und dann sagst Du, dass ich Dir schmeichle, und dass das Glück übertreibt!“

„Siehst Du wohl, wie hoch wir stehen,“ erwidert er. Schau aus dem Schallloch hinaus. Sieh, wie gross die Erde unter dem Himmel ist. Hier habe ich gesessen und manchen Knabentraum geträumt und mich so unsagbar hinausgesehnt aus diesem meilenweiten Sonnenschein, und mich selber so klein gefühlt wie ein Staubkorn und so gross wie der liebe Gott. Ich habe hier gesessen und mich über diese Unendlichkeit von Feldern und Dörfern und Wäldern hinausgesehnt, weit weg; und habe gemeint, ich könne die Erde atmen hören, und habe gefühlt, wie ihr Atmen zu mir aufstieg und in mich einströmte und mich mit einer Glückseligkeit erfüllte, als gösse sie all' ihr Leben in meine Seele aus, trüge es höher, zu mir empor, damit es sich in mir allein regen und mir eine Freude bereiten könne, die so gross war wie der Gott meiner Knabenjahre. Aber alle meine Träume endeten damit, dass ich auf den Kirchhof hinabkroch. Mich überkam stets eine plötzliche Angst, hinabzustürzen. Aber jedes Mal, wenn ich hier herauf komme, träume ich denselben Traum, und jedes Mal steigert sich das Glück, das ich empfinde und die Angst vor dem Fall.“

„Auch jetzt?“ fragt Johanna leise, als er schweigt.

„Ja, auch jetzt,“ antwortet er und lächelt, „hundert Mal so viel, jetzt!“

„Martin,“ flüsterte sie, „ich glaube, da ist Einer, der kommen würde und Dich auf den Händen tragen, wenn Du fällst. Vergiss jetzt alle diese hässlichen Gedanken. Du wolltest mir ja alle Herrlichkeiten der Welt zeigen. Oder soll i c h sie D i r zeigen?“

„Ach Du!“ ruft Martin aus und zieht sie an sich, „das Glück strömt durch alle vier Gucklöcher, harret da unten in der weissen Kirche, kommt mir da draussen aus dem lächelnden Land entgegen, umgiebt mich überall in der Sonne, im Duft, in mir selber, so dass ich es kaum zu fassen vermag. Welche neue Herrlichkeiten kann ich Dir zeigen, — bist Du doch diejenige, die mir alle gezeigt hat! — — Lasst uns wieder hinab gehen, Johanna, wieder hinab in den Heiligenschrein der weissen Kirche.“

Und dann giebt er sie frei und schliesst die Luken. Als er zurückkommt, steht sie da und schaut in die Sonne hinaus.

„Sang die Glocke, oder hörte ich es nicht?“ fragt sie und starrt unverwandt hinaus.

„Nein, jetzt schwieg sie,“ antwortete er und sieht sie an.

„Johanna,“ ruft er plötzlich aus.

Und dann hebt er sie auf den Arm und trägt sie vorsichtig, Schritt für Schritt hinab durch den Thurm.

* * *

Die Sonne hat Martin geweckt. Sie scheint gedämpft durch die weisse Gardine des Fensters, und die Schlafstube ist in einen dämmernden, rosenroten Schimmer getaucht, den die Blumen der Tapete ausstrahlen. Martin hat sich im Bette aufgerichtet und bleibt gebeugt und still sitzen, wie verloren in

erwachendem Glück; er sieht herab auf Johannas schlummerndes Antlitz, das halb versteckt unter einer blonden Haarwolke in ruhigem Schlaf auf einem entblössten, weissen Arm ruht. Das kleine Zimmer ist noch angefüllt von den schimmernden Festgewändern der Hochzeit, und über dem Spiegel hängt der Brautschleier, ein luftiges Zeichen des Glücks. Er sitzt mit grossen, strahlenden Augen da, und sein Blick erweitert sich, als sei er bemüht, sich jede kleinste Kleinigkeit von dem einzuprägen, was er sieht.

Dann reckt sich der entblösste Arm unter Johannens Nacken langsam, legt sich rund und schimmernd auf das weisse Kissen, ihr Kopf gleitet zurück, und die Augenlider erschliessen sich über zwei Augen, die denen Martins begegnen, und die gross und strahlend sind wie die seinen.

„Du!“ flüstert sie wie in ohnmächtigem Glück und schmiegt sich an ihn und küsst mit brennenden Lippen seinen Mund und schaut ihn an mit einem Blick, der stumm ist vor Verwundrung. Schimmernder Ernst, lichtes Wunder ist ihr Glück, und sie schmiegen sich an einander, um ihre eigenen Herzen von der Wirklichkeit zu überzeugen.

„Johanna!“ flüstert er und presst ihren Kopf wieder und wieder an seine Brust, die Hände in ihrem kühlen Haar bergend.

Dann macht sie sich sanft frei und richtet sich ganz auf und sitzt in dem weissen Bett und starrt mit glückberauschten Augen vor sich hin, als liege die Welt im Sonnennebel vor ihrer Seele, in blauendem, goldigen Schimmer, fern und schön und verheissend.

Und Martin schaut sie an, und dies neue Heim gestaltet sich in seinem Bewusstsein zu einer kleinen Welt für sich, blank und sonnenvergoldet, zu einer abgeschlossenen Welt inmitten der grossen, mit ihm und mit ihr, erhaben über alles Alltägliche, mit ihm und ihr allein in der Welt, allein in ihrem neuen Heim, das gleich einer Muschelschale eine Perle umschliesst, — ihr Glück. Und von Johanna schaut er zum Fenster hinüber. Es ist, als lache ihm das Glück gerade in die Augen aus dieser breiten Fensteröffnung, wo die Sonne durch die weissen Vorhänge scheint, ein Glück, das unendlich ist wie der wolkenlose Himmel über dem Rand des Vorhangs, ein Glück, das der Stille dieses sonnigen Maienmorgens gleicht. Er hört nur das Zwitschern der Sperlinge vor dem Fenster; es klingt so unaufhaltsam rieselnd wie fallendes Wasser oder wie Lichtschimmer, der sich herabsenkt. Die Stille singt ihm in den Ohren, seine Welt ist ausgefüllt von dieser Sonne, von dem unermüdlichen Gezwitscher der Sperlinge.

Es ist wie ein herrlicher, wacher Traum von Glück, das sanfte, rieselnde Vogelgezwitscher und dieser goldne, stille Sonnenstrom, und sie füllen seine Augen und seine Ohren wie mit summendem Sommer, so dass er ganz still sitzen bleibt und sich nicht zu rühren wagt, um diese träumende Wirklichkeit nicht zu stören.

„Ich träumte dies Alles, bis zu dem Augenblick, wo ich erwachte,“ sagt plötzlich Johanna, „ich träumte einen lichten, rosenroten Traum, und hier im Zimmer war Sonnenschein, der färbte meinen Traum hinter meinen geschlossenen Lidern.“

„Oder ich that es,“ erwiderte Martin, „denn ich habe hier gesessen und Dich angesehen!“

Sie antwortet nicht sondern wirft sich zu ihm hinüber und birgt ihr Antlitz in seiner Bettdecke, und ihr Haar wallt in blonden Wellen über das Betttuch und ihr weisses Nachtgewand.

„Bist Du glücklich?“ flüstert Martin mit einer Stimme, die vor Freude bebt, und beugt sich über sie, und sie antwortet, ohne den Kopf zu erheben, indem sie nach seiner Hand tastet und sie unter ihre Wange schiebt.

„Woran denkst Du?“ fragt er nach einer Weile und hebt ihren Kopf mit beiden Händen in die Höhe, — „lass mich in Deinen Augen lesen, woran Du denkst.“

„Ich denke daran,“ erwidert sie, „wie gross und stattlich Du aussahst, als Du Dich eben am Altar erhobst, als die Orgel brauste und ich kam.“

„Gestern, gestern!“ sagt Martin, „wie lange das her ist, und welch eine hässliche Thür war es doch, die uns zu alle diesem führte! Dies Alles, Du, liegt am Ende eines unendlich langen, finstern Ganges!“

Sie lächelt und schüttelt den Kopf.

„Ich glaube, dass ich noch oft an gestern zurückdenken werde,“ antwortet sie, „und dass ich mit Freuden zurückdenken werde. Der gestrige Tag steht mir so deutlich vor der Seele! Du solltest nur wissen, wie ich an Dich dachte! Wo ich ging und stand, sah ich Deine Hände vor mir, — und Deinen Kopf und Deine Füsse, — und jedes Mal errötete ich und musste zum Fenster hinaussehen, empor zu dem hellen, hohen Frühlingshimmel, wo die Vögel über meinem Haupte unsere Hochzeit einläuteten. Und als ich in meinem weissen Kleide dastand, den wallenden Schleier in der Hand, und mich auf nichts besinnen konnte, weil mir plötzlich Alles zur Zukunft wurde! Und das Wagengerassel Du, — und als ich zum Fenster hinaussah, — auf die blanken, braunen Pferderücken und einen Kutscherhut mit rotweisser, aufgebauschter Kokarde, und auf das schwarze Wagenverdeck und einen Teil des Wagenfensters, — und Onkel Kaarsens Schritt durch das Nebenzimmer — und seine weissen Handschuhe und seine Orden — — — ich fuhr wie im Traum — und wie im Traum hörte ich die Stimme des Pfarrers — denn in meinem Herzen jubelte nur das Eine, dass ich binnen Kurzem frank und frei und bei Dir sein werde! Ich entsinne mich des Allen so deutlich, bis auf die Ampel dort gestern Abend. Jetzt bricht sich die Sonne in ihrem roten Glas, gestern Abend aber flackerte das Licht unruhig darin und warf einen grossen bläulichen Schimmer an die Decke, einen grossen, blauen, zitternden Stern.“

„Und ich,“ sagt er, „ich entsinne mich nur der Heimfahrt im Wagen und des Mondscheins, der über den blanken, einsamen Strassen und auf den bethauten Wagenfenstern lag. Es war mir, als führen wir immer aufwärts durch die blaue Nacht!“

Dann verschliessen lange Küsse ihre Lippen, und nach einer kleinen Weile erhebt Martin sich und kleidet sich an, und Johanna liegt da und verfolgt ihn mit den Augen, während er sich im Zimmer hin und her bewegt, bald in der Sonne, bald im Schatten. Als er endlich fertig ist und ins Nebenzimmer geht, wendet sie sich nach seinem Bett um und wirft sich liebkosend in seine Kissen. Dann erhebt sie sich und kleidet sich schnell an und sieht ihn plötzlich in der Thür stehen und über sie lächeln und über ihre Freude an jedem neuen Kleidungsstück, das sie anlegt.

„Komm!“ sagt er, „jetzt gehen wir zusammen auf Eroberungen aus!“

Und ihren Arm in dem seinen, folgt sie ihm aus der Sonne des Schlafzimmers in eine neue Sonnenwelt.

„Martin,“ sagt sie plötzlich, „sind wir wirklich nur zwei fröhliche ausgelassene Kinder?“

„Vielleicht“, erwiderte er und presst ihren Arm an sich und fügt hinzu: „oder zwei gläubige Anbeter in einem Heiligtum!“

Und sie drückt seine Hände gegen ihre heissen Wangen, dankbar für jede Gabe, die er ihr gebracht hat zum Schmuck für ihr Heim.

Er steht still und legt ihre Hände um seinen Nacken und schaut ihr in die Augen.

„Wie dunkel und träumerisch diese Kinderaugen brennen können,“ sagt er, „und wie wunderbar sinnend und ruhig sie blicken können, und wie fest sich die Hände um meinen Nacken stemmen können, und wie flammend rot die Lippen schwellen können! Du mein kleines, blondes Kinderlieb, das dort so sanft und einfach steht und das Kind vergessen hat, um mir allein die Märchenpforte weit zu öffnen!“

Und sich über sie beugend, flüsterte er:

„Niste hier wie ein Vogel, der jeden Tag neue Federn bekommt, wie ein Vogel Phönix mit jubelnd neuer Liebe jedes Mal, wenn sich die Sonne neigt!“

* * *

Es ist Mittagszeit.

Martin kommt die Treppe hinaufgestürmt und steckt hastig den Schlüssel in die Entréethür und zieht die Thür hinter sich zu, so dass sie knallend in's Schloss fällt und das helle Treppenhaus mit lautem Getöse erfüllt. Er hängt den Strohhut an den Riegel und stürzt in's Wohnzimmer, in's Esszimmer, in sein eigenes Zimmer, in die Schlafstube, in die Küche hinaus.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er das Mädchen und sieht ganz geschlagen aus vor Enttäuschung und Verwunderung.

„Die Frau Doktor?“ lautet die langgezogene Antwort des Mädchens durch den Qualm, der über dem Herd steht, „— die Frau Doktor, — die ist oben in der Rumpelkammer!“

„Ach!“ sagt Martin und will in der ersten Enttäuschung über die leeren Zimmer und seine zu Schanden gewordene, fröhliche Erwartung hinzufügen — „dann laufen Sie hin und sagen Sie ihr, dass ich gekommen bin!“ besinnt sich aber, dreht sich um und steigt bedächtig die Hintertreppe hinauf.

Allmählich aber schwindet der Ärger und mit ihm die Bedachtsamkeit, und er springt die letzten Stufen hinan und steht in der offenen Bodenkammerthür.

Vor ihm sitzt Johanna auf einem Koffer, den Schooss voller Briefe, im vollen Sonnenschein, der durch das Dachfenster auf sie herabströmt, den kleinen Raum um sie her ausfüllt, grell und blendend zurückgestrahlt wird von dem gelben, grellen Fussboden, von ihrem gestreiften Sommerkleide und von der polierten Mahagonifläche der Kommode, hinter deren rötlichem Fournier ihr Bild sich an den Schubladen herab verzerrt und durchschnitten in schimmernden sonnenvergoldeten Farben wiederspiegelt. Und alle diese Sonne, die sie umgiebt, entfacht Martin's Liebe zur hellen Flamme und die mildesten Worte des Glücks schweben ihm auf den Lippen, — aber die Enttäuschung aus den leeren Stuben da unten überkommt ihn von neuem.

„Johanna, Du warst nicht unten!“ sagt er und sieht sie vorwurfsvoll an.

„Bist Du denn schon da?“ entgegnet sie, und schaut verwirrt zu ihm auf, und beginnt plötzlich, die Briefe unter ihren schützenden Händen zusammenzuraffen und errötet. „Du solltest ja garnicht hier herauf kommen! Ist denn die Uhr schon so viel?“

„Und Du weisst, wie ich mich nach Dir sehne, und wie ich nach Hause laufe!“ fährt er fort, um die erlittene Kränkung zu rächen und sich selber und sie zu quälen, während das Herz in ihm erbebt von dem einen ganzen halben Tag verhaltenen Liebesdrang.

„Ich wusste nicht, dass die Uhr schon so viel war,“ sagte sie ruhig in erwachender Betrübnis, „ich wusste ja nicht, dass schon so viele Stunden verstrichen waren.“

„Hast Du denn garnicht an mich gedacht?“ fragt er und fühlt wie sich die Bitterkeit bei jedem Wort, das er sagt, steigert. „Was hast Du denn da?“

„Deine und meine Briefe,“ sagte sie und sieht zu ihm auf.

„Und konntest Du die denn nicht unten lesen?“

„Ich weiss nicht,“ erwidert sie, „sie lagen hier in der Kommodenschublade. Jetzt thut es mir selber leid, und ich ging doch in einem Gefühl überschwänglichen Glückes hier herauf!“

„Johanna!“

Sie springt auf, die Briefe fallen von ihrem Schooss auf den Fussboden, und dann schlingt sie die Arme um Martins Hals und presst ihr Antlitz gegen seine Schulter.

„Ärgere Dich nicht darüber,“ flüstert sie, „ich bereue es ja selber, aber es war so herrlich hier in der Sonne. Und dann lag hier ja all' mein aufgespartes Glück in zierlichen Päckchen in meinen Schubladen. Du solltest nur wissen, wie übermütig ich war, als ich die rosenfarbenen, seidenen Bänder löste. Ach, Martin, ich habe ja nur das Alphabet meiner Verliebtheit durchlebt und durchlesen, — ein Jahr in einer einzigen Stunde!“

Er aber kann sich nicht von dem Gedanken frei machen, dass sie ihn eine halbe Stunde vergessen hat.

„Das Alles hat ja gar keinen Wert mehr," sagte er. „Was machst Du Dir aus den Briefen. Ich denke niemals an Dich so wie Du gestern warst, sondern ich laufe um Dich zu sehen, so wie Du sein wirst, wenn ich nach Hause komme. Ich sehne mich so entsetzlich nach Dir. Du bist mir jeden Tag eine neue Gabe, die mich daheim erwartet, — und dann muss ich Dich hier hoch oben suchen, ein ganzes Jahr zurück!"

„Keinen Wert, Martin," erwidert sie und schaut ganz verwirrt zu ihm auf. „Hat es keinen Wert, dazusitzen und sich selber in kleinen, flüchtigen Bildern vorüberziehen zu sehen, als wäre man ein andres Wesen? Denn so ist es, ich habe hier gesessen und mich selber gesehen, wie ich in meinen eigenen Gedanken gewesen bin, und wie ich mich in denen Andrer gedacht habe, ungefähr wie eine feine, wimmelnde Welt hinter Glas, das von meinen eigenen Gefühlen gefärbt ist, — rosenrot und tageshell oder grau und regendunkel. Ich habe hier gesessen und an mich selber gedacht wie an ein Wesen, das mir teuer ist, das ich verstehe, dem ich verzeihe, gegen das ich Nachsicht übe. Glaubst Du nicht, dass das Wert hat, Martin?"

„Und indessen, Johanna, habe ich meine Pflicht gethan und habe dabei an Dich gedacht!"

„Aber ich that das ja auch, Martin, — denn ich dachte an Dich! Das ganze war mir wie ein Traum, dass ich es wirklich war, die hier sass. Ich wusste, dass ich wachte, und ich wusste, dass es Wirklichkeit war, dass ich nur die Treppe hinabzugehen und eine Thür zu öffnen brauchte, dann würde die Wirklichkeit in stillem, blauenden Licht vor mir liegen. Aber ich blieb sitzen und hatte gar kein Verlangen nach meinen neuen, blanken Stuben. Das war ja Alles wirklich! Ich sass da und wiederholte das Wort so oft, bis es ganz nichtssagend wurde, das reine Wortgeklingel, etwas, das keineswegs das wiedergab, womit ich mein Glück taufen wollte. Ich umschlang mit beiden Händen den alten Koffer dort, auf dem ich sass, um mir selber zu sagen, dass der Wirklichkeit war!"

„Hattest Du gar kein Verlangen nach Deinen neuen, blanken Stuben?" fragt er und sieht sie betrübt an.

„Nein," erwidert sie hastig und schlingt ihre Arme fester um seinen Hals.

„Aber weshalb denn nur, Johanna?"

„Ich glaube, weil sie so verlassen stehen und warten; — Martin, — auf Leben und Ereignisse und Erinnerungen warten."

„Ach, Du musst mich nicht so viel fragen, — wie soll ich es Dir nur Alles erklären! Ich bin ja so glücklich, und ich meinte, der Sonnenschein hier oben, der sei wirklicher als alles Andre, denn der glich meinem Glück. Und dann hatte ich ein Gefühl, als wenn das, dass ich Deine Frau bin und binnen Kurzem, wenn Du nach Hause kämest, Deinen Küssen und Deiner Umarmung entgegen gehen würde, — als wenn das gar keine Wirklichkeit wäre. Der eine Augenblick, wo Du mich in Deine Arme schliesst, ist Wirklichkeit, alles Übrige aber ist Traum, und dieser Gedanke trieb mir das Blut in die Wangen, und dann fröstelte mich ein klein wenig. Denn diese Sekunde des Glücks möchte ich in meinen Händen halten, wenn es mir gefiele, es müsste nicht von alltäglichen Zufällen abhängig sein, wenn sie mir beschieden sein soll. Ich fühlte mich plötzlich vollkommen ohnmächtig, wenn ich an diese ganz zufälligen Dinge dachte, die in diesen ersten Tagen unsere Küsse gestört haben, wir wollten doch allein sein und nur allein, und dann alle diese gutgemeinten Besuche, diese Laufjungen und Boten und Hausierer, die schellen und uns veranlassen, wie ein Paar Verbrecher auseinander zu fahren! Und diese abscheuliche Uhr, die des Morgens läuft und läuft, bis Du fort musst! Oder auch Deine Arbeit hier zu Hause und die grossen bestaubten Bücherstapel! Ich kann sie nicht leiden, denn Du fasst mich so vorsichtig an, wenn ich zu Dir komme, um mich nicht mit Deinen Händen zu beschmutzen. Ich glaube, ich könnte sehr viel glücklicher sein, Martin. Denn dies neue Heim sollte ja das Ziel meines Lebens sein, ein Ziel, bei dem ich verharrte, nachdem es einmal erreicht war; aber hier ist es leer und neu, alles wartet auf



Ereignisse, — jetzt sollen wir das Leben erst anfangen. Ich sass da und lehnte mich gegen die Wand, ganz müde und hoffnungslos, und vergass die Sonne und das Licht um mich her und fühlte mich arm und gering, ohne Zweck und Ziel, in der Welt, ohne etwas, wofür es sich zu leben verlohnte. Du hast Dein Ziel und kannst mich entbehren und kannst zehn an meiner Statt erhalten. Und dann Deine Freunde! Die sähen mich sicher am liebsten auf dem Blocksberg. Ich sass da und zwang ihr Bild vor meine Seele, den grossen, bärtigen Holländer Jan Irich mit den dunkelblauen, unergründlichen Fanatikeraugen, der sich immer so ganz dicht an Dich heransetzt und so ganz gedämpft in seinem wunderlichen Dänisch spricht, und sich absichtlich nur an Dich wendet, Dich belagert, erobert, besiegt mit seinen Interessen und seinem träumerischen Katholicismus, dieser kalte, eckige Mann, der gleichsam einen nasskalten Schatten um sich verbreitet. Und da Martin, ging ich hinauf, um diese Briefe zu lesen — —"

Er presst sie fest an sich und küsst wieder und wieder ihren blonden Scheitel.

„Verzeih mir meine thörichte Kinderei," sagt er, „aber ich kann nicht die geringste Enttäuschung vertragen, ich kann es nicht, Johanna! Und ich hatte erwartet, Dich unten vorzufinden, wie sonst stets. Kannst Du begreifen, dass ein Glück so gross sein kann, dass man sich in ewiger Angst befindet, der geringste, kleinste Stoss könnte es aus dem Gleichgewicht bringen, so dass es uns entgleitet? Das Glück ist zu gross für uns Menschen. Und ich weiss nicht weshalb, aber ich fürchte mich so, das meine zu verlieren. Alles, alles in mir umklammert es, um es fest zu halten, und doch sehe ich es beständig zittern, als wolle es fallen. Du darfst mir nicht zürnen. Die geringste, kleinste Enttäuschung wächst zu einem Sturm gegen mich!"

Sie schaut lächelnd zu ihm auf mit einem stolzen, sichern Lächeln, dann löst sie ihre Arme von seinem Hals.

„Hilf mir jetzt, unsre Briefe wieder zu sammeln," sagt sie und beugt sich in den Sonnenschein auf dem Fussboden hinab.

Und während sie auf den Knieen liegen und einen Brief nach dem andern aufsammeln und sie mit rosenfarbenen Bändern umwinden, sagt sie plötzlich:

„Du solltest nur wissen, wie entzückend es war, dort von der Sonne betäubt zu sitzen und die Hände hinter dem Rücken zu halten und die Augen zu schliessen und die dämmernde Röte des Bluts die geblendeten Augen beschatten zu lassen, und nichts zu denken, keinen brennenden Wunsch zu hegen."

* * *

Martin sitzt bei seiner Lampe und arbeitet. Die Thür zum Wohnzimmer steht offen. Dadrinnen hört er Johanna spielen und spielen. Jedes Mal, wenn er sich erhebt und durch das Zimmer geht, erblickt er ihre dunkle Silhouette im Schein der Klavierkerzen. Sie hat mehrmals gefragt, ob sie ihn nicht störe, und jedes Mal hat er gelacht und nein geantwortet. Sie stört ihn nicht. Ihre leise, schwermütige Musik fällt wie ein milder, fruchtbarer Regen auf seine Gedanken, und er hat ein Gefühl, als stünde sie hinter seinem Stuhl, ohne zu reden, als streiche sie ihm sanft mit den Händen über das Haar. Er ist erfüllt von Frieden und sicherem, besänftigendem Glück, ihm ist zu Mute, als seien Streit und Kummer alte überlebte Wörter, Ausdrücke für längst erstorbene Begriffe. Er sitzt in seinem Heim, und es ist ihm, als läge es weit weg in einem fernen Walde hinter ungeheueren, laubdichten Stämmen, deren Zweige niemals vom Wind zerteilt werden, die sich in ewig schattendem Frieden über seinem Heim ausbreiten.

Dann legt er einen Augenblick die Feder hin und lehnt sich in den Stuhl zurück.

„Du spielst ja nicht," sagt, er, als erwache er plötzlich, und dreht den Kopf nach der geöffneten Thür um und erhält keine Antwort. Im selben Augenblick aber hört er Johanna wieder beginnen.

Und er geht wieder an seine Arbeit, bis er endlich die Feder hinlegt und merkt, dass sie wieder aufgehört hat zu spielen.

Dann erhebt er sich, tritt in die Thür und sieht Johanna am Klavier sitzen, die Hände im Schooss, vor sich hin starrend. Er geht an sie heran und stellt sich hinter ihren Stuhl und beugt sich über sie, seinen Arm um ihre Schulter schlingend.

„Woran denkst Du?“ fragt er.

Sie aber schiebt seinen Arm fort und antwortet nicht.

„Johanna!“ fragt er verwundert.

„Was willst Du?“

„Aber was hast Du nur einmal?“

„Nichts,“ erwidert sie kurz.

„Mein Gott, kannst Du es mir denn nicht sagen? Ich verstehe wirklich nicht —“

„Du hast ja Deine Arbeit!“

„Johanna,“ lacht er gleichsam befreit, „soll ich denn nicht arbeiten?“

Sie antwortet nicht, legt aber ihre Hände auf die weissen Tasten des Klaviers und beugt sich über die Noten, als werde es ihr schwer zu sehen.

„Johanna!“ flüstert er und umfasst ihre Wangen, um ihre Augen zu sich empor zu heben. Sie aber senkt die Lider.

„Du, die Du keinen Augenblick aus meinen Gedanken bist!“

„Ich kann nichts dafür!“ ruft sie aus und im selben Augenblick strömen ihr die Thränen von den Wangen herab.

Da hebt er sie zu sich empor, vom Stuhl auf, und sie folgt ihm willenlos, und er führt sie ans Sopha und setzt sich zu ihr in die halbdunkle Zimmerecke und streichelt ihre Hände wieder und wieder.

„Sprich mit mir, Johanna,“ bittet er, „lass uns zusammen reden! Es thut mir so unendlich leid, das kannst Du mir glauben!“

Sie sitzt lange da und starrt vor sich hin.

„Ich weiss es wohl,“ sagt sie und sucht nach den Worten, „dass es dumm und kleinlich von mir ist, — aber ich wollte, Du hättest die Arbeit nicht!“

„Meinst Du, dass sie mich Dir entzieht?“ fragt er und beugt sich vor, um ihr in die Augen zu sehen.

„Ich weiss es nicht,“ erwidert sie, „aber wenn ich allein sitze, will es mir scheinen, als seiest Du so ruhig geworden, als könnest Du mich so gut entbehren, und dann werde ich so böse auf Dich.“

„Meinst Du, dass ich Dich entbehren kann?“

„Ja, das sage ich Dir ja! Und dann habe ich den Eindruck, als sei all' Deine Verliebtheit mit Deiner Ruhe entflohen, und ich muss mich damit begnügen, umherzugehen und zu Dir hinüber zu schielen, und es ist mir zu Mute, als kreise ein Habicht über meinem Glück, um es mir zu entführen!“

„Jetzt auch?“

Sie lächelt ein eigentümliches, schwaches, bittres Lächeln.

„Du siehst ja, dass ich mich sofort ergebe, wenn Du nur einen Finger nach mir ausstreckst.“

„Dass Du Dich ergiebst“, sagt er und lächelt, „als ob Du nicht den Sieg über meine Arbeit davon trügst, sobald Du Dich nur zeigst!“

„Ich kann nichts dafür“, antwortet sie, „aber es ist mir jeden Augenblick des Tages eine Pein, dass ich so unwissend bin und immer schweigend dasitzen muss und nichts sagen kann und mich unthätig in allen Dingen verhalten muss, die nicht zum Hausstand gehören. Und dann kann ich mich doch nicht zu der Frohnarbeit entschliessen, Dich in alledem einzuholen, was Du weisst. Und dann werfe ich das Gewehr in den Graben und bin ganz verzweifelt bei dem Gedanken, wie doch das Leben so garnichts ist für den, der unwissend ist. Ich kann nichts, — nur Klavierspielen!“

„Das ist für mich mehr als genug, — nennst Du das nichts?“

„Jetzt vergisst Du, Martin, dass es Zeiten gegeben hat, wo Du mich batest, Dich allein zu lassen, als wenn ich zu anspruchsvoll sei, als wenn ich nichts zu thun habe und Dich ganz für mich allein haben wolle!“



„Mein Gott, Johanna!“ erwidert er mit einem Seufzer, — „ich will Dir nur sagen, mir ist meine Liebe ein heiliges Ausruhen, ein Geniessen, wenn Du willst, eine Erfrischung nach den starken würzigen Speisen der Arbeit. Bedenke, das ich kämpfen muss, um existieren zu dürfen, dass ich für meine Selbständigkeit kämpfen muss und immer und ewig auf dem Grundstein meines Wissens weiterbauen und Acht darauf geben muss, wie auf einen fruchtbaren Schlamm, der Tag aus, Tag ein gegen das Ufer meines Lebens getrieben wird. Glaubst Du nicht, dass ich Dir am liebsten alle Augenblicke meines Lebens schenken würde? Und erzähle ich Dir nicht immer von meinen Hoffnungen?“

„Freilich,“ erwidert sie, „doch stets nur mit einer gewissen, selbstgerechten Voraussetzung, dass ich Dir nur halbwegs folgen kann und mehr ahne, als ich begreife. Ich genüge Dir längst nicht mehr, Martin. Du hast ja selber angefangen, Deine Freunde in Dein Heim zu laden, — um jemand zu haben, mit dem Du reden kannst!“

„Nein, Johanna, sondern weil mein Glück zeitweise zu gross wird, um in Einsamkeit Raum zu finden, weil ich das Bedürfnis habe, es andern Menschen zuzurufen, es mit ihnen zu teilen und sie fröhlich mit mir zu sehen, — oder neidisch, wie jener arme Kandaulus!“ fügt er lächelnd hinzu. „Du freust Dich ja doch selber, wenn Irick und Holm kommen!“

„Nein, — ja!“ erwidert sie, „das heisst, ich amüsiere mich zuweilen über meine Rolle als liebenswürdiger, hausmütterlicher, wohlthätiger Engel! Aber es ist stets ein bitterer Wermutstropfen in dem Vergnügen. Denn ich fühle so deutlich, wenn sie hier sind, dass ich nicht mehr genug bin, sondern nur wie eine Stumme umherschwebe, beobachtet und kritisiert und als überflüssige Staffage betrachtet. Manchmal erfülle ich meine Pflicht nur im Trotz, als sei ich ein Dienstbote, ein bezahltes Stück Hausgerät, und manchmal erfülle ich sie ganz niedergeschlagen und beeile mich, Euren Wünschen nachzukommen und flehe im Stillen diese wissenden, selbstzufriedenen Männer an, dass sie mir nur ein klein wenig Menschenwert zugestehen sollen!“

„Du flehst sie um Menschenwert an!“ ruft Martin und zieht sie an sich.

„Weshalb sagst Du das in diesem Ton?“ fragt sie verwundert, „so höhnisch gegen sie?“

„Ach, Du, — der Menschenwert der Männer!“ entgegnet er und will abbrechen, fügt dann aber hinzu: „Im Vergleich zu Dir!“

„Was meinst Du denn aber?“ fragt sie wieder.

„Dass Du Dich gründlich geirrt hast! Die Männer kommen draussen aus der Welt und die ist voller Thorheit und Schlechtigkeit, und man muss seine Seele an einer langen Stange befestigen, wenn man sie hindurch tragen will, ohne sie zu beschmutzen. Und selbst wenn das gelingt, so bleiben die Hände doch nie ganz rein. Wer erst einmal richtig hinausgeworfen ist, zappelt in einem Netz von Verhältnissen, die ihn von hinten und von vorne angreifen und ihn mit sich ziehen und ihn zwingen, schlecht zu handeln, wenn er auch das Gegenteil will, und schwach zu sein, wo er widerstehen sollte. Und unter solchen Verhältnissen geht viel Menschenwert verloren, das kannst Du wohl begreifen. Alle Männer sind arm und haben einen grossen Appetit, und die Welt ist ein Wucherer, der blutige Zinsen nimmt.“

„Ja, ja,“ entgegnet sie, „ich weiss sehr wohl, dass die Männer vor ihrer Verheiratung oft schlimm sind. Junge Mädchen erfahren stets etwas, aber das geht uns ja nichts an, denn das ist doch immer nur, bis sie wirklich eine Frau kennen gelernt haben, die sie so recht lieb haben können. — So wie Du, zum Beispiel! — Du hast es ja niemals so arg getrieben wie die Männer, von denen Du redest.“

„Weil ich Dich so früh kennen lernte!“

„Aber das meinte ich eigentlich doch nicht“, fährt sie fort, — „ich meinte, ich möchte schrecklich gern die Freundin Deiner Freunde sein. Ich möchte, dass sie sich ein wenig aus dem machten, was ich meine. Ich wollte, ich könnte es ihnen erklären, wenn mich etwas erfreute, wenn mir etwas lieb wäre, so dass sie mich verstünden und merkten, dass es Wert hat. Denn



ich finde oft, wenn Ihr über Dinge redet, die mir wert sind, so sprecht ihr so lau, so vernünftig, so gelehrt, als wäret Ihr alte Männer, als wäret Ihr garnicht begeistert und jung, und dann brennt es in mir, Alles das zu sagen, was ich fühle, aber ich geniere mich, es zu sagen, oder auch, ich sage es ungeschickt, verlegen und kalt, — und das kommt nur, weil ich mich vor ihnen fürchte, weil ich weiss, sie kennen mich nicht und halten mich für unbedeutend."

„Glaubst Du denn aber wirklich, dass die Männer allein um meinetwillen so oft hierherkommen, Johanna?" fragt Martin lächelnd.

„Sollte es etwa meinetwegen geschehen? — Dann merke ich es jedenfalls nicht."

„Aber junge Männer sehen nun einmal gern jugendliche weibliche Wesen, und eine junge, verheiratete Frau ist ihnen doppelt interessant."

„Aber weshalb denn? — Ach übrigens glaube ich, ich verstehe ganz gut, was Du meinst, — ich kann es nur nicht so recht erklären. Ja, so wie der neulich Abends, — ich entsinne mich nicht mehr, wie er heisst, — der Erste, der uns einen Besuch machte und gleich den ganzen Abend blieb. Er guckte in die Schlafstube hinein, als ich dort Licht anzündete, und nannte sie das Heiligtum oder die Opferstätte, — ich weiss nicht mehr so genau, wie er es nannte, — jedenfalls aber sagte er es in einem hässlichen Ton."

„Ja, ja", erwidert er und lächelt gutmütig und zieht sie fester an sich, als wolle er sie beschützen, — „so eine kleine Frau muss sich in Acht nehmen!"

„Aber wie soll ich mich nur mehr in Acht nehmen, als ich es thue? Ich spreche ja kaum mit einem Einzigen von allen denen, die hierherkommen."

„Nein, nein!" eifert Martin, — „ich bemerkte es übrigens sehr gut neulich Abends, sein ganzes Benehmen und seine schlüpfrige Galanterie. Aber siehst Du, es giebt etwas, was Du von Dir abweisen musst. Ich kann es Dir nicht erklären, aber Du kannst mir glauben, Du wirst es bald von selber lernen, wie man sich bei so etwas zu benehmen hat!"

„Weisst Du was, Martin", sagt sie und sieht ihn mit ruhiger Überzeugung an, „wenn jemand so etwas einfallen sollte, wie Du meinst, so würde es mir wirklich kein Vergnügen machen. Nein, so klug bin ich denn doch", fährt sie fort und schmiegt sich an ihn, „und Du selber weisst es am besten, dass ich ein wenig mehr verlange als Galanterie und Erotik, das ist schnell verprasselndes Feuerwerk, und man riskiert dabei, dass einem der Raketenstock an den Kopf fliegt. Ich will, dass sie meine Freunde sind. Ich ziehe die Freundschaft der Männer vor, weil meiner Ansicht nach die Frauen nichts haben, wenigstens nicht den Inhalt der Freundschaft!"

Und dann sitzen sie schweigend da und sehen vor sich hin, und es ist ganz still um sie her wie in fernen Wäldern zwischen grossen Baumstämmen.

* * *

Es ist spät am Abend, an einem Abend im November.

Martin arbeitet, ganz vertieft. Die Lampe des Schreibtisches beleuchtet seinen gebeugten Nacken. Er hat die Portière vor die Thür des Wohnzimmers gezogen und hört hinter dem Vorhang Johanna und Jutta lachen und dazwischen Jan Irick's tiefe Männerstimme. Einen Augenblick neigt er den Kopf auf die Seite und hört Johanna lange und eindringlich reden, hört Jutta eine Melodie summen und Jan Irick über den Teppich gehen und mit starken, ungeübten Händen ein paar Akkorde auf dem Klavier anschlagen, dieselben Akkorde, die Jutta summt. Dann erhebt Martin sich und sieht durch die Spalte der Portière Johannas blonden Kopf zwischen den Klavierkerzen. Sie steht gebeugt neben Irick's grosser, schmaler Gestalt und spielt die Melodie gedämpft und weich und sieht Irick lächelnd an.

Dann setzt Martin sich hin, um weiter zu arbeiten, es will aber nicht recht gehen damit. Immer muss er lauschen und immer hört er Johannas Stimme heraus. Er hört sie eifrig und mit Überzeugung reden, Irick zögernd oder mit warmen, strömenden Worten Antwort geben. Und er schaut lächelnd



vor sich hin, sieht sie als Anfänger in dem spiegelblanken, spielenden Schlittschuhsport des Lebens, zum ersten Mal sich selber überlassen, sieht sie unsicher und zaghaft, aber leicht und graziös und fliegend dahinlaufen, leicht zu Fall zu bringen, aber schnell wieder auf den Beinen, mit erneuter Willenskraft und Stärke. Und lächelnd sieht er sie ihren Hafen wählen, und nur dafür Auge haben, wie im Spiel dahineinzulaufen und sich hoffnungsvoll und abwartend zur Ruhe zu setzen, ohne Gedanken an Zoll und Abgaben in fremden Häfen. Wie ein leiser Nadelstich trifft ihre tiefe Sorglosigkeit einen Augenblick seine Liebe, dann erfüllt eitel Glück alle seine Gedanken, und er hört nur die Freude aus ihren Worten heraus, ihr Entzücken darüber, dass sie ihre Schüchternheit überwunden hat, und ein warmer Stolz steigt in ihm auf. Er erhebt sich nnd kann nicht mehr arbeiten, er muss in ihrer Nähe sein und mit eigenen Augen ihr Glück die neuen, reichen Schösslinge treiben sehen, und es ist, als fliege sein eigener Same rings um ihn her.

Leise, um nicht mit dem Rasseln der hölzernen Ringe zu stören, zieht er die Portière zur Seite. Aber im selben Augenblick ist man seiner ansichtig geworden, zwei Augenpaare begegnen den seinen, Johannens, strahlend wie eine Triumphfanfare, Irick's ihm sanft entgegen lächelnd, gross und blau, mit einer wunderlich warmen Bewunderung und einem stillen Suchen, als forsche er bei Martin nach etwas, das er früher niemals dort vorhanden gewusst, — nach einem plötzlich entdeckten Reichtum.

„Wir haben Dich doch nicht gestört", ruft Johanna aus, und es gleitet ein schwaches, ängstliches Lächeln über ihr fröhliches Gesicht.

„Nein," erwidert Martin und schüttelt lächelnd den Kopf, „ich konnte es Euren Stimmen anhören, dass es hier drinnen weit gemütlicher war."

Johanna sendet ihm einen hellen, dankbaren Blick zu, bleibt aber neben Irick am Klavier stehen.

„Weisst Du, was Irick behauptet?" sagt sie mit vor Heiterkeit singender Stimme. „Er sagt, er ist fast überzeugt, dass Du ein Russe bist!"

„Ein Russe?" lächelt Martin, — „sprecht Ihr von mir?"

„Ja", antwortet Johanna, „denn er sagt, Du seiest der schwermütigste Mensch, der ihm jemals vorgekommen ist."

„Aber Irick!" lacht Martin, „schwärzest Du mich an?"

„Dich anschwärzen?" wiederholt Irick mit ruhiger, tiefer Stimme, die wie das langsame, verschleierte Summen einer gesenkten, ehernen Glocke klingt, — „nein, aber Deine Frau behauptet, dass Du ohne Sonnenschein eigentlich nichts seiest!"

„Das sagte ich nicht," unterbricht ihn Johanna, „nichts habe ich garnicht gesagt."

„Nimm es Dir nicht so zu Herzen, mein Kind", sagt Martin, — „erstens musst Du wissen, dass Du niemals Deine Worte so zurück erhältst, wie Du sie gesagt hast, zweitens kennt Irick nichts Schwermütigeres als Sonnenschein, — drittens finde ich, Ihr solltet von etwas Andern reden, sonst muss ich ja wieder gehen."

„Ach," sagt Johanna, „überlass Du uns das *nur*! Wir sprechen über das, wozu wir Lust haben!" fügt sie hinzu und sendet Martin einen Blick zu, der voll ausgelassener Freude und unsäglichen Glückes ist.

Und Irick schaut zu ihm hinüber, als habe er seine Bewundrung noch nicht losgelassen, sie nur tiefer in seine Augen hineingezogen, wo sie steht wie ein nebelhafter Traum.

„Und da hast Du Dich versteckt", sagt Martin zu Jutta, die auf dem Sopha dicht neben der Thür sitzt, die Hände in einem hellgrauen, glatten Kleiderschoss, müde und einsam vor sich hinstarrend.

„Nun, wie gehts?" fragt er und setzt sich zu ihr und verfällt in Gedanken darüber wie geschmacklos Juttas Kleider stets sind und dass sie sie nie kleiden, und er weiss nicht mehr, was er sagen soll und fühlt sich angesteckt von ihren müden Zügen.

Juttas Antwort besteht nur in einem Lächeln, sie sieht nicht zu ihm auf, sondern schiebt plötzlich über den kleinen Tisch vor ihnen einen Teller

mit einer geschälten, saftbethauten Frucht zu ihm hinüber. Und Martin greift unwillkürlich nach der Frucht und isst sie, während ihm der Saft kühl über seine Finger treibt, und sitzt ungeduldig da und bemüht sich, die verworrene Hecke zu durchbrechen, die erstickend um ihn aufschiesst, sobald er sich in der Nähe dieses jungen Mädchens befindet. Er betrachtet flüchtig ihren dicken, schwarzen Haarknoten, die Wimpern über den dunklen, blanken Augen, den starken, ein wenig plump, hintenübergebeugten Kopf mit den weichen, viel zu unbestimmten Linien um Kinn und Mund. Sie sitzt neben ihm, aufrecht, als sei sie beständig auf dem Posten, als sei sie fest überzeugt, angegriffen zu werden, — wie es Martin scheint — von männlichen Händen und Armen angegriffen zu werden, — und dabei doch überzeugt, ihre kleine, steife Person, ihre kleine, steife Seele verteidigen zu können, — siegsbewusst vom Scheitel bis zur Sohle, nur mit einer weichen, unbestimmten Linie um Kinn und Mund. Und stets zwingt ihre Nähe seine Gedanken zurück zu jenem Sommer daheim, und wie ein warmer Nebel legt sie sich auf seine Erinnerungen, drängt sie sich zwischen Johanna und ihn, wie ein leerer, dämpfender Nebel, der nichts giebt, der nur die Farben verschleiert und die Sonne verbirgt, — ein leerer Nebel, der ihn zu sich hin saugt, als wolle er aus seiner Seele trinken, um damit die eigene Leere zu füllen. Und jedesmal wächst so wie heute Abend die erstickende Hecke um seine Gedanken, und er ringt vergeblich, um Worte zu finden, die alltäglich sind. Er weiss ihr nichts zu sagen, und er fühlt sich selber dumm, und hat jetzt — wie stets — ein übermächtiges, zitterndes Verlangen, mit ihr zu reden, fühlt sich zu ihr hingezogen, kann aber nirgends hingelangen, sitzt da wie mit versenkten Händen, und wünscht sich weit weg, um sich im nächsten Augenblick darüber zu freuen, dass sie dort neben ihm sitzt. Aber seine Freude ist wunderlich dumpf, gleichsam mit blinden Augen, und es peinigt ihn, dass er, um sie zu finden, unter sein und Johannens Glück tauchen muss.

Dann aber wird er plötzlich von Johannens frohem Lachen, drüben vom Puff am Clavier, angesteckt.

„Nein", sagt er, „das geht wirklich nicht an!"

„Was?" fragt Jutta erstaunt und sieht ihn mit ihren dunklen, blanken Augen an.

„Dass wir hier sitzen und kein Wort sagen, während die beiden die ganze Stube mit ihrem Geplauder ausfüllen."

Und Jutta lacht mit ihrem vollen, runden Lachen, das gleich einem strahlenden Frühling ihrer Brust und ihrer Kehle entsteigt, und Martin stets erschienen ist wie plötzlich aufgelöstes Haar, das in der Sonne wallt.

„Du solltest Dich verheiraten, Jutta," sagt er. „Nein," entgegnet sie und lacht wieder. „Das könnte mir niemals einfallen, das weisst Du sehr wohl."

„Wenn Du nun aber Johanna dort ansiehst!" sagt er in gedämpftem Ton.

„Ja," erwidert sie und sieht feierlich vor sich hin, „mit der ist es nun freilich etwas ganz anderes. Es wäre mir ganz unmöglich, mich von einem Manne abhängig zu machen. Dazu bin ich mir selber zu viel wert."

„Du redest ja wie eine alte Jungfer, Jutta!"

„So kannst Du mich gern nennen," sagt sie, „die haben viele Vorzüge in meinen Augen."

Martin aber schüttelt schweigend den Kopf.

„Die betrügen den lieben Gott!" sagt er.

„Wie beliebt?" entgegnet Jutta und glättet ganz beleidigt ihren Kleiderschooss.

„Ja, denn jede Frau ist für einen Mann geboren," sagt er. „Dagegen kannst Du nichts einwenden. Und es wäre doch ein Jammer, wenn Du, die Du doch so ein liebes, frommes Mädchen bist, nicht in den Himmel kommen solltest, und dahin kommst Du nicht, ehe Du Deine Bestimmung hier auf Erden erfüllt hast."

„Ach, erwidert sie, vom Himmelreich hast Du kein Verständnis; das Verhältnis kannst Du mir überlassen."



„Ja, ich habe nun meinen Himmel hier auf Erden,“ sagt Martin und nach einer Weile fügt er hinzu, — „glaubst Du übrigens, dass man sich an einander verkauft wie zwei Sklaven?“

„Das weiss ich nicht,“ erwidert sie hartnäckig, „ich weiss nur, dass der Gedanke allein mir widerwärtig ist.“

Martin sitzt da und lächelt und sieht ihr weiches Kinn an.

„Das sind ganz gotteslästerliche Reden, die Du da führst,“ sagt er. „Du sitzt ja gewissermassen da und verhöhnst Johanna und mich vor unsern eigenen Augen. Ich bin nun einmal der Ansicht, dass unverheiratete Menschen ausgerottet werden müssen. Sie irritieren uns glückliche Menschen nur durch ihre Armut. Und für jeden Menschen ist eine gewisse Summe Glück ausgesetzt und die zu heben ist eines jeden Schuldigkeit, denn niemand ausser ihm kann sie gebrauchen. Nimm Dich in Acht, mein Kind!“

„Ja, Du hast schön reden!“ entgegnet sie mit einem Seufzen, „ich habe niemals zwei Menschen gesehen, die so zu einander passen wie Du und Johanna, — aber ich kann mir sehr wohl andre Verhältnisse vorstellen.“

„Jutta,“ sagt Martin, „das wusste ich, — Du bist bange!“

„Nein, das bin ich ganz und garnicht,“ erwidert sie, „ich fühle mich glücklich so wie ich bin. Übrigens könnte man glauben, Du wolltest mich um jeden Preis unter die Haube bringen!“

Martin fühlt, wie ihm das Blut in die Wangen steigt. Er antwortet nicht sogleich.

„Ja,“ antwortet er endlich, „das möchte ich gern!“

„Weshalb möchtest Du das?“ fragt sie und sieht ihm in die Augen.

„Weil ich,“ antwortet er langsam, „gern so viele Menschen wie möglich so glücklich sehen möchte, wie ich es bin.“

Und dann schweigen sie beide eine Weile. Martin sitzt da und sieht zu Johanna und Irick hinüber. Irick zeichnet in ein kleines, weisses Buch, und Johanna beugt sich über das Buch und folgt ganz vertieft seinem Bleistift.

„Was habt Ihr denn da vor?“ fragt Martin.

„Ich lerne Botanik antwortet Johanna und schaut schnell zu ihm hinüber, — weshalb lachst Du?“

„Ich lache über Dich,“ sagt Martin und sendet ihr einen Blick voller Zärtlichkeit.

„Das sollst Du aber nicht!“ entgegnete sie und wird ganz rot und folgt wieder Irick's Bleifeder.

„Mochtest Du die vorhin?“ fragt Jutta im selben Augenblick und nimmt eine Frucht von der Schale auf dem Tisch und fängt an zu schälen.

„Das weiss ich nicht mehr,“ erwidert Martin, als müsse er sich erst besinnen, und sieht auf ihre breiten, starken Hände herab.

„Ja, sagt er, als Jutta über seine Antwort lacht, ich möchte nicht gern all den Saft an meinen Fingern herablaufen lassen!“

„Dann sperr den Mund auf!“ sagt sie, und fasst die Frucht an den Stengel und presst sie in seinen Mund hinein und trocknet die beringten Finger in einer Fransenserviette.

„Wolltest Du mich ersticken?“ fragt Martin, als er die Frucht heruntergeschluckt hat.

„Vielleicht!“ lacht sie.

„Gut!“ entgegnet er ausgelassen, nimmt eine neue Frucht und schält sie.

„Jetzt kommst Du an die Reihe!“ sagt er und stützt den Ellenbogen auf den Tisch und hält ihr die Frucht gegen den Mund.

Sie aber wirft sich lachend ins Sopha zurück und hält die Hände abwehrend vor sich.

„Wie Du mir, so ich Dir!“ sagt er, umfasst ihre beiden Handgelenke und zwingt die Hände herunter und beugt sich über sie und stösst dabei gegen den Teller, der klirrend zu Boden fällt und in zwei Stücke zerbricht, und lässt verwirrt ihr Handgelenk los und sitzt nun da, die weisse Frucht zwischen den Fingern und fühlt das Blut durch das Gehirn sausen.

„Nun, — das muss ich sagen! — schlagt Ihr Euch?“ ertönt Johannens Stimme.

Als er aber zu ihr aufsehen will, liegt sie schon vor dem Tische auf den Knieen und sammelt die Scherben auf.

Jutta sitzt rot und atemlos auf dem Sopha, über ein Armband gebeugt, das aufgesprungen ist.

„Es that wirklich weh!“ hört er sie sagen, und sieht, wie sie die Hände in den Schooss stemmt und sich mit der vorwurfsvollen Geradheit aufrichtet und sich dann erhebt.

„Lass es mich doch thun, Johanna,“ sagt sie und will die Scherben aufnehmen.

„Nein, ich kann es sehr gut selber thun,“ antwortet Johanna, ohne sie anzusehen, und geht durch das Esszimmer hinaus.

Als sie gegangen ist, begegnet Martin Irick's blauen Augen, die ihn mit einem schwachen Lächeln anschauen, das aus der tiefsten Tiefe hinter ihrer blauen Verwunderung dämmert

„Das war eine dumme Störung!“ sagt Martin und erhebt sich langsam vom Sopha.

„That es sehr weh?“ fragt er und nähert sich Jutta.

Sie aber wendet ihm den Rücken zu und spielt wieder mit dem Armband.

„Du bist ein Tölpel!“ antwortet sie kurz.

Und dann kommt Johanna zurück und schaut fast unmerklich von dem Einen zu dem Andern hinüber und setzt sich an's Klavier und blättert langsam in den Noten und spielt eine Mazurka von Chopin.

Als sie geendet hat, erhebt Irick sich und sieht nach seiner Uhr.

„Ich will mich empfehlen!“ sagt er mit seiner tiefen Stimme und reicht zuerst Johanna die Hand und dann Martin.

Einen Augenblick später sind Irick und Jutta gegangen, und Martin und Johanna sind allein in dem stillen Zimmer.

„Bist Du sehr ärgerlich über den Teller?“ fragt Martin und will den Arm um ihre Taille schlingen.

Sie aber schiebt seinen Arm weg und wendet sich von ihm ab.

„Nein, halt Johanna!“ ruft er aus und will ihre Hand ergreifen, sie aber entzieht sie ihm und nimmt hastig das weisse Blatt mit den Blumenzeichnungen, das Irick aus seinem Taschenbuch geschnitten und auf die Tischdecke gelegt hat, und geht hin und steckt es zwischen ein Notenheft.

„Wollen wir mit einander schmollen, Johanna? — — Wollen wir wirklich mit einander schmollen?“

„Ja, erwidert sie so kurz, als schleudere sie ihm das Wort in's Gesicht, und sieht ihn mit glanzlosen zornigen Augen an.

„Weisst Du, was Du sagst, Johanna?“

„Ach, so stell Dich doch nicht so an,“ entgegnet sie höhnisch und misst mit den Augen seine vorgestreckten Hände.

„Nein, das muss ich sagen,“ meint Martin, ohne ein Lächeln unterdrücken zu können, „jetzt bist Du wirklich amüsant.“

„Findest Du?“ lacht sie kurz und fügt, jedes Wort, das sie sagt, unterstreichend, hinzu, — „ich finde Du amüsierst Dich, jetzt wie auch vorhin! — Ich habe nur kein Verständnis für Dein Amüsement.“

„Meinst Du, ich sollte mich schämen?“ fragt er und wird ganz bleich und steif und muss sich Zwang anthun, um den Zorn zurückzuhalten, der sich qualvoll in ihm regt.

„Du hättest nur daran denken sollen, dass ich drei Schritt von Dir entfernt sitze!“ entgegnet sie, ihn unverwandt ansehend. Aber der Zorn brennt nicht mehr in ihrem Blick. Er hält ihn fest, wie mit zwei kalten Nägeln.

„Ach“, erwidert er und fühlt, wie seine Mundwinkel sich bitter senken, „Du vergisst, wie völlig in Anspruch genommen Du selber warst!“

Aber im selben Augenblick fällt sein Zorn zusammen, und es erfüllt ihn ein Entsetzen vor den Worten, die er gesagt hat, er bedauert und bereut und zwingt mit Gewalt seinen Arm fest um ihre Taille.



„Nein, bleibe, Johanna!“ flüstert er. — „Jetzt sollst Du gut sein, — Du darfst Dich nicht böse thun! — Ich meinte es ja nicht so, — ich begreife garnicht, wie ich es nur sagen konnte, — hörst Du, — hörst Du denn nicht! — es thut mir so leid, — ich bin noch niemals gegen irgend jemand schlecht gewesen, und dann sollte ich es gegen Dich sein! — Du musst mir verzeihen! — Verzeihe mir!“

Sie steht steif da und antwortet nicht, die Thränen aber laufen ihr an den Wangen herab und die geschlossenen Lippen beben. Plötzlich wird ihr Körper in seinem Arm schlaff, sie bricht in zitterndes Schluchzen aus.

„Johanna! Johanna!“ flüstert er voll hilfloser Zärtlichkeit, — „weswegen sind wir heute Abend auf einmal so gegeneinander?“

Sie fährt fort zu weinen, und er streicht ihr über das Haar, streicht ihr unablässig über das Haar.

„Ach, wie leid mir der ganze Abend ist!“ sagt sie endlich und beisst auf ihr Taschentuch und sieht vor sich hin.

„Nein, das darfst Du nicht sagen!“ bittet er und drückt mit seiner Hand ihre Wange gegen seine Schulter, — „Ich habe mich so in Deiner Seele gefreut, ich war so glücklich.“

„Es ist nur so dumm, glücklich zu sein,“ erwidert sie und weint von neuem, — „ich dachte mir's schon, dass es so enden würde!“

„Ist das meine Schuld, Johanna?“

„Ich weiss nicht, wessen Schuld es ist, — ich finde nur, dass Jutta —“

„Was findest Du, dass Jutta — —?“ fragte er, als sie schweigt und nicht fortfährt. „Du sollst nichts finden in Bezug auf Jutta, — sollst nicht einmal an sie denken. Meinst Du, dass ich an Jutta denke?“

„Nein, — jetzt nicht,“ antwortet sie und wickelt das Taschentuch um ihre Finger und löst es wieder.

„Niemals, Johanna!“

„Weshalb warst Du denn so gegen sie? So pflegst Du ja niemals zu sein. Thatest Du es, weil ich mich mit Irick unterhielt?“

„Nein, nicht im Geringsten, Du kleine Einfalt!“

„Wie konntest Du es denn aber über's Herz bringen, das zu sagen, was Du vorhin sagtest?“

„Ich meinte es ja garnicht!“

„Man soll niemals etwas sagen, was man nicht meint, — am allerwenigsten dergleichen Dinge!“ entgegnet sie ruhig.

„Ich habe gerade heute Abend dadrinnen in meinem Zimmer gesessen und mich darüber gefreut, dass Du Dich mit Irick unterhieltest und mir geschmeichelt, das all' das Gute, das ich von ihm gesagt habe, Dich dazu veranlasste. Du kannst mir glauben, Du hast ihn heute Abend glücklich gemacht. Er hat so wenige, die mit ihm sprechen, und er geht so einsam und so unbekannt in dieser fremden Stadt umher. Ich bin ganz sicher, dass Du die erste Dame bist, die mit ihm gesprochen hat, seit er seine Braut in Holland verliess. Findest Du nicht, dass es sich verlohnt, mit ihm zu reden?“

„Ja,“ antwortet sie, „und er hat mir so viel erzählt, wovon ich nichts wusste, von Blumen und Farben und Formen, und —“ fügt sie hinzu und lächelt, — „dann glaube ich, dass er ebenso schüchtern ist wie ich und ebenso unbehülflich.“

„Johanna!“ flüstert Martin und beugt sich herab und sieht ihr in die Augen, „verzeihst Du mir?“

Und als Antwort auf seine Bitte schmiegt sie sich eng an ihn wie ein Kind, das seine Mutter wieder gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)



DIE SOCIALE FRAGE DER OBEREN KLASSEN.

VON

Dr. FRANZ OPPENHEIMER.

Die socialdemokratische Partei Deutschlands wiederholt bis zur Eintönigkeit eine Behauptung: die sociale Frage soll eine Angelegenheit ausschliesslich des Arbeiterstandes sein; alle nicht dem Arbeiterstande angehörigen Personen sollen ihr Interesse nur darin finden können, der Emancipation der enterbten Klasse den möglichsten Widerstand entgegenzusetzen.

Diese Behauptung ist im höchsten Grade gefährlich: denn sie verzögert den Process, der dem Heere der politisch organisirten Arbeiter aus den Schichten der durch Bildung und Besitz unabhängigen Männer die Officiere schafft; sie überlässt in einem unnötigen Maasse die Führung der grössten und stärksten Partei der Weltgeschichte solchen Elementen, die dazu wenig geeignet sind, weil sie, um mit Fr. Nietzsche zu reden, einen „schwülen Kopf und ein kaltes Herz" haben. Sie verzögert ferner, indem sie künstliche Gegensätze construirt, wo in der Natur keine vorhanden sind, diejenige Neubildung, auf die alle grossen, politischen Strömungen unserer Zeit zustreben (selbst in ihren antisemitischen Nebenläufen); die Neubildung, die uns einzig und allein aus dem grauenhaften politischen Wirrwarr befreien kann, aus dem faulen, stagnierenden Calmengürtel, in dem das Fahrzeug menschlichen Fortschrittes liegen bleiben muss, fast im Angesichte der „neuen Welt" einer besseren Menschheitsgestaltung; wir meinen die Neubildung einer grossen Partei der Linken, einer „socialliberalen Partei", die, vom linken Flügel des Socialismus und Anarchismus bis zum rechten Flügel der entschiedenen Demokratie reichend, alle vorhandenen Parteicadres umspannt und Raum genug gewinnt, die Hunderttausende politisch Reifster aufzunehmen, die heute thatenlos abseits stehen, weil sie zu sehr Socialisten sind, um der bürgerlichen Demokratie, und zu sehr Individualisten, um dem Kommunismus zuzuschwören.

Aber die Wissenschaft hat sich nicht um die praktischen Folgen ihrer Gedanken zu kümmern, nur darum, ob sie wahr sind. Ist nun jene Behauptung wahr?

Schon die Geschichte beweist das Gegenteil. Vom ersten Beginn an war die Schöpfung und die Entwicklung des socialistischen Gedankens das Werk von Männern, die nicht dem Arbeiterstande angehörten. St.-Simon, Fourier, Enfantie, Cabet, Louis Blanc, Buchez, Proudhon bis auf Paul Lafargue in Frankreich, Owen, Neale, Ludlow in England, Lassalle, Marx, Engels, v. Schweitzer, Liebknecht bis auf Kautsky in Deutschland: was hat alle diese Bourgeois — und nur Bourgeois! — dazu gebracht, einer ganzen Welt den Krieg zu erklären, wenn sie gar kein — wir schliessen jedes materielle Interesse aus — gar kein

seelisches Interesse an der Durchführung der Gesellschaftsform gehabt hätten? Die Kommunisten werden selbst die letzten sein, die nur persönlichen Ehrgeiz als ihr Motiv gelten lassen wollen.

Aber, alle Personenfragen bei Seite gelassen! Rein sachlich enthält jene Behauptung den handgreiflichsten Widersinn. Mindestens 90 Procent des Volkes, wahrscheinlich stark über 95 Procent, leiden sogar nach Ansicht der Socialdemokraten unter den Symptomen der Krankheit, die man als soziale Frage bezeichnet. Und, da Niemand leugnen kann, dass die menschliche Gesellschaft ein Organismus ist, und nicht etwa bloss eine rein mechanische Zusammenhäufung unverbundener Individuen, so ist es eine der stärksten Leistungen tendenziöser Willkür, wenn man glauben machen will, die Krankheit der grossen Uebermenge sei für den Rest gleichgiltig. Die Behauptung ist gerade so haltlos, als wenn ein Mediciner behaupten wollte, das Gehirn eines Menschen könne sich in keiner besseren Verfassung befinden, als wenn der ganze übrige Körper durch den äussersten Nahrungsmangel skelettiert sei.

Was a priori klar ist, möchten wir unternehmen, a posteriori zu beweisen. Wir stellen der Behauptung der socialdemokratischen Partei, dass nur der „Arbeiter“ an der socialen Reform interessiert sei, die polar entgegengesetzte gegenüber, dass auch die „oberen Klassen“ der Bevölkerung kein wichtigeres Interesse haben können, als diese selbe Reform.

Legen wir zunächst einige Begriffe fest:

Die „oberen Klassen“ sind keine fest umgrenzte, wirtschaftliche Kategorie. Es giebt qualificierte Hausarbeiter, die man zu den oberen Klassen und unzählige Kopfarbeiter, die man zum „Proletariat“ rechnen muss. Wir verstehen also darunter alle diejenigen Personen, deren Einkommen, gleichgiltig aus welcher Quelle es fliesse, wesentlich höher ist als das der Lohnarbeiter niedriger Staffel.

Unter „socialer Reform“ verstehen wir die Durchführung des Socialismus.

Der Socialismus ist das Ideal einer Wirtschaftsordnung, in welcher die heute bestehende, sogenannte „Ausbeutung“ der Arbeit verschwunden sein wird.

Diese Ausbeutung ist so zu verstehen, dass heute die Arbeiter nicht den vollen Ertrag ihrer Arbeit erhalten, sondern gezwungen sind, einen grossen Teil desselben an die Unternehmer, Bodenbesitzer und Geldbesitzer abzugeben, nämlich als Profit, Bodenrente und Zins. (Hierbei ist jedoch zu bemerken, dass in dem sogenannten Profit des Unternehmers meistens zum wenigsten zwei Bestandteile enthalten sind, nämlich der Lohn für seine qualificierte Arbeitskraft und der eigentliche Profit. Rein erscheint der Profit eigentlich nur in den Dividenden der Aktiengesellschaften, soweit sie den angemessenen Zins überschreiten.)

Der Socialismus ist also das Ideal einer Wirtschaftsordnung, in welcher jeder Producent das Eigentum seines Produktes uneingeschränkt behält, in welcher also jede Bodenrente, jeder Kapitalzins und jeder Unternehmerprofit verschwunden sein werden.

An der Durchführung dieser Wirtschaftsordnung sollen, so unternehmen wir zu beweisen, alle Angehörigen der oberen Klassen auf das dringendste interessiert sein, also nicht nur die Lohnverdiener

höherer und höchster Staffel, sondern sogar auch Bodenrentner, Kapitalisten und Unternehmer.

Um jedoch unseren Weg unangefochten weitergehen zu können, ist es nötig, den Begriff des Socialismus auf das schärfste abzugrenzen von einem anderen Begriffe, der fortwährend mit ihm zusammengeworfen wird, mit dem Begriffe des Kommunismus. Sie haben einen durchaus verschiedenen Inhalt. „Der Socialismus, ein Name, vor welchem die Meisten noch erschrecken, weil sie ihn von dem Kommunismus nicht zu trennen wissen, — der Socialismus ist ein ebenso wichtiges, wie seither vernachlässigtes Gebiet der Volkswirtschaftslehre," sagt W. v. Hamm. (Wesen und Ziele der Landwirtschaft, Jena 1872, S. 299.)

Man kann den Unterschied mit einem kurzen Ausdrucke folgendermassen bezeichnen; der Socialismus ist ein Ziel, der Kommunismus ist vermeintlich ein Mittel zu diesem Ziele.

Die Kommunisten, also in Deutschland vorwiegend die Socialdemokraten, wollen den Kommunismus nur, weil sie ihn für den einzigen Weg halten, der zum Socialismus führen kann. Wer imstande wäre, sie zu überzeugen, dass ein anderer besserer Weg zu ihrem Ziele führt, würde sie dem Kommunismus abwendig machen, ohne dass sie darum aufhörten, Socialisten zu sein. Man kann also sehr wohl Socialist sein, ohne Kommunist zu sein; man kann sogar Socialist und Demokrat sein, ohne Socialdemokrat zu sein.

Es ist uns im engen Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen wir den Kommunismus nicht für das Mittel halten, um den Socialismus herbeizuführen und zu erhalten; es ist uns ebenso wenig möglich, hier den Weg aufzuzeigen, der zu dem Ziele führen kann, den Weg einer so gut wie unbekannten Art der Genossenschaftsbildung. Diese Kritik sowohl wie diesen Aufbau haben wir vor kurzem in Buchform der Oeffentlichkeit übergeben. Wir haben hier den Unterschied nur aus dem Grunde mit so grosser Schärfe hervorgehoben, weil wir Einwände vermeiden wollten, welche wohl den Kommunismus treffen, den Zukunftsstaat der Socialdemokratie, aber nicht im mindesten den Socialismus.

* * *

In unserer heutigen Wirtschaftsordnung, in welcher der überwiegende Teil der Menschheit ein kümmerliches Dasein fristet, eine grosse Zahl im Elend verkommt, ist so augenscheinlich der kleine Teil der „Besitzenden" begünstigt, dass es wie Wahnwitz klingt, wenn man die Behauptung aufstellt, auch diese Günstlinge Fortunas würden durch dieselbe Ordnung in Einkommen und Lebenshaltung schwer geschädigt, welche sie erhoben hat. Und dennoch ist es buchstäblich wahr. Die Schädigungen, welche unsere oberen Klassen durch die geltende, sog. kapitalistische Ordnung erleiden, betreffen nicht allein ihren Körper und ihre Seele, sondern auch ihren Geldbeutel.

Um diese letzte Behauptung zu erweisen, können wir es nicht umgehen, einige Blicke in die Volkswirtschaftslehre zu thun.

Betrachten wir ein Volk als wirtschaftliches Ganzes, so wird von ihm als Ganzes so viel verbraucht,*) als es hervorbringt, abgesehen

*) Unter Verbrauchen verstehen wir natürlich ausser dem eigentlichen „Verzehren" auch die Bildung von Kapitalien aller Art u. s. w.

von nicht in Betracht kommenden Einzelheiten (wie z. B. Schuldzinsen, welche das Ausland zahlt oder erhält, der Reinertrag eines im Auslande betriebenen Zwischenhandels u. s. w.).

Ganz gleichgiltig also, wie gross der Anteil eines jeden Einzelnen im Verhältnis zu dem Anderen ist, wird er doch immer bedingt durch die Summe des zu Verteilenden, also der gesammten Produktion. Es liegt also im Interesse jedes Einzelnen, dass die gesammte Produktionsmasse möglichst gross sei.

Nun giebt es zwei Grenzen, welche der Ausdehnung der Produktion gesteckt sind, eine natürliche und eine künstliche.

Die natürliche Grenze ist erreicht, wenn ein Volk alle Kräfte, welche der Produktion dienen können, voll angespannt hat, d. h. alle menschlichen Arbeitskräfte, soweit sie zur Zeit verfügbar sind, mit den zur Zeit zweckmässigsten Werkzeugen ausgerüstet hat und dauernd beschäftigt. Dann ist eine weitere Vermehrung der Produktionsmasse und Vergrösserung des auf den Einzelnen fallenden Anteils unmöglich.

Die natürliche Grenze der Produktion ist noch niemals ganz erreicht worden, seitdem Völker zu einer irgendwie gearteten Klasseneinteilung gelangt sind. Es haben stets produktive Kräfte feiern dürfen, welche von dem Arbeitsertrage unterworfener Menschen lebten. Jedoch war bis zum Anbruch der neuesten Zeit die Produktion der Kulturvölker bis nahe an diese natürliche Grenze gesteigert. Es war weitaus der grösste Teil der Volksangehörigen — zum wenigsten in Friedenszeiten — andauernd beschäftigt und arbeitete mit den zur Zeit zweckmässigsten Werkzeugen.

In diesem Stadium war fast alle Arbeit Handarbeit, fast alle Werkzeuge Handwerkzeuge. Nur in einem winzigen Masse wurde die Naturkraft (die Schwere des fliessenden Wassers) in den Dienst der Produktion gezogen, in Mühlen, Hammerwerken, Drahtziehereien u. s. w. So war denn die gesamte Produktionsmasse gerade hinreichend, um die grosse Masse des Volkes kümmerlich zu erhalten und einer dünnen Schicht übergeordneter Herrscher ein von harter Arbeit freies Leben zu ermöglichen. Hier war die Masse des durch die gemeinsame Arbeit des Volkes Geschaffenen nicht gross genug, um Alle in den Wohlstand zu versetzen.

In unserer Zeit liegen die Dinge ganz anders. Unsere Zeit bildet welt- und wirtschaftsgeschichtlich ein Novum, und ist aus diesem Grunde mit keiner vorangegangenen zu vergleichen. Und aus demselben Grunde ist der Socialismus, der für jede vorangegangene Zeit ein Unsinn gewesen wäre, für unsere Zeit eine Notwendigkeit geworden.

Unsere Arbeit ist nämlich nur noch zum kleinen Teile Handarbeit, unsere Werkzeuge sind nur noch zum kleinen Teile Handwerkzeuge. Die Technik hat die Natur in einem staunenswerten Masse unterjocht, ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit gezwungen. Man rechnete zur reichsten Zeit Athens auf eine Familie zehn Sklaven; nach einer Berechnung von Hertzka kamen schon vor zehn Jahren auf den Kopf aller europäischen Menschen fünfzig „Stahlsklaven", d. h. Maschinen mit der Leistung von fünfzig Menschen.

Mit dieser Unterjochung der Natur ist die natürliche Grenze der Produktion in die Unendlichkeit gerückt. So lange unsere Bergwerke noch Eisen und Kohlen und unsere Ströme noch lebendige Kraft liefern, können wir die Anzahl der stählernen Sklaven, die für uns

arbeiten, ohne Grenzen verhundertfachen, ja vertausendfachen, die Produktionsmasse der Völker in der Unendlichkheit vermehren und so den auf jeden Einzelnen entfallenden Anteil gleichfalls beliebig vergrössern.

Eine Berechnung Hertzkas weist nach, dass, wenn sämtliche österreichische Männer in arbeitsfähigem Alter mit den zweckmässigsten zur Zeit verfügbaren Maschinen ausgerüstet wären, die Produktion seines Vaterlandes zehnmal so gross wäre, wie heute; wenn dann die Vertreibung nach demselben Modus erfolgte, wie heute, würde also der ärmste Einwohner des Landes ca. 3—5000 Gulden Jahreseinkommen haben und das Einkommen der oberen Klassen hätte sich gleichfalls verzehnfacht.

Es fragt sich nun, warum diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit wird? Warum liegen Hunderttausende produktiver Kräfte brach, durchziehen Vagabundenschaaren das Land, durchstreifen beschäftigungslose „Reserve-Armeen“ die Städte?*) Warum feiert die angesammelte Arbeit früherer Jahre, liegen Hochöfen kalt, verrosten kostbare Maschinen ungenützt, trägt Gold kaum noch Zinsen?

Weil die Produktion unserer Völker die zweite Grenze erreicht hat, die künstliche Grenze.

Wir producieren nicht mehr für den eigenen Gebrauch, sondern für den Markt. Und wir können nicht mehr Produkte auf den Markt bringen, als die Consumption von dem Markte genommen hat. Der Markt ist der Magen der Völker. Er nimmt nicht eher wieder Nahrung an, als bis er die letzte Mahlzeit verdaut hat. Und so lange, bis das geschehen ist, muss die Produktion feiern. Eine solche erzwungene Ruhe der Produktion tritt nun bei uns, je länger je öfter ein und bildet das Wirtschaftsproblem unserer Zeit. —

Die Weisheit der Politiker führt diesen Zustand auf „Ueberproduktion“ zurück. Und es ist ja ganz zweifellos, dass zu viel produciert worden ist, wenn Produkte unverkäuflich bleiben. Genau so richtig ist es, zu behaupten, dass zu viel gegessen worden ist, wenn ein kranker Magen nach vierundzwanzigstündigem Fasten einen halben Zwieback nicht behalten will. Nur ist mit dieser Fesstellung nichts für die Erkenntnis des zu Grunde liegenden Leidens gewonnen.

Da bricht z. B. eine grosse Schuhwarenfabrik zusammen mit einer jährlichen Produktion von 50000 Paar Stiefeln, von denen sie 45000 auf Lager behalten hat. „Ueberproduktion“! sagen die Weisen. Wenn aber derselbe Weise einen Spaziergang durch das Arbeiterviertel machen wollte, so würde er sehr bald merken, dass hier für weit mehr als 50000 Paar Stiefel jährlich Bedarf vorhanden ist. Dann würde er vielleicht auf den Gedanken kommen, dass mit dem Worte Ueberproduktion nichts gesagt ist; und dass das Wort erst einen Inhalt erhält, wenn man dem zu Viel das dazugehörige zu Wenig entgegenstellt, der Ueberproduktion die Unterkonsumption.

Da nun, mit Ausnahme einiger Reformatoren unserer Kleidung Niemand freiwillig barfuss oder in zerrissenen Stiefeln umhergeht, der imstande ist, unversehrte zu erlangen, so würde der Weise vielleicht zum Nachdenken über die eigentümliche Logik einer Volkswirtschaft

*) Warum arbeiten noch Hunderttausende unserer Arbeiter mit den primitiven Werkzeugen der Vorzeit, mit denen sie Zeit, also Produktionskraft vergeuden, statt mit den arbeitsparenden Maschinen, die wir schon besitzen?



gelangen, welche auf der einen Seite einen Schuh-Producenten zu Grunde richtet, weil ihm seine Waren nicht abgenommen werden, und auf der anderen Seite Hunderttausende der Möglichkeit aussetzt, sich die Zehen abfrieren zu lassen. Er würde sehen, dass die Unterkonsumption **erzwungen** ist und würde sich nun erst vor dem ersten Problem der Volkswirtschaft finden, der Frage nämlich, was denn diesen Verzicht auf notwendige Bedürfnisse erzwingt

Wir möchten hier noch einmal auf den ungeheuren Unterschied hinweisen, der zwischen der Volkswirtschaft von heute und derjenigen vergangener Zeit besteht. Vor fünfhundert Jahren musste ein grosser Teil der Menschen barfuss gehen, weil die Produktivkräfte nicht hinreichten, um für alle Schuhwerk zu beschaffen: heute gehen ebenso Viele barfuss, obgleich die Produktivkräfte hinreichen würden, um Jedem für jeden Tag der Woche ein eigenes Paar Stiefel zu gestatten. Damals bestand also eine Unterproduktion: und diese erklärt den Mangel an Befriedigungsmitteln der Bedürfnisse. Heute aber besteht ja auf allen Gebieten eine Ueberproduktion, wie die Weisen sagen: und diese kann an sich unmöglich einen Mangel an Befriedigungsmitteln erklären. Woher also der Mangel?

Stellen wir uns den Idealzustand des Socialismus — nicht des Kommunismus! — als durchgeführt vor, so ist sowohl Ueberproduktion als Unterkonsumption undenkbar. Wenn jeder Herr seines Erzeugnisses ist, so wird er stets genau so viel Warenwert vom Markte nehmen als er auf den Markt gebracht hat, und der Markt wird stets geleert, stets zur Aufnahme neuer Produktenmassen bereit sein. Ob jeder Einzelne aus einer Volksmasse jährlich für 5 Pfennige Wert auf den Markt bringt und für 5 Pfennige herausnimmt oder für 5 Millionen Mark und den gleichen Wert für sich entnimmt, ist absolut gleichgiltig für das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumption. Jeder Einzelne würde im ersten Falle unermesslich arm, im letzten Falle unermesslich reich sein: aber der Marktmagen würde stets die Zufuhr verdauen, die Produktion stets auf Abnahme stossen.

Dieser, der einzig logische und auf die Dauer mögliche Zustand der Volkswirtschaft ist bei uns schwer gestört. Der weitaus überwiegende Teil der Producenten der Völker ist **nicht** Herr seines Erzeugnisses, ist **nicht** berechtigt, den Gegenwert dessen vom Markte zu entnehmen, was er auf den Markt gebracht hat.

Eine eigentümliche Verkettung von Umständen, denen wir hier nicht nachgehen können, hat es gefügt, dass, während der **Ertrag** der Arbeit ungeheuer stieg, der **Enthalt** der Arbeit fast derselbe geblieben ist. Nach einer sehr vorsichtigen, englischen Berechnung erhalten die britischen Arbeiter nur ungefähr $^4/_9$ des Wertes ihrer Arbeit als **Lohn**. Sie liefern $^9/_9$ auf den Markt und müssen davon $^5/_9$ auf dem Markte zurücklassen zur Verfügung der besitzenden Klassen.

So lange nun die Konsumptionskraft dieser besitzenden Klassen gross genug war, um den gesamten Ueberschuss dieser ungeheuren Warenmenge aufzunehmen, so lange blieb wenigstens das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumption erhalten. Freilich lenkte sich die Warenerzeugung, statt auf die Befriedigung der wirklichen dringenden Bedürfnisse der Volksmassen, auf die Befriedigung immer tollerer Luxusbedürfnisse der oberen Klassen. Aber selbst über diese Bedürfnisse ging mit der steigenden Unterwerfung der Naturkräfte allgemach

die Produktion hinaus und in diesem Augenblicke war die künstliche Grenze der Produktion erreicht. Der Marktmagen konnte die Zufuhr nicht mehr verdauen, die Ueberproduktion stand als riesiges Gespenst vor den ruinierten Unternehmern: die erste Industriekrisis war eingetreten.

Eine grosse Zahl von Unternehmern brach zusammen und ihre Besitzer flogen in den Morast des Proletariates; eine noch grössere schränkte ihre Produktion auf das Mindestmass ein, und so verminderte sich die Warenzufuhr auf den Markt sehr bedeutend. Allmählich wurde der vorhandene Vorrat aufgezehrt und, hallelujah, der Marktmagen verriet wieder Appetit, die Produktion wurde wieder angeregt, die Zeit der Blüte begann. Aber nicht lange, so wuchs die Erzeugung wieder über das Maass der Kaufkraft der unteren und des Bedarfes der oberen Klassen und die zweite Krisis war da.

Seitdem wechseln unaufhörlich Krisis und Blüte der Gewerbe miteinander ab. Da aber die erzeugenden Kräfte immer gewaltiger werden, so wird von Epoche zu Epoche die Blüte immer weniger blühend und von immer kürzerer Dauer, wird die Krisis immer kritischer und immer länger. Konnte man im Anfange dieser Periode des nationalökonomischen Veitstanzes von einer Blüte der Industrie sprechen, die von kurzen Krisen unterbrochen war, so kann man jetzt nur noch von einem chronischen Siechtum der Industrie reden, welches von kurzen Perioden scheinbarer Rekonvalescenz unterbrochen ist.

Der letzte Grund dieses heillosen Unsinns ist unser Lohnsystem. Es hat die Konsumptionskraft des Volkes in ein geradezu albernes Missverhältnis zu seiner Produktionskraft verschoben. Nach Starke (Verbrechen und Verbrecher in Preussen, Berlin, 1881) betrug 1871 die Einkommensteuerbevölkerung (incl. der Angehörigen) **2,24** % des preussischen Volkes (Einkommen von mehr als 1000 Thaler); dagegen betrug die Klassensteuerbevölkerung **97,76** %: und von diesen hatten noch nicht 40 % ein Einkommen von mehr als 140 Thaler. Mehr als 60 % waren also von jeder direkten Steuer befreit.

Verfasser hat in einer kleinen Schrift *) eine Formel dieses Missverhältnisses zu geben versucht: „Die Wurzel aller unserer Uebel ist, dass fortwährend mehr Produkte auf einen Markt geworfen werden, von dem (relativ) immer mehr Konsumenten verschwinden". Diese Formel lässt das volkswirtschaftliche Missverhältnis erkennen, das die Grundlage des ganzen Unheils bildet und zeigt, dass das Uebel sich immer verschlimmern muss; und sie gestattet auch, die privatwirtschaftlichen Folgen ohne Weiteres abzuleiten, welche sich für die besitzlosen Klassen als Unterkonsumption, also Armut, und für die Unternehmer als Ueberproduktion, also Stockung, Krisis, Bankerott und Ruin zeigen.

Unser Thema verbietet uns, auf die Folgen für den Arbeiterstand einzugehen. Aber die bisherigen Auseinandersetzungen gestatten uns, die erste schwere Schädigung zu erkennen, welche den Stand der industriellen Unternehmer trifft, ihre tägliche Existenzbedrohung durch Ueberproduktion und Krisis, an der sie keine Schuld tragen.

In einer „ausbeutungsfreien" Wirtschaftsordnung ist Ueberproduktion und Krisis undenkbar. Folglich wäre für die grosse Masse der Unternehmer die Einführung des Socialismus ein Segen.

*) Freiland in Deutschland. Berlin. Fontane & Co. 1896.

Freilich würde ja in dieser Ordnung der „Profit" und damit auch der Stand der Unternehmer verschwunden sein. Soviel uns aber bekannt, ist man nicht Unternehmer, um Unternehmer zu sein, sondern um eines höheren Einkommens willen. Wenn also die heutigen Unternehmer nur ihren heutigen Namen verlören und dafür, als Entgelt ihrer hoch qualificierten Arbeitskraft, aus der nach Fortfall der künstlichen Grenze ungeheuer gesteigerten gesamten Produktionsmasse ein wesentlich höheres Einkommen erhielten, als heute, so wären sie wirtschaftlich weit besser gestellt.

Man darf nämlich nicht übersehen, dass heute auch unter den 2¼ Procent, welche wir oben als Angehörige der oberen Klassen kennen lernten, noch der weitaus überwiegende Teil ein sehr kümmerliches Dasein fristet, darunter die Mehrzahl der selbständigen Unternehmer. Die Grenze der Einkommensteuer schneidet bei 3000 Mark ab. Es ist aber sogar von der Steuerbehörde anerkannt, dass ein Mann der oberen Klassen mit zahlreicher Familie selbst bei einem Einkommen von über 8500 Mark nur schwer den Pflichten nachkommen kann, welche ihm der Standard of life seiner Klasse gebieterisch auferlegt. Könnte man aus rund 550000 Angehörigen der Einkommensteuerbevölkerung, welche Preussen 1871 besass, diejenigen statistisch aussondern, welche wirklich ein sorgenfreies Leben führen, so würden die 2¼ Procent wahrscheinlich auf wenige pro Mille herabsinken.*) Es giebt nur Wenige unter diesen selbständigen Unternehmern, welche nicht mit Freuden ihre Unabhängigkeit mit einer gesicherten Besoldung vertauschen würden, wie sie der niedrigste Arbeiter erhalten könnte, wenn die künstliche Schranke der Produktion gefallen wäre.

In solcher Zeit kann auch die Grundlage jeder Sittlichkeit und damit jedes Volksglücks, die Familie, nicht unerschüttert bleiben. Wird sie schon durch die Krankheiten schwer geschädigt, die wir als sociale Geburten erkannten, namentlich durch die neurasthenische Verstimmung der überlasteten Männer, so wird doch ihre Grundlage noch viel gefährlicher unterminiert durch die Prostitution. Es giebt kaum eine Familie der oberen Klassen, welche der Ehebruch nicht verunstaltet. Die Prostitution bietet den durch übermässige Nervenreize und lüderliche Junggesellengewohnheiten sozusagen sexualisierten Ehemännern eine zu günstige Gelegenheit zu Ausschweifungen; und die jungen,

*) Nach der neuesten, dem Abgeordnetenhause vorgelegten Uebersicht der Ergebnisse der Einkommensteuerveranlagung für 1894/5 waren in Preussen mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranschlagt insgesamt 324294 Censiten; und zwar mit einem Einkommen zwischen 3000 und 6000 Mark: 211761; von 6000 bis 9500 Mark: 56387; und über 9500 Mark 56146 Personen. Bei einer Bevölkerung von 30812583 Köpfen hatten also in diesem Jahre nur **1,049** Procent ein Einkommen von mehr als 3000 Mark, **98,851** Procent hatten ein geringeres Einkommen. Im Wohlstand (über 9500 Mark) befand sich aber nur **0,18** Procent der preussischen Bevölkerung. Rechnet man auf Jeden der Censiten selbst 2 Angehörige, was nach dem Durchschnitt zu viel ist, so gehört zu der wirklich wohlhabenden Bevölkerung Preussens nur ungefähr ein halbes Procent, aber zu der bedürftigen fast 97 Procent.

Das vermögenssteuerpflichtige Vermögen betrug rund 64 Milliarden Mark, das Soll der Vermögenssteuer rund 31 Millionen Mark. Ueber eine Million besassen 5256 Personen, nur 1827 Personen über zwei Millionen Mark. Diese letzteren, 0,006 Procent der Gesamtheit (mit Familien 0,018 Procent) brachten aber über vierzehn Procent der gesamten Vermögenssteuer auf. Es genoss also $^1/_{5740}$ der Bevölkerung (incl. Angehörige) $^1/_7$ des gesamten, steuerbaren Vermögens; 1827 Familienvorstände hatten 9 Milliarden Mark, durchschnittlich 5 Millionen.

(Die Daten entnommen aus der Voss. Zeitung vom 21. Jan. 96. Abendausgabe.)

durch körperliche Unthätigkeit, übermässige Ernährung und geistige Stachelung üppigen Weiber ihrer viel älteren, abgelebten, greisenhaften Gatten haben wenig innern Widerstand zu überwinden, um ihrer Genussgier unerlaubte Spenden zu bringen.

Nicht viel besser steht es um das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Wie kann eine Jugend sittlich gedeihen, wenn sie täglich beobachtet, dass die allgemeinen moralischen Regeln, die man ihr giebt, und die sie aus unverlierbarer Naturanlage als recht empfindet, nur die äusserliche Dekoration eines ganz anders gearteten Daseins sind? Wie kann sie Ehrfurcht vor Eltern empfinden, die sie täglich auf Verstössen gegen die von ihnen selbst gelehrten Vorschriften ertappt? Das schreiende Missverhältnis zwischen den Worten und den Thaten, das unsere heuchlerische Zeit mehr charakterisiert als irgend eine vergangene, vergiftet die Moral unserer heranwachsenden Jugend bis ins Mark.

Und so wird das Familienleben auch in seiner zweiten Wurzel untergraben. Auch die reinste und liebevollste Mutter kann es nicht verhindern, dass ihre Söhne in den Morast der Prostitution tauchen, dem sie, wenn das Glück gut ist, nur mit einer geknickten Seele, oft genug aber mit siechem Körper wieder entsteigen. Kein noch so sorgsamer Vater kann es verhindern, dass er seine blühende Tochter nicht dem dauernden Siechtum vermähle. Wo es Kot regnet, wer mag da rein bleiben?

So sieht das „Glück“ der oberen Klassen aus, welches ihnen diese beste aller möglichen Weltordnungen schenkt. „Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück.“ Wer unsere Schilderungen für übertrieben hält, mag einmal nur eine Stunde lang auf der Strasse physiognomische Studien machen. Wo er ein fröhliches Gesicht sieht, wird es unter hundert Fällen neunundneunzig Mal einem jungen Arbeiter gehören; auf den Gesichtern aber der oberen Zehntausend wird er fast stets den Stempel der Sorge, der Angst, des Lasters und der Krankheit finden.

Weit klarer noch ist der Vorteil, welchen alle „Lohnarbeiter“ höherer Staffel der heutigen Ordnung von der Reform haben müssten: alle Beamten der Gemeinden und des Staates, alle Angestellten privater Unternehmer, alle selbständigen Existenzen in Kunst und Wissenschaft. Das Einkommen dieser Männer wird bedingt durch den Entgelt unqualificierter Arbeit; es kann nie auf die Dauer bis auf diesen Lohnsatz herabsinken, kann sich aber auch durchschnittlich nicht über eine gewisse Höhe darüber erheben. Würde also das Lohnsystem verschwinden, der Ertrag ungelernter Arbeit sich stark vermehren, so würde sofort das Einkommen dieser zahlreichen Klasse entsprechend wachsen, deren Angehörige jetzt schon zum grossen Teil zum „Proletariat in Glacéhandschuhen“ herabgesunken sind, zum kleinen Teil sich nur noch durch Jagd auf grosse Mitgiften auf dem angestammten Niveau halten können.

So würde also die Durchführung der socialen Reform das Einkommen von fast 100 Procent des gesamten Volkes sehr stark vermehren. Nur eine kleine Klasse würde auf dem heutigen Niveau bleiben, nämlich die Pensionäre, wenn der reich gewordene Staat ihre Pensionen nicht erhöhen würde; und eine viel kleinere Zahl von Staatsangehörigen, wahrscheinlich weniger, als heute eine einzige verlorene

Schlacht an Opfern fordert, würde eine Veränderung ihres Einkommens haben.

Dazu ist zu bemerken, erstens, dass es einem grossen Volke sehr gleichgültig sein kann, wenn eine Handvoll von Millionären und Milliardären gezwungen wird, ihren unsinnigen Luxus etwas zu beschneiden, unter der Bedingung, dass mit einem solchen Schritt die ungeheure Ueberzahl zu breiteren Existenzbedingungen gelangen kann; zweitens, dass der Uebergang in den Socialismus so friedlich und allmählich erfolgen wird, dass die jetzt lebende und wahrscheinlich sogar die folgende Generation die Verminderung ihrer Lebenshaltung kaum empfinden dürfte, und dass die dritte Generation schon so in den Anschauungen der neuen Zeit erzogen sein muss, um den Uebergang nicht mehr schmerzlich zu empfinden; und drittens, dass die wirtschaftliche Einbusse dieser Wenigen weit übertroffen werden wird durch den Gewinn auf anderen Gebieten, auf den ethischen und hygienischen.

Die sociale Frage ist nicht nur eine Magen- und Futterfrage. Wenn der Philanthrop alle seine Kräfte einsetzt, um das wirtschaftliche Elend der Zeit zu heilen, so thut er es in der Erkenntnis, dass nur auf der Grundlage materiellen Wohlbefindens und einer vernünftigen Gleichheit der Einkommen — nicht der kommunistischen! — ein neues Menschengeschlecht erstehen kann, welchem in corpore sano die mens sana wohnt.

Heute bildet das Massenelend der Proletarier eine furchtbar gefährliche Bedrohung der leiblichen und sittlichen Gesundheit auch der oberen Klassen. Zwei Krankheiten vor allem decimieren sie heute: Wahnsinn und Tuberkulose. Beides sind sociale Krankheiten im buchstäblichen Sinn des Wortes.

Der Wahnsinn, der in einem unerhörten Maasse um sich greift, ist die Rache der aus den Fugen gerenkten Zeit an den besitzenden Klassen. Sie balancieren hoch über dem grauenhaften Morast des Proletariats auf dem Seile des Erwerbs. Krise auf Krise erschüttert ihren schwanken Standpunkt. Von der entsetzlichen Angst gepeitscht hinabzustürzen in den Abgrund, aus dem es kaum ein Entrinnen mehr giebt, hetzen sie vorwärts, rastlos, bis sie in einem Alter Greise sind, in welchem unsere Grossväter noch Jünglinge waren; die typische Krankheit unserer Zeit, die auch darin ein Novum ist, die Nervenschwäche, mit ihrer letzten tragischen Zuspitzung, dem Wahnsinn, ist eine Folge, ist sozusagen eine individuelle Wiederholung des Wahnsinns, der unsere gesamten Verhältnisse beherrscht.*)

Und gleichfalls eine Folge derselben Ursachen sind die Seuchen. welche unsere oberen Klassen verheeren. Es giebt kaum eine Infektionskrankheit, welche in einem Volke epidemisch auftreten könnte, das durchweg wohlhabend und intelligent ist (und Intelligenz ist ohne

*) Nach v. Oettingen (Moralstatistik. 3. Auflage. 82, S. 671) kam von den etwa 430 000 bekannt gewordenen Irrsinnigen in Europa die relativ grösste Anzahl (2 per mille) auf die civilisierteste, d. h. die germanische Bevölkerung. Die Mittelstufe nehmen die Romanen ein (beinahe 1 per mille) und die wenigst civilisierte Bevölkerung, die Slavo-Tartaren hatte nun 0,6 per mille, also weniger als ein 1/3 der germanischen Kulturträger. „In England und Wales vermehrte sich die relat. Irrsinnsquote von 1,86 per mille Einw. (1859) auf 3,05 per mille (1871); in Preussen von 1,58% (1867) auf 2,44 (1872), in Belgien von 1,22 (1835) auf 1,34 (1868), in Frankreich von 0,45 (?1835) auf 2,44 (1872) u. s. w. Es ist also die Zunahme ausnahmslos.“ (Oettingen S. 673).

Wohlhabenheit undenkbar), und das für öffentliche Hygiene reiche Mittel beisteuert. Wo immer wir den Seuchen bis an ihre Quelle nachspüren, da finden wir sie in den Höhlen des städtischen Proletariats, wo schlecht ernährte und erbärmlich bekleidete Menschen in ungenügenden Räumen, in Schmutz und Unwissenheit verkommen. Selbst die Malaria ist eine sociale Krankheit. Wo eine reiche Bauernbevölkerung die Sumpfe drainiert und in Acker verwandelt, da verschwindet sie, und wo in tiefen Landstrichen der Bauer verschwindet, um Viehherden Platz zu machen, da tritt sie wieder auf; das beweist die römische Campagna.

Von keiner Krankheit aber ist die soziale Bedingtheit so sicher, wie von der Tuberkulose. Die Schwindsucht, die ungleich mehr Opfer fordert als die schwersten Epidemien von Pest und Cholera, die jemals gewütet haben, die Schwindsucht, die fast in jeder Familie einen Teil des Nachwuchses vernichtet, ist unmöglich zu bekämpfen ohne eine gründliche Sanierung des grossstädtischen Proletariats; und diese ist nur möglich durch den Sozialismus*). Ehe diese Reform nicht durchgeführt ist, ist der Feind unangreifbar in seinen Höhlen verschanzt und wird fortfahren, seinen furchtbaren Tribut zu fordern aus den Häusern der „Glücklichen".

Mit einer fast ebenso schweren Zuchtrute schlägt das Proletariat seine Herren durch die Syphilis. Eine Wirtschaftsordnung, welche dem Manne erst Jahrzehnte nach der erlangten Geschlechtsreife die Ehe gestattet, welche auf der einen Seite die nervöse Genussgier weniger Begüterter auf die Spitze treibt und auf der anderen Seite Tausende von unglücklichen Frauen zwingt, das einzige zu Markte zu bringen, was sie an marktgängiger Ware besitzen, nämlich ihren Körper, muss eine ungeheure Prostitution ausbilden**); und mit dieser ist heutzutage die Syphilis untrennbar verschwistert. Wer, wie der Verfasser aus seinem ärztlichen Berufe die grauenhaften Verwüstungen kennt, welche diese Geisseln des Familienlebens in den oberen Klassen anrichten, der kann nur staunen über die Verblendung, mit welcher die Besitzenden dem Fortschritt widerstehen, der ihr grösster Segen ist.

Und, wie das Proletariat mit Tuberkulose und Syphilis die Gesundheit der oberen Klassen bedroht, so bedroht es ihr Leben und Vermögen mit dem Verbrechertum, das der Zwillingsbruder der Prostitution ist, wie jene eine immer bedrohlicher werdende Ausgeburt des sozialen Elends und der sozialen Verrücktheit. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass nicht nur der Gelegenheitsverbrecher ein sociales Produkt ist, sondern ebenso der „geborene Verbrecher". Auch

*) J. Prof. Babes (Bukarest) Rede auf dem X. internat. Aerzte-Congress (Rom).

**) „Zweierlei tritt . . . . als tragisches Resultat zu Tage, einerseits die in der Regelmässigkeit sich kundgebende erschreckliche Tenacität der öffentlichen Unzucht, andererseits die überall steigende Extensität derselben . . . . die Ziffermassen sind so exorbitant, dass man sie kaum zu nennen wagt," (Oettingen S. 197). „Am auffallendsten ist das regelmässige Wachstum der öffentlichen Prostitution in Berlin. Während im Jahre 1845 die polizeiliche Registration 600 umfasste, belief sie sich im Jahre 1875 auf 2241 und stieg von da ab in doppelt so starker Progression (6–7%) als die Bevölkerung (3–4%)." Ausserdem wurden aber im Jahre 1875 noch 16587 polizeilich sistiert. „Die Prostituierten — sagt der offizielle Bericht —, haben sich in Berlin um mehr als das doppelte im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme vermehrt, bei gleichzeitig bedeutender Zunahme der syphilitischen Erkrankungen."



dieser ist fast ausnahmslos das Erzeugnis einer durch Elend, Alkoholismus, Rachitis verkommenen Bevölkerung*); und es würde sicherlich nicht nur das Gelegenheitsverbrechen mit der Herstellung gesunder Wirtschaftsverhältnisse fast ganz verschwinden, sondern auch der „geborene Verbrecher“ würde in zwei Generationen ausgestorben sein. So lange aber diese Reform nicht durchgeführt ist, so lange tanzt unsere „Gesellschaft“ buchstäblich auf einem Vulkan, und hat in jedem Augenblick zu erwarten, dass die eingeschlossene Lava in einer Explosion hervorbricht, die an mörderischer Wut den Ausbruch von 1789 um so weiter hinter sich lässt, zu je riesigeren Maassen und Massen die proletarische Bevölkerung unserer Grossstädte angewachsen ist.

All diese Dinge aber drücken ausserdem noch wie ein Alp auf das Seelenleben unserer oberen Klassen. Schon an sich können sie, die doch nur Teile des Organismus der Völker sind, sich dem Allgemeingefühl nicht entziehen, das als dumpfe Unzufriedenheit die Massen beherrscht, der Kopf empfindet die Krankheit des ganzen Körpers. Daher stammt der tiefe Pessimismus, welcher die Signatur unserer Zeit ist.

Aber ganz abgesehen von diesen beherrschenden Grundstimmungen, welche den Einzelnen als Glied der Gesamtheit drücken, kann er auch als Einzelner zu keinem frohen Lebensgenuss gelangen. Seine Arbeit ist qualvoll, seine Musse vergiftet. Selbst, wenn er zu der winzigen Minderheit gehört, welcher die besten Plätze am Tische des Daseins gedeckt sind, verlässt ihn die Angst nicht vor dem Sturz in die Tiefe, in die er aus einer um so schwindligeren Höhe hinabblickt. Und zählt er selbst zu den wenigen Dutzenden jener Herren, die der Neid der übrigen Menschheit sind, so zahlt er die Busse für seine Hoheit mit Blasiertheit, Vereinsamung und einem tiefen Ekel vor der Menschheit, die vor seinem Golde im Staube kriecht. Wem Alles käuflich ist, dem scheint zuletzt nichts mehr des Preises wert.

Das ist das „Glück“ der Wenigen, welche heute die Spitze der Pyramide des Reichtums bilden. Aber die unendliche Ueberzahl der Angehörigen der „oberen Klassen“ hat nur die Bedürfnisse des Reichtums, ohne die Macht ihrer Befriedigung. Die Angst, der Neid und die Gier hetzen sie zur Ueberspannung aller ihrer Kräfte, bis der misshandelte Körper die Arbeit verweigert, bis die tiefe, dumpfe Verzweiflung, welche das Hauptsymptom der Nervenschwäche darstellt, sie vor die Frage stellt, ob solch ein Leben noch lebenswert ist. Die kurze Zeit ihrer Musse ist nicht von dem Genuss dessen erfüllt, was sie sich gewähren können, sondern von der Sucht nach dem, was sie sich versagen müssen.

Die Folge von alledem ist eine tiefe Unsittlichkeit des gesamten öffentlichen und privaten Lebens. Und diese wieder ist eine neue Quelle des persönlichen Unglücksgefühls, da die socialen Instinkte, Kants kategorischer Imperativ, im heutigen Kulturmenschen schon zu stark entwickelt sind, um nicht die Mehrzahl mit Gewissensbissen und Selbstverachtung zu schlagen.

Die Gier nach dem Genuss rast wie eine Pest unter den Angehörigen der oberen Klassen. In der krampfhaften Hast nach dem Erfolge wird Alles zerstampft, was in normalen Zeiten der Stolz des

*) Baer. Der Verbrecher, S. 117, 186, 187.

Mannes ist. Der moderne Politiker trägt einen Januskopf, dessen eines Antlitz in hündischer Kriecherei nach oben schielt, während das andere in hündischer Rohheit nach unten blickt. Der Stolz des Mannes, der für seine Meinung steht und fällt, ist arg illusionär geworden. Elende Speichellecker der Monarchen und des Pöbels erklimmen die höchsten Stellen im Rate der Völker und treten die ehrlichen Männer mit plumpen Sohlen in den Schlamm, welche es wagen, sie selbst zu bleiben. Es giebt nicht mehr viel Gewissen, die nicht käuflich sind, und fast überall setzt sich das Gemeine gegen das Edle durch.

Je mehr es sich zeigt, dass Unehrlichkeit und käufliche Gesinnung gute Waffen im Kampfe ums Dasein sind, um so mehr gerät auch die Moral der noch Aufrechten ins Wanken, um so mehr löst sich der Mörtel, der den Bau der Staaten zusammenhält. Und damit gesellt sich zu dem allgemeinen Gefühle von Unzufriedenheit noch das Gefühl der Unsicherheit, der Rechtsunsicherheit, das Bewusstsein falschen Masses und Gewichtes. Alles scheint zu schwanken, nirgends ist mehr ein Halt zu erblicken; und so ziehen sich denn die Besten resigniert auf sich selbst zurück, in jener Art von modernem Anachoretentum, das in der Verherrlichung der Individualität durch Nietzsche seine höchste künstlerische Zuspitzung und Ueberspitzung erhalten hat.

Wir glauben nicht, dass mit der Durchführung der socialen Reform etwa alles Unglück aus der Welt verschwinden würde. Es bleibt immer noch dem Leibe des Menschen Krankheit und Tod und seiner Seele Neid, Hass, Leidenschaft und Liebe genug, um die nötige Bitternis in den Becher des Lebens zu schütten. Aber wir glauben, dass die Menschheit an diesen unseligen Gaben Pandoras gerade genug zu schleppen hat und dass es unnötig ist, ihre Lasten durch reine, menschliche Thorheit noch zu verhundertfachen. Was heute nicht nur der Abeiterstand, sondern auch die scheinbar begünstigten Stände an Leid und Sorge zu tragen haben, das geht über Menschenkräfte hinaus; das beweist die frühe Sterblichkeit, die Überfüllung der Irrenhäuser und die dauernde Zunahme der Selbstmorde*).

Nur ein Trost bleibt uns in solchem Jammer. Wir wissen, dass alle diese Schmerzen nichts sind als die Geburtswehen einer neuen, besseren Zeit. Sie wird geboren werden, mit und gegen den Willen der Besitzenden.

Die Neapolitaner schlugen zur Zeit der letzten Cholera die Ärzte tot, welche ihnen helfen wollten. Nichts anderes ist der Hass der Bourgeosie gegen den Socialismus. Er beruht auf derselben tiefen Unwissenheit und demselben verrückten Aberglauben. Man muss das ertragen. Wenn dieselbe Reform, der sie heute so verzweifelt widerstehen, durchgeführt sein wird, wie werden da die Philister vom Jahre 2000 über die Philister vom Jahre 1900 die Achseln zucken! Es geht nichts über den gesunden Menschenverstand.

*) „Jn Preussen ist neuerdings die Steigerung (der Selbstmorde) sehr merkbar und besorgniserregend. . . . Von 1866 bis 1868 kamen 123, 1869 schon 132, 1874 schon 137, 1878 aber bereits 180 Selbstmorde auf 1 Million Einwohner, eine Zunahme von 31%. In Frankreich wuchs die Bevölkerung in den 44 Jahren von 1826—1869 nur um 1/5, aber die Selbstmorde verdreifachten sich. „Die furchtbarste Progression weist immer Sachsen auf (1874—78 von 231 bis 408!)." (v. Oettingen S. 745. f.)

DER SELBSTMORD DES LAURENT FOLLIER.

NOVELLE

VON

MORITZ HEIMANN.

„Ich liebe den, dessen Seele tief ist auch in der Verwundung, und der an einem kleinen Erlebnisse zu Grunde gehen kann.“

Also sprach Zarathustra.

Es ist in der Öffentlichkeit, wie es scheint, wenig bekannt geworden, dass der ausgezeichnete Dichter Laurent Follier einen Selbstmordversuch begangen hat; und zwar war dieses geschehen fünf Wochen, nachdem das L'Oeuvre, jenes wunderliche Drama Folliers gespielt hatte, das unter dem Namen „Das Thal des Leides“ die Zuhörer in eine beklommene Welt voll befremdender Räthsel versetzt hatte. Die Motive zu seinem Selbstmord waren selbst uns, seinen wenigen vertrauten Freunden, vollkommen unbekannt; und es bedurfte nicht eines ausdrücklich gegebenen gegenseitigen Versprechens, uns über das schreckliche Ereigniss schweigen zu machen. Der Arzt, der den Kranken behandelte, der ausgezeichnete Chirurge Mr. Serpent, gewann ein lebhaftes Interesse an seinem leidenschaftlich und bitter erregten Patienten, und legte sich gleichfalls das nobile officium des Schweigens auf. Hierdurch war es möglich, die Klatschbasereien des Publikums zu vermeiden, und sogar den Zeitungen eine Beute zu entreissen, die dem Selbstmörder, dankbar für die Füllung ihrer Spalten, ihren lärmvollen Respekt sicherlich genau so gern gewährt hätten, wie sie ihn dem Dichter versagten.

Nach seiner Genesung verliess Follier Paris; doch keiner von uns weiss, wohin er sich begeben hat. Ich selbst empfing in der vorigen Woche einen ausführlichen Brief von ihm aus einem Dorfe der Bretagne. Dieses aber ist nicht sein Aufenthalt, sondern diente ihm nur als Rast auf einer Reise, deren Verlauf, Ziel und Zweck er verheimlicht. Der Brief enthält eine Schilderung seiner Stimmungen an dem Tage, der ihn zu seinem Selbstmordversuch brachte, und ist in einem eigentümlichen Tone geschrieben. Er enthält zur Hälfte etwas, was mir die Öffentlichkeit zu suchen scheint, und zur anderen Hälfte etwas, was ich selbst der Öffentlichkeit zu hören wünsche. Ich habe mich deshalb entschlossen, ihn bekannt zu geben. Folgendes hat mir Laurent Follier geschrieben:

„In einer der warmen Julinächte dieses Sommers wachte ich aus dem ersten dumpfen Schlafe erschreckt auf, mit der Empfindung, als hätte von irgendwoher eine Stimme meinen Namen gerufen. Ich stützte mich auf meinen rechten Arm, sah mich um und bemerkte, dass die Thür aufgesprungen war. In der Thür stand die Gestalt eines Weibes, das die verschränkten Arme sammt dem Leibe in ein grosses graues Tuch gewickelt hatte, und mich mit jenem Schicksalsblick ansah, den wir immer mehr fühlen als sehen, und der uns zuweilen in den Augen unserer vertrautesten Freunde fremdartig überrascht. Ich entsetzte mich so sehr, dass mein Arm zu zittern begann und ich mich nur mit Mühe auf ihn zu stützen vermochte. Dennoch rief ich, erst leise, dann, als keine Antwort erfolgte, lauter und muthiger: „Wer ist da?“

Wiederum erfolgte keine Antwort. Ich legte mich platt auf den Rücken, drehte mein Gesicht nach oben, und schloss die Augen. Dann richtete ich mich auf und als ich sah, dass sich nichts verändert hatte, stieg ich aus dem Bette und ging langsam, aber mit festen, unverwandten Augen auf die Gestalt zu. Aber mit jedem Schritte veränderte sich das Bild, und als ich an der Schwelle war, sah ich, dass die Thür fest geschlossen war wie immer; und Arme und Brust des grauen Weibes waren zusammengeschrumpft zu einem alten deutschen Holzschnitt, den ich an der Thür befestigt hatte, — dem Bildnisse zweier Wappenträger aus jener Zeit der deutschen Kunst, in der die immer noch vorhandene Kraft, ihrer selbst nicht ganz sicher und längst nicht mehr naiv, von Manieriertheit zersetzt zu werden beginnt. Sie wissen, mein Freund, wie sehr ich diese Epoche liebe.

Ich fühlte mich in peinlicher Weise ernüchtert, und empfand das Schwinden der Angst durchaus nicht angenehm. Ich ging wieder zu Bett, und sah, halb liegend, nach der Thür. Wunderlich genug: ich hatte wieder dieselbe Vision wie vorhin. Sie wissen, lieber Freund, dass unter Umständen durch die Betrachtung einer Anhäufung wirrer und regelloser Linien und Farben, wie sie das Gewebe eines bunten Vorhangs, Wolkenformationen, Gesteinsbildungen, Kehrichthaufen bieten, die Phantasie selbst nüchterner Köpfe aufs üppigste angeregt wird. Sobald man aber erkannt hat, dass die Nase jenes grottesken und lächerlichen Riesen nichts weiter ist als eine Falte, und jene unheimlich drohenden Augenhöhlen nichts weiter sind als ein paar grüne Wollfäden in einem Vorhang, so schwindet der Spuk. Darum war es mir im höchsten Grade wunderbar, dass, als ich nach der Thür blickte und die Stelle, an der ich den deutschen Holzschnitt wusste, zu fixieren versuchte, ich doch wieder, gegen mein Wissen, die Gestalt eines Weibes zu sehen glaubte, das, Arme und Leib in ein ein graues Tuch gewickelt, mich mit unsichtbaren Augen anstarrte. Ich stieg wieder aus dem Bett; wieder sah ich die Gestalt bei jedem halben Schritt, den ich that, zusammenschrumpfen und schwinden; — und wieder sah ich sie, ins Bett zurückgekehrt, an ihrem Platz. Obgleich mich eine grosse, knieelähmende Mattigkeit und die decentrierende, schwebende, schweigende Gewalt der Nacht verhinderten, über das psychologische Problem, das ich mir selber bot, nachzudenken, so fühlte ich doch, dass irgend etwas in mir, aus seiner angstvollen Lebendigkeit heraus die Halluzination schuf. Denn wer nur erst lebt, der weiss es, mein Freund, wie gleichgültig die Dinge dieser Erde sind, und dass wir selbst es sind, die ihnen Bedeutung und Wirklichkeit verleihen. Sie sind Schatten, denen wir mit unserm Herzblut Leben einflössen, die wir sprechen lehren, die wir mit Tücke und Bosheit erfüllen. Habe ich es doch jetzt wieder auf manchem einsamen Spaziergang erfahren, wie wir so sehr von innen heraus leben, dass uns im nächtigen, schwarzen Walde ein Wachholderstrauch, der ein Mensch sein könnte, mehr erschreckt, als ein Mensch selber.

Ich schloss die Augen, und meine Gedanken kreisten in vergeblicher Anstrengung um den Mittelpunkt, den sie suchten, bis sie schliesslich von dem herannahenden Schlaf zerstreut wurden. Ich schlief bis in den Morgen, von widerlichen Träumen gequält. Ach, wie lange ist die Zeit vorbei, in der ich noch jene Träume kannte, in denen die Königin Mab ohne Beziehung auf unsere Seele bunte Fragmente der äusseren Geschehnisse zu reizvollen, lieblich beunruhigenden Gebilden verwebt.

Es war ungefähr neun Uhr, als ich erwachte, in einem Zustande tiefer, verächterischer Bitterkeit.

Als ich mein Haar scheitelte, zeigte mir der Spiegel, wie er es schon seit Wochen gethan hatte, mein Gesicht blass und zerstört und meine Augen tiefliegend. Meine Kniee und Unterschenkel waren müde wie nach einer Ausschweifung. Und während meine immer wie gepeitschte Phantasie arbeitete, erschienen meinem blutleeren Gehirn alle Dinge unsäglich nüchtern und trostlos dumm.

Mir fiel die Hallucination der vergangenen Nacht ein. Im Augenblick

wusste ich ihre Bedeutung; ja, ich versuchte, mir zu glauben, dass ich schon in der Nacht ihre Bedeutung erkannt hatte. Ich machte es mir deutlich, dass ich da im Bette gelegen hatte, mit folgendem Gefühl: Wohl ist die Thür geschlossen; — statt eines Weibes schimmert bloss das Papier eines Bildes herüber; aber deine aus dem Schlafe gestörte Seele sieht richtiger als die Augen glauben: denn wahrlich, ein graues Weib lauert hinter der Thür, und im nächsten Augenblick wird die unheimliche Gestalt in ein gellendes, entsetzliches Gelächter ausbrechen, dass Du selbst und die Grundfesten des Hauses zu beben beginnen. — Als ich mit einem gewissen Bedauern einsah, dass diese Empfindung die ästhetisch feinste, die ich hätte haben können, gewesen wäre, ging plötzlich eine Welle von Blut durch mein Gehirn und eine Welle von Lust durch mein Herz. Ich erkannte den Keim eines dichterischen Werkes, fühlte, dass ich imstande wäre, das graue Weib zu einem Symbol aller Noth, aller höhnischen Qual des Lebens zu machen, und es, bannend und lähmend, Furcht und Schrecken verbreitend, kalten Athem aushauchend, durch unsre Strassen gehen zu lassen. Diese schöpferische Freude dauerte nicht lange. Als sie vorbei war, lag alles mir noch grauer und nüchterner da, als vorher.

Mein Gott, welcher Dichter hat nicht zuweilen diesen Widerwillen gefühlt, der entsteht, wenn eine schöpferische Begeisterung zu schnell verging, als dass sie hätte Frucht ansetzen können. Aber wie wenige vermögen sich aus ihrem Gefühl Wahrheit herauszudeuten. Welche Thorheit ist es doch, die die wahre Bedeutung eines Gefühls abgethan glaubt, wenn es gelingt, es auf irgendwelche Funktionen von Nerven oder auf krankhafte Zustände zurückzuführen. Vielmehr sind alle unsere Gefühlsäusserungen, die normalen sowohl wie die ungewöhnlichen, die groben und die überfeinen, nichts anderes als Instrumente, die das grosse Geheimnis, das ausser uns ist, leider nicht benutzt, um sich zu offenbaren, sondern nur, um auf seine Existenz immer wieder aufmerksam zu machen.

Ja, mein Freund, Sie mögen über mich lächeln und die Achseln zucken: aber Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen gestehe, dass mich diese so gewöhnliche Erfahrung des Dichters stets auf das tiefste beunruhigt und verstimmt. In diesem besonderen Falle war ich, infolge einer sich bis zur Bewegungsunfähigkeit steigernden Trägheit, die mir jede Beschäftigung unmöglich machte, gezwungen, immer wieder mich mit der nächtigen Hallucination und der Veränderung, die ich zwecks dichterischer Verwerthung an ihr hatte vornehmen wollen, zu beschäftigen. Nachdem ich, in derartige Gedanken versunken, eine ganze Weile am Tisch gestanden und, glaub ich, meiner Gewohnheit gemäss, Gesichter geschnitten hatte, legte ich mich auf ein Ruhebett und blieb da dermassen gebannt liegen, dass mich der Eintritt meines Dieners, der das Frühstück servierte, in die ungeheuerste Wuth versetzte, und ich doch nicht ein Wort zu sagen oder eine Geste zu machen mich aufraffen konnte, die meinem Unwillen Ausdruck gegeben hätten. Der Mensch hatte längst das Zimmer verlassen, und immer noch fühlte ich mich von Raserei erfüllt, ohne dass ich auch nur eine Bewegung machte, aber so voll Wut, dass ich fest beschloss, jedenfalls das Frühstück nicht anzurühren. Und sehen Sie, diese Bitterkeit des ohnmächtigen, misshandelten Kindes, des vom Schicksal Unterdrückten, der sich nicht rächen kann, bewegte mich so stark, dass ich, um mich von diesem Zustand zu befreien, glaubte, weinen zu müssen. Aber ich weinte nicht. Ich lag auf dem Sopha und seufzte. Ich stellte mir vor, dass, wenn ich heute Morgen vielleicht mit der Post ein paar Briefe mit erfreulichem Inhalt oder in starkem, sympathischen Ton erhalten hätte und dadurch nur ein wenig aufgefrischt worden wäre, ich jetzt wahrscheinlich an meinem Schreibtisch sitzen würde, um ein Kunstwerk zu verfertigen; etwa aus meiner nächtigen Erscheinung eine spukhafte Novelle im Stile des Poe zu machen; und dass ich jedenfalls in dieser Beschäftigung eine wichtige und werthvolle Arbeit gesehen haben würde. Nun aber war ich unlustig gewesen; die Möglichkeit, mein Erlebnis zu einer Dichtung umzudeuten, war



schnell vergangen, und ich — lag zornig auf dem Ruhebett, bewahrt vor Lüge und Betrug, ehrlichen Müssiggang treibend, nicht den trostlos heimlichen wie sonst; und keinem ehrlichen Menschen suggerierte ich durch die verfluchte Fähigkeit, die Worte unserer Sprache geschickt zu mischen, den verwirrenden Glauben, dass es Gefühle gäbe, die es nicht gab, sondern die ich ihm mit Taschenspielergeschicklichkeit vorspielte.

Sagen Sie mir, mein Freund, was gewinnt die Kunst den Menschen? Nichts, als dass wir uns abnützen und die Andern verwirren; sie in dem Gange stören, den Noth und Nothwendigkeit sie gehen heissen; ihre Freuden, die nicht glücklich machen, und ihre Schmerzen, die nicht zerstören, vermehren. Und was ist der Ekel und die Müdigkeit, die uns so oft überkommen, was der Gram, in lecke Fässer zu schöpfen, was anders sind sie, als Augenblicke der Offenbarung, die uns zeigen, wie zweck- und sinnlos wir die Linien des Lebens, die Gott geschaffen hat, verzerren. In tausend unmerklichen Abstufungen führt die Ordnung der Künstler vom erhabensten Genie bis zum verabscheuungswürdigsten Sudler; wer vermag die Grenze anzugeben, auf deren einer Seite wir nothwendige und auf deren anderer Seite wir schädliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft vor uns haben? Und abgesehen davon, — soll uns nicht der Augenblick mit einer schmerzlichen Freude erfüllen, in dem wir einsehen, dass unsere Arbeiten, selbst wenn sie werthvoll sein könnten, dennoch überflüssig sind, — weil man sie nicht versteht? Jawohl, man versteht vielleicht unsere Worte und alles, was gemein an ihnen ist, aber man versteht nicht, was als feinstes Geheimnis und intimste Vibration auf ihrem Grunde lebt.

Nun, mein Freund, einen solchen Augenblick habe ich an jenem traurigen Vormittage erlebt, und ich gestehe Ihnen, dass mich seine Deutlichkeit erschreckte.

Sie wissen, dass man mein Drama gespielt hat und dass die Zeitungen, wahrlich nicht ihrer Neigung, sondern nur ihrem Berufe folgend, sich eine Weile mit ihm beschäftigt haben. Man hat es sogar gelobt; und jene Revuen, deren Mitarbeiterkreis grösser als die Zahl ihrer Leser ist, und die, arm, leichtsinnig und genial, immer auf der Suche nach dem Neuen sind, haben es so wichtig genommen, wie nur immer die Eitelkeit eines Verfassers es verlangen kann. Eine Unmenge von Briefen über mein Stück ist mir ins Haus geflogen, keiner geistreicher, keiner von feinerem Verständnis, keiner voll tieferen Maximen über das Leben und über die Kunst, als der Ihrige. Aber selbst Ihnen, mein Freund, ist das Ernsteste entgangen, was ich in mein Stück hineingelegt habe, auch Sie haben nicht den Aufschrei und das Geständnis gehört, das stumm und doch, wie ich gewähnt hatte, beredt, aus den Scenen meines Dramas herausklingen sollte. Es ist vielleicht nothwendig, aber dem Dichter, der etwas sagen will, wird es eine tragische Qual, dass die unumgängliche Objektivierung seiner Gestalten und seiner Gefühle immer wieder zu einer undurchdringlichen Maske wird, hinter der nur selten jemand ein leidendes oder frohes, in jedem Sekundentausendstel lebendiges, zuckendes Gesicht vermuthet. Immer wieder wird der verhängnisvolle Irrthum begangen, den Dichter als eine Institution und sein Werk als ein auf sich beruhendes, selbständiges, reales Wesen anzusehen.

Jene Scene, mit der das Stück schliesst, und die nichts enthält als den einen grossen Monolog Philostrats, hat man mir getadelt — mein Gott, ihretwegen habe ich die ganze Dichtung geschrieben. In ihr werfe ich die lästige Maske ab und offenbare mein, mein eigenes von Leiden blasses Gesicht, nicht um Mitleid zu fordern, sondern von dem Drange getrieben, einmal wenigstens nackt, ohne Lappen und Lumpen dazustehn. All die finstern Regungen, die in den vorhergehenden Scenen wach wurden, die die fremdartige Handlung und die tonlos erschütternden Worte meines Gedichtes erfüllen, in jener letzten Scene fliessen sie zusammen und rauschen aus, wie ein Strom, der sich in die Nacht hinaus heiser brüllt. In ihr erscheint die untergehende Sonne wie ein von Thränen entzündetes krankes Auge, die Wolken werden Schaaren

schwarzer Vampyre, die sich auf die Sonne stürzen, das Thal mit seiner grünen Wiesennarbe und seinen weissen und rothen Wiesenblumen ist zum Thal des Leides geworden, und die Winde, die es erfüllen, sind des Abschieds zage Seufzer. Wie der Psalmist fragt: Ich erhebe meine Augen zu den Bergen, von denen mir die Hilfe kommen soll. Aber von den Bergen kommt keine Hülfe. Die Sterne und die Berge spotten des Leides der Creatur. Oh über den Hohn eines herzlosen Gottes, der uns den Gedanken der Ewigkeit lehrte und nur eine Möglichkeit ihres Verständnisses gewährte: den Tod. Und das war es, was ich, als ein Mensch, der erkannt hat, meinen Freunden sagen wollte; — darum habe ich das Stück geschrieben und seine Aufführung betrieben: um Abschied zu nehmen. Niemand hat meine Gebärde verstanden. Pah — mitten in dem Lärm, der mich umgab, stand ich, als müsste ich mich schämen, wie einer, der seine Hand zum Grusse hinstreckt und sie nicht beachtet sieht. Kein einziger von denen, die mir nahe standen, kam zu mir, erschrocken, voll Sorge um mich, in dem treuherzigen Eifer, mich von meinem Entschluss abzuwenden. Und statt dass die Tage, die ich meine letzten glaubte, von edler und erlösender Heiterkeit erfüllt waren, waren sie es von Bitterkeit und zorniger Beschämung.

In welcher Einsamkeit muss doch ein Mensch sich befinden, wenn nicht einmal ein wildester Verzweiflungsschrei Menschen zu ihm leitet!

Und was erpresst ihm den Verzweiflungsschrei, welch anderer Schmerz als eben die Einsamkeit selber?

Und was ist mit den Menschen vorgegangen, welche Abnützung und Verwahrlosung hat sich ihrer bemächtigt, welche Kulturverrottung umschlingt sie, dass sie sich einsam fühlen, mitten unter Menschen, die leben, leiden und sterben, auf einer Erde, deren Schoss die ewige Sonne empfängt und ewig wiedergebiert?

Und welche Verfeinerung hat ihre Seelen zerspellt und zersplittert, sodass sie mit tausend zuckendenden Nervenstumpfen die Einsamkeit fühlen?

Und wer ermisst die Scham eines Mannes, der öffentlich geweint hat, ohne eine andere Wirkung, als dass seine Thränen den Menschen unverständlich und darum verächtlich erschienen?

Ist es also wirklich dahingekommen, dass ein Mensch, der sich verfeinert hat, sich von der Liebe loslösen muss, und, wenn er an dieser Trennung verblutet, nicht einmal im Tode die Liebe wenigstens in der Gestalt des echten Mit-Leidens findet, sondern sich gezwungen sieht, wie ein angeschossenes Stück Wild in das Dickickt zu kriechen, um zu verenden?

Und ein hoffnungsloser Ingrimm kam über mich, der da lag und wie ein Hund winselte, anstatt dem Verhängnis zu leben und zu sterben als ein aufrechter Mann ins Gesicht zu schauen. Und lauter als je und tiefer verwundend als je rief meine liebe Seele das „pfui über mich!", — das jeder kennt, der aufgehört hat, ein bärtiger Knabe zu sein.

Ah ja ja — ich dachte — ich dachte —! Aber die That ist nicht ein Erzeugniss von Gedanken. Die Sphäre der Gedanken ist ganz verschieden von der der Handlungen, und zwischen beiden findet jedenfalls nicht die klare Kausalität statt, die jene flachen Psychologen annehmen, welche zum Beispiel, wenn sie ein Shakespeareсhes Drama lesen, jede Handlung motiviert wissen wollen. Mit welcher instinktiven Sicherheit unterscheidet, diesem gegenüber, doch ein Mann wie Leopardi die Klugheit in Thaten von der Klugheit in Gedanken. Und es ist wahr: die Thaten wachsen auf einem anderen Boden als die Gedanken; beider Wurzeln aber nehmen ihre Nahrung aus einem gemeinsamen Urboden auf. Hat man mit heftiger Innigkeit gedacht, in der Art, in der einzig die Gedanken lebendigen Wert haben, nämlich wenn sie von der Erfahrung gefördert, von der Logik geordnet und von dem Leide durcheinandergewühlt und umeinandergewickelt werden, — so ist die Persönlichkeit unfähig, eine Handlung zu produzieren.

Ich, der ich an jenem Vormittage die Rechnung meiner Künstlerschaft gemacht und eingesehen hatte, dass mir „für holden Trug der Wunsch sogar,



nicht bloss die Hoffnung fehlte," ich, erschüttert und ermüdet, mit Gedanken, die die Menschen suchten und flohen in einem, in einer Erinnerung, lieber Freund, die ich Ihnen nicht gestehe, wie ich sie mir nicht zu gestehen wagte und weil Sie sie ja doch ahnen, ich stand von meinem Sopha auf, reckte mich lässig und träge, und gähnte, nicht anders, als ob ich mich ein wenig müde gelegen hätte. Ich war gänzlich leer, unfähig etwas Besseres als Gleichgültiges zu unternehmen. Ich liess meinen Diener das Frühstück hinwegnehmen und ein anderes servieren, dessen Folge ich ihm angab. Ferner befahl ich ihm, Champagner auf Eis zu stellen. Ich setzte mich zu Tische und begann, wirklich nicht ohne Behaglichkeit und scheinbar mit gutem Appetit zu essen; aber sehr schnell verspürte ich Sättigung und ein leises Gefühl von Widerwillen gegen die Speisen, welches letztere sich dermassen steigerte, dass der Geruch des gebratenen Fleisches mir Übelkeiten machte. Ich liess die Platten hinaustragen, und begann zu trinken, ein Glas nach dem andern; ich trank zwei Flaschen Champagner, zuerst mit der mir sehr wohlbekannten Wirkung, nämlich zugleich vergnügt und zornig zu werden, — dann von Schläfrigkeit und Mattheit übernommen. Ich legte mich wieder hin und schlief bald ein.

Als ich die Augen wieder öffnete, lag auf der gegenüberliegenden Wand ein breiter, grüner Streifen Sonnenlicht. Ich merkte, dass ich lange gelegen hatte, es musste gegen fünf Uhr sein. Ich fühlte mich schrecklich schlaff und hatte Kopfschmerzen; zudem hatte ich einen widerwärtigen Geschmack im Munde, und aus meinen Mundwinkeln troff spärlich eine Flüssigkeit. Ich blieb eine Weile liegen, auch dann noch, als ich im Vorzimmer Stimmen hörte, deren eine die meines Dieners, während die andere so leise war, dass sie von keinem ausser mir hätte erkannt werden können. Ich — ja ich freilich erkannte sie. Und endlich klopfte es an die Thür. Und ich vermochte nicht, ein artikuliertes Wort zu sprechen und „Herein" zu sagen, ich gab einen Laut von mir, und die Flüssigkeit floss reichlicher aus meinen Mundwinkeln.

Wenn ich heute an Annie Griffith denke, so erscheint sie mir so fremd und unwesenhaft, wie es fast unmöglich ist, dass einem ein Mensch erscheinen kann, dessen blosse Existenz einem einstmals Seligkeit und Glück warr O Gott, wie furchtbar ist das doch! Wie kann das geschehen, dass ein einziged Augenblick, mit dem Schicksal eines Menschen spielend, es aus der Hans fallen lässt, und gleichgültig in den Abgrund rollen und rollen lässt. Niemal. habe ich ein edleres Weib, niemals einen edleren Menschen als sie gesehen. Ich brauche Ihnen nicht viel von ihr zu sagen — Sie kennen sie ja. Erinnern Sie sich noch jenes Nachmittags, an dem wir drei gemeinsam die Ausstellung der Rosenkreutzer besuchten? Sie, die graziöseste Dichterin, in deren kunstkritischen Aufsätzen die Seele selber der Gemälde und Skulpturen lebendig wurde, wie traurig wurde sie damals, wie schmerzte es sie, als sie bei jedem Schritt die Charlatanerie erkannte, die dort selbst die tiefsten und feinsten Dinge entstellte! Sie hat in so hohem Grade das innere Ohr, das das Unhörbare hört und sich nicht beschwatzen lässt; und sie liebte mich, — mich der ich mir selber so oft wegen meiner heimlichen Verrenkungen und Verzerrungen überdrüssig war.

Ach Annie Griffith! sie trug, wie meistens, ein dunkelgrünes Kleid mit stumpfem, halbsammetartigem Schatten, etwa wie ihn gefärbtes Leder haben mag; und gross und schlank und ernsten Ganges trat sie zu mir herein, mit ihrer Art, den Kopf leicht nach rechts geneigt zu halten, wodurch ihr Blick so schräg, herzlich und zutraulich wird; ihr Kopf ist, trotz seiner Krönung durch das reiche, röthliche Haar, unverhältnissmässig klein. Aber in ihrer Vereinigung holdseligster Augen und schmerzlicher Lippen, mit der grossen, in der Kunst des Schweigens geübten und sie verrathenden Oberlippe, gleicht sie mancher seltsamen Frau des Lionardo.

Wir begrüssten uns, und da sie sofort merkte, dass ich mich nicht im Gleichgewicht befand, fragte sie mich, wie es mir ginge, und um mich glauben zu machen, dass sie nichts von meiner Verfassung merkte, fragte sie in ganz

konventionellem Tone, als ob sie der üblichen Versicherung meines guten Befindens gewiss wäre. Mich ärgerte das ein wenig, dass sie mich so leicht und sicher durchschaute. Ich überschüttete sie mit einem Schwall überhöflicher und in meinem Munde thöricht klingender, ritterlicher Worte und geleitete sie ans Fenster. Ich machte sie auf die schöne Aussicht aufmerksam, rollte ihr einen Sessel, albern scherzend, bis an die Kniekehlen und bat sie, Platz zu nehmen. Sie sah mich an und lächelte bittend und grämlich; ich aber redete mir ein, dass ihr Lächeln nachsichtig sei und mich beleidige. Ich sprach in einem fort, in immer falscherer und unehrlicherer Richtung. Ich merkte, dass ich sie verletzte, und schwieg nicht. Schliesslich sagte ich ihr, sie solle sich malen lassen und mir das Bild schenken, ich könne nicht leben, ohne stündlich ihr „geistreiches und schönes Gesicht" vor mir zu haben. Sie hörte auf zu lächeln und sah sehr traurig aus. Ich unterbrach mein Gerede mit der plötzlichen Hebung des Tones, die den andern zum Sprechen auffordert und ihm ankündigt, dass man nun seinerseits keinesfalls noch etwas zu sagen wünsche, sondern warte — warte. Und da fing sie denn an zu sagen, was sie zu sagen hatte, ganz still und ruhig, fast leise, und so betrübt. Warum ich mich immer selber zu Dingen zwinge, die mir nicht wohl thäten; warum ich immer weiter abkomme von meinem und von ihrem wirklichen Wesen und uns beide zu Phantomen mache; warum ich die Schlichtheit des Gefühls, der ich im Innern so bedürftig sei, immer selber muthwillig und eigensinnig zerstöre. „Ach, Laurent," sagte sie, „ich habe keine Freude an den Gedichten, die Sie mir schenken. Dass sie so schön und tief sind, beglückt mich nicht, denn ich bin nicht eitel Ihnen gegenüber. Lieben Sie mich so wenig, dass Sie mich immer verändern und ausputzen müssen?" — Während sie dieses sagte, schaute ich an ihr vorbei, auf die Strasse hinaus, und hielt mich regungslos. Als sie geendigt hatte, drehte ich langsam, ganz langsam, meinen Kopf nach ihr hin, und unsere Blicke begegneten sich. Dieses war die Frau, der mehr als die Hälfte meiner Gedanken, alles dessen, was in mir den Menschen Werth beimisst und ihre Rangordnung feststellt, gegolten hatte. Und während ich sie lange und gleichgültig betrachtete, so, dass sie mehr und mehr erröthete, ohne sich doch wegzuwenden, wurde mir immer deutlicher, wie schön, gut und vollkommen sie war. Und meine Gedichte, bester Freund, sind auch schön, gut und vollkommen, — und galten ihr. Und meine Gedichte lügen über diese Frau, also lügen sie überhaupt. Räthselhaft und unmöglich wurde mir in jenem Augenblick, dass ich jemals hatte glauben können, es bestünden Beziehungen zwischen meinen Gedichten und ihr, und zwischen mir und ihr. Sie steht hier vor mir, unantastbar, gerade, aufrichtig; — und meine Gedichte verlieren nicht ihren Klang, ihre Melodie und Süsse; aber herüber und hinüber die Fäden, die da gingen, — sie rissen mit einem schnellen Ruck entzwei. Also ist meine Kunst eine Hure, und ich bin ein Betrüger. Ach es war so bitter, dass ich mich fragte: „was geht mich Annie Griffith an." Ich ging stumm im Zimmer auf und ab, auf und ab; ich vermied nicht ihre Augen, aber ich blieb nicht zögernd und wartend der Frage ihrer Augen stehen. Dann stellte ich mich schweigend an den Tisch. Und sie — ein letztes, wehes Lächeln in ihren Lippen versteckt, Thränen bändigend, die aus weltentlegenen Tiefen ihrer Seele empordrangen und ihre Augen am Rande des Weissen glänzend und in der Mitte tiefschwarz machten, kam zu mir. Sie zog langsam den Handschuh von gelbem, schwedischem Leder von ihrer rechten Hand und hielt sie mir hin. Ein Zucken noch, das kein Zögern war, und ich bückte mich und küsste ihre Hand. Darauf ist sie gegangen.

Ich blieb noch eine Weile stehen. Ich wusste, dass sie nicht einen Augenblick stehen bleiben und warten würde, ob ich sie riefe. Ich ekelte mich vor mir. Ich glaube, Sie verstehen mich. Ich hoffe, mein Freund, dass Sie nicht einen Augenblick sich zu dem guten Rath verführt fühlen: „ja, mein Bester, Du solltest nur leichtverdauliche Speisen zu Dir nehmen und nicht soviel Champagner trinken." Annie Griffith liebt die Lüge nicht, und Annie Griffith ist gegangen, — Segen auf ihren Weg. Nun und ich — lachte

zwar nicht, aber weinte auch nicht. Thränen lähmen den Entschluss. Ich nahm den Revolver aus meinem Schreibtisch und prüfte die Ladung. Alles war in Ordnung, und ich setzte die Waffe auf meine Brust; — ein wüthender Zorn hatte mich gepackt.

Ich fühlte zu gleicher Zeit ein knisterndes Sengen an meiner Brust und einen heftigen Schlag gegen sie; und hörte einen lauten Knall, der mir aber aus entlegenen, sozusagen unbetheiligten Gegenden zu kommen schien. Ich streckte den Arm langsam seitwärts, ein wenig nach unten hin, die Hand aber fiel schlaff an ihm ab und liess die Waffe fallen. Nun fing der vor mir befindliche Theil des Fussbodens an, sich zu heben und eine grosse wellenförmige Kurve zu beschreiben; währenddem hob er die untere, bis zur Fensterhöhe sich erstreckende Wandhälfte und liess sie wieder sinken. Schliesslich machte der ganze Fussboden die schaukelnde Bewegung mit, ich wurde ein wenig schwindlig, der Boden hob sich, es war, als ob ich mich einer Welle lässig anschmiegte, sie floss nieder, und mit erstaunten Augen sah ich mich am Boden liegen. Und nun erfasste mich ein furchtbarer Schreck. „Wozu das alles“, fragte ich mich, „wozu nur?“ Ich verstand es nicht. Ich glaubte es nicht. Ich sah, dass alles unnöthig, überflüssig, überflüssig, thöricht war. Ich wollte mich aufrichten, und es schien mir, als ob es mir gelänge, mich auf den linken Arm zu wälzen, das linke Knie auf den Boden zu stemmen und den rechten Fuss ein wenig abzurücken, dann meinen Rücken zu strecken — aber da sah ich, dass ich, ohne ein Glied zu regen, da lag, wie ich im ersten Moment gelegen hatte; ich entsetzte mich, zog einen kurzen, erschrockenen Athemzug ein, — und alles Übrige wissen Sie so gut wie ich es weiss und besser.

Aber eines wissen Sie nicht, wie sorgsam Sie und Ihr alle auch meine Genesung behütet habt. Ich war so ungeduldig und erregt während meiner Genesung; bis zu einem Tage, von dem an sich mein Zustand dann so überraschend besserte. An jenem Tage erhielt ich einen Brief von Annie Griffith. den sie mir trotz Eurer Wachsamkeit durch die Wärterin hatte zustellen lassen. Und sie, die niemals meine Gedichte gemocht hatte, die Verse überhaupt hasste, sie schrieb mir nichts als eine ungelenke, kindliche Strophe. Sie lautete:

Ich hab' ein Herz verloren —
das klag ich mancher Stunde.
So arm ward mir die weite Welt
und stumm.
Doch hab' ich's auch besessen,
und immer, immer sagt es noch
in leisen Lauten still zu mir
von leiser Liebe still zu mir —
Was klag' ich doch! —

Und nun? — Nun habe ich Ihnen nichts mehr zu melden. Sie werden selten nur von mir hören, und sicherlich nicht in den alten gewohnten Verbindungen. Ich bin stille. Ich wandere viel zu Fuss und bin gesund. Wenn, wie jetzt, der Rücken der Berge sich schwarz und scharf in das Abengold des Himmels hineinschiebt, fühle ich, ernst glücklich, die Erlösung vom Tage. Ich weiss nicht, was werden mag, und wills nicht wissen. Wohl aber dem, der in der Ruhe und in der Wahrheit ist.“

FRÜHLING UND SCHICKSAL.

VON

DETLEV VON LILIENCRON.

Das Fest ist aus. Ich bringe dich nach Hause.
Wie dunkel ist der Himmel. Seine Sterne,
Verschleiert, scheinen stumpf und flimmerlos,
Als wären sie aus Messing angelötet.
Wir biegen ein in einen Fahrweg, der
Mit starren, mächtigen Ulmen eingefasst ist.
Links liegt ein weites Blachfeld ausgebreitet,
Durch das ein langer Güterzug sich quält;
Signallaternen schwenkt ein Weichensteller.
Rechts, kaum erkennbar, schlafen kleine Häuser,
Von Arbeitern bewohnt. Aus schlanken Schloten
Zieht sich ein träger grauer Rauch nach Osten,
Mohnblaue Flammen lecken aus den Öfen.
Fabrikgebäude stehen ringsherum,
Aus denen Hammerschlag und Kolbenstösse
Ihr hartes Pflichtgeräusch der Welt verkünden.

Friert dich? Du schmiegst dich fröstelnd an mich an.
Ich halte dich und fühl' dein warmes Herz.
Wir gehen langsam unsre Strasse fort.
Zuweilen beugt sie ihre Stirn zurück,
Dass die ergebungsvollen schwarzen Augen
Durch Astwerk und Gezweig nach oben sehn.
Sie spricht kein Wort. Die Hand doch drängt mich schwach,
Wenn ich zu stürmisch meine Liebe zeige.
So unter Wehren und Gewähren, sind
Wir endlich an der Villa angekommen.
Zwei Leonberger, rechts und links der Pforte,
Haben sich hinterm Riegel aufgerichtet,
Die Vorderpfoten an die Stäbe stützend.
Die Schweife wedeln, weil sie beide wissen,
Dass ihre Herrin ungefährdet ist.
Auf Morgen? Ja. Ein letzter Kuss. Allein.

Zur Ruhe jetzt? Um Gotteswillen: nein!
So schreit' ich in die kühle Dämmerung.
Schon lässt das Zwielicht einzelnes erkennen:
An jedem Grashalm wuchtet dicker Thau,
Auf Wiesen weilt der Nebel, und im Nebel
Mault mit geklemmtem Schwanz ein feister Schimmel,
Der sich frostmüde nach dem Stalle wünscht.
Nun treten bunte Farben aus dem Grau:
Ein rothes Tulpenbeet in einem Garten,
Das erste zarte, helle Grün der Linden,
Des übervollen Faulbaums weisse Trauben,
Die gelbe Butterblume an den Gräben,
Und stahlblau, eisig sturt ein kleiner Teich.

Ich schlendre meinen Weg den Hügel aufwärts,
Und ruhe, Athem schöpfend, auf der Höhe:
Tief unter mir die schwere, reiche Marsch,
Unübersehbar Feld an Feld getheilt.
Die Birken um mich sind voll Vogellärm.
Zwei Föhrenwäldchen stehn nicht weit von mir,
Wie heilige Haine, die der Opfer warten,
Wo welke Liebeskränze in den Kronen,
Wo längstvergessne Ruhmeskränze rascheln.
In einem dieser Föhrenwäldchen kniet
Ein kaum erblühtes, schon verblühtes Mädchen,
Und schmiegt die schmale Stirn dem Altarstein.
Dann heben ihre dünnen Ärmchen steil
Ein Bronzebecken voll von Wasserrosen,
Die sie der Göttin bringt. Ihr magrer Körper,
Zu schnell emporgeschossen, eckig, unschön,
Ist krumm, als hätt' ihn ewige Last gedrückt
Und kümmerliche Nahrung früh entkräftet.
Aus ihrem Antlitz starrt: Verrathne Treue?
Entsagung? Heimweh? Grauen vor den Tag?
Im andern Föhrenwäldchen steht aufrecht
Ein Krieger, erzumschient, von dessen Helm
Ein langer Rosshaarbusch entspringt; er hält
In den erhobnen Fäusten eine Rüstung
Von allerhöchstem künstlerischen Werth,
Die er im Kampfe seinem Feinde nahm.
Und diese Rüstung weiht er seinem Herrn,
Ares, dem Herrn des Himmels und der Erde.

Und Alles klärt sich nun im blassen Schein.
Wie Märchenschlösser ragen da und dort
Aus Park und Büschen Gartenhäuser auf,
Die meilenfern am Horizont hin liegen.

Der Morgen saugt die Nacht in seine Lungen,
Schweigend. Da klingt von einem Friedhof her,
Den nirgends meine Blicke finden können,
Choralmusik: Wenn ich einmal muss scheiden.
Mir ist, als stünde ich nach grosser Schlacht
Inmitten zwischen Leichen, zwischen Trümmern,
Und eine Siegerin geht die Sonne auf.
Ihr erstes Licht füllt eine Blutbuche,
Durchglüht sie, heftet sich an jedes Blatt;
Wie Kesselkupfer gleisst der rothe Baum.

DELEV VON LILIENCRON.*)

VON

HANS PAULI.

Die Absicht dieses Aufsatzes ist nicht biographisch. Das Leben eines Menschen ist so wenig, ein Klang unter den vielen Mitlebenden, eine Handvoll Staub oder Asche der Nachwelt. Es ist im Grunde werthlos und unfördersam, ein Leben in allen seinen Beziehungen, in allen Schicksalen, die es erlitt, in allen Einflüssen, die es erfuhr, zu betrachten; man kommt zu leicht dahin, etwas Lebendiges, Wirkendes, Wunderbares erklärt zu glauben, wenn man seine Entwicklung, das heisst seine Passivität vor Augen hat, und wen wir als unfrei im Willen erkennen, der muss uns auch unverantwortlich heissen. Lassen wir aber instinktiv eine Persönlichkeit als ein Phänomen auf uns wirken, so kommen wir dazu, wozu wir in unserem Privatleben vermöge unserer Sympathieen und Antipathieen kommen, wozu in ihren eisernen Richtersprüchen die Weltgeschichte, in ihrem Moralsystem die Weisheit der Inder kommt: nämlich den Menschen für seine Existenz verantwortlich zu machen, also für alles das, wofür er der Trivialität zufolge am wenigsten kann.

Bei Liliecnron kommt noch etwas Besonderes hinzu, was zu dieser Art der Betrachtung drängt. Das ist der Umstand, dass bei ihm von einer Entwick-

*) Liliencrons sämmtliche Werke sind in einen neuen Verlag übergegangen, in den von Schuster und Loeffler in Berlin.



lung in dem Sinne, für den Goethe das normalste, Nietzsche das tragischste Beispiel ist, nicht geredet werden kann.

In seinen dreissiger Jahren schrieb er, durch einen Zufall veranlasst, sein erstes Gedicht. Als seine Adjutantenritte erschienen, stand er auf der Mittagshöhe seines Lebens. Als ein Autochthone der Dichtung trat er auf, als ein Mann, der nicht schrieb, weil andere vor ihm geschrieben hatten, und andere um ihn schrieben, sondern dem es natürlich war, eigene Lieder in eigener Weise zu pfeifen. Seine fröhliche Klarheit machte die Elemente seines Empfindens und seiner Persönlichkeit leicht erkennbar und deutlich. Und in all seinen späteren Veröffentlichungen blieb er derselbe, der Bekannte; in keiner zerbrach er frühere Tafeln, warf er eine eng gewordene Haut ab — dazu war ihm in seiner zu wohl; in keiner drang er zu neuen Wirklichkeiten und neuen Wundern durch. Der erste Eindruck blieb, nur leise erweitert, hie und da vertieft, manchmal eingeschränkt; und seine Persönlichkeit erschien nur grade so viel verändert, wie ein Mensch sich verändert, dreister und gottesfürchtiger wird, dem seine Eigenheit als stark und wirksam von herzlich berührten Mitmenschen zum Bewusstsein gebracht wird.

Liliencrons Wandlungsunfähigkeit ist sein Wesentlichstes. Es ist in ihm kein Wachsthum als eine Kette von Werden und Vergehen; sondern er ist einfach und unzusammengesetzt wie ein edles Metall: zuweilen ein ungegliederter Klumpen, zuweilen zu edelsten, reizvollen, bald phantastisch kühnen, bald künstlerisch stillvollen Gebilden geformt, immer aber unzerstörbar und ohne Rost. Liliencron hat nichts Jünglinghaftes, aber er ist ein Mann wie ein Kind; die Mächte des Lebens nimmt er ungeprüft und unbesehen real, und er spielt mehr mit ihnen, als er mit ihnen kämpft. Was andern die Brauen finster zusammenzieht, was viele in Noth, Kämpfe und Krämpfe bringt, dazu lächelt er mit unerschütterlicher und behaglicher Vergnüglichkeit. Probleme, was das sind, das weiss er nicht. Und dreimal wird er sich bekreuzen, wenn er hört, dass es Leute giebt, denen sogar das Weib und die Liebe zu Problemen geworden sind. Denkt er mal über Eva nach, so weiss er gleich, dass das Gescheiteste, was darüber gesagt werden kann, schliesslich doch nur ein Ulk ist, und er kommt zu folgenden Schluss: „Ja, ja, was die Weiber anbelangt … „Wie, was? Was die Weiber anbelangt? Was soll das heissen?“ Nun eben . . . was die Weiber anbelangt . . .“

Und Liebe? na, das ist eben halt Liebe — Liebe. Und Liebesgeschichten, das sind lästige Formalitäten zu der einen Pointe. Die stolze Herzogin und von sieben Bauernmägden die eine; die kleine Komtesse, mit der die Reise nach Gretna Green geht, und etwa ein Dirnchen in Hamburg, das um noch eine Flasche Sekt bettelt, sie alle tragen Gürtelbänder, die dazu da sind, dass man sie löst. Kommt Scheiden und Meiden, so thut's wohl weh; aber der Wanderer schreitet rüstig fürbass und weiss, dass jede neue Biegung, die der Weg macht, ihn neuem Glücke zuführt. Seine Genusskraft ist so gross wie seine Genussfreudigkeit, und kein griesgrämiges Gewissenskeifen verdirbt ihm den Spass und verteufelt ihm die Mädel. Allen ist er hold, und Frivolität, dieses verzerrt und dumm lachende Gesicht, das mit der essigscharffaltigen Moral einen Januskopf bildet, er hat sie nicht einmal gegen die letzte Einnachtsfliege der Liebe. Wäre ich Kultusminister, so sollte mir jeder Primaner die Adjutantenritte kennen, um die Weisheit zu verlernen, dass es einerseits Dienstmädchen giebt und andrerseits etwas, was „das Weib“ heisst und ungefähr wie ein Thumannscher Studienkopf aussieht. — Jede wiederholte Lust ist ihm neue Lust, und seine heitere und gütige Phantasie verwandelt ihm leicht das Ereignis zu Märchen. Heute sitzt er zwischen Mine und Stine,*) den hellblonden hübschen Friesenmädchen, und trinkt Grogk; und küsst Stine, wenn Mine hinausgeht, um heisses Wasser zu holen, und küsst Mine, wenn Stine hinausgeht, um ein Brötchen mit aufgelegten kalten Eiern und Anchovis

*) s. das Gedicht „Betrunken“ in „Neue Gedichte“.

zu bringen. Morgen verwandelt seine Laune, sein phantastischer Wille irgend ein gutes Ding in eine Zigeunerin, und

„Fatinga tanzt. Ich lieg' am Holzesrande,
Gebannt von ihrer Glieder Bronzeguss.

. . . .

Die Schellentrommel blitzt im Sonnenbrande.
Der Pirol lockt im dichten Buchenstande,
Und über Kiesel schwatzt der Wiesenfluss.
Und alles freut sich, lauscht dem süssen Tande,
Selbst über mir die kleine Haselnuss.
Fatinga tanzt."

Oder der Traum- und Spieltrieb lässt ihn sich im Rosenlande erlustieren und entlockt ihm ein „Persisches Liebeslied:" (Gedichte.)

„Deine dunklen Augenbrauen
Sind zwei sanfte Pfortenbogen,
Eines lichtwechselnden Gartens Eingang
Haben sie zierlich überzogen.

Aber viel schwarze Wimpernspeere,
Die rings ihn, ein reizender Wall, umschmücken,
Setzen sich trotzig grad' aus mir entgegen,
Trag' ich Verlangen, dort Rosen zu pflücken u. s. w."

Oder er lässt die ganze frohe, feurige Lyrik des Blutes uns von süssen, thörichten Mädchenlippen entgegentönen, wie in dem Rondel in den Adjutantenritten:

„Rötliche, schimmernde, krausliche Haare
Spielen im Wind mir um Schläfen und Ohr.
Frühling ist's, bald kommen grämliche Jahre.
Rötliche, schimmernde, krausliche Haare,
Sind eine preisliche, köstliche Ware,
Kaufe sie rasch Dir, Du närrischer Thor.
Rötliche, schimmernde, krausliche Haare
Spielen im Wind mir um Schläfen und Ohr. u. s. w."

Viel Blumen pflückt er sich auf dem Liebeswege; Rosen, die über den Gartenzaun herübernicken, Blüthen fremden Duftes, Waldrandschmuck und Wiesendurcheinander fügen sich ihm zum Strauss. Warten und Begegnen, Sehnsucht und Erfüllung, Manneshochmuth und Mannesohnmacht, alles durchlebt er hell und stark. Von der ungeniertesten Derbheit bis zum fast sentimentalen Gefühl reicht die Skala seiner Pluralitätsliebe. Er erzählt ein ausgelassenes Histörchen: wie er mit der Liebsten in einer Mietskarosse durch den Wald fährt, der Kutscher blöde und schläfrig sitzt, und die Liebesleute die Gelegenheit nützen, aber dabei nicht merken, dass der Kurierzug nach Nüchterna vorbeisaust; dessen Passagieren wird auf diese Weise ein spasshaftes Schauspiel; „und die Liebste schreit erschrocken, und wir fahren auseinander, und wir fühlen uns belämmert, denn wir hatten uns blamoren." — Aber die Liebe geht, und die Liebe kommt; und viele Abschiede machen viel Leid. Und es kann geschehen, dass die Ahnung des Abschiedes und die Ahnung des Leides ihm den Dank, den er der Liebe sagt, so still und innig machen wie in dem Gedicht „Liebesnacht":

„Nun lös' ich sanft die lieben Hände,
Die Du mir um den Hals gelegt.
Dass ich in Deinen Augen finde,
Was Dir das kleine Herz bewegt.

O sieh die Nacht, die wundervolle,
In ferne Länder zog der Tag . . . u. s. w."

Ja, den Dank, den er der Liebe sagt. Er, dem Untreue über alles geht, er wird weder hysterisch, noch sarkastisch; sondern in kameradschaftlicher

Herzlichkeit nimmt und giebt er das Gefühl, und die Reinheit selber durchleuchtet seine Lieder. Man höre das folgende, rhytmisch so wundervoll den Inhalt erschöpfende Gedicht, „Früh am Tage“ (in den Adjutantenritten.)

„In der Fensterluken schmale Ritzen
Klemmt der Morgen seine Fingerspitzen.
Kann von meinem Mädchen mich nicht trennen,
Muss mit tausend Schmeichelnamen sie benennen.

Drängt die liebe Kleine nach der Thüre,
Halt' ich sie durch tausend Liebesschwüre.
Muss ich leider endlich selber treiben.
Fällt sie wortlos um den Hals mir, möchte bleiben.

Liebster, so, nun lass mich, lass mich gehen,
Doch im Gehen bleibt sie zögernd stehen,
Noch ein letztes Horchen, letzte Winke,
Und dann fast und drückt sie leise, leis die Klinke.

Barfuss schleicht sie, dass sie Keiner spüre,
Und ich schliesse sachte, sacht die Thüre,
Öffne leise, leise dann die Lucken,
In die frische, schöne Morgenwelt zu kucken.“

Karl Henckell hat sehr hübsch Amor und den Tod als die beiden Hauptthemen der Liliencronschen Dichtung gefeiert. Die alte Assoziation von Tod und Liebe, die das Wort „zum Sterben verliebt“ geschaffen hat, die vom naiven Dichter des Wunderhornliedes, der das Mädchen Rosmarein statt Rosen pflücken lässt, bis zum vergrübeltsten Gedankendichter reicht — Leopardi: das Licht erblickten einst zur selben Stunde, als Brüder, Tod und Liebe, — sie vollzieht sich auch in Liliencrons Weltbetrachtung. Er sieht den Tod als ein geizhalsmageres Männchen im Augenstern des den Hasen jagenden Hundes hocken, und am Sterbebett eines verwundeten Kameraden führt ihm ein auf einem Lampenschirm befindlicher Narr mit Schellenkappe und Handtrommel einen lächerlichen, ängstigenden, spukhaften Totentanz auf. In dem Augenblick, in dem die junge Königin sich einen schlanken Fant im blauen Puffenwams zum Stelldichein an der Sonnenuhr bestellt, stürzt ihr ein Pfeil, geschnitzt aus eines plumpen Störes Gräte, ins liebesehnsuchtsvolle Herz. Una ex hisce morieris, steht auf die Sonnenuhr, in einer dieser Stunden wirst Du sterben. „Der Eine stirbt verlassen und verbannt, bei andern Pomp und Trauerfahnenwehn.“ Der hungernde Handwerksbursche knüpft sich an einem Hochsommertage im Walde auf, mit einem Fluch auf den Lippen; der von einer Granate zerrissene Offizier sammelt seine letzte Lebenskraft nicht zu einem letzten Seufzer, sondern zu einem letzten Hoch auf seinen Kaiser. Lump und Edler, Mann und Weib, Bettstrohdrücker und Held, sie liegen wie ausgelöschte Käfer da, „Mensch — Käfer — den der plumpe Schuh des Todes erbarmungslos zertrat im Weiterschreiten, im Weiterschreiten, das kein Hemmnis aufhält.“ Liliencron steht dem Tode seltsam gegenüber, zuweilen dämonisch gemüthlich wie einem verrückten Freunde, zuweilen ernst in seiner trotzigen Lebenskraft der drohenden Urgewalt gegenüber, selten sentimental, wie in „Zwei Sterbende“ (Adjutantenritte), und das ist auch ein geringeres Gedicht. Die grause Nothwendigkeit macht ihn wohl nachdenklich und still,*) aber sie erregt ihm weder langes Grübeln noch lange Skrupeln. Was sein muss, muss sein, und man muss es hinnehmen, als „Soldat und brav.“

Liliencron, der Soldat! Mir brachte einmal ein Dorfschuljugendfreund, der irgendwo im Posenschen seine Militärzeit abgedient hatte, ein kleines Heftchen, die Geschichte seines Regiments enthaltend. Ich durchblätterte es,

*) Am schönsten und schlichtesten in den „Adjutantenritten“: „in einer grossen Stadt“.



und mit welcher herzlichen Bewegung geschah es doch, dass ich in der Schilderung einer der Schlachten in Österreich des Lieutnants Detlev von Liliencron ruhmvoll Erwähnung gethan fand! Man mag zu Soldatenthum und Krieg stehen, wie man will, aber wo ein solcher in einem als Soldat und Dichter spricht, wird man hingerissen. Er liebt den Krieg und den Frieden, den Sieg und die Wunden, die Lieutenants und die Trompeter, das Hurrah und das Infanteriesignal zum Avancieren, die kleinen dicken pausbackigen Reitergenerale und die immer ruhigen, erst wägenden dann wagenden Sinner der Schlachten. Eine Kompagnie marschiert vorbei; die Musik kommt: „Klingling, bumbum und tschingdada, zieht im Triumph der Perserschah? Und um die Ecke brausend brichts wie Tubaton des Weltgerichts, voran der Schellenträger. Brumbrum, das grosse Bambardon, der Beckenschlag, das Helikon, die Piccolo, der Zinkenist, die Türkentrommel, der Flötist, und dann der Herre Hauptmann. . . . Und dann die Herren Lieutenants. . . . Und dann die Grenadiere. . . . Und dann die kleinen Mädchen. . . . Und dann ist die Musik vorbei. Klingling, tschingtsching und Paukenkrach, noch aus der Ferne tönt es schwach, ganz leise bumbumbumbum tsching, zog da ein bunter Schmetterling, tschingtsching bum um die Ecke?“ Welch ein famoses Gedicht ist das doch! — Ein Invalide, der sich der Trommeln und Pfeifen erinnert:

„Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschiert,
Neben Trommeln und Pfeifen hab ich oft präsentiert,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avanciert
In den Feind, hurra!

Die Trommeln und Pfeifen wohl hör' ich nicht mehr,
Und Trommeln und Pfeifen, und rückten sie her,
Hinter Trommeln und Pfeifen stelzte zu schwer
Mein Holzbein, o weh.

Wenn Trommeln und Pfeifen mir kämen in Sicht,
Gegen Trommeln und Pfeifen mein Ohr hielt' ich dicht,
Die Trommeln und Pfeifen ertrüg' ich nicht,
Mir bräche das Herz.

Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!“

Den Krieg schildert und liebt er nicht als ein politisches Ereignis, sondern als Anlass zu jauchzender Entfaltung der Manneskraft und des Mannesmuthes, als erhöhtes, wildestes, unnüanciertes Leben. Er verschweigt nicht die Schmerzen und die Greuel der Schlachten, aber sie sind nothwendig, sie sind da, sie gehören zum Bilde, und er klagt nicht. Die Wunde ist des Schwertes Sinn. Denn ihn kümmert nicht, wie die Tolstoj, Garschin, Wereschagin, die weichen Slaven, die Psychologie des Krieges, sondern seine Poesie durchtobt ihn. Trotzdem findet man auch bei ihm einzelne sehr feine, und ganz unauffällig angebrachte Züge, die darauf hindeuten, dass es mit der vollständigen „Unentwegtheit“ im Kriege doch so eine Sache ist. Z. B. in der „Sommerschlacht“, dem schönsten und feurigsten seiner modernen Schlachtenbilder: „Hier bleiben wir!“ sagte der Hauptmann zu mir. „Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ antwortete ich ein wenig hastig. „Er legt mir lächelnd die Hand auf die Schulter.“ Oder die mehrfach sich bei ihm findende, ausserordentlich überzeugende Schilderung des Gefühls, das er bei Ausführung von grösseren Patrouillen hat, sobald er der letzten freundlichen Postenlinie entrückt ist; z. B. in der Novelle „Der Richtungspunkt“ (in Krieg und Frieden): „Ich möchte sagen: Es kam mir dann jedes Mal vor, als sei ich auf einem ganz fremden Sterne, auf dem es so einsam war, dass selbst keine Thiere dort lebten. Ja, ich bildete mir ein, dass sogar Vögel und Insekten

fehlten.“ Im allgemeinen aber ist es ihm nicht um die zersplitternde, nüchterne Darstellung seelischer Erscheinungen zu thun, sondern darum, den fruchtbarsten Moment der Leidenschaft, den Rausch der Kraft und Wildheit wie im Leben so in Dichtung und Erzählung zu kosten. Darum geht ihn der strategische Werth einer Schlacht nicht viel an, und er schildert eigentlich keine Schlachten, sondern immer nur Gefechtsbilder und Episoden. Darum ziehen ihn die alten Kämpfe der Friesen und Holsten und Dithmarschen und Dänen so sehr an, die Zeiten, in denen die Raufereien gewohnt und nöthig wie das liebe Brot waren. In vielen Balladen besingt er die Tapferkeits- und Tücke- und Grausamkeitsthaten der alten Recken: König Erichs Ermordung und König Abels Tod, Herzog Knuts Siegfriedschicksal und die Schlacht bei Bornhöved. Er schreibt ein Drama „Knut der Herr,“ und, tiefer in die Vergangenheit tauchend, ein anderes, von den mordlustigen „Merowingern“. Die allerschönste seiner Prosaerzählungen ist im „Mäcen“ enthalten: „Die Dithmarschen.“ Mit prachtvoller Ruhe und eigenartigem Humor erzählt er von ihren tapferen Freiheitskämpfen, kommt dann auf die Schlacht bei Hemmingstett und schliesst mit der Aufzählung einer Anzahl in jener Schlacht gefallener Ritter; Namen reiht sich an Namen; und es wirkt ähnlich wie Fontanes Ballade „Altmärkisches Begräbnis“, die auch fast nur eine Aufzählung von Namen altmärkischer Adelsgeschlechter ist.

Was ihn zu diesen Stoffen hinzieht, ist aber nicht nur die Liebe zum Schwert, sondern auch die Liebe zu seiner Heimat. Liliencron liebt seine Heimat, nicht weil sie der Bestandteil irgend einer politischen Gemeinschaft ist, sondern weil sie ein Stück von ihm ist, so wie er sich als ein Stück von ihr fühlt. Aus diesem Gefühl stammt auch alles Feinste seines Patriotismus; gebärdet er sich aber als „Patriotiker“, so schielt auch er und kommt z. B. dazu, die Keuschheit des deutschen Weibes zu preisen, von der doch sonst bei ihm nicht viel zu bemerken ist. — Er liebt die Landschaft; mit ihren Menschen und Tieren, ihren Farben und Formen; er liebt die Deiche, und vor allem liebt er die Heide. Mehrmals, wenn er auf sie zu sprechen kommt, gebraucht er eine Wendung, als versage ihm das Wort oder scheine ihm überflüssig. So in den „Heidebildern“ (Adjutantenritte):

„Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüsst, du stilles Land.“

Zu Fuss und zu Pferde durchstreift er das stille Land, bald auf einsamen Wegen die Menschen vermeidend, bald in einem Kruge einkehrend; bald als müssiger Träumer, bald in Liebesabenteuern, bald als rüstiger Jäger. Und die Heimat, eine gütige Fee, schenkt ihm mit vollen Händen: Farben und Bilder, Geschichten und Gesichte, Jagdbeute und guten Appetit: zu Erbsensuppe, Rotwein und Cigarre. Und jedes Bild wird ein Gedicht, und jeder Weg plaudert ihn seitwärts zu froh gefundenen Schönheiten, Gedanken, Träumereien. —

„Drei grüne Fleckchen hab ich doch gefunden
Im dürren Lebenssand, mich gern zu recken:
Auf nassem Hengst in Qualm und Tod und Wunden
Des Feindes Skalp am Sattel festzustecken,
Behaglich nach der Jagd mich mit den Hunden
Zum Frühstück unterm Heidbusch auszustrecken,
Geheim mit meinem Mädchen kurze Stunden
Der süssen Sünde Abgrund zu entdecken.“

Ein Mensch wie dieser riecht nicht nach Büchern; und seine Freude an der Litteratur, die so gross ist, dass er jede mögliche und unmögliche Lage benutzt, um von Gedichten zu sprechen oder seine Personen von ihnen sprechen zu lassen, könnte fast in Verwunderung setzen. Man könnte fragen, wie denn seinem Ideal ungebrochener und vereinfachter Lebendigkeit die

Seelenzerspellung und Selbstquälerei so vieler Dichter nicht wiederwärtig erscheine. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt in Liliencrons bewusster, bildensfroher Künstlerschaft. Liliencron ist so wenig naiv, wie irgend ein anderer produzierender Künstler. Und die Floskel von den „erlebten Gedichten" ist entweder unwahr oder thöricht. Dass er sein Gefühl nicht prostituiert, ist am Ende, innerhalb der Gesellschaft der guten Europäer der Dichtung, ein überflüssiges Lob. Den grossen Unterschied zwischen einem Erlebnis und einem Gedicht kennt er selber sehr gut und demonstriert ihn, ungeschickt genug, an der fingierten Erzählung*) von der Entstehungsgeschichte des Eifersuchtsgedichtes: „Schlag ihn tot" (Gedichte).

Inhaltlich ist Liliencron's Freude an Freude an Verkleidungen, formal sein Studium und seine Kultur des Rhythmus**) und des Reims von charakteristischer Bedeutung. Er liebt Bilder und Vergleichungen bei andern so sehr, wie er selber sie gern anwendet. Sie sind oft sehr überraschend, zuweilen etwas gesucht, aber immer doch gefunden. Sie sind oft ganz sichtlich ein Zeichen der künstlerischen Arbeit. Er spricht von Sternen, die blass zwinkern, wie Kätzchenäugelchen, die zum ersten Mal in die Welt blinzeln. Für „nahe am Feinde sein", sagt er „dem Feinde am Wimpernhaar sein". Zuweilen ein Bild, das eine nicht ausgereifte, mythologische Vorstellung ist: „Es war die Nacht schon im Begriff, dem Tage die Riegel vorzuschieben." Ein anderes, mehr künstliches, als künstlerisches, und dennoch anmutend, ist es, wenn er das gemähte Feld „in Wochenbettesruh" liegen sieht. Oder er benutzt das Unmögliche, um die Phantasie des Hörers zu ihrer ganzen möglichen Kraft aufzureizen: „Ein Reiter jagt daher, dass kaum sein Schatten ihm noch folgen kann." Zuweilen wird ihm ein reales Bild zu einem symbolischen und damit zu einem Gedicht, wie in dem schönen „Weite Aussicht":

„Steht eine Mühle am Himmelsrand,
Scharfgezeichnet gegen mäusegraue Wetterwand.
Und mahlt immmerzu, immerzu,

Hinter der Mühle am Himmelsrand,
Ohne Himmelsrand, mahlt eine Mühle, allbekannt,
Mahlt immerzu, immerzu."

Ferner ist Liliencron ein Sammler. Er notiert sich Gespräche, die er belauscht, Farben, die ihn überraschen, Geschichten, die man ihm erzählt. Er legt sich Übungsblätter an, um seine „Hand" zu geschmeidigen, und skizziert bald eine Sensitiva-amorosa-Seltsamkeit („Operation"), bald ein schlichtes, pointeloses Naturereignis („Gewitter"). Beobachtungen und Gedanken, Impressionen und Erlebnisse behandelt er oft so, dass sie ihre causale oder occasionelle Verknüpftheit verlieren und zu abgelösten, selbständigen Motiven werden, die er entweder frei variiert, oder als Stimmungseinzelheiten verwendet.

Naturtöne: Das Nimmer-nimmermehr-Lied der Goldammer. Oder eine phantasieanregende Örtlichkeit: das Hinterzimmer einer Kneipe, deren Wirtin verschiedentlich gewandelt wird. Oder verhallender Postenruf: „Kamerad lebst Du noch?" Oder ein Dirnchen mit seltsamen, kalten Mörderaugen, das einmal (in Poggfred) eine Nebenbuhlerin mit einem Damascenerdollich ersticht, ein ander Mal einen unkirren Liebhaber mit einem Richtschwert, das gleichfalls aus Damaskus stammt, regelrecht enthauptet. Oder die stereotypierte Formel eines Reiterangriffs: „Sattelleere, Sturz und Staub, Klingenkreuz und Scharten. Trunken schwenkt die Faust den Raub flatternder Standarten."

*) In „Breide Hummelsbüttel".

**) Vergl. den Schluss des oben angeführten Gedichtes: „Die Musik kommt"; wie prachtvoll deutlich wird die Vorstellung dadurch, dass der für die Worte scheinbar zu enge Rhythmus das Tempo verlangsamt und verschwerfälligt! — Überhaupt versteht es L., die überraschendsten Effekte aus unsern alten und konventionellen Strophenformen herauszuhauen.

Oder die Erbsensuppe nach der Jagd, oder die Wut gegen Philister, Biertrinken und Skat, eine echte Wut um den verlorenen Groschen; lauter Motive, die oft in demselben Wortkleid wiederkehren.

Diese Dinge sind an sich von ganz geringer Wichtigkeit, aber sie helfen den Punkt erkennen, wo die Notwendigkeit und die Verderblichkeit des Waltenlassens der Persönlichkeit im dichterischen Kunstwerk zusammentreffen. —

Ein Dichter ist in seinem Werke um so tiefer und deshalb stäter und deshalb gültiger, je weniger er mit seiner Oberflächensubjektivität, mit seiner Zufälligkeit, mit seiner Augenblicksgebärde darin ist. Zucht und Freiheit widersprechen sich nicht, sondern schaffen sich gegenseitig. Im Liliencron aber ist eine Seite, die sich immer mehr feuilletonisiert hat. Seine Liebe zu der Form der Ottave rime, die die buntesten Eskapaden erlaubt, wurde immer grösser, und dieselbe Veranlagung liess ihn sich in freien Rhythmen tummeln. Es ist mit den freien Rhythmen wie mit der freien Liebe. Man denkt dabei immer an möglichst grosse Freiheit, und vergisst darüber den Rhythmus und die Liebe. Aber Liberté oblige, oder es hätte sich nicht verlohnt, dass wir verlernt haben, auf allen Vieren herumzulaufen. Will man sich über die wahre Bedeutung des freien Rhythmus*) unterrichten, so mache man folgendes Experiment. Man lese ein Gedicht von Hölderlin, etwa „Wanderung“ oder „der Rhein“ mehrmals intensiv nach seinem gedanklichen Entwicklungsgang, also nach der Interpunktion. Und erst wenn man im vollen Besitz des Gedichtes ist, lese man es nach der Verseinteilung. Die Wirkung ist von vorzüglicher Schönheit. Die Versabsätze innerhalb des Gedankens haben denselben Sinn und Wert, wie innerhalb des Verses die Cäsuren. Bei Liliencron**) sind die freien Verse nun nicht grade tollgewordene Prosa, aber doch Prosa, die nur Poesie von Druckers Gnaden ist. An einer Erzählung, die in der Sammlung „Eine Sommerschlacht“ enthalten ist, sieht man, woraus ihm die Freiheit des Rhythmus keimt. König Christjern, als Gefangener, wird von dem von ihm vor Jahren verstümmelten Ritter Josua van Qualen bewacht. Nun lässt Liliencron, um die Furchtbarkeit der Situation eindringlich zu machen, die Zeilen im Druck absetzen:

„Der König liegt auf den Wolfsfellen, sterbend,
Und oben steht
Josua von Qualen.
König Christjern stirbt, und im Sterben reckt er die Zunge aus, die lange,
rote, schöne, kostbare Königszunge gegen
Josua von Qualen.“

Hierwider ist nichts zu sagen; es ist ein Mittel, um Richtigkeit des lauten Lesens zu erzielen. Aber Verse, aus ähnlichen Absichten entstanden, scheinen mir zweifelhaft.

Was ich meine, ist dieses: In Liliencrons Produktion ist eine, in den „Adjutantenritten“ fast gar nicht zu spürende, später mehr hervortretende Hinneigung zum poetischen Feuilleton, beziehungsweise zu improvisatorischer Behandlung. Goethe war misstrauisch gegen die Fähigkeit der Improvisation, das Höchste zu leisten; Nietzsche war es noch mehr. Man hat an Liliencron ein selbstverständliches Ding zu sehr herausgestrichen, die Persönlichkeit, und er fing an, sich etwas darauf zu gut zu thun. Ohne gerade salopp zu werden, liess er sich gehen. „Sich zusammennehmen“ heisst nicht sich unterdrücken,

*) Auch die wahre Bedeutung der freien Liebe lernt man nicht aus Liliencron.

**) Hierbei habe ich, um meine Bemerkungen in die nötige Perspektive zu rücken, zu sagen, dass ich mir derartige Kritiken grade aus Respekt vor dem Dichter nicht verkneife. Die Genügsamkeit, die Kraft, nur weil sie da ist, anzubeten, ist ein Zeichen von Interiorität; genau so, wie es ein Zeichen von Interiorität ist, die Kraft, weil sie da ist, anzubeltern. Liliencrons Sprache und Persönlichkeit, am Durchschnitt gemessen, ist so schlicht, fein und humorig, das sie auch seine freien Rhythmen und seine freien Lieben immer noch trägt.

sondern sich verstärken. Ein Beispiel aus „Neue Gedichte“ ist der „Lebensjuchzer“:

„Raum! Raum! brich Bahnen, wilde Brust!
Ich fühls und staune jede Nacht,
Dass nicht bloss Eine Sonne lacht;
Das Leben ist des Lebens Lust.
Hinein, hinein mit blinden Händen,
Du hast noch nie das Ziel gewusst!
Zehntausend Sterne, aller Enden,
zehntausend Sonnen stehn und spenden
uns ihre Strahlen in die Brust.
Richard Dehmel an D. v. L.

— — — — — — — — — — — — — —

Darum, nach vollbrachter Tagespflicht,
Stülp' ich mir meinen alten Filzhut auf,
Mit der unscheinbaren Sperberfeder dran,
Stecke mir einige blaue Scheine ein,
Trumpfe auf den Tisch,
Und alle nüchternen Gewohnheitsunkenseelen
Tief bedauernd
Ruf' ich voll kommender Freude:
Nu wüllt wi uns ook mal fix ameseern.“

Bei meiner nüchternen Gewohnheitsunkenseele! das ist, neben den monumentalen grossen Versen Dehmels, das ist ein Quark. Mag es Spatzengehirnen eindringlicher werden durch seine auftrumpfende Salopperie; aber diese Art untergräbt die Dauerhaftigkeit eines Dichters. Ein ander Mal, in einem Gedicht „an Goethe“ findet sich Liliencron bemüssigt, ein schönes, erschöpfendes Distichon von Peter Hille als Motto zu nehmen und auf seine Weise zu paraphrasieren, — überflüssig, geschwätzig, wahrhaft lästig. Hierher rechne ich auch, dass er sich so wenig respektiert, immer und immer wieder ganze Seiten seiner Bücher mit den subalternsten Dingen anzufüllen. Mit Klagen über den Gartenlaubenkunstsinn des Spiessbürgers, über seine Skat- und Biersucht und Kannegiessereien; mit Ärgerausbrüchen über zu geringe Anerkennung der echten Dichter*); mit Verspottung der honigseimlyrischen Maden; und, in Versen und in Prosa, mit der Geisselung sprachlicher Unarten.

In dem erwähnten Gedicht „an Goethe“ befindet sich eine Stelle, in der Schiller wenig respektvoll in eine zweifelhafte Nachbarschaft von Philistern gebracht wird. Man findet mehrfach ähnliche Ausfälle gegen Schiller bei Liliencron. Liliencron liebt Schiller nicht sehr. Vielleicht ahnt Liliencron, dass, wenn Schiller ihn, den Liliencron, kritisierte, ein ähnlich beleuchtetes Bild entstehen würde, wie die berühmte Rezension der Gedichte Bürgers. Immerhin würde sich Liliencron der Ähnlichkeit des Verhältnisses nicht zu schämen brauchen. Aber Schiller geniesst heutzutage, wie kaum ein zweiter grosser Toter, starkes Misstrauen der neumodisch freien Leute. Kein Wunder, da sich die Knaben und die Jünglinge an ihm den Magen verderben, an einem Dichter, der so durchaus nur ein Dichter für Männer ist. Schiller ist einer der edelen, herrlichen Männer, die sich selber gebaut, sich selber geschaffen, und sich sich selber zum Geschenk gemacht haben. Moraltrompeter? — ach nein, das Wort hat nur bei dogmatischer Betrachtung von Schillers Resultaten einen gewissen Sinn, nicht vor seiner Persönlichkeit. Schiller, der Dramatiker, war auch ein dramatischer Mensch.

Auch Liliencron hat mehrere Dramen geschrieben, sie sind der wertloseste Teil seiner dichterischen Thätigkeit, und in Liliencron selber spielt kein Drama.

---

*) Mögen alle zu wenig Anerkannten an Kleist denken und seine unbesudelten Werke lesen und sich sagen: Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als Du.



Tief und wahr sagt über ihn Dehmel:*) „Keiner vor ihm hat das Leben so als buntes Spiel begriffen.“ Aber es ist zu fragen: „Das Leben als buntes Spiel?“ Ist das Leben ein buntes Spiel? ist es uns, ist es Dehmel selber ein buntes Spiel? Sicherlich hat jeder von uns seine Stunden, in denen ihm das Leben ein buntes Spiel, erfreuend oder erschreckend, scheint. Ob es Fehlstunden sind oder tiefste und beste, jeder entscheide es für sich. Ein anderes ist, sich an einem Dichter erfreuen, ein anderes mit ihm leben. — Liliencron entbehrt der Tragik, und darum rührt er nicht, in Freude und Leid, das Tiefste auf. Er hat eine grosse Anzahl längerer, ernster Dichtungen (siehe besonders die Sammlung „Gedichte“ und im „Haidegänger“ das Poëm „Auf dem Aldebaran“), die trotz einer überreichen Fülle schönster, farbigster, bedeutungsvollster Einzelheiten, doch als ganze Kunstwerke nicht Bestand haben. Es fehlt ihnen die innere Dramatik. Sie sind nicht Organismen, Erscheinungen innerer Nothwendigkeit, sondern etwa Schnüre, auf die bunte und graue Steinchen, Perlen und Diamanten gereiht sind. Dieser Eindruck ist zuweilen so stark, dass man sich wundert, wenn man sich nicht Rechenschaft über ihn ablegen kann; dass sich, so oft man auch vergeblich nach den Gründen gesucht hat, immer wieder das Gefühl einer formalen Lockerheit einstellt. Und so sind auch, weil das Drama derartiges von allen Kunstformen am wenigsten verträgt, Liliencrons Dramen gänzlich nichtssagend. Bewegung, und sei sie von Wildenbruchischer Wildheit, ist noch lange nicht Leben. Liliencron glaubt am Wildenbruchs Shakespearethum.

Aber alle seine Eigenschaften, seine Wandlungsunfähigkeit, seine Unzusammengesetztheit, seine im guten und im bösen Sinne Kritiklosigkeit, seine Ohn-Tragik, im Grunde sind sie Ausstrahlungen des einen wunderbaren Phänomens, das er darstellt: seiner Unzeitgemässheit. Er ist nicht mit der Zeit und ist nicht wider sie. Er beschäftigt sich mit der Vergangenheit nicht aus Hass der Gegenwart, und mit der Gegenwart als mit einer Zufälligkeit. Er ist ein Mensch wie ein erratischer Block, aus untergegangenen Menschheitsepochen herübergerettet. Die Äusserungsform der Urmächte ist in ihm stark, aber weniger differenziert als im „modernen“ Menschen. Darum wirkt er so frei und rein wie ein alter Helde — oder wie ein Kind, tolerant, gerade, und unschuldig, und niemandem verargt man weniger als ihm das, was man Dummheiten zu nennen pflegt. Darum liebt er in Krieg und Liebe den kürzesten Prozess; und darum ist dieser Junker ohne Adelsstolz stolz auf seine Ahnen, deren Kette ihn hinaufführt in die versunkenen Zeiten, aus deren Leben er stammt.

Und darum vor allem ist seine Naturanschauung so unverwässert und unverzückert, so unlitteratürlich und farbensatt, dass — mehr als ein junger Lyriker ihn statt der Natur selber als Quelle benützt und benützen wird. Er ist so unerhört reich, dass es wirklich ein Genuss wird, die Überschriften seiner Gedichte zu lesen, man kriegt dann bald das Kritisieren satt.

Grade weil er kein Naturbursche der Dichtung ist, sondern ein bewusstschaffender Künstler, der unter Umständen, wie z. B. in dem Gedicht „Feudal“ (Neue Gedichte) seine eigenste Neigung zu Weib und Ritterthum dämonisiert, das heisst ästhetisiert, schien es mir nöthig, die Einschränkungen seiner Werthung zu machen, die ich gemacht habe. Sagt doch selbst Goethe einmal, ich weiss nicht von wem: „ich musste ihn bewundern, aber ich konnte ihn nicht loben.“

Und über das: es ist des Bewunderns, Lobens und Liebens genug an ihm. Und wie manche Stunde kommt und geht und kommt, in der man wünschte, ihm gleich thun zu können, und wär's auch nur mit „Zwei Meilen Trab:“

*) Ich empfehle nachzulesen: Dehmels „Hamburger Lästerbrief“ in Heft 1 des Jahrgangs 3 der freien Bühne; er enthält das Beste, was über Liliencron gesagt werden kann; der weingelbe Mantel mit dem purpurrothen Saum, mit dem ihn seine Phantasie bekleidet, — das sagt mehr als alle Analysen.



„Es sät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jankt, es wippt mein Bart
Im immer gleichen Trabe.

Auf stillen Wegen wiegt mich längst
Mein alter Mecklenburger Hengst
Im Trab, im Trab, im Trabe.

Der sammetweichen Sommernacht
Violenduft und Blütenpracht
Begleiten mich im Trabe.

. . . .

Und wohlig weg im gleichen Mass,
Dass ich die ganze Welt vergass
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Und immerfort, der Fackel zu,
Dem Thorfahrtlicht der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe . . .“



VEXIERT!

EINE SOMMERGESCHICHTE.

VON

A. SCHOEBEL.

Einem Schmetterling soll ich den Staub von den Flügeln streifen? eine Blume zwischen zwei Löschblättern pressen? das duftigste aller Abenteuer erzählen?

Hauch und Traum und glitzernde Schalkhaftigkeit war alles, das flüchtige Geschimmer von ein paar übermütig vorbeigerauschten Stunden.

An einem heissatmigen Julitage Berlins. Staub, Hitze, ausdörrende Luft, langweilig vereinsamte Strassenzeilen voll greller Sonne und schwindsüchtiger Schattenstreifen. Weit und breit kein anständiger Mensch zu sehen. Der Chic und die Schönheit der Weltstadt sind auf Reisen gegangen.

Ich fluche der ungeschickt abgepassten Todesstunde meines Onkels, die mich verdammt, im Juli hier Erbschaftsangelegenheiten abzuwickeln. Die Linden entlang schlendernd gähne ich „fafnerartig“ und drücke dabei die Lider zusammen. Als ich sie langsam wieder auseinanderschiebe, finde ich das eingeschlummerte Berlin plötzlich wunderschön — — — Mitten durch die von tanzenden Atomen schimmernden Sonnenstrahlen kommt etwas Helles, Schwebendes, und doch eminent Körperliches auf mich zu — — —

Ich sehe ein in weisse Schleier gewickeltes Gesicht, seltsam phosphorescierendes Haar, dessen Fülle unter ein schmales Reisehütchen gepresst ist, — und aus dem Schaumgeriesel des Tülls blitzt's mich an, hell — leuchtend — die grössten, grünsten Augen die ich je gesehen! Hastig wird der Schleier zurück geschlagen, ein unverschämter Sonnenstrahl erleuchtet bis in die letzte

Vollkommenheit das Gesicht, über welches ein bezauberndes, erkennendes Lächeln gleitet. Aus den grünlichen Augen tanzt ein kleiner goldener Funke hervor — —

„Ah, Baron Satan! Welche Überraschung!" Und durch die Atmosphäre von Pampas und Stefanotis, die mich jetzt einhüllt, streckt sich mir eine silbergrau bekleidete Hand entgegen.

Trotzdem ich in Civil bin, klappen meine Absätze gegeneinander, als hätt' ich etwa eine Fürstin zu begrüssen. Ich schiebe mir sofort die Situation zurecht. Diese reizende Schönheit vor mir nimmt mich offenbar für einen ganz Anderen! Wozu soll ich ihr die unschuldige Freude stören? Zudem — ich lebe dem Grundsatz nach: schöne Frauen sind immer gute Bekannte!

Eine Armee lustiger Teufelchen stellt sich mir zur Verfügung. Jetzt heisst's, seine fünf Sinne zusammenreissen, nicht aus der Rolle fallen. „Baron Satan." Zum Glück orientiert mich der Name. Mein Blick tastet über die Erscheinung der mir plötzlich vom Himmel gefallenen Freundin hin. Vollendet vornehm und einfach. Ein leichter Stich ins Internationale, etwas, das an die Boulevards, an Spaa und Biarritz erinnert.

„Ich hätte Sie allerdings eher in Ostende vermutet," dehne ich mit nicht völlig klarer Stimme.

„Sind Sie vielleicht auf dem Wege dorthin?" ruft die schöne Frau allarmiert. Und dann blinzelt sie mich leicht von der Seite an. „Etwa zur Erinnerung?"

Jetzt bin ich vollkommen au fait. Ich hab' sie einmal — allzu lange kann es übrigens nicht her sein, — ich hab' sie einmal geliebt! Mein Kopf senkt sich andächtig. „Madonna, —" murmele ich. Das Wort passt immer. Legt um die leichtsinnigsten Frauenköpfe eine Art von Heiligenschein. Und dann frage ich obenhin: „Was rief Sie übrigens nach diesem verschlafenen Berlin?"

Sie schiebt die Achseln hoch. „Toilettensorgen! Paris wird doch auf die Dauer zu kostspielig."

„Also sparsam geworden, Madonna?"

Sie nickt ernsthaft, während die rauschende Seide unter dem studiert schlichten Reise-Kostüm sie allerliebst Lügen straft.

Irgend ein kleiner Kommis starrt die entschleierte Schönheit aus weitaufgerissenen Augen an, — eine geputzte Berliner Bourgeoise streift mit neidisch-verächtlichem Blick die raffinierte Einfachheit dieser Erscheinung. Intensiver brennen mich die Sonnenstrahlen.

„Es geht nicht an, hier länger stehen zu bleiben, meine gnädigste Frau —" Die üppige Gestalt kann keinem Fräulein angehören!

Sie zögert. „Ich bin auf dem Wege zu einer „entfernten" Freundin," gesteht sie. „Denn ohne Begleitung in ein Restaurant eintreten —"

Ich unterbreche sie mit dem ganzen Feuer eines „Baron Satan". „Weshalb wollen Sie sich mir nicht anvertrauen, Madonna? So alte Freunde, hm —, hm, — Wenn Sie nicht erwartet werden —"

„Eine bestimmte Stunde ist für meinen Besuch nicht fixiert," erläutert sie mir, während wir langsam dem Brandenburger Thor entgegenschlendern. „Ich bin nirgend abgestiegen, da ich mit dem Nachtzuge weiter will, komme direkt vom Bahnhof und Frankfurt a. M., habe im „Edelweiss" gefrühstückt und schliesslich ein paar Stunden bei Gerson vertrödelt." Sie lächelt so befriedigt wie nur Damen lächeln, deren Toilettenfrage bis aufs Tz erledigt ist.

„Da müssen ja gnädige Frau vor Erschöpfung geradezu umsinken!" rufe ich entrüstet, während meine Gedanken an einem Plan schmieden, den Vorsatz mit dem Nachtzug umzustossen. Wir sind jetzt vor dem Bristol angelangt. „Gnädige Frau sind von der Vorzüglichkeit des Hotels überzeugt?"

Sie neigt sehr vornehm den Kopf, während ihr Fuss den Teppich der Vorhalle berührt. Ich öffne die Thür zum Speisesaal. Brodelndes Geräusch schlägt mir entgegen, ein halbes Dutzend gescheitelter Köpfe über grellbunten Kragen fahren herum. Ich erkenne mehrere Kameraden.

„Es geht nicht," stammelt meine Begleiterin zurücktretend. Ich starre sie gedemütigt an. Was thun? Meine Kühnheit übertrifft sich selber. „Wenn wir einen kleinen Salon nehmen würden," schlage ich leicht vor. Ohne die geringste Prüderie entgegnet sie: „Es ist vielleicht das Bequemste. Ich verspüre durchaus keine Lust anderen ein Schauspiel zu geben."

Ein vornehmer Kellner, der etwas von dem Ernst und der Weltabgewandtheit eines Totengräbers an sich hat, öffnet uns ein Zimmer. Nicht zu klein, nicht zu intim. Ein weiches Geschimmer von Plüsch und Seide, Möbel, die einem wie mit Armen entgegenkommen, das Regenbogengeblitz von sonnedurchfunkeltem Kristall am Lüstre — etwas Japanismus — —. Meine Begleiterin markiert die gelangweilte Gleichgiltigkeit einer vornehmen Ehegattin. Leise nörgelnd erhebt sich der Verdacht in mir, ob ich's auch wirklich mit einer „Dame" zu thun habe. Immerhin will ich den compromittierenden Champagner bei dem kleinen Diner, das ich jetzt zusammenstelle, fortlassen. „Aber für ein paar Blumen könnten Sie sorgen," ruf' ich dem davonhastenden Totengräber nach.

Mit der Suppe zugleich bringt er in einer schmal emporschiessenden Glasvase einen Strauss wundervoller, weitaufgeblühter Malmaisons.

Die schöne Frau schiebt sich ein Kissen in den Rücken. Ihre Blicke hängen durstig an dem goldenen Strahl, welcher der Rheinweinflasche entquillt. Hastig nippt sie an dem Glase. „Dieselbe Marke wie in Ostende. Seit wann lieben sie die Rückblicke?"

Abermals ein Wegweiser! „Nur ein Zeichen, dass ich die holde Vergangenheit über der holderen Gegenwart nicht vergessen habe," betheuere ich.

Sie schiebt die Brauen zusammen. „Ah bah — Vergangenheit! Ich stelle sie mir als grämliche alternde Dame mit einem Schwamm und — einer Peitsche vor!"

„So trinken wir auf die Zukunft! Auf die kommenden Stunden!" Wieder tanzt der kleine goldene Funken aus dem Grün ihrer Augen hervor. — Mir wird ziemlich unbehaglich. Wenn ich auch jenem „Anderen" geradezu stupend ähnlich sehen muss, — wo soll ich einfacher Cavallerist den Geist hernehmen, um diese complicierte Situation zu beherrschen? Ein einziges Wort kann mich aus allen Himmeln schleudern! „Wie die Zeit vorübergestürmt ist," bemerke ich vorerst weise.

„Hoffentlich hat Sie Ihnen unter den Stürmen recht viele Blumen in den Schooss geworfen," ruft die reizende Sphinx herüber, irgend ein geflügeltes Thierchen graciös zerlegend.

Ich seufze. „Mein Leben war ruchlos langweilig inzwischen; — eigentlich nichts als eine grosse Pause zwischen unserem Abschied und diesem Wiedersehen! Wenn ich nicht gelegentlich das Glück gehabt hätte von Ihnen zu träumen, Madonna — —"

„Holen Sie dazu gefälligst erst meine Erlaubniss ein!" bemerkt sie lachend, dann fragt sie mich mit einem allerliebst reuigen Ausdruck, ob ich böse sei, dass sie unsere Correspondenz schlecht gepflegt habe —

„Böse? Nein. Ein Narr wartet auf Antwort," entgegne ich im mildesten Bariton. „Aber seit Ihre Briefe aus meinem Leben verschwanden, hab' ich keine Feste mehr gefeiert."

„Sie hatten mich also begraben —"

Beschwörend leg' ich meine Hand auf die Brust. „In meinem Herzen, Madonna. Zu seliger Auferstehung."

Der Totengräber schiebt sich servierend durch die Thür. Als er verschwunden ist, frage ich kühn nach dem Schicksal meiner Briefe.

Mein schönes Vis-à-vis lässt einen Schluck dunkelblutigen Burgunders über die Zunge gleiten. „Die Flammen der Flamme! Ich hab' einen Dégout vor papiernen Küssen," — entgegen meiner Rolle als „Baron Satan" werd' ich roth vor Freude! — „und einbalsamierten Schwüren —"

Mit einer Gelassenheit, welche mir Respekt vor mir selber einflösst,

bemerke ich: „Man hätte sie vielleicht neu und dauerhaft zu abermaliger Verwendung herstellen können —"

Meine Partnerin wird nachdenklich, stützt den vollen Arm auf, dass man jede Linie durch den feinen Stoff des Kleides nachpausen könnte. „Warum Sie mich nicht mehr Diana nennen —! Sie sprachen das Wort aus wie Niemand sonst auf Erden!"

Meine Glieder werden schwer. Der Bambussessel unter mir beginnt zu knarren. „Ich — ich wagte es nicht," lüge ich mit bebender Stimme. Gottlob, dass ich den Namen weiss! „Diana" streckt mir über den Tisch ihre Hand entgegen, an welcher eine Feerie von Edelsteinen glitzert. Küssend neig' ich mich über die zarten Finger.

Unser Gespräch wird sehr lahm unterweil, denn ich habe mich ganz in das Studium der Augen vor mir versenkt. Diese übergrossen, rätselvollen Augen!

Mir wird schwindelig unter diesen Blicken. Ich glaube, eine Vision aus der Vergangenheit kommt zu mir — — —. Als habe Diana in mein Denken hineingehorcht, beginnt sie plötzlich, sich zu — erinnern! Sie wird so lebhaft, als sei ein Brausepulver in ihre Adern geschüttet worden. Ich sitze wie auf leisglimmenden Kohlen!

Herrgott, was sie alles fragt! Einem Staubbach gleich perlt und schäumt das von ihren Lippen.

Schon halb verloren, im Begriff meine Ignoranz zu verrathen, starre ich vor mich hin, — da reisst mich die wiederholte Anrede „Baron Satan" auf wie ein gestürztes Pferd. Ich gebe mir ein paar kräftige Hilfen. Jeder Zoll ein Roué recke ich mich empor und — erinnere mich ebenfalls!

Ob Diana wohl noch an jene entzückende Morgentoilette denke, in welcher sie neben mir die Digue entlanggeschwelgt sei. Und an den grossen weissen Hut mit den — den —

„Den Camillen —" hilft sie mir ein.

„Und ob sie auch jene Segelpartie bei Meerleuchten nicht vergessen habe —"

„Bei welcher Gelegenheit ich neidisch auf die See wurde, weil sie mehr Smaragden als ich besass!" Sie lacht einen Pralltriller.

— — Dann wird meine Stimme dunkel. Ich neige mich sehr weit über den Tisch. „Und an das Aller-Allerschönste, Madonna — denken Sie daran noch?"

Die goldenen Wimpern fallen über die grünlichen Augen. Diana schiebt mir ein Schälchen Pistazieneis zu! Nur eine vollendete Dame kann die Gefährlichkeit einer Situation so geschickt balancieren! Meine schöne Unbekannte muss geradezu eine in den Windeln vertauschte Prinzessin sein.

Wüthend auf mich selber greif' ich in die Dessertschale und präsentiere Diana eine Handvoll Krachmandeln.

Ein kurzer Blick. „Haben Sie vergessen, Baron Satan, dass jede Mandel, die ich berühre, ein „J'y pense" enthält?"

„Dann hätte ich's geradezu aus meinem Gedächtniss löschen müssen, welche Zauberin Sie sind." Ich verschlucke die Hälften von zwei Zwillingsnüssen und beeile mich zu verlieren.

Lange Sonnenstrahlen glitzern auf dem Silber und dem Cristall des Tisches, küssen die Rosen tot, und malen Reflexe der Prismen in Dianas weisses Gesicht, so dass ihre Augen in allen Märchenfarben schimmern. Eine unsinnige Sehnsucht, meine Lippen auf diese Augen zu pressen, erfasst mich.

Nach dem Café drückt meine schöne Unbekannte das Hütchen in die Flammen ihres Haars. Sie capriciert sich darauf, die entfernte Freundin zu besuchen. Ich bin für mehrere Stunden frei.

Meine ganze Beschäftigung besteht darin, das Längerwerden der Schatten zu beobachten. Endlich ist es sechs Uhr. Ich darf mit einer Viktoria in der Keithstrasse vorfahren. Einer idyllischen Seite ihres Temperaments folgend wünscht die schöne Frau dem Hundepark des Westens einen Besuch abzu-

statten. Auf dem Weg nach der Bülowstrasse schwatzen wir ohne rechte Antheilnahme von der Gewerbeausstellung, dem langsam vorrückenden Dombau, vom Begasdenkmal.

„Ich muss immerfort an den seligen Fritz denken,“ schluchzt Diana plötzlich. Dieu me garde! Sie ist Witwe! „Woran starb er?“ frag' ich aufgeregt.

„An einem Hühnerknochen,“ haucht sie und trocknet sich die Augen. Mein Blut ebbt. Zu heirathen werd' ich sie nicht haben. Ehemann sein ist nur schön an Anderen.

Im Hundepark lässt sich Diana sämmtliche „Waaren“ vorlegen, vom beinahe unsichtbaren Maltheserchen an bis zur Riesen-Renommierdogge. „Wenn Sie nichts Originelleres haben —“ klagt meine schöne Sphinx. „Ich suche etwas Barockes, keinen Novellenhund.“

Ein paar hochbeinige Dalmatiner werden vorgeführt.

„Die bellten auch schon im letzten Roman, den ich las,“ und ihre Hand schneidet mit einer Bewegung den beiden Gefleckten die Aussicht auf ein verhätscheltes Dasein ab.

Der „Direktor“ hat jetzt offenbar eine Eingebung. Er hebt den Zeigefinger und eilt lächelnd davon. Nach zwei Minuten schleift er einen Hund herbei, eine richtige Karikatur, — dabei ein Prachtexemplar von schwarzem Schnürenpudel mit wildem, traurigem Gesicht und blutrother Zunge.

Diana lacht, dass ihr die Thränen kommen. „Den mag ich!“ ruft sie immer wieder, handelt nicht die geringste Mark von dem unverschämt hohen Preise herunter, und beschäftigt sich auf der Rückfahrt nur mit dem zottigen Ungetüm, das mit lechzender Zunge vor ihr sitzt und sie anglotzt. Ich denke mir einen unerhört raffinierten Giftmord für den Pudel aus.

Als wir vor dem „Bristol“ halt machen, lächelt mich die schöne Frau bezaubernd an: „Wir müssen uns eilen mit dem Souper. Gegen neun Uhr muss ich zur Bahn.“

Das Herz entsinkt mir. Freudlos bestell' ich das Henkersmahl.

Diana isst mit jenem Appetit, den ich an reizenden Damen so hoch stelle. Die fettesten Bissen schiebt sie in den Rachen des Schnürenpudels, der verliebt wie ein Mensch in sie zu sein scheint.

Wir plaudern. Die schöne Unbekannte redet manche Hieroglyphe. Plötzlich geht's auf Glatteis. Diana fragt nach Diesem, nach Jener. „Was mag aus der soi-disant schönen Frau v. Karsten geworden sein?“ wirft sie hin, die Brauen zusammenschiebend. Vermuthlich also unangenehme Erinnerung, Toilette blendender, Erfolg bei Männern grösser.

„Sie erwarten nicht, dass ich jener Dame eine Apotheose arrangiere, Madonna! Mir hat sie n i e gefallen!“ Das letztere ist wahrlich keine Lüge! Die Falte zwischen den goldenen Braunen verschwindet.

„Und der lange Gröben? Ob er rangiert ist? Damals gingen ihm die Schulden bis über den Kragen.“

Ich, das Opfer der reizendsten Verwechslung zucke die Achseln. „Anständige Menschen sind immer mehr für Gold als für Silber. Ich ziehe es vor zu schweigen.“ Von einer Miss Brown behaupte ich völlig schamlos, dass ihr guter Ruf längst verjährt sei. Meine Partnerin nascht befriedigt von einem Bananencompott. Sie thut entzückend naiv und weiss eine plötzlich hervorbrechende Koketterie geschickt zu maskieren. „Wie geht es Chochotte?“ forscht sie weiter.

„Ich äussere mich nicht gern undiplomatisch,“ entgegne ich, denn ich kannte Chochotte nicht, die möglicherweise auch ein Papagei sein konnte. „Sie wissen, gnädigste Frau, dass an mir ein Botschafter verloren gegangen ist.“

„Und Gersdorf? —“

„Ich hatte die Freude, ihn nie wieder zu treffen.“

Mit dem Weisheitsspruch, dass man gut thäte, nicht mit den eigenen Balken nach den Splittern Anderer zu werfen, breche ich das Gespräch ab. Diana lacht ausgelassen über meine Bemerkung und ruft nach Champagner.



„Wir müssen doch das süsse Tier da taufen!“

Sie lockt den Pudel auf ihr Knie empor, wickelt einen indischen Crèpe-Shawl von ihrem Hälschen los und das schwarze Ungethüm in die warme, weisse Hülle hinein. Ich setze mich ans Klavier und spiele die Legato-Begleitung zu diesem lustigen Unfug. Dann wird mir der Täufling in die Arme gelegt. Er prustet und bellt gewaltig, als ihm ein Kelch Champagner über den Kopf schäumt und empfängt den Namen „Cerberus“. Ich verspreche als Pathengeschenk einen silbernen Fressnapf zu stiften. Die feierliche Handlung ist zu Ende.

Unser Gespräch flammt auf. Jetzt endlich hab' ich „die Art mit Hexen umzugehen“ getroffen, das Milieu gefunden, in welches ich als „Baron Satan“ hineinpasse. Die Schranke der Convenieuz senkt sich langsam zum Umsturz.

Diana giebt mir zwischendurch ihr kleines Reise-Ehrenwort, dass sie mein Bild als Pendant neben das Robespierres hängen würde, weil ich es mindestens so gut als er verstünde die Menschen kopflos zu machen. Sie sagt mir überhaupt Liebenswürdigkeiten mit einem Sans-gêne —! behauptet, jeder Mann müsse wie ein Kellner neben mir aussehen, versichert mich, dass ich die Marke des Junggesellen auch im Schatten des Pantoffels nicht einbüssen würde —

„Heirathen, Diana,“ rufe ich entsetzt. „Nicht um die ganze, nicht um die — halbe Welt,“ füge ich mildernd hinzu.

Sie lacht goldhell. Sapristi —! Dieses Lachen, die melodische Biegsamkeit ihrer Stimme, die Beweglichkeit ihres Mienenspiels — — Ob sie nicht entzückend Chansons singen müsste?

Ich schlage den Klavierdeckel von neuem zurück. „Wenn Sie mir doch noch einmal jenes Lied singen möchten -- chose — wie fing es doch an?“

„Welches Lied? Ich habe so viel wie der Waldvogel!“ Sie spielt mit ihren weichen Fingerchen zwischen meine Hände hinein. „Das etwa? Oder dies?“ Und sie trillert ein, — trillert zehn der kecksten Pariser Chansons herunter, dass reizende Echos von den Wänden kommen und die letzten Blätter von den Rosen fallen.

Von da an verstehen wir uns à demi mot. Ich spreche den Namen „Diana“ wohl zwanzigmal mit einer anderen Betonung, wie man ein Geschenk unter verschiedener Beleuchtung glitzern lässt, und bemerke galant: „Unser jetziges Zusammensein entthront fast die Erinnerung an das frühere.“

„Mein Herz ist halt ein heizbares Möbel,“ gesteht die enträthselte Sphinx seufzend. „Und an nagendem Austernhunger sowie brennendem Champagnerdurst leid' ich noch immer. — —“ Hastiger, reichlicher schüttet sie den Schaumwein hinter ihre nelkenrothen Lippen. „Ich liebe die Galopps. Beim Reiten, im Gespräch, im Leben. Immer vorwärts! Weg über jedes Hindernis! Nur bei den aller-allerschönsten Stellen wird Halt gemacht.“ Sie neigt sich zu mir. Wie seidene Vorhänge senken sich ihre Wimpern. Ich danke ihr mit einem Blick, der einen Fussfall markiert. Es ist neun Uhr vorüber!

Unsere Gläser klingen an einander. „Auf unsere Renaissance-Liebe!“

Dianas grosse, berauschte Augen illuminieren das duftige Racegesichtchen. Ihr elegantes Laisser-aller, ihre aristokratische Nonchalance verwandelt sich langsam in interessantere Eigenschaften. Sie schält eine safttropfende Pfirsich und steckt mir die rosagelben Fruchtscheiben in den Mund. Sie kitzelt meine Stirn mit von der Wand gerissenen Pfauenfedern. Kurz, ich lerne eine reizend lockere Lebensauffassung an ihr kennen, und unterdrücke meine Freude darüber nicht.

„Was wollen Sie!“ lacht sie hart. „Ich hab' auch einmal an den Storch, das Christkind und die Liebe geglaubt. Doch passons-la-dessus!“

Immer wieder füllt sie unsere Gläser. Die Göttin des Champagners scheint sie mir zu sein mit ihrem prickelnden Geplauder, dem schaumweissen Gesicht, das nicht die leiseste Blutwelle rötet, mit dem sprühenden Haar — — — — Ein grosser, toller, lachender Rausch geht von ihr aus und nimmt sie selber hin!

Ich wage es, meinen Arm um ihre Fünfzig-Centimeter-Taille zu schlingen. „Die Lebenden müssen zusammenhalten,“ erläutere ich.

Da erhebt sich vor uns der Höllenhund mit wildem Gesicht und fletschenden Zähnen. „Cerberus!“ ruft Diana und entwindet sich mir lachend. Der Hund wird mit dem „Taufzeug“ an ein Stuhlbein festgebunden.

Er störte nicht mehr!

Als es netto Geisterstunde schlug, fing Diana an, die Gläser gegen die Wand zu schleudern. Sie sah von da an alles doppelt, selbst das eine Zimmer, welches ich für uns beide zu bestellen mich erkühnte.

* * *

Am nächsten Morgen weckte mich ein Sonnenstrahl, ein übermüthiger, lachender Gesell und wies dann auf das reizende schlafende Gesicht neben mir hin.

„Sie muss den „Anderen“ sehr lieb gehabt haben!“ denke ich laut, zu laut, denn die grünen, goldbewimperten Augen schlagen sich weit auf. Lustig tanzt der kleine Funken daraus hervor — — Diana macht eine vergebliche Anstrengung, zu erröten. Dann hängt sie wenigstens einen rothen Schleier vor ihr Gesichtchen, — das duftige, weiche Haar.

„Vexiert!“ lispelt sie. „Den „Anderen“ hab' ich ja — gar nicht gekannt —!!“

PARIS 1896.

VON

HENRI ALBERT.

Ein pariser Dichter, der seine Epoche genau kennt, hat die Gewohnheit den jungen Leuten, die ihm ihre poetischen Versuche unterbreiten, den Rath zu geben, für die Bühne zu schreiben. „Das Publikum, sagt er, hat keine Zeit weder Bücher zu kaufen noch Bücher zu lesen. Es ist durch den Velociped-Sport zu sehr in Anspruch genommen. Wo man früher ganze Bücherkisten zur Sommerfrische mit auf's Land nahm, da führt man jetzt kaum einige Bände Reiselektüre mit. Durch das Theater allein ist es noch möglich, einen litterarischen Einfluss auszuüben.“

* * *

Wenn man an hellen Nachmittagen zwischen fünf und sechs Uhr in den lebhaften Alleen des Bois de Bologne spazieren geht, so ist man überrascht zu bemerken, wie wenig der gewöhnte Anblick demjenigen der Vorjahre gleicht. Wo sich früher Equipagen und Kavaliere in bunter Reihe durcheinanderkreuzten, da ist jetzt Alles mit Radfahrern überfluthet. In wenigen Jahren ist es so gekommen und nun ist der neue Sport im Begriffe, eine totale Umwandlung des modernen Lebens vorzubereiten. Nicht als ob sich einzelne



Leute, aus besonderem Geschmacke oder zu bestimmten Jahreszeiten, wie dies mit dem Botfahren und dem Schlittschuhlaufen war, einer Liebhaberei ergeben hätten, die ganze Bevölkerung ist wie von einem Rausche überfallen worden, und, was allein eine neue Sitte ermöglicht, die Frauen haben sich hineingemischt. Da trifft man die elegante Weltdame, bei der man erst gestern zum ästhetischen Thee geladen war. Ihre beiden Anbeter rollen — ich hätte beinahe gesagt reiten — ihr respektvoll zur Seite, in ruhigem, vornehmen Tempo. Dort begegnet man der gefeierten Schauspielerin oder der berüchtigten Demi-mondaine, deren Diamanten und Liebhaber neulich die Zeitungsspalten füllten. Lächelnd begrüsst man in einer Seiten-Allee die lieben Mädchen, mit denen man erst vor Kurzem auf dem Volksballe zusammen war. Sie fahren allein auf dem „Tandem" oder begleitet von einem Schwarme von Rennern, die sich zur nächsten Probe einüben. Das Alles vereinigt sich, wenn die Sonne brennt und der Gaumen ausgetrocknet ist, in demokratischem Durcheinander im Restaurant Grossetête oder drüben dicht bei der Brücke von Suresnes im Châlet du Cycle. Hier sieht man die excentrischen Toiletten neben den bescheidensten Werktagskostümen, die bunten Tricot-Taillen reihen sich an die hellen Chemisetten; gelbe Schuhe und Bauschhosen — kurze Röcke werden fast gar nicht mehr getragen —, Jockey-Mützen und weisse Strohhüte: Damen und Herren bis auf einige Nuancen gleich gekleidet. Und wenn zufälligerweise ein junger Geck nicht auf dem Zweirad erschienen ist, so trägt er den berühmten langen „Gehrock mit Strippen", über den man sich so oft lustig gemacht hat und der just von hinten aussieht wie eine Damenrobe. Das Gespräch geht von Tisch zu Tisch. Im Geräusch der Stimmen, welche sich durchkreuzen, vernimmt man Nachrichten, über neu erfundene Maschinen, über das Damen-Rennen, welches das „Echo de Paris" organisirte, oder den grossen „Record von vierundzwanzig Stunden" . . . Denn diese Dinge haben sicher eine so grosse Wichtigkeit, wie die nächste Ministerkrise.

Veränderung im Kostüm und in den Sitten. Dabei wird es aber nicht bleiben. Die ganze Frauenemanzipations-Frage wird neu einlenken müssen. Welche tiefe Evolution wird körperliche Uebung und frische Luft bei dem Städtebewohner hervorrufen! Neben dem physiologischen Problem, auch das optische: die Assimilation der Augen beim Radfahrer. Die optische Vision des Zukunftsmenschen wird von der unsrigen eben so verschieden sein, wie die unsrige von derjenigen der Völker des Alterthums (Divergenz oder Convergenz der Gesichtsaxen, Perception der Farben etc.). Es liessen sich Fragen über Fragen stellen, und auch für die Kurzsichtigkeit unserer Sociologen gebe es neue Themata zu studiren. Für den jungen Arbeiter, der für einige hundert Francs eine Maschine gekauft hat und der seine ganze freie Zeit darauf verbringt, für den giebt es keine soziale Frage mehr. Aber wehe ihm, wenn er sich dem Sporte ganz ergiebt, ohne darin seinen Erwerb finden zu können. Hier begegnen wir einer neuen sozialen Gefahr: der immer grösseren Zunahme des Radfahrer-Proletariats.

Denn ein anderer Anblick ist jetzt einzig in seiner Art und bringt eine neue Note in die Tonleiter der pariser Impressionen. In den grossen Cafés des Lateinischen Viertels wimmelt es in den Abendstunden von einer Menge, deren gesellschaftliche Stellung schwer zu bestimmen ist. Hier trifft man den Studenten, der seit Monaten keine Vorlesungen mehr besucht, den Arbeiter, der niemals arbeitet, den Kaufmann ohne Stellung, den Beamten, der längst vom Bureau geflohen ist. Draussen auf dem Trottoir sind in dichter Reihe die Velocipeds zu hunderten aufgestellt. Wie ein Bienenschwarm gehn die „Studentinnen" aus und ein, hier bei einer Gruppe stehen bleibend, sich dort an einen Tisch setzend. Auch sie haben schon längst die Bauschhose gewissermassen als Uniform angenommen, und bei Vielen geht die Liebe zum Eilrad weit über die Zuneigung, welche sie dem zufälligen Geliebten des einen Abends gewähren. Wo sind die Zeiten Murgers und der letzten Grisette?

Wovon lebt diese gemischte Gesellschaft, die sich munter durch's Leben treibt? Die einen „entrainiren" sich zum nächsten grossen Match,

geben Unterricht in einem Velodrome oder rennen in der Provinz. Manchmal sind es Agenten von Velociped-Fabriken oder gewöhnliche Händler. Andere spielen beim Pferderennen, sitzen den ganzen Abend hinter den Karten, oder verzehren den letzten Heller eines kleinen Vermögens. Das Gewerbe von Einigen erräth man erst nach und nach, durch ihre verdächtigen Alluren oder durch die Indiscretion eines gekränkten Weibes. Und es ist für Niemanden ein Geheimniss, dass zwei der grössten Raubmorde der letzten Zeit im hinteren Theil eines Cafés des Boulevard Saint-Michel complottirt wurden. Ach der schöne Zeitvertreib! Wie schlimm hat er sich in's Gewerbsmässige verloren, bis er ganz ablenkte — zum Znhälter, zum Verbrecher . . . . .

* * *

Ich sollte eigentlich hier von Kunst reden und von den Kunstereignissen der letzten Saison; nun aber bin ich auf fernen Umwegen von meinem Thema ganz abgekommen. Der moderne Mensch soll mir jedoch in meinen Urtheilen und Schätzungen stets als Norm dienen, so war es denn nöthig ihn zuerst in seinem Milieu zu charakterisiren. Zum Lesen hat er aber keine Zeit. Wenn er durch Geschäfte nicht ausschliesslich in Anspruch genommen ist, so ist er durch gesellschaftliche Verpflichtungen und Sport ganz beschäftigt; und seitdem sich die Damen auch dem Sport ergeben haben, ist den Büchern ihr eigentliches Publikum verloren gegangen. Dagegen bleiben die Theater allabendlich überfüllt. Je weniger die jungen Autoren für die Bühne schreiben, um so mehr verlangen die Direktoren nach Stücken. Sie würden den ersten besten unbekannten Jüngling mit offenen Armen aufnehmen, wenn er nur eine Spur von Bühnen-Talent aufweisen könnte. Mit geringen Ausnahmen scheint jedoch die dramatische Begabung den jüngeren Generationen ganz zu fehlen. Trotzdem muss gespielt werden, denn das moderne Leben, wie es sich jetzt gestaltet, braucht das Theater. Wo träfe man sich sonst zum Plaudern, wohin würde man den litterarischen Klatsch tragen, wenn es keine Premièren gäbe? Und wenn man nicht Ausstattungsstücke und Possen hätte, wo würde man am Abend seine Freunde aus der Provinz hinführen? Gleich dem Theater sind die Ausstellungen die gesuchten Plauderlokale für die müden Nachmittagsstunden. So zahlreich wie in diesem Jahre waren sie noch nie, diese kleinen Gemälde-Ausstellungen der ersten Frühlingsmonate: Sonderausstellungen und Ausstellungen einzelner Maler-Gruppen, retrospective Ausstellungen und Kunst-Auktionen, selten wohl brachten sie so wenig Neues, bis wir endlich müde zur Salon-Zeit kamen, und auch die Salons brachten fast nur Enttäuschungen.

Weil die Kunst intimer wird, stellt man grössere Forderungen an sie. Man möchte sie häuslicher und wohnlicher machen. Immer mehr wird das Bedürfniss wach, sein Heim auszuschmücken, bequem und discret und doch mit dem raffinirtesten Geschmacke. Untersucht man aber die Kunstgegenstände, die man seit Jahren gesammelt hat, betrachtet man die Bilder, die an der Wand hängen, kopfschüttelnd wird man eingestehen müssen, dass sie ihren Zweck verfehlt haben. Was nützen die Oelbilder, an denen man sich tausendmal satt gesehen hat, was nützen ihre goldenen Rahmen? Was liegt an ihren Sujets, die tausend Andere eben so gut wiederholt haben, was an ihrer outrirten impressionistischen Technik? Langsam muss man zu der Einsicht kommen, so paradox es auch klingt, dass die Oelmalerei im Begriffe ist, die Kunst zu töten. Der Künstler, welcher Art er auch sei, ist durch die bemalte Leinwand fascinirt. Vor seinem Marmorblock denkt der Bildhauer nur an ein Salonstück und der Decorateur arbeitet nicht auf der zu bemalenden Fläche, er sieht nur den Eindruck voraus, den sein Bild in der Ausstellung hervorrufen wird. Was soll aus den zehntausend Bildern werden, die wir jedes Jahr zu Gesicht bekommen, wie können die fünfhundert Künstler, welche Aufmerksamkeit verdienen, jeder in seiner Art, Eigenes schaffen? Man wundert sich über die geringen Fortschritte der modernen Kunstgewerbe. Wenn aber diese Maler alle die Leinwand bei Seite liessen oder sogar den

Pinsel mit dem Stift oder dem Meissel vertauschten, wie bald würden decorative Kunst und Kunstgewerbe neu aufblühen. Um einen modernen Stil brauchen wir uns deshalb nicht zu kümmern. Wir wissen noch nicht, wie aus den allseitigen Versuchen sich Neues gestalten wird, und wir können es auch nicht wissen. Das wird uns die Zukunft zeigen. Aber eines ist jetzt schon von Nöthen zur wirklichen Zukunftsarbeit: weniger Kunst und mehr Handwerk.

* * *

Sehr viel Kunst und leider auch sehr viel Gekünsteltes treffen wir in den diesjährigen Salons. Ueberall ist die Virtuosität verblüffend, aber sie ermüdet und lässt die Seele leer. Interessantes ist mehrfach zu sehen, es rührt jedoch von den alten bekannten Meistern her, die seit Jahren auf gleicher Höhe blieben. Einige Jungen haben sich entwickelt, doch kein einziger neuer Name verdient es, aufgeschrieben zu werden, nicht ein einziges Bild eines Unbekannten fesselt die Aufmerksamkeit.

Als vor Jahren die Secession im Lager der Künster entstand und der Salon des Marsfeldes gegründet wurde, setzte man die grössten Hoffnungen auf die Entwicklung der befreiten Malerei. Die Ausgeschiedenen waren nicht zahlreich und zählten zu den Besten. Die grossen Impressionisten — Degas, Monet, Renoir — stellten wohl damals schon nicht mehr aus, aber sie waren durch talentvolle Schüler vertreten. In weitem Ausstellungsraum war eine Gruppirung möglich geworden, und so konnte jeder Künstler ein Gesammtbild seines Schaffens darbieten. Freimüthigkeit und Sinn für Fortschritt zeichnete die junge Gesellschaft aus, sodass die Thore den Jungen weit geöffnet wurden. Dann kam die ausländische Ueberfluthung. Die sogenannte Champs-de-Mars-Manier — schaler Modernismus und Effecthascherei — betonte sich immer mehr und mit dem Liberalismus war es zu Ende. Jetzt ist es mit dem Cliquenwesen bereits so weit gekommen, dass ein Künstler wie Walter Crane — um nur ein Beispiel zu nennen, das grellste — von der diesjährigen Jury zurückgewiesen wurde.

Was wird aus der Société Nationale de Beaux-Arts werden, wenn sie in ihrem Exclusivismus beharrt? Sie hätte junges und frisches Leben nöthig: von Aussen schliesst sie sich ab und ihren Mitgliedern fehlt es an Kraft, um die Erneuerung aus sich selbst zu schöpfen. Die Genre-Maler haben Talent, es mangelt ihnen aber vollkommen an Ideen und denjenigen Künstlern, welche geistig begabt sind, fehlt das genügende Talent, um ihre Gedanken zu verwirklichen. Manche legen gross an, ohne ihren Gegenstand hinlänglich zu vertiefen; die Idee tritt spärlich hervor, durch ganz ungenügende Kunstmittel verzerrt; andere begnügen sich, kleine Naturstücke brutal hinzuwerfen. Es wäre einmal an der Zeit, ordentlich mit der Schaar der Puvis de Chavannes- und Israels-Nachahmer aufzuräumen. Die sogenannte grosse Malerei, die Historienmalerei, ist im Marsfeldsalon fast ganz verschwunden, sie ist vor der leichter verkäuflichen Landschaft und vor dem Porträt gewichen. Denn auf zwei Punkte kommt es hauptsächlich an: so schnell als möglich zu arbeiten und seine Waare ohne Schwierigkeit an den Mann zu bringen. Was nicht im Voraus bestellt wurde, ist willkommener Ausfuhr-Artikel nach Amerika oder wird in Provinzialmuseen vergraben.

Welche Mühe kostet es den unerfahrenen Besucher in diesem wilden Wirrwarr hastig entworfener Bilder die wirkliche Kunst zu entdecken! Denn es giebt hier wahre Künstler, die nicht für die Minute arbeiten, die, ohne dem Zeitgeschmack zu dienen, beharrlich dem Ideale folgen, das ihnen ihr Instinkt vorgeschrieben hat. Vor Allem ist hier Dagnan-Bouveret zu nennen. Sein grosses „heiliges Abendmahl“ ist eine beträchtliche Kunstäusserung. Nicht als ob es ihm ganz gelungen wäre, das zu erreichen, was er bestrebte, er hat aber für seine kunst- und gott-gläubige Seele ein Traumbild geschaffen, das einer wirklichen Weltanschauung entspricht. Ich glaube nicht, dass diese Weltanschauung in irgend einer Weise dem Leben entspricht und zweifle auch daran, dass für



ihren hohen Mysticismus die moderne Plastik die geeignete Ausdrucksweise sei. Immerhin ist das Bild, allen Angriffen der Tagespresse zum Trotz, der grösste technische und gedankliche Aufwand des Salons. Dagnan-Bouveret hat darin seinen ganzen Hang zur Volksseele ausgedrückt, seine Liebe zu dem Einfachen und Bescheidenen. Die rauhen Physiognomien der Apostel, die ängstlich dem Worte des Herren lauschen, contrastiren mit der ruhigen Haltung der Christusgestalt in ihrer strahlenden Güte. Das ganze Bild ist in gelbem Lichte gebadet, das in zarter Harmonie von Christus ausstrahlt und gewissermassen vom Zuschauer auf die Jünger zurückgestrahlt wird, sich nach und nach in weicher Dämmerung verlierend.

Neben Dagnan ist der alte Meister Puvis zu nennen. Er hat sein grosses dekoratives Motiv für die Bibliothek von Boston in fünf Bildern ausgestellt. Ueber Puvis de Chavannes als Flächenmaler ist Alles gesagt worden. Aber daneben im sogenannten „Blauen Saal" hängen von ihm hunderte von Zeichnungen, Skizzen und Entwürfe, die einen höchst wichtigen Einblick in die Geheimnisse seines Schaffens geben. Diese Separat-Ausstellungen einzelner Künstler, in besonderen Sälen, sind jedes Jahr ein Hauptanziehungspunkt der Salons. Voriges Jahr hatten wir die Gesammt-Ausstellung der hinterlassenen Werke des armen Carriès, vor zwei Jahren die Palästina-Bilder von James Tissot. Diesmal stellt Jean Desbois in reservirtem Raume eine abgeschlossene Reihe seiner Sculpturen, Töpfe und Zinn-Arbeiten aus. Im Nebensaale ergötzen uns die witzigen Carricaturen, die Paul Renouard in den letzten Jahren für den Londoner „Graphic" gezeichnet hat.

Eugène Carrière und Whistler haben dieses Jahr nichts gesandt und es ist tief zu bedauern, dass diese grossen Einsamen immer mehr ihren flachen Nachahmern das Feld einräumen. Dagegen ist Albert Besnard in voller Pracht vertreten. Neben Puvis und Dagnan gehören seine Bilder zu den Leistungen ganz ersten Ranges, zu den wenigen Sachen, die überhaupt hier Werth haben. Zwar hat er sein grosses Triptychon der neuen Sorbonne nicht ausgestellt, aber seine Seelandschaften der Umgegend von Talloires und Annecy sind Farbensymphonien von unvergleichbarer Schönheit. Besnard ist der einzige Maler der Gegenwart, welcher Begabung genug besitzt, um sich zur Synthese zu erheben. In seinen phantastischsten Compositionen greift er immer wieder zur Natur zurück, er versteht es, ihre tiefe Symbolik herauszufühlen, den gedanklichen Stoff bis zur Weltidee zu erheben. Und wenn jemand die Unsicherheit seiner Zeichnung angreift, so betrachte er blos das Mädchenporträt, das im Salon hängt und er wird über das Raffinement in der Technik staunen müssen. „Wie das Leben aus dem Tode geboren wird", betitelt sich der Fresko des chemischen Laboratoriums in der neuen Sorbonne, das vor einigen Tagen dem Publikum eröffnet wurde. Besnard hat selbst den Sinn seiner Composition feststellen wollen:

„Im Centrum, unter der befruchtenden Sonne, ist eine weibliche Leiche unter Pflanzenkeimen dahingeworfen. An der einen ihrer Brüste erquickt sich ein Kind, während aus der anderen eine Fluth von Milch ausströmt, die, sich in der Erdenmaterie ausbreitend, den Strom des Lebens bildet. Die Schlange, Symbol des Mysteriums der Geburt, windet sich zu dem Kopfe der Leiche, auf deren Lippen Schmetterlinge, Begleiter jeder Fäulniss und Träger neuer Keime, herumfliegen. — Rechts steigt das menschliche Paar, die Natur — sein zukünftiges Gebiet — dominirend, zum Flusse des Lebens hinunter, welcher sich in der Ferne dahinschlängelt, um links wieder herunter zu fliessen, wo er, im Strudel des Cataclysmus, menschliche Glieder mit sich führt. Er rollt sie zur Feuergluth, dem Tiegel, woraus das Leben entsteigen wird, letztes Symbol der vier grossen Kräfte der Natur: Luft, Erde, Wasser und Feuer, Prinzipien der organischen Chemie, welche Pflanze, Thier und Mensch unter dem Einfluss der Sonne geschaffen haben."

Wenn ich mich bei diesem Bilde länger aufgehalten habe, so ist es hauptsächlich, weil in seiner Tendenz ein Wink liegt zur zukünftigen Entwicklung der decorativen Kunst. Sicher wird Besnard, wenn einmal wieder

den Künstlern Wände statt Leinwand zur Verfügung gestellt werden, als ein Initiator zu betrachten sein. Die Herren Chemiker der Sorbonne hätten allerdings lieber gehabt, wenn man ihnen eine anecdotische Laboratoriums-Scene vorgemalt hätte.

Was wird nun noch im Salon des Champs de Mars zu erwähnen übrig bleiben? Die amerikanischen und englischen Whistler-Schüler sind zahlreich vertreten: Alexander, Lavery, Guthrie, Lockwood, Wengel, Humphreys-Johnston, sie haben alle Talent und Geschicklichkeit, aber die Erfindungsgabe ist bei ihnen schwach und selten.

William Dannat zieht dieses Jahr besonders an, weil er die „schöne Otero" in der Art der Cheret'schen Affichen gemalt hat. In frecher Haltung steht sie da, als wolle sie für ihre Reize Reclame schlagen und man frägt sich, wer am meisten unnatürliche Farben benützt hat, die Diva für ihre Schminke oder blos der Maler, um sie zu versinnbildlichen. Unweit davon entfernt hängt das weibliche Porträt von Burne-Jones. Dort war Alles freche, reclamenhafte Unnatur, hier glaubt man vor den letzten Zügen der Agonie zu stehen. Diese körperlose Gestalt, die kein Blut in den Adern mehr hat, mit ihrem müden Blicke und dem Ekel in den Mundwinkeln, scheint thatsächlich vor Sehnsucht vergehen zu wollen. Wäre es vielleicht die Sehnsucht nach den Farben, die dem Künstler fehlen? Ach diese englischen Präraphaeliten, wie schnell sind sie zur Neige gegangen, wie schnell sind sie uns gleichgültig geworden mitsammt ihren belgischen Nachtretern, den Khnopffs und den Anderen, die doch nur eine Mischung waren vom ärgsten Jules Lefebvre und schlimmsten Watts!

Wenn man noch vor einigen Landschaften Halt macht oder einige Porträts bemerkt, so hat man die Malerei in diesem Salon erschöpft. Die Impressionisten der brennenden Sonne geben immer noch der modernen Landschaft ihren Charakter, aber neben ihnen entsteht eine Schule der Rückkehr zu den romantischen Traditionen, so malen Prinet, Boulard, Griveau die sentimentalen, dunkelsten Stimmungsbilder, andere suchen zarte Harmonien für ihr unglückliches Sehnen. Ganz besonders wäre die Aufmerksamkeit auf Charles Cottet zu leiten, auf welchen die moderne Malerei die grössten Hoffnungen setzen kann. Jedes Jahr tritt seine Persönlichkeit mehr hervor. Er ist bei den grossen Meistern, bei Lenain, bei Ribot, bei Millet in die Schule gegangen und in seinen Landschaften und Stillleben aus der Bretagne ist er im Begriffe an die grosse Tradition zu knüpfen.

Jacques-Emile Blanche hat dieses Jahr einen Glücksgriff gethan. Er war manchmal flach und eintönig, verlor sich in unfruchtbaren Versuchen, ohne dass seine Persönlichkeit zur wirklichen Geltung kam. In seinem grossen Porträt der Familie Thaulow giebt er, in der zarten und stilisirten Manier der Reynolds und der Gainsborough, ein wirkliches Lebensbild und sein „Aubrey Beardsley" ist ein geistreiches Stück soliden Schaffens. Der Zufall hat Boldini und La Gandara nebeneinander vereinigt. Keiner ist besonders hervorragend, vielleicht weil keiner eine „Berühmtheit" zum Modell genommen hat. Aber nun lässt sich durch den Vergleich leicht einsehen, wie sehr Boldini nur ein lebloser Virtuos ist, der zu oft den Stil für die Grimace aufgiebt, während La Gandara's Noblesse die eines wahren Künstlers ist.

* * *

Wenn die Champs de Mars-Malerei allzuoft der zierlichen Auslage eines Liberty oder eines Maples gleicht, wenn die dort ausgestellten Porträts häufig Damenschneider-Reclamen ähnlich sehen, so ist der Champs Elysées Salon die gewohnte Zufluchtsstätte für die gediegene Mittelwaare geblieben. Dort wird noch mit alten klassischen Mitteln gearbeitet, alljährlich erscheinen dieselben Bilder, von denselben Malern angefertigt. Sonderbarerweise jedoch erscheint die Manier, die immer noch in der alten „Société des Artistes Français" in Gang ist, viel weniger ausgelebt als der Modernismus der „Société Nationale des

Beaux-Arts". Der Umschwung ist in kurzer Zeit gekommen, und wenn man jetzt die Jungen studiren will, so muss man sie bei den Alten suchen. Es sind eine ganze Schaar zukunftsfroher, junger Leute, die im Begriffe sind, sich einen breiten Platz unter der Sonne zu schaffen. Ich habe die Schüler Gustave Moreau's genannt. Der Meister der „Salomé" stellt seit Jahren nicht mehr aus, seine Bilder sind in seinem Atelier vergraben und nur wenig Eingeweihte haben sie gesehen. Er ist aber Professor an der Ecole des Beaux-Arts und so übt er einen geheimen Einfluss aus, der sich bei dem geringsten seiner Schüler bemerkbar macht. Nicht als ob er platte Nachtreter heraufbilden wollte. Auch seine Schüler haben seine Malerei nicht gesehen, aber er zeigt ihnen den Weg zur Meisterschaft. Er erzieht sie zur Vollkommenheit in der Technik, er führt sie hinüber zum Louvre, dass sie sich an den alten Meistern erfreuen, und von ihm lernen sie, was es heisst, in unserer verweichlichten Epoche, Charakter zu haben. Keiner hat vermocht ihn zu copiren und doch tragen Alle, jeder in seiner Eigenheit, den Stempel des Meisters. Decote, Morisset, Martel und Andere sind in der Behandlung moderner Stoffe zu feinen Intimisten geworden. Ihre Bilder sind nicht gross, aber man erkennt sie auf den ersten Blick durch ihre discrete Haltung und die Correktheit ihres Stils. Porträts von Sabatté, von Bussy haben den festen Ausdruck klassischer Werke. Die Sendungen von Besson hatten im Vorjahr schon grosses Aufsehen erregt. In ihren ganz besonderen Gemüthserweckungen gemahnen sie an die Christusbilder von Uhde in der besten Zeit. Das arme Volk, das vor den Kirchenthüren kauert, die grosse Misère des Bettlers und des Blinden haben seine besondere Sympathie. Der junge Henri Rouault mit seinem „Christus von den heiligen Frauen beweint" erweckt eine fast gleiche Note. Er ist derjenige, der sich noch am meisten an den Lehrer anlehnt. Sein Bild ist in der Composition unvergleichlich und der braun-grünliche Ton, der überall vorherrscht, verleiht demselben eine eigenartige, schauererweckende Stimmung.

Unter den neu erschienenen muss man auch Harburger, den Humoristen der Fliegenden Blätter begrüssen, der hier besonderes Aufsehen macht. Zwei französische Karrikaturisten treten mit ernst gehaltenen Oelbildern hervor, Jean Véber und Charles Léandre. Aber man erkennt hinter dem Ernste den Witz und den Humor und die Zeichenkünstler verrathen sich in der Virtuosität von Licht und Schatten. Besonders kann Jean Véber die Ironie nicht verbergen, wenn er seinen Schwager, den Kritiker René Doumic, vorführt: auf ein Sofa gestützt, vor einem nackten Weibe mit den Puppen der Weltillusion spielend („L'homme aux Pouppées").

Ich wollte hier nur auf einige Jungen aufmerksam machen, die im Palais de l'Industrie (Champs Elysées) ausstellen. Wenn man jedoch bedenkt, dass hier Gestirne ganz erster Grösse, wie Fantin-Latour, Henner und Henri Martin vertreten sind, die, der alten Gesellschaft treu geblieben, jeder in seiner ganz originellen Manier weiter arbeitet, so muss man sich fragen, ob nicht vielleicht doch die Spaltung der beiden Gesellschaften und der frühverwelkte Enthusiasmus für die jüngere, blosse Geschmacksverirrungen gewesen sind.

* * *

Im Kunstgewerbe, sowohl wie in der Malerei, glaubt man in den diesjährigen Ausstellungen einen Rückgang bemerken zu können. Dies ist aber nur deshalb der Fall, weil augenblicklich eine Verschiebung von statten geht. Seitdem es der regen Thätigkeit des Herrn Roger Marx gelungen ist, nacheinander, in beiden Salons, die Gründung einer kunstgewerblichen Abtheilung hervorzurufen, sind die Thätigkeit der Künstler und das Interesse des Publikums von Jahr zu Jahr gestiegen. Letzten Winter gründete Herr S. Bing seine moderne Kunstgalerie und vereinigte in seinen Räumen das ganze kunstgewerbliche Schaffen der letzten Jahre. Ein Ueberblick war möglich. Die erste Einsicht, zu der man kam, war, dass die sämmtlichen symbolistisch-idealistischen Künstler, welche in der letzten Zeit soviel von sich hatten reden

lassen, zur reellen Verwirklichung in der applicirten Kunst noch ganz unreif waren. Man sah auch ein, dass, nach Ausmalung seines ihm reservierten Zimmers, Besnard der grösste moderne Decorateur war. Möbel-Ausführungen waren fast sämmtlich zwei Belgiern anvertraut worden, Theo von Rysselberghe und Henry Van de Velde. Hier war ein grosser Schritt vorwärts gethan. Sich an den englischen Möbelarbeiten inspirirend, war es Van de Velde gelungen, noch einfachere, leichtere, bequemere Formen zu schaffen. Diese Formeneinfachheit, ohne jede Ornamentik, weder im Holz, noch in den Messingbeschlägen giebt den belgischen Möbeln einen eigenen Charakter, der bis auf Weiteres als der künstlerischste zu betrachten ist.

An Kunstgegenständen konnte man sich nicht satt sehen. Töpfe und Krüge jeder Art, die interessanten Glasarbeiten von Koepping, die seltsamen amerikanischen Producte, Zinnarbeiten von Charpentier und Halou, Bronze-Statuetten von Vallgren, Tapeten und kunstreiche Papiere. Weshalb sie alle aufzählen? Im Salon wiederholt sich dasselbe Bild: ganze Regale mit kunstreichen Gegenständen beladen, die Namen der Künstler sind aus den Vorjahren bekannt, Zimmerausstattungen jeder Art, ein Monumentalbett von Jean Dampt mit prunkvollen symbolischen Verzierungen, reichbeladene Stühle und Tische von R. Carabin; eine feine, späte, sorgfältige Kunst.

Nun ist aber die Krise im Herantreten. Wird der Amateur fortfahren sein Heim mit Kunstgegenständen anzufüllen, die er theuer bezahlt und die ihm nichts nützen? Wann wird man endlich begreifen, dass Stühle da sind, damit man sich darauf setzt, dass aus Bechern und Pokalen getrunken werden muss, dass Blumenvasen für Blumen da sind und dass man aus den Tellern essen soll? Wenn Kunstgegenstände nichts nützen, so haben sie ihren Zweck verfehlt, und um zu nützen, müssen sie zahlreich nützen und durch die Industrie in tausenden von Exemplaren verbreitet werden. Das allein ist die Zukunft des Kunstgewerbes. Sammler und Liebhaber mögen sich für theures Geld seltene Gegenstände herrichten lassen, die Künstler müssen aber hauptsächlich für die Menge arbeiten, für den häuslichen Gebrauch. Sie müssen dem Zweck entsprechend die Materie wählen, damit sie zur Geräthschaft dienen könne, denn wie oft wird auch hierin gesündigt: Stoff, Farbe, Form, Alles muss für den Gebrauch gewählt werden. Dann erst wird unsere Kunstindustrie aufblühen.

* * *

Die prunkhafte Ausstellung, wie man sie in den modernen Behausungen findet, sie wird jetzt auch auf der Bühne verlangt. Die modernen Salonstücke spielen in schwer mit Stoff behangenen Boudoirs mit englischen Möbeln und seltenen Kunstgegenständen, unter der hohen Lampe mit gelbem Schimmer. Just ein Bild, wie man es im Marsfeld-Salon sehen könnte. Das typischste Stück dieser Art, war in der Renaissance „Amants“ von Maurice Donnay, ein zartes, feines Schauspiel, wo sich die moderne Seele in die modernste Eleganz hüllte. Es erweckte das ewige Problem von dem Glück in der Liebe und Frau Jeanne Granié weinte darin mit so unsäglich tiefem Schmerze! Diesem Stück zur Seite könnte man nur die in der Comédie Française aufgeführten „Tenailles“ von Paul Hervieu setzen. Es waren die beiden ganz grossen Erfolge der Saison, beide behandeln seelische Probleme zwischen Mann und Weib. Der Zwang der Ehe bringt in dem einen das Unglück und das andere zeigt, dass man auch in der freien Liebe nicht frei ist. Fräulein Brandès gab die Titelrolle in den „Tenailles“. Sie ist die einzige Pariser Schauspielerin, die wirklich eine schöne künstlerische Linie in ihren Körperformen zeigt und ihr intimes, passionirtes Spiel trug viel zum Erfolg des etwas schematisch angelegten Stückes bei.

Ueber die Leistungen der freien Bühnen, der „Théâtres d' à côté“ wie sie Sarcey nennt, ist wenig zu sagen. Das Théâtre Libre ist unter seiner

neuen Leitung total versandet. Es hatte nur einen interessanten Abend, die Aufführung von „Le Cuivre" von Paul Adam und Picard. Antoine, der grosse Gründer der Bewegung, hat aber jetzt mit Ginisty zusammen die Direction des Odéon übernommen. Die Zukunft wird zeigen, ob er seinem Kunstideale treu bleiben wird. Eine grosse Neugierde erweckten im Publicum, den ganzen Winter hindurch die Aufführungen von l'Oeuvre, es war aber weniger der Stücke halber, als wegen der Zuhörerschaft, von welcher die Kritik die seltsamsten Beschreibungen gab. Die jungen Aestethen sollten dort mit grossen Schlapphüten, langen Haaren, romantischen Kleidungen und neurastenisch grünen Halsbinden ihren unruhigen Enthusiasmus herumtreiben. Ihre Freundinnen waren beschuldigt alle die Haare à la Botticelli zu tragen, und mit weissen Lilien in der Hand, in extatischen Geberden, zu erscheinen. Ach! wie hat man uns missverstanden! — Der Ibsen-Cultus wüthete weiter, man gab Restitutionen alt-englischer und chinesischer Stücke — aber auch eine moderne Komödie ganz ersten Ranges „la Brebi" von Germain Sée, wo die weibliche Aufopferungssucht mit feiner Blague und einer leisen Pointe in die Ibsen-Parodie dramatisirt wurde.

Ich habe versucht die Bilanz der letzten Kunst-Saison aufzusetzen. Von Büchern habe ich wenig gesprochen. Man möge sie lesen. Ich habe erklärt, warum sie fast nicht mehr zur Athmosphäre gehören. Wir sind in der Entwicklung begriffen. Das Neue bricht sich nur langsam Bahn, vielleicht ist es mir gelungen eine blasse Skizze davon zu geben.

RUNDSCHAU.

VOLKSWIRTSCHAFT.

CHRISTENTUM UND FRAUENBEFREIUNG.

Irgend ein gegen die Frauenrechtsbewegung eifernder, dunkler Ehrenmann hat es irgend einmal irgendwo niedergeschrieben, dass es die Aufgabe aller auf geistige Freiheit und Aufklärung Wert legenden Männer sein müsse, einmütig gegen die nach sozialer und politischer Gleichberechtigung der beiden Geschlechter ringenden Bestrebungen Front zu machen, weil der Eintritt der vorherrschend durch einen pfäffisch gegängelten Gefühlskonservatismus sich auszeichnenden Frauen ins öffentliche Leben den Sieg der klerikalen Partei besiegeln würde und hierdurch die Gesamtheit der von Rom aus geleiteten Staaten eine Macht darstellen würden, die ausreichte, den allmählichen Triumph des jesuitischen Papsttums auf der ganzen Erde zu verbürgen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass — so diese schwarzseherische Prognose einigen Anspruch auf Richtigkeit erheben dürfte — niemand mehr Veranlassung hätte, auf die politische Gleichstellung der Frauen mit den Männern hinzuwirken, als die katholische Kirche und die für die Vergrösserung der Macht und des Einflusses derselben besorgte ultramontane Partei.

Man dürfte täglich einer Kundgebung über die Stellungnahme der katholischen Kirche gegenüber der freiheitlichen und fortschrittlichen Frauenbewegung mit einiger Spannung entgegensehen. Lange hüllte sie sich in majestätisches Schweigen. Endlich in dem 297 enggedruckte Seiten umfassenden Buche: „Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft beantwortet von Augustin Rösler C. SS. R.“ kam vor kurzer Zeit das römisch-katholisch-kirchliche Urteil über die freiheitlichen Bestrebungen in bündigster, jede Möglichkeit eines Nichtverständnisses ausschliessender Form vor Augen. Man hat viel zu wenig auf diese prinzipielle Auseinandersetzung hingewiesen, die das höchste — Amüsement bietet.

Denn siehe da! Wenn die nach sozialen und politischen Rechten ringende Frauenwelt bei ihren Bestrebungen auf die Unterstützung der katholischen Kirche rechnete, um seinerzeit ihren Einfluss auf das öffentliche Leben zu Gunsten des Papsttums und ultramontaner Gelüste geltend zu machen, so sieht sie sich nun in ihren sanguinischen Hoffnungen schmerzlich enttäuscht. Die katholische Kirche hat ihr durch die Hand der „Leo-Gesellschaft“ einen grimmigen Absagebrief geschrieben und ihr Anathem über die frauenemanzipatorische Bewegung ausgesprochen, in welcher sie nicht die Absichten Gottes, sondern des Teufels erblickt. Und die Vorkämpfer für die Rechte der Frauen, von welchen der oben erwähnte sonderbare Schwärmer meint, dass sie für niemand anderen in höherem Masse arbeiten, als für die Machterweiterung des jesuitischen Papsttums, werden zu ihrer tiefen Kümmernis der Mithilfe desselben entraten und mit schmerzlicher Beschämung einsehen müssen, dass der Klerikalismus sie als unerwünschten Bundesgenossen verächtlich von seinen schwarzen, flatternden Rockschössen abschüttelt. O quae mutatio rerum!

Klar denkende Menschen konnten freilich nicht darüber in Zweifel sein, welcher Art das Verdikt der Kirche über die Frauenemanzipation ausfallen würde. Die Kirche kann nicht anders, als sie verurteilen. Für's Erste deshalb, weil die christlich-kirchliche Auffassung des Weibes eine tiefniedrige ist (man lese nur bei den alten Kirchenvätern nach, wie sie über das Weib, „die Pforte zur Hölle“, gedacht und geschrieben!), und weil ja Eva aus der Rippe Adams geschaffen worden, wodurch Gott seinen Willen der Abhängigkeit des Weibes vom Manne klar und deutlich kundgethan, und zweitens deshalb, weil die moderne Frauenrechtsbewegung im Boden der naturwissenschaftlichen materialistischen Weltanschauung wurzelt.

Es giebt zwar allerdings unter den Anhängerinnen der emanzipatorischen Propaganda eine gar nicht geringe Zahl christlich Gesinnter, ja selbst viele die Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage des weiblichen Geschlechts anstrebende und um dieselbe sich verdient machende Frauenvereine stehen auf positiv christgläubigem Standpunkte. Dieselben

bilden sozusagen das in seinen Forderungen sehr gemässigte, opportunistisch katzbuckelnde, à peu près die bekannte Republik mit dem Grossherzog an der Spitze anstrebende Gros in den für Erringung der natürlichen Rechte der Frauen kämpfenden Freischaaren. Es soll auch nicht geleugnet werden, dass der gerechten Frauensache durch diese Vereine hinsichtlich der Erweiterung der Bildungs- und Thätigkeitsgebiete der Frauen mancher Vorschub geleistet wird, indem sie einerseits schon mancherlei konkrete Erfolge errungen haben und indem sie andrerseits für die Verbreitung der Propaganda sehr thätig sind und die Prinzipien dieser Propaganda bei der grossen Menge viel leichter Eingang und Anklang finden, wenn die Vertreter derselben ansonsten im Geruche streng konservativ religiöser und politischer Gesinnung stehen.

Über dieser hinsichtlich der Frauenfrage einem **bedingten** Fortschritte, in der politischen und in der religiösen Frage aber den Tendenzen eines absoluten Konservativismus huldigenden Gruppe steht jedoch eine andere, welche, in der Frauenfrage ein untrennbares Glied der grossen sozialen Frage erkennend und den Schlüssel zur Lösung der ersteren in einer gründlichen Umgestaltung der sozialen Ordnung erblickend, diese Umgestaltung von der allgemeinen Durchführung des Prinzipes gleicher Freiheit und gleicher Gerechtigkeit für Alle und Jeden erhofft und auf Grund dieses Prinzipes anstrebt. Diese Gruppe ist es, welche in ihrer philosophischen Weltanschauung sich zum wissenschaftlichen Materialismus bekennt und, durchdrungen von der Überzeugung, dass die naturwissenschaftliche Evolutionslehre auch hinsichtlich der geistigen Lebensmomente der Menschheit ihre Giltigkeit besitzt, an die soziale, politische und ethische Entwickelung der menschlichen Gesellschaft glaubt, von welcher fortschrittlichen Entwickelung die, alle sozialen Beziehungen umfassende Gleichberechtigung der weiblichen und der männlichen Hälfte der Menschheit untrennbar ist. Und diese Gruppe ist es auch, gegen deren Lehr- und Grundsätze Herr Augustin Rösler „auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft“, d. h im Dienste der katholischen Kirche, in seinem uns vorliegenden Buche die giftigsten Pfeile schleudert, indem er gleichzeitig den Sozialismus, die materialistische Weltanschauung und die Emanzipation der Frauen, durch welche drei Faktoren — wie Rösler behauptet — „die Menschheit dem Verderben nahegebracht wird“, zu bekämpfen sich bemüht.

Insbesondere die letztere. Denn „die Bestrebungen, die Frau dem Manne gesellschaftlich durchaus gleichzustellen, übertreffen an Gefährlichkeit alle anderen“, erklärt Rösler. Nun könnte die kirchliche Anschauung, dass von allen dreien gerade der Frauenemanzipation die Palme der „Gefährlichkeit“ gebühre, einigermassen überraschen, wenn der Grund dieser Gefährlichkeit nicht so leicht zu erraten wäre. Die Kirche — und zwar nicht nur die katholische, sondern auch die aller andern christlichen Konfessionen — weiss nämlich sehr gut, dass sie in der zur Zeit noch im grossen Durchschnitt geistig unentwickelten und daher leicht lenkbaren, den priesterlichen Einflüsterungen ein geneigtes Ohr schenkenden Frauenwelt ihren mächtigsten Alliirten besitzt. Und sie weiss auch, dass sie diese mächtige Stütze verlieren würde, sowie die Frauen durch eine gründliche Geistesbildung und Aufklärung, durch eine ihr selbständiges Denk- und Urteilsvermögen zu einer den Anforderungen unserer modernen Zeit entsprechenden Reife entwickelnden Erziehung den klerikalen Einflüssen entzogen würden. Darum der empörte Aufschrei Röslers über den in irgend einer Broschüre den Frauen erteilten Rat, sich aus der Lektüre von Werken von Männern wie David Strauss, Darwin, Moleschott, Karl Vogt u. s. w. Aufklärung zu holen und darum seine enthusiastische Anpreisung der Worte F. W. Webers, der über „Frauenhände, Frauenaugen“ so herrlich singt:

> „Doch die schönsten Frauenhände
> Sind die zum Gebet verschränkten,
> Und die schönsten Frauenaugen
> Sind die demutsvoll gesenkten.“

Röslers, d. h. des Bevollmächtigten der „Leo-Gesellschaft“ Standpunkt nicht nur gegenüber der Frauenbewegung, sondern auch gegenüber dem allgemeinen ethischen und geistigen Fortschritt der menschlichen Gesellschaft stellt sich scharf umrissen in seinen folgenden (hier beispielsweise zusammengestellten) Äusserungen dar. In dem gar pompös: „Gezählt, gewogen, geteilt!“ überschriebenen Schlussworte sagt er: „. . . darauf möchten wir schliesslich aufmerksam machen, wie der moderne Staat und die jetzige bürgerliche Gesellschaft, soweit sie vom religiösen und sozialen Liberalismus beherrscht wird, der Sozialdemokratie in die Hände arbeitet, um durch die Zerstörung der Familie und die Emanzipation der Frau eine furchtbare, in der Geschichte noch nicht erlebte Katastrophe herbeizuführen. Die tiefste Grundlage der Familie und der Stellung der Frau in derselben ist die Religion und zwar die geoffenbarte christliche, die den Glauben an den menschgewordenen Sohn Gottes, sowie an die von ihm als unzerstörbar und unfehlbar gestiftete katholische Kirche zur Grundlage hat.“ An einer andern

Stelle: „Der unendlich lange und langsame Entwickelungsprozess der Menschheit . . . ist ein Glaubenssatz des Materialismus. Um aber die Glaubwürdigkeit desselben darzuthun und uns zur gläubigen Aufnahme geneigt zu machen, kann die Autorität eines Moleschott, Büchner, v. Zittel, Bebel u. s. w. nimmer genügen. Der Christ zumal ist gewöhnt, zu hohe Anforderungen an die Glaubwürdigkeit von Lehren zu stellen (!?), die ihm durch blosses Denken nicht evident werden, (!!?) als dass er leichtgläubig auf die Worte von Männern schwören könnte, die so wenig Übung in der Anwendung der Denkgesetze an den Tag legen." An anderer Stelle: „Weil die Revolutionspartei von Gott, Freiheit, (?) Unsterblichkeit, persönlicher Verantwortlichkeit, ewiger Belohnung oder ewiger Strafe nichts wissen will, darum verlegt sie das letzte Ziel ins diesseitige Leben. Was die Religion als Endziel für das Jenseits verspricht, erstrebt der Materialismus im Diesseits, nämlich vollkommene Zufriedenheit im Genuss, wenn auch auf verschiedene Weise. Weil man glaubt, vollkommenes Glück und Genuss werde in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung den Männern allein zu Teil, darum fordert man absolute Gleichstellung der Frauen mit den Männern. So hängt von der Ansicht über das Endziel der Menschenerziehung die ganze Frauenfrage ab." Ferner: „Wenn eine Regierung durch übertriebene Schulbildung — bezw. Schulzwang — den Mädchen die Freude an den häuslichen Arbeiten verleidet, so kann sie von der Herbeiführung solch ungesunder Verhältnisse unmöglich entschuldigt werden." Aber nicht nur der Schulzwang, auch eine nach der Meinung Herrn Röslers viel zu lax gehandhabte Zensur ist ihm ein Dorn im Auge. Denn er empört sich darüber, dass die sowohl von den Sozialdemokraten wie von den Verfechtern der Frauenemanzipation behauptete Wahrheit von der Natürlichkeit des Fortpflanzungstriebes des Menschen und des Schadens, welcher der körperlichen und geistigen Gesundheit ebenso der Frauen wie der Männer aus absoluter Enthaltsamkeit in nicht geringerem Grade wie aus Ausschweifungen erwächst, ganz ungehindert in vielen Druckschriften ausgesprochen werden darf. Und er nennt es „eins der bedenklichsten Symptome unserer Zeit", dass man für „diese Lehre u. a. den Verfasser populär-medizinischer Bücher Klemke, den Leiter einer psychiatrischen Heilanstalt Krafft-Ebing anführen kann und dass diese alle Sittlichkeit zerstörende Lehre ungestraft in naturwissenschaftlichen Volksbüchern wie in denen Brehm's, verbreitet werden kann. Hier vernachlässigt der Staat, der schon vom Naturrecht die Pflicht hat, die Sittlichkeit zu schützen, seine Pflicht, indem er die Natur ungestraft schänden lässt." (Also ist die Konstatierung eines Naturgesetzes eine Schändung der Natur!)

„Drei Urkunden" — sagt Rösler — „hat die christliche Lehre über die von ihr gepredigte Stellung der Frau vorzuweisen: die Natur, die Geschichte, die Offenbarung." Aber die Argumente, die er in diesen „Urkunden" aufzustöbern weiss, sind wenig geeignet, die freiheitlichen Frauenbestrebungen — wie er gerne möchte — ad absurdum zu führen.

Über die Beweise, welche der Geschäftsträger der Leo-Gesellschaft in der Natur gegen die soziale Gleichstellung der Geschlechter zu finden vermeint, ein Wort zu sagen, verlohnt sich kaum der Mühe. Da begegnen wir nur dem alten, aufgewärmten Kohl von der physiologischen und psychologischen Ungleichheit von Mann und Weib und den hieraus angeblich resultierenden Berufspflichten beider. Die Beweisführung, warum und wieso aus einer Verschiedenartigkeit in der Naturanlage von Mann und Frau folgerichtig die Notwendigkeit hervorgehe, die Frauen von den Berufsarten der Männer und von aller sonstigen sozialen und gesetzlichen Gleichberechtigung mit den Männern auszuschliessen, diese Beweisführung ist Herr R. in seinem Buche schuldig geblieben. Er hat auch nicht den leisesten Versuch gemacht, diesen Beweis zu erbringen — und er wird wohl gewusst haben, warum er ihn nicht machte. . . .

Die Emanzipation der Frau ist Rösler „gleichbedeutend mit Revolution und Demoralisation". Und „die Bemühungen, durch höhere Schulen aller Art den Frauen neue Erwerbszweige zu eröffnen, müsste unweigerlich eine noch grössere physische wie sittliche Entartung des weiblichen Geschlechtes zur Folge haben". Denn bei der Erziehung der Mädchen sollen nur zwei Ziele ins Auge gefasst werden: „das eine ist die Religion, das andere die Leitung des Hauses."

Eine ernsthafte Widerlegung solcher inhaltloser Plattheiten verbietet sich für die Leser der „Freien Bühne" von selbst.

Im zweiten Teil seines Buches bemüht sich Rösler, den historischen Beweis zu liefern, dass das Christentum die einzige Macht sei, welche die soziale Stellung der Frau innerhalb der Grenzen ihrer Weiblichkeit gehoben habe, und dass die Frau nur in dem Christentum und durch dasselbe die Wahrung ihrer Würde finden könne. Da das ganze Frauenelend sich im letzten Grunde auf die Versunkenheit des Menschen in die Sinnlichkeit zurückführen lässt, so konnte und kann nur das Christentum dem Weibe Hilfe bringen, da eben nur das

Christentum der menschlichen Gesellschaft jene sittliche Erneuerung gebracht, durch welche das „von dem von den Banden der Wollust umschlungenen Manne in die Ketten der Sklaverei geschlagene Weib“ befreit und zu der ihr gebührenden Würde erhoben wurde. Denn erst „mit der Einführung des Christentums kamen die gesunden Keime tiefer und solider Gesittung zur Entwickelung. Die Wahrheit ist, dass das Christentum das Schamgefühl in richtiger Weise regelt.“ Und „nirgends findet man ein so tiefes Sittlichkeitsgefühl und daneben eine so unbefangene, natürliche Betrachtungsweise des Geschlechtslebens, als in jenen Familien und Ländern, die vom katholischen Christentum durchdrungen sind“.

Wahrlich, jeder unbefangene Leser muss von Staunen erfasst werden ob des seltsamen Mutes, derartige Behauptungen in die Öffentlichkeit hinauszurufen. Behauptungen, welche fast auf jedem Blatte der Geschichte der Völker in beschämendster Weise Lügen gestraft werden.

Von dem katholischen Christentum, das eine ganze Reihe oberster Priester aufzuweisen hat, die selbst in ihrer wiewohl „vom christlichen Geiste durchdrungenen“, aber dennoch durchaus sittenverderbten Zeit durch ihre schmachvollen Ausschweifungen und Gräuelthaten aller Art noch hervorragten, soll „das Schamgefühl geregelt“, der menschlichen Gesellschaft „sittliche Erneuerung“ gebracht worden sein!

Ebenso unwahr ist auch die Behauptung, dass das Christentum die Stellung der Frau verbessert habe. Das Gegenteil ist richtig. Es ist eine geschichtliche Thatsache, dass in der römisch-heidnischen Gesetzgebung alle Unterdrückung, Bevormundung und Beschränkung der persönlichen Freiheit des Weibes schon verschwunden gewesen war, als hierin gerade durch das Christentum wieder ein Rückschlag eintrat. Schon der grosse römische Rechtsgelehrte Gajus (der zu den Zeiten der Kaiser Hadrian und Antonius Pius, 117—161 der christlichen Zeitrechnung lebte) verspottete die landläufige, christliche Beschönigung der Tendenz, die sich auf die vorgebliche geistige Bedeutungslosigkeit des Weibes stützt.

Hand in Hand mit diesen unwahren Behauptungen geht die andere von Rösler verteidigte, aber von der Geschichte widerlegte Behauptung: dass unsere allgemeine höhere Zivilisation dem Einfluss des Christentums zuzuschreiben sei. Man braucht nur die hohe Kulturstufe, welche alte heidnische Völker, wie die Egypter, Griechen, Römer und Araber erreicht hatten, mit dem barbarischen Kulturzustand der christianisierten Völker im Mittelalter zu vergleichen, um zu erkennen, dass das Christentum wahrlich keinen Grund hat, sich als Trägerin der Zivilisation zu brüsten. Jeder, der den Gang der Weltgeschichte kennt, weiss, dass die Kirche sich den Fortschritten der Wissenschaft, der Freiheit und Gerechtigkeitsliebe eher feindlich als förderlich gegenübergestellt hat, welche Fortschritte sich immer nur neben oder meistenteils trotz der kirchlichen Gewalten durchgerungen haben. Fast bei jeder wissenschaftlichen Entdeckung hat die Kirche die Anerkennung der neuen Wahrheitserkenntnis zu verzögern getrachtet, hat ihr Siegel des Anathems den Denkern und Forschern auf die Stirne gedrückt. Und ebenso hat sie sich auch hinsichtlich der politischen Entwickelung der Völker stets auf Seite der Feinde des Fortschrittes und der individuellen Freiheit gestellt und bekämpft auch heut noch die Berechtigung der Gewissensfreiheit und der persönlichen Gleichheit vor dem Gesetze.

Hinsichtlich des dritten Teiles des Rösler'schen Buches: „Was lehrt die Offenbarung über die Stellung der Frau?“ verbietet uns selbstverständlich der knappe Rahmen eines kurzgefassten Essays in eine erschöpfende Untersuchung über den historischen und philosophischen Wert dieser „Urkunde“ einzugehen. Wir müssen uns beschränken, darauf hinzuweisen, dass der Bevollmächtigte der Leo-Gesellschaft selbst in diesem Punkte einen falschen Beweis ins Gefecht führt. Rösler erklärt, dass die Frauenfrage „glücklich nur gelöst werden könne durch Anerkennung der Stellung, welche Christus der Frau im öffentlichen wie im Privatleben, in und ausser der Ehe angewiesen hat, und welche die katholische Kirche durch achtzehn Jahrhunderte verteidigt hat.“

Rösler führt also — um der diesbezüglichen Forderung in den Augen aller Christgläubigen ein grösseres Ansehen zu verleihen — die der Frau von der Kirche angewiesene Stellung auf Jesus Christus zurück. Diese Berufung auf Christus entbehrt jedoch jeder Berechtigung. Denn im ganzen neuen Testament findet sich kein einziger Ausspruch Christi, aus welchem sich das Gebot der abhängigen und untergeordneten Stellung des Weibes ableiten liesse. Alle diesbezüglichen Forderungen stammen von den Aposteln (namentlich Paulus und Petrus), welche sich hierin einfach dem alten jüdischen Gesetz anbequemten, und von den späteren Kirchenvätern und Päpsten.

Wir sehen also, dass Rösler in der Wahl seiner gegen den geistigen und sozialen Fortschritt im Allgemeinen und gegen die freiheitliche Frauenbewegung insbesondere gewendeten Waffen wenig

glücklich war. Nichtssagende Plattheiten und bewusste, leicht widerlegbare Unwahrheiten sind seine Argumente. Es ist glücklicherweise sehr schwer, andere als seichte Scheingründe zu finden gegen die Berechtigung und den ethischen Wert des Fortschrittes in der geistigen Befreiung der Menschheit und gegen die Errungenschaften des erwachenden Bewusstseins der Gerechtigkeit.

IRMA VON TROLL-BOROSTYANI.

—

LITERATUR.

RUNDSCHAU.

Das Beurteilen von Büchern, die nicht einen ungewöhnlich starken und unkontrollirbaren Eindruck machen, ist deshalb eine schwierige Sache, weil man in solchen Fällen gezwungen ist, sich allzusehr auf verstandesgemässe Einsicht zu verlassen. Und so viel auch der Verstand etwa zu vergeben vermag, eines kann er nicht. Er kann nicht jene feine, unendlich feine Linie aufspüren, die das Werk des Dichters, als welches allein ästhetischer Wirkung fähig ist, von dem Werke des Schriftstellers scheidet, dem, mag es immerhin noch so viele Qualitäten haben, jene Wirkung versagt ist. Der Gedanke, vielleicht durch persönliche Beschränkung verhindert zu sein, einer in jedem Falle grossen Einsatz und Ernst erfordernden Arbeit gerecht zu werden, thut weh, so fern es sich um Sachen handelt, die einem im übrigen als Ausflüsse eines bedeutenden Menschen erscheinen. So ergeht es mir zum Beispiel mit Hans Schliepmanns nachdenksamen Gedichten „Wir Gebildeten."*) Sie weisen nachdrücklich und, selbstverständlich, nicht ohne das dabei übliche melancholische Gespreize, darauf hin, wie unverknüpft wir mit den kleinen Leuten, die wir beobachten, schildern, zu lieben und zu fördern glauben, im Innersten sind. Und Schliepmann ist ein Selbst-Denker und künstlerisch empfindender Mensch, und doch regt sein Buch höchstens zu Gedanken an.

Künstlerisch intensiver sind die unter dem Titel „Abseits vom Leben" von J. E. Poritzky veröffentlichten Skizzen aus der Anatomie. Sie geben sich als Schriften eines Freundes des Herausgebers, eines Phtisikers, der im Innersten betroffen, empört, verwundet durch all das Leid, das in der Anatomie endigend sichtbar wird, sich von der Medizin lossagt; sie enthalten in den Schilderungen dieses Leids zugleich die Liebes- und Leidensgeschichte ihres Verfassers. Der Ton ist heftig, giftig, spitz, ausserordentlich sicher,

*) Schuster und Loeffler, Berlin, 1896.

und etwa an Dostojewsky erinnernd; ohne Koketterie, die aber, vielleicht ein beabsichtigter Trüc, in der Vorrede und Nachrede des Herrn Poritzky durchbricht. Er scheint mir ein starkes Talent zu sein.

S. Hochstetter behandelt in einem Roman „Die Verstossenen"*) ein nicht unähnliches Thema: Einen jungen Menschen schildert er, der von der Liebe betrogen, sich in innigster Gemeinschaft mit seiner Schwester der Aufgabe rettet, für sein Teil moralischer und sozialischer Not zu steuern. Er giebt zu diesem Zweck eine Wochenschrift „Die Verstossenen" heraus. Die Wochenschrift verkracht, er selber verfällt in ein Nervenfieber, das ihn sich aus dem Fenster stürzen lässt. Besonders im ersten Teil, vielleicht der Anklang eigenen Erlebnisses, ist Poesie und ihre Wirkung.

Aber die Liebe! das ewige Thema gebiert ewig Neues. Und oft ist dieses ewig Neue das ewig Alte; doch starke Empfindung macht alles Alte immer wieder neu. In Jakob Wassermanns Liebes-Roman**) heisst der Held Vidl Falk So wissen wir gleich, auf welchen Ton die Geschichte, die uns erwartet, gestimmt ist; etwa Knut Hamsun. Wassermanns „Melusine" ist ein Geschöpf, das der Geliebten des Grafen Raimund gleicht. Oben ein feines, reines Mädchen, unten eine Schlange. Zuweilen scheint es mir, als sei Wassermanns Melodie keine eigne, sondern eine fremde, die er sich talentvoll hat akklimatisieren lassen. Um Liebe aber in aller ihrer Verknüpftheit mit sozialen, gesellschaftlichen und geschlechtlichen Fragen handelt es sich in Hedwig Dohms Roman „Sibylla Dalmar."***) Es enthält das Schicksal einer Frau aus diesem Zwischen-Stadium der Weib-Entwicklung, in welchem die europäische Dame, gegen die Schopenhauer wettert, noch vorhanden ist, und das neue Weib, das da kommen soll, sich schon gemeldet hat. Typisches von beiden lebt in Sibylla Dalmar: Die Dame in ihrem Blut, ihren Nerven und Instinkten; das neue Weib in ihrem Intellekt. Diese Zwiespältigkeit macht ihr Leben nüanciert und unfruchtbar und zerstört es, sie geht so weit, dass selbst die Liebe, die ihre Konvenienz-Ehe aufstört, sich spaltet; und ihr feines Blut-Empfinden einem irländischen Baron, ihre Einsicht einem sozialdemokratischen Redakteur sich öffnet. Sogar zwei Geburtstage schreibt die Verfasserin ihrer Heldin zu, einen, wenn ich nicht irre, im Juli und einen im September. Vielleicht ist das aber nicht symbolisch, sondern ein Lapsus, der bei den nächsten Auflagen wegfallen mag. Diese sind dem Buche sicher. Es ist im prächtigen und lebhaftem

*) Dresden, E. Pierson. 1896.
**) Melusine; bei Langen, München. 1896.
***) S. Fischer, Berlin. 1896.

Tempo geschrieben, sowohl der erste Teil, Tagebuch-Blätter der kindlichen Heldin, als auch der zweite, Briefe der verheirateten Frau an ihre Mutter, in persönlichem, überzeugendem Ton. Das Buch enthält viel Geist, viel Nachdenkliches; die Tragik einer solchen Natur und den Humor ihrer Stellung zu der, in diesem Falle Münchnerischen, Gesellschaft.

Humor ist selten in unsrer Zeit und er erscheint fast nur, wenn ihn die Gevatterin Satire herausschleppt. In Olof Hellgrens Buch „Aus den Memoiren eines Laubfrosches"*) sind sehr amüsante Sachen, allerdings mag exakte Laubfroschpsychologie ein zu schwieriges Ding sein, um immer durchgeführt werden zu können. Mehr um Humor als um Satire war es Bierbaum mit seinem „Pankrazius Graunzer" zu thun. „Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn T. Pankrazius Graunzer, der Schönen Wissenschaften Doktor, nebst einem Anhange, wie schliesslich alles ausgelaufen."**) Der Titel ist nicht das schlechteste an dem Buch. Wie Bierbaum in seiner Lyrik sich oft durch andrer Leute Rhythmik anregen lässt, so hat er sich in der Form seines Romans durch manche ihm vorweg genommene Manier der humoristischen Zeichner anregen lassen. Das Buch enthält viele sehr lustige Züge, Stellen voll Laune und Feinheit. Als Ganzes krankt es mir persönlich an dem Übel, dass es beinahe in der Art von etwas Überflüssigem wirkt. —

Ich möchte noch auf einige ausländische Produkte aufmerksam machen, die der deutschen Lesewelt vermittelt sind. George Egerton***) ist durch einen Versuch der Marholm eingeführt. Ihre Novellen entbehren ganz entschieden der Geschlossenheit. Die Bezeichnung Kunstwerk kann man ihnen nicht geben. Aus dem Italienischen übersetzte Lothar Schmidt ein sehr feines Buch von Neera „Einsame Seele,"†) eine einsame Frauen-Seele entblösst sich in ihm, auf dem Deckel ein Bild der Duse, die man ja mit dieser einsamen Seele identificirt in melancholischem Deshabillé. Nordland giebt ein Drama von Holger Drachmann,††) Ibsens Jugenddrama „Catilina,"†††) und einen Roman „Grossvater" von dem herzlichen Jonas Lie,*†) den zu lesen immer beglückt, weil ihn zu geniessen, Reinheit und Güte, die sonst irgendwo in uns schlummern, herausgefördert werden. HANS PAULI.

*) Schweizer Verlags-Anstalt (B. Vogel); Glarus und Leipzig.

**) Hugo Storm, Berlin, 1896.

***) „Grundtöne": bei Eduard Moos in Zürich, und „Dissonanzen" bei S. Fischer, Berlin.

†) Schuster und Loeffler, Berlin, 1896.

††) „Tausend und eine Nacht;" bei Pierson, Dresden. 1896.

†††) Albert Langen, München, 1896.

*†) Richard Tändler, Berlin, 1896.

NOTIZEN.

BERICHTIGUNG.

Statt einer ersten, infolge Versehens aus dem Juliheft fortgebliebenen Berichtigung sendet uns Prof. König die folgende.

Zu der von Herrn Dr. S. S. Epstein verfassten Besprechung des „Handbuches der physiologischen Optik von H. v. Helmholtz" auf S. 501 des Mai-Heftes dieser Zeitschrift sehe ich mich veranlasst Einiges hinzuzufügen.

1. Die Schlusslieferung des genannten Werkes, welche Herr Dr. S. S. Epstein im Bürstenabzug vor sich gehabt zu haben behauptet, war damals (und ist auch heute) noch nicht einmal im Satze fertig und von dem, was damals gesetzt war, hat Herr Dr. Epstein noch nicht den zehnten Teil in Händen gehabt.*)

2. Hermann von Helmholtz hat an den ersten neun Lieferungen der zweiten Auflage seines Handbuches der physiologischen Optik nicht m i t g e a r b e i t e t, sondern er hat dieselben vielmehr a l l e i n b e a r b e i t e t.

3. Hermann von Helmholtz hat über die Fortführung des genannten Werkes keinerlei Aufzeichnungen und Notizen hinterlassen.

4. Herr Dr. Epstein thut mir zu viel Ehre an, wenn er mich als den wissenschaftlichen Testamentsvollstrecker Hermann von Helmholtz' bezeichnet. Schon allein der Umstand, dass nach Helmholtz' Tode neue Auflagen sowohl der „Tonempfindungen" als auch der „Vorträge und Reden" ohne meine Mitwirkung erschienen sind, belehrt jeden von der Unrichtigkeit dieser Bezeichnung.

Für alles weitere auf die zweite Auflage der „Physiologischen Optik" Bezügliche verweise ich auf das Vorwort, welches ich dem bald vollendeten Werke vorsetzen werde.

B e r l i n, den 9. Juli 1896.

ARTHUR KÖNIG.

* * *

Mit dem Tode Gustav F r e y t a g s ist das Verlangen rege geworden, die gesamten Schriften des gefeierten Dichters, soweit sie dauernden Wert besitzen, in einer einheitlich ausgestatteten und billigeren Gesamtausgabe für die Haus- und Familienbibliothek zu erwerben. Diesem Wunsche glaubte die Hirzel'sche Verlagshandlung durch Veranstaltung dieser zweiten Ausgabe seiner gesammelten Werke zu entsprechen. Aufgenommen wurde nur, was der Dichter selbst nochals zur Aufnahme geeignet bezeichnet hatte: die Romane (Soll und Haben, Handschrift, Ahnen), die Dramen und die vielge-

*) Epstein teilt mit, dass das Fehlende wesentlich nur aus Anmerkungen bestand!

lesene theoretische Abhandlung über die Technik des Dramas, die historischen Schriften, darunter auch das biographische Denkmal, welches Freytag seinem Freunde Karl Mathy setzte, eine Autobiographie nebst einer sehr beschränkten Auswahl Gedichte und als Niederschlag einer reichen fünfzigjährigen journalistischen Thätigkeit zwei Bände politischer und litterarischer Aufsätze. Alles was er in strenger Selbstkritik als jugendlich oder misslungen oder dem Tagesinteresse angehörig betrachtete, wurde ausgeschieden.

* * *

Die im Novemberheft 1895 der „Neuen Deutschen Rundschau" von dem bekannten Colonialschriftsteller **Franz Giesebrecht** gegen das Syndikat für Besiedelung von Südwestafrika erhobenen Vorwürfe haben ein merkwürdiges gerichtliches Nachspiel gehabt Die in dem Artikel Beschuldigten haben nicht geklagt! Die nicht Beschuldigten dagegen klagten wegen formeller Beleidigung! Der Wahrheitsbeweis wurde vom Gericht als überflüssig abgelehnt. Die etwaigen Beleidigungen wurden vom Gericht ebenfalls als nicht vorhanden erklärt, da einerseits ein Mann wie Giesebrecht nicht aus Reklame oder Sensation oder, um persönliche Angriffe zu machen, sondern nur der guten Sache zu liebe seine Enthüllungen veröffentlicht habe und andrerseits die „Neue Deutsche Rundschau" einen so vornehmen und wissenschaftlichen Charakter trage, dass ihre Leser diese Invektiven unmöglich missverstehen könnten. Daraufhin erfolgte Freisprechung.

* * *

Von bisher erschienenen Werken des berühmten holländisch-englischen Autors Maarten Maartens, dessen Novelle „Ein Tropfen Blut" wir veröffentlichten, erwähnen wir **Gottes Narr** und **Joost Aveling's Schuld** (Verlag von Alb. Ahn, Köln).

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

JUNGFRANKREICH.

Die französischen Zeitschriften wachsen wie Pilze aus dem Boden. Leider sind nicht immer so wertvolle Erscheinungen zu begrüssen wie der „Centaur." Zugleich mit diesem schriftstellerisch und künstlerisch so glänzend eingeführten Journal erschien auch eine neue Monatsschrift „L'Aube, Revue artistique et littéraire," über deren Charakter sich vorläufig noch nichts sagen lässt, da sie noch keinen hat. Sie wird durch einen Artikel von Jacques Saint-Cère eröffnet, der aus den „Prüfungen" der letzten Zeit wieder glücklich emporgetaucht in diesem Blatte für das Schöne und für die unabhängige Kunst kämpfen will. Seine Bemerkungen über die litterarische Bewegung in Europa sind so anmutig und eindruckslos wie alles andere, was er publicistisch geleistet hat. Das ist vielleicht sein Geheimmitttel, durch das er sich solange als politischer Feuilletonist in der Gunst des Publikums behauptet hat. Er schliesst seine einleitende Darstellung mit der Versicherung, dass es eine neue Litteratur geben wird. Aber — „Fragt mich nicht, was sie sein wird: weiss man jemals bei Sonnenaufgang, ob der Tag schön oder regnerisch sein wird? Man weiss nur etwas, dass es Tag werden wird. Die neue Litteratur wird sein — und das ist alles, was man gegenwärtig sagen kann — und das ist schon viel." Viel ist das nun gerade nicht, kaum so viel als die Weisheit des Amtsdieners im „Biberpelz." Etwas liegt in der Luft, aber was es ist, weiss er nicht.

Im würdigsten Gegensatze zu dieser wohllautenden Nichtigkeit steht die gründliche Darstellung V. Charbonnel's. „Die Mystiker in der gegenwärtigen Litteratur", die der Verfasser nach längerer Unterbrechung im „Mercure de France" wieder aufgenommen hat. Die letzten Betrachtungen beschäftigen sich mit Hello und Huysmans, den wir hier übergehen dürfen, da seine bedeutende Stellung in der Entwickelung der französischen Litteratur in mehreren deutschen Zeitschriften sehr eingehend gewürdigt worden ist. Dagegen ist von dem „grossen Hello" nur geringe Kunde nach Deutschland gedrungen; man hatte höchstens die vage Vorstellung, dass er eine Art Hamann für die französischen Stürmer und Dränger sei.

Ernst Hello starb 1885, als die französische Litteratur die ersten zögernden Schritte gegen den Mysticismus that. Da er als katholischer Schriftsteller galt, so war er der Jugend so gut wie unbekannt. Erst Huysmans liess ihn mit manchen anderen von seinem Des Esseintes entdecken: in „A. Rebours" hat er ihm Zeilen der höchsten Bewunderung gewidmet. Heute ist der Verfasser von „L'homme" in den Kreisen der Symbolisten eine fast mystische Grösse, der „Simson der Geisterwelt", der im Glauben war, sich aber nicht in die Kirche einschliessen liess, sondern die Säulen seines Gefängnisses zerbrach. Sein Einfluss auf die junge Litteratur ist ausserordentlich. Durch ihn sind die Werke mittelalterlicher Mystiker,

wie Angelo da Foligno oder Ruysbroeck, in gewissen litterarischen Kapellen zu Handbüchern mystischer Liebe geworden. Hello war eine Prophetennatur. Sehr mager, etwas gebeugt, aber mit dem Ausdrucke höchster Energie auf der breiten Stirn, in den blitzenden Augen, war er eine fremdartige, imposante Erscheinung in den Strassen von Paris. Zur Zeit der Ausstellung von 1867, als das kaiserliche Frankreich seinen höchsten Glanz entfaltete, stand er vor den Tuilerien ungeduldig, weil sie noch nicht brannten. Dann hob er feierlich seine Hand auf und prophezeite: „Die Barbaren zögern, zu kommen. Was macht doch Attila?“ Das war der gewöhnliche Ton, in dem er zu seinen in heiliger Scheu aufhorchenden Jüngern sprach. Vor diesen orakelte er mit einer Inbrunst, die ihn seiner Umgebung entrückte. Einer seiner Schüler, der sein Vertrauter war, behauptet, dass ihn der Meister in Wahrheit nie gesehen und gekannt hat. Prophetismus, der theatralisch aber aufrichtig ist, eindringlich und majestätisch zugleich, erfüllt alle Werke Hello's. Er kennt weder logische Verbindungen, noch Übergänge oder Einteilungen: er braucht sie nicht, da er ja nur Wahrheiten sagt, und es ist ihm gleichgültig, wo eine Wahrheit zufällig steht. Er streitet nicht, da ihm niemand ebenbürtig sein kann, sondern er spricht begeistert von den höheren Wahrheiten, die sich dem Glaubensstarken enthüllen. Diesem Manne, der den Zweifel nie gekannt hatte, der seinen Felsenglauben von einer frommen Familie als unverlierbaren Besitz geerbt hatte, musste die moderne Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung als Teufelswerk, als eine beständige freche Auflehnung gegen das einfache Wort Gottes erscheinen. Eifernde Wut und Verachtung erfüllt ihn gegen den Antichrist, gegen Renan. Seine Philosophie war ihm das absolute Nichts, seine Wissenschaftlichkeit ein ungeheurer Schwindel.

Eines Tages stellte er sich die Aufgabe, die Ernährerin des modernen Gedankens, die deutsche Philosophie zu vernichten, die er das grosse „Babel“ nannte. Eine Probe von seinem Vernichtungsstil: „Nehmt ein Mikroskop. Seht ihr im Hintergrunde diese unendlich Kleinen sich bewegen? Das sind die kleinen Kerlchen, die nicht einmal lesen können. Ihr, die ihr hättet gross sein können, wenn ihr euch auf die Kniee hättet werfen wollen, Fichte, Schelling, Hegel! ach, wie seid ihr bestraft! Ihr habt euch auf den Höhen empört, und nun seid ihr gestraft in den Abgründen! Wer sind diese, und was thun sie? Sie sprechen, aber sie sagen nichts; man kann sie nicht einmal mehr charakterisieren oder ihren Irrtum nennen.“ Das hat bei Hello, bei dem die Ignoranz zum Stolze wird, seine guten Gründe. In der Formel Hegel's hat Satan sich selbst erkannt: „denn der Hochmut, Satan und Hegel stossen denselben Ruf aus: das Sein und das Nichts sind identisch.“ Hello's Glaube ist ohne Liebe, er ist ein Vorwurf gegen die Elenden, denen er nicht zum Teile wurde. Dennoch fehlt es seinen Hauptwerken wie „L' homme“, „Philosophie et Athéisme“ „Physionomies des Saints“, nicht an wunderbaren, ergreifenden Stellen in denen er Menschenleben und Schicksal mit der Flamme seines mächtigen, durchdringenden Geistes wunderbar beleuchtet. Er ist ein glänzender Beobachter, ein tiefgehender Psychologe, so lange seine Visionen ihn nicht über diese niedrige Welt weit emporheben. Die Jugend hatte Recht, ihn zu bewundern, als einen unerschütterlichen Charakter, als einen Anker der Gewissheit, der in den heftigsten geistigen Stürmen Stand hielt, vor allem als eine Erscheinung, die sich in jeder Art weit über die gewohnte Banalität erhob.

* * *

Der „Mercure de France“ vertritt nicht nur als Zeitschrift eine freiheitliche Entwickelung der Litteratur, sondern seine Bestrebungen bekunden sich auch in einem Verlage, der sich den jungen Schriftstellern mit einer seltenen Grossherzigkeit eröffnet hat. Namentlich hat er sich der Lyriker, dieser geschäftlichen Schmerzenskinder des Buchhandels angenommen, unter denen bereits die besten Namen vertreten sind. In den letzten Monaten kamen drei neue Gedichtsammlungen, von Henri de Régnier, von Francis Viélé, Griffin und Emile Verhaeren heraus, denen Francis Jammes mit einem lyrischen Drama „Un Jour“ und anderen Gedichten folgte, dann Yvanhoé Rambosson mit „Le verger doré.“ In einzelnen Heften erschien eine soziale Satire „Les raisons de Pascalin“ von Léon Riotor, der auch in der Bibliothèque artistique et littéraire ein nach Inhalt und Ausstattung originelles Büchlein „Le Sceptique loyal“ veröffentlichte. In einem sehr prächtigen Gewande, mit fein erfundenen Initialen von Paul Ranson erschien „Das Buch von der Geburt, dem Leben und dem Tode der glückseligen Jungfrau Maria,“ eine Legendenverschmelzung von A. — Ferdinand Herold. Pierre d'Alheim hat dem russischen Komponisten Moussorgski eine eingehende Biographie gewidmet, seine Volkslieder hat er in Paris durch eine musikalische Soirée bekannt gemacht.

Ein satirischer Roman von Gustave Kahn „Le roi fou,“ der an einem imaginären Orte in Deutschland spielt, ist jetzt als Buch herausgekommen, nachdem er bereits

durch die „Revue blanche“ veröffentlicht war.

* * *

In der „Revue blanche“ spricht sich der junge Lord Douglas über seine so viel erörterten Beziehungen zu dem unglücklichen Oskar Wilde aus. Diese Ausführungen, die zugleich bestimmt sind, seinen ersten Band Gedichte vorzubereiten, zeichnen sich durch einen hohen Ton aus, dem hoffentlich die Leistungen entsprechen werden. Der junge Lord bedauert, dass man ihn in Frankreich nur als den verlorenen Sohn kennt, während einige Leute in England bereits wissen, dass er „ein Dichter ersten Ranges“ ist. Dann giebt er einen Abriss über die Knabenliebe in der Weltgeschichte, um nachzuweisen, dass die homosexuell veranlagten Männer immer das Salz der Erde gewesen sind. Er spricht sehr überzeugend von der Gemeinheit der Gegner und namentlich von der absoluten Verworfenheit seines moralisch empörten Vaters. Ein warmer Aufruf, für die Begnadigung des unglücklichen Dichters einzutreten, beschliesst diese psychopathisch ungemein interessanten Bekenntnisse. A. ELOESSER.

ENGLAND.

Das Agrarproblem steht gegenwärtig auf der Tagesordnung. — In der „North American Review“ behandelt M. R. Morton „die landwirtschaftliche Krisis in den Vereinigten Staaten.“

„Während 30 Jahren tiefsten Friedens sind die amerikanischen Landwirte als Klasse mehr und mehr verarmt und befinden sich nun vor dem Ruin. Bedenkt man, dass fast die Hälfte ihres Einkommens (der Durchschnittslandwirt verdient knapp seinen Lebensunterhalt) von direkten und indirekten Abgaben verschlungen wird, so kann ihre verzweifelte Lage nicht überraschen.“

W. S. Harwood stellt es in einer Abhandlung über „Constitutional Suffrage for Women“ als offene Frage hin, ob Stimmenabgabe der Frauen nicht schon bei der nächsten Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten ausschlaggebend sein wird. — „Werden, was fast zweifellos erscheint, die Frauen Colorado's für die Wahl des Präsidenten und der Kongressmitglieder dieses Staates im Jahre 1896 stimmberechtigt sein, so steht die Bevölkerung der Vereinigten Staaten vor einer Frage von tieferem Interesse und grösserer Bedeutung als irgend einer Friedensangelegenheit seit Annahme der förderierten Verfassung zugestanden werden konnte“.

In der „Arena“ entwirft Dr. Ghose ein glänzendes Bild der konstitutionellen und sozialen Fortschritte Mysore's unter einheimischen Gesetzen und stellt ihm eine melancholische Schilderung British India's gegenüber, dessen Reichtümer die Söhne Albions auf englischem Boden verschwelgen.

Im „Forum“ giebt Clare de Graffenried, ‚special agent of the United States Department of Labour“ beredte Einzelumstände über das Anwachsen des Gewinns an Grundbesitz in Mietwohnungen der Armenviertel (Slum tenement property) der Vereinigten Staaten. „Dank dem Fehlen einer sanitären Gesetzgebung machen die Slumbesitzer ungeheure Profite. Die grossen Mietkasernen in New-York ergeben mit geringen Ausnahmen 50—80% Kapitalgewinn. Die Herstellungskosten sind unbedeutend, das Risiko rein nominell, Einkommen und Profit fast sicher. — In Philadelphia bringen einige der scheusslichsten Spelunken mehr als 40% Kapitalzinsen ein und in Boston zeigt der offizielle Nachweis gelegentliche Gewinne von 49%.“

G. S. Fort sucht in einem Artikel des „19. Century“, (Juni), der einen schier undurchdringlichen Zeitungsstaub aufgewirbelt hat, die Chartered Companies zu rechtfertigen; Arnold Forster rät in der „National Review“ zu ihrer Entsetzung und vertritt seinen Fall mit genau denselben Gründen, mit der ein Leitartikel der Fortnightly sich dagegen erhitzt.

Nach der konservativen, aber immer unabhängigen Saturday Review gipfeln „the Difficulties of the Government“ in der Schulvorlage, diesem Potpourri des Parteihaders, das für schreckhafte Ohren mit reaktionärem Psalmengebimmel Anklänge an die Marseillaise variiert. „Gegner im eigenen Lager vom Einflusse Henry Howorts, der seit 10 Jahren die Arbeiter Lancashire's vertritt, James Lawther und Leonard Courtnay (nach Lord Salisbury's Schilderung einer jener „philosophical Radicals“, die unfähig sind neben ihren Kollegen auf der Chaussée zu wandeln und ewig Seitenpfade einschlagen, auf denen sie über die eigene Vollkommenheit nachsinnen) sollten Sir John Gorst und Mr. Balfour zu denken geben.“

Fürst Krapotkin verkündet im 19. Century die nahe Auferstehung sozialistischer Kooperation in der Art der mittelalterlichen Gilden trotz Staatssozialismus und Individualismus.

Jules Simon stellt in der Comtemporary Review die Behauptung auf, die Egyptische Frage sei die Europäische Frage.

„Alles im Orient schläft, nichts ist tot. — Hütet Euch vor dem Erwachen! Wenn hinter dem Vorhang, der uns die kommenden, grossen Bewegungen verbirgt Barbaren lauern, so auch 2 oder 3 Nationen von un-

gehener alter Kultur. Hütet Euch! Die Geschichte Europas ist gegenwärtig und auf lange hinaus die Geschichte Asiens und Afrikas.

— — Euere Soldaten sind Philosophen, Skeptiker, Kinder der Civilisation. Ihr habt mehr Geschütze als der Feind, aber er hat Glauben und Leidenschaft. Man kann mit einer gottlosen Armee Madagaskar erobern, aber man bekämpft keine Welt mit ihr."

Als Planke über die Kluft zwischen Sozialpolitik und Litteratur, die in modernen Zeitschriften oft so unheimlich nahe beieinander wohnen, diene Cuthbert Haddons „Literature und Stret Organs" im 19. Century. Werje in London gleichviel ob im friedlosen Zentrum oder in den friedlich farblosen Vorstädten geistig thätig war, wird Haddon's Verzeiflungsschrei tiefsinniges Verständnis nicht versagen können. „Ein Strassenbettler wird verfolgt, während der Vagabund, der seine Bettelei durch Orgeldrehen bemäntelt für die Attaque seiner wilden Begehrlichkeit auf unsre Nerven königlich belohnt wird. Er verdient selten weniger als 5 £ (?) die Woche; ein Professor dieser teuflischen Kunst lebt in grossem Styl, raucht die feinsten Cigarren und logiert während seiner häufigen Erholungsreisen in den ersten Hotels. Es ist der Fluch der Demokratie: Geräusche, die einer Mehrheit zusagen, können nicht durch eine Minderheit aus der Welt geschafft werden." Mr. Haddon spricht von 20 Orgeldrehern in einer Strasse im Laufe eines einzigen Nachmittags!

Im „Speaker" sowohl als im 19. Century erklärt Gladstone, dass W. Fraser Ray sich mit seinem biographischen Rechtfertigungsversuch Sheridan's eine unerfüllbare Aufgabe gestellt habe. „Gleich seinen Parlamentsreden sind Sheridan's Dramen ein Zeugnis seiner Gaben, allein ihr Verdienst wurzelt darin, dass sie uns wenig über seinen Charakter und alles über die von ihm beobachteten oder geschaffenen Charaktere sagen. Und was bleibt sonst? Eine Unmenge ungenauen und widerspruchsvollen Geschwätzes, Ueberlieferungen einer vom Spiel seines Genius geblendeten Gesellschaft und die Mitteilungen weniger Zeitgenossen, die ihn geliebt haben. Es ist schwer zum Verständnis eines Mannes nach seinem Tode zu erziehen, der nie im Leben verstanden worden, und der Natur der Dinge nach prädestiniert ist, missverstanden zu werden. Sheridan war Irländer, arm, brillant, komplicirt, er besass politischen Einfluss in England in der vielleicht eifersüchtigsten Zeit seiner Geschichte, den Tagen der Kämpfe Georg des III. mit der Oligarchie der Whigs. Dem „Common-Sense" des Engländers (ein in seiner Sprichwörtlichkeit fast ebenso überlästiger Artikel als seine vorerwähnten Strassenorgeln) war zahlungsunfähiger Glanz bei Männern der Oeffentlichkeit stets verdächtig. John Bull misstraut, wo er bewundert. Dies der Schlüssel zur schiefen Beurteilung des Sheridan!"

„Sudermann's Magda (Speaker) hat ihren Einzug im Lyceum gehalten. Keineswegs ein Meisterstück. Seine Mängel sind Plumpheit, Provinzialismus, Abwesenheit auch nur der Ahnung vom Werte der Ironie, des Masses, der Grazie Es wird beständig mit Donnerkeilen dreingeschlagen, die augenfälligsten Dinge werden ausposaunt.

Nicht, dass Sudermann die engherzige Bigotrie und den „Philistinismus" (siehe Matthew Arnolds) einer deutschen Kleinstadt übertrieben hat, allein er zeichnet ihn ohne Farbe und Laune und mit der Verachtung eines nie verwundenen persönlichen Grolles. — — Er schwelgt in der Ausmalung der opulenten Prima Donna wie ein Reporter bei seinem ersten Interview."

Schliesslich sehnt sich der Recensent einmal wieder die „Fille mère" auf der Bühne zu sehen und den Verführer nicht als windigen Feigling, sondern unbeschadet seiner Sündigkeit als ehrlichen, grossmütigen Burschen. Wir gestehen, dass Sudermann's melodramatische Behandlung des Themas diese reaktionären Gelüste — beinahe begreiflich macht.

Bernhard Shaw legt in der Saturday Review den Bühnenmisserfolg der Magda lediglich dem mangelhaften Spiel der Mrs. Patrick Campbell zur Last. Er hat Magda von Duse und Sarah gehört und es muss eine Verwechselung von Wirkung und Ursache zu Grunde liegen, wenn er das geräuschvolle, indiskrete, äusserliche Sudermann'sche Drama mit den keuschen, stillen, innerlichen Schöpfungen Ibsen's in einem Atem nennt. Warum nicht auch Sardou'sche Marktwaren?

Das „Art Journal" sagt über die Royal Academy Exhibition. „Sie hat zweifelsohne ein erfrorenes, im Wachstum unterbundenes Angesicht. Rundum Beweise der Zaghaftigkeit sich neuen Ideen oder neuer Behandlung hinzugeben; ein Mangel an Lebensfülle und robuster Kraft, und an ihre Stelle tritt nicht einmal die Belebtheit hysterischer Erregung. Alles ist zu dekorativ, zu respektabel, um mehr als eine vorübergehende Beachtung zu erzwingen."

„Es ist weder eine gute noch eine schlechte Ausstellung, bemerkt Ernest Radford im „Artist", weder ein Jahr der Porträts, der Landschaften noch der Genrebilder. Es ist Alles." —

HELENE SIMON.

HOLLAND.

Im Anschluss an den kurzen Artikel über holländische Litteratur, welchen ich in der vorletzten Nummer der „Neuen Deutschen Rundschau“ veröffentlichte, möchte ich heute einiges über die mir vorliegenden Nummern (Mai- und Juniheft) der „Gids“ sagen. Ich finde da vor allem eine ausgezeichnete Novelle „Het Verdriet van Mynheer Cugena“ („Der Verdruss von Herrn Cugena“), in der sich eine stark ausgeprägte Individualität kundgiebt. Cyriel Buysse hat durch verschiedene grössere Romane, unter denen wohl „Het recht van den sterckste“ (Das Recht des Stärkeren) und „Wroeging“ (Reue) am meisten erwähnt zu werden verdienen, die Aufmerksamkeit der gesamten litterarischgebildeten Welt in Holland auf sich gezogen. Eingehend beschäftigten sich die Kritiker mit dem Talent und den Werken dieses hervorragend begabten jungen Belgiers, der in holländischer Sprache schreibt und vielfach mit dem belgischen Schriftsteller Camille Lemounier, oft auch mit Emile Zola, verglichen wurde. Das Aprilheft der „Hollandsche Revue“ einer rein litterarischen Zeitschrift, die ausser ein paar kurzen, zeitgemässen Artikeln eine Übersicht über den Inhalt von 22 Zeitschriften (holländischen, belgischen, französischen, englischen und deutschen) bietet und auch über die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte referiert, enthält einen sehr umfangreichen Artikel über Cyriel Buysse und seine Werke. Auch in der obenerwähnten Novelle („Der Verdruss des Herrn Cugona“) legt derselbe wieder eine glänzende Probe seines sich vorzugsweise auf psychologische Studien erstreckenden reichen Talentes ab.

Der Inhalt dieser Nummer der „Gids“ ist wie immer ein sehr reichhaltiger. Es verdient neben der Buysse'schen Novelle auch die sehr geschickte holländische Wiedergabe eines vermutlich von Virgil stammenden Gedichtes „Moretum“ oder „Ein früher Morgen aus dem Leben eines römischen Bäuerleins“ (von Dr. L. A. J. Burgersdyck) sowie eine ausführliche Besprechung des neuesten Maurice Maeterlinck'schen Buches „Le trésor des humbles“ besondere Beachtung. Die Anfangszeilen dieses Aufsatzes lauten:

„Um über Maeterlinck und sein neuestes Werk mit einiger Autorität schreiben zu können, müsste man die Mystiker und den Mysticismus genau studiert haben; ich habe das nicht gethan. Ich weiss es nicht und ich kann es auch nicht erforschen, ich könnte es nur nachsprechen, wo der Autor von „Le trésor des humbles“ seinen reichen Schatz gefunden haben mag. Nun aber, nachdem ich in stillen Abendstunden das Buch gelesen, mich ruhig von dem Strom seiner mystischen Gedanken fortreissen lassend, gewiegt von der Musik und dem Rhythmus seiner Sprache, halb verstehend, halb ahnend, oft vergebens nach dem tiefen Sinn forschend; dann wieder frappiert und gefesselt durch die Wahrheit und Schönheit seines Wortes, nun bleibt mir ein Eindruck wie nach dem Umgang mit einem feinen und edlen Geiste und ich fühle mich berufen auch andere aufzufordern, diesem „Trésor des humbles“ einige Andacht zu schenken.“

Das Juniheft der nämlichen Zeitschrift ist wohl, wenigstens im Hinblick auf die modernste Richtung in der Litteratur, kaum so interessant zu nennen als sein Vorgänger. Ausser einer sehr stimmungsvollen, fesselnd geschriebenen Novelle von F. Coenen jr. „Sommermittag“ und dem ersten Kapitel eines äussers interessanten Aufsatzes: „Honoré de Balzac“ von D. Ch. M. van Deventer, auf den ich noch zurückkommen werde, bietet es wohl kaum etwas Beachtenswertes. —

Von hervorragendem Interesse ist ein jährlich sechs Mal erscheinendes Blatt: „Tweemaandelyksch Tydschrift voor Letteren, Kunst, Wetenschapt en Politiek“ (Zweimonatliche Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und Politik. Chefredakteure: L. van Deyssel und Albert Verweg. Verlag: Amsterdam, Scheltema und Holkema's Buchhandlung), welches wohl am meisten dazu angethan ist, die Bewegungen und Fortschritte in der jüngsten holländischen Litteratur deutlich erkennen zu lassen. Von dem Inhalt des im März erschienenen Heftes dieser Zeitschrift verdient eine längere Novelle von Johan de Meester „Gezin“ (Familie) ganz besondere Berücksichtigung. De Meester schildert in geradezu meisterhafter Weise einen Jahrmarktstag in einem kleinen holländischen Dorfe; wie er den Ort der Handlung — eine kleine Bauernschenke, in deren schwüler Atmosphäre, bei dem trüben Lichte einiger dürftiger Öllampen sich Szenen ábspielen, die die denkbar grösste Verrohung und Sittenlosigkeit verraten — schildert, was er da über Land und Leute sagt, über den Verkehr zwischen den jungen Bauern und Bäuerinnen, die in ihrer fast bestialischen Immoralität kaum noch Menschen genannt zu werden verdienen, das ist ein Stück Leben, so wahr, so naturgetreu, so packend und fesselnd trotz all des Abstossenden, das es in sich birgt.

Kein grösserer Kontrast als der zwischen „Familie“ und einer kurzen, kaum drei Seiten umfassenden Skizze von L. van Deyssel: „Sonntagmorgen“; das ist ein Lied in Prosa, so voller Duft und Poesie

und Zartheit, dass es wie ein leises, kaum hörbares Flüstern klingt:

„Ah die Worte, die gesprochen, würden sie nicht, gleich wie der Wind, die leichten Luftblumen zerstören, die unbeweglich um uns sind.

Schatten steigen von dir hernieder und kommen zu mir, der ich so regungslos wartend harre.

Kein Lied, kein Wort, unser Atem wie der reine weisse Flüsterton der Stille ringsum".

So lauten ein paar Zeilen dieses Hoheliedes der Liebe.

Ausserdem veröffentlicht Albert Verweg in diesem Hefte einen sehr ausführlichen interessanten Aufsatz über Stefan George.

E. OTTEN.

DEUTSCHLAND-ÖSTERREICH.

Über den Sittlichkeits-Schutz für weibliche Angestellte in kaufmännischen Geschäften, welche Frage durch die moderne Entwicklung der sozialen Logik und der Frauenbefreiung eine besonders zentrale und brennende zu werden verspricht, lesen wir in der „Sozialen Praxis" das interessante Urteil einer „Fachmännin" (Agnes Herrmann). Sie führt aus:

Der Schutz der Fabrikarbeiterinnen gegen unsittliche Zumutungen ihrer Arbeitgeber soll demnächst die gesetzgebenden Faktoren beschäftigen. Wenn das Thema in dieser Form gestellt werden sollte, so würde dies eine durch nichts begründete einseitige Beschränkung auf den Arbeiterstand darstellen, während die weiblichen Personen anderer Stände, soweit sie sich in einem Verhältniss der Unterordnung zu männlichen Vorgesetzten befinden, des gleichen Schutzes bedürftig sind. Es soll heute nur an die in kaufmännischen Geschäften angestellten weiblichen Personen erinnert werden, deren Zahl man allein für Berlin auf ca. 12–15000 schätzt.

Die Buchhalterin, Verkäuferin, Stenographin ist fast den ganzen Tag mit ihrem Chef, oder dessen Stellvertreter, zusammen. Die Verkäuferin steht mit ihm hinter einem Ladentisch, die Buchhalterin sitzt am Pult ihm gegenüber, die Stenographin an demselben Tisch neben ihm. Gelegenheit zur Annäherung bietet sich hier also stündlich, und die Verführung wird dadurch noch grösser, dass Chef und Angestellte häufig derselben Gesellschaftsklasse angehören.

Auf die ersten feineren oder gröberen Annäherungsversuche des Vorgesetzten, Auffordern zum gemeinsamen Ausgehen in der Abendstunde etc. muss die Angestellte, wenn sie darauf nicht eingehen will, meistens sofort die Stelle aufgeben und ist dann zunächst brotlos. Sie ist gezwungen ein neues Engagement zu suchen, was ihr durch ungünstige Auskünfte, die der abgewiesene Vorgesetzte den neuen Arbeitgebern über sie erteilt, oft noch erschwert wird; dies geschieht nicht nur, um sich an ihr zu rächen, sondern auch um einer eventl. bösen Nachrede von vornherein die Spitze abzubrechen. Sie kann dann oft Wochen und Monate lang suchen, bis sich ein Arbeitgeber findet, der es trotz der schlechten Auskunft mit ihr versucht. — Hat die Angestellte noch Eltern oder Verwandte, die ihr den nötigsten Unterhalt reichen, so lässt sich die Arbeitslosigkeit allenfalls überwinden. Wie aber, wenn das junge Mädchen allein auf sich angewiesen ist? Von den kargen Gehältern, die weiblichen Arbeitskräften gezahlt werden, können die Wenigsten einen Notpfennig zurücklegen, zumal von den weiblichen Angestellten in jedem Geschäft gute Kleidung verlangt wird. Das junge Mädchen kommt dann in die bitterste Not, und in der Not oder in der Furcht vor ihr erliegt manche den Versuchungen, denen sie eben noch ausgewichen ist.

Geht die Angestellte auf die Anträge des Vorgesetzten ein, so hat sie dann zunächst eine leichte und gut bezahlte Stellung und einen nachsichtigen Chef. Der Ton in einem solchen Geschäft wird sofort aufs schlechteste beeinflusst. Die Beziehungen zwischen dem Vorgesetzten und der betreffenden Angestellten sind für die übrigen Mädchen täglicher Gesprächsgegenstand. Heuchelei und Speichellecken wird gross gezogen, da niemand es mit der Geliebten des Vorgesetzten verderben will, um nicht angeschwärzt zu werden. Wie verderblich dies Beispiel namentlich auf die jungen Lehrmädchen wirken muss, kann man sich selbst sagen. Ist der Vorgesetzte dieses Verhältnisses überdrüssig, so kündigt er der betreffenden Angestellten, resp. weiss deren Kündigung beim Chef durchzusetzen und ist mit dem Tage ihres Austrittes gewöhnlich aller weiteren Verpflichtungen enthoben.

Selbstverständlich gehören derartige Vorkommnisse nicht in allen Geschäften zur Tagesordnung. Die grosse Mehrzahl der Chefs ist vielmehr aufs peinlichste bemüht, den guten Ruf ihres Personals zu wahren. Umgekehrt aber darf man sich auch der Täuschung nicht hingeben, dass unlautere Beziehungen zwischen Vorgesetzten und kaufmännischen weiblichen Angestellten resp. unsittliche Anträge von Seiten des Chefs zu vereinzelten seltenen Ausnahmen rechnen, am wenigsten in den Grossstädten und speziell in Berlin. Allerdings muss zugegeben werden, dass oft auch die weiblichen Angestellten selbst

daran Schuld sind, denn leider finden sich in den Grossstädten Elemente unter ihnen, die unsittliche Annäherungen direkt herausfordern. Aber ein einsichtiger Chef sollte solche Leute einfach entlassen und den Kaufmannsstand von ihnen reinigen.

Es giebt in Berlin eine Anzahl Geschäfte, die von jeder Angestellten, welche einigermassen Fühlung mit ihren Berufskreisen hat, gemieden werden, und ein allgemeines Misstrauen ist bereits so weit gediehen, dass viele junge Mädchen es als etwas ganz selbstverständliches betrachten, keine Stellung in einem Geschäft anzunehmen, in welchem sie mit dem Vorgesetzten allein sind. Ja, harmlos freundliche Worte des neuen Vorgesetzten werden schon mit Angst und Misstrauen aufgenommen. Ein Streiflicht auf die in einzelnen Geschäften herrschenden Zustände wirft folgender Vorfall, der sich im Jahre 1895 in einem Berliner Hause der Drahtwaren-Industrie zugetragen hat. Es waren in demselben 2 Buchhalterinnen angestellt, die jüngere, etwa 17 Jahre alt, war die Tochter eines kleineren Kaufmanns, Namens X. Der Chef erlaubte sich gegen Frl. X. öfter Zärtlichkeiten, versprach aber, auf ihre Drohung, das Geschäft sofort zu verlassen, jedesmal Besserung. Das junge Mädchen blieb, weil sie sich schämte, ihren strengen Eltern von diesen Vorkommnissen Mitteilung zu machen. Als dann Frl. X. an einem Sonntag Vormittag allein Dienst hatte, die Ladenthür der polizeilichen Vorschrift gemäss um 10 Uhr geschlossen und das junge Mädchen noch mit Ablassen eines Briefes beschäftigt war, überfiel sie der Chef und versuchte sie zu vergewaltigen. Nur ihrer kräftigen Abwehr und ihrem Hülfegeschrei hatte sie es zu verdanken, dass sie schliesslich noch unversehrt davon kam. Dass sie die Stellung sofort aufgab, ist selbstverständlich. Eine gerichtliche Anzeige unterblieb leider, und der Chef versucht denn die sittliche Ausbeutung seiner Angestellten bis heute auch ungestört weiter. Der Nachfolgerin des Frl. X., einer jungen Frau, drohte er im Dezember, ihr die Weihnachtsgratifikation zu entziehen, falls sie sich nicht entschlösse, endlich mit ihm fortzugehen. Wie die Angestellte behauptete, wollte er in einem benachbarten Hôtel für seine Zwecke ein Zimmer mieten. Obgleich diese Frau ein Monatsgehalt von nur 45 M. bezogen und gewiss keinerlei Rücklagen erübrigt hatte, gab sie ihre Stellung sofort auf. Und dieser Chef ist noch dazu Gatte und Familienvater!

Solche Vorkommnisse dringen nur darum so selten an die Öffentlichkeit, weil die weiblichen kaufmännischen Angestellten gewöhnlich vor einer gerichtlichen Vernehmung in so peinlicher Angelegenheit zurückschrecken. Überdies sind ja auch unsittliche Annäherungsversuche der Vorgesetzten meistens schwer zu beweisen, da Zeugen doch gewöhnlich nicht vorhanden sind oder, wenn solche da sind, sich möglichst der Aussage entziehen.

Man kann nun natürlich nicht erwarten, dass die weiblichen Angestellten sich häufiger entschliessen werden, solche Angelegenheiten dem Gericht zu übergeben, sobald sie ein besonderes Strafgesetz gegen sittliche Ausbeutung in ihrem Arbeitsverhältniss schützt: denn die gerichtliche Vernehmung, welche doch bestehen bleiben muss, wird nach wie vor abschreckend wirken. Dagegen wird sich der Vorgesetzte ganz sicher mehr vor Ausschreitungen hüten, wenn deren Verwerflichkeit ausdrücklich durch ein Gesetz ausgesprochen wird und ihm bei Übertretung Freiheitsstrafen drohen. Allerdings müsste das Gesetz den Chef resp. dessen Vertreter nicht nur strafen, wenn es bereits bis zum äussersten gekommen ist; schon seine unsittlichen Anträge und handgreiflichen Zärtlichkeiten müssten von dem Gesetz getroffen werden. Gegen diese ist heute nur die gewöhnliche Beleidigungsklage zulässig. Es ist wahrlich hohe Zeit, dass hier Wandel geschaffen wird, soll nicht der grosse Stand der weiblichen Handlungsgehülfen weiter moralisch herabgedrückt werden.

* * *

Drei grosse Tote hat die Gelehrtenwelt zu beklagen. Curtius, den dichterischen Historiker des Altertums, Treitschke, den scharfen Historiker der neueren Zeit, und Jules Simon, der am meisten von ihnen in unserer Zeit lebte. Über diesen Punkt hat Richard Grelling in der „Friedens-Korrespondenz" beachtenswerte Mitteilungen gemacht.

Mit dem Tode Jules Simons, sagt er, hat die internationale Friedensbewegung einen ihrer bedeutendsten Vertreter verloren. Jules Simon gehörte zu den Männern, welche die Verbreitung des Friedensgedanken nicht als eine besondere Aufgabe betrachten, die man neben anderen Lebensaufgaben erfüllen könne, sondern die durch ihr gesamtes Auftreten im Leben und in der Wissenschaft den Beweis zu führen bestrebt sind, wie man die Liebe zum eigenen Vaterlande mit der unparteiischen Beurteilung fremder Nationen und mit dem Streben nach internationaler Verständigung verbinden könne. Eine Fülle von Interessen hat der französische Gelehrte in sich vereinigt. Als Professor der Philosophie, als Geschichtsschreiber, als Feuilletonist, als Essayist und nicht zum wenigsten als praktischer Staatsmann hat er gewirkt. Noch über sein achtzigstes Lebensjahr

hinaus hat er bei allen wichtigen, neu auftauchenden Fragen in den Spalten der hervorragendsten Blätter seine stets beachtete Meinung geäussert. Bei der internationalen, von Kaiser Wilhelm II. einberufenen Arbeiterschutz-Konferenz hat er Frankreich in Berlin vertreten. Noch im Märzheft der neuen Zeitschrift „Kosmopolis“ hat er einen höchst interessanten Aufsatz über die Sou-Blätter und deren nachteiligen Einfluss auf die öffentliche Meinung veröffentlicht. Aber überall, von welchem Gesichtspunkte aus man die Thätigkeit Jules Simons betrachten möge, überall zeigt er sich als ein Mann, dem die friedliche Annäherung der Nationen als das Hauptziel alles öffentlichen Strebens gilt, der die Wohlfart der Nationen nur in der Aufrechterhaltung des Friedens sieht.

So hat der greise Staatsmann unschätzbar viel dazu beigetragen, in Frankreich eine zutreffende Meinung über den Charakter und das Wesen unseres Kaisers, besonders über dessen entschiedene Friedensliebe, zu verbreiten. In immer neuen Aufsätzen hat er den sympathischen Eindruck geschildert, den der Kaiser auf ihn gemacht, hat er die friedlichen Aussprüche verbreitet, welche Kaiser Wilhelm ihm gegenüber gethan hat. Das bedeutungsvolle Wort, welches bei Gelegenheit der Arbeiterschutz-Konferenz aus dem kaiserlichen Munde gefallen ist: Wer heute in Europa einen Krieg geflissentlich heraufbeschwöre, müsse ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher sein — dies Wort und viele ähnliche Aussprüche sind durch Jules Simon der Öffentlichkeit übermittelt worden. Wenn heute Kaiser Wilhelm II. in Frankreich sich der grössten persönlichen Sympathieen erfreut, wenn heute der bei seiner Thronbesteigung weit verbreitete Aberglaube, dass er nach kriegerischen Lorbeeren strebe, verschwunden ist, so hat Jules Simon zu dieser dankenswerten Aufklärung der öffentlichen Meinung jenseits der Vogesen wohl das meiste beigetragen.

Aber der französische Philosophie-Professor, an exaktes Denken bis in die letzten Konsequenzen gewöhnt, hat sich nicht begnügt, zur Milderung der Stimmungen zwischen Deutschland und Frankreich das seinige beizutragen, er hat auch positive Vorschläge gemacht, um dem gegenwärtigen, für beide Teile ruinösen Rüstungszustande, den man bewaffneten Frieden nennt, ein Ende zu machen. Sein Aufsatz im Figaro vom 9. November 1893 wird vielleicht und hoffentlich in Zukunft als ein Markstein in den Beziehungen der beiden Völker zu einander betrachtet werden.

Es ist der bekannte Aufsatz unter der Überschrift „La trève de Dieu“, in welchem Simon den Vorschlag macht, zunächst eine Reihe von Jahren, bis zum Ende dieses Jahrhunderts, durch einen völkerrechtlichen Vertrag zwischen Frankreich und Deutschland festzusetzen, dass keine Vermehrung der Rüstungen stattfinden und beide Teile sich mit ihrem augenblicklichen Besitzstande zufrieden erklären sollen. Simon kennt das französische Volk und rechnet mit seinen Schwächen. Er erklärt es für unmöglich, von Frankreich einen definitiven und formellen Verzicht auf Elsass-Lothringen zu verlangen — einen Verzicht, den niemals eine Nation in ähnlicher Lage ausgesprochen habe. Aber er erklärt es für möglich und erreichbar, eine Vertagung der Streitfrage und demgemäss eine Einstellung weiterer Rüstungen zunächst auf eine Reihe von Jahren herbeizuführen und er rechnet mit der heilenden Wirkung der Zeit, wenn er die Hoffnung ausspricht, dass der Gottesfrieden auf Zeit allmählich in einen dauernden Frieden auf Ewigkeit übergehen werde. Er nimmt auch weiter als wahrscheinlich an, dass, wenn erst ein Stillstand der Rüstungen vereinbart sei, man allmählich zu einer successiven, gleichmässigen Herabminderung der Rüstungen gelangen werde. Er ist so fest überzeugt von der praktischen Durchführbarkeit seines nichts weniger als utopistischen Vorschlages, dass er den Figaro-Aufsatz mit den Worten schliesst: „Trois heures de conférence et une feuille de parchemin suffisent pour nous la donner, la trève de Dieu.“

Diese Gottesfriedens-Idee Jules Simons, welche zuerst von dem spanischen Senator Marcoartu ausgegangen und dann infolge des Simon'schen Aufsatzes von den Friedensfreunden aller Länder mit Begeisterung aufgenommen worden ist*), bildet neben der Forderung einer ständigen völkerrechtlichen Gerichtsbarkeit zur Zeit den wichtigsten Punkt in dem Programm der internationalen Friedensbewegung. Während die Staaten-Gerichtsbarkeit, der Rechtsspruch an Stelle der Gewalt, die Organisation an Stelle der Anarchie, das unverrückbare Endziel der Friedensbewegung darstellt, ist die Gottesfriedensidee etwa als das aufzufassen, was der Jurist in gewissen zivilrechtlichen Verhältnissen die Regulierung eines Interimistikums nennt. Bei Ehescheidungsprozessen, bei Besitzstreitigkeiten und ähnlichen Angelegenheiten lassen die Prozessgesetze der meisten Länder die vorläufige Festsetzung eines erträglichen Zustandes durch den Richter zu, während die definitive Regulierung erst auf dem langen Wege

*) Siehe auch die Broschüre „Quousque tandem! Ein Friedenswort von Richard Grelling.“ 1894. E. Pierson, Dresden.

des ordentlichen Prozesses erfolgt. So ähnlich dürfte sich der völkerrechtliche Prozess, welcher ohne jeden Zweifel schliesslich — darüber kann kein Anhänger der Entwicklungslehre anderer Meinung sein — zu einer völkerrechtlichen Organisation der Staaten führen muss, auch vollziehen. Die Entwickelung bis zum Endziel kann nicht von heut auf morgen geschehen, sie wächst langsam, aber unaufhaltsam. Inzwischen aber kann der gegenwärtige unerträgliche sogenannte Friedenszustand erträglicher gestaltet werden durch Regulierung eines Interimistikums. Auch Kriege werden in der Regel nicht sofort durch Friedensschluss beendigt, sondern dem Frieden pflegt ein Waffenstillstand vorauszugehen: so mag auch dem völkerrechtlichen Frieden ein völkerrechtlicher Waffenstillstand vorhergehen, ein Abkommen, zunächst auf beschränkte Zeit, die Rüstungen nicht zu erhöhen, dem dann notwendig das weitere Abkommen folgen wird, die Rüstungen gleichmässig allmählich herabzusetzen.

Die Förderung dieser zukunftsreichen Idee wie sein gesamtes versöhnliches Auftreten in seinem Leben und seinen Schriften hat dem nun dahingegangenen französischen Gelehrten den unauslöschlichen Dank der Friedensfreunde aller Länder eingetragen. Möge sein Vorbild Nachahmung erwecken und mögen bald die Früchte reifen, für die Jules Simon in unermüdlichem Eifer bis in seine letzten Lebenstage den Samen gestreut hat!

* * *

Wir finden in der Wiener „Neuen Revue" einen Artikel Ferreros über Pariser Ehen, welcher durch unsere neulichen Eheschmerzen im Reichstag zu interessanten Vergleichungen Anlass giebt.

„Es ist oft behauptet worden, sagt der italienische Gelehrte, — und im allgemeinen wohl mit Recht — dass die Ehe mit dem Fortschreiten der Kultur sich immer mehr auf der individuellen Liebe aufbaue. Anfänglich war die Heirat einfacher Kauf einer Sklavin; dann wurde sie zum Kaufvertrag zwischen den Eltern des Mädchens und dem Manne, und auch später blieb sie lange Zeit hindurch eine Handlung, die aus Gründen der Spekulation und nicht des Gefühles vollzogen wurde. Allmälich erst erkämpfte die individuelle Geschlechtsliebe ihren Anteil an der ehelichen Verbindung, bis diese endlich zu einer freien und spontanen wurde, zu einem lebenslänglichen Vertrage, von welchem die Sitte forderte, dass die Kontrahenten sich liebten oder sich wenigstens zu lieben meinten.

Dieses moderne Eheleben ist aber keineswegs überall das gleiche. Eines der zivilisirtesten Länder der Welt zeigt uns in seiner Hauptstadt, die mit Emphase das „Hirn der Welt" genannt wird, eheliche Sitten und Gebräuche, wie sie — abgesehen von einer grösseren Feinheit der äusseren Formen — auch bei den Kirgisen oder Botokuden gefunden werden. In der Pariser Gesellschaft ist eine Liebesheirat etwas so Seltenes geworden, dass, wenn ein solcher Fall wirklich einmal eintritt, er zum öffentlichen Ereignis wird, dessen sich die Journale bemächtigen, und das zumindest eine Woche lang den Gesprächsstoff aller Salons bildet. In der Regel aber verehelichen sich die jungen Leute der französischen Aristokratie und des höheren Bürgertums auf sehr prosaische und nüchterne Weise. Wenn ein junger Mann, oder wenn dessen Eltern, die zumeist für ihn denken, den Augenblick gekommen glauben, in welchem er Abschied nehmen soll von den flatterhaften Freuden des Junggesellenlebens, dann sucht er bei seinen Bekannten oder bei den Bekannten seiner Bekannten nach einer Familie, in welcher es ein Mädchen und ein Vermögen giebt, beide seinen eigenen Verhältnissen ebenbürtig. Er besucht das Haus, und ist er dort gerne gesehen, dann hält er um die Hand des Mädchens an, die Verlobung wird angezeigt und die Hochzeit folgt mit schwindelnder Eile, sechs oder acht Wochen nachher. Die Vorbereitungen zur Ehe dauern nicht länger als anderthalb Monate, obgleich die beiden Verlobten sich vorher gar nicht kannten oder einander höchstens zwei- oder dreimal in irgend einem Salon oder auf einem Balle begegnet waren. Überdies haben sie während der kurzen Brautzeit kaum die Möglichkeit, sich näher kennen zu lernen, denn man lässt sie niemals auch nur eine einzige Minute allein und sie sind durch eine Menge wichtiger Angelegenheiten in Anspruch genommen: durch Besuche und Diners, die Vorbereitung der Ausstattung, der Einrichtung, der Dispositionen zur Hochzeitsreise. Der Bräutigam stattet seiner Braut täglich einen einstündigen Besuch ab, während dessen er seiner Schönen den Hof macht, und zwar geschieht dies mit jener Korrektheit, mit jener Höflichkeit und Förmlichkeit, mit welcher jeder gebildete Mensch seine gesellschaftlichen Pflichten erfüllt. Die Braut lässt sich gelassen den Hof machen, ebenso wie sie sich geduldig darein fügt, in Gegenwart der Freunde des Hauses Clavier zu spielen, wenn die Mama es wünscht. Die sechs oder acht Wochen gehen so vorbei und die beiden jungen Leute sind Mann und Frau. . . .

Jene Kameraderie zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, welcher

man in so freier und fröhlicher Form in England begegnet, und aus welcher so häufig die Liebe entsteht, ist in Paris unbekannt und würde als arge Unschicklichkeit betrachtet werden Was ist aber die Folge? Dass die jungen Mädchen heranwachsen, ohne vom Manne etwas Anderes zu kennen als die Form seiner Kleidung und die Farbe seiner Kravatte, ohne eine Ahnung zu haben von seinen Ideen und Leidenschaften. Und die jungen Männer, denen die Möglichkeit benommen ist, mit jungen Damen ihres Standes, ihrer Lebensgewohnheiten und ihres Alters zu verkehren, sehen sich gezwungen, sich an die verheirateten Frauen heranzumachen oder die Gesellschaft der Halbweltsdamen zu suchen, und gewöhnen sich hierbei brutale, von jeder unbequemen Etiquette freie Umgangsformen und eine ebensolche Sprache an.

Die Pariser Ehe ist thatsächlich nichts weiter als ein einfaches Geschäft, ein Vertrag, welchem zum grössten Teile Erwägungen finanziellen Charakters zu Grunde liegen; sie ist die Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts behufs Gründung einer Familie und zugleich einer Firma mit Gesellschaftskapital, zu dem Zwecke, mit erhöhtem Luxus und mit grösserer Freiheit leben zu können Die Pariser Ehe ist also im Grunde genommen eine Institution, welche den bei barbarischen Völkern üblichen sehr ähnlich ist, nur dass bei diesen solche Vereinigungen leicht begreiflich erscheinen, weil die Sitten noch primitiv und die Gefühle noch nicht verfeinert sind. Ausserordentlich merkwürdig ist es aber, dass eine Nation, die auf einer so hohen Stufe der Kultur steht und die in jeder Beziehung so weit fortgeschritten ist, wie die französische, in der Auffassung einer so bedeutungsvollen Institution auf dem Niveau der den wilden Völkern eigenen Gesittung steht.

Ich möchte es nun versuchen, die Ursachen dieses merkwürdigen Stillstandes der moralischen Entwicklung zu ergründen. Zum Teile ist die Erscheinung, wie ich bereits erwähnt habe, wohl durch die strenge Clausur zu erklären, in welcher die jungen Mädchen gehalten werden; durch die peinliche Sorgfalt, mit welcher man sie von jedem Umgang mit jungen Männern fernhält, was die Möglichkeit eines Gedanken- und Gefühlsaustausches zwischen Personen, die einander liebgewinnen und sich in Liebe vereinigen könnten, völlig ausschliesst. Diese Thatsache hängt aber wieder mit anderen zusammen, die sie erzeugen und erklärlich machen: in erster Linie mit dem Fortleben gewisser Vorurteile, die von den schlimmsten der feudalen Zeit nur dem äusseren Scheine nach verschieden sind. Man möchte fast glauben, dass die menschliche Natur in keiner gesellschaftlichen Ordnung einen so vollendeten Ausdruck ihrer selbst gefunden habe, wie im Feudalismus, wenn man sieht, mit welcher Beharrlichkeit ungeachtet der politischen und der philosophischen Revolutionen, die feudalen Anschauungen unter verschiedenen Formen immer wieder erstehen, gerade dann am stärksten, wenn sie mit Stumpf und Stiel vernichtet schienen. Der Abscheu vor der Mesalliance war eines der tiefgehendsten Klassengefühle des Adels der letzten Jahrhunderte. Die Vereinigung mit einer, einer anderen Klasse angehörigen Person erschien als eine unwürdige Untergrabung des Stammes, die unter allen Umständen vermieden werden musste, wenn eine Familie ihrer gesellschaftlichen Stellung treu bleiben wollte. Wenige Formen des menschlichen Hochmuts sind in dem Frankreich unseres Jahrhunderts von Philosophen, von Moralisten, von Literaten mehr verspottet und gegeisselt worden, als dieser Hochmut des Blutes; und dessen Vernichtung erschien Vielen als ein weit grösserer Sieg der Freiheit als die Zerstörung der Bastille. Trotzdem ist das Vorurteil, das man zerstört glaubte, vielleicht noch nie so lebendig gewesen, als gerade heute. Die wohlhabenden Familien betrachten es heute, besonders in Frankreich, als eine Ungeheuerlichkeit, wenn ein Jüngling oder ein Mädchen sich mit einer minder bemittelten Person verbinden will; der Abscheu vor einer solchen „Missheirat“ ist heute ebenso stark, wie ehedem der Abscheu des Adeligen, sein Wappenschild durch ein plebejisches Ehebündniss zu schänden. Der Hochmut der Millionen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts kann sich mit dem Hochmut des Adelswappens im siebzehnten Jahrhundert messen. Die Zahl der Diener, die man in den Vorzimmern zeigen kann, die Zahl der Pferde und Wagen, die man durch die Strassen führt, die Zahl der Bälle und Soireen, die man zu geben vermag, ist heute als Dokument gesellschaftlichen Ranges gleichbedeutend mit der ehemals nachgewiesenen Zahl der Ahnen, die in den Kreuzzügen mitgefochten hatten. Ja, der Dünkel des Geldsackes ist vielleicht noch grösser, weil er durch ein anderes Gefühl verstärkt wird; das ist der uralte menschliche Wahn, das Geld sei die Quelle des Glückes, ja es bedeute das Glück selbst in seiner höchsten und vollkommensten Ausbildung. . . . .

Man begreift daher, dass die unglücklichen Ehen in Paris so häufig sind und dass eine so grosse Anzahl von Schiffbrüchigen der Ehe tagtäglich die Hände verzweiflungsvoll nach dem Rettungsanker der Ehescheidung ausstreckt. Die Familie und die Ehe gehören zweifellos nicht zu

jenen Institutionen, die der Franzose besonders respektirt. Es genügt, einen Blick in eine politische, eine illustrirte oder eine humoristische Zeitung zu werfen, um sich zu überzeugen, dass die Hälfte der darin enthaltenen Scherze und Witze gerade gegen diese beiden Institutionen gerichtet ist. Auch die Theaterstücke, sogar diejenigen, welche in den vornehmen Theatern, wie in der Comédie Française, aufgeführt werden, ebenso wie die Romane, setzen in einer feineren und höher stehenden Form diesen Feldzug des Spottes fort, welchen der französische Geist unablässig gegen die Familie und gegen die Ehe führt. Und so könnte man meinen, dass eine unheilbare sittliche Verderbtheit die ganze französische Gesellschaft von oben bis unten durchdringe. Aber Alles, was wir hier gewahren, kann nicht als die Folge einer besonderen Entartung der Sitten angesehen werden, denn diese, obgleich in Frankreich sehr tiefgehend, ist hier doch nicht grösser als in anderen Ländern. Es handelt sich hier vielmehr um einen fundamentalen Fehler des Systems der Eheschliessung. Ein Mann oder ein Weib können gutherzig, brav, vernünftig, ernst und dem leichtsinnigen Leben durchaus abhold sein; aber sie können dessen ungeachtet einander nicht gefallen und das ewige Zusammenleben, wenn ihre ein wenig leicht erregbaren Temperamente einander allzusehr widersprechen, als bittere Qual empfinden. Wie kann man nun die Stärke der Harmonie oder des Gegensatzes während der sechs oder acht Wochen, die der Heirat vorausgehen, erproben? Wie könnte auch der scharfsinnigste Psycholog in so kurzer Zeit den Charakter eines Menschen analysiren und erraten, ob er zu einem anderen passt oder nicht? Es ist daher nicht zu wundern, wenn Ehebruch und Ehescheidung in einer so beschaffenen Gesellschaft in erschreckender Weise überhand nehmen, ohne dass man desshalb an eine besondere sittliche Entartung denken müsste. Das Grundübel, an dem die Pariser Gesellschaft krankt, liegt in der Ehe selbst, nicht im ausserehelichen Leben."

* * *

Die „Zeitschrift für Innendekoration," das beste Organ für Kunstgewerbe, kam neulich auf die wichtige Frage „Gobelin und Gobelinmalerei" (L. Hagen) zu sprechen, die in ihrer fundamentalen Bedeutung folgendermassen behandelt wird.

Noch immer bleibt das Gobelin der kostbarste Wandschmuck, den die Kulturwelt besitzt. Kein anderer ist so schwierig herzustellen, keiner aber verfügt auch über einen so eigenen Farbenreiz wie dieser. Schon die Lage des Fadens, seine Feinheit, seine scharfe Drehung und die kräftige Härte des Erzeugnisses müssen als charakteristische Vorzüge bezeichnet werden; mehr noch kommt die Fähigkeit in Betracht, die feinsten Übergänge in den Schattirungen zu berücksichtigen. Vor Allem aber kommt die tiefe Sättigung mit Farbenpigmenten in Anschlag, der gerade dieser Wollfaden fähig ist. Endlich wird durch die Verbindung mit Goldfäden diesen Farben eine Leuchtkraft verliehen, wie sie kein anderes Erzeugnis der Textilkraft zu bieten vermag. Da man aber weiss, dass an einem Quadratzoll guter Gobelin-Arbeit ein geübter Wirker acht Stunden zu thun hat, ist es nicht zu verwundern, dass der Besitz von Gobelins nur den Reichen vorbehalten worden ist. Vielleicht ist es eine Folge dieses Umstandes, dass sich im Publikum der Glaube einwurzeln konnte, ein Gobelin müsste unter allen Umständen so staubdurchsetzt, wie nur irgend möglich aussehen. Zum Teil mag auch der allgemein verbreitete Museumsbegriff von heutzutage hierzu beitragen. Wir haben mit der „stilvollen" Tradition noch immer nicht genug gebrochen. Man hat im Gegenteil noch Beweise in Hülle und Fülle dafür, dass das grosse Publikum sich noch immer von gewissen Modebegriffen abhängig macht und durch seine „Stilwut" eben jene Stillosigkeit fördert, die es zu bekämpfen vorgiebt. Eine Folge dieser Stilwut ist die, dass man nach billigem Ersatz für diejenigen Gegenstände sucht, die für unerlässlich zur Herstellung des „Stils" gehalten werden.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege hat denn auch die Gobelin-Malerei das Licht der Welt erblickt. Seit einigen Jahren spukt sie abwechselnd als „Kunst im Hause" und als „Frauenerwerb" in den Spalten der Frauenzeitungen. Noch kürzlich teilte ein „Fachmann", natürlich unter dem behaglichen Mantel des alphabetischen Chiffresystems mit, dass für den Quadratmeter eines gemalten Gobelins 60 Mark bezahlt werden. Wohlweislich hütete er sich, zu sagen, wo diese kalifornische Goldgrube für Schleier- und Schleifengelder zu finden wäre. Er kannte das Taschengeldstrebertum seines Vaterlandes zu gut, um den liebenswürdigen Preisdrückerinnen, die in kunstgewerblichen Kreisen ohnehin schon genügend gefürchtet werden, mehr als die Aussicht auf goldene Berge zu zeigen. Sicher ist, dass namhafte Berliner Exportfirmen auf diesem Gebiete keine 60 Mark für den Quadratmeter der Arbeit zahlen, die sie dem Handelsverkehr übergeben. Sollten sie es ausnahmsweise thun, so wäre dies für ein Unglück anzusehen. Die Arbeit in ihrer durchschnittlichen Be-

schaffenheit würde damit viel zu gut bezahlt sein. Man sieht es diesen Malereien nämlich sehr unverkennbar an, dass der gute Rat einer Vorkämpferin des Dilettantismus befolgt wurde, beliebige Illustrationen aus Familienblättern als Vorlagen zu benutzen und sie nach Bedarf zu vergrössern. Es kommt dabei ein wunderliches Gemisch heraus von Erinnerungen aus den Museen und dem beliebten Schattirungssystem der modernen Kreuzstichstickerei. Neutraltinte und kalte Sepia, Indigo und Weiss werden nicht gespart, damit Jedermann erkenne, wie sehr „nach dem Leben" die Malerei fabrizirt wurde. Eine etwas höherstehende Klasse von Gobelinmalern oder -malerinnen legt sich auf das gewissenhafte Kopiren alter Gobelins in den Museen. Hier aber kopirt man natürlich pflichtschuldigst auch den Staub der Farben. Zumeist hat man dabei in Deutschland keine Ahnung von der Thatsache, dass schon in sehr früher Zeit — in Deutschland nachweislich schon im Anfang des 14. Jahrhunderts — das Gold sehr reichliche Verwendung findet. In der Florentiner Arrazzisammlung, wo fast alle Gobelins in ausserordentlicher Farbenfrische erhalten sind, verwenden die kopirenden Damen grosse Mengen von Goldstaub, welchen sie mit Hülfe eines trockenen Pinsels in die feuchte Farbe auf ihrem Gobelinstoff hineinarbeiten. Sie könnten dies gar nicht unterlassen, weil man ihnen angesichts ihrer Vorbilder sagen würde, dass sie ohne Gold viel zu weit hinter den Originalen zurückbleiben, um auf Absatz rechnen zu können. — Eine dritte Klasse von Gobelinmalerei war auf der diesjährigen grossen Berliner Kunst-Ausstellung — wenn ich nicht irre — nur durch ein einziges Exemplar von Max Seliger vertreten. Hier bot sich die selbständige Komposition eines Künstlers, der die Eigenart der Gobelinmalerei in ihrem vollen Umfange erfasst hatte. Die Darstellung — ein Herbst oder Abend — stand im Entwurf stark unter englischem Einfluss. Speziell enthielt sie Reminiscenzen an Sir Frederik Leighton. Zwei Frauengestalten unter einem Baum, ein Hund und ein Stück blühender Acker bildeten den Hauptinhalt. Es muss vorweg zugegeben werden, dass an der Zeichnung, an Hals und Kopfhaltung der Figur für „Nörgler" viel greifbares Material zu finden war. Auch wurde im Ausdruck der Gesichter nicht jene intime Weichheit erreicht, die gerade für den Stil der Prärafaeliten unerlässlich scheint. Dagegen enthielt der Aufbau der Gruppe in Bezug auf Geschlossenheit und architektonische Anordnung im Sinne des Michelangelo so zahlreiche selbständige Momente, dass selbst ein Präraffaellit davon hätte lernen können. Schon in diesem Sinne zeugte das Bild nicht von blossem Anpassungsvermögen, sondern von Schulung, die sich mit dem Grundelement im Naturell des Künstlers verschmolzen hat. Durchaus selbständig war bei dieser Arbeit auch die Behandlung der Farbe. Sie verriet ein vertieftes Verständnis für das Wesen der Farbe im eigentlichen Gobelin. Von dem kränklich altertümelnden Zug der verschossenen „Stilfarben" war hier ebensowenig zu finden, wie von blosser Nachäfferei englischer Vorbilder. Lehrreich war vor Allem der Verzicht auf plastische Wirkungen. Das Hauptgewicht in Zeichnung und Farbe entfiel auf Harmonie, alle schreienden Kontraste waren vermieden und überall kam die Anpassung an die Fläche zur Geltung. Vor allen Dingen beschränkte sich die Arbeit auf ihre Grenzen. Sie gab nicht vor ein Gobelin zu sein, sondern repräsentirte nur eine neue Art von Wandschmuck, welche der Behandlung im Sinne der Fläche und der Textilkunst besser angepasst erscheint, als das eigentliche Ölgemälde.

Die genannte Arbeit ist natürlich für 60 Mark das Quadratmeter nicht zu haben. Wohl aber dürften Kopieen davon zu diesem Preise zu beschaffen sein. Einstweilen wird vielleicht noch unsere Stilwut einerseits, unsere Stillosigkeit andererseits sich gegen diese Art von Gobelingemälden kühl verhalten. Man hat eben noch immer mit einem unwissenden Haufen zu rechnen, der z. B. in Familienblättern belehrt wird, das Hauptmerkmal des Barock- oder Rokokostils bilde eine gemalte Salondecke. Die Spitzen aus der Zeit des Carpaccio werden ebendemselben Haufen als „Rokoko" von gewandten jungen Verkäufern aufgetischt und in dieser Art erfolgt der weitere Stilunterricht für die Vielen. Daneben steht die Gruppe der wenigen „Kenner". Sie sind in ihrer Art ebenso gefährlich wie die Nichtkenner. Ihnen ist die korrekte Schablone Alles; sie verstehen nicht die Grundelemente des Stils, er ist ihnen nicht die Formensprache einer vergangenen Zeit, welche die Gegenwart für verschiedene Zwecke frei benützen darf, um ihre eigene Stimmung hineinzulegen. Dass das tief innerste Wesen allen Stils in dem Gefühl für Abmessungen und Harmonie liegt, ist ihnen gänzlich unbekannt.

Die gegenwärtige starke Nachfrage nach Gobelin-Malerei beweist, dass unser deutsches Publikum für Belehrung im Allgemeinen zugänglich ist. Man hat ihm schon begreiflich gemacht, dass seine Wohnungs-Einrichtung im ästhetischen Sinne verbesserungsfähig und -bedürftig ist. Die natürliche Folge davon war unsere moderne Stilwut. Jetzt gilt es, einen Schritt weiter

zu gehen, das Publikum selbständig zu machen. Unter den vielen Handhaben, die sich diesem Streben bieten, bildet das Gobelin und die Gobelin-Malerei eine nicht unwesentliche. Kaum auf einem anderen Gebiete sind die charakteristischen Merkmale der Stilweisen verschiedener Jahrhunderte in so gedrängter Kürze zusammengeschoben. Da sind die rein dekorativen Arbeiten der frühen deutschen Zeit. Dekorativ behandeln sie alles Figürliche, weder plastisch noch individuell sind die Gestalten behandelt, nur das allgemein Menschliche und der Zug zum Epischen, zum fortlaufenden Erzählen tritt stark hervor. Dann folgt die Scheidung zwischen dem dekorativen Rande und dem monumentalen Inhalt. Die Frührenaissance kennt noch Arbeiten von rein ornamentalem Charakter. Später tritt ein Abhängigkeitsverhältnis zur Staffel-Malerei ein, welches aber wegen der Eigenartigkeit des Materials zu ganz eigentümlicher Behandlung führt. Schliesslich steht das Gobelin bedeutender da, als das Oelgemälde; vermöge seines Farbenglanzes ist es besser als irgend eine andere Kunst im Stande, die Reize des Barock und des Rokoko in ihrer Eigenart zum Ausdruck zu bringen.

Das Bewusstsein für die wundervolle Farbensättigung des Gobelingewerbes muss bei unserem Publikum geweckt werden, wenn die moderne Gobelin-Malerei für das deutsche Heim und den deutschen Kunstgeschmack das leisten soll, wozu sie befähigt ist. Weil wir die Notwendigkeit eines einheitlichen grossen und farbigen Wandschmuckes zu fühlen beginnen, liegt es ebenso im Interesse der Maler, wie in demjenigen der Dekorationskünstler, das Verständnis für das Wesen und die Grenzen der Gobelin-Malerei zu fördern.

* * *

Die „Kunst unserer Zeit“ bringt in ihrem neuesten Hefte einen sehr häufigen, aber um so seltener betrachteten Stoff unter Spezialbehandlung: die moderne Schlachtenmalerei. Gut wiedergegebene Bilder der wichtigsten Maler sind eingefügt, den Text schrieb in sehr interessanter Form Carl Bleibtreu, Dichter und Sohn des grossen Schlachtenmalers Georg Bleibtreu.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

AM KILIMA NDSCHARO.

TAGEBUCHBLÄTTER EINES AFRIKAREISENDEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ GIESEBRECHT.

VORWORT DES HERAUSGEBERS.

Der Schauplatz, auf dem sich die Petersschen Heldenthaten abgespielt haben, ist das Kilima-Ndscharo-Gebiet. Vor einiger Zeit nun wurde uns ein umfangreiches Tagebuch, das eine in derselben Gegend gemachte Expedition schildert, zur Publikation offeriert. Wir haben uns zu der Edition dieser Sache aus mehreren Gründen entschlossen. Erstlich veranschaulichen besagte Tagebuchblätter, wie schon erwähnt, die geographischen und ethnologischen Verhältnisse des Distriktes, in dem Dr. Peters einige Jahre später als Reichskommissar thätig war und dabei die ihm kürzlich im Reichstage so heftig vorgeworfenen Handlungen beging. Zu zweit glauben wir, dass jene Aufzeichnungen für weitere Kreise von Interesse sein werden. Denn sie zeichnen sich durch gute Beobachtung und fesselnde Darstellung des Beobachteten aus. Des Ferneren ist in dieser Arbeit auch mal die technische Seite einer derartigen Expedition genügend berücksichtigt worden. Dadurch erhält das Tagebuch einen instruktiven Anstrich, jedoch ohne jede belehrende Tendenz. Endlich, und das ist nicht zu unterschätzen, ist der Verfasser ein streng konservativer, patriotischer Mann, und trotzdem urteilt er über viele Missstände in unseren Kolonien mit einer Schärfe, die sich mit unseren Anschauungen im Grossen und Ganzen deckt. Aber auch da, wo wir mit dem Verfasser des Tagebuches absolut nicht übereinstimmen, haben wir uns nicht für berechtigt gehalten, die betreffenden Stellen in unserem Sinne zu ändern. Es lag uns daran, dem Tagebuch in keiner Hinsicht seine litterarische, soziale und politische Eigenart zu rauben. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass man diese Publikation so auffassen wird, wie sie gemeint ist, als einen bescheidenen, objektiv gehaltenen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kolonisation.

Berlin, den 18. August 1896.

FRANZ GIESEBRECHT.

AUS DEN TAGEBÜCHERN DES AFRIKAREISENDEN HANS HIRSCH.*)

An Bord des „Preussen", am 25. Juni 1889. Also wieder gehts hinaus in die Ferne, in die weite Welt, die mir sozusagen zur zweiten Heimat geworden ist. Nicht, dass ich etwa dem schnöden Grundsatze huldigte: „Ubi bene, ibi patria!" O nein! — Mein schönes Deutschland liebe ich über Alles. Und stand ich auch lange in fremden Diensten, das Herz ist deutsch geblieben, und jedesmal, wenn ich wieder den vaterländischen Boden verlassen muss, dann blutet es und krümmt sich in herbem Weh. Es scheint nun einmal mein Schicksal zu sein, als ruheloser Wanderer über den Erdball zu pilgern. Ich muss dabei immer meiner Vorfahren gedenken, der tapferen, hochgemuten Germanen, die es doch so gut hatten zu Hause bei Met und Bärenschinken und trotzdem hinauszuziehen liebten in Krieg und Gefahren. Also ergeht es auch mir. Kaum bin ich heimgekehrt aus fremden Zonen und habe mich niedergelassen auf der heimatlichen Scholle, dann meldet sich auch schon wieder der ungestüme Thatendrang, der mich seit meiner frühesten Jugend beseelt hat, er lockt mich vom väterlichen Herde und treibt mich aufs Neue hinaus über Land und Meer. Ich liebe meine Heimat, ja, gewiss, ich liebe sie; aber in ihr zu leben, das vermag ich nicht. Zu Hause ist mir alles zu eng, zu umgrenzt, zu abgezirkelt; ich möchte sagen, die Dimensionen sind mir zu klein. Selbst Berlin, das neue Grossstadtwunder . . . . Ich habe dort vor meiner Abreise ein paar recht fidele Tage zugebracht. — Aber dauernd in Berlin leben zu müssen, der Himmel bewahre mich davor! — Die massigen Steinquadrate erdrücken mich. — Und doch, gar so leicht ist mir der Abschied selbst von Berlin nicht geworden. Mit Schmerz reisse ich mich jedesmal vom Vaterlande los. — Wenn ich aber erst draussen bin, wenn eine frische Brise meine Stirne umfächelt und mein Auge über die endlosen Wasser schweift, dann weitet sich meine Brust . . . . Also auch heute! — Vor mir liegt eine schwere Zeit. Ich weiss ja, was eine Reise in das Innere von Afrika zu bedeuten hat. Aber der Gedanke an all' die Strapazen und Gefahren, die mir bevorstehen, kann meinen innerlichen Jubel nur erhöhen. O, das war ein schöner Tag, als die Anfrage kam, ob ich mich an der nach dem Kilima Ndscharo geplanten Expedition beteiligen wollte. Da hielt mich nichts mehr zu Hause. Endlich erreicht, was schon lange mein heissestes Sehnen war! — Seit mehr als einem Jahrzehnte war ich in den Tropen thätig gewesen und hatte meine Pflicht als Soldat und Beamter treu erfüllt. Man hatte mich mit der holländischen Tapferkeitsmedaille dekoriert und mir überall die besten Zeugnisse gegeben. Aber das waren doch nur Erfolge, die latent geblieben waren. Es schmerzte mich immer tief, dass unter den Namen der bekannten deutschen Kolonialleute nicht der meinige figurierte. Nunmehr lag

*) A. d. V.: Am 23. August 1851 erblickte ich zu Magdeburg das Licht der Welt. Ich stamme aus einer altlutherischen Familie, die zahlreiche Pfarrer und Förster zu ihren Mitgliedern zählt. Nach Beendigung des Schulbesuches widmete ich mich dem landwirtschaftlichen Fache und genügte meiner Militärpflicht beim 2. Garde-Ulanen-Regimente zu Berlin. Meinem Drange, die Welt zu sehen, folgend, trat ich dann in holländische Dienste und stand vier Jahre hindurch bei der holländisch-ostindischen Kolonialarmee. Ich machte den langwierigen und überaus blutigen Feldzug gegen die Atjehers (malayischer Stamm an der Nordspitze Sumatras) mit und beteiligte mich unter anderem auch an dem Gefechte von Samalangan (an der Ostküste Sumatras). In einem späteren Kampfe, bei der Niederbrennung eines Atjeherdorfes in der Nähe von Kotta-Radja, wurde ich schwer verwundet. Durch diesen unglücklichen Zufall wurde meine Karriere unterbrochen und mir die Möglichkeit abgeschnitten, Offizier zu werden. Meine Pensionierung erfolgte. Mit der holländisch-ostindischen Verdienstmedaille dekoriert, kehrte ich in meine Heimat zurück und nahm meinen alten Beruf wieder auf. 1887 ging ich als Pflanzer für die „deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft" nach Ostafrika. 1889—1890 beteiligte ich mich an der Kilima-Ndscharo-Expedition des Dr. Hans Meyer. Seither lebe ich, mit kurzen Unterbrechungen, als Kaufmann in Berlin. Eine 1895 angetretene Stellung bei der deutsch-ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft „Usambara-Linie" musste ich wegen Krankheit aufgeben.



das erstrebte Ziel dicht vor meinen Augen. Ich brauchte blos darauflos zu schreiten. Es wurden mir Chancen geboten, wie ich bessere nie erhoffen durfte. — — Da habe ich wieder alles von mir geworfen und bin von hinnen gegangen. Die Woge des Meeres trägt mich zum Gestade des „Schwarzen Erdteils", wo mein Schicksal, wo meine Zukunft liegt. Vertrauensvoll blicke ich dem Kommenden entgegen. Es ist mir fast unzweifelhaft, unsere Expedition wird von Erfolg begleitet sein, sie wird — das ist der Leitstern, dem ich folge — Weltruf erlangen und dabei auch meinen Namen zu Ehren bringen.

Am 26. Juni 1889. „Bedenke wohl, was Du thust", sagte meine gute Mutter zu mir in besorgtem Tone, als ich ihr meinen Entschluss kundgab, wieder in die Kolonieen zu gehen, „Du brichst diesmal alle Brücken hinter Dir ab und musst jetzt zusehen, Dir aus Deiner kolonialen Thätigkeit einen festen Beruf und eine sichere Existenz zu schaffen. Für die stille Arbeit hier zu Hause wirst Du immer unbrauchbarer."

„Wenn die Expedition gelingt, dann bin ich ein gemachter Mann", gab ich zur Antwort.

„Und wenn sie nicht gelingt?"

„Sie gelingt", erwiderte ich trotzig. —

Wird sie wirklich gelingen!? — Ein banges Gefühl beschleicht mich doch so manches Mal bei dem Gedanken an die Zukunft. — Der Abschied von den Lieben zu Hause war schwer. Man weiss ja niemals, ob man wiederkehrt.

Am 27. Juni 1889. Von Bremen gings los, am 24. Juni. Inzwischen haben wir in Antwerpen und in Southhampton angelegt. Das Schiff, das ich zur Ueberfahrt nach Aden benutze, ist der stattliche, dem „Norddeutschen Lloyd" gehörige Dampfer „Preussen", auf dem ich zwei Jahre früher meine erste afrikanische Reise angetreten habe. Auf dem Schiff befinden sich Ersatzmannschaften für die in Sansibar stationierte Korvette „Carola". Die dieser Truppe beigegebenen Deckoffiziere, die, gleich mir, in der zweiten Kajüte fahren, sind liebenswürdige, gebildete Leute und ausserordentlich angenehme Gesellschafter. Von grossem Interesse für mich ist auch die Unterhaltung mit zwei malayischen Kindermädchen in deren Muttersprache. Von meinem mehrjährigen Aufenthalte in Holländisch-Ostindien her bin ich des Malayischen mächtig und freue mich, jetzt, nach so langer Unterbrechung, meine Kenntnisse wieder etwas auffrischen zu können. Die beiden Mädchen haben schon vierzehn Mal die Reise von Java nach Holland gemacht und für jede Fahrt 300 fl. bekommen. Unzweifelhaft sind sie weitaus anständiger und anspruchsloser, als die afrikanischen Negerinnen.

Am 30. Juni 1889. Gestern entdeckte ich, dass wir noch andere Reisegefährten an Bord haben, die mir weniger harmlos erscheinen, als Ersatzmannschaften, Deckoffiziere und Kindermädchen. Es sind sogar recht unheimliche Gesellen, die ich da aufgestöbert habe, und von einem Kaliber, mit dem man am liebsten nichts zu thun haben mag. Unten im Schiffsraume lagert nämlich eine schwere Menge von Granaten und Shrapnels. Ich wundere mich eigentlich, dass die Beförderung derselben mit einem Passagierdampfer gesetzlich gestattet ist.

Am 3. Juli 1889. Die Fahrt geht riesig flott. In Genua, dem wir uns nähern, treffe ich mit den beiden Herren zusammen, die meine Genossen auf der Kilima-Ndscharo-Expedition sein werden. Es sind das der bekannte Weltreisende Dr. Hans Meyer*) und der hervorragende Alpinist Ludwig Purt-

*) A. d. H.: Dr. phil. Hans Meyer, geb. d. 22. März 1858 zu Hildburghausen, unternimmt nach Beendigung seiner nationalökonomischen und naturwissenschaftlichen Universitätsstudien, mehrere grosse Forschungsreisen, exploriert 1881—83 die Philippinen und durchstreift 1886—87 Süd- und Centralafrika. Nachdem zwei Versuche, die Spitze des Kilima Ndscharo zu besteigen, in den Jahren 1887 und 1888 fehlgeschlagen sind, rüstet er 1889 die im Nachstehenden geschilderte Expedition aus, um zum dritten

scheller.*) Dr. Meyer hat die ganze Expedition auf seine Kosten ausgerüstet und Herrn Purtscheller und mich als Reisebegleiter engagiert. Unser Ziel ist der höchste Berg des „Schwarzen Erdteils“, der innerhalb der deutschen Interessensphäre in Ostafrika belegene Kilima Ndscharo, dessen Gipfel bisher von dem Fusse eines Europäers noch nicht betreten ist. Dr. Meyer nun hat den Ehrgeiz, der erste zu sein, dem dieses Wagnis gelingt. Denn als ein solches ist die Besteigung des Kilima Ndscharo immerhin anzusehen. Zwei Expeditionen, die er in Verfolgung seines Zweckes unternahm, hat Dr. Meyer bereits hinter sich. Auf seiner ersten (1886/87) gelangte er bis zu einer Höhe von 5500 Metern. Der weitere Aufstieg musste damals unterbleiben, weil die für die Besteigung eines Gletschers unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstände mangelten. Die zweite Expedition (1888) scheiterte gänzlich. Es tobte damals gerade der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. Dr. Meyer und sein Gefährte, Dr. Oskar Baumann, wurden unterwegs, in Usambara bereits, gefangen genommen und nur gegen sehr hohes Lösegeld von dem Rebellenhäuptling Bushiri freigelassen. Die jetzige ist also die dritte Expedition. Dr. Meyer ist natürlich der Führer derselben. Die geographische und naturwissenschaftliche Forschung liegt im Wesentlichen in seiner Hand. Die Teilnahme des Herrn Purtscheller hat ihren ganz besonderen Grund. Purtscheller gilt als der beste Bergsteiger Europas. Seine Begleitung also bietet Herrn Dr. Meyer gewissermassen die Garantie, dass die Expedition von Erfolg gekrönt und die Besteigung des Kilima Ndscharo bis zur höchsten Spitze ausgeführt werden wird. Mein Amt ist vielleicht das schwerste und undankbarste. Ich bekleide den für jede Expedition nicht unwichtigen Posten des sogenannten Karawanenverwalters und habe die Aufgabe, unterwegs die Fourage zu beschaffen, das Trägerpersonal zusammenzuhalten, darauf zu achten, dass die mitgenommenen Materialien in brauchbarem Zustande bleiben und keine Trägerlasten verloren gehen, und für die Sicherheit der Expedition Sorge zu tragen.**) Auf meinen Schultern ruht also die technische Leitung der Karawane. Die Hauptlast von der Expedition werden natürlich Purtscheller und ich haben. Nun, ich bescheide mich gern und bin schon zufrieden, dass mein Name als der eines Teilnehmers der Kilima-Ndscharo-Expedition allenthalben genannt werden wird. Damit ist dann meine Zukunft gesichert. Vielleicht glückt es mir dann sogar, in den Reichsdienst übernommen zu werden. Ich muss offen gestehen, grade darauf rechne ich am stärksten, das würde mir die liebste Karriere sein. — Nur eins bereitet mir Sorge. Es ist mir von verschiedenen Seiten mitgeteilt worden, dass die Liebenswürdigkeit des Dr. Meyer meist auf dem Gefrierpunkte stehen soll. Da heisst es eben die Zähne zusammenbeissen und möglichst jedem Konflikte aus dem Wege gehen! — In einem Jahre bin ich ja wieder ein freier Mann und habe tüchtig etwas vor mich gebracht.

Am 4. Juli 1889. In materieller Hinsicht wird freilich das Resultat der Expedition für mich ein klägliches sein. Salär bekomme ich keinen Pfennig. Nur Ausrüstung, freie Fahrt und Lebensunterhalt sind mir bewilligt worden. Das ist alles kontraktlich festgelegt. Für die Ausrüstung erhielt

---

Male sich jener Aufgabe zu unterziehen. Es ist das die letzte grössere Reise, die Dr. Hans Meyer unternommen hat. Er lebt seither, mit seinen Studien beschäftigt, in Leipzig. Eine ganze Reihe interessanter Reisewerke und Forschungsberichte entstammt seiner Feder.

*) A. d. H.: Purtscheller ist österreichischer Turnlehrer. Er rühmt sich, beinahe tausend der höchsten Berge der Erde bestiegen zu haben.

**) A. d. H.: Hirsch hat nicht so Unrecht, wenn er sein Amt als ein überaus schweres bezeichnet. Gerade die Obliegenheiten eines Karawanenverwalters erfordern grosse Umsicht und unaufhörliche Wachsamkeit. Die Träger haben gewöhnlich die Neigung, besonders zu Anfang der Expedition, mit dem erhaltnen Handgelde durchzubrennen. Auch unterwegs sind Desertionen keine Seltenheit. Des Ferneren verschwinden häufig Lasten, Materialien verderben, Fourage ist in der Steppe schwer zu beschaffen. Auf Rosen ist ein Karawanenverwalter jedenfalls nicht gebettet.



ich, inclusive Reise nach Bremen und Aufenthalt daselbst, 500 Mark. Das ist knapp genug bemessen. Also der ganze Vorteil, den ich von der Expedition habe, ist, für den Anfang wenigstens, ein völlig ideeller. Ich trete in die Reihe der bekannteren, deutschen Kolonialleute ein. Mein Name wird, in Zusammenhang mit meinen Leistungen auf der Expedition, in dem von Dr. Hans Meyer geplanten Reisewerke häufig und rühmend erwähnt werden. Man wird in den einflussreichen Kolonialkreisen oder gar höheren Ortes auf mich aufmerksam werden und zur eventuellen Verwendung in den deutschen Kolonieen vornotieren. Die lobende Nennung meines Namens in dem die Expedition beschreibenden Buche ist die beste Empfehlung für mich, und gerade darauf begründe ich meine vielleicht zu hochgespannten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft. Umsichtige, energische, furchtlose, kurzum in jeder Hinsicht brauchbare Expeditionsführer sind ja vorläufig noch recht dünn gesät unter den deutschen Kolonisatoren. Nur langjährige Erfahrung vermag eine erfolgreiche Bethätigung als Kulturträger in Afrika zu garantieren.

Am 5. Juli 1889. Soeben einige Briefe nach Hause geschrieben. Die ganze Melancholie der Abschiedsstimmung ist wieder über mich gekommen. — Na! nun noch Genua, und dann ade Europa! — Aus dem Zwischendeck, in dem die Ersatzmannschaften für die „Carola“ liegen, tönt froher Sang zu mir herüber. Es ist wirklich eine Freude, diesen braven Jungens zuzuhören. Ich muss das hier konstatieren: das Benehmen der jungen Leute ist andauernd ein anständiges und ruhiges. Obwohl sie täglich ihre Uebungen auf sämtlichen Wandeldecks der ersten und zweiten Kajüte machen, ist eine Störung oder eine Unzulässigkeit daraus noch niemals entstanden. Die Behandlung seitens der Vorgesetzten ist eine ausnahmelos gute. Deutschland kann wirklich stolz auf seine Marine sein.

Am 6. Juli 1889. Ein Malheur ist übrigens unserer Expedition schon passiert, noch ehe sie den deutschen Boden verlassen hatte. Unsere Waffen, hauptsächlich Elephantengewehre, durften in Bremen nicht verfrachtet werden, obwohl Dr. Meyer von Berlin aus die grössten Anstrengungen machte, die Erlaubnis dafür zu erwirken*). Infolge des Araberaufstandes und um dem Ueberhandnehmen des Sklavenhandels zu steuern, sind nämlich Deutschland und England zu einer Blockade der Küste Ostafrikas geschritten und haben jede private Einfuhr von Waffen streng verboten. Eine Expedition ohne Flinten ist aber ein Unding, wir werden uns also solche noch besorgen müssen, vielleicht in Aden oder in Sansibar. — Wie mir Dr. Meyer bei unserem letzten Zusammensein erzählte, hat er, was seine Versuche, den Kilima Ndscharo zu besteigen, anbelangt, einen gefährlichen Rivalen in dem gleichfalls weit bekannten Weltfahrer Otto Ehlers. Dieser behauptet sogar, er hätte im Jahre 1888 überhaupt schon die höchste Spitze des Berges erklommen. Dr. Meyer hält das für Renommage und hofft, seinen Nebenbuhler gründlich ad absurdum zu führen.

Am 9. Juli 1889. In Genua eintägiger Aufenthalt. Treffe meine Reisegefährten im Hôtel du Parc. Besuch des Campo Santo. Allerheiligen. Grabstätten mit Lampions erleuchtet. Feenhafte Szenerie! — Abfahrt von Genua bei hoher See. Wir benutzen alle drei die zweite Kajüte.

Am 11. Juli 1889. Herrliche, mondhelle, warme Sommernacht. Bin auf Deck. Wir fahren dicht an dem dampfenden Stromboli vorbei, der in kurzen Intervallen glühende Lavamassen aussstösst.

Am 12. Juli 1889, Vormittags. In Genua ist ein Passagier der ersten Kajüte an Bord gekommen, dessen Anblick Herrn Dr. Meyer wenig Freude bereitet. Es ist Otto Ehlers, der gleichfalls nach Ostafrika reist. Seit diesem Momente hat Dr. Meyer keine Ruhe mehr. Er fürchtet, dass sein Rivale auch eine Expedition nach dem Kilima Ndscharo plant und ihm in der Besteigung des Berges zuvorkommt. Ich kenne Ehlers von meiner ersten

*) A. d. V.: Die Waffen wurden uns dann nachgesandt, sie gerieten aber auf ein englisches Schiff und sind bis heute noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Fahrt nach Deutsch-Ostafrika her und verkehre mit ihm in der unbefangensten Weise. Otto Ehlers ist eine durchaus vornehme Natur und, wenn auch etwas blasiert, ein famoser Gesellschafter. Ich plaudere gern mit ihm. So sprachen wir heute lange über Holländisch-Ostindien.

Am 14. Juli 1889. Gestern nach glücklicher Fahrt in Port Said angelangt. Heute hier Centenarfeier der französischen Revolution. Bastillesturmtag. Ein Musikkorps marschierte die letzte Nacht, von gestern Abend bis heute Morgen, durch die Stadt, ohne Unterbrechung die Marseillaise spielend. Grosses Feuerwerk auf dem Meere, auf den künstlichen Pyramiden und auf den im Meere schwimmenden hölzernen Sphinxen. Prachtvoller Anblick! — Heute Vormittag Rundgang gemacht. Port Said ist eine aus der Wüste hervorgezauberte Stadt. Das Handels- und Kneipenviertel bietet europäischen Komfort. Die arabischen Stadtteile sind weniger anmutend. Die Kaufleute in Port Said sind zudringlicher, als die Juden auf dem Berliner Mühlendamm. Man muss fast Gewalt anwenden, um loszukommen. Griechen die grössten Hallunken. Für Vergnügen ist reichlich gesorgt. Ein ganzes Stadtviertel besteht aus Bordells. Tingeltangels mit östreichischen Damenkapellen. Es wird flott hazardiert. Roulette. Einige Mitreisende verlieren einen ganzen Batzen. Ich spiele prinzipiell nicht. Kellner grosse Spitzbuben. Geben absichtlich, beim Wechseln von Geld, Münzen verschiedener Länder heraus, um den Gast besser betrügen zu können. Ausserdem schreckliches Trinkgelderunwesen hier. Alle Welt will „Backschisch“ haben. Aehnlich, wie in Italien. Zeichen für die moralische Depravation einer Bevölkerung. — Polizeitruppe in Port Said sehr tüchtig. Höflich und doch energisch. Kommandeur ein baumlanger Deutsch-Oestreicher. — Haupthandelsartikel: Photographieen (auch unsittlicher Art), Fächer (nach dem Muster der in den Pyramiden gefundenen), Fesse, Wasserpfeifen, Apfelsinen, türkischer Tabak. — Unsere Post erhielten wir durch den Küstendampfer des „Norddeutschen Lloyd,“ „Danzig“.

Am 15. Juli 1889. Nach Einnahme von Kohlen Fahrt durch den Kanal. Derselbe an manchen Stellen unscheinbar und schmal. Signalstationen schön angelegt, sauber, grossartige Vegetation (besonders Akazien und Dattelpalmen). In der Nähe Lagunen mit Marabus und Flamingos.

Am 16. Juli 1889. In Sues eingetroffen.

Am 19. Juli 1889. Jetzt schwimmen wir auf dem „Roten Meere“. Fürchterliche Hitze. Kaum zu ertragen. 34° Celsius im Schatten. Die Luft ist gelb von Sand. Dieser wird von dem Samum in der afrikanischen Wüste aufgewühlt und über Länder und Meere getragen. Ganz feines Zeug, das überall hineindringt. Man muss sich fortwährend die Augen waschen. Trockene Berührung derselben würde Entzündungen hervorrufen. Trotzdem gut, dass Wind von Westen kommt. Afrika gesund, während auf der anderen Seite, an der arabischen Küste, gerade die Pest herrscht.

Am 20. Juli 1889. See ruhig, glatt, dickflüssig wie Oel. Kein Luftzug. Ich entdecke zufällig eine partielle Mondfinsternis.

Am 21. Juli 1889. Wir nähern uns Aden. Die Fahrt durch das „Rote Meer“ war entsetzlich öde und eintönig. Keine Vegetation an der Küste. Kahle, gelbe Berge und davor breite Sandebenen. — Aber ziemlich flott gegangen. Fünf Tage von Sues. —

Aden, am 22. Juli 1889. Gestern hier angelangt. Wir verliessen den Lloyddampfer „Preussen“, der heute nach Tokio (Japan) weitergefahren ist. Um von dem Dampferanlageplatze in die Stadt zu gelangen, bedienten wir uns eines zweirädrigen Gigs. Die Fahrt ging durch zahlreiche, in den Fels (Lava) hineingesprengte Tunnels. Viele Kameelreiter und Karawanen begegneten uns. Alles unbewaffnet. Verbot seitens der englischen Behörden, Waffen zu tragen. — Als der „Preussen“ in die Bucht von Aden einlief, sahen wir, im Vorüberfahren, die Maste und den Schornstein eines Dampfers aus dem Wasser ragen. Dieses der „Messagerie Maritime“ gehörige Schiff ist, wie wir hier erfahren, vor einigen Tagen von einem anderen Dampfer der gleichen Gesellschaft, infolge der Ungeschicklichkeit des Lotsen, angerannt



worden, hat ein furchtbares Leck bekommen und ist, dicht an dem Landungsplatze Steamer Points, langsam gesunken.*) Die Passagiere, meist nach Tonkin fahrende Franzosen, hatten gerade noch Zeit gehabt, sich selber und ihr sämtliches Gepäck an Land zu retten. Wir fanden die Schiffbrüchigen in fröhlichster Stimmung, Absinth trinkend, in unserm Adener Absteigequartier Hôtel de l'Europe, vor. Die Mannschaft kampierte auf dem Hof im Freien.

Am 23. Juli 1889. Zu unserem grossen Schrecken bemerken wir, dass unsere Zelte, Feldbetten, Tische und Stühle auf dem „Preussen" geblieben sind und sich jetzt schon auf der Reise nach Tokio befinden. Eine nette Bescheerung! — Nun schon das zweite Pech! — Eine Expedition ohne Waffen, Zelte und Betten! Das sind ja famose Aussichten.

Abends. Heute ist die „Carola" aus Sansibar hier eingetroffen, um ihre Ersatzmannschaften, die mit uns den Lloyddampfer verlassen haben, an Bord zu nehmen. — Eine interessante Beobachtung habe ich heute gemacht. In der Nähe der englischen Kasernen nistet eine grosse Anzahl von Geiern, die, wie bei uns die Spatzen, auf der Strasse umhertanzen und nach den Speiseresten der Soldaten haschen. Geier dürfen in Aden nicht getötet werden. Sie bilden die beste und billigste Müllabfuhrkompagnie.

Am 24. Juli 1889. Eine Trauerbotschaft geht uns zu. Von den für die „Carola" bestimmten Ersatzleuten ist gestern einer am Sonnenstich gestorben. — In der That ist die Hitze hier fürchterlich. Um Dampferanschluss nach Ostafrika zu bekommen, müssen wir einige Zeit, eine Woche etwa, hier bleiben und leiden fürchterlich unter den Einflüssen der übermässig hohen Temperatur. In Schweiss gebadet, liegen wir auf unsern Reisstrohsäcken und können keinen Schlaf finden.

Am 25. Juli 1889. Aden ist inmitten eines ungeheuren Kraterkessels belegen. Der Boden, auf dem es gebaut ist, besteht durchweg aus erstarrten Lavamassen. Vegetation ist daher nicht vorhanden. Dagegen muss man anerkennen, dass sich Häuser und Strassen in vorzüglichem Zustande befinden und dass überhaupt nach Möglichkeit für die Bequemlichkeit der Bewohner und der Reisenden gesorgt ist. Die Letzteren werden bei ihrer Ankunft nicht, wie sonst in orientalischen Städten, von den ihre Dienste anbietenden Eingeborenen belästigt. Die Polizei, aus Somal**) und Indiern bestehend, hat strenge Anweisung, den Europäer vor allen Zudringlichkeiten zu schützen. Die Strassen in Aden werden täglich mehrere Male von Arabern gesprengt. Mit Wasser gefüllte Antilopenhäute dienen diesem Zwecke. Die Hotels sind passabel In dem unsrigen sind wir sowohl mit der Bedienung, wie mit der Beköstigung recht zufrieden. Dabei muss in Betracht gezogen werden, dass die auf dem Lloyddampfer selbst in der zweiten Kajüte verabreichte Kost eine tadellose ist. Von den Plantagen des arabischen Festlandes werden täglich frischer Salat und Radieschen auf Kameelen nach Aden transportiert. Bier und Selter erhält man mit Parafu (Eis). — Grossartig angelegt sind die Wasserwerke von Aden. Da es hier oft fünf bis sechs Jahre hindurch nicht regnet, so könnte leicht einmal ein Mangel an Süsswasser eintreten. Um dem vorzubeugen, haben die Engländer eine Unmenge von Cisternen gebaut und dies in Arabien einzig brauchbare System der Wassergewinnung in hohem Grade zu vervollkommnen gewusst. Sämtliche Spalten des Lavafelsens sind in höchst geschickter Weise mit Cement ausgeputzt und bekleidet und durch Mauerwerk in zahlreiche, grosse und kleine Bassins abgeteilt worden, deren Litergehalt auf steinernen Tafeln vermerkt ist. Eine Pumpvorrichtung schafft dann das quellfrische klare Wasser in die Stadt. Unter den Sehenswürdigkeiten derselben wäre auch der

*) A. d. V.: Circa vier Millionen Mark in Frankreich geprägten, japanischen Geldes wurden, nebst anderen Wertsachen, später durch Taucher geborgen. — Auf meiner letzten Reise 1895 (also nach sechs Jahren) habe ich übrigens das gesunkene Schiff immer noch an derselben Stelle liegen sehen.

**) A. d. H.: Hamitischer Stamm an der Nordostecke von Afrika. Strenggläubige Muhamedaner. Die Schreibweise „Somali" ist falsch.



gestern von uns besuchte „Turm des Schweigens“ zu nennen. Derselbe liegt abseits auf einem einsamen Vorsprunge des Lavagebirges und gehört den in Aden ansässigen Parsen.*) Er ist rund, oben offen und im Inneren mit amphitheatralisch ansteigenden Terrassen versehen. Auf diesen werden, je nach Alter und Geschlecht, die verstorbenen Parsen niedergelegt und von den auf dem Rande des Turmes lauernden Geiern verzehrt. — Das Klima in Aden ist, trotz der trockenen Hitze, nicht gesund. Fiebererscheinungen sind an der Tagesordnung. Auch Sonnenstiche kommen recht häufig vor. Während unseres kurzen Hierseins starben zwei Deutsche daran, der vorhin erwähnte Matrose der „Carola“ und ein Plantagenbesitzer aus Manila, der sich mit seiner Familie auf der Reise nach Deutschland befand.

Am 26. Juli 1889. Aden hat den Ruf, eine starke Festung zu sein. Das ist aber eine Legende. Zwar liegen auf den höchsten Punkten des Lavagebirges kleine Forts, deren Geschütze das Terrain weithin beherrschen. Auch sind die in den Fels hineingehauenen Batterieen mit Kanonen allerschwersten Kalibers versehen. Worauf es jedoch hier einzig und allein nur ankommen kann, das wird nicht erreicht. Von einem Bestreichen der Strasse von Bab-el-Mandeb und des Golfes von Aden durch die Festungsgeschütze kann gar keine Rede sein. Ein Gibraltar ist Aden nicht. Seine Befestigungen erfüllen nicht den Zweck, zu dem sie angelegt worden sind, das „Rote Meer“ im Süden abzusperren. Es sind also die reinsten Renommierfortifikationen. Auch als Kriegshafen ist Aden nicht zu gebrauchen wegen der zahlreichen Untiefen im Golf und wegen der schlechten Form der Meereseinschnitte. Der Wert der Festung ist also ein höchst relativer. Als Waffenplatz dagegen ist Aden aus drei Gründen von strategischer Bedeutung:

1. Seine aus mehreren europäischen und indischen Regimentern zusammengesetzte Garnison bildet eine kleine, stets schlagfertige Kolonialarmee.
2. Es ist gewissermassen ein Stützpunkt für die benachbarten englischen Kolonieen.
3. Es ist eine sehr günstig belegene Kohlenstation.

Wegen des schlechten Klimas wird Aden als Strafgarnison betrachtet und einem häufigen Wechsel in der Besatzung unterworfen. Als Elitetruppe kann man die hier hausende Soldateska nicht gerade ansehen. Die englischen Mannschaften sind völlig dem Trunke ergeben. Die Offiziere leiden an einem höchst bedenklichen Bildungsmangel und tragen meist ein äusserst flegelhaftes Benehmen zur Schau. Die Kasernenbauten dagegen sind geradezu mustergültig für die Tropen.

Am 27. Juli 1889. Soeben hat mir Dr. Meyer seine weiteren Dispositionen mitgeteilt. Er selbst fährt auf einem nach Madagaskar gehenden Dampfer der „Messagerie Maritime“ morgen früh mit Herrn Purtscheller nach Sansibar, um dort alle noch nötigen Vorkehrungen für unsere Expedition zu treffen und die definitive Zusammenstellung der Karawane zu besorgen. In Aden haben wir bereits sechs Somalleute angeworben, welche die bewaffnete Eskorte der Expedition bilden sollen. In Sansibar wird Dr. Meyer diese Truppe wohl noch kompletieren und, ausser den Trägern, auch noch einige Askari heuern. — Mir wurden folgende Instruktionen zu Teil: Ich soll mich vorläufig von meinen Gefährten trennen und zur Ueberfahrt nach Sansibar die englische Linie benutzen, welche die ostafrikanischen Häfen Lamu und Mombassa anläuft. An beiden Orten habe ich Aufträge zu erledigen. In Lamu soll ich mit den Gebrüdern Denhardt in Unterhandlung treten. Dr. Meyer hegt nämlich die Absicht, eventuell an dem Ufer des Tanaflusses entlang bis zum Keniagebirge zu marschieren und von dort nach dem Kilima Ndscharo herüberzuziehen. Da die beiden Denhardts, als Minister des Sultans von Wito, in den Tanagebieten allmächtig sind, so hängt das Gelingen jenes Planes im Wesentlichen von ihrer Unterstützung ab. Diese zu erlangen, ist also meine Aufgabe. Ein Scheitern meiner Mission befürchte ich nicht. Denn erstlich habe ich

*) A. d. H.: Persische Sekte. Feueranbeter. Aus Persien vertrieben.

mit den Denhardts immer in gutem Einvernehmen gestanden und zweitens ist es bekannt, dass diese furchtlosen Pioniere der europäischen Kultur ihre Landsleute, die in das Witosultanat kommen, in der uneigennützigsten Weise zu fördern pflegen. In Mombassa weist mich meine Instruktion an den englischen Regierungsvertreter und Agenten der „British-East-Africa-Company“, Mr. Mackenzie. Von diesem soll ich die Erlaubnis erwirken, dass unsere Expedition, falls es nötig sein sollte, auch englisches Kolonialgebiet passieren darf. Sollten sich nämlich die Unterhandlungen mit den Denhardts zerschlagen oder aus einem anderen Grunde die Wahl der Tanaroute nicht rätlich erscheinen, so will Dr. Meyer die Expedition vom Mombassa aus quer durch die zur englischen Interessensphäre gehörige ostafrikanische Steppe zum Kilima Ndscharo führen.

An Bord des „Bagdad“, am 28. Juli 1889, 6 Uhr Morgens. Um fünf Uhr abgedampft! — Fare well Aden! — Die Engländer sprechen es „Eden“ aus. Die reinste Ironie! — Meine Gefährten sind schon zwei Stunden früher losgegondelt. Sie fahren auf einem der blitzblanken famosen Dampfer der Marseiller Gesellschaft „Messagerie Maritime“. — Der englische Kasten, dem ich mich anvertrauen muss, ist einfach scheusslich. Zwar ein alter Bekannter von mir, ich machte auf ihm von Aden aus meine erste Ostafrikafahrt, aber nichts destoweniger, ich finde keinen anderen Ausdruck dafür, einfach scheusslich. Zudem fahre ich, der Ersparnis halber, in der zweiten Kajüte. Anspruch hätte ich wohl auf die Benutzung der ersten, denn nur diese entspricht, sowohl was den Preis anbelangt, als auch hinsichtlich der Leistungen, einigermassen der zweiten Kajüte der Lloyddampfer. Aber Dr. Meyer brummt sowieso schon immer über die grossen Unkosten, die ich ihm verursache. Da habe ich aus freien Stücken erklärt, ich würde die zweite Kajüte wählen, und Dr. Meyer akzeptierte, sichtlich vergnügt, diesen Vorschlag.

Eine Stunde später. Die See geht ziemlich hoch. Der alte Klapperkasten macht fürchterliche Schwankungen. Kaum, dass ich zu schreiben vermag! —

Um elf Uhr Vormittags. Heiliger Brahma! — Was will das werden!? — Noch schwimmen wir im Golf von Aden, und der alte „Bagdad“ ächzt und stöhnt, rollt und stampft, dass einem angst und bange werden kann. Bald legt er sich auf die Seite und versinkt beinahe in einem Wasserthal, bald tanzt er förmlich Kankan auf den Kämmen der Wellenberge. Was steht uns nun erst bevor, wenn wir das Kap Guardafui umschifft haben und der Monsun uns packt!? —

Drei Uhr Nachmittags. Na! das wird eine schöne Reise werden. Das ganze Schiff ist von einer Unreinlichkeit, die mich im höchsten Grade anwidert. Auf dem Deck ist es nicht zum Aushalten, da krabbeln einige Dutzend Schafe, deren Farbe vor Kot nicht mehr zu erkennen ist, zwischen grossen Schmutzhaufen und seekranken Negern umher. Der Aufenthalt in der Kajüte ist erst recht unerträglich; denn die Hitze, die hier herrscht, ist ganz ungeheuer und wird noch vermehrt durch den Umstand, dass die Luken wegen der hohen See dicht verschlossen gehalten werden müssen. Mein einziger Trost ist, dass ich in meiner sechs Kojen enthaltenden Kabine der einzige Passagier bin. Mein heutiges Mittagessen gehört auch nicht gerade zu den angenehmsten Erinnerungen meines Daseins. Der Speisesaal der zweiten Kajüte ist der reinste Schweinestall. Die Luft dort unten ist erstickend. Ich triefte von Schweiss. Die Speisen sind ekelhaft und geschmacklos. Ohne seekrank zu sein, vermag ich dennoch keinen Bissen herunterzuwürgen.

Am 29. Juli 1889. Heute früh umschifften wir das Kap und änderten unsern Kurs sofort von Osten auf Südwesten. Bald danach fasste uns der Monsun. Die See ist furchtbar erregt; haushohe Wellen stürzen auf uns herein und wirbeln uns wild umher; die Wände des Schiffes krachen. Das Deck wird unaufhörlich von den Meereswogen bespült. Die Deckpassagiere, unter ihnen auch drei der in Aden von uns für die Expedition angeworbenen Somalleute, flüchten in den Schiffsraum und verkriechen sich in irgend einer

Ecke. Zeitweise schlagen die Wellen auch in den Schornstein hinein und drohen das Feuer der Maschine auszulöschen.

Am 8. August 1889, auf der Rhede von Mombassa. Grauenhafte Tage, die hinter mir liegen. Von Schlaf konnte gar keine Rede sein. Meine Kabine befindet sich im Bug des Schiffes und ist der ganzen Wucht des Wellenanschlags ausgesetzt. Ewiges, donnerartiges Krachen. Jedes ruhige Liegen ist unmöglich. Alle zwecks Erfrischung unternommenen Badeversuche scheitern. Kaum ist das Wasser in die Wanne hineingelassen, so wird es durch die fürchterlichen Schwankungen des Schiffes auch schon wieder hinausgeschüttet, und ich sitze im Trocknen. Nahrung habe ich die ganzen Tage fast gar keine zu mir genommen. Appetit hatte ich schon. Aber die Speisen, die verabreicht wurden, widerstanden mir. Und dann der Speisesaal der zweiten Kajüte, wenn ich diesen von Schmutz starrenden Raum überhaupt so nennen soll! — Ueber dem Esstisch hatten die Maschinisten des Schiffes ihre Hängematten ausgespannt und schliefen dort in ihren nach Schweiss duftenden, schmutzigen Kleidungsstücken, abwechselnd, während des ganzen Tages. — Meine erste Mission, die Verhandlungen mit den Denhardts betreffend, ist ohne meine Schuld als gescheitert zu betrachten. Auf der Höhe von Wito wurde mir gesagt, dass wir des hohen Seeganges wegen in Lamu nicht anlegen könnten. — Hier in Mombassa werde ich nun wenigstens meine zweite Mission ausführen. Es ist 6 Uhr Abends und wunderschönes Wetter. Heute früh erfolgte ein ganz plötzlicher Umschlag. Ich werde jetzt den Kapitän bitten, mich an Land zu setzen.

Am 9. August 1889. Auch meine zweite Mission ist als gescheitert anzusehen. Als ich dieselbe gestern dem Kapitän und dem ersten Schiffsoffizier mitteilte, sagten mir beide übereinstimmend, dass Mr. Mackenzie sich nicht in Mombassa, sondern in Sansibar befände. Daraufhin fuhr ich nicht an Land. Kaum aber hatten wir heute Mittag die Anker gelichtet, da erzählte mir der Kapitän mit hämischem Lächeln, Mr. Mackenzie hätte sich doch in Mombassa befunden und wäre heute Vormittag sogar an Bord unseres Schiffes gewesen. Er, der Kapitän, hätte leider meinen Wunsch ganz vergessen. — Ich wandte mich wütend ab. Es ist unfraglich, die Engländer haben mir mit Absicht diesen Streich gespielt. Sie haben von unserer Expedition gehört und suchen, in ihrem Egoismus, uns jetzt schon zu schädigen, wo sie nur können.

Abends. Ruhige See. Prachtvolles Wetter. Auf dem Deck geht es jetzt lebhaft zu. In Mombassa ist ein fetter, indischer Nabob mit seinen Damen an Bord gekommen. Suahelineger, die zu seiner Dienerschaft gehören, arrangieren sofort ihre „Goma“. Fünfzig Stück neu hinzugekommene Ziegenböcke sind eifrig damit beschäftigt, einen grossen Haufen Grünfutter meckernd zu vertilgen. Dazwischen kauern betend blassgesichtige Maskataraber. — Der Schiffsarzt und ein Schiffsoffizier sind miteinander in Konflikt geraten und wälzen sich, zum Gaudium der Passagiere, auf dem Deck herum. Schöne Bande, die sogenannten englischen Offiziere! — Ein Gruss wird von ihnen nie erwidert, viel weniger denn angeboten.

Sansibar, am 10. August 1889. Heute endlich hier angelangt. Ich war froh, als ich den elenden englischen Kasten verliess. Die Fahrt von Aden nach Sansibar, die sonst in 6 bis 7 Tagen absolviert wird, hat ganze dreizehn gedauert. Ich bin sehr mitgenommen und förmlich ausgehungert. Ich finde Unterkunft im Viktoria-Hotel, unweit des Sultanspalastes und in der Nähe des Strandes. Mein Expeditionschef ist im deutschen Konsulate bei dem ihm befreundeten Konsul Steifensand abgestiegen, und Herr Purtscheller logiert im Kreterion-Hotel.

Am 11. August 1889. Sansibar befindet sich in grösster Aufregung. In den nächsten Tagen wird hier das Beiramsfest gefeiert, und zu diesem erwartet man einen Putsch seitens des Bruders des regierenden Sultans Seyid Kalifa, des Prinzen Seyid Ali. Ein Massakre unter den Europäern würde die unbedingte Folge eines derartigen Ereignisses sein. Die beiden hier statio-

nierten deutschen Kriegsschiffe haben dicht vor dem deutschen Konsulat, das am Strande steht, und vor dem Viktoria-Hotel Anker geworfen, um flüchtende Landsleute aufnehmen und die aufrührerische Stadt leicht mit Granaten bewerfen zu können. In unserm Hotel sind die schweren Thüren halb geschlossen. Gewaltige Querbalken zum Verrammeln stehen parat. Auf dem flachen Dache lagern ganze Kisten voll zerschlagener Glasflaschen, gefüllte Petroleumkannen und grosse Strohbündel.

Am 12. August 1889. Dr. Meyer schickt mir einen Revolver und die Mahnung, mich hübsch ruhig zu Hause zu halten. Trotzdem bin ich heute Vormittag spazieren gegangen und hatte natürlich ein recht gefährliches Abenteuer zu bestehen. In einer der engen Strassen, an denen Sansibar so reich ist, kam mir ein Trupp Kirobotos (Flöhe) entgegen, an 50 Mann, mit gezogenen Schwertern, tanzend, singend, lärmend und aus ihren langen, vorsintflutlichen Gewehren eine Menge Pulver in die Luft verknallend. Die Kirobotos sind eine irreguläre Truppe des Sultans, aus Arabern und Belutschen bestehend, in malerischer Tracht, mit kurzer Jacke und bunten Pumphosen, um die Hüften breite Shawls mit einem wahren Arsenal von Waffen (Yatagans, Dolche und Pistolen), Kerle mit reinen Galgenphysiognomieen und bekannt als Todfeinde der Europäer. Kehrtmachen wäre mein Verderben gewesen. Ich ging also ruhig, meine Cigarette paffend, mitten in den Haufen hinein. Einer der Banditen schoss dicht an meinem Ohre seine lange Feuerschlossflinte ab, so dass mir der Schädel brummte. Ich zuckte aber mit keiner Miene und ging scheinbar gleichgültig weiter. Auch sah ich mich garnicht um und beschleunigte das Tempo meiner Gangart nicht. Ich muss eingestehen, dass es sehr unvorsichtig von mir gewesen ist, diesen Spaziergang zu unternehmen, noch dazu in der Nähe des Sultanspalastes, welcher der Herd des Europäerhasses ist. Thatsächlich bin ich auch keinem anderen Europäer heute auf der Strasse begegnet.

Am 14. August 1889. Um Zelte und Feldbetten zu beschaffen, ist Dr. Meyer heute nach Bagamojo gereist.

Am 15. August 1889 Die Beunruhigung unter den Europäern, hier in Sansibar, dauert fort. Eine gewaltige politische Schwüle lastet auf der ganzen Stadt. Der so gefürchtete Tag des Beiramsfestes ist nahe. Der 18. August wird die Entscheidung bringen. Wie die Sachen liegen, können wir uns auf alles gefasst machen.

Am 16. August 1889. Soeben lange Epistel nach Hause geschrieben, vielleicht die — letzte.

Am 17. August 1889. Gestern Abend ist Dr. Meyer aus Bagamojo zurückgekehrt. Der Güte des Reichskommissars Wissmann verdankt er ein grosses Doppelzelt, ein Feldbett, einen Tisch und mehrere Stühle.

Abends. Voller Spannung erwarten wir alle den morgigen Tag. Was wird er bringen!? —

Am 19. August 1889. Das Beiramsfest gestern ist vorübergegangen, ohne dass unsere Vorsichtsmassregeln in Aktion zu treten hatten. Alles blieb ruhig. Nicht der geringste Skandal! — Der unternehmungslustige Prinz Seyid Ali scheint vorläufig seine Herrschergelüste bezähmt und sich seinen Putsch für später aufgespart zu haben. — Nun der Druck, der auf der ganzen Bevölkerung lastete, beseitigt ist, beginnen auch Handel und Verkehr wieder lebhafter zu werden. Die Europäer promenieren in den Strassen, freilich immer den geladenen Revolver bei der Hand, und gehen ihren mannigfaltigen Geschäften nach. Nunmehr können auch wir uns in aller Ruhe an die Vorbereitungen für unsere Reise nach dem Kilima Ndscharo machen. Heute gleich hat Dr. Meyer hier noch zwei Zelte bestellt, eins für mich, das andere für die Somal.

Am 20. August 1889. Dr. Meyer ist, zwecks Beschaffung des Trägerpersonals, mit dem Allerweltsagenten Sewa Hadschi, einem reichen Inder, in Verbindung getreten. Dieser stellt uns sechsundvierzig Träger und zehn Reserveleute, die vorläufig ohne Lasten, als Askaris (Suahelisoldaten), mit-

marschieren. Sie sind mit alten Flinten bewaffnet, und sollen später, falls unter dem Trägerpersonal durch Krankheit und Desertion Lücken entstehen, zum Transport der Lasten herangezogen werden. Die beiden Suaheli-Niamparas (Hauptleute) heissen Abedih und Haillallah. Die Trägerlasten sind auf je sechzig bis fünfundsechzig Pfund bemessen. Die Polizeitruppe unserer Expedition besteht aus acht Somalnegern.*). Zu den sechs in Aden in Dienst genommenen haben wir noch zwei hier in Sansibar hinzuengagiert. Die Somal sind sämtlich mit Hinterladern bewaffnet. Auch wir Europäer tragen jetzt für unsere Bewaffnung Sorge. Ich erhalte ein vortreffliches Gewehr, eine Mauserrepetierbüchse, die Dr. Meyer aus Bagamojo mitgebracht hat. Diese Flinte hat ihre Geschichte. Es ist dieselbe, die Dr. Meyer auf seiner vorigen Expedition führte, als er im Jahre 1888 mit Dr. Baumann nach dem Kilima Ndscharo zog. Bei seiner Gefangennahme durch den Suahelihäuptling Simbodja büsste er auch diese Büchse ein, die in die Hände des Rebellenführers Bushiri überging und von diesem während des ganzen Aufstandes getragen und benutzt wurde. Als die Araberfeste bei Bagamojo von den deutschen Truppen erobert wurde, fiel das Gewehr in Wissmanns Hände, der es bereitwillig Herrn Dr. Meyer wieder zur Verfügung stellte.**)

Am 21. August 1889. Unser Proviant besteht aus: Cacao, Thee, Salz, Reis, konzentrierter Essigessenz, Sacharin (Surrogat für Zucker), zwei Flaschen Rotwein, einer Flasche Portwein,***) einer Flasche Cognak, einigen Büchsen Konserven. Besonders was Wein und Spirituosen anbelangt, die auf einer Expedition oftmals die Stelle von Medizin vertreten, ist unsere Ausrüstung eine klägliche. Auch Konserven könnten wir zehnmal soviel mitnehmen

---

*) A. d. V.: Eine namentliche Aufzählung dieser acht unsere Schutztruppe bildenden Kriegshelden, nebst kurzer Charakteristik und Bekanntgabe ihrer Leistungen, dürfte wohl nicht ohne Interesse sein. Unsere Somal also waren:

1. Ali, Chef der Truppe, Dolmetscher, feige, liebedienerisch, grossschnäuzig, falsch.

2. Achmed, Leibdiener Dr. Meyers, gutmütiger Kerl, mit der beste unter den acht, hat wenig von dem üblichen Somalcharakter an sich.

3. Mohamed, ein stiller Mensch, wäre wohl, ausser dem unter 4 genannten, der einzige gewesen, der bei einem wirklichen Kampfe Stand gehalten hätte.

4. Mohamed Ali, genannt Arali, ein kleiner, zäher und mutiger Kerl, nicht anmassend frech, wie die meisten anderen. Er hatte bereits den Grafen Teleki als Diener begleitet. Dr. Meyer hatte ihn mit der Verteilung des Poscho (Löhnung in Zeug und Perlen) betraut, was er, unter meiner Kontrolle, sehr gut und gewissenhaft besorgte.

5. Jama Seif, unser Koch, ehemaliger englischer Soldat in Aden. Von seinem Metier verstand er nicht viel. Eins aber hatte er heraus, beim fürchterlichsten Regenwetter Feuer anzumachen; wie, war uns oft ein Rätsel.

6. Bulhan (Bülhan), der unbrauchbarste und schlechteste unter unseren Somal, ein Messerheld, dabei feige; stets fuss- und fieberkrank.

7. Abdallah, mein erster Diener, für einen Somal ausnahmsweise dick; faul, hinterlistig, feige.

8. Husseim, mein zweiter Diener, ein ruhiger, aber aufgeblasener, anmassender, eingebildeter Kerl. Lang und dürr, mit hübschem Gesicht.

**) A. d. V.: Mit diesem Gewehr habe ich, als einziger Büchsenträger, der Expedition wesentliche Dienste geleistet, besonders auch, was die Jagd anbelangt, zu welcher ich das Gewehr, in Ermangelung einer Jagdflinte, benutzen musste. Zahlreiche Antilopen, Zebras und grössere Vögel sind meinen fast nie fehlenden Schüssen zum Opfer gefallen. Leider habe ich mich von dem vortrefflichen Gewehr, das ich auf der ganzen Reise getragen und ausserordentlich lieb gewonnen hatte, am Schlusse der Expedition trennen müssen. Meine Mittel reichten nicht dazu aus, um es Herrn Dr. Meyer abzukaufen.

***) A. d. V.: Habent sua fata libelli. Auch die Flasche Portwein der Meyer'schen Kilima-Ndscharo-Expedition hat ihre Geschichte. Beim Hinmarsch wurde sie geöffnet und zur Hälfte ausgetrunken. Nach vielen Monaten, auf dem Rückwege, fand ihre zweite, feierliche Entkorkung statt. Der Wein war, trotz der langen Zeit, nicht verdorben. Also, ohne Frage, prima Qualität! — Dieser Portwein hatte nur einen Fehler, und der war — seine geringe Quantität.

Da hat sich Dr. Peters, der jüngst zur Befreiung Emin Paschas eine Expedition, gleichfalls von hier (Sansibar) aus, angetreten hat, ganz anders vorgesehen. Seine Vorräte entsprechen eher den Voraussetzungen, die man an eine vernunftgemässe Ausrüstung einer Expedition zu stellen pflegt. Er soll allein zehn Lasten Getränke (die Last zu 25 grossen Flaschen gerechnet) mitgenommen haben, darunter meistens Champagner und Cognak. Eine derartige „Belastung“ der Expedition halte ich für das einzig Richtige. Bei den furchtbaren Mühen und Gefahren, die man zu bestehen hat, sind die paar Pullen Wein, die man unterwegs gelegentlich mal auskübelt, wirklich nur ein geringes Aequivalent. Man muss doch immer das Eine sich vor Augen halten: wer sich an einer Expedition in das Innere von Afrika beteiligt, hat gewöhnlich mit seinem Leben — abgeschlossen. In solchen Lagen aber inklinieren die meisten Menschen, mehr, als sonst, für materielle Genüsse. Es ist das psychologisch leicht erklärlich. Auch muss man bedenken: auf wieviel Vorzüge der europäischen Kultur hat der Forschungsreisende in Afrika Verzicht zu leisten! — Da ist ihm ein kräftiger Labetrunk bisweilen wohl zu gönnen. In der That vermag ein Gläschen Sekt in der Wildnis Wunder zu wirken. Es entfacht den Lebensmut aufs Neue und stählt die ermatteten Glieder. — Um aber auf Dr. Peters zurückzukommen, so sind seine Weinvorräte nicht das einzige Gute, was ich ihm nachzurühmen vermag. Auch als Persönlichkeit ist er ein prächtiger Kerl. Etwas roh vielleicht und wild, ein Draufgänger, wie er im Buche steht, und darum als Kulturträger nicht gerade sonderlich zu empfehlen! — Aber sonst ein ganz hervorragender Mensch, äusserst begabt, energisch, tapfer, ein guter Kamerad . . . Schade, schade, dass ich von seiner Expedition nicht bei Zeiten erfahren habe!!! — Ihm hätte ich mich wahrhaftig weit lieber angeschlossen. Und er wiederum hätte einen tüchtigen Karawanenverwalter auch gut gebrauchen können, zumal ihn der Seinige im Stich liess und, aus Furcht vor den drohenden Gefahren, in Sansibar zurückblieb. — Allein was Dr. Peters an Tauschartikeln mitgenommen hat, beweist, dass weder er, noch seine Begleiter, Leutnant von Tiedemann, Kapitänleutnant Rust und Kaufmann Borchert, eine Ahnung von diesem Teile der Expeditionsausrüstnng haben. Dr. Meyer liess sich von dem Vertreter der Firma Hansing & Co. in Sansibar eine Liste der Waren geben, die Dr. Peters zu Tauschzwecken mit sich führt. Darunter befinden sich beispielsweise, es ist zu lächerlich, Kindertrommeln und Kindertrompeten. Dabei ist es doch bekannt genug, das Perlen und Zeug überall im Inneren Afrikas das beste Zahlungsmittel sind.

Am 23. August 1889. Heute mein Geburtstag! — Dr. Meyer und Herr Purtscheller gratulierten mir recht freundschaftlich.

Eine Stunde später. Soeben erhalte ich eine Einladung von Konsul Steifensand zum Diner. Bin sehr erfreut über diese Aufmerksamkeit.

Am 24. August 1889. Meine Geburtstagsfeier gestern beim Konsul ist recht nett verlaufen. Steifensand äusserst liebenswürdiger Herr! —

Am 27. August 1889. Merkwürdig, es will mir garnicht aus dem Kopf, wieviel besser es für mich gewesen wäre, wenn ich mich an der Petersschen Expedition beteiligt hätte. Mit Dr. Meyer harmoniere ich wenig. Dr. Peters, mit seinem kühnen, sorglosen Naturell, ist mir weit sympathischer.

Am 1. September 1889. Seit 8 Tagen bereits sind wir reisefertig. Dr. Meyer hat sich entschlossen, die Mombassaroute zu wählen. Da unser Marsch durch englisches Gebiet geht, so müssen wir einen Passierschein seitens der englischen Behörden haben. Die Verhandlungen schweben nun schon seit anderthalb Wochen. Wir könnten längst fort sein. Unsere bündige Erklärung, das unsere Expedition eine wissenschaftliche und keine politische sei, müsste doch genügen.

Am 2. September 1889. Zu Hause wird heute das Sedanfest gefeiert. Da wird's lustig hergehen. Ich sehe im Geiste gewaltige Flaschenbatterieen . . . . Und hier!? — Na! Schwamm drüber! — — Soeben erhalten wir seitens des englischen Regierungsvertreters die Erlaubnis, englisches

Gebiet zu durchqueren, und die Anweisung, morgen das englische Kriegsfahrzeug „Somali“ zur Überfahrt nach Mombassa zu benutzen.

An Bord des „Somali“, am 3. September 1889. Das Schiff rollt, wie mir richtig vorhergesagt worden ist, fürchterlich, ähnlich wie der „Bagdad“. Schlechte Bauart und Mangel an Ballast. Herr Purtscheller, der am wenigsten Seefeste, hat sehr darunter zu leiden. Er ist meistens an der Schiffsverschanzung zu finden, wo er dem Neptun den üblichen, unfreiwilligen Tribut zollt. Herr Dr. Meyer weiss seine Gefühle besser zu verkneifen. Und ich inkliniere prinzipiell nicht für derartige Scherze.

Abends. Bei Tisch erzählte mir ein englischer Offizier, unter Ausdrücken der lebhaftesten Entrüstung, von der kühnen Durchbrechung der Blockade der ostafrikanischen Küste seitens der Petersschen Expedition. Das sei ein Bruch des Völkerrechts, der reinste Flibustierzug. Wenn sie Peters bekommen hätten, er wäre gehängt worden. Jetzt marschiere er, ohne Erlaubnis, durch englisches Gebiet. Von seiten der deutschen Regierung sei sein Unternehmen völlig desavouiert worden. Ich war natürlich still zu diesen Expektorationen. Gegen die eigene Regierung mag ich vor Fremden nicht polemisieren. Aber innerlich freute ich mich doch. Ich freue mich immer, wenn Engländer sich ärgern. Freche Gesellschaft! — Besonders in kolonialer Beziehung ist diese Nation von einer Arroganz, die zum Himmel schreit. Müssten mal ordentlich eins auf den Dachs bekommen! — Wäre der Attentäter, der den Blockadebruch begangen hat, ein Engländer gewesen, kein Hahn würde danach gekräht haben. Jedenfalls aber würde die englische Regierung ihren Staatsangehörigen in Schutz genommen haben, und das englische Volk hätte ihn als Nationalhelden gefeiert.*) Von der deutschen Regierung und von dem deutschen Volke kann man so etwas natürlich nicht verlangen. Was Dr. Peters gethan hat, mag den internationalen Rechtsgebräuchen zuwiderlaufen, ein Verbrechen ist es darum noch lange nicht. Der Hergang der Sache ist folgender: Als in Deutschland bekannt geworden war, in welcher Bedrängnis sich Emin Pascha (Dr. Schnitzer) im Inneren Afrikas befand, hatte sich ein aus hervorragenden deutschen Politikern und Kolonialfreunden zusammengesetztes Comité gebildet, das es sich zur Aufgabe machte, dem wackeren deutschen Landsmann Hilfe zu bringen. Eine Expedition wurde ausgerüstet und der Führung des bewährten Afrikareisenden Dr. Peters anvertraut. Diesem Unternehmen stellten sich die grössten Hindernisse in den Weg. Der deutschen Regierung, die es nur ja nicht mit England verderben wollte, passte die Sache nicht in den Kram. Die Herren Engländer hatten Angst, dass die geplante Expedition die Verbindung zwischen Deutsch-Witoland und Deutsch-Ostafrika herstellen und die britische Interessensphäre in Ostafrika fest umgrenzen würde. Ausserdem fürchteten sie, dass das deutsche Reich durch Emin Pascha im Sudan Einfluss gewinnen könnte. Als Dr. Peters nach Sansibar kam, glaubte niemand, dass er seine Expedition realisieren könnte. Deutschland und England waren damals gemeinschaftlich zu einer Blockade der ostafrikanischen Küste geschritten und sahen sich imstande, vermittelst ihrer Kreuzer alle Landungsversuche zu verhindern. Aber Dr. Peters liess sich nicht zurückschrecken. An einer Stelle, wo sich das Hauptquartier des englischen Geschwaders unter Admiral Freemantle befand, durchbrach er auf seinem kleinen Dampfer „Neera“ die Blockade und landete seine Expedition an der Witoküste.**) Die englischen Offiziere ärgern sich natürlich am meisten darüber, dass dem kühnen Manne dieser Streich angesichts der mit der Bewachung der Küste betrauten englischen Schiffe gelungen ist.

Am 4. September 1889. Gestern Abend gingen wir an der Nord-

*) A. d. H.: Ist mit Dr. Jameson, der den bekannten Einfall nach Transvaal gemacht hat, geschehen.

**) A. d. H.: Es war das der reinste Glücksfall. Hätten die Engländer besser aufgepasst und die „Neera“ gekapert, so wäre Peters schon damals fertig gewesen. Die Schwarzen am Kilima Ndscharo und Herr Ministerialdirektor Kayser wären jedenfalls froh, wenn es so gekommen wäre.



spitze der Insel Sansibar, ungefähr auf der Höhe des Negerdorfes Kokotoni, vor Anker. Neben uns lag ein anderes englisches Kriegsschiff, das eine gekaperte Sklavendau im Schlepptau hatte. Der betreffende englische Kapitän heimst für diese Prise 200 Pf. Sterling (=4000 Mk.) Prämie ein. Wir tauschten mit dem Kaper die Post aus und sandten ihm, trotz der schweren Dünung, ein Boot voll Proviant. Die See ging sehr hoch. Dabei regnete es fürchterlich. Trotzdem entschlossen sich meine Reisegefährten, auf Deck zu verbleiben. Ich dagegen ging in meine nette, saubere Kabine und schlief, wie eine Ratte. Daher fühle ich mich heute auch sehr wohl, während die Herren Dr. Meyer und Purtscheller recht verkatert aussehen.

Mombassa, ein Uhr Mittags. Vor einer Stunde hier eingetroffen. Wir begaben uns sofort zu dem englischen Regierungsvertreter Mr. Mackenzie, um diesen von Ziel und Zweck unserer Expedition in Kenntnis zu setzen. Da wir bereits seitens des englischen Generalkonsuls in Sansibar die Erlaubnis zum Passieren englischen Gebietes erhalten haben, so machte auch Mr. Mackenzie keine sonderlichen Schwierigkeiten mehr. Nur die Zusicherung, dass unsere Expedition keine politische wäre, mussten wir zu verschiedenen Malen abgeben. Die Peterssche Expedition muss den Engländern doch gehörig in die Knochen gefahren sein. Auch Mr. Mackenzie wies darauf hin und beklagte sich, dass Dr. Peters jetzt, wie ein Räuberhauptmann, mordend und brennend mitten durch englisches Gebiet ziehe. Dann wurden wir in Gnaden entlassen.

Bandarin, Abends. Auf unsere Bitte stellte uns Mr. Mackenzie für den Transport unserer Karawane bis Bandarin vier Flussböte zur Verfügung. Gepäck und Mannschaften wurden verladen, und fort ging es. Dr. Meyer und Purtscheller blieben noch in Mombassa, um dort trigonometrische Aufnahmen zu machen. Ich fuhr mit meiner kleinen Flottille in die Lagunen hinein und alsdann den in diese mündenden Küstenfluss hinauf. Die Fahrt war wunderschön. Die Flussufer sind grösstenteils mit verkrüppeltem Unterholze bedeckt, einem urwaldartigen Gewirre, aus welchem die grauen Kämme riesiger Baobabs (mbujn) grell hervorleuchten. Dichte Mangrovengebüsche säumen die Fahrrinne. In ihnen, unter den weit aus dem Wasser ragenden Luftwurzeln, hausen die Nilpferde und die Krokodile. Wo Mangroven wachsen, ist Sumpf, und dieser wiederum bildet den Herd für alle tropischen Krankheiten, besonders für die Malaria. Am besten gedeihen die Mangroven in brackigem Wasser, also hauptsächlich an den Stellen, wo See- und Flusswasser sich mischen. In der That giebt es für Europäer auch keinen ungesunderen Aufenthalt in den Tropen, als an dem Ufer von Lagunen und Flussläufen in der Nähe des Meeres. — Da eine frische Brise über das Wasser strich, so konnten wir, ohne die Riemen zu benutzen, bis Bandarin segeln. Unsere Leute waren guter Dinge. Obwohl ich es streng verboten hatte, versuchten zwei der schweren Lastfahrzeuge eine Wettfahrt, die damit endete, dass eins derselben in ein Mangrovengebüsch hineingeriet und beinahe gekentert wäre. — Hier, in Bandarin, angekommen, liess ich unsere Somalsoldaten sofort eine Kette bilden, welche die Träger zu passieren hatten, wenn sie die Lasten aus den Böten in einen auf der Uferhöhe belegenen Schuppen schafften. Auf diese Weise hoffte ich einem Abhandenkommen von Gepäckstücken vorzubeugen. Wie notwendig diese Massregel war, beweist der Umstand, dass es, trotz meiner Vorsicht, diesen Spitzbuben gelungen ist, drei von den in Kisten verpackten Trägerflinten (alte Vorderlader) zu stehlen.*) Eine Hallunkenbande, diese afrikanischen Neger! — Auch mit Ungehorsam und Unbotmässigkeit

*) A. d. V.: Die Unehrlichkeit gehört zu den nicht gerade wenigen Untugenden des afrikanischen Negers. Dieser stiehlt, wo und wie er es kann. Ich möchte fast der Meinung Ausdruck geben, dass es überhaupt keinen ehrlichen Neger giebt. Die Unehrlichkeit ist ihm angeboren oder wird ihm anerzogen. Wie viele meiner Kollegen und Bekannten in Afrika sind bitter enttäuscht worden, wenn sie sich einmal einbildeten, einen ehrlichen Schwarzen zum Diener bekommen zu haben. Gelegentlich wurden sie dann eines Anderen belehrt. Man kann sogar behaupten, dass derjenige Neger, der einen günstigen Moment zum Stehlen abpasst, nachdem er sich vorher als

habe ich heute bereits zu kämpfen gehabt. Bald nachdem wir hier angekommen waren, vermisste ich plötzlich einige Träger. Dabei hatte ich den strengsten Befehl gegeben, dass keiner den Lagerplatz zu verlassen hätte. Als einige Stunden später unser Expeditionschef eintraf, fehlten im Ganzen schon 25 Leute. Wir mussten natürlich glauben, dass sich dieselben mit dem Handgelde in der Tasche, auf und davon gemacht hätten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die beiden Niamparas auf die Suche nach den entlaufenen Leuten zu schicken und die zurückgebliebenen Träger von unsern Somal scharf bewachen zu lassen. Von einem Weitermarsch am heutigen Tage konnte natürlich nicht mehr die Rede sein, zumal es auch schon ziemlich spät, nach fünf Uhr, war. Als wir drei Europäer dann beim Abendessen waren, wurden die Ausreisser von ihren Hauptleuten eingebracht. Sie hatten eine kleine Visite im Nachbardorfe abgestattet. Unser Somalkoch hat sich heute gleich mit Ruhm bekleckert. Da uns der von ihm zubereitete Thee ausserordentlich stark vor kam, untersuchten wir die ziemlich umfangreiche Theekanne und fanden, dass dieselbe bis zum Rande mit Theeblättern angefüllt war, ein Haufen, an dem sich eine Kuh hätte sattfressen können. Nun will ich aber in die Klappe gehen. Ich schlafe in dem Schuppen bei unserem Gepäck. —

absolut ehrlich geriert hat, weit schlimmer ist, als derjenige, der in seiner Naivetät kurzerhand alles nimmt, was nicht niet- und nagelfest ist. — Um dem Uebel der Unehrlichkeit der Neger abzuhelfen, hat man schon alles Mögliche versucht, bisher aber weder mit Güte noch mit Strenge einen nennenswerten Erfolg erzielt. Schläge, Versprechungen und Belohnungen sind gewöhnlich nur von momentaner Wirkung. Im Grunde genommen, ist und bleibt der afrikanische Neger stets der geborene Spitzbube. Natürlich ist es äusserst schwierig, solch' unehrlichen, unzuverlässigen Leuten gegenüber die richtige Behandlungsmethode ausfindig zu machen. Vielleicht dürften hier einige Worte über das höchst aktuelle Thema der Negerbehandlung am Platze sein. Grosse Strenge ist gut, wenn man dabei die denkbar grösste Gerechtigkeit obwalten lässt. Milde verwöhnt den Neger; zuerst zeigt er sich dankbar; nachher wird er unverschämt und missbraucht die Güte des Europäers. Die goldene Mittelstrasse ist, wie überall, auch hier am meisten zu empfehlen. Fest, aber nicht brutal, gütig, aber nicht weich, das ist das beste System der Negerbehandlung. Vor allem jedoch, wie gesagt, Gerechtigkeit. Der Neger hat ein sehr feines Gefühl dafür, ob er zu Recht bestraft wird oder zu Unrecht. Leider muss ich hier konstatieren, dass die von mir angeratene Methode der Negerbehandlung von den Europäern sehr selten angewendet wird. Das ist, im Interesse der Kolonieen, sehr zu bedauern, hat aber seine physiologischen Ursachen, die uns manches erklären, was uns sonst unerklärlich bleiben würde. Der Europäer wird, bei längerem Aufenthalte in den Tropen, infolge der klimatischen Einflüsse nervös und heftig. Auch macht ihn die stetige Lebensgefahr, in der er schwebt, gleichgültig gegen alle höheren Interessen und erstickt seine edleren Triebe. Des Ferneren ist die in Ost- und Centralafrika heimische Negerrasse thatsächlich äusserst schwer zu behandeln. Die Kulturarbeit wird ungemein erleichtert, wenn das Menschenmaterial, mit dem man es zu thun hat, ein bildungsfähiges ist. Die höherstehenden Rassen des indischen Festlandes und Archipelagus, die Hindus und die Malayen, haben den dort kolonisierenden Mächten, England und Holland, nicht annähernd soviel Schwierigkeiten gemacht, als uns die Neger. Die Intelligenz ist da das ausschlaggebende Moment. — Ich persönlich habe stets die Mitte einzuhalten versucht und damit die besten Resultate erzielt. Auch Gleichmässigkeit in der Behandlung ist von hoher Bedeutung. Fernerhin muss der Europäer einen tadellosen Lebenswandel führen. Ausschreitungen, wie sie von Leist und Wehlan begangen sind, müssen unter allen Umständen vermieden werden. Einen grossen Fehler begeht ferner die Regierung, wenn sie in der Auswahl und vor Allem auch in der Verwendung der Beamten nicht systematisch zu Werke geht. Ruhige, gereifte, charakterfeste Männer sind für Afrika allein zu gebrauchen. Da das Klima einen raschen Wechsel unter den Beamten notwendig macht, so ist auch besonders darauf zu achten, dass an die Stelle eines milden Regenten nicht plötzlich ein Wüterich kommt oder umgekehrt. Die Folgen einer ungleichmässigen Behandlung der Eingeborenen machen sich nur zu bald bemerkbar. Ueber alles Lob erhaben ist in dieser Beziehung das Auftreten des jetzigen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Major von Wissmann. Er ist bekannt als ein strenger, aber gerechter und niemals launischer Herr. Möge er noch recht lange unserem Kolonialwesen erhalten bleiben! —

(Schluss folgt.)



DER HOLDEN WORTE SÜSSER KLANG.

ROMAN

VON

VIGGO STUCKENBERG.

(Fortsetzung.)

Um die Morgenstunde einer Märznacht erhebt sich Martin von seinem Schreibtisch. Er ist müde, hat aber kein Verlangen nach Schlaf, und als er den Federhalter hinlegt, hat er ein Gefühl, als werde seine Hand von einer Fessel befreit, und er schaut sich um in dem stillen, traulichen Zimmer und es ist ihm, als erfülle ihn eine milde, kühle Schlaflosigkeit, ihm ist zu Mute, als kehre er nach einer mühsamen Bergbesteigung heim. Er sieht nach der Lampe, die kann noch eine Weile brennen, — und dann zündet er sich eine Cigarre an und geht rauchend auf dem Teppich auf und nieder.

Er ist ganz allein. Die Thüren des Zimmers sind geschlossen. Kein Laut, kein Leben dringt bis zu ihm. Draussen hinter den schwarzen Fensterscheiben schläft die stille Strasse in der Nacht, und hinter den geschlossenen Thüren erfüllt die Finsternis die Zimmer. Und abermals hat er eine Empfindung, als sei er durch kalte, dunkle Wolkenschichten in die warme, helle Traulichkeit dieses viereckigen Raums herabgeschwebt, und das Zimmer um ihn her wirkt auf ihn wie eine einzige, schimmernde kleine Welt, allein in der Finsternis der Nacht und er selber kommt sich vor wie der einzige Bewohner dieser Welt, wie ein letzter Überlebender in diesem letzten Rest von Licht, geschützt und geschirmt gegen die verschlingende Finsternis durch das dichte Viereck der Mauern und den weichen Teppich des Fussbodens.

Und er entbehrt nichts und niemand, — entbehrt nicht einmal seine Gattin.

Martin hemmt einen Augenblick seine Schritte und schaut vor sich hin, als hinge er seinen Gedanken nach. Er entbehrt Johanna nicht. Dann aber lächelt er und setzt seine Wanderung fort. Sie schläft ja dadrinnen, und er entbehrt nichts. Er ist ihres Besitzes so sicher, und alle seine Gedanken gehen hoch über sie hinweg wie der Wind über die verschlossenen Lasträume eines Schiffes. Die Finsternis lauert nicht mehr hinter den Wänden seines Zimmers. Er lebt auf einer sonnenbeschienenen Insel, und das blaue Meer, das aus der Ferne zu ihm heran wogt und die Luft, die er einatmet, so leuchtend und rein macht, ist Johannens nimmer ruhendes, ewig summendes Glück, das sich in seinen Zügen spiegelt, mit seinen eigenen Augen zu ihm aufschaut, wenn er am Ufer steht.

Und wie ein Segel, das der Wind plötzlich schwellt, so schwoll auch Martins Seele in dem Gefühl des Wohlseins und Friedens seines Herzens.

Wie breit und belebt ist das Meer rings um ihn her, und so reich, dass er von der Fülle abgeben kann, ohne selber zu darben! Er sieht in Gedanken Iricks blondes Gesicht vor Freude strahlen, sobald er sich in diesem Heim befindet, das ihm Einlass gewährt hat nach Einsamkeit und trostlosem Umherschweifen. Und er ist voller Dankbarkeit gegen diesen Freund, der kommt und ein betrauter Verwalter für Martin's eigenes Glück ist während all' der langen Stunden, die ihn seine Doktordissertation gefangen hält. Wie ein fröhlicher Vater geht er den beiden, Johanna und Irick, entgegen, wenn sie

von den Spaziergängen heimkehren, sie aber bringen gleichsam frische Luft mit, die vor seinen arbeitsmüden Augen flimmert, wenn sie erzählen, was sie gesehen haben, was ihnen begegnet ist.

„Ja, was sollte ich wohl anfangen, wenn ich Dich nicht hätte?“ hatte Martin am vorhergehenden Abend zu Irick gesagt, „— Johanna würde ja in diesen Tagen vor Einsamkeit umkommen!“

„Ja,“ hatte Irick geantwortet und erst Johanna und dann ihm zugelächelt, „ich fühle mich auch sehr wohl als Gesellschaftsdame bei einer dänischen Herrschaft.“

„Ich habe Sie aber in Verdacht, dass Sie nicht so viel thun, wie Sie im Grunde thun sollten, — Sie sind seit vierzehn Tagen nicht in der Bibliothek gewesen!“ hatte Johanna erwidert, — „was meinen Sie, was Ihre Braut dazu sagen würde? Übrigens ist es garnicht hübsch, dass Sie sich Gesellschaftsdame nennen!“

„Kannst Du nicht einsehen, dass Du der Sohn des Hauses bist?“ hatte Martin lachend gesagt.

Und Irick hatte mit seinen blauen Augen von ihm zu Johanna hinüber gesehen und sein Glas ergriffen.

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Mutter,“ hatte er gesagt.

Martin streckt die Arme in die Höhe und reckt sich, Alles in ihm weitet sich, wie unter einem plötzlichen, inneren Schwall, und er segnet in Gedanken sich selber und seine Frau und seinen Freund, dies Zimmer, dies Heim, dies Leben, — das Leben, welches das seine geworden ist.

Da hört er, wie die Thür, die vom Schlafzimmer zum Wohnzimmer führt, geöffnet wird und weiche Schritte über den Fussboden des Wohnzimmers nahen.

Er bleibt mitten im Zimmer stehen und schaut auf die geschlossene Thür und lauscht und lächelt.

Da bewegt sich das Schloss langsam, und die Thür öffnet sich halb und Johanna gleitet schnell hinein, als fürchte sie sich vor der Dunkelheit und steht da und sieht ihn an, in ihrem weissen Nachtgewande, die nackten Füsse in ein Paar rosa mit Schwanendaun umrandeten Pantoffeln.

„Aber mein Gott!“ lacht Martin ausgelassen und streckt beide Hände nach ihr aus.

Johanna aber bleibt stehen und sieht ihn schmollend und vorwurfsvoll an.

„Das ist garnicht hübsch von Dir,“ sagt sie, — „ich erschrak sehr, als ich erwachte und sah, dass Dein Bett leer war.“

„Du solltest ja aber garnicht erwachen!“

„Ich hatte so sonderbare Träume!“ sagt sie, als er den Arm um ihre Taille legt.

„Komm, Dich friert ja!“ bittet er und zieht sie auf die Chaiselongue und hüllt sie in eine bunte, seidene Decke.

„Du machst Dir wohl garnichts mehr aus mir“, sagt sie in demselben schmollenden, vorwurfsvollen Ton wie vorhin, „Du bist nie mehr in meiner Nähe.“

„Ich stand in diesem heiligen Augenblick da und schüttete den ganzen Segen meines Herzens über Dich aus!“ lächelt Martin und setzt sich neben sie und zieht sie an sich. „Johanna, Du siehst ja aus wie eine Nachtwandlerin.“

„Ich hatte einen so sonderbaren Traum,“ wiederholt sie. „Ich kann garnicht klug daraus werden!“

„Glaubst Du, dass man aus Träumen klug werden kann?“ fragt er und streichelt ihre Hand.

„Ich weiss nicht,“ erwidert sie, — „ich träumte, wir gingen über eine Marmorbrücke, über graue, kalte Steinfliesen, Du und ich. Und wir waren jung, ganz jung, und wir gingen stolz und zuversichtlich neben einander, in einem Meer von Sonne, das auf uns herabströmte aus einer Luft, die unendlich tiefblau und blendend war.“

„Nun!“ sagt Martin und lächelt und fährt fort, ihre Hand zu streicheln.

„Die Welt hinter uns hüllte sich in grauen Nebel,“ erzählt sie langsam

weiter, als entsinne sie sich des Traumes von einem Bild zum andern, „und wir gingen über einen Platz, der warm im Sonnenschein um uns her lag. Vor uns aber erhoben sich die durchbrochenen Mauern einer Ruine, und als ich Dich plötzlich ansah, bemerkte ich, dass Du einen weissen, faltenreichen Mantel trugest, und dass Du finster und ernsthaft einher gingst, mit gekreuzten Augen und gesenktem Haupt, und Du schrittest langsamer und langsamer an meiner Seite dahin. Und ich erblickte mich selber im wallenden Schleier in einem Gewand aus leuchtenden, warmen Farben, das mein Herz mit Freude erfüllte. Ich ging mit erhobenem Haupte und sog die Luft und das Licht mit vollem, glücklichen Busen ein. Und auf dem Platz wimmelte es von dunkelhaarigen Morgenländern in bunten Kaftanen und von Frauen mit wallenden Schleiern. Ich sah sie kommen, immer mehr und mehr, fröhlich und im Sonnenschein plaudernd. Es klang in meinen Ohren wie das sommerlichste Summen. Und dann gingen wir zwischen Bildsäulen umher, die ihre weissen Marmorleiber auf hohen Sockeln zu dem blauen Himmel erhoben und blitzende Posaunen über unsre Häupter ausstreckten. Dann aber standen wir plötzlich still und beugten uns zitternd zur Erde."

Johanna schwieg und suchte tastend nach Martins Hand.

„Denn plötzlich," fährt sie nach einer Weile fort, „brausten die ehernen Töne der Posaunen über unsre Häupter herab, so gewaltig, als würden sie von Titanen geblasen und so siegesbewusst und überwältigend und übermütig in ihrer Majestät, so breit und langsam und unheilverkündend, — nur eine einzige Strophe, eine einzige Strophe, die schliesslich im Sonnenschein verhallte. Wir aber schritten weiter, traurig und einander fremd. Da gelangten wir in die hohen, kühlen Hallen der Ruine, durch deren durchlöcherte Wölbungen der Himmel über uns blau und tief erstrahlte, und die Stimmen der Menschen füllten die Räume mit Gesang und Jubel und Lachen. Es waren ihrer so viele da drinnen, und sie schaarten sich und schritten langsam dahin in unendlichen Zügen, und wir folgten dem Strom. Dann aber wurde vor mir ein Vorhang plötzlich zur Seite geschoben und ein junger Mann beugte sich darunter vor. Ich kannte ihn sehr wohl, denn es war der Freund meiner Kindheit, meine erste Liebe, von der Du ja weisst. Damals war er ein Knabe, jetzt aber war er erwachsen und stand da und sah mich mit fragenden Augen an. Und ich streckte die Hand nach ihm aus, er aber blieb stehen und starrte uns traurig nach und beugte sich vornüber, die Hände auf die Hüften gestemmt, schmal und jugendlich in seinem hellen Mantel und mit ernsten, unergründlichen Augen. Und im selben Augenblick sah ich, dass die Ruine die Dorfkirche war, in der wir an jenem Sommernachmittag vor zwei Jahren sassen, und dass ich unter dem Pfeiler mit dem Bilde stand, und dass die Augen, die mich ansahen, denselben Ausdruck hatten wie die des Kindes, das auf der Schulter des heiligen Christoforus sass. Und als wir gingen, weinte ich, so dass die Thränen auf meinen Wangen brannten, und die Menschen wandten sich um und sahen mir nach. — — Und dann wurde es finster und kalt um uns her, und wir gingen unter hohen, tiefen Gewölben, und die Menschen rings um uns murmelten und jammerten. Wir gingen weiter, bis wir an ein hohes, offnes Portal kamen und bis ich dort angelangt war, sah ich draussen im Sonnenschein das Heim meiner Kindheit liegen, fern und friedgeweiht, und ich streckte die Arme aus und wollte nach Hause, aber die Brücke, über die wir gekommen, war verschwunden, und Du umfasstest meine Arme und wandtest mich ab, der kalten Kalkluft der Gewölbe zu. Und dort stand er wieder vor mir, meine längst vergessene Kinderliebe, und er nahm meine Hand und zog mich mit sich fort, fort nach dem Sonnenlicht, wo die Menschen jubelten und sangen. — — — Dann aber sah ich Priester goldene Räucherfässer über uns schwingen, und ich sah, dass sie ihre Hände gegen uns erhoben, und dass der Menschenschwarm mit finstern, höhnischen Blicken vor uns zur Seite wich. Wir wurden vorwärts gedrängt und geführt, unablässig den Rufen der messelesenden Priester entgegen, und ich erblickte einen Abgrund zwischen ihnen; ich wusste, dass er da war, hinter einer kalten

Marmorbalustrade, und ich sah einen bläulich flimmerden Rauch sich im Sonnenlicht darüber ausbreiten, ähnlich dem Wiederschein von Flammen.

Paar auf Paar sah ich kommen und still stehen und hinabstarren und sich dann Arm in Arm hinunterstürzen und verschwinden, und ich hörte ein Rufen der Menge, das die Luft über ihnen erfüllte. Und ich schrie in Todesangst, — und dann erwachte ich, — und dann war ich allein.“

„Was meinst Du, dass so ein Traum bedeutet?“ fragt sie nach einer Weile, als Martin nichts sagt.

„Nichts weiter,“ antwortet er, „als dass Du in Bezug auf Träume ein wahrer Pharao bist, aber ich bin leider kein Joseph, — was das Traumdeuten anbetrifft, wohl zu beachten.“

„Glaubst Du, dass man so etwas in die leere Luft hineinträumt?“

„Nein,“ sagt er und sieht sie plötzlich an, „— kannst Du Dich der Posaunenstrophen erinnern?“ Sie nickt als Antwort.

„Es fällt mir nämlich etwas ein,“ sagt er, — „sie sollten wohl nicht etwa von Schubert sein?“

„Was meinst Du damit?“ fragt sie und sieht ihn verwundert an und lacht.

„Und die beiden tiefen, dunklen Bassstrophen, die Du heute Abend wieder und wieder spieltest?“ fährt er lächelnd fort.

„Ja!“ sagt sie plötzlich und starrt vor sich hin.

„Da siehst Du!“ entgegnet er. „Der Traum war von Schubert.“

„Aber das Übrige?“ fragt sie nach einer Weile.

„Das Übrige?“ wiederholt er. „Das gehört in Andersens Märchen von der kleinen Feder, die zum Huhn wurde. — Aber jetzt geht meine Lampe aus.“

„Stecke, bitte, ein Licht an,“ sagt Johanna, als sie sich erhoben, — „es ist so dunkel im Wohnzimmer!“

* * *

Johanna sitzt mit ihrer Näharbeit in Martins Zimmer. Sie hat die hohe Lampe auf seinem Tisch angezündet und seine Bücher zusammengerückt, um Platz für ihren Nähkorb zu machen. Am Fenster liest Martin beim letzten Tagesschimmer des hellen Frühlingsabends. Johanna näht und versinkt zuweilen in Gedanken, die Hand auf die Tischplatte gestützt, und sieht starr vor sich hin und näht wieder und summt leise eine Melodie. Es ist ein kleines, französisches Lied, das sie singt, ein's von Iricks melancholischen Liedern und Martin lauscht und schaut in sein Buch, ohne zu lesen, und folgt den Worten und der kleinen Melodie, die einer wunderlich leisen, geschwungenen Glockenbegleitung gleicht. — — —

„En vain la sévère saison
sans cesse aux oreilles nous crie:
Fuyez l'amour, c'est un poison!
Je la compare à cette mie,
qui fait grand peur à son enfant
et puis l'endort en lui chantant:
  Do — do, l'enfant do,
  L'enfant dormira tantôt:
  do — do, l'enfant do,
  L'enfant dormira tantôt.“

Johanna singt langsam und dunkel und träumerisch, als sänge sie ihre Gedanken heraus, ohne es zu wissen, und wiederholt den Vers ein Mal über's andere, und singt schliesslich die Melodie ohne Worte. Sie hat die Arbeit in den Schoos sinken lassen und sitzt da, den Kopf in die Hand gestützt, das Gesicht vom Lampenlicht beschienen.

Und dann erstirbt ihr Singen und Martin blickt von seinem Buch zu ihr hinüber und sieht ihre Augen gross und aufmerksam auf die bleiche Kuppel der Lampe starren und sich mit Thränen füllen, die über den Augenrand tropfen und an ihren Wangen herablaufen. Er legt das Buch auf die Fensterbank und geht schnell auf sie zu.

„Aber Johanna! Du weinst ja! Weshalb weinst Du denn?“
Sie sieht hastig, gleichsam verwundert zu ihm auf.
„Ach“ — —
Sie erwidert nichts als dies „Ach!“ — ganz ruhig und verwundert und presst ihre weisse Näharbeit gegen die Augen.
Martin ergreift ihre Hand, und sie entzieht sie ihm sanft.
„Du sitzest da und singst so allerliebst, so entzückend,“ sagt er, „und ich vergass mein Lesen ganz, weil ich Dir lauschte, und da sehe ich plötzlich, dass Du weinst!“
„Das war nur, — das Lied!“ sagte sie.
„Aber weshalb? — das Lied?“ fragte er.
„Das machte mich so traurig.“
„Aber weshalb so traurig?“
„Es erinnerte mich an, — Ach, ich weiss selber nicht, woran!“
„Aber es ist doch so wunderbar, Johanna! Du sitzest in letzterer Zeit oft so. Weshalb bist Du nicht fröhlich? Sieh mich an und sage es mir!“
„Ich weiss es nicht, — die kleine, melancholische Melodie war Schuld daran.“
„Aber Du hast doch früher niemals geweint, wenn Du sangest.“
„Ach, ich glaube, es war, weil ich fand, dass ich so allein sei.“
„Aber Johanna! Ich sass doch hier am Fenster!“
„Ach nein, das verstehst Du natürlich wieder nicht, — Du sassest ja nicht mit einer Handarbeit da und brauchtest Dir die Zeit nicht mit Deinen eigenen Gedanken zu vertreiben.“
„Aber Du hättest ja auch ein Buch nehmen können.“
Sie spielt mit den Fingern auf dem Tisch und sieht wieder vor sich hin, als besinne sie sich, als fiele ihr dies oder jenes ein, als habe sie ganz vergessen, dass er dort neben ihr steht.
„Johanna!“
„Ja, — ja, Martin, — das hätte ich ja thun können! — Aber, — aber ich glaube, ich war zu müde, — ich konnte meine Gedanken nicht beisammen halten, — sie verschwammen alle in einander.“
„Bist Du denn nicht wohl?“
„Freilich bin ich wohl!“ sagt sie ungeduldig und wendet sich im selben Augenblick nach ihm um, als sei sie erschrocken, und ergreift seine Hand, die hinter ihr auf der Stuhllehne liegt, — „verzeih mir, Martin.“
Sie sieht zu ihm auf und versucht zu lachen und bricht in Thränen aus und lehnt ihren Kopf gegen den seinen.
„Das ist aber schrecklich, Johanna! Was hat das nur einmal zu bedeuten?“
Sie erhebt sich und legt ihre Näharbeit zusammen und bekämpft ihre Thränen und steht da und beisst sich auf die Lippen.
„Es ist recht dumm,“ sagt sie, „ich sollte mich wirklich schämen, — wenn ich Dir aber erklären sollte, was mir fehlt, ja, — ja, dann weiss ich nur, dass ich traurig bin, es ist mir, als habe sich alles, alles abgewandt, als sei nichts mehr erfreulich, — alles ist traurig und voller Ernst und — — Du!“ sagt sie plötzlich und sieht heftig uud mit spöttischem Blick zu ihm auf, „Du kannst ja doch nicht hören, wie betrüblich so eine kleine Melodie ist! — wie soll ich Dir das nur erklären! — —“
Es legt seine Hand auf ihre Stirn und beugt ihr Haupt zurück und schaut ihr in die Augen.
„Es ist also *wirklich* die kleine Melodie?“
„Ja, es war nur die kleine Melodie!“

* * *

Martin hat sich in das hohe Wiesengras geworfen und liegt da und schaut auf den rinnenden Bach, der die graue Luft wiederspiegelt und langsam den roten Kork der Angelschnur auf und niederschaukelt. Er ist

fertig mit seiner Arbeit, fertig mit den Mühen des Winters, er ist Tag und Nacht frei und jetzt ist er allein wie in alten Tagen, — und daheim!

Daheim!

Er wendet sich auf dem Rücken in dem weichen Gras um und schiebt die Hände unter den Nacken und starrt zu dem wolkenbedeckten Himmel empor, — in dem weichen Gras seiner Heimat, unter dem milden, heimischen, wolkenbedeckten Himmel! Und ihn überkommt ein Gefühl, als versinke die Wiese leise unter ihm, als sinke er mit der Wiese weit zurück in den Strom der Zeit. Er ruht so weich, liegt so einsam und voll Frieden und starrt in die Luft empor und wundert sich, wie lange er fort gewesen ist, und eine auslöschende Hand streicht über sein Bewusstsein, eine Hand, die Jahre mit fortnimmt, und ihn zurück lässt wie eine Feder, die der Sturm aufgewirbelt und an demselben Fleck wieder herabgesenkt hat, wo er sie aufnahm.

Dann aber fühlt er eine leise Trauer sich regen. Diese Jahre, in denen er sich nicht gesehnt hat, in denen er kein Bedürfnis nach dieser Wiese und diesem Himmel empfand, reissen jetzt, wo sie einen Augenblick weichen, gleichsam einen Riss in ihn. Und die tiefe Ruhe, die auf ihm liegt, ist ihm wie der Trunk, der den Dürstenden erquickt, wie die betäubende Stille, die über einer schleichenden Krankheit hängt. Er hat ein Gefühl, als schauten ihn betrübte Augen an, als trügen ihn milde Hände, als müsse er sich, müde und schwach, diesen Händen willenlos hingeben.

Er sinnt und sinnt, aber seine Gedanken, schwanken wie auf wunden Füssen. Und er liegt da und starrt in die graue Luft hinauf, und es ist, als ob der Himmel über ihm und die stille Wiese seinem Herzschlag lauschten, und ihn befragten, um ihn heilen zu können.

Daheim!

Martin schüttelt den Kopf und bohrt seinen Nacken fester in seine Hände und erblickt im Geiste seine und Johannens Zimmer in der sonnenerfüllten Strasse. Das Bild brennt hinter seinen Augen, als wolle es sich festsengen, um nicht verraten zu werden.

„Und was ist denn das Ganze?“ sagt Martin halblaut und die wunden Gedanken kehren wieder und antworten ihm, wie sie ihm hundert Mal geantwortet haben, tag-täglich hier und daheim.

Er weiss Alles, er hat Alles gesehen, hat gesehen, wie die, die er liebt, sich von ihm wandte und wie eine Nachtwandlerin ihren eigenen, träumenden Weg ging, ohne seiner, ohne seiner Stütze zu bedürfen. Er hat es gesehen und hat nicht gewagt zu rufen, hat es voller Angst wieder und wieder gesehen, dass sie gefährliche Wege wandelt, an Abgründen, die sie nicht ahnt, dass sie unbekümmert einhergeht, und nur den Himmel über sich sieht und nicht die Tiefe zu ihren Füssen. Er entsinnt sich ihres Traumes und wie ganz von sich selber in Anspruch genommen sie ihm den erzählte, und eifrig nach der Lösung suchte, und er sieht, wie schweigsam sie geworden ist und wie scheu und kühl und reizbar gegen seine Gewohnheiten, die sie bisher niemals beachtet hat, wie verwundert über seine Forderungen, wie aufmerksam und argwöhnisch, wie sie sein Leben verfolgt, als wolle sie ihn eigentlich erst jetzt kennen lernen.

Und er versteht das Alles, versteht es durch ihre Liebkosungen, die früher, wenn sie von selber zu ihm kam, ängstlich und verstohlen waren, gleichsam als fürchte sie, ungelegen zu sein, die aber jetzt wie im Fieber sind und unabweisbar heftig wie der Griff eines Ertrinkenden, als wolle sie nicht vergehen, — er versteht es durch ihre Kälte, diese feindliche abwehrende Kälte, jedes Mal, wenn sein Freund gegangen war.

Aber er wagt es nicht, selber zu operieren, — er steht wie der Arzt am Krankenlager des geliebten Wesens und wagt nicht zu operieren aus Angst vor seinen zitternden Händen. —

Und er erinnert sich des Tages, an dem Irick abreiste, ohne Abschied zu nehmen, und er zu ihr kam und es ihr erzählte, weil ein Verschweigen die Wunde nur noch tiefer aufgerissen haben würde, und er sah sie erbleichen,

staunen, sich entsetzen ohne Worte! Er sieht ihren feindlichen, finstern Blick gegen sich gerichtet. Sie wagt kein Wort zu äussern. Er sieht die Feigheit in den fieberhaft erregten Händen, das Entsetzen, weil sie sich verraten weiss, diesen Kampf mit ihrem Stolz, in der bleichen, ruhigen Gestalt, die mechanisch arbeitet, um sich nicht zu verraten, — und er weiss, dass er nicht im stande ist, die Thür zwischen sich und ihr zu schliessen, weil sie bisher nichts verborgen hat, weil er die Krankheit sieht, die sie verzehrt und tötet, sie, das Glück seiner Jugend, sieht es auf eine eigene, bittre Art und Weise, dies neue Gefühl bei ihr wie eine Pest, eine Bakterie in ihrer gesunden, unberührten Seele, sieht wie unvorbereitet, wie wenig geeignet sie mitten im Kampf steht.

Und den Frühling hat er vergehen lassen und sie in den Strudel der Geselligkeit hineingezogen, sie in Konzerte und in's Theater geführt, er hat ihren Tisch mit moderner und klassischer Litteratur überschwemmt, und sie hat sich all' diesem Fremden hingegeben, ist vor ihm untergetaucht in das Leben fremder Menschen hinein und flieht ihn und hält die Welt und die Bücher wie einen Schild zwischen ihn und sich und steht unantastbar da, stets angethan mit diesem künstlichen Leben, das er selber ihr in die Hand gegeben hat.

Und jetzt? Er hat zu seiner letzten Waffe gegriffen, ist mit ihr in seine Heimat gereist, um zu sehen, ob sie imstande ist, das Grab alter Erinnerungen zuzuwerfen über den lebenden, bebenden Überresten des Lebens. Zum ersten Mal seit längerer Zeit sind sie hier. Und er sieht nur sie, hat kein Bedürfnis nach den Menschen hier, — sie sind ihm nur lästig, unbequem, — er will nur die Scenerie, die Lichtwirkungen, die Grundlage haben. Und das liegt Alles da, von den weissen, gestärkten Gardinen und den gestickten Stuhlschleifen bis zu den roten, duftenden Blütenkuppeln der Dornsträuche. Er sitzt am Tisch seiner Eltern und beobachtet voller Qual den Unterschied zwischen dem jungen, blassen, verlegenen Mädchen und dieser muntern, liebenswürdigen jungen Frau, die alle andern durch ihre Sanftmut und Ruhe bezaubert und ihn, ihn allein, kalt und verbittert und feindlich fern hält. Er begreift es nicht, dass hinter diesem blondhaarigen Gehirn etwas sein kann, das sich von ihm los arbeitet und ringt, er kann sich keinen Andern vorstellen in ihren Gedanken, wo er ehedem Allein-Herrscher war, er forscht sie aus und will und will und w i l l wissen, was es ist, das ihm fehlt oder ihr, — und erreicht doch nichts..

Und dann kann sie ganz plötzlich eine kameradschaftliche Munterkeit ihm gegenüber an den Tag legen, wenn sie mit ihm über neue Musik spricht oder über neue Ereignisse innerhalb seines Interessenkreises. Und sie hört gern zu und ist voller Wissbegierde und kommt mit selbstständigen, stärkeren, schärferen Schlussfolgerungen. Öffnet er aber nur die Arme, so ist sie sofort eine Andere. Sie bleibt in seinen Armen stehen, aber mit gesenktem Blick, bleich, verzweifelt, und macht sich endlich von ihm los, ihren finstern, unterdrückten Hass im Blick.

Und er lässt sie gehen, und wandert seine eigenen Wege, einsam, wie er es zu Hause gewesen ist. — —

Martin schaut in die graue, stille Luft empor.

Es ist, als wenn die sanften Hände, die ihn vorhin trugen, unter ihm nachgeben, zu schwach, um ihn zu halten. Es friert ihn, und er erhebt sich und steht da und schaut über die einsame Wiese hin.

Daheim!

Alles um ihn her entweicht, wird ausgehöhlt zu einer grossen, ungeheuren Leere. Er empfindet Mitleid mit den schwimmenden Kinderaugen seiner Heimatserinnerungen und wendet sich erbittert von ihnen ab und greift nach dem, was er und Johanna hier zusammen erlebt haben, nach dem ersten, schwellenden Sommer ihres Glückes, schliesst seine Seele darüber zu und wagt nicht zu fragen, ob e r allein das Alles als lebloses, quälendes Erbe besitzt.

* * *

Martin kommt in Hut und Überrock, einen Strauss Astern in der Hand, durch die Stuben. Seine Augen suchen Johanna in gespannter, erwartungsvoller Freude, aber seine Schritte sind gedämpft, und er hält ihren Namen hinter seinen geschlossenen Lippen zurück, als fürchte er sich zu rufen.

Im Wohnzimmer findet er sie. Sie sitzt an ihrem Nähtisch, den Rücken dem Fenster zugewendet, die Hände im Schooss, und begrüsst ihn mit ihrem „Guten Tag!“ und sieht kaum zu ihm auf.

„Sieh hier Johanna“, sagt er, und legt die Blumen vor sie auf den Nähtisch und bleibt stehen und schaut sie mit einem Blick an, der jede Miene in ihrem Gesicht beobachtet, „— es sind die Blumen meiner Liebe, diese weissen Astern, mit den lilla Trauerfarben dazwischen. Das bist Du, mit Deiner fröhlichen und Deiner trüben Stimmung. Sie erinnerten mich an meine Gedanken über Dich in jenem Herbst, als Du die meine wurdest. Sind sie nicht hübsch?“ fragt er und bleibt stehen und sieht sie unverwandt an.

„Ja, sie sind hübsch!“ sagt sie und legt die Blumen in ihren Schooss und schaut darauf nieder.

„Lass sie Dich ein wenig an damals erinnern“, bittet er und wartet wie im Fieber, dass sie zu ihm aufsehen und ihre Seele der seinen über diesen Blumen begegnen möge.

„Ja!“ erwidert sie.

Aber sie sieht nicht auf.

Und er bleibt noch einen Augenblick bei ihr stehen. Dann zieht er den Rock ab und geht hinaus und hängt ihn in's Entrée und kehrt zurück und bleibt in der Thür zu seinem Zimmer stehen und sieht sie an. Und als sie sich erhebt, als wolle sie die Blumen hinaustragen, stemmt er die Hände gegen den Rahmen der Thür und versperrt ihr den Weg.

Sie steht einen Augenblick still und sieht nieder.

„Irick war hier!“ sagt sie kurz und schlüpft an ihm vorüber und geht durch sein Zimmer hinter ihm hinaus.

Er wendet sich nicht nach ihr um. Er steht da, als sei plötzlich ein Blitz vor seinen Augen niedergefahren. Ein plötzlicher, heftiger Zorn durchzuckt ihn, ein Bedürfnis, um sich zu schlagen, sich zu verteidigen, und er ballt einen Augenblick die Hände und geht schnell in sein Zimmer hinein und wirft die Thür hart hinter sich in's Schloss.

Dadrinnen bleibt er regungslos stehen und lauscht und hört schliesslich Johanna durch das Entrée in's Zimmer hineingehen.

Da reisst er die Thür wieder auf und geht auf sie zu.

Sie setzt sich auf den Stuhl am Fenster und sieht zu ihm auf, hastig und scheu, blinzelnd als erwarte sie einen Schlag oder ein grobes Wort.

Und dieser furchtsame Blick entwaffnet ihn. Er bleibt am Tische vor ihr stehen und fragt ein wenig heiser und langsam:

„Nun, — was wollte er denn?“

„Er wollte Lebewohl sagen!“ antwortet sie und schaut wieder auf, hart und herausfordernd.

Martin steht an ihrem Tisch und schlägt mechanisch mit den Knöcheln auf die Decke.

„Wusste er denn nicht, dass ich um diese Zeit auf der Universität bin?“ fragt er.

Sie antwortet nicht sogleich und er wartet.

„Er bat mich, Dir sein Lebewohl zu überbringen.“

„War das Alles?“

„Ja.“

„Weshalb nahm er im Sommer nicht Abschied von uns? Weshalb kommt er jetzt wieder?“

„Er ist in Stockholm fertig und will jetzt nach Hause.“

„Und hat keine Zeit, mir Lebewohl zu sagen?“

Sie antwortet nicht, sondern stützt den Ellenbogen auf den Tisch und den

Kopf in die Hand. Er sieht sie einen Augenblick die Augen schliessen und mit den Fingern der andern Hand an dem Stuhlsitz tasten. Er geht in's Zimmer zurück und tritt dann wieder an sie heran.

„Was wollte er denn von Dir, Johanna?“ fragt er trocken und bestimmt.

Sie sieht ihm einen Augenblick in die Augen, — ein eigenartig brennender, qualvoller Blick. Dann legt sie plötzlich und energisch die fest zusammen gepressten Hände in den Schooss und antwortet, vornübergebeugt mit zu Boden gesenktem Blick:

„Er wollte mir Lebewohl sagen, — für immer, Martin.“

„Was soll das heissen?“

„Für immer.“

„Weshalb? Was soll das heissen?“

„Er sagte mir nicht weshalb, er sagte nichts bestimmtes. Er spielte ein wenig und sprach von seiner Heimat und sass da und sprach und spielte dabei. Er war traurig, weil er nach Hause musste, aber er wollte auch nicht hierbleiben, sagte er. Er sagte, ich sei die Einzige, von der er Abschied nähme.“

„Und nichts weiter?“

„Nein, nichts weiter.“

Martin geht langsam im Zimmer auf und nieder, auf und nieder, und wendet den Kopf nach ihr um, während er geht.

„Wie lange war er hier?“

„Er war lange hier, wohl zwei Stunden.“

„Und während der zwei langen Stunden sagte er nichts weiter?“

„Glaubst Du mir nicht?“ fragt sie und sieht ruhig zu ihm auf.

Martin aber umfasst ihre beiden Arme und zieht sie vom Stuhl in die Höhe, an seine Brust.

„Johanna“, sagt er, — „Bist Du die Meine?“ und er nimmt ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und beugt ihn zurück und schaut ihr in die Augen. — „Bist du's?“ wiederholt er.

„Ja, das bin ich, — das bin ich!“ sagt sie und sucht sich zu befreien.

„Du sagst, Du bist die meine und gehst doch von mir!“ sagt er und geht ihr nach und nimmt ihre Arme und legt sie um seinen Hals, und sie bleibt willenlos stehen, den Kopf gegen seine Schulter gelehnt.

* * *

Sie sitzen bei Tische und sprechen hin und wieder mit gleichgültigen Worten von gleichgültigen Dingen und schweigen in langen Pausen.

„Weshalb sitzest Du fortwährend da und siehst mich an und lächelst so sonderbar?“ fragt Johanna, als sie eine Weile schweigend gesessen haben, und sieht ruhig zu Martin hinüber und wartet auf seine Antwort.

Martin aber antwortet nicht so gleich. Abermals ist der Gedanke wie Sonnenschein in ihm aufgetaucht, dass er das Opfer böser Träume war, die ihm den Wahnsinn in die Seele hineingefabelt haben, dass Johanna an einen Andern als an ihn denken, allen Ernstes an einen andern als an ihn denken sollte. Und er lächelt diese wahnsinnige Fabel weg als dumme, alberne Unwahrscheinlichkeit und begreift nicht, wo er seinen Verstand gehabt hat, dass er sein Misstrauen so hat mit ihm durchgehen und das Ganze so leichtsinnig erfinden können.

Er begreift es nicht und sitzt fröhlich da, als sei er in die Bandage eines Verwachsenen gezwängt gewesen und sei nun plötzlich schlank und gerade geworden, und entsinnt sich seiner Krankheit nicht mehr, nur des Einen erinnert er sich lächelnd, dass er keinen Augenblick mit sich darüber einig gewesen ist, dass Johanna wirklich, wirklich im vollen Ernst jemals an einen andern als an ihn gedacht haben kann.



In seiner Tasche steckt ein Brief von Irick voller Hochzeitsgedanken, voll von Glück. Der Briefträger hat ihn ihm heute Morgen gegeben, als er ausging.

„Sieh hier!" sagt er und legt den Brief auf das Tischtuch und sieht, wie Johanna ihn zögernd aufnimmt.

Dann beugt er sich über seinen Teller, während sie liest, um sie nicht abermals mit seinem Blick zu belästigen, und will nicht sehen, welche Wirkung der Brief hervorruft.

Sie legt den Brief wieder hin, ohne ein Wort zu sagen, und isst. Er hört den Löffel gegen ihren Teller klirren.

Dann sieht er sie an und erhebt sich plötzlich und vergisst alle die alte Eifersucht, all den alten Zorn in menschlichem, entsetztem Mitgefühl.

Sie starrt vor sich hin und führt den Löffel zum Munde. Aber sie isst nicht. Der Blick ist starr und erloschen und das Antlitz bleich, und die Thränen rennen über dies ruhige Gesicht, hinab über die bebenden Lippen. Indem er sich erhebt und auf sie zugeht, schiebt sie den Teller zurück und beugt sich heftig schluchzend über den Tisch. Dann erhebt sie sich, wehrt ihn ab und geht wie ein Kind, die Arme vor dem Gesicht, in das dunkle Wohnzimmer.

Martin folgt ihr nicht. Er geht langsam auf sein Zimmer zu.

In der Thür aber bleibt er stehen und wendet sich um und fragt sie, lauter und heftiger als er es will:

„Ist es denn wahr? — Liebst Du ihn? — Sag' mir, was zwischen Euch gewesen ist!"

„Gewesen! gewesen! — —" Er hört sie antworten, als lache jemand da drinnen im Dunkeln.

„Nichts ist gewesen, wenn Du das verstehst!"

Da reisst Martin die Thür hinter sich zu und wirft sich auf seinen Schreibtischsessel und stützt den Kopf in die Hände. Die Hände in das Haar vergraben, sitzt er da und wartet, dass etwas geschehen soll, dass sie zu ihm herein kommen und ihm irgend etwas sagen, ihn um Verzeihung bitten soll für das, was sie ihm anthut. Aber er hört sie nicht. Es ist still dadrinnen im Dunkeln, still in seinem eigenen Zimmer, und die Stille wächst wie eine Mauer um ihn, umschliesst ihn so fest, dass er unbeweglich dasitzt.

Also Alles Wahrheit, rohe, lachende Wahrheit!

Alles in Martins Seele bricht sich und schaukelt und zersplittert wie ein Schiff, das in einem Augenblick gegen ein Riff geschleudert wird, Alles in seiner Seele löst sich auf, wird in die Höhe gewirbelt wie in einer spitzen Spirale, die mit schraubender, wahnsinniger Hast zu einem Himmel emporsteigt, in dessen fliessender Leere alles schwankt und schwebt und keinen Halt findet. Er starrt vor sich hin, als sei er auf einen pfriemenspitzen Berggipfel hinaufgetrieben und müsse weiter und sähe nichts als Verderben rings um sich her. Gleich einer Flamme, die plötzlich aufflackert und plötzlich wieder erlischt, sieht er Alles, was sein Herz an Glück besass, auflodern und zu Asche zerfallen. In eine Sekunde zusammengefasst, umflammt ihn sein Glück, seine Augen brennen, als blende sie ein feuriger Schimmer, und er krümmt und windet sich, es ist ihm, als summe sich das ganze Glück seines Lebens auf, als zeige ihm ein gelber Blitz, wie reich er war.

Martin's Lippen bewegten sich, als ströme ein lautloser Wortschwall aus seiner Seele, und er presst die Ellenbogen hart gegen die Platte des Schreibtisches und greift mit den Händen fester und fester ins Haar, als ringe er gleich einem vom Sturm getragenen Schatten, festen Fuss zu fassen, noch einmal zu glauben, seinen Reichtum aus der Asche zu graben, ihn in die Hand zu nehmen und zu zählen, seine frierende Seele aufs Neue unter Dach und Fach zu treiben, — nicht zu stürzen und zu vergehen.

Nichts ist gewesen! Nichts ist gewesen!

Martin persst die Lippen aufeinander. Braucht er etwas zu wissen? Was war es, das nicht gewesen ist? Ist ihre eisige Kälte nicht gewesen? Ist ihr Schritt nicht gewesen, ihr Schritt über den Teppich des Wohnzimmers, auf und nieder, den ganzen langen Nachmittag? Bedarf er der Handgreiflichkeiten?



Verbirgt sie die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist? Zeigt sie ihm nicht Nacht und Tag ganz offenbar ihre seelische Untreue, giebt sie sich ihm nicht hin wie ein Märtyrer, ein Gekreuzigter, dessen Martyrium keinen Zweck hat, aufgegeben, kraftlos, als bedecke sie das Feuer der Verzweiflung mit der bleichen, tötenden Asche der Selbstverachtung!

Nichts ist gewesen!

Martin lacht kurz auf. Nichts ist gewesen, als sei ihr Leib ihm mehr als ihre Seele! Wie ein scharfer, befreiender Hohn jagt es durch seine Seele: Hätte sie sich doch einem Andern hingegeben, wenn sie ihre, nur ihre Seele bewahrt hätte!

„Johanna! Johanna!" flüstert er und hat ein Gefühl, als hülle ein lauwarmer Dampf seinen Willen ein, als ströme die Flut in seine Seele zurück, um sich fest um sie zu legen, die er dadrinnen trägt, unauflöslich verschmolzen mit Allem, was er ist und was sein ist, sie, die ihm ein Geschwür im Herzen ist, die das Salz in dem Brot seines Lebens ist.

Er lauscht abermals.

Aber er hört sie nicht. Es ist stille drinnen in dem dunklen Zimmer.

Da erhebt er sich in plötzlicher, wilder Angst.

Was thut sie sich selber dadrinnen an?

Er reisst die Thür auf und erblickt sie am Fenster über ihre zusammengepressten Hände gebeugt.

„Johanna! Johanna! sage mir Alles! Denk' auch an mich, nur das eine, eine Mal!"

„Lass Du mich meiner Wege gehen," sagt sie leise. „Ich bins nicht besser wert."

„Rede nicht so! — Wir sprechen hier nicht von Wert! — Kannst Du nicht mein Weib sein, — liebst Du ihn so sehr, dass Du nicht mein Weib sein kannst! Was könnt Ihr beide gemeinsam gehabt haben, was Du und ich nicht besser hätten?" —

Und er legt sich vor ihrem Stuhl auf die Kniee. Sie aber presst ihre Hand gegen seine Stirn, als wolle sie ihn von sich stossen und lacht bitter und leise, während sie spricht.

„Gemeinsam gehabt! — Nichts, — nichts! — Aber Du hast die alten Lieder vergessen, die alten Lieder von dem, worüber wir selber nicht Herr sind, — der holden Worte süsser Klang, — der holden Worte süsser Klang!"

* * *

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages erweckt Martin. Er sieht seinen feuchten, bethauten Schleier auf den Fensterscheiben und erhebt sich vom Sofa und zittert in der Morgenkühle, der graue Tagesschimmer strömt ihm entgegen wie eine Qual, die auf ihn gelauert hat. Im selben Augenblick, als er sich erhebt, streicht eine kalte Hand über ihn hin, und seine Seele krümmt sich in elender Verzweiflung. Langsam geht er durch das Zimmer, schreitet er auf und nieder. Dann öffnet er die Fenster und lässt die kalte Morgenluft herein und sieht auf die stumme leblose Strasse hinab und auf die geschlossenen, toten Fassaden der Häuser. Wie versteinerte Mumien, wie blinde, trübselige Masken stehen sie da und starren mit leeren Augenhöhlen. Die Welt ist stehen geblieben und weint den kalten Thau der Nacht auf alle Fensterscheiben.

Und so deutlich, als habe er nicht geschlafen, entsinnt er sich des gestrigen Tages, sieht sie, die bittre, tägliche Erneuerung seines Schmerzes, vor sich, und hat ein Gefühl, als werde ihm das Herz ausgesogen, als sei sein Herz geleert wie ein See, in dessen geborstenem Boden alle Keime des Lebens zu Staub verwittern und langsam verzehrt werden. Und müde und zermartert wie er ist, bohrt sich mit zerfleischender Klaue das Bewusstsein fest, dass er, wenn er nicht vergehen soll, sein Herz zur Ruhe zwingen und handeln muss, ehe die Wüste sich rettungslos ewig unter ihm ausbreitet.

Vorsichtig öffnet er die Thür zum Schlafzimmer und erblickt im dämmernden

Tageslicht ihr Bett leer und unberührt. Dann geht er schnell zurück, in's Wohnzimmer hinein.

Dort am Fenster liegt sie in ihrem Stuhl und schläft, den Kopf gegen die niedrige Stuhllehne gestützt, die Arme über die Seitenlehnen von sich gestreckt, der Mund ist geöffnet, als habe sie geschrieen, und die Augen sind geschlossen, als sei sie ohnmächtig umgesunken. Seine eigene Qual verdoppelt sich bei dieser flehenden, verzagten, schmerzerfüllten Stellung, und er bleibt stehen und sieht sie an, bis sie unter seinem Blick die Augen öffnet. Er sieht sie unbewusst und müde zu ihm emporstarren. Da zuckt plötzlich ein Entsetzen in ihnen auf und sie richtet sich in ihrem Stuhl auf.

„Was willst Du von mir!“ sagt sie heiser und schlaftrunken und bleibt zusammengesunken vor ihm sitzen.

„Ich will mit Dir reden, Johanna, in aller Ruhe, Johanna!“ erwidert er und sieht ihr an den Augen an, wie sein Anblick sie peinigt, und streicht sich mit der Hand über's Gesicht und fühlt, dass es starr ist und übernächtig und mit kaltem Schweiss bedeckt.

Sie antwortet ihm nicht, sondern wickelt ein Ende Garn, das sie vom Tisch genommen hat, nervös um die Finger und windet es dann wieder ab, — auf und ab.

„Ich habe nicht einen einzigen Ausweg gefunden,“ sagt er und bleibt vor ihr stehen, „— nicht einen einzigen Rat habe ich Dir zu geben, — aber ich will Dir helfen, will thun, was Du willst, — was Du für gut befindest.“

„Ja“, flüstert sie, und er sieht ihr bleiches Antlitz sich tiefer über ihren Schooss beugen.

„Aber was willst Du denn Johanna? — Was gedenkst Du zu thun?“

„Nichts!“ antwortet sie schwach und unbeweglich, so leise, dass er ihre Worte mehr ahnt als hört.

„Nichts?“ wiederholt er. „Willst Du denn hier bleiben?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Aber wohin willst Du denn gehen Johanna? Du hast ja keinen Ort, wohin Du gehen könntest. Willst Du zu Deinem Onkel zurück?“

Sie wartet eine Weile, dann schüttelt sie den Kopf.

„Aber wohin willst Du denn?“ fragt er und nimmt ihre Hand, und sie entzieht sie ihm nicht, blickt aber nicht auf.

„Ich könnte Dich reisen lassen, irgend wohin, sagt er, wohin Du willst, wenn Du mir nur Eins versprechen willst, Johanna, — — Du bist jetzt ganz verzweifelt, — Du könntest möglicherweise auf den Einfall kommen —“

„Was meinst Du?“ fragt sie hart.

„Allem ein Ende zu machen!“ antwortet er und presst ihre Hand in der seinen.

Sie blickt kühl zu ihm auf.

„Nein!“ erwidert sie kurz.

„Ich glaube Dir, Johanna!“

„Das kannst Du auch!“ sagt sie in demselben trocknen, ruhigen Ton und zieht ihre Hand aus der seinen.

„Willst Du fort von mir, Johanna?“

„Ja!“

„Aber wohin denn?“

„Ja, wohin, wohin!“ entgegnet sie und zerreisst das Garn, das sie um den Finger gewickelt hat, „— das weiss ich nicht, nur fort von hier, fort von all diesem hier, fort von zu Hause!“

Er sieht den Hass gegen dies Heim, das das seine ist, in ihren Augen aufflammen und wendet sich von ihr ab und geht durch's Zimmer und verschliesst unwillkürlich die Hände krampfhaft in einander.

„Willst Du mit mir reisen, Johanna?“ fragt er plötzlich und steht wieder still vor ihr.

„Ja!“ antwortet sie endlich.

Bei diesem Ja dreht sich ihm Alles im Kreise herum vor Müdigkeit und Zweifel und verwundertem Hoffen.

„Dann reisen wir!“ sagt er in gedämpftem Ton.

* * *

Ein Möwenschrei erweckt Martin, und er hört das Sausen eines frühlingsgrünen Waldes und das Plätschern der Wellen, die gegen die Steine schlagen. Er richtet sich im Bette auf und Johanna erwacht. Einen Augenblick später sind sie beide aufgestanden, und Martin geht still umher und bemerkt, dass Johanna sich schneller ankleidet, als sonst, und dass ihre Wangen gerötet sind und ihre Augen strahlender, gleichsam wacher, aufmerksam, erwartungsvoll. Er öffnet die Fenster, und er und Johanna stehen schweigend nebeneinander und schauen hinüber zu dem lichtgrünen, maienfrischen Buchenwald, der sich von der Landzunge, auf dem das Gehöft liegt, wo sie wohnen, an der Bucht entlang erstreckt, in der das Wasser blau und glitzernd in kleinen, klaren Wellen gegen den Strand treibt.

Dann klopft es, und die Thür wird vorsichtig geöffnet. Der Duft von Kaffee und frischgebacknem Weizenbrot strömt zu ihnen herein, und eine kleine, rundliche Frau, bittet sie, zum Frühstück zu kommen, und sie folgen ihr in eine grosse, helle Stube, in der die Morgensonne in kleinen, rötlichgelben Vierecken auf dem blankgescheuerten Ziegelsteinfussboden liegt. Sie setzen sich auf die hölzerne Bank an der Wand hinter einen blutrot gestrichenen Klapptisch und betrachten, während sie essen, die hohe, rote Panelung und die Teller, die in Reihen über einem grünen, rotgeblümten Kredenztisch hängen. Dort in der Ecke tickt eine Bornholmeruhr laut und feierlich, und unter der dunklen eingeräucherten Balkendecke dreht sich eine aus Strohhalmen geflochtene Krone an einem Faden.

Martin ist schnell fertig mit dem warmen Kaffee, er erhebt sich und will in den Morgen hinaus, Johanna aber hat ein kleines Mädchen in der Küche am Boden sitzen sehen, und als Martin geht, steht sie über das Kind gebeugt und versucht, mit ihm ein Gespräch einzuleiten.

Über die gepflasterte Diele gelangt Martin an eine niedrige Treppe, steigt die schrägeliegenden Stufen hinab, bleibt stehen und sieht sich um.

Das Gebäude, aus dem er kommt, der alte Fährhof, ist lang und niedrig, geräumig und gut gehalten, aber wunderlich leer und schweigsam, als halte er sich zierlich und geputzt, bereit, die Welt zu empfangen, falls die Welt auf den Einfall kommen sollte, den Weg von der Bootsbrücke durch die grosse Gaststube und die kleinen altmodischen Kammern zu verlegen, — wie ein vergessener Rückzugsposten, denkt Martin und schaut zu dem schweren, moosbedeckten Dach hinauf, — gealtert und treu auf der Wacht, vergessen in seiner unantastbaren Würde, und dem breiten Rücken und dem ruhigen Gefühl eines guten Gewissens.

Er bleibt an der Treppe stehen und überschaut den leeren, grasüberwucherten Hofplatz, der seine beiden geschlossenen, unbenutzten Scheunen mit sehnsüchtigen Armen ausstreckt, um alles in Empfang zu nehmen, was ihm die Bucht eines Tages an Leben und Wohlstand zuführen möchte, — schaut nach der Badebrücke hinüber, die leer und erwartungsvoll wie der Hofplatz und die Scheunen und der alte Veteran hinter ihm, da steht und in dem glitzernden frühlingsfrischen Wasser watet, und gleichsam unbewusst, kleine, schimmernde Thränen in seinen moosigen, grünen Bart hineinweint.

Und dann geht Martin über den Hof, auf die Brücke hinauf, richtet sich gerade auf und atmet in vollen Zügen den frischen Wind ein, der ihm entgegenschlägt. Draussen um die Spitze der Landzunge kreuzt ein kleines Segel, auf die Brücke zusteuernd. Er unterscheidet den grünen Rumpf des Bootes, das weich und regelmässig seinen Steven den eifrigen, schimmernden Wellenkämmen entgegenstemmt, er sieht das rote Segel wachsen und im Winde schnell näher und näher kommen. Und er schiebt seinen Hut aus

der Stirn und knöpft langsam seine Jacke auf und lässt die Sonne seine Brust bescheinen.

Und dann legt das Boot an, und ein grosser, rotbärtiger Mann rafft die Segel und guckt unter einem schwarzen, breitkrämpigen Hut mit ein Paar kleinen, hellen Augen zu Martin hinüber. Der Wind bläht seine dunkelblauen Blousenärmel und seine schmutziggelben Leinwandhosen auf, während er das Boot vertäut. Als aber Martin ein Gespräch mit ihm anknüpfen will, antwortet er kurz mürrisch, und Martin fühlt sich abgewiesen und schlendert über die Brücke.

Vom Fremdenzimmer her vernimmt er Johanna's Stimme durch die geschlossenen Fensterscheiben, eine sanfte, liebevolle, zärtliche Stimme, die kleine Kinderreime wiederholt, die er im Geiste die Stimme seiner Mutter sagen hört. Er tritt an ein Fenster und sieht Johanna drinnen im Sonnenschein auf dem steinernen Fussboden vor dem Kinde knien. Ihre Finger marschieren schnell über die Fliesen hin und her, und das Kind sieht sie ernsthaft und aufmerksam mit ein Paar grossen, braunen Augen unter braunem, lockigen Haar an, und greift nach ihren Ringen, und Johanna lacht leise und fröhlich und kriecht auf den Knieen über den Fussboden, den Rücken dem Fenster zugewandt. Martin steht da und betrachtet ihren und des Kindes Schatten auf den sonnenhellen Steinen und auf den weichen Glorienscheinen, die ihre Häupter umgeben. Da gleitet plötzlich, als er sich vornüberbeugt, der Schatten seines Hutes, seines Kinns und seiner Schulter neben ihnen über den Fussboden. Johanna erblickt den Schatten und wendet das Gesicht nach ihm um, — ein Gesicht, in dessen Augen und auf dessen weissen, blanken Zähnen das Lächeln noch blitzt.

„Komm herein, Martin!“ ruft sie ihm zu, „komm herein und sieh!“

Und Martin kommt herein und bleibt stehen, ihm ist so schwer um's Herz, er fühlt sich verletzt und betrübt, als er sieht, wie dies fremde Kind mit seinem Spielen und Lachen das Lächeln in ihren Augen, die Freude in ihrer Seele erweckt, wo er mit seinem glühendsten, innigsten Willen machtlos dagestanden hat. Verbittert und schweigend steht er neben ihr und sieht, wie sie seinen Reichtum verschmäht, und die Arme nach einem armseligen, Fremden ausstreckt. Er beugt sich über das Kind herab, das aber schreit, und Johanna nimmt es in ihre Arme und bittet ihn zu gehen und ihr diese kleine Freude nicht zu stören.

Und er geht, geht am Strande und an dem sausenden, frühlingsgrünen Wald entlang, und sieht unablässig Johanna vor sich, wie sie das weinende, fremde Kind mit den Händen schirmt, sieht dessen braune Locken an ihrer Schulter und Wange und wünscht um ihres Friedens, um ihres Glückes willen, dass dies Kind das ihre wäre.

Aus dem Walde heraus laufen schmale Steige und verschwinden in dem sonnenweissen Sand des Strandes und hohe Abhänge heben den Wald gen Himmel empor und legen die Bucht tief hinab unter die grünen Ufer.

Und Martin geht und geht, bis ihn allmählich der Friede dieses einsamen, unablässig herabströmenden Sonnenscheins überkommt, und er denkt an Johanna und an das Kind im Fährhaus und weiss sie nicht mehr einsam, sondern friedlich und fröhlich beschäftigt, als sei sie fern von ihm in den Hafen gelaufen, und seine Brust weitet sich langsam, er füllt seine Lungen mit sonnenfrischer Luft, es überkommt ihn ein unbestimmter Drang, sich in einen Kampf um's Leben zu stürzen, in einen Kampf um sein Lebensglück, — kein Liebesglück begehrt er, sondern ein breites, ruhiges, solides Glück, — was für eins, weiss er nicht, — aber er ahnt es in der hellen, hebenden Macht der Sonne, in dem schwellenden Sausen des Windes durch den Wald, und dem breiten glitzernden Wasser, das ruhig und geduldig von einem Ufer zum andern trägt.

(Schluss folgt.)



DER KRIEG GEGEN DIE MÜTTER.

VON

Prof. J. PLATTER (Zürich).

Es steht heute mit der Frauenfrage in gewissen, sich vordrängenden Parteikreisen ganz ähnlich wie mit der Judenfrage. Wer nur ein gutes Haar an irgend einem Menschenkind israelitischer Abstammung lässt und nicht die ganze Rasse mit Stumpf und Stiel ausrotten will, der gilt bei den waschechten Antisemiten als Judenknecht. Und wer sich erkühnt, die Schandthaten irgend eines grossen internationalen Börsenwolfs oder sonstigen Schwindlers und Gauners nicht nur darzustellen, sondern auch gelegentlich dabei zu bemerken, dass derselbe ein Jude sei, der wird im Lager gewisser hebräischer Rassenenthusiasten ohne Weiteres als ein erklärter Antisemit, Judenfeind und -Hetzer verschrien. Die Menschen zerfallen für solche Narren in Judenfresser und Judenverhimmler, eine andere Sorte kann es in ihren Augen nicht geben.

Und ganz ebenso ist es heute mit gewissen Vorkämpferinnen der Frauen-Emancipation und ihrer vorläufig noch hosentragenden männlichen Gefolgschaft. Jeder, der nicht Alles, auch das Absurdeste, was ihnen einfällt, als unantastbares Dogma annimmt, gilt ohne alle weitere Untersuchung des Falles als Pascha, als Frauenverächter, als Reaktionär u. s. w. Man muss nach ihrer Ansicht die „heutige Frau" (Weiber giebt es wohl noch in Frankreich, England u. s. w., aber längst nicht mehr im deutschen Sprachgebiete, obwohl ihr Correlat, die Männer, immer noch geduldet werden und als solche fortbestehen) durchaus als im Zustand der schnödesten Sklaverei befindlich erklären und zwar in Bausch und Bogen — „Sexual-Knechtschaft" ist der neueste wissenschaftliche Ausdruck dafür, wenigstens was die Ehefrauen betrifft — und sodann annehmen, dass die „Befreiung der Frau" aus ihr etwas ganz Wunderbares, nie Dagewesenes machen und nicht blos sie, sondern die ganze Menschheit von allen möglichen Übeln erlösen und insbesondere auf eine viel höhere Stufe moralischer Vollendung heben werde.

Und wiederum giebt es zähe, dickköpfige Philister in allen Kreisen der männlichen Bevölkerung bis in die Ministerbureaus und noch höher hinauf — besonders die feinen, eleganten Vertreter der Galanterie gehören alle hierher — die es lächerlich oder gar gefährlich finden, wenn ein weibliches Wesen irgendwie über Französisch und Klaviergeklimper hinausstrebt. Mit Letzteren wollen wir uns hier nicht weiter befassen.

Wer aber gegen die ungeheure Masse von Unsinn, die im Lager der Ersteren gelegentlich produzirt wird, nicht ohne alle Aussicht auf

Erfolg ankämpfen will, der muss, wie ich glaube, vor Allem sich legitimiren als aufrichtiger Freund der Freiheit, als wahrhaft konsequenter Demokrat (was die Enthusiastinnen der Sklaverei und Emanzipation oft nicht sind), der dem weiblichen Geschlechte durchaus gleiche Rechte gönnen will wie dem männlichen, und nicht in einem einzigen Falle verlangt, dass das Gesetz dem Manne als solchem irgend eine Art von Vorrecht einräume. Zu dieser Theorie und der Forderung der Durchführung derselben auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Rechtes bekenne ich mich hiermit laut und feierlich. Ich sehe es als ein schweres Unrecht an, dass die Frauen unter Gesetzen stehen, bei deren Zustandekommen ausschliesslich Männer mitgewirkt haben. Ein gleiches Unrecht geschieht aber natürlich auch den Männern, die von anderen Männern Gesetze erhalten, an denen sie keinen Theil haben. Wer das aristokratische Prinzip irgendwo zulässt, der ist auch in der Frage der Frauenemanzipation nur ein seichter, konsequenzloser Schwätzer. Ich bin also vor Allem für volle politische Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Frauen mögen, wenn sie wollen, im Staate ganz dieselbe Rolle spielen wie die Männer, sie mögen wählen und gewählt werden, sie mögen vor Allem über Gesetze abstimmen und Gesetzesvorschläge machen, wie es eine richtige Demokratie erfordert, sie mögen Minister werden, wenn sie Lust haben zum Regieren und durch das Votum der Völker oder Parlamente auf diese Posten berufen werden — vielleicht verstehen sie das Regieren ebenso gut oder besser als die Männer und ich zweifle gar nicht, dass sie es nicht schlimmer betreiben werden als die durchschnittlichen bisherigen Staatslenker, die ich, samt ihren eventuellen weiblichen Nachfolgern durch eine bessere Gesellschaftsorganisation möglichst überflüssig machen, d. h an Machtbefugnissen möglichst reduziren möchte — und ich öffne ihnen bereitwilligst alle Fakultäten und Mittelschulen, alle Bureaus und alle Werkstätten, wenn sie darinnen ihr Glück versuchen wollen und ihren Lebensgenuss vergrössern zu können glauben. Sie sollen also auch Pfarrer werden, wenn dieses Amt ihnen gefällt und sie eine Gemeinde finden, die sie an eine solche Stelle beruft; sie sollen zu Gericht sitzen, wenn das immer noch aus beiden Geschlechtern (und wer weiss, ob die w e i b l i c h e n Wähler besonders freundlich sind gegen weibliche Kandidaten?) bestehende Volk*) sie direkt (nach Art schweizerischer Verfassungen) oder indirekt (durch schon bestehende, vom Volk ernannte Versammlungen oder Behörden) zu diesem Geschäfte erkiest; sie sollen selbstverständlich auf den Lehrkanzeln aller möglichen Schulen stehen und doziren, wenn sie Freude daran haben und in den Wissenschaften gleichviel oder mehr leisten als ihre bärtigen Konkurrenten, sie sollen meinetwegen — ich f o r d e r e das aber nicht etwa als angeblich gerechtes Äquivalent ihrer politischen Gleichstellung — sogar Gewehr und Säbel tragen und Epauletten und Federbüsche, wenn sie, wie einst Plato, glauben, ebensoviel Muth und militärische Begabung zu besitzen, wie die Männer, und im Kriege das Vaterland ebenso gut vertheidigen zu können. Solchen gewappneten Amazonen wird im Lager oder in der Kaserne gewiss nichts Unangenehmes passiren bei ihrer präsumirten, männergleichen Wehrhaftigkeit, und

*) Unter einem aristokratischen Regime, einem H e r r e n regime, ist für sie ohnedies keine Hoffnung vorhanden.



wenn die Einrichtung allgemein ist, so werden die weiblichen Krieger eventuell auch als wehrlose Kriegsgefangene ebenso respektirt werden, wie heutzutage unter zivilisirten Nationen die männlichen. Auch die Börse soll ihnen offen sein, solange sie überhaupt offen ist, sie mögen da spekuliren und schwindeln wie die cylindertragenden Jobber unserer Tage, sie mögen die Kurszettel studiren und den ganzen Tag mit einem Kopf voll Zahlen und Rechnungen herumlaufen, auch Sensale sollen sie werden können, wenn sie es wünschen und dazu im Stande sind, und dem Profit nachjagen als Gründerinnen und Wuchererinnen und es den smartesten dieser Art, die wir heute unter den Männern kennen, nach Kräften gleich thun, sofern ihnen solche Geschäfte und Stellungen erwünscht scheinen. Sodann lasse ich ihnen natürlich Alles offen, wozu ihnen heute schon der Zutritt rechtlich freigegeben ist: sie dürfen auch in Zukunft, so wie jetzt, Schlosser, Schmiede, Fuhrleute, Tischler, Maschinenbauer, Sattler, Stubenmaler, Lackirer, Kaminfeger, Pflästerer, Kanalräumer, Maurer, Glaser, Dackdecker, Lokomotivführer und -Heizer, Matrosen, Parkettbodenleger, Spengler, Messerschmiede, Uhrmacher, Feinmechaniker, Schuster, Tapezirer, Schriftsetzer, Küfer, Metalldreher, Bierbrauer, Wagner, Steinhauer, Zimmerleute, Gärtner, Gypser und Stuckateure, Schneeschaufler, Strassenknechte, Handlanger, Töpfer, Glasbläser, Anschläger, Erdarbeiter, Feilenhauer, Drechsler, Bäcker, Schriftgiesser, Schieferbrecher, Giesser, Bergleute, Wildheuter, Färber, Ziegelmacher, Abdecker, Walfischjäger, Droschkenkutscher, Dockarbeiter, Pferdeknechte, Bergführer, Müller und sogar Henker und Polizisten werden, was ihnen heute nicht gestattet ist, immer natürlich vorausgesetzt, dass sie das alles selbst wollen. Heute scheinen sie zu diesen und vielen anderen ähnlichen Nahrungszweigen keine grosse Lust zu verspüren und, was viel merkwürdiger ist: die Streiter und Streiterinnen für volle Gleichstellung in allen Lebensgebieten weisen niemals auf alle diese von Männern doch so viel benutzten Nahrungsquellen hin, obwohl hier eine ganze Menge Gelegenheit zu ökonomischer Selbständigkeit vorhanden und vollkommen zugänglich wäre für das versklavte Geschlecht.

Aber in Bezug auf solche Geschäfte verlangen auch die echtesten Menschen- und Frauenfreunde nicht Zutritt, sondern Schutz für die Frauen, also Unfreiheit, Bevormundung wie für Kinder, während die Männer *vor* keiner Gattung von Arbeit Schutz fordern oder geniessen, sondern nur etwa *innerhalb* irgend einer Branche. Wir haben natürlich nichts einzuwenden gegen diesen Frauenschutz, aber eine seltsame Sorte von Konsequenz ist es, wenn Einer in einem Athem behauptet, die Frauen seien den Männern, abgesehen von körperlichen Unterschieden, in jeder Beziehung *gleich*, nicht blos gleichberechtigt, alle Unterschiede in den Anlagen und Fähigkeiten beruhen blos auf Einbildung und Vorurtheil oder seien eine künftig vermeidbare Folge der Unterdrückung des Geschlechts, und zugleich Schutz für die Frauen vor allerlei Männerarbeit fordert.

Aber der typische Frauen-Emanzipator, der leibhaftig vor unseren Augen dasteht und predigt und mit dem wir ein Wörtchen sprechen möchten, ist gar kein Frauen-Emanzipator, das Gebiet, auf dem er sich ausschliesslich mit seinen scheinbar fundamentalen und radikalen Ideen bewegt — er ist nämlich in Wahrheit regelmässig ein echter Aristokrat und Autoritätsmensch — ist nicht die Frauen- sondern die

Damenfrage. Für die Weiber der Arbeiter, meint er gelegentlich mit einem nach Verachtung aussehenden Achselzucken, sei die Frage schon gelöst. Bis auf eine Kleinigkeit, fügt die Dame Adine Gemberg hinzu. „Nur eine schwache Fessel hemmt noch den Sieg der Arbeiterfrau, indem sie ihr den Erwerb erschwert, das ist die Hausküche und die Kinderwartung. Ist das einmal geordnet, so wird man in diesen Kreisen das Elend nicht mehr kennen.“ Die Schwangerschaft, meine Dame, haben Sie vergessen, sie ist auch eine Fessel für den Erwerb und ich glaube wahrhaftig, dass Einige von Ihnen darauf ausgehen, auch diese Kleinigkeit zu „ordnen“ und die Fessel zu sprengen. Dann allerdings wird man mit dem Elend bald radikal aufgeräumt haben. „Sind doch die amerikanischen Frauen schon lange eifrig daran, auf mechanischem Wege sich von derjenigen Funktion zu befreien, welche die Männer ihnen nicht abnehmen können“ („Illinois Staatszeitung“ 1869).

Man sieht übrigens, wie leicht so eine hochsinnige Dame mit dem Elend — anderer Leute fertig wird.

Man vergleiche als Gegenstück zu dieser — flotten Auffassung des Pauperismus den von dem grossen Sozialdemokraten Friedrich Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England“ gebrachten Brief eines wirklichen englischen Arbeiters, der, vergebens nach Arbeit suchend, im Lande herumstreifte und dabei einen alten Freund traf, der zu Hause sass und die Strümpfe seiner Frau stopfte, weil er keine Arbeit fand, und nun weinend erzählte, wie seine „arme Mary“ früh morgens in die Fabrik müsse und abends todmüde nach Hause komme u. s. w.*)

Die Freunde der Damen und der Damenfrage denken wesentlich an die Töchter gewisser in Deutschland besonders typischen Schichten der oberen gebildeten Klasse, welche viel Prätensionen und Dünkel, aber wenig Geld haben und gewohnt sind, ihre Söhne hauptsächlich in Staatsanstellungen unterzubringen. Die Damenfrage spitzt sich daher praktisch darauf zu, Töchtern dieser sozialen Region erträglich besoldete sichere Stellen zu verschaffen, da sie wegen Abwesenheit eines Vermögens keine ganz beruhigende Aussicht auf Verheiratung haben. Dabei denkt man wesentlich an irgend welche Beamten- und alle möglichen Lehrerstellen und immer auch an den ärztlichen Beruf. Von den technischen Fächern ist, soweit mir bekannt, kaum die Rede, ebensowenig von Land- und Forstwirtschaft und dem Bergbau. Ich habe wenigstens noch nie gehört, dass man aus den armen, oft gewiss sehr bedauernswerthen Fräulein Ingenieure, Chemiker, Architekten u. s w. machen möchte, vermuthlich aus denselben Gründen, weshalb die Töchter der Arbeiter nicht zum Schmiede- und Schlosserhandwerk übergehen, also weil in der That, wenn man es auch im Allgemeinen nicht zu-

*) „Welchen Einfluss die beständige harte Arbeit während der Schwangerschaft auf das zu erwartende Kind hat, ist leicht zu ermessen. Die Zahl der von den Expertinnen registrirten Fehlgeburten ist erschreckend gross, die Kindersterblichkeit enorm. Nach der Aussage einer Expertin aus der Hutbranche lebt kein einziges von den Kindern, welche im vorigen Jahre von den in diesem Betriebe beschäftigten Arbeiterinnen geboren wurden“. Soziale Praxis V, No. 35, aus der Wiener Enquête über Frauenarbeit. Durch solche „ökonomische Selbständigkeit“ der Frau würde die soziale Frage allerdings binnen Kurzem so gründlich gelöst, dass es nichts Soziales mehr zu fragen gäbe.



gestehen will, die Geschlechter dennoch sehr verschiedene Eigenschaften und mithin Berufe haben und die Frauen in den meisten männlichen Berufen nicht glücklich, sondern einfach bedauernswerth und elend oder ganz unmöglich wären. Darum darf und soll man ihnen aber keinen Beruf rechtlich verschliessen; wenn ihnen jeder frei zugänglich ist, so werden sie schon finden und zeigen, was für sie passt und wofür sie passen. Alle sechs Fachabtheilungen des Züricher Polytechnikums sind beiden Geschlechtern gleichmässig zugänglich und unter den 765 ordentlichen Schülern fanden sich im Wintersemester 1895/96 nur 8 weibliche, sämmtlich an der 6. Abtheilung, wo Lehrer für Naturwissenschaften und Mathematik gebildet werden.

Wenn also gewisse Frauenbefreier von der ökonomischen Selbständigkeit der Frauen und von allgemeiner hoher Bildung derselben, die sie in einem Athem zu nennen pflegen, die Erlösung der Menschheit erwarten, so verstehen sie unter Menschheit wahrhaftig nichts als die relativ geringfügige gesellschaftliche Schichte, in der sie leben, hauptsächlich die akademische Schichte, d. h. die Familien, deren Häupter hohe Schulen durchgemacht haben. Denn die hohe Bildung der Frau, welche die Gesellschaft angeblich regeneriren wird, soll offenbar eine akademische sein und man wird doch nicht ernstlich annehmen wollen, dass durch irgend eine rechtliche Gleichstellung der Geschlechter sämmtliche junge Frauenzimmer der Welt oder etwa Deutschlands veranlasst und in den Stand gesetzt werden, Gymnasien und Universitäten zu besuchen. Auch unter den Männern schlagen doch relativ nur wenige diese langwierige und immer etwas schwierige Laufbahn ein, und da durch die Gleichstellung der Frauen doch die Beamten- und Lehrerstellen und das Bedürfniss nach ärztlichem Beistand sicher nicht vermehrt würde, so wäre die Folge eines erheblichen Zudrangs der Mädchen zum Studium in allen Fällen entweder ein Rückgang der männlichen Frequenz der höheren Schulen, oder eine wachsende Überfüllung der Welt mit unglücklichen Kandidaten, die nicht leben und nicht sterben können. Eine Erlösung der Menschheit ist, wie ich glaube, auf dem akademischen Gebiete überhaupt nicht zu finden, das einzige, von mir gern akzeptirte Resultat wäre resp. ist dies, dass einige unbemittelte Töchter gebildeter Eltern ein besseres Auskommen finden als ohne diese Studien- und Amtsfreiheit. Natürlich finden einige Männer ein schlechteres, wenn sie nämlich an Tüchtigkeit hinter den akademischen Damen zurückstehen. Und in diesem Falle mit Recht. Aber etwas besonders Wichtiges, womit man in der Welt so viel Wind machen könnte oder sollte, wie einige Vorkämpfer der Damenfrage, vermag ich in diesem Vorgang nicht zu sehen, schon aus dem einfachen Grunde, weil nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen — und ich hatte hier in Zürich seit 33 Semestern an eigenen Schülerinnen und anderen, deren Laufbahn im praktischen Leben ich verfolgen konnte, viel Gelegenheit dazu — die Frauen in solchen akademischen Berufen sich häufig gar nicht besonders wohl fühlen, ebenso wenig wie in Post-, Telegraphen-, Bankbureaus und dergl., einige eigenthümlich veranlagte abgerechnet, was daraus hervorgeht, dass die weitüberwiegende Mehrzahl (vielleicht 99 oder noch mehr Prozent) bei passender Gelegenheit sehr gern in die Ehe tritt und dann die Ausübung des mit grossen Kosten und Mühen Erlernten mit Vergnügen aufgiebt oder möglichst einschränkt, wenn nicht das ökono-

mische Bedürfniss drängt oder der Mann sehr geldgierig ist und seine Frau zum kräftigen Erwerb — anregt.

Man darf ja nicht glauben, dass die Masse der Studentinnen Männerfeindinnen sind — das wäre ja Unnatur oder Wahnsinn - so wenig wie die Studenten durchschnittlich Frauenhasser; man darf auch nicht glauben, dass die Mehrzahl der studirenden Mädchen (resp. Damen, wenn es sich um deutsche handelt) aus irgend einem emanzipatorischen Prinzip studirt oder durchdrungen ist von bitteren Gefühlen über die Versklavung ihres Geschlechts. Insbesondere die jungen Russinnen und Polinnen, welche die überwiegende Majorität aller Studentinnen bilden und von denen gar viele sich auf gar keinen Erwerb vorbereiten, also nicht ökonomische Selbständigkeit anstreben, sondern nur ihren Geist im Allgemeinen bilden und bereichern wollen, sind solchen Hirngespinnsten vollkommen fernstehend und verkehren mit ihren männlichen Landsleuten wirklich auf dem Fusse bester und reinster Kameradschaft. Dass auch Studentenehen in diesen Kreisen nicht selten zustande kommen, ist wahr, aber doch wohl kein Unglück, sondern ein sehr gutes Zeichen und ganz in der Ordnung. Allerdings sind die männlichen Landsleute keine „standesgemässen" Philister.

Unter den deutschen Studentinnen, das will ich hier einschaltend bemerken, giebt es allerdings hie und da besonders scharfe Geister, welche die „Befreiung" der Frau immerfort im Sinn und Munde haben und alle Wissenschaft hauptsächlich von dem Gesichtspunkte aus betreiben, um Argumente zu finden für die natürliche Gleichberechtigung und Gleichheit der Geschlechter. Ein Muster dieser Art klagte mir einst: Das sei eben das Elend, dass die Mädchen und Frauen der gebildeten Klassen (in Deutschland) selbst nichts wissen wollen von ihrer Befreiung, dass sie sich ganz erträglich wohl fühlen und nicht einsehen, in welcher erbärmlichen Sklaverei sie leben.

Übrigens dauert auch diese prinzipielle Männerfeindschaft wohl durchaus nur so lange, bis der erste — Freund erscheint.

Wenn einmal die Mädchen, wie so viele bedauernswerthe Knaben, ein 8- oder 9klassiges Gymnasium durchmachen und dann noch 8 bis 12 Semester auf den Universitäten zubringen, dann allerdings wird man wünschen müssen, dass solche akademische Frauenwesen in der Regel ihr Leben lang geschworene Männerfeindinnen bleiben und nicht heiraten. Wie oft muss jetzt schon die Frau des studirten Mannes der neuen Generation die nötige Kraft und Lebensfrische ganz allein geben! Wie oft sieht man heute schon mit Erstaunen, dass ein durch das endlose Sitzen in Schule und Amt körperlich elend heruntergekommener Mann kräftige, blühende Kinder hat! Sieht man sich aber die Frau an, so begreift man das Wunder. Sie hat bei angemessener, gesunder Beschäftigung oder auch in behaglichen, aber hygienisch förderlichen Formen des Müssiggangs ein sehr gesundes Leben geführt und sich Blut und Muskeln und alles Nötige erhalten, ohne welches die Progenitur vielleicht schon in der zweiten Generation nach körperlichen und geistigen Leiden aller Art ausgestorben wäre. Natürlich kann die Frau ihre Konstitution auch ohne Gymnasium, Universität und Amt verderben, aber mit Gymnasium, Universität und Amt wird sie dieselbe in mindestens 9 unter 10 Fällen ganz sicher verderben. Und die körperliche Blüthe der Frauen ist für die Menschheit von ungemein viel grösserer Bedeutung als die der Männer.

Das wichtigste Problem für die amerikanischen Mediziner, sagt Mr. Edson, Commissioner of health des Staates und der Stadt New-York, in der Oktober-Nummer 1893 der „North American Review“, müsse heutzutage der Gesundheitszustand der gebildeten Frauen sein, die als dritte oder vierte Generation auf amerikanischem Boden geboren werden. Prüderie habe die Diskussion dieses Problems bisher auf medizinische Fachschriften beschränkt, indessen sehr mit Unrecht. Die Zustände wären bereits so schlimm, dass sie den nationalen Fortschritt ernstlich bedrohten. Die Zahl der in dieser Klasse leidenden Frauen werde man schon auf 60,000, die der zu eben solchen Leiden heranwachsenden Mädchen auf 65,000 veranschlagen müssen. Es sei bereits ein ganz typischer Vorgang, dass ein schönes, junges, mit reichster Schulbildung ausgestattetes Mädchen, welches in die Ehe trete, nach Geburt eines oder zweier Kinder sich wesentlich verändere. Ihr Aussehen ist dann müde und schlaff. ihre Laune schlecht und reizbar. Statt einer Hülfe wird sie ihrem Manne eine Bürde, und sie fühlt es, das sie sich selbst und anderen zur Last lebt. Und der Grund des Ganzen? Sie ist körperlich invalide, nicht nur zu augenblicklichen, sondern zu lange Jahre andauernden Leiden verurtheilt. Ein immer wachsender Prozentsatz amerikanischer Frauen kann, kurz gesagt, die Funktionen der Mutterschaft nicht mehr ertragen, und dieser Prozentsatz schliesst gerade die intelligentesten und besterzogenen ein.

Und was die Ursachen dieser Erscheinung betrifft, so glaubt Edson, intellektuelle Überarbeit in der Jugendzeit lege den Grund zu einer Entkräftung, die dann in der Ehe offenbar hervortrete (auch ohne Amt und medizinische Praxis)! Die intellektuelle und allgemeine Emanzipation der amerikanischen Frauenwelt habe in den letzten 20 Jahren mächtige Fortschritte gemacht. Aber wenn in früherer Zeit dadurch gesündigt wurde, dass man die Mädchen unwissend liess, so jetzt dadurch, dass man ihren Geist durch zu angestrengte Arbeit in der Jugend überlaste und so den Keim späteren Siechthums in sie hineinpflanze. Ihr Ehrgeiz werde in den Schulen angestachelt und über ihren Lerneifer könne sich niemand beklagen, aber der Stoff, der in die Köpfe der 10—17jährigen (nicht etwa 10 bis 24jährigen!) Jugend hineingebracht werde, sei zu massenhaft. Liesse sich voraussagen, welche Mädchen überhaupt nicht in die Ehe treten würden, so könnte man diesen, wenn sie anders wissenschaftliches Interesse hätten, auch alle geistigen Anstrengungen mit Recht zumuthen. Weil das aber unmöglich, müsse die Gesellschaft daran denken, das Mass jugendlicher Geistesarbeit soweit herabzusetzen, als es im Interesse der Ehe und Fortpflanzung erforderlich erscheint. Im andern Falle würden amerikanische Männer mehr und mehr zur Ehe mit gesunderen Ausländerinnen gedrängt u. s. w. Hand in Hand gehen damit die Versuche, auf künstliche Weise das Gebären zu vermeiden u. s. w. (S. p. Centralblatt III, 8).

Man sieht: auf der akademischen Carrière scheint das Heil der Menschheit nicht zu liegen. Deswegen soll man sie aber doch niemand mit Gewalt verschliessen, die Natur der Freiheit scheint kräftig genug zu sein, um auch hier einen genügenden Ausweg zu finden, den unser Amerikaner ja schon nebenbei andeutet.

In welcher Klasse von weiblichen Wesen giebt es mehr frische, dralle, kräftige und lebenslustige Figuren als unter den Dienstmädchen,

die nichts als häusliche Arbeit verrichten? Sind sie vielleicht von Haus aus stärker? Wohl kaum, sondern sie haben eine dem weiblichen Körper ganz besonders angemessene Beschäftigungs- und Lebensweise. Sie sind denn auch bei den Heirathskandidaten des Arbeiter- und kleineren Mittelstandes die gesuchteste Waare, sie gehen, nach dem drastischen Ausdruck von Georg Hansen („Die drei Bevölkerungsstufen"), ab wie frische Semmeln, obwohl sie keinen „Beruf" erlernt haben, mit dem sie als Frauen erheblich viel Geld verdienen könnten. Und so glaube ich wirklich, dass die Männer, wenn sie nicht allmälig alle Kraft und Einsicht verlieren und alle naturwüchsigen Gefühle einbüssen, irgend welche durch eine schädliche Thätigkeit für die Mutterschaft verdorbene Frauen kaum zur Ehe begehren werden, oder dass, wegen der geringen Zahl der Fälle, die Sache ohne erhebliche Bedeutung sein wird. Wenn wir freilich einmal lauter „Berufs"- und „Amts"-Weiber hätten, von Jugend auf in einer einseitigen Beschäftigung körperlich verkümmert und blutleer geworden, dann würde man wirklich versuchen müssen, die nötigen Kinder in der Retorte herzustellen.

Es ist doch seltsam und eines seltsamen Zeitalters würdig, einfach zu verlangen: die Mädchenerziehung muss so eingerichtet werden, wie sie diejenigen brauchen, die dann alte Jungfern werden. Meinetwegen mag auf die Bedürfnisse der alten Jungfer, die ich durchaus nicht gering schätze, alle mögliche Rücksicht genommen werden, aber in erster Linie handelt es sich doch darum, Mütter und Hausfrauen heranzuziehen. Was die alte Jungfer der Menschheit leistet, sofern es nicht echt- und altweibliche Arbeit ist, das kann im Nothfalle zumeist auch wohl von Männern besorgt werden, aber die Mütter und Hausfrauen ersetzen können die Männer auf keinen Fall.

Ich bin also durchaus nicht gegen das Frauenstudium, so dass ich es etwa irgendwie verhindern oder verbieten möchte, nicht einmal gegen das eigentliche Fachstudium, noch viel weniger gegen das Streben, sich auf hohen Schulen durch beliebige Theilnahme am Unterricht eine freie, hohe Bildung zu verschaffen, die auf dem Wege zur Fachdressur auch von den Männern regelmässig nicht erreicht wird, aber ich glaube, das Frauenstudium in irgend einem Sinne wird, wie das Männerstudium, keine soziale Frage lösen, immer nur, wie bei den Männern und noch mehr als bei diesen, eine Ausnahme bilden und für die allermeisten Frauen, die dann davon leben müssen, kein besonderes Glück bedeuten. Es giebt freilich männliche und weibliche Damen, die es als die Hauptaufgabe jedes Menschen und den Gipfelpunkt alles menschlichen Erdenglücks, als das Höchste, was man überhaupt thun kann, betrachten, ein Buch zu schreiben, wozu denn eine akademische Fachbildung meist sehr nützlich ist. Nach meiner Ansicht wäre es heute schon besser, wenn man den Leuten von Jugend auf einprägte: Hüte Dich vor Allem vor dem unnützen Buchmachen, es ist für die allermeisten Menschen das Dümmste, was sie für sich und andere thun können. — Die nöthigen Bücher, etwa der tausendste Theil der heute wirklich erscheinenden, würden sicher doch geschrieben, und die unnöthigen sind ein wahres Unglück für den Schreiber selbst und die Welt im Allgemeinen.

Eine vortreffliche, talent- und charaktervolle (nicht-deutsche) Schülerin, die mit ihren erworbenen Kenntnissen sich recht mühsam

als (nicht bellettristische, sondern ernsthaft wissenschaftliche) Schriftstellerin durch's Leben bringen muss, sagte mir einmal, zum deutlichen Beweis, dass ihre mühsame Berufsarbeit in ihren Augen kaum den Gipfel des Frauenglücks bildet: Wenn uns das Los beschieden würde, das Hertzka (in „Freiland") uns bereiten will, dann wären wir allerdings sehr zufrieden.

Hertzka lässt bekanntlich den Frauen „losgelöst von jeglicher materiellen Sorge und Arbeit" den „alleinigen Beruf, sich zu veredeln, ihr Verständniss für alles Gute und Erhabene zu schärfen," sie haben wie Kinder, Greise und Arbeitsunfähige „Anspruch auf auskömmlichen, der Höhe des allgemeinen Reichthums billig entsprechenden Unterhalt", sie sind lediglich die holden Engel der Gesellschaft, die das Leben verschönern.

Und ich behaupte im Anschluss hieran: wenn die Männer in „Freiland" brutale Lümmel wären, so würden die Frauen bei all ihrer ökonomischen Unabhängigkeit, also wenn sie diese, was ja kaum zu erwarten wäre, unter solchen Umständen auch forterhalten könnten, doch recht elend sein.

Es ist nämlich von den Frauenbefreiern so oft die ja sehr nahe liegende Ansicht ausgesprochen worden, die (angebliche, oft auch wirkliche) Knechtschaft der Frau beruhe auf ihrer materiellen Abhängigkeit vom Manne. Offenbar müsste hiernach die selbsterwerbende Arbeiterfrau ihrem Manne gegenüber eine festere, bessere Stellung einnehmen als die nichterwerbende Frau des Mittelstandes und die über eigenes Vermögen frei Disponirende der oberen Klassen (die Ehefrau kann z. B. in Österreich, wenn sie will, die Verwaltung ihres Vermögens ganz selbständig in die Hand nehmen, was eigentlich überall selbstverständlich sein sollte) eine bessere als die ohne solches. In der Ehe hat sie diese aber gar nicht. Solange die Herzen harmoniren ist die ökonomische Abhängigkeit der Frau unfühlbar oder vielmehr, es ist nicht mehr als natürlich und nothwendig, dass der Mann für den wirthschaftlichen Bedarf auch der Frau sorgt, wenigstens so lange die Periode der Schwangerschaften und Kinderpflege dauert, und alternde Frauen wird man doch wahrhaftig nicht erst auf den Erwerb ausschicken wollen. Und wenn die Herzen wirklich und dauernd auseinandergehen, dann ist das Elend für die Frau, sobald sie normal und wohl beschaffen ist, auf alle Fälle fertig, auch wenn sie sich nun selbständig fortbringen kann. Den Fall der Ehescheidung wird man aber doch nicht als den Normalfall anzusehen haben, auf welchen die Erziehung und Lebensweise der Frau von Anfang an zugespitzt werden muss. Aber abgesehen hiervon — ich meinerseits habe sicher nichts dagegen, dass jedes weibliche Wesen irgend eine ihrer Gesundheit und Art angemessene und zuträgliche Beschäftigung versteht, von der sie im Fall des Bedarfs leben kann — ihre Sklaverei in der Ehe, die „Sexual-Knechtschaft", wird durch ihre Befähigung zum Erwerb nicht beseitigt, die liegt nicht in der ökonomischen Abhängigkeit, sondern in der moralischen Qualität des Mannes, welche dadurch, dass die Frauen auf allen möglichen Arbeitsgebieten mit den Männern in Konkurrenz treten, vermuthlich nicht verbessert werden wird.

Ich weiss, wie Jeder, der sich in der Welt ein wenig umgesehen, mancherlei Texte auf diese Melodie. Eine in jeder Beziehung ausgezeichnete, durch Geist und Charakter hervorragende junge Studentin

heiratet einen Kommilitonen, den andere Leute längst als einen bedenklichen Kunden und windigen Schwätzer kennen, während sie, geblendet durch seinen zur Schau getragenen Schein-Idealismus, ihn für einen Helden ansieht. Bald hat sie Kinder zu besorgen und kann ihre Studien und literarischen Arbeiten fast gar nicht mehr fortsetzen, während er mit anderen Damen sich zu amüsiren beginnt, ihr bedeutendes Vermögen in kurzer Zeit bei Seite schafft und ihr in Allem und Jedem so verächtlich wird, dass sie ihn verlässt. Die Kinder muss und will sie erhalten und kann es allerdings, sie hat ein selbst für Männer schwieriges Amt, das aber nicht blos in Stubensitzen und Schreiben besteht, übernommen und versieht es mit Glanz. Aber wie gern würde sie diese aufreibende Selbständigkeit, die sie fast den ganzen Tag von den geliebten Kindern fern hält, mit der „Abhängigkeit“ von einem wackeren, getreuen Mann vertauschen und ihrem Mutterberuf leben! Wo liegt, so fragen wir jede ehrliche, weibliche Frau, das grössere Glück? Es ist ganz gut, die Frauen besser zu erziehen, aber am meisten wird ihnen geholfen sein, wenn einmal ernstlich eine bessere Erziehung der Männer in Angriff genommen wird.

Ihre ökonomische Selbständigkeit schützte diese arme junge Frau nicht im mindesten vor den Gemeinheiten ihres Mannes und ihr Lebensglück ist auf alle Fälle gründlich zerstört. Dass sie ausserhalb der Ehe besser daran ist, als eine gewöhnliche höhere Tochter, die gar nichts gelernt hat, was man in der Welt brauchen kann, ist gewiss. Aber wir fragen hier nach ihrem Zustand in der Ehe, der denn doch vorläufig noch für einige Dutzend Frauen von einer nicht ganz nebensächlichen Bedeutung ist.

Ein anderer realer Fall. Eine wackere, junge Frau erlernt, nachdem sie schon einige Zeit verheiratet ist und zwar mit einem Schriftsteller, der so wenig verdient, dass die Familie davon nicht leben kann, mit Aufbietung aller Energie einen sehr mühsamen, halbakademischen Beruf und erwirbt damit mehr, als ihr Mann mit seiner Feder, sodass sie die wahre Erhalterin der schon mit mehreren Kindern gesegneten Familie ist. Das hindert aber nicht, dass er sie schnöde verräth, auf's Tiefste beleidigt und mit einem jungen Gänschen verduftet. Nun sie all dies Elend, die tiefe Erniedrigung, die schwere Herzensqual durchgemacht hat, ist ihr Beruf, mit dem sie sich und die Kinder des Schuftes ernähren muss, so lange ihre Kräfte ausreichen, allerdings ein Trost. Aber *in* der Ehe wäre ein guter Mann, der das Nötige selbst verdiente, vermuthlich das Bessere gewesen und durchaus nichts Entwürdigendes. Denn eine Hausfrau und Mutter *hat* in der That einen Beruf und zwar einen wichtigeren und schwierigeren und komplizirteren und ehrwürdigeren und beglückenderen und für das Menschengeschlecht viel bedeutenderen als die Postmamsell und die Bankbuchhalterin und die Ärztin und die Professorin, und einen sittlich tausendmal höher stehenden als die denaturirte Tinten-Gans zu begreifen vermag, die auf jener Höhe menschheitlicher Entwicklung, welche das Maulwurfsauge ihrer Phantasie erreichen kann, Weiber sieht, welche ihre eigenen Kinder nicht mehr pflegen, der Mutterliebe und den Mutterpflichten hochmüthig und liederlich entsagen, weil sie nicht mit der Feder hinter'm Ohr und dem Zwicker auf der Nase ausgeübt zu werden pflegen und dabei nichts Geschriebenes eine Rolle spielt, und die Brut, kaum dass sie geworfen, in irgend einen sozialen

Stall abliefern, wo dieselbe fabrikmässig von Berufs-Züchtern oder -Züchterinnen nach den Regeln der jeweilen herrschenden akademischen Theorie aufgezogen oder als wissenschaftliches Versuchsobjekt behandelt wird, ohne Rücksicht auf die persönlichen Bedürfnisse und Gefühle der sozialen Säuglinge.

Ich habe mein Leben lang ziemlich viel geistig gearbeitet und einigen tausend Schülern mein Bestes zu geben versucht; aber sehr oft kommt mir die Frage in den Sinn, ob ich, Alles in Allem genommen, soviel reales, menschliches Glück und menschliche Gesittung produzirt habe, wie eine einzige gute, treue, liebevolle, erziehende und fürsorgende Hausfrau und Mutter — und ich kann sie nicht mit der Gemüthsruhe der Überzeugung bejahen.

Und diese schönste Blüthe des Menschenthums möchten gewisse Federgänse*) und -Gänseriche von der Erdoberfläche vertilgen, weil nach ihnen die Frau zu etwas Höherem berufen ist, als zur Erfüllung ihrer höchsten und für das Wohl der Menschheit wichtigsten Pflichten, die *sie* ganz allein erfüllen kann und die jedes weibliche Thier sogar in seiner Art und nach den Erfordernissen seiner Gattung erfüllt, in der That aber, weil sie durch eine falsche, von Unnatur, Lüge und Abgeschmacktheit ausgehende und in Unnatur, Lüge und Abgeschmacktheit immer höher sich hinaufschraubende „Bildung" unfähig geworden sind, die alleroffenbarsten Dinge auch nur zu sehen, die selbstverständlichsten auch nur von ferne zu begreifen. Täglich zwei Stunden zu kochen betrachten sie als eine unerträgliche und mit der Würde der „modernen Frau" ganz unvereinbarliche Zumuthung. Aber dagegen, dass Männer die Kochkunst als Beruf ihr ganzes Leben lang ausüben, haben sie natürlich nichts einzuwenden. Jedenfalls leisten diejenigen, die kochen, in 99 von 100 Fällen etwas für das Menschenwohl im Allgemeinen viel Notwendigeres und Wichtigeres, als diejenigen, die Bücher schreiben, besonders wenn in denselben Novellen stehen, wie sie von gewissen emanzipirten und noch näher kennen zu lernenden Damen heutzutage verfasst werden.

Und wenn wir auch mit Vergnügen die Zeit begrüssen wollen, wo die Kochkunst nicht mehr Aufgabe der einzelnen Hausfrau ist, sondern berufsmässig im Grossen mit wesentlichen Ersparnissen an Arbeit und Material betrieben wird, so ist es doch eine ungeheure, vermutlich zuerst von sozialdemokratischen Schriftstellern aufgebrachte und nun von allen möglichen Leuten gedankenlos nachgeplapperte Aufschneiderei, dass *unsere* Frauen im Hause nichts oder fast nichts

*) Ich meine natürlich nicht die wackeren Frauen und Mädchen, welche, der Noth gehorchend oder wahrem inneren Drange, ernsthaft einen gelehrten Beruf erwählt haben und ausüben, diese sprechen und schreiben gewöhnlich am wenigsten von Sklaverei und Befreiung. Einige davon, die ich kenne, sind allerdings auch in eine bedenkliche Lebensweise hineingeraten und in Angelegenheiten verwickelt worden, denen Frauen ihrer Klasse sonst glücklicher Weise unendlich fernstehen, wieder ein Beweis, wie sehr diejenigen auf dem Holzweg sind, die da meinen, ein Haufe von sogenannten wissenschaftlichen Kenntnissen beglücke ohne Weiteres den Menschen und hebe sein moralisches Niveau. Ein offener, klarer Kopf, ein reines, frisches Herz und eine kräftige Körperkonstitution, das sind die wahren Quellen des Menschenglücks, die durch langwierige, mühsame Schuldressur nur zu oft getrübt und erschöpft werden. Ich wenigstens bin überzeugt, dass es unter den „studirten Herren" mindestens ebensoviele elende Jammerseelen und Schufte giebt, wie unter den Analphabeten, nur die Formen sind anders. Unsere gelehrte *Erziehung* ist auch das Gegentheil einer vernünftigen.



mehr zu thun haben, weil — man seine Kleider und seine Wäsche nicht mehr selbst spinnt, webt und verfertigt wie zur Zeit der Königin Bertha. Die Königin Bertha hätte allerdings, wie ihre modernen Kolleginnen, heutzutage im Haushalt nichts mehr zu thun und die Dame mit 3—4 Dienstmädchen ist in derselben Lage. Wer aber von diesem Standpunkt aus sagt, dass es im Haushalt nichts mehr zu thun gebe, der ist eben wieder, wie alle typischen, insbesondere deutschen Damenfrage-Maulhelden, auf dem echten alten Sklavenhalterstandpunkt oder, was wahrscheinlicher, er ist ein gedankenloser Konfusionär. Ist häusliche Arbeit wirklich der Frau unwürdig, und wollt Ihr sie, d. h. das weibliche Geschlecht, wie Ihr vorgebt, davon befreien, so müsst Ihr entweder die Männer damit beauftragen, was doch auch nicht recht konsequent wäre und nach Weiber**herrschaft** röche, die wir ebenso wenig annehmbar finden wie die Männerherrschaft, oder Ihr müsst einen Weg zeigen, wie man ihrer überhaupt entrathen kann. Aber auf Mägde hinüberschieben dürft Ihr sie nur dann ohne Widerspruch, wenn Ihr die Frage, die Ihr lösen wollt, offen und ehrlich als Damenfrage bezeichnet, womit Ihr freilich nicht allzuviel Anklang finden dürftet. Denn Frauen im Sinne von weiblichen Wesen sind die Mägde doch sozusagen auch einigermassen — oft mehr als ihre Damen, besonders vom Standpunkt der Menschheit aus, die nicht blos heute und morgen lebt, sondern auch in Zukunft noch einige Lebenskraft benötigt, welche ihr die Dame sehr oft nicht mehr zu garantiren vermag.

Um Missverständnissen vorzubeugen, erkläre ich, dass ich keineswegs etwa irgend welche häusliche Arbeit als eine Schande für den **Mann** ansehe. Nur hat der Mann in der Regel so vielerlei Arbeit zu verrichten, welche Frauen weder verrichten wollen noch können (denken Sie an mein Berufsregister, werthe Damen), dass ihm zu häuslicher Arbeit wenig oder keine Zeit übrig bleibt. Hat er solche, so mag er im Bedarfsfalle getrost seiner Frau beistehen, ohne Furcht, an seiner Menschenwürde auch nur die geringste Einbusse zu leiden. Und die Kinder? Selbst wenn wir gänzlich davon absehen, dass ein solches armes, hülfloses Geschöpfchen einen natürlichen Anspruch auf die Liebe und Zärtlichkeit einer bestimmten Frau haben sollte, in deren Leib es entstanden ist, sogar auch dann, wenn diese Frau eine Dame war, wenn wir uns mit einer, um einen in diesem Falle ganz brutal klingenden modernen Ausdruck zu gebrauchen, technisch richtigen Aufzucht begnügen, wer soll sich damit abgeben?

Darauf antworten die betreffenden Damen weiblichen und männlichen Geschlechts, es werden sich schon irgend welche weiblichen Wesen finden, die dazu Lust haben. Aber meine gnädigen, litterarischen Herrschaften! wenn Sie die jungen Mädchen in Ihrem eigenen Geiste erziehen — und das müssen Sie doch beabsichtigen, sofern Sie an Ihre eigene Weisheit glauben und damit nicht etwa blos individuelle sondern soziale Zwecke erreichen wollen — wenn Sie denselben von Kindheit auf vorpredigen, dass die Frau einen höheren Beruf habe als Mutter zu sein, dass ihre hergebrachte häusliche Beschäftigung von erbärmlicher Art sei, dass man sich, um den Männern in Allem gleichzustehen, mit männlichen Berufen abgeben müsse, dass freie, ungebundene Bewegung die Hauptsache sei, dass, wie die Phrase oft lautet, die Gesellschaft die Pflicht habe, die Kinder aufzuziehen, obwohl **diese** Dame keine Milchdrüsen besitzt (was allerdings auch bei anderen „Damen“

oft der Fall ist) und nicht einmal die nötigen Arme, um die Säuglinge darauf zu nehmen, wenn Sie alle warmen aber bescheidenen, in Ihren Augen beschränkten, simplen, altmodischen bisherigen Frauen- und Muttergefühle aus den jungen Herzen möglichst gründlich herausreissen: wieviel Zukunftsdamen werden sich dann einem so unendlich schweren, nur durch die grenzenlose Opferwilligkeit der heiligen Liebe zu ertragenden und zu erfüllenden Beruf widmen?

Aber vielleicht haben wir es bis dahin soweit gebracht, dass wir gar keine Kinderwärterinnen mehr brauchen, weil es keine Kinder mehr giebt, weil diese hochgelehrten, starkgeistigen und schwachblütigen Damen keine solchen mehr zur Welt bringen können oder wollen, der Unbequemlichkeit und Störung halber, welche schon die Schwangerschaft allein, abgesehen von irgend welchen nicht mehr anerkannten Mutterpflichten, mit sich bringt.

Die englische Schriftstellerin Annie Besant, früher Neomalthusianerin, dann Sozialistin, zuletzt (nämlich 1893, weiter reichen meine Nachrichten nicht; vielleicht ist sie inzwischen irgend etwas anderes geworden, z. B. Betschwester) Theosophin und Mitarbeiterin der „Sphinx“, hat einst, im erstbezeichneten Stadium ihrer Entwicklung ein Buch geschrieben unter dem Titel „Das Gesetz der Bevölkerung“, welches von einem deutschen Arzte und Neomalthusianer Dr. G. Stille übersetzt wurde und in welchem sie den sogenannten präventiven Geschlechtsverkehr d. h. Geschlechtsakt mit Verhütung der Schwangerschaft nicht nur auf das Eindringlichste empfiehlt, sondern auch so ausführlich und deutlich in Bezug auf das dabei erforderliche Vorgehen und die anzuwendenden Mittel darstellt, dass sich der Übersetzer „leider genötigt gesehen, die ausgezeichnete Darstellung der Technik des Praeventivverkehrs, wie sie das englische Original der Schrift enthält, auszulassen, da sein Verleger, belehrt durch einige neuere Vorkommnisse, fürchten musste, andernfalls mit der Polizei in unliebsame Kollision zu kommen“ (Vorrede).

Frau Irma von Troll-Borostyani, deren Ansicht dahin geht, dass „die Natur der Frau mit durchaus nicht geringerer Sinnlichkeit und höherer Züchtigkeit ausgestattet ist als die des Mannes, sondern dass nur die herrschenden Begriffe der Gesellschaft, welche von der Frau eine grössere Sittenstrenge fordern als vom Manne, die Gluth ihrer Sinne bändigt und über das verlangen-sprühende Auge den Schleier der Schicklichkeit zieht“ (Die Gleichstellung der Geschlechter, Zürich 1888, S. 59 f.), spricht sehr resolut von der Tötung neugeborener Kinder, sie sei humaner als die Selbsthülfe der Natur, Noth und Elend. Sie wäre bei thatsächlicher Übervölkerung „ein Gebot der Menschlichkeit“. Einer drohenden Übervölkerung gegenüber gebe es aber nur ein Mittel, den präventiven Geschlechtsverkehr. Dieser sei ein „Sieg über die Natur, eine neue Errungenschaft des Menschen“, man sollte den Physiologen die Aufgabe stellen, sichere Präventivmittel zu suchen. „Von den Regierungen sollten auf die Lösung dieser Aufgabe Preise gesetzt und die gefundenen Mittel zur allgemeinen Kenntniss gebracht werden“ (s. VI. Abschnitt, 2. Kapitel).

Frankreich zeigt uns bekanntlich die glänzenden Folgen dieser Sorte von sozialer Schlauheit, die sogar im Namen einer angeblichen neuen gesellschaftlichen Moral auftritt. Enthaltsamkeit ist nach der



Auffassung dieser Art von Philosophie unnatürlich, aber der Schwamm etc. ist die reinste Natur.

Überhaupt treibt die moderne weibliche Litteratur von der emanzipirten Sorte hie und da Blüthen, die uns ein wenig zweifeln lassen, ob denn wirklich, wie viele Frauenbefreiungsschwärmer und -Schwärmerinnen so gern ohne Weiteres annehmen, die allgemeine geschlechtliche Sittlichkeit, also auch die der Männer, zunähme, wenn erst die emanzipationslustigen Frauen mit ihrem besonderen Ideal durchdrängen. Uns scheint im Gegentheil gar Manches darauf hinzudeuten, dass einige dieser Huldinnen unter Gleichstellung der Geschlechter vor Allem das Recht der Frau auf gleiche geschlechtliche Liederlichkeit mit dem Manne meinen, eine Ansicht, die Carlyle offenbar schon durch die litterarische Thätigkeit einer George Sand aufgedrängt wurde, wenn er sagt: „In der allgemeinen Fäulniss Eurer ‚Religionen‘, wie Ihr sie nennt, wird eine seltsame neue Religion, die der allgemeinen Liebe entstehen, deren Hauptsakrament das der Ehescheidung ist, mit Balzac, Sue und Genossen als Evangelisten und Madame Sand als Surrogat der heiligen Jungfrau — und mit Resultaten, die schnell hieraus folgen und Euch sehr in Erstaunen setzen werden“ (Sozialpolitische Schriften, herausgegeben von Professor P. Hensel in Strassburg, II. Band, Seite 151).

Dass Männer durch die Litteratur korrumpirend auf die geschlechtlichen Verhältnisse einwirkten, wissen wir leider längst. Aber wenn die geistigen Vorkämpferinnen der Frauen auch in dieser Richtung sich bethätigen, so ist das aus mehr als einem Grunde ganz besonders bedenklich. Und wir haben heutzutage thatsächlich litterarische Damen, die es nicht nur mit George Sand, welche in der fraglichen Beziehung — wenigstens für unseren abgehärteten Geschmack — noch ein harmloses, zahmes Lämmchen war, sondern mit den schlimmsten, schamlosesten, männlichen Vertretern der Pornographie aufnehmen und sich mit Erfolg anschicken, sie bei Weitem zu überbieten.

Ich will den Gang dieser sozial-ethischen Untersuchung nicht durch Vorführung einiger allerneuesten und besonders eklatanten Schweine-Gerichte aus weiblichen Hexenküchen unterbrechen und stören — die betreffenden Köchinnen sollen und müssen im Namen der Moral und des gemeinen Nutzens wegen schon noch irgendwo nach Verdienst traktirt werden — ich will hier nur bemerken, dass solche Schriftstellerinnen, die für ihre Produkte auf jener (sehr beträchtlichen) Abtheilung des Büchermarktes, deren Mittelpunkt durch einen Phallus-Tempel geziert wird, sehr annehmbare Preise erzielen, den deutlichen Beweis liefern, dass „höhere Bildung“ und ökonomische Selbständigkeit der Frau — so wenig als die des Mannes — auch nicht die mindeste Garantie für eine Veredelung der geschlechtlichen Anschauungen und Empfindungen bieten und die Frau von der „Sexual-Knechtschaft“ in und ausser der Ehe befreien werden. Nicht die Stubenluft, nicht das Sitzen auf weichen Fauteuils und das Herumliegen auf schwellenden Divans, das die „feinen Damen“, dieses ebenso unnatürliche als unnütze Produkt einer verkehrten Zivilisation, offenbar da und dort in unseren Tagen schon ziemlich stark betreiben (o edle Königin Bertha!), auch nicht das Bücherschreiben und -Lesen, besonders wenn pornographische Produkte von zarter Frauenhand darin stehen, nicht das Bureau und Comptoir und die aus solchen Lebensweisen hervorgehende

Nervosität und Anämie erzeugen keusche Menschen, sondern kräftige, abwechslungsreiche, körperliche Arbeit mit tüchtiger Bewegung aller Glieder und Muskeln und eine Weltanschauung, die nicht vom individuellen Gelüste ausgeht und nothwendig zum Phallus-Kultus führt, sondern den einzelnen Menschen als Glied eines sozialen Ganzen auffasst, dem er dienen muss auch gegen seine Gelüste. Starke Männer und starke Frauen sind am ehesten keusch Nicht umsonst stellt der grösste Menschenkenner aller Zeiten, William Shakespeare, als abschreckendes Muster eines gemein-sinnlichen Burschen den Friedensrichter Schaal hin, der „wie ein Männchen war, nach dem Essen aus einer Käserinde verfertigt; wenn er nackt war, sah er natürlich aus, wie ein gespaltener Rettich, an dem man ein lächerliches Gesicht mit einem Messer ausgeschnitzt hat; er war so schmächtig, dass ein stumpfes Gesicht gar keine Breite und Dicke an ihm wahrnehmen konnte — dabei so geil wie ein Affe, und die Huren nannten ihn Alräunchen".

Nicht auf dem Lande unter richtigen Bauern herrscht das Übermass von Sinnlichkeit, die Phallus-Religion, die unnatürlichen Greuel. Da giebt es angemessene Arbeit in Fülle auch für die Frauen, die sie ohne Schaden für ihre Bildung, auch die höchste, verrichten könnten. Wenn wir zu höherer geschlechtlicher Gesittung, die allein das Wohl des weiblichen Geschlechts dauernd garantirt, gelangen sollen, die heutigen Vertreter und Vertreterinnen der Damen-Emanzipation mit ihren auf das Grossstadtleben zugeschnittenen Idealen für unanbringliche Beamten- und Professorentöchter werden sie uns kaum verschaffen. Auf dem Wege, den vorläufig die europäische Gesellschaft verfolgt, dürfte sie überhaupt nicht zu erreichen sein, er führt schnurgerade zu moralischem und physischem Siechthum und zwar durch die einfache Thatsache der wachsenden Konzentration der Bevölkerung in den Städten. Bisher lieferte das Land immer wieder frisches und oft sein bestes Blut zum Konsum in die Städte und so konnten sich die Nationen noch leidlich erhalten. Aber die Sache wird immer schwieriger, indem das Land sich entvölkert und durch fortwährende Abgabe seiner besseren Kräfte an Bevölkerungsqualität selbst zurückgeht. Woher sollte da schliesslich der Ersatz für den städtischen Verbrauch von Menschenblut kommen, wenn das immer so fortginge? Soll vielleicht jene echt moderne Theorie aus der Klemme helfen, die den Menschen, auch den Mädchen, predigt, sie müssten sich unbedingt — amüsiren, nur auf unschädliche Weise, und das ginge am besten, wenn sie möglichst früh ökonomisch selbständig würden? Dann könnten sie leicht heirathen und sich leicht wieder trennen, wenn „die Herzen (oder sonst irgend etwas) nicht mehr harmonisch zusammenstimmen", sobald nur erst, um mit Carlyle zu sprechen, das Sakrament der Ehescheidung allgemein anerkannt und genügend geschätzt ist.

Wir erlauben uns, gewissen Erscheinungen, besonders auch litterarischen, unserer Zeit gegenüber die Ansicht auszusprechen, dass durch die Verallgemeinerung geschlechtlicher Frivolität auf Grundlage einer neuen, rein materialistischen und optimistischen, auf die Befriedigung aller augenblicklichen individuellen Gelüste abzielenden sogenannten Moral oder Sitte die innere Fäulniss der Gesellschaft, die schon so ziemlich merkbar geworden, nicht gebessert werden dürfte, sondern dass die Aufgabe, soweit sie heute überhaupt unter den höchst ungünstigen, sozialen Verhältnissen in Angriff genommen werden kann,

darin bestände, vor allem die Männer in geschlechtlichen Dingen ernster, gerechter, rücksichtsvoller, edler, reiner zu machen, als ein nicht unerheblicher Theil von ihnen, besonders in den Grossstädten, leider ist; dazu ist vor Allem notwendig, dass einige, möglichst viele von den doch sicher noch ungeheuer zahlreichen Männern, die in geschlechtlicher Hinsicht wirklich ein untadeliges Leben führen, den Muth gewinnen, möglichst öffentlich, in Schrift und Wort, ihre Verwerfung männlicher Unsittlichkeit laut und deutlich bei jedem passenden Anlass kund zu thun und ein Schwein wirklich ein Schwein zu nennen, einen Hund wirklich als Hund zu tituliren, besonders auf dem litterarischen Gebiete, wo die Schweine und Hunde gefährlicher sind als sonstwo. Es ist längst Mode geworden, jeden Unsinn, wenn er nur einen gewissen modern-radikalen Anschein hat, mehr oder weniger gelten zu lassen, rücksichtsvoll zu behandeln, wohlwollend aufzunehmen, jedenfalls nicht energisch und unumwunden zurückzuweisen, kurz gesagt, möglichst kein Ding, das einen üblen Namen hat, bei diesem zu nennen, Jedermann ein wenig zu loben, um wo möglich von Jedermann ein wenig gelobt zu werden, und Niemand ernsthaft zu tadeln, um keiner Rache ausgesetzt zu sein u. s. w. Eine solche Manier führt schnurstracks ins Verderben. Man mag ja geduldig und wohlwollend sein gegen ungenügende, aber von gutem, ernsten Willen beseelte Kraft, selbst gegen ehrlich sich abarbeitende Unfähigkeit, aber nicht gegen schamlose Frivolität, gegen vollbewusste Lüge und Windbeutelei, gegen cynische Eitelkeit. Wer im Stande ist, sie an den Pranger zu stellen, der soll es im Interesse schwachbegabter, kritikloser und daher leichter auf Abwege zu bringender Mitmenschen ernst und entschieden und ohne Rücksicht auf persönliche Interessen und ohne Furcht vor giftiger Verunglimfung, die ihn gar nicht berühren darf, thun.

LINNIS BEICHTVATER.

NOVELLE

VON

JOSEF RUEDERER.

Drei Töchter nannte er sein eigen, der Droschkenkutscher Pechtl mit der Unglücksnummer dreizehnhundertdreizehn. Drei Töchter und drei elende Klepper im Stall, einen Fuchsen und zwei Rappen, dürre Schindmähren, die er bei einer Versteigerung in der Artilleriekaserne um einen Spottpreis erstanden hatte. Nicht aus Not etwa, o, nein, Vater Pechtl hatte sich im Lauf der zweiundzwanzig Jahre, die er nun schon in München herumkutschierte, eine beträchtliche Summe zusammengefahren und galt als einer der wohlhabendsten Fuhrwerksbesitzer der ganzen Stadt. Aber er sagte sich ganz richtig: „Was brauche ich gute Pferde? die anderen Kutscher haben auch keine besseren. Man muss das Publikum nicht verwöhnen. Meine Viecher gehören noch immer zu den elegantesten der Stadt — also, warum unnötiges Geld zum Fenster hinauswerfen? Dummheit!“ Mochten neidische Spitzbuben die Tiere für hässlich erklären, so viel sie wollten, das war Vater Pechtl ganz verdammt gleichgültig.

Zu seiner Ehre muss es aber gesagt werden: Die Töchter waren schöner als die Pferde, viel schöner, es waren sogar bildsaubere Frauenzimmer, die Fanni, die Linni und die Kathi. Freilich, daraus machte sich nun Vater Pechtl so viel wie gar nichts. Schönheitssinn besass er weder für Tiere, noch für Menschen.

„Bal' wir nur g'sund san,“ war sein drittes Wort, und gesund waren die Töchter, das sah man an ihren rosigen Backen, und gesund waren die Pferde. Die hätten überhaupt gar nicht mehr krank werden können. Über solche Kleinigkeiten waren die abgerackerten Mähren längst hinaus. Man brauchte sie nur am Droschkenstand zu sehen, wie sie dastanden mit den tief herabhängenden Köpfen und den zusammengeknickten Zickzackbeinen, auf denen der dürre Körper wie ein aufgespannter, leerer Mehlsack hing.

Aber welch ein ander Bild, so bald sie sich in Bewegung setzten! Da wurden sie munter, und diese innere Glückseligkeit, diese Freude am Dienst zeigten sie durch ein fideles Kopfnicken an, das sie zum Gaudium aller Strassenbummler auch dann beibehielten, wenn sie so etwas ähnliches wie schärfere Gangart anschlugen. Da blieben oft alle Leute stehen und sahen ihnen lachend nach.

Nicht so erfreut waren die glücklichen Fahrgäste, die durch das fortwährende Schütteln beinahe seekrank wurden, doch verstand es Vater Pechtl ganz vorzüglich sie zu beruhigen, wenn sie sich etwa unterfingen über die elende Beförderung durch den fusstiefen Strassenkot Klage zu führen. Da wandte er sich mit zinnoberrotem Gesicht zurück und forderte den Herrn da drunten sehr barsch auf erst zu bezahlen und dann auszusteigen, wenn es ihm zu langsam ginge. Denn wer seine Pferde beleidigte, beleidigte ihn. Die Tiere waren sein Stolz. Geputzt waren sie aber auch, dass man alle ihre Knochen zählen konnte. Und erst das Zaumzeug und die Droschke mit den

grünsammtenen Sitzen. Da gab's schon nichts! Vater Pechtl war ein alter Soldat und hielt auf peinlichste Sauberkeit.

Und wie er im Stall und bei seinem öffentlichen Auftreten, so hielt es Mutter Pechtl daheim in der blanken Wohnung. Es war ein Vergnügen in diese weissgetünchten Zimmer mit den einfachen, sauberen Möbeln und den hellen Vorhängen zu blicken. Da duldete Mutter Pechtl kein Stäubchen.

An der gutgekleideten Frau, die immer ihre schwarzseidene Haube trug, konnte man sehen, woher die Schönheit der Töchter stammte. Sie stellte heute noch etwas vor mit der vollen Figur, den feinen Linien im Gesicht und vor allem mit den braunen, ausdrucksvollen Augen. Die verrieten noch das ehemalige Temperament, unter dem Vater Pechtl einst genug zu leiden hatte, wie man sich in der Nachbarschaft zuraunte. Jetzt kam ihm darüber nur noch selten ein galliges Wort, höchstens so ab und zu mal, wenn sich die älteste seiner Töchter, die schwarze Fanni, nicht ganz gebührlich benahm.

„Euer Mutter is auch keine gute g'wesen", brummte er dann, aber er beruhigte sich schnell wieder, denn es hatte keine Gefahr mehr. Die Zeit war längst vorbei. Jetzt hielt Mutter Pechtl von früh bis spät bald eine geweihte Medaille, bald einen Rosenkranz in Händen und betete, dass es für drei Familien ausgereicht hätte. Die ganze Wohnung hatte sie mit Votivtafeln und Kruzifixen austapeziert, und alle freie Zeit brachte sie in der Kirche zu.

Hatte sie am Morgen ihrem Gatten die Brennsuppe gekocht und ihn zum frohen Beginn des Tagewerks mit Weihwasser besprengt, dann ging sie in die Frühmesse und blieb lange aus. Des Nachmittags wanderte sie wieder auf ein Stündchen in das Gotteshaus, und abends, so kurz vor dem Dunkelwerden, erstattete sie dem lieben Herrgott noch eine kurze Abschiedsvisite. Bei diesen Gängen musste sie immer eine ihrer Töchter begleiten, und in letzter Zeit that das fast immer die Lina, oder Linni, wie man sie im Hause nannte. Fanni, die älteste, hatte Vater Pechtl vor kurzem an einen Kupferschmied ganz gut verheiratet, und Kätchen, die jüngste, besuchte noch eine Fortbildungsschule.

Also traf es die Linni, und dem kaum zwanzigjährigen Mädel bedeutete der Kirchengang jedesmal eine hohe Freude. Sie betete gerne und schien in ihrer Art noch eifriger bei der Sache als die alte Frau, bei der das Rosenkranzabzählen und Vaterunseraufsagen schon mehr zur sinnlosen, mechanischen Übung geworden war.

Linni war eben wirklich fromm.

Wenn sie am frühen Morgen in der ehrwürdigen Kirche der „frommen Brüder" kniete, und die Wachskerze ihr feingeschnittenes Antlitz beschien, da war es, als sei ein leibhaftiger Engel herabgestiegen und hätte sich hineingesetzt, mitten unter die plumpen Weiber, und die zahnluckigen, alten Männer, die dampfend ihren Odem von sich gaben. Aber sie hatte keine Augen für ihre Umgebung. Mit verklärten Blicken sah sie auf zu den verschiedenen Schutzheiligen an den Seitenwänden, am liebsten aber zu der gütigen Muttergottes, die hoch über dem Hauptaltare thronte und gnadenspendend auf die Betende hernieder zu lächeln schien. Wie weltentrückt weilte Linni vor ihr, alles andere war für sie verschwunden. Manchmal bewegte sie wie in seliger Verzückung den kleinen Mund, der nun völlig den übermütig spöttischen Ausdruck verloren hatte, den er manchmal zeigte, wenn die Kleine auf der Strasse ging. In der dämmrigen Kirche mit den schweren, silbernen Ampeln, dem roten, ewigen Lichte, den dampfenden Weihrauchfässern und den goldgefassten Reliquien war eben das fröhliche, muntere Geschöpf, dessen Lachen alle entzücken konnte, eine andere. Versunken in ihren Gott bot sie mit den innig gefalteten Händen ein verklärtes Bild reinster Tugend.

„Und vergieb uns unsere Schulden."

Das war ihr liebstes Gebet. Hundertmal konnte sie's aufsagen nacheinander, denn Linni hielt sich selbst für eine schwere Sünderin, der der Himmel gar vieles zu verzeihen hatte. Demut und Ergebenheit — daraus setzte sich ihre Andacht zusammen.

Am innigsten aber betete sie, wenn der Pater Sylvester die Messe las. Das war ein korpulenter Mann mit freundlichem Gesicht, einer riesigen Glatze und einem braunen Vollbart, der fast bis zu dem härenen Gürtel herabreichte. Für den hatte Linni eine ganz besondere Verehrung, und seine Anwesenheit machte ihr die Kirche förmlich zum Himmel. Ging die Sakristeithüre auf, und er kam herein mit dem Kelch in der Hand, dann durchfuhr sie ein freudiger Schreck, und sie lenkte ihre ganze Andacht auf den Altar, wo er die Messe zelebrierte. Schritt er aber wieder hinaus, langsam und gemessen wie ein Kirchenfürst, dann senkte sie das Köpfchen gar tief auf die Brüstung des Betstuhls herab und blieb noch eine gute Weile in tiefen Gedanken.

Der Pater Sylvester war nämlich ihr Beichtvater. Gleich dort links am Altar des heiligen Antonius stand sein Beichtstuhl, und da wartete Linni regelmässig alle vier Wochen des Sonntags vom frühesten Morgen an, um die erste zu sein. Um keinen Preis der Welt hätte sie sich diesen Ehrenplatz streitig machen lassen. Und Pater Sylvester kannte sein Beichtkind. Als ob er wüsste, dass sie sich heute wieder auf ihrem Posten einzufinden hatte, begrüsste er sie im vorbeigehen mit einem leichten Kopfnicken, das für die andern kaum sichtbar war. Sie aber, die glückliche Linni, bemerkte es wohl, und ermutigt liess sie sich nun vor ihm auf die Kniee nieder. Ihr Seelsorger zog den grünen Vorhang zusammen, und nun legte sie ihr frisches, reizendes Mündchen ganz dicht an sein Ohr, so recht dicht, denn was sie ihm zu sagen hatte, gehörte nicht für die andern. Die konnten nun lange warten und zuschauen, wo es nichts zu sehen gab.

Pater Sylvester nahm es nämlich sehr genau und pflegte erst Absolution zu erteilen, wenn alles gründlich durchgegangen war. Oft wunderten sich die Leute, dass er gerade bei Linni seine sonst so laute, sonore Stimme zu einem geheimnisvollen Wispern herabdämpfte, das sich gar eigentümlich anhörte. Die hübsche Person musste wohl recht schwere Sünden auf dem Herzen haben. Aber, wenn man sie dann heraustreten sah mit den sanft geröteten Wangen, den niedergeschlagenen Augen, wie das Bild der Keuschheit selbst, dann dachte man nicht mehr so arges und verzieh ihr die lange Verzögerung. Die schritt doch wirklich einher wie eine Entsündigte: frei von Fehl und Makel. Einen Augenblick sah ihr der Pater immer selbst nach, ehe er dem nächsten Beichtkind Audienz gewährte. Und dabei geschah es, dass er manchmal den Kopf schüttelte und sich die Stirn trocknete. Auch warf er wohl einen seltsamen Blick zu dem heiligen Antonius hinauf, ehe er von neuem seines schweren Amtes waltete.

Und so ging es nun schon eine geraume Zeit. Pater Sylvester wusste noch genau, wann und wie die kleine Person bei ihm auftauchte, trotzdem der Zudrang des weiblichen Geschlechts zu seinem Beichtstuhl ein ganz riesiger war; aber Linni wusste es noch besser, aus guten Gründen. Der Tag war ein Wendepunkt in ihrem Leben, und noch auf dem Sterbebette wollte sie seiner gedenken, so schrecklich stand er ihr heute noch in der Erinnerung.

Sie beichtete nämlich früher bei dem frommen Pater Jakobus, einem leberleidenden, wortkargen Mann, der seinen Beichtstuhl neben dem Altar des heiligen Ignatius von Loyola, also dem Pater Sylvester gerade gegenüber, verwaltete. Wenn sie ihn nur sah, den grossen, hageren Priester mit dem gelben Gesicht und den stechenden Augen, musste sie der schrecklichen Angst gedenken, die er ihr damals eingejagt hatte. Und sie war doch an der ganzen Geschichte fast schuldlos gewesen. Das war ihr der einzige, wahrhafte Trost in den zahlreichen Stunden, wo sie sich jenes schreckliche Ereignis vergegenwärtigte, das in der Familie des Droschkenkutschers eine ganze Revolte hervorgerufen hatte.

Dicht neben der Mietskaserne am Ende der Stadt, wo ihr Vater wohnte, lag ein grosser Park mit schmiedeeisernen Gittern umzäunt. Darin stand eine feine, herrschaftliche Villa. Sie hatte früher sehr reichen Bürgersleuten gehört, und bei dieser Familie war Vater Pechtl viele Jahre Kutscher und Hausmeister gewesen. Dort hatte er auch einen hübschen Brocken Geld verdient

und 'was zurückgelegt, ehe er auf eigene Rechnung fuhr. Deshalb bewahrte er seiner Brotherrschaft eine dankbare Erinnerung und geriet ganz ausser sich, als das Haus eines unschönen Tages glattweg verschenkt wurde. Und an wen verschenkt wurde? Man höre! An die altgewordene Mätresse des einzigen Sohnes seiner früheren Dienstherrschaft! Die schlaue, geriebene Person hatte sich nicht abschütteln lassen, als ihre Reize verblassten, sondern ihrem langjährigen Liebhaber, diesem stadtbekannten Geldmann und Wüstling, so lang zugesetzt, bis er ihr endlich das Wohnhaus seiner Eltern mit dem ganzen Park rechtsgültig verschreiben liess.

Vater Pechtl war ausser sich. Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre hingegangen zu dem leichtsinnigen Herrn um ihm energische Vorstellungen zu machen. Denn der ehemalige, treue Kutscher galt heut noch etwas. Darum hätte er gern gefragt, warum der gnädige Herr noch solche Dummheiten begehe, wo er doch schon über das Schwabenalter hinaus sei.

Aber die erste Aufregung schwand, und Vater Pechtl beruhigte sich mit der Zeit. Das gnädige Fräulein — so wurde die Geliebte des flotten Lebemannes in der Nachbarschaft genannt — gab nämlich gleich nach ihrem grossartigen Einzug mit Doppelbett und Papagei seinen Kindern Arbeit in Menge. Und die Hauptsache: sie zahlte ganz ausgezeichnet. Da musste man doch auch nicht so sonderbar sein. Was ging einen die Sache an? Vater Pechtl hörte zu schimpfen auf, und die Mädchen arbeiteten Tag uud Nacht. Beide konnten brillant schneidern, ganz besonders Linni. Die entfaltete einen Geschmack, eine Kunst im zuschneiden und arrangieren, dass sogar die verwöhnte Mätresse aufs angenehmste überrascht war und ihr Bestellung auf Bestellung gab. Nun löste sich die ganze, sittliche Entrüstung der Familie in eine grosse Freude über den hohen Verdienst auf, der durch Linni ins Haus kam. Sie wurde der Liebling der Eltern und nähte sich die Finger wund.

Dabei verstand es aber das kleine, chike Frauenzimmer sich selbst anzuziehen, dass es ein Staat war. In ihrer Zufriedenheit schenkte ihr die reiche Gönnerin regelmässig die Kleider, die sie selbst nur ein paarmal getragen hatte, prächtige Stoffe neuester Mode, und daraus zauberte sich die niedliche Schneiderin im Handumdrehen Toiletten hervor, die entzückend an dem jugendfrischen, abgerundeten Körper sassen. Und wie frisierte sie erst die feinen, aschblonden Haare! Die kleinen Händchen stellten die dicken Flechten in anmutigen Verschlingungen ganz allerliebst zusammen, immer neu und eigen im Geschmack. Mit Gott und der Welt zufrieden lachte sie dann in den Spiegel hinein, denn sie konnte nicht glauben, dass eine feine Frisur und ein elegantes Kostüm in Widerspruch ständen mit ihren religiösen Pflichten. Die kamen dabei doch nicht zu kurz, wenn sie wie eine Dame aus der Gesellschaft in feinster Toilette über die Strasse ging.

Und spazieren ging Linni recht gern und recht oft, sobald sie nur ein bischen Zeit hatte. Sie wollte doch auch zeigen, was sie leisten konnte in ihrer Kunst. Mochte man sie nur betrachten von oben bis unten, sie brauchte es nicht zu scheuen. Alles stand ihr vortrefflich. Das feine Kleid mit den weiten Ärmeln, der elegante Hut, der enganliegende Lederstiefel und das zierliche, goldene Kettchen um das hübschgeformte Gelenk. Ein nobler Seidenschirm und ein feiner Überwurf vollendeten das reizende Bild des kleinen, koketten Rackers. Da hätte mal einer behaupten sollen, dass das die Tochter eines Droschkenkutschers war, die alles, was sie am Leibe trug, von den seidenen Strümpfen an bis zu der feinen Halskrause, regelmässig geschenkt bekam. Der wäre schön ausgelacht worden!

Sie merkte gar wohl, wie sie die Blicke der Männer mit grossem Behagen, die der Damen mit schlecht verhaltenem Ärger verfolgten, und verstand es trefflich in ihren duftigen Schleier hineinzulachen, ohne dabei auch nur ein bischen nach rechts oder links zu spähen. Das brauchte sie nicht. Sie hatte jene Augen, die immer geradeaus zu blicken scheinen, und die dabei doch alles bemerken, was auf der Strasse passiert. Wie oft war sie schon angesprochen worden! Von Herren natürlich und immer des Abends. Da lächelte sie dann

wieder ganz eigentümlich, bog den Kopf auf die Seite und eilte so schnell davon, dass der verblüffte Verehrer wie ein begossener Pudel dastand und fest überzeugt war eine Mordsdummheit gegen eine sehr feine Dame begangen zu haben.

„Bleib' alleweil brav“, sagte ihr die Mutter, „die Mannsleut' taugen alle nichts.“

Dies Wort beherzigte sie, wenn sie auch ganz gern einmal einen Blick geworfen hätte in diese fremde, vornehme Welt, die ihr mancher der eleganten Herren zu verheissen schien. Aber in diesen seltsamen Reiz der Neugier mischte sich auch eine geheime Furcht, denn sie wusste ganz gut, was einem Mädchen ihrer Herkunft dort bevorstand, und der Gedanke war ihr schrecklich. Trotzdem ging sie öfter in die Stadt, als sie es nötig hatte. Das Spiel mit dem Feuer machte ihr Spass. Sie wollte ja brav und fromm bleiben, aber die Herren so ein ganz klein wenig an der Nase herumzuführen, das war doch schliesslich keine so grosse Sünde. Auffällig trieb sie es ja nicht, im Gegenteil! Über ihr ganzes Wesen war die feinste Zurückhaltung, die vornehmste Ruhe gebreitet. Aber gerade darin lag vielleicht die geheime Herausforderung, von deren unfehlbarer Macht sie mit pfiffiger Gewissheit überzeugt war, weil sie die Wirkung ja immer beobachten konnte.

Eines Tages kam aber doch einer, der sich nicht narren liess wie die andern. Und das geschah im Winter, als Linni in der Dämmerung vor der schimmernden Auslage eines pompös erleuchteten Juwelierladens stand. Da fühlte sie plötzlich, dass hinter ihr wieder einer wartete. Zuerst regte sie das nicht auf, denn das war gar nichts aussergewöhnliches, aber als sie sich zum weitergehen anschickte, merkte sie zu ihrem Schrecken, dass der hochgewachsene Herr mit dem grauen Vollbart, den frechen Augen und dem feinen Pelz der Liebhaber des gnädigen Fräuleins war, und jetzt verlor sie ihre Haltung. Zitternd eilte sie davon. Er aber, wie der Wolf, der die Beute gewittert hat, ihr immer nach. In ihrer Angst stürzte sie in eine menschenleere Strasse, um dort vielleicht ungestört zu bleiben. Weit gefehlt! Schon ging er dicht hinter ihr, und bei einer neuen Biegung des Weges gesellte er sich leicht grüssend an ihre Seite, indem er die übliche Frage an sie richtete, ob er vielleicht den Wegweiser spielen dürfe.

Sie antwortete nicht, sondern lief was sie konnte, aber der Zudringliche war gut um einen Kopf grösser als sie und hielt Schritt. Erst war Linni ausser sich über diese Frechheit, als sie aber der Behausung ihrer Eltern immer näher kamen, fing die Sache an sie zu amüsieren, denn sie glaubte zum Schlusse dem gefoppten Liebesritter einen feinen Streich zu spielen, wenn sie ihm lachend die Wohnung seiner Mätresse zeigte und dann schnell in ihr Heim huschte. Aber da hatte sie sich in ihrem Begleiter gründlich verrechnet! Der vornehme Herr bat sie ganz spöttisch ihn mit seiner Drachenburg zu verschonen, und erst als sie sich jetzt in gerechter Entrüstung als Pechtls ehrliche Tochter legitimierte, stutzte er einen Augenblick und sah sie scharf an.

„Sakrament“, rief er und lachte, „der alte Pechtl versteht's. Also du bist die zweite.“

Linni erbebte bei dieser unverschämten Anrede, aber sie traute sich nichts zu sagen, denn vor ihr stand der frühere Brotherr des Vaters, der heute noch brillant zu verdienen gab, und dessen Name immer nur mit Verehrung genannt werden durfte. Ihr Schweigen ermutigte ihn, er trat näher, und vor dem Hause ihrer Eltern forderte er sie ganz kurz auf in seine Wohnung in die Stadt zu kommen — er wolle ihr was zeigen. Ehe sie erwidern konnte, hatte er sie schon beim Arm gepackt, und nun zog er das zitternde Mädchen in eine belebtere Strasse, wo er sie hastig in eine Droschke steckte.

Das gab ein schreckliches Wiedersehen mit den armen Eltern am selben Abend! Vater und Mutter tobten wie besessen herum und brüllten die Wände an. Er holte die Peitsche, sie sämtliche Rosenkränze von den Wänden, und

nun wiederhallte das Zimmer abwechselnd von Flüchen und Stossgebeten, die kraus durcheinander wirbelten. Nur Fanni, die damals noch nicht verheiratete, verhielt sich ganz still und sah drein, als wäre ihr das weiter nichts neues. Und als sie mit der völlig gebrochenen Linni zu Bett ging, flüsterte sie der ganz entsetzten ins Ohr, dass es ihr mit dem Liebhaber des gnädigen Fräuleins ganz genau so ergangen sei. Auch sie hatte er von der Strasse mitgenommen und mit Schimpf und Schande beladen den Eltern zurückgesandt.

„Das is halt amal unser Schicksal“, meinte sie ganz gelassen.

Linni weinte laut.

„Sei still,“ beruhigte Fanni, „es hilft ja doch nix.“

Sie deutete auf das schlafende Kätchen.

„Die kriegt er auch noch,“ sagte sie fest.

In Linni bäumte sich alles auf:

„Aber z'erst erschlagt ihn der Vater,“ rief sie trotzig.

„Der Vater?“

„Ja, er hat mir's selber g'sagt.“

„O mei, Linni, da hat's gute Weg',“ meinte Fanni traurig.

Und sie behielt recht. Vater Pechtl lief zwar am andern Morgen in seiner ersten Wut zum gnädigen Fräulein und verriet ihr alles. Als er aber merkte, dass sie die Sache gar nicht so sehr erregte, verfasste er einen fein stylisierten Drohbrief an seinen ehemaligen Gebieter, und als darauf gar nichts erwidert wurde, schrie er noch ein paar Tage tüchtig im Hause herum. Allmählich aber wurde er ruhiger, und schliesslich sprach er nicht mehr davon. Was konnte man auch thun? Einen Prozess oder eine Klage anstrengen, das lohnte die Sache nicht, denn einmal musste es das Mädchen doch treffen, und ausserdem — es schien nun eben so bestimmt, dass seine Töchter der Reihe nach dem gnädigen Herrn zum Opfer fielen. Vater Pechtl war Fatalist. Er fügte sich ins unvermeidliche und nahm den Fall gelassen. Ein Verhältnis seines Kindes mit dem raffinierten Genussmenschen hätte er freilich nie geduldet. Doch daran war auch gar nicht zu denken, denn der alte Wüstling rechtfertigte den erfreulichen Ruf, den er in der ganzen Stadt genoss: alle Blumen, die er auf seinen Wegen fand, rücksichtslos zu pflücken, um sie dann gleichgültig bei Seite zu schleudern. Das galt sozusagen als seine berechtigte Eigentümlichkeit, als eine Art liebenswürdigen Vorrechts überall, wo man seinen Namen in den Mund nahm. Vor weiteren Nachstellungen brauchte Vater Pechtl wegen seiner Linni also nicht bange zu sein, und Kätchen war ja noch so jung. Auf die wollte er übrigens aufpassen, wie der Löwe auf sein Junges, denn ein drittes Mal sollte sich der verdammte Schürzenjäger so etwas nicht herausnehmen, eher schlüge er ihn in Stücken.

Vorerst fuhr er ihn aber noch spazieren, so oft er's verlangte, oder er stand sofort hilfsbereit auf, wenn er von dem Bedienten des gnädigen Fräuleins mitten in der Nacht geweckt wurde, um den flotten Lebemann nach einer wüsten Orgie in der Villa nach seinem Palast in der Stadt zu befördern. Bekam er doch dafür immer zehn Mark bezahlt, und das war schliesslich auch nicht zu verachten, meinte der biedere Droschkenkutscher ganz richtig.

Auf wesentlich andere Art fand sich Mutter Pechtl mit der Sache ab. Ihr machte das Ereignis einen niederschmetternden Eindruck, sie weinte Tage und Nächte fort. Vor allem sah sie darin ein eigenes Verschulden. Sie hatte auf das Mädchen nicht genügend acht gegeben, und nun kam die schwere Heimsuchung Gottes. Darum nahm sie die Niederträchtigkeit des alten Roués als gnädige Fügung von oben und zugleich als Mahnung noch mehr zu beten als sie bisher schon gethan. Linni war nicht fromm genug gewesen. Oft drei Tage nacheinander hatte das Mädchen keine Kirche besucht. Das musste anders werden. Tags darauf wurde um vier Uhr aufgestanden, und Mutter und Tochter wanderten zusammen zu den frommen Brüdern.

Da lag nun das hübsche Kind am frühsten Wintersmorgen auf den eiskalten Altarstufen und weinte bitterlich. Daneben kniete mit krampfhaft ge-

falteten Händen die Mutter, stier zu der Decke blickend und eifrig die Lippen bewegend. Zum frommen Gedächtnis an den schrecklichen Vorfall hatte sie eigens eine dicke Wachskerze gestiftet, die am Hochaltar brannte. Dumpf und schwer legte sich's da auf das junge Geschöpf. Aber das furchtbarste kam erst noch. Das war der Sonntag, wo die entsetzliche Sünde gebeichtet werden musste. Schon zwei Nächte vorher konnte die Ärmste nicht schlafen vor banger Erregung, und als sie endlich durch Schnee und Nacht zur Kirche schlich, da verging ihr der Atem vor Angst. Das riesige Tonnengewölbe mit den wogenden Schatten flösste ihr Grauen ein. Alle Formen verschwanden in der gähnenden Finsternis, und die flackernden Lichter auf den Altären irrten wie arme Seelen im Jenseits umher.

Und erst die Beichte selbst! In Todesängsten wankte sie zu Pater Jakobus hin. Als sie aber aus dem Beichtstuhl trat, war sie fassungslos und stierte umher wie eine Verdammte. Der Priester hatte ihr die Absolution verweigert, als sie ihm das Grässliche gestand. Was sollte sie nun anfangen? Zu ihrer Mutter, die regungslos vor dem Hochaltar kniete, traute sie sich nicht zu gehen. Nicht absolviert! Wenn das die alte Frau erführe, das Herz müsste ihr brechen. Linni zitterte bei dem Gedanken, und in ihrer Hilflosigkeit fing sie laut zu schluchzen an vor Verzweiflung und Jammer. Das sah ein Mütterchen, das sie mit gutmütigen Augen schon lange beobachtet hatte. Die Alte ging bereits fünfzig Jahre zu den frommen Brüdern und wusste Bescheid. Darum erkannte sie sofort, wo das arme Mädel der Schuh drückte, fasste sie freundlich bei der Hand und wies mit verständnisvollem Augenzwinkern auf die andere Seite zum Altar des heiligen Antonius hinüber.

„Da gehen S' hin, Fräulein," sagte sie, „da drüben sitzt der Pater Sylvester, der kennt sich in solche Sachen viel besser aus."

Erst hielt Linni die Alte für schwachsinnig, denn es wollte ihr nicht einleuchten, dass der liebe Herrgott durch seine Diener auf der rechten Seite der Kirche anderes Gericht halten liess als auf der linken, aber die freundliche, sichere Art der alten Frau wirkte so überzeugend, dass sie endlich mit bebendem Herzen den letzten Versuch machte.

Und siehe da! das Mütterchen hatte nicht gelogen. Auf dieser Seite ging die Sache wie geölt. Pater Sylvester nahm es zwar sehr gründlich und fragte sie aus, dass sie sich fast zu Tode schämte, aber er gab ihr nach halbstündigem, heissem Examen und nach Auferlegung einer gehörigen Busse die ersehnte Absolution und hiess sie in Frieden von dannen ziehen.

Auch empfahl er ihr von jetzt an alle vier Wochen zur Beichte zu gehen und zwar immer beim Altar des heiligen Antonius. Das hätte er gar nicht nötig gehabt. Vom Augenblick der Freisprechung an gehörte das Mädchen mit überströmenden Gefühlen ihm allein. Pater Sylvester ward Linnis Abgott, und so kam es, dass sie die Frömmste der ganzen Kirche wurde und den Tag kaum erwarten konnte, wo sie dem geliebten Beichtvater wieder ihr Herz ausschütten durfte.

* * *

Der fromme Mann merkte das gar wohl und nahm sich seines neuen Beichtkindes mit aller Wärme an. Er hatte eine leichte Aufgabe. Die Kleine war äusserst gefügig und stand im Anfang noch so sehr unter dem Eindruck der erlittenen Schande, dass er ihr selbst Mut zusprechen musste, als sie immer noch zaghaft that und an ihre Freisprechung kaum glauben wollte. Sie war ja das arme Opfer, die Verführte, mit der der Herr noch ein besonderes Mitleid empfinde, und alles in allem — so schlimm sei die Sache ja doch nicht gewesen, dass man den ganzen Himmel in Bewegung setzen müsse. Freilich dürfe es kein zweites Mal vorkommen, das ja nicht, aber schliesslich sei es wohl andern auch schon passiert. Pater Sylvester redete da aus einem langen Leben und einer reichen Erfahrung, wie er ihr mehrmals versicherte. Darum sollte sie nur nicht kleinmütig sein, sondern fleissig

beten, alle Schüchternheit ablegen, und ihrem Beichtvater jederzeit ein offenes Herz entgegenbringen. Das offene Herz betonte er ganz besonders, der gute Pater Sylvester, und zwar jedesmal, ehe sie ihre Beichte begann.

So erwachte denn Linni unter seinem Zuspruch aus der furchtbaren Betäubung. Die erste Scheu wich, und je öfter sie kam, desto grösser wurde ihr Vertrauen, desto inniger beichtete sie. Pater Sylvester fand mit der Zeit, dass ihr gut zuzuhören sei, und mehrmals ertappte er sich dabei, dass er das Ohr fester an das trennende Gitter des Beichtstuhles drückte, als es sein vortreffliches Gehör eigentlich erforderte. Dabei wurde ihm oft recht seltsam zu Mut. Das Mädchen verstand nämlich ihre Sünden herzusagen, wie keine andere. Wo sie das nur gelernt hatte? So mit ganz eigentümlichen Tönen und Seufzern, recht langsam und zögernd, dann machte sie auch wieder eine Pause, bis sich eine neue Sünde ihrem Busen entrang. Und bei jeder Beichte wurde das toller, die Stimme wurde immer wärmer und flötender, fast zärtlich, sodass sich Pater Sylvester oft fragen musste, ob denn das wirklich eine Sünde war, was sie eben gesagt hatte. Teufelsmädel! Manchmal wurde er ganz verlegen und vergass in seinen eigentümlichen Gedanken die Strafpredigt aufzusagen, als sie geendet hatte. Zugleich konnte ihm nicht entgehen, dass die Kleine immer sicherer wurde. Ja, einmal kam es ihm sogar vor, als ob sie eine gewisse Gewalt über ihn besässe, weil er in ihrer Gegenwart immer seine ganze Beredsamkeit verlor, die ihm sonst den Frauen gegenüber nicht abzugehen pflegte. Darüber erschrak er fast und nahm sich vor, das nächste Mal gehörig loszupoltern, aber sobald sie in den Beichtstuhl trat mit dem bewussten, sanften Blick und sich demütig als armen, sündigen Menschen anklagte, war es mit allen Vorsätzen vorbei. Er sass ihr waffenlos gegenüber und musste geduldig zuhören. Noch niemals hatte ihn ein Frauenzimmer so ganz ausser Fassung gebracht, und mit Entsetzen entdeckte er, dass sich die kleine Person auch ausserhalb des Beichtstuhls in seine Gedanken schlich. Das musste aufhören!

Als frommer Diener der Kirche nahm Pater Sylvester seine Zuflucht zum Gebete. Er klagte sich der Sünde an diesen kleinen Teufel selbst beschworen zu haben und gelobte feierlich vor dem heiligen Antonius Busse zu thun.

Wo sie früher gebeichtet habe, fragte er dumpf am nächsten Sonntag.

„Beim Pater Jakobus“, kam es schüchtern zurück.

Bei dem? Pater Sylvester holte tief Atem. Ob sie nicht wieder zurück gehen wolle, forschte er weiter. Aber kaum hatte er ausgeredet, als die Kleine bitterlich zu schluchzen begann.

Pater Sylvester hätte aus Stein sein müssen, um sie jetzt davon zu schicken. Er brach sein Gelübde und neigte sich väterlich zu ihr, indem er sie herzlich beruhigte.

Damit fing aber auch die alte Pein wieder von vorne an und wiederholte sich regelmässig jeden Monat. Wenn sie nur mehr zu beichten gehabt hätte! Ein paar recht schwere Sünden! Als ihr eigener Beichtvater war Pater Sylvester so unchristlich solchen frevlen Wunsch zu äussern, nur um ihr gehörig die Leviten lesen zu können. Denn manchmal wurde es ihm bedenklich eng und schwül in seinem Kasten. Aber was sie immer vorbrachte, das war ja so harmlos, dass er nicht viel sagen durfte. So ein hübsches Mädel! War denn das möglich? Pater Sylvester dachte an seine eigene Jugend. Er war ein flotter Studiosus gewesen und kannte den Rummel, ehe er vor fünfundzwanzig Jahren diese Weltabgeschiedenheit aufsuchte. Darum wollte er nicht daran glauben, dass diese kleine Person nichts auf dem Gewissen trage, als immer den langweiligen Jähzorn, ein paar kleine Gotteslästerungen, ein bischen Eitelkeit und einige undankbare Gedanken gegen Vater und Mutter. Er hätte ganz gern wieder von intimeren Dingen gehört, wo er, der erprobte Seelsorger, seinen praktischen Rat erteilen konnte.

Hatte sie denn wirklich keine Liebe? Dann konnte dem Pater Sylvester die jetzige Jugend von Herzen leid thun. Ja, heute noch mit seinen vier-

undfünfzig Jahren — aber, halt, was waren denn das für sündige Gedanken? Hastig zog der fromme Pater den Rosenkranz aus der Kutte und dachte wieder an Linnis Seelenheil.

Ein einziges Mal hatte sie ihm etwas erzählt von einem Mechaniker, der im Hause der Eltern logierte, sogar Wand an Wand mit ihrem Dachstübchen. Das war dem Beichtvater verdächtig vorgekommen, denn der junge Mann pflegte bei Pechtls oft ganze Abende zu sitzen, der Mutter das Garn zu halten und der Linni Geschichten zu erzählen. Und weil er baare fünftausend Mark Vermögen hatte und durch eine kleine Thüre direkt in Linnis Stube gelangen konnte, fürchtete Pater Sylvester so mancherlei. Als er aber hörte, wie gleichgültig sein Beichtkind über den guten, dummen Kerl redete, da sah der vielerfahrene Praktiker ein, dass er sich gründlich getäuscht hatte und sann auf anderes. War es der Mechaniker nicht, wer war es dann? Denn dass sie ihm etwas verheimlichte, stand für ihn fest.

Ganz unvermutet sollte er hinter ihre Schliche kommen, als er eines Tages mit dem Sanktissimum zum versorgen ging. Da sah er sie zum erstenmal auf der Strasse. Er durfte nicht auf die Seite blicken, aber soviel merkte er doch, dass sie sehr fein gekleidet war, als sie mit einem anmutigen Knix tief errötend in die Kniee sank und sich bekreuzigte. War es nur Zufall, dass gleich drei Schritte weiter ein flotter Kavallerielieutenant des Weges kam? „Nein,“ schrie es grimmig in Pater Sylvester. Das war der Liebhaber. Was denn sonst? Ein Buntrock natürlich, kein Mechaniker, da fallen ja alle Weiber herein. Pater Sylvester wurde sehr böse. Vielleicht hatte er doch zu gering von der jungen Generation gedacht? Der Lieutenant wenigstens schien die Sache zu beherrschen, und die elende Heuchlerin hatte ihren Beichtvater gar schändlich hinter das Licht geführt. Aber, sie sollte ihm nur wiederkommen! Diesmal fand er schon die rechten Worte für dies Engelsgesicht, das nur die Larve war für Lüge und Verstellung.

Und sie kam, andächtig und unschuldsvoll wie immer. Kaum aber waren die Vorhänge zusammengezogen, da bat Pater Sylvester um Aufklärung, wer der Offizier gewesen sei, und als sie auf seine heftige Anrede sehr verlegen wurde, stellte er Kreuz- und Querfragen, dass sie flehend die Hände hob und alles gestand. Aha! Jetzt kam es heraus Jetzt konnte sie die Wahrheit sagen, die verstockte, kleine Person. Also drei Wochen lief ihr dieser Lieutenant schon nach! Das war ja recht nett. Und sonst war nichts passiert? Wirklich nichts? Ganz und gar nichts? Er drohte mit dem Finger und gab ihr zu bedenken, dass er für sie jetzt der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, dem sie alles erzählen müsse.

Nun ja, gesprochen hatten sie sich auch schon, so zwei, drei, oder auch viermal — Linni wusste es eben nicht mehr so genau, wie sie jetzt laut weinend versicherte.

Doch der Stellvertreter Gottes fühlte diesmal keine Rührung, sondern fragte unbarmherzig weiter. Linni wurde feuerrot. Nein, nein, sie war brav geblieben. Was dachte denn der Pater Sylvester von ihr? Eifrig wehrte sie ab, als er jetzt sehr barsch in sie drang, ob sie etwa das grässliche vom vorigen Jahre schon vergessen habe. Alles eher, Linni wusste es noch sehr gut, aber, du lieber Gott, schliesslich war dieser Vorfall auch schon in jene Ferne gerückt, aus der man immer ruhiger beurteilt und sogar ein erlebtes Unglück in milderem Lichte sieht. Linni wunderte sich selbst, dass sie so leicht darüber hinweggekommen war, aber hatte nicht Pater Sylvester selbst ihr so lange zugeredet einen Schleier darüber zu breiten, bis es ihr endlich nach heissen Kämpfen gelang?

Mit Erstaunen machte sie eines Tages an sich selbst die Entdeckung, dass die Furcht, die man eigentlich von rechtswegen vor der Wiederkehr einer solchen Katastrophe bei Tag und Nacht empfinden müsse, immer geringer wurde. Gott mochte ihr diesen Leichtsinn verzeihen — sie fürchtete sich fast gar nicht mehr. Aber daran war sie doch nicht Schuld, das kam so ganz von selbst mitten in Andacht und Busse, der die Linni wie keine

zweite oblag. Was konnte sie also dafür? Sie betete doch das ganze Jahr von früh bis spät, unter den purpurroten Baldachinen des Pfingstfestes, unter den zartgrünen Birken der schwüldämmerigen Maitage, vor den violett verhangenen Altären der Fastenzeit und vor den weissen Totenkreuzen auf schwarzen Bahrtüchern. Sie beichtete doch so gefühlvoll, wie keine andere, sie opferte, gab Almosen, schrieb Kaspar, Melchior und Balthasar mit geweihter Kreide auf alle Thüren und verbrannte Räucherwerk an hohen Kirchfesten. Und doch — aus all den Farben und dem würzigen Duft zog es ihr nicht mehr wie klösterliche Verwesung mit Busse in Sack und Asche durch den Sinn, sondern leuchtend mit den sinnlichen Freuden des Daseins. Sie war ja noch so jung! Und als nach dem still verlebten Winter der erste, warme Frühlingstag ins Land zog, da kleidete sie sich nur so zum Versuch wieder einmal kokett und zierlich wie früher und wagte sich tiefer in die Stadt hinein, die sie so lange gemieden hatte. Da war ihr's, als freuten sich alle Menschen über sie wie über die wiedergeschenkte Sonne, so freundlich lachte sie alles an. Ganz glückselig kam sie wieder nach Haus. Das that doch wohl nach so langer Zeit! Einige Male wiederholte sie den Besuch, aber dann gab es viel zu thun für Fannis Hochzeit, am meisten für das gnädige Fräulein. Die hatte ihr inzwischen so viel neue Kunden verschafft, dass Linni kaum genug schneidern konnte. Sie verdiente immer mehr und konnte sich kleiden, so fein sie nur wollte, und für schöne Kleider gab sie ihr Leben hin, wie sie lachend versicherte. Mit ihnen und mit Pater Sylvester meinte sie bis ans Ende der Welt gehen zu können.

Vielleicht hatte sich der fromme Beichtvater ähnliches gedacht, weil er gar so giftig war und sich kaum beruhigen konnte über ein paar harmlose Spaziergänge mit einem Lieutenant. Jedenfalls war er sehr aufgeregt. Nur ihre schamlose Eitelkeit hatte das ganze Unglück verschuldet. Kein Wunder, dass die Leute ihr nachliefen, wenn sie so auffallend gekleidet über die Strasse ging.

Linni nickte seufzend, als aber Pater Sylvester auf den frechen Lieutenant zu schimpfen begann, da bat sie ihn flehentlich aufzuhören, denn der junge Offizier hatte sich ihr in einer Weise genähert, die ihm von vorneherein die grösste Achtung zusicherte, deshalb liess sie ihn nicht beleidigen oder gar mit dem abgelebten Wüstling vom Nachbarhause vergleichen. Nein, das verbat sie sich. Der Herr Lieutenant war Kavalier durch und durch und hegte die edelsten Absichten. Das glaubte die gewitzigte Linni sicher zu wissen. Sehr dezent hatte er angebändelt, Schritt für Schritt, ohne die Kleine zu erschrecken. Kein rohes Wort kam über seine Lippen. Auch behandelte er Linni ausschliesslich als Dame, immer sehr fein und respektvoll, nahm auf jeden ihrer Wünsche die peinlichste Rücksicht und scheute sich sogar nicht mit dem distinguiert gekleideten Fräulein in Uniform zu gehen. Vor allem aber schonte er ihren religiösen Sinn und bekannte sich selbst als gutgläubigen Christen. Leider war er Protestant, ein Umstand, den Pater Sylvester gar nicht genug hervorheben konnte. Eine Wirkung vermochte er damit freilich nicht zu erzielen. Die Kleine war zwar so innig wie sonst und nahm am Schluss mit demutsvollem Blicke einen der weissen Beichtzettel entgegen, von denen sie jetzt schon eine ganze Sammlung besass, aber sie sündigte weiter, das heisst, sie ging nach wie vor mit ihrem Herzallerliebsten trotz der fortwährenden Warnung des Paters spazieren, und nach zwei Monaten harten Ringens kam sie richtig wieder an wie damals, als sie dem Altar des heiligen Ignatius den Rücken gewandt hatte.

Eine nette Bescheerung! Pater Sylvester fuhr nicht schlecht in seinem Beichtstuhl herum. Also das war das Ende seiner heissen Bemühungen, seiner Gebete für ihr Seelenheil, an das er stündlich dachte. Wehe, drei Mal wehe! Er war wirklich wütend und schimpfte Stein und Bein. Alle seine salbungsvollen Sprüche vergass er, roh und derb kamen die Worte heraus, manchmal sogar ein Fluch dazwischen, weil man ihm die Kleine abspenstig gemacht hatte. Das ärgerte ihn am meisten. Auf den Lieutenant war er fast noch



wütender als auf das Mädchen, und in seinem furchtbaren Zorn vergass er sich sogar so weit, dass er den nichtswürdigen Burschen unter Verletzung des Beichtgeheimnisses anzuzeigen drohte. Der arme Pater! Seine Wut nützte ihm nichts, das Malheur war einmal geschehen, und es blieb ihm nur noch das eine, sich durch Fragen aller intimster Art ein bischen schadlos zu halten. Grausam quälte er Linni, bis sie ihm auch das letzte erzählt hatte. Dann erst erteilte er die Absolution, aber nicht feierlich wie sonst, sondern knurrend und brummend. Vorher hatte er ihr noch die sofortige Auflösung dieses schamlosen Verhältnisses zur Bedingung gemacht und eine Busse vorgeschrieben, an der sie vier Wochen zu arbeiten hatte, das schlimme Frauenzimmer. Nicht einmal weinen konnte sie diesmal. Die war auf dem besten Wege eine ganz verstockte Sünderin zu werden. Auch einer Aufrichtung, eines Trostes schien sie gar nicht zu bedürfen. Der gute Pater rechnete eben nicht damit, dass die Kleine ganz närrisch war vor lauter Verliebtheit und bei all seinen finsteren Ermahnungen an nichts anderes dachte als an ihren Fritzel, so hiess der Lieutenant.

Auf einer Landpartie waren die Flammen ineinander geschlagen, aber diesmal war sie nicht so verzweifelt nach Hause gekommen, die kleine Linni, sondern mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, das ein wonniges Geheimnis barg. Vater und Mutter konnten ungestört die Abendruhe geniessen, und als Linni zu Bett ging, nahm sie oben in ihrem Stübchen eine Photographie heraus, die sie stürmisch liebkoste. Dass solch ein Glück überhaupt möglich war! Das hatte sie nie gedacht. Sie lachte und weinte in einem Atem vor jauchzender Freude. Es war die erste Liebe des jungen Geschöpfes, die jeden Gedanken an die begangene Sünde vollständig verdrängte. Erst am andern Morgen wurde es Linni bange. Nicht vor der Sünde, an die konnte sie auch heute noch nicht recht glauben, aber vor der Beichte ängstigte sie sich. Was würde Pater Sylvester sagen? Der fromme Mann stand ihrem Herzen fast ebenso nahe wie Fritzel, und es kam ihr vor, als hätte sie gegen ihn eine Art Treubruch begangen. Aber er war ja so gut, so lieb, so edel. Lange konnte er ihr nicht zürnen. Und wenn er jetzt nach dem reumütigen Geständnis auch ein bischen wetterte, er meinte es nicht so bös. Das merkte sie, als er ihr schliesslich doch wieder die Absolution gewährte. Und das blieb halt doch die Hauptsache für ein frommes, strenggläubiges Mädchen, wie Linni.

Freilich, wenn sie an die Zukunft dachte! Ob er dann wohl auch noch so gut und nachsichtig wäre, wenn vielleicht die Sünde wieder Macht über sie gewänne? Sie hatte ja nicht die Absicht, sich noch einmal zu vergehen — beileibe, nein! Aber was weiss man denn, fragte sie sich mit einem holden Seufzer und lächelte wieder ganz eigentümlich. Jedenfalls hoffte sie das beste von ihrem geliebten Beichtvater, und im Vertrauen auf seine unendliche Güte nahm sie acht Tage später ein neues Rendez-vous mit dem Lieutenant an.

Jetzt wurde es aber dem Pater Sylvester doch zu dumm. Die letzte Busse war noch nicht herunter gebetet, und schon kam das Mädchen mit einem neuen Sündenfall daher. Er schimpfte wie nie zuvor und sagte ihr sehr bestimmt, dass er im Wiederholungsfalle einfach die Absolution verweigern werde, die er ihr nur ausnahmsweise unter harten Drohungen noch einmal zuteil werden liess. Verdammtes Mädel! Ob das wohl glaubte ihn als guten dummen Kerl nach Belieben drehen und wenden zu dürfen?

Es schien fast so, als ob sich diese düstere Vermutung bewahrheiten sollte.

Mit seinem Beichtstuhl glaubte Pater Sylvester in die Erde sinken zu müssen, als sie vier Wochen darauf wieder mit neuen Bekenntnissen zu ihm kam. Ja, sogar noch schlimmer als vorher hatte sie's getrieben. Aber dafür war es nun auch endgültig vorbei mit der Geduld ihres würdigen Beichtvaters. Alle guten Dinge sind drei — das Maass war voll. Er achtete nicht mehr auf heisse Thränen und Versprechungen, sondern rückte mit seinem Ohr weit von ihr hinweg um nicht mehr so schamlose Sünden zu hören, und wies sie endlich barsch hinaus mit der Bemerkung, dass sie für immer den Klauen der

Hölle verfallen bleibe. Als sie aber in ihrem Jammer nicht gleich gehen wollte, sondern verzweifelt die Händchen rang, liess er einfach das nächste Beichtkind eintreten. Das überstieg ja alle Begriffe! Die Sünde war zu gross, zu frech, zu schnell wiederholt, und obendrein verspürte er gar keine Lust immer anzuhören, wie glücklich sie bei diesem dummen Laffen von Lieutenant war. Drum hinaus mit ihr! Mochte sie sehen, wo sie ankäme.

Das gleiche überlegte sich Linni. Totenbleich war sie aus dem Beichtstuhle gewankt, wie damals bei Pater Jakobus, und nun weinte sie so laut und bitterlich vor dem heiligen Antonius, dass es durch die dichten Vorhänge zu Pater Sylvester dringen musste. Aber das war alles umsonst.

Linni wartete mehrere Stunden. Eines nach dem andern betrat den Beichtstuhl, jedes ging erleichtert von dannen, nur sie allein sollte keine Gnade finden. Pater Sylvester war doch recht grausam. So schön war alles eingeteilt gewesen, und zogen ihr auch ein paar tüchtige Gewitter über das Köpfchen hinweg, im Stillen hatte sie doch gehofft, dass er sich so nach und nach an ihre Liebe zu Fritzel gewöhnen werde. Ach, wie reizend wäre es gewesen, so ein recht inniges Verständnis mit den guten Menschen, mit Fritzel und mit Pater Sylvester, jedem von beiden sein redlich Teil zugemessen! Mehr hätte Linni auf dieser Welt nicht mehr verlangt. Und nun musste sie sehen, dass sie sich gründlich verrechnet hatte. Ihr Beichtiger wollte nichts wissen von dem schön geträumten Trio. Er würdigte doch gar nicht wie ihr ums Herz war, sonst hätte er nie verlangen können, dass sie mit Fritzel brechen solle. Mit Fritzel, mit dem prächtigen, immer vergnügten, herrlichen Menschen! Wenn Pater Sylvester jetzt schon so streng war, ja, was sagte er dann, wenn einmal der Karneval kam, wo Linni gar lustig herumtanzen wollte. Es dämmerte ihr so etwas auf, als ob sie für diese berauschende Zeit doppelte Nachsicht und milden Zuspruch nötig hätte, denn ohne Beichte konnte sie nun einmal nicht leben.

Aber wie fängt man das an? Von Pater Sylvester war nichts mehr zu hoffen, und wenn sie noch zwanzig Stunden wartete. Das ärgerte Linni, und sie reckte trotzig das Köpfchen empor. Sie musste absolviert werden, koste es, was es wolle. Der Pater Sylvester sollte nicht triumphieren.

Eilig trocknete sie ihre Thränen und sah sich in der Kirche um. Ein hülfsbereites Mütterchen war diesmal nicht zur Stelle, aber die vorzügliche Praxis der alten Frau war Linni in gutem Gedächtnis geblieben. Ein pfiffiges Lächeln umspielte ihren Mund. Da ragten ja noch zehn Seitenaltäre zur Höhe, und unter jedem sass ein Beichtiger wie zur Auswahl. Die konnte man der Reihe nach durchgehen, von oben bis unten und dann wieder von unten bis oben, oder zur Abwechslung mal im zickzack von einem Ende zum andern, dann brauchte man den braven Pater Sylvester nicht mehr.

Das war ein guter Gedanke! Linni erfasste ihn schnell und ging gesenkten Blickes zum nächsten Altar. Dort thronte in starrer, aufrechter Haltung der siebzigjährige Pater Eusebius, ein würdiger, schwerhöriger Greis, der die Sache mit ein paar unverständlich gemurmelten Worten abzumachen pflegte. Erwartungsvoll trat Linni zu ihm, und sie hatte die Freude nach einer ganz kurzen Beichte gerade in dem Augenblick entlassen zu werden, als Pater Sylvester eben seine Sitzung beendete. Er blickte sonderbar drein, als er den Beichtzettel in ihrer Hand gewahrte. Mochte der sich ärgern! Ganz recht geschah ihm! Jetzt war sie auch einmal grausam. Und in ihrer Schadenfreude gab sie dem Fritzel noch am selben Tage ein Stelldichein, bei dem es lustig herging. Warum auch nicht? Sie hatte jetzt den bequemsten Beichtvater, und ausserdem standen ja noch neun Seitenaltäre in der Kirche der frommen Brüder!

* * *

„Fräulein Linni! . . . . Fräulein Linni!“
„Was giebt's denn?“
„Ach, bitt' schön, bleiben S' noch a bissel stehn!“

Ärgerlich drehte sie sich um. Es war auf der dunkeln Haustreppe, die sie eben herniederstieg um zu dem gnädigen Fräulein zu wandern. Denn sie sollte die Wintertoiletten anmessen.

„Ach, Sie sind's, Herr Killmoser," sagte sie gedehnt, als erkenne sie erst jetzt den Herrn, der ihr hastig nachgeeilt war.

Dass sie der langweilige Mechaniker immer verfolgen musste! Der Mensch war so zudringlich geworden in letzter Zeit. Sie wusste es ja, er hatte sich in sie bis über die Ohren verliebt, aber sie konnte doch nichts dafür, wenn diese stürmische Begeisterung, die sich oft in so läppischen Kundgebungen äusserte, nur eine einseitige blieb. Er war ja zu hässlich und gegen Fritzel — na, sie wollte ihren Geliebten nicht durch unpassende Vergleiche verletzen.

„Was wollen S' denn?" fragte sie unwillig. „Ich hab' jetzt keine Zeit."

Verlegen stand der kleine Mann vor dem vollen, schönen Mädel. Er drückte seine Brille fester auf die Nase, dann hustete er, und endlich griff er schnell nach ihrer schmalen Hand, die in feines Leder gehüllt war.

„Fräulein Linni . . . . ach, es ist ein grosses Glück, dass ich Sie einmal allein treff' . . . . ich will's Ihnen aber endlich sagen, ich . . . . ich möcht' Sie heiraten."

Linni musste sich ihren zierlichen Muff vor den Mund halten, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Heiraten! den kleinen Trottel da? Der heutige Tag fing ja lustig an.

„Sonst nix mehr," kicherte sie.

Der Mechaniker wurde sehr traurig. Er meinte die Sache tiefernst, und nun fand er auf seinen wohlgemeinten Antrag, den er monatelang vorbereitet hatte, nur Hohn und Spott.

„So müssen S' net reden, Fräulein Linni . . . . . hören S' mich erst amal an," bat er ganz verschüchtert.

Und nun begann er umständlich sein Programm auseinanderzusetzen. Sie konnten doch beide ganz gut zusammen leben und sich ehrlich durchschlagen ohne Mangel zu leiden, er mit seinem guten Auskommen und seinem hübschen Vermögen, sie mit ihrer Schneiderei. Ob Fräulein Linni das nicht auch glaubte?

Ja, wenn es ihr darum wäre, das konnte sie freilich, aber dafür bedankte sie sich. Sie wollte anders leben, als es der Herr Mechanikus meinte und wollte lustig sein. Eine solche Philisterehe fand sie immer noch, wenn sie alles durchgekostet hatte, aber jetzt wies sie diesen Gedanken zur grössten Enttäuschung des unglücklichen Verehrers mit beiden Händen von sich und stürmte singend die Treppe hinab. Das wäre nicht übel! Nur keine Ketten, keine Langeweile und kein schläfriges Nebeneinandervegetieren mit der stumpfsinnigen Zufriedenheit ihrer Schwester Fanni. Die hatte sich ja geduldig einpacken lassen. Aber der Linni fiel das nicht im Traume ein. Sie war selbständig und verdiente sich ihr Geld, darum wollte sie aber auch noch ihr Leben geniessen. Lachen wollte sie! Und so was verlernte man schnell an der Seite eines dicken Kupferschmieds oder eines dürren Mechanikers. Einen flotten Lieutenant am Arm ging es schon besser. Also fort mit dem ledernen Brautwerber, der ihr doch nur eine spasshafte Figur war. Den ganzen Tag musste sie über ihn lachen.

Als sie aber wieder nach Hause kam, fiel sie aus allen ihren Himmeln. Der Mechaniker war zu ihren Eltern gegangen und hatte um sie angehalten. Frohlockend teilte es ihr Vater Pechtl mit. Der praktische Mann hatte das günstige Angebot besser erwogen als seine leichtsinnige Tochter und nach genauem Rechnungsüberschlag seine endgültige Zustimmung gegeben.

Linni wurde kategorisch erklärt, dass sie den Mechaniker lieben und in sechs bis acht Wochen auch heiraten werde.

Die Kleine kannte ihren Vater zu gut und widersprach nicht. Aber schnurstracks wanderte sie mit zorngeröteten Wangen in ihr Stübchen hinauf und klopfte an der Thür des ungestümen Werbers.



„Herr Killmoser,“ sagte sie mit fester Stimme, als sie dem erschrockenen Menschen gegenüberstand. „Herr Killmoser, . . . Sie haben doch um mich ang'halten?“

„Fräulein Li . . . .“

„Hören S' auf,“ sagte sie, „ich weiss alles. Das war gemein von Ihnen.“

Er traute sich nicht zu antworten.

Linni trat näher zu ihm.

„Jetzt will ich Ihnen was sagen, Herr Killmoser! Wenn mich der Vater dazu zwingt, sag ich auf'm Standesamt nein. Da haben S' meine Hand d'rauf! Wenn Sie aber Ihren Antrag zurücknehmen und geduldig warten wollen, bis mir's passt, dann . . . . dann will ich mir's überlegen. So, jetzt wissen S', wie S' dran sind.“

Allerdings, das wusste der arme Mechaniker. Linni hatte so klar und entschieden gesprochen, dass er ihr alles zutraute. Was blieb ihm übrig? Er musste zu Vater Pechtl gehen uud dem erzürnten Droschkenkutscher erklären, dass er sich übereilt habe und doch nicht ans Heiraten denke. Das gab eine grimmige Feindschaft. Der völlig zerknirschte Liebhaber wurde mit argen Grobheiten zur Thür hinausgewiesen, und Vater Pechtl bedauerte nur, dass ihm nicht das Haus gehörte, in dem er mit Frau und Töchtern wohnte, sonst hätte er den wortbrüchigen Burschen noch heute auf die Strasse gesetzt. So aber musste er's mit ansehen, dass sich der arme Teufel verzweiflungsvoll an das letzte klammerte um Linni nahe zu sein und die Dachstube auch ferner bewohnte.

Die Kleine lachte sich ins Fäustchen. In ihrer unsinnigen Freude über den gelungenen Streich betete sie am Sonntag in der Kirche mit dankerfülltem Herzen drei Rosenkränze für die glückliche Errettung aus grosser Gefahr. Gleichzeitig klagte sie sich als sündigen Menschen an, dass sie den Vater und den Mechanikus verhetzt habe, wofür sie die eintönige Absolution wie immer erhielt.

Bei ihrem neuen Beichtvater ging es überhaupt famos. Die Sünde, von der er nicht freisprach, hätte man erst noch erfinden müssen. Was hatte ihm Linni in den letzten Monaten nicht alles herbeigetragen! Der gute Pater Sylvester hätte ja vor Entsetzen ein Kreuz geschlagen!

Um die geheimen Zusammenkünfte zu ermöglichen fand sie stets einen pfiffigen Vorwand der leichtgläubigen Mutter gegenüber, wenn sie des Nachmittags zu Fritzel in die Stadt ging. Bald war es eine Bestellung in einem Modegeschäft, bald der Besuch bei einer Freundin, bald hatte sie wieder bei dem gnädigen Fräulein zu thun.

Und die Mutter glaubte ihr alles. Wanderte doch ihre Linni nach wie vor jeden Morgen zu den frommen Brüdern und betete dort so andächtig, wie in den frühesten Tagen der Kindheit. Mehr verlangte Frau Pechtl nicht. Tiefer blicken war nicht ihr Fall, weder zu Hause noch in der Kirche. Sonst hätte ihr gar manches auffallen müssen, vor allem Linnis Betragen gegen Pater Sylvester. Die Kleine pflegte sich nämlich stets so zu knieen, dass er sie sehen musste, der hartherzige Mann, denn ganz konnte sie ihm seine Grausamkeit immer noch nicht verzeihen, dafür hatte sie ihn doch viel zu lieb gehabt, viel mehr als er's verdiente. Unwillkürlich rief sie sich die weihevollen Stunden zurück, die sie dort in dem reichgeschnitzten Beichtstuhl voll hingebenden Vertrauens verlebt hatte. Schön war es doch gewesen! Aber dann unterdrückte sie schnell dieses auftauchende Gefühl einer falschen Reue und blickte dem vorüberschreitenden Pater fast herausfordernd in's Gesicht. Er sollte es nur merken, dass sie ihn nicht mehr brauchte, und wenn er sich giftete, dann war es nur seine eigene Schuld. Warum hatte er sie fortgeschickt?

Linni sah ganz richtig. Der gute Pater ärgerte sich wirklich. Tausendmal schon hatte er seine Heftigkeit verwünscht, und wenn ihm noch Haare auf dem kahlen Schädel geblieben wären, er hätte sie einzeln ausgerissen

wegen seiner Dummheit. Dem Glauben und der Kirche war Genüge geschehen, aber was blieb denn ihm? Er brauchte manchmal so was anschmiegendes und molliges in seiner Nähe, das ihm den asketischen Dienst seines Ordens etwas erleichterte. Immer noch hatte er's verstanden sich zur rechten Zeit eine innige Zuhörerin zu sichern, die sich seiner besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte. Aber alle waren von Linni verdrängt worden. Und jetzt? Da sass er nun und konnte den Schaden besehen. Wer kam denn zu ihm? Bettelvolk, dumme, gleichgültige Weiber, bleichsüchtige, keusche Jungfern vom Tugendbund, dann und wann ein Dienstmädchen, aber niemals mehr eine Linni. Die war fortgeflattert wie eine schillernde Libelle und kehrte nicht wieder.

Bei dem alten Eusebius hatte sie sich niedergelassen, der alles stumpfsinnig absolvierte, ob es ein böser Gedanke oder ein Ehebruch war. Pater Sylvester empfand eine schreckliche Wut gegen den würdigen Mitbruder. Dass man den schwachsinnigen Greis überhaupt noch ein so wichtiges Amt wie die Beichte versehen liess! Er begriff es nicht. Dem Prior wollte er Vorstellungen machen, und ging es da nicht, dann wollte er es im Konvent zur Sprache bringen. Freilich, ob ihm das sein verlorenes Beichtkind zurückführte? Das glaubte er selbst nicht. Er wurde ganz melancholisch, und in seiner Verzweiflung über die entwichene Linni begann er seine väterliche Gunst einer üppigen Metzgerin zuzuwenden, die so manche Sünde in dem rundlichen Busen barg. Es war freilich keine Linni, dazu fehlte der derben Person mit den frechen Gesichtszügen und den schwammigen Backen so ziemlich alles, aber immerhin war es mehr wie nichts. Pater Sylvester gewöhnte sich an ihr kreischendes Geschwätz und fand sie mit der Zeit ganz erträglich.

Mit Entrüstung musste nun Linni plötzlich eines Morgens bemerken, dass sich ihr ehemaliger Beichtvater über ihren Verlust auf ganz besondere Weise zu trösten suchte. Von diesem Tag an war es um ihre Ruhe geschehen. Sie kannte die dicke Metzgerin ganz gut, noch besser aber die zahllosen, galanten Abenteuer, deren sie von allen wahrhaft frommen Betschwestern in und ausser der Kirche beschuldigt wurde. Und mit so einer schamlosen, nichtsnutzigen Person konnte sich Pater Sylvester befreunden? Ja, er scheute sich nicht seine Gunst ganz offen zur Schau zu tragen, dass es allen Leuten auffiel. Da musste der eingebildeten Metzgermeisterin natürlich der Kamm schwellen!

Wie sie frech und hochnäsig an ihr vorüberging, die dumme, alberne Gans, wenn sie aus dem Beichtstuhl trat, als ob sie so recht bissig sagen wollte:

„Da schauen S' her, Fräulein Linni. Gelt, jetzt wundern S' Ihnen, dass andere Leut auch 'was gelten beim hochwürdigen Herrn?"

Und Pater Sylvester selbst? Hatte er jetzt nicht immer ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, sobald er Linni auf den Altarstufen erblickte? Oh, der harte, der unbarmherzige Mann!

Diese verworfene Sünderin, die ein regelrechtes Verhältnis mit einem ersten Münchener Knallprotzen unterhielt und sich schamlos vor aller Welt benahm, die konnte er natürlich freisprechen, aber ein armes Mädel, das sich aus selbstloser Liebe einem verschuldeten Lieutenant hingab, das musste er von sich weisen. Linni lachte bitter. Warum sie sich eigentlich darüber noch ärgerte? Sie hatte sich doch losgesagt von dem gottlosen Pater und brauchte ihn ja nicht mehr. Also weshalb rannte sie denn immer noch zu seinem Altar? Weshalb lauerte sie denn stundenlang auf den Augenblick, wo das fette Frauenzimmer mit dem kolossalem Gebetbuch in den Beichtstuhl plumpste. Weshalb denn? das konnte ihr doch alles gleichgültig sein. Dort drüben wartete ja der milde Eusebius auf sie, ihr gut verwendbarer Beichtvater. Sie brauchte nur hinzugehen und ihm alles zu sagen, was sie bedrückte. Warum that sie's denn nicht? Ach, sie wusste es ja nur zu gut. Was verstand der alte, halbtaube Mann von einem jungen, trostbedürftigen Herzen?

Der konnte wohl absolvieren, wenn sie mit einem tüchtigen Stoss an das Gitter zu verstehen gab, dass sie fertig sei mit allen ihren Sünden, aber raten, helfen, beistehen und zusprechen — wie es Pater Sylvester immer so vortrefflich verstanden hatte — das konnte er nicht, der starre, wächserne Greis mit den erloschenen, milchweissen Augen.

Linni wurde sehr unglücklich. Ihre Liebe zu Fritzel litt unter einer nervösen Unruhe, die auch dem galanten Liebhaber nicht verborgen blieb und einen trüben Schatten warf auf die sonst so frohen Zusammenkünfte. Sie lachte nicht mehr; manchmal schrieb sie ihm sogar ab und wanderte dafür in die Kirche. In ihrem Jammer suchte sie alle Schutzheiligen der Reihe nach auf und betete lange.

Doch auch dieser unmittelbare Verkehr mit dem Himmel schien vergebens zu sein. Wo sie sass, wo sie stand, wo sie kniete — immer wieder musste sie hinüberblicken zum heiligen Antonius, und gewahrte sie des Sonntags unter ihm die dicke Metzgerin, dann half ihr die ganze Zuversicht zu sämtlichen Heiligen nichts mehr. Manchmal liess sie die gefalteten Hände willenlos auf den Betstuhl herabfallen und starrte gedankenlos die Wände hinauf. Da kam sie sich zum erstenmal vor als eine Ausgestossene, und nun erwachte in ihr ein grimmiger Hass gegen die heuchlerische Rivalin. Wenn sie der nur was anthun könnte! Die auserlesenste Bosheit wäre ihr gerade gut genug gewesen. Aber sie war machtlos, denn die beiden verstanden sich von Tag zu Tag besser. Immer länger blieb die gemeine Ehebrecherin in dem Beichtstuhl, immer vergnügter schien Pater Sylvester zu schmunzeln, als dächte er nicht mehr im Traum an sein ehemaliges, geliebtes Beichtkind, das abgehärmt in einer fernen Ecke der Kirche kniete und verzweifelt die Hände rang.

Das ertrug sie nicht, das musste anders werden, das musste aufhören, sonst ging sie zu Grunde.

„Fritzel“, sagte sie bebend zu ihrem Geliebten, „Fritzel, so geht's nimmer weiter.“

Er fasste sie teilnahmsvoll bei der Hand.

„Kind! Kind! Du bist ja ganz närrisch seit ein paar Wochen.“

„Ich kann nimmer beten“, stöhnte sie ganz verzweifelt.

Vergebens suchte er sie zu beruhigen. Sie hielt sich beide Ohren zu, als er von ihrer Liebe zu reden begann, und schliesslich erklärte sie ihm ganz entschieden, dass sie ohne den Pater Sylverster nicht leben könne.

Nun wurde er aber ärgerlich.

„So 'n Unsinn,“ platzte er heraus.

„Fritzel, sag das net noch mal.“

„Is ja dummes Zeug,“ rief er wütend, „lässt dir den Kopf verdrehen von so 'nem dicken Bonzen.“

Sie sah ihn starr an:

„Du, ich hab dich bis jetzt für strenggläubig g'halten.“

Unwillig winkte er ab:

„Is ja gut,“ rief er, „is ja gut, aber du sollst wieder lustig sein und mit mir gehen.“

„Keinen Schritt mehr, eh' mir nicht der Pater Sylvester . . . .“

„Dummes Zeug! Gieb mir 'n Kuss, du Prachtmädel, du, und lach endlich mal wieder!“

Heftig schlug sie ihm auf die ausgestreckte Hand.

„Lass mich aus“, schrie sie drohend.

„Aber, Kind . . .“

„Fritzel, ich sag dir's. Eh ich net wieder mit mei'm Pater Sylvester g'redt hab, darfst mi net anrühren.“

Das war ihm denn doch zu bunt. Er nannte sie eine abergläubische Person, die ihn nie geliebt habe, und schliesslich begann er gotteslästerlich auf alle Pfaffen zu schimpfen.

„Ich kenn dich ja net wieder,“ rief sie entsetzt.

„Bleib mir vom Hals mit dieser Gesellschaft!“ tobte er.
„Fritzel, is das dei letztes Wort?“
Noch einmal bezwang er sich:
„Linni, was hast du denn?“ sagte er ruhiger. „Jetzt vor dem Fasching kommst du mit der dummen Geschichte daher; Mädel, sei doch nicht albern.“
Auf den Karneval hatte sie sich unsinnig gefreut, aber Pater Sylvester stand ihr doch noch näher.
Er musste lachen:
„'S is' zu dumm,“ rief er.
„Was?“ fragte sie erregt.
„Ach, die ganze Affaire! Weisst du was? Wir fahren zum Maskenball und lassen den biedern Pater . . .“
„Wenn du so redst, dann geh ich,“ sagte sie.
Jetzt war er mit seiner Langmut zu Ende.
„Na, dann geh, und lass dich einsalzen, trauriges Frauenzimmer!“
Sie eilte wie besessen nach Hause. Oben in ihrer Kammer warf sie sich auf das Bett ohne Mantel und Hut abzulegen. Dann schluchzte sie laut. Jetzt war alles vorbei, alles — alles. Wem sollte sie denn ihr Leid klagen? Ihren Eltern? Da wäre sie gut angekommen, und Kätchen, der kleine Backfisch, verstand so etwas doch noch nicht. Linni stiess es auf und nieder. Ganz verzweifelt vergrub sie ihr nasses Gesichtchen in die Kissen.

Da plötzlich klopfte es an der Seitenthüre, erst ganz leise und schüchtern, und als Linni immer noch nicht hörte, etwas stärker.
„Käthi, bist Du's?“ fragte Linni ohne aufzustehen.
„Nein, ich bin es, Fräulein Linni,“ kam es aus der Nebenkammer.
Der Mechaniker, und immer wieder der Mechaniker!
„Entschuldigen Sie, ich wollt' blos fragen, was Ihnen fehlt,“ wisperte er.
Linni rührte sich nicht von der Stelle und unterdrückte einen neuen Thränenstrom.
„Es ist schon gut, Herr Killmoser,“ sagte sie krampfhaft.
„Kann ich Ihnen net was helfen?“
Der — und ihr helfen! Das konnte nur einer, und der that es nicht, sondern stiess sie hochmütig hinweg aus seiner geweihten Nähe. Er hatte ja eine andere gefunden und brauchte sie nicht mehr.

Und nun weinte sie die ganze Nacht durch bis zum frühen Morgen. Da stand sie auf und wanderte mit der Mutter in die Kirche, mehr mechanisch als mit Bewusstsein, denn was sie dort suchte, wusste sie eigentlich selbst nicht recht. Beim untersten Altar fing sie an gedankenlos ihre Gebete aufzusagen, und dann rückte sie mit klopfenden Herzen Schritt für Schritt näher zum heiligen Antonius. Der sollte ja in seiner Jugend auch kein guter gewesen sein, wie man immer erzählte. Ängstlich blickte Linni zu ihm empor. Aber das anbrechende Tageslicht zeigte ihr auf dem grossen Bilde einen ernsten, würdigen Mann mit verklärten Zügen, der, das Jesuskind auf seinen Armen, himmelwärts blickte und so gar nichts von einem flotten Leben verriet. Linni liess sich auf die Kniee nieder und sah ihn unverwandt an. Sie wagte nicht rechts und links zu blicken, obwohl es da immer hin und her ging in fortwährendem kommen und gehen. In ihr Ohr drang es von Gebeten, und nun tönte in kurzen Pausen ihr eine Stimme in's Ohr, die ihr Blut heftiger kreisen liess.

Jetzt aber war es auf einmal ganz still um sie geworden. Auch ging niemand mehr an ihr vorüber. Und doch wusste Linni, dass sie noch nicht allein war. Sie senkte den Kopf und blickte ein wenig nach der Seite. Da durchfuhr sie ein freudiger Schreck. Dort in seinem Beichtstuhl sass der Pater Sylvester ganz allein. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und sein breites, rundes Gesicht blickte freundlich auf die schöne Sünderin. Lag es nicht in seinem Blick wie eine gütige Aufforderung herbeizukommen und sich aller Sünde zu entladen?

Ach, der gute, der liebe, der herrliche Mann!

Linni sah ihm innig in die Augen wie um Verzeihung flehend. Dann stand sie auf, faltete die Hände und stürzte weinend vor ihm nieder.

* * *

Winter, Frühling und Sommer zogen dahin in einförmigem Leben. Vater Pechtl fuhr jeden Morgen ins Geschäft, Mutter Pechtl betete fleissig, Kätchen, die ein allerliebstes Ding geworden war, zog lange Kleider an und verliess die Schule, der Mechaniker hüpfte immer noch aussichtslos um die schneidernde Linni herum, und die dicke Metzgerin war in Acht und Bann gethan.

Mit hellem Jubel hatte der gütige Pater sein reuiges Beichtkind wieder aufgenommen, und Linni lohnte ihm seine Gnade durch innige Andacht und Hingabe. Sie lebte nur noch für ihn allein. Aus dem tiefgefühlten Bedürfnis nach gediegener Aussprache hatte sie zur namenlosen Freude der frommen Mutter ihre Beichtgänge verdoppelt und wanderte nun alle vierzehn Tage zu Pater Sylvester. Oft konnte sie diesen Sonntag kaum mehr erwarten, und ihrem frommen Beichtvater ging es nicht besser.

War es doch bei dem makellosen Leben des Mädchens kaum mehr eine Beichte zu nennen, was sie noch zusammenführte, sondern ein ganz vertrautes Viertelstündchen des süssesten Geheimnisses, das sie nun beide umspann, denn Linni erzählte ihm alles, und Pater Sylvester überkam es mit einer prickelnden Freude, wenn er sich sagte, dass er jetzt über das Mädchen schrankenlos gebieten konnte. Sie gehörte ihm allein. Alle ihre Verehrer, alle Stutzer und Lieutenants hatte der einfache, alternde Mann in der braunen Kutte aus dem Felde geschlagen, und nun regierte er selbst mit Weisheit und Überlegung, aber auch mit Liebe — die verdiente das reizende Mädel. Er wurde ganz gerührt, wenn er an sie dachte, und sein breites Vollmondgesicht glänzte mit der riesigen Glatze in den sanften Tönen einer lauen, angenehmen Frühlingsnacht, die in alle Herzen Weichheit und Milde senkt. Der sündenbeladenen Menschheit schenkte er Gnade mit vollen Händen, sodass sich sein Ruf immer weiter verbreitete, und manch neues, hübsches Frauenbild vor dem Gitter seines Beichtstuhls erschien.

Doch für Linni hatte das keine Gefahr. Seinem Liebling wahrte er ängstlich die Treue, und wären die holden Schönen alle in der gleichen, verlockenden Tracht wie damals vor seinem Schutzheiligen, dem guten Antonius, erschienen — er hätte sie schnöde von dannen gewiesen und ihrer Wollust gespottet. Treue gegen Treue, das war sein Hauptprinzip. Und die Kleine war ihm treu.

Erst neulich hatte sich's wieder glänzend bewiesen. Sie war zu ihm gekommen mit einer jener Gewissensfragen, auf die niemand bessere Antwort zu geben verstand, als der vielbewährte Orden der frommen Brüder, am trefflichsten natürlich der kundige Pater Sylvester, der feine Kenner der Frauen und Mädchen.

Herr Killmoser, der Mechaniker, hatte ihr abermals einen Antrag gemacht diesmal sogar noch stürmischer als zuvor. Was sie thun solle, hatte Linni gefragt. Pater Sylvester hatte reiflich erwogen und ihr am Schlusse in eindringlicher Weise die Ablehnung geraten, indem er sie auf den Apostel Paulus und andere würdige Kirchenväter verwies. Aus ihren warmen, fast heftigen Dankesbezeugungen hatte er wohl gemerkt, wie gut er wieder das richtige getroffen hatte.

Als aber der Sommer vorüber war, und die Kleine sich mit der kälteren Jahreszeit immer heftiger an das trennende Gitter des Beichtstuhls schmiegte, als ob es sie friere, da stieg in Pater Sylvester auf einmal die beängstigende Frage auf, ob er sich damals nicht doch vielleicht getäuscht habe. Denn jetzt wurde Linni immer erregter, und ihr Atem drang so heiss zu dem frommen Pater herüber, dass ihm noch ganz anders zu Mute wurde als in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit ihr. Ängstlich trocknete er sich den Schweiss

von der Stirn, seinem Beichtkind aber empfahl er Ruhe und fleissiges Beten zur unbefleckten Jungfrau Maria. Aber er merkte bald, dass seine Mittel nicht verfingen. Immer leidenschaftlicher wurde das Mädchen. Barg sie vielleicht wieder eine sündige Liebe? Beim Leben ihrer Mutter versicherte ihn die Kleine des Gegenteils. Ja, sie weinte sogar vor Entrüstung über solch eine Zumutung, die in seinem Munde sehr verletzend klang. Sonderbar! So ein Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Pater Sylvester fürchtete für ihre Zukunft. Am fernen Himmel meinte er wieder ein Gewitter zu sehen wie damals, als sich ihr der leichtsinnige Lieutenant näherte, und der treffliche Kenner der Frauen und Mädchen glaubte daher der drohenden Gefahr am besten zu begegnen, wenn er die Kleine zur Beruhigung ihrer Seele von jetzt an für jeden Sonntag zur Beichte bestellte. Dann würde sich die Sache schon geben.

Zu seinem Erstaunen musste er einsehen, dass auch dieses Mittel seinen Zweck verfehlte. Die Kleine war ja wie vom Teufel besessen und führte sich immer toller auf. Pater Sylvester wurde irre an sich selbst.

„Heiliger Antonius, steh mir bei,“ stöhnte er, wenn Linni manchmal ihr Gesicht an das Gitter drückte, dass sich das Eisen verbog. Wie sollte das noch enden? Schliesslich war er doch auch nur ein Mensch.

Noch einmal nahm er seine Kraft zusammen und mahnte zur Tugend. Und als es damit auch nicht gehen wollte, zog er sich eigens in seine Klosterzelle zurück und überlegte wie dem Mädchen zu helfen wäre. Was konnte man beginnen? Seine ganze, langjährige Praxis liess der fromme Mann bedächtig an sich vorübergehen, Fall für Fall erwog er reiflich, und endlich ging er alle Gebräuche der Kirche durch, die man auf ähnliche Gefahr anwenden konnte. Anfangs war alles umsonst, und manchmal schien es ihm, als müsse sein überhitzter Schädel zerspringen, der sich für das Wohl der armen Linni in furchtbaren Qualen zermarterte.

Doch der heissen Mühe folgte der Lohn auf dem Fusse. Zwei Tage hatte Pater Sylvester gerungen, am dritten — es war das Fest der heiligen drei Könige — ging er mit hocherhobenen Haupte aus seiner Zelle wieder heraus. Jetzt hatte er's gefunden! Eine Teufelsaustreibung — das war es! Für diese Spezialität genoss der Orden der frommen Brüder einen besonderen Ruf. Pater Sylvester hatte vor Jahren schon selbst eine solche vorgenommen an einer ganz verstockten Sünderin und zwar mit bestem Erfolge. Und er glaubte sich dieser riesigen Aufgabe auch bei Linni gewachsen, um so mehr als die Kleine gewiss äusserst willig wäre und ihm das harte Amt nach Möglichkeit erleichterte. Die heilige Zeremonie erforderte nämlich einen ganzen Mann voll Thatkraft und Intelligenz. Drei Wochen lang musste er Tag und Nacht ohne jede Assistenz vor dem Lager der Sünderin wachen und beten, dann gab es noch eine grosse Feierlichkeit in der Kirche und schliesslich noch zwei Jahre hindurch allwöchentlich einen Besuch im Hause, damit der böse Feind nicht wiederkehrte.

Ja, so konnte dem Mädchen geholfen werden! Es bedeutete zwar ein grosses Opfer, aber was that Pater Sylvester nicht alles für sein geliebtes Beichtkind! Unverzüglich dachte er ans Werk zu gehen, und gleich am nächsten Sontag wollte er die glückliche Linni davon benachrichtigen, dass sie höchster Gnade teilhaftig werden sollte. Wie er sich auf diesen Augenblick freute! Und als sie endlich in den Beichtstuhl trat, empfing er sie in einer feierlichen Stimmung wie nie zuvor.

Aber was war denn das? Die Kleine schien ja wie umgewandelt. War das wirklich Linni, die stürmische, wilde Linni? Ganz sanft und demütig redete sie mit gesenkten Lidern, und ihr ganzes Wesen war weich und biegsam wie Wachs. Pater Sylvester wurde es schwül. Gleich beim ersten Ton ihrer Stimme hatte er nichts gutes geahnt, und als er jetzt lospolterte, gestand sie mit erlöschender Stimme das grässliche.

Auf den Maskenball war sie gegangen bei Nacht und Nebel. Der ehelustige Mechaniker hatte ihr die Schlüssel geliehen, damit sie unbemerkt von

den ahnungslosen Eltern die Hintertreppe benutzen konnte. Und dort im Ballsaal hatte sie einen Studenten aufgegabelt, einen blutjungen Kerl, dem sie die schwer verhaltene Leidenschaft eines ganzen Jahres im ersten Sinnenrausch schenkte.

Pater Sylvester schwindelte es. Zu welch hoher That war er für sie bereit gewesen, und nun musste er diesen Lohn empfangen. O, es war schändlich! Ein Hagelwetter von Strafreden liess er herniedergehen auf die sündige Kleine, die nun mit einem Schlage auch ohne das erprobte Mittel der Teufelsaustreibung so sanft und ergeben geworden war wie eine fromme Taube. Die Verräterin! Auf alle seine Vorwürfe hatte sie nur einen seltsam fragenden Blick, den der gute Pater Sylvester nicht verstand. Stöhnend wandte er sich hin und her. Sein Latein war zu Ende bis auf den Spruch der Absolution, den er wütend heruntersagte. Dann schloss er sich wieder in seine Klosterzelle ein und hieb mit den Fäusten gegen die kahlen Wände.

Die undankbare Kleine aber, der er solch eine unermessliche Wohlthat zugedacht hatte, ging achselzuckend von dannen und trieb ihr Techtel-Mechtel mit dem Milchgesicht unbeirrt weiter. Ein rasender Taumel hatte sie gepackt, als die lockende Tanzmusik aus den hellerleuchteten Vergnügungspalästen auf die beschneiten Strassen drang. Da hielt sie's nicht mehr aus in der stillen Wohnung. Sie ging in die Stadt und kaufte sich ein feines Kostüm. Dann fuhr sie hin in die festlichen Räume, und den ersten besten im Ballsaal nahm sie unter den Arm. Sie musste einmal tanzen und Champagner trinken, sie musste sich austoben und die Nächte herumtollen von einem Lokal zum andern.

Tanzen konnte sie fast ebenso feurig wie beten. So mit drei Sätzen durch den spiegelglatten Ballsaal dahinfliegen, dann ein paar Gläser von dem eiskalten, köstlichen Trank hinuntergiessen! Und dazu war ihr der kleine Student gerade recht. Den konnte sie kommandieren, dass er sich genau so benahm, wie sie es wollte, denn sie bezahlte ja auch für ihn. Hatte sie ihn dann den ganzen Abend wie eine Rasende durch den Saal gerissen, dann nahm sie ihn her und herzte ihn wie eine Puppe.

Der kleine Kerl war ganz in ihrer Gewalt. Sie machte ihm Geschenke, sagte ihm, wie er sich zu benehmen hatte und schrieb ihm seine Kleider vor, wie ihrer Schwester Kätchen, der vertrauten Mitwisserin an ihren nächtigen Ausflügen, der sie zum Danke für ihre Verschwiegenheit die feinsten Toiletten zurechtschneiderte. Denn Kätchen sollte auch etwas spüren von dem lustigen Leben, dass der tanzenden Linni so ein unsägliches Vergnügen bereitete.

Weniger Spass bot es freilich dem armen Mechaniker in der Dachstube, der sich in den schlaflosen Nächten dümmer als der gefoppte Harlekin vorkam. Nur Linnis energische Drohung, von den Eltern fortzuziehen und eine eigene, ungestörte Wohnung zu mieten, hatte ihn vermocht der liederlichen Person den Durchgang durch sein keusches Schlafgemach zu gewähren. Jedesmal aber, wenn sie tief in der Nacht glühend nach Hause kam, schwor er sich, dass es diesmal das letztemal sein sollte, wo sie seine Geduld auf die Probe setzte. Und doch gab er ihr den Schlüssel immer wieder und hoffte seufzend von der Zukunft.

Ohne dass er es wusste, sollte er plötzlich einen Bundesgenossen gewinnen, der sich energisch für seine Interessen ins Zeug legte.

Der gute Pater Sylvester hatte nämlich aus den immer tolleren Beichten seines gefallenen Lieblings mit Sicherheit entnommen, dass er sich damals gründlich geirrt hatte, als er Linni die Heirat mit dem Mechaniker missriet. So wie sie es jetzt trieb, durfte es nicht mehr weiter gehen. Das Mädchen wechselte ihre Liebhaber während des Karnevals wie die Kleider. Den kleinen Studenten löste ein Lieutenant ab, diesen ein junger Kaufmann, und einen Abend hatte sie sich sogar wieder mit dem Fritzel eingelassen, den dann in angenehmer Abwechslung und Reihenfolge ein Maler vertrieb. Pater Sylvester wollte fast an den Wänden hinaufgehen. In seine knollige Nase stieg der



betäubende Duft eines ganzen Parfümerieladens, wenn Linni in den Beichtstuhl trat, und obendrein konnte er wohl merken, wie die Kleine immer frecher wurde.

Jüngst hatte er ihr in seiner Verzweiflung wieder gedroht, sie von dannen zu weisen, wenn sie den sündigen Lebenswandel fortsetzte, aber sie hatte seine Drohung mit einem impertinenten Kichern beantwortet und mit dem Mündchen geschmatzt, dass es fast wie ein Kuss geklungen hatte. O, sie sollte nur nicht zu viel auf seine Nachsicht bauen!

Gleich am nächsten Sonntag befahl er ihr, das schamlose Spiel mit dem Mechaniker einzustellen, den Schlüssel zurückzugeben und den braven Mann zu heiraten.

Aber Linni lachte ihn heimlich aus und besuchte auch ferner die Bälle. Wozu war Pater Sylvester denn da? Der sollte nur brav absolvieren und sie mit unpassenden Heiratsgedanken verschonen.

Der arme Herr Killmoser wand sich in Qualen, und, als Linni gegen Ende des Faschings eines Abends zu ihm ins Zimmer huschte, um wieder einmal seine unendliche Güte zu beanspruchen, da war er am Rand seiner Ausdauer angelangt.

Zitternd sah er sie an, wie sie sich im Vollbesitz ihrer Reize siegesgewiss vor ihm wiegte und die langen Handschuhe zuknöpfte. Sie trug ein scharlachrotes Kostüm mit kurzen Ärmeln, das nur bis zu den Waden reichte und auf Brust und Rücken weit ausgeschnitten war. Ein kolossaler Hut mit koketter Feder thronte über der reizenden Frisur, und die zierlichen Füsschen mit den schwarzseidenen Strümpfen steckten in spitzen Atlasstiefelchen. Lange betrachtete sie der Mechaniker So hatte er sie noch nie gesehen, und es überkam ihn mit einer wilden, seltsamen Aufregung, die wohl närrisch anzusehen sein musste, denn Linni fing bei ihrer Arbeit auf einmal laut zu lachen an.

„Warum lachen Sie, Fräulein Linni?“ fragte er bebend.

„Ach nix“, wehrte sie ab. „Lassen S' mich jetzt 'naus, und geben S' mir den Schlüssel.“

Er trat vor die Thüre.

„Fräulein Linni,“ flehte er, „gehen S' net fort . . . . heut net!“

Ueberrascht hob sie den Kopf.

„Sind Sie verrückt, Herr Killmoser?“

„Nein . . . . nein . . . . ich hab Sie halt gern, und ich möcht' Sie bitten . . . .“

Er legte seine Hand auf ihre blosse Schulter.

„Was möchten Sie mich bitten? Können Sie das net sagen, ohne dass S' mich anpacken?“

Er wurde sehr böse.

„Es ist schauderhaft, was Sie für einen Lebenswandel führen“, sagte er entrüstet.

„Geht Sie das was an?“

„Als Ihren zukünftigen Bräutigam . . . .“

„Bräutigam?“

Sie musste furchtbar lachen.

„Sind S' doch still“, wisperte er und deutete auf die Thüre zu ihrem Zimmer.

„Is mir ganz gleich,“ sagte sie laut. „Mei Schwester is net zu Haus, mei Mutter net und mei Vater net, und wenn's auch alle zu Haus wären und könnten uns hören, nachher ging i halt morgen auf und davon . . . So, wollen S' mir jetzt den Schlüssel geben, oder net, Herr Killmoser?“

Er öffnete ihr. Hätte er die Eltern herbeigerufen, es wäre Linni wirklich ganz gleichgültig gewesen. Einmal musste es ja doch herauskommen. Ja, in letzter Zeit wartete sie sogar mit einer nervösen Spannung auf den Augenblick, wo sie die Mutter bei der Heimkehr mit gerungenen Händen vor dem leeren Bette fände. Dann musste sie aber am andern Morgen mit ihrer Nähmaschine von dannen ziehen, denn die letzten drei Faschingstage wollte

sie tanzen und tollen, dass es wieder ein volles Jahr ausreichte. Da liess sie sich nichts einreden von Vater und Mutter. In der langen Fastenzeit war ja reiche Gelegenheit zu ausgiebiger Busse, und Linni freute sich jetzt schon darauf, wenn sie sich nach den irdischen Genüssen wieder den himmlischen Freuden zuwenden und ihre ganze Seele aufs neue dem Pater Sylvester schenken durfte. Gleich am Aschermittwoch wollte sie in sich gehen und eine umfassende Generalbeichte ablegen.

Und auf solch löblichen Entschluss hin sündigte sie an diesem Abend noch einmal über die Maassen. Wie ein Spielball flog sie von Arm zu Arm, und in feurigen Wendungen, Brust an Brust geschmiegt, sauste sie rasend an den Paaren vorbei, dass ihr Gesicht zu glühen begann unter der schwarzsammtenen Maske. Neckend zupfte sie alle Bekannten an Frack und Weste, und schauten die erstaunt auf sie hernieder, dann hetzte sie wie losgelassen durch den heissen Ballsaal dahin, indem sie ein paar Masken zu Boden rannte und ein schallendes Gelächter ausstiess. Wie Wasser goss sie den Champagner hinunter, und niemals hatte sie wütender geküsst als am Schlusse, wo sie mit einem jungen Kavalier auf schwellendem Divan beisammensass und übermütige Witze riss.

Erst kurz vor Tagesanbruch als jeder Nerv noch an ihr zitterte von dem durchbebten Genuss, schickte sie sich zur Heimkehr an und stieg in eine Droschke. Und da, auf der kalten, endlosen Fahrt kamen ihr stolze Gedanken über den herrlichen Abend.

Sie war doch eigentlich ein Mordsmädel! Alle Männer neigten sich vor ihr wie vor einer Königin, jeder suchte ihr eine Ehre, eine Liebe zu erweisen und legte sich demütig zu ihren Füssen nieder. Sie aber trieb mit jedem lustigen Schabernack, wie es ihr passte, suchte sich die heraus, die ihr am besten gefielen, versetzte ihnen wieder einen Tritt, wenn sie ihrer überdrüssig war und liess sich dann von der Kirche in Gnaden die Absolution für alles erteilen. Ha, ha, ha, ha! Pater Sylvester! Wenn er sie jetzt sehen könnte, der fromme, keusche Mann, in dem ausgeschnittenen Kostüm! Ein Hauptspass wäre es schon. Was der wohl für Augen machte? Linni malte sich die Szene wunderbar aus, und sie war sogar so boshaft zu glauben, dass die Absolution in diesem Kostüm spielend von statten gehen müsse. Hell auf musste sie da lachen in der finstern Droschke.

Ja, sogar, als sie die Hintertreppe hinaufstieg, lachte sie noch. Ein neuer Gedanke war ihr plötzlich durch den Kopf gefahren. Wie? Wenn sie jetzt dem Mechaniker einen Streich spielte, sich auf sein Bett setzte, und wenn er recht toll wäre wieder hinaussprünge! Das konnte einen hübschen Abschluss geben. Abgemacht! Jetzt stand sie oben und drehte den Schlüssel herum. Lächelnd öffnete sie die Thüre, aber im selben Augenblick erschrak sie furchtbar.

Das Zimmer war hell erleuchtet. Auf dem Tischchen brannte eine Lampe, und das Bett war leer. Aber dort, in ihrer Kammer hörte sie plötzlich mehrere Leute sprechen, und darunter erkannte sie deutlich die Stimmen des Vaters und des Mechanikers Auch Kätchen hörte sie jetzt klagend dazwischen schreien. Linni stand das Herz still. Jetzt wusste sie, dass alles verraten war. Der Mechaniker hatte sich für ihre Grausamkeit gerächt und hatte geplaudert.

„Auch recht“, dachte sie und wankte zur Thüre.

Aber noch einmal hielt sie ein, denn nun war es ihr plötzlich, als ginge ihr ganzes Begriffsvermögen in Scherben und Trümmer. Das war ja die Stimme Pater Sylvesters! Unwillkürlich griff Linni nach der Stirne. Sie wachte doch, und trotzdem hörte sie ganz deutlich jetzt in der Nacht und hier in ihrer Wohnung das sonore Organ ihres Beichtvaters. Das war entweder ein höllischer Spuk, oder es musste etwas ganz grässliches geschehen sein.

Halb ohnmächtig drückte sie die Klinke herab, und was ihr erst wie ein Fiebertraum erschienen war stand nun als leibliche Wirklichkeit vor ihr. Einen Augenblick noch konnte Linni bemerken, wie das würdige Gesicht des



frommen Paters aus den Fugen zu gehen drohte, als er sie jetzt in das Zimmer treten sah, dann aber fühlte sie nur noch die derben Faustschläge, die der Vater in Gegenwart ihres Verehrers, ihres Beichtvaters und ihrer verzweifelten Schwester auf sie niedersausen liess.

„Da schau an“, schrie er und deutete auf Kätchen, „da schau her. Da is dein Opfer, du missratenes Frauenzimmer, du.“

Linni begriff wohl seine Schläge, seine Reden verstand sie nicht und liess alles geduldig über sich ergehen. Erst dann, als der Priester dem wütenden Vater in den Arm fiel, kam sie etwas zu sich und klammerte sich an Pater Sylvester. Würdig nahm er sich ihrer an und führte sie langsam zurück in das Zimmer des Mechanikers, wo er mit ihr allein blieb.

Und dort erzählte er ihr alles. Kätchen war dem Liebhaber des gnädigen Fräuleins richtig ebenso zum Opfer gefallen wie ihre Schwestern. Alle Wachsamkeit des strengen Vaters hatte nichts genützt, und gestern abend da war es geschehen. Ganz geknickt war sie spät in der Nacht heimgekehrt, zum Jammer der verzweifelnden Mutter, die nun zu allem Überfluss auch noch Linnis Fehlen bemerkte und über soviel Unglück in eine Aufregung geriet, dass Vater Pechtl einen Wahnsinnsausbruch befürchtete und den Mechaniker zu Pater Sylvester sandte. Ihm, dem frommen Manne, war es auch bald gelungen die alte Frau zu beschwichtigen.

Linni weinte bitterlich.

„Wo is die Mutter?“ fragte sie endlich.

Pater Sylvester trat näher zu ihr.

„Sie schläft“, sagte er sanft, „und, wenn du brav bleibst, wird sie auch bald wieder ganz gesund werden.“

Er war ihr ganz nahe gerückt und hatte seine Hand auf ihren vollen Arm gelegt.

„Gelt, Linni,“ sagte er, „jetzt bleibst du auch brav? Du gelobst es mir?“

Sie nickte schluchzend und setzte sich. Voll treuer Seelsorge rückte er neben sie und redete ihr eine volle Stunde lang herzlich zu. Dabei vergass er nicht seine ernsten Ermahnungen mit entsprechenden Bewegungen zu begleiten, denn die goldenen Worte sollten auf das tieferschütterte Beichtkind nachhaltigen Eindruck hervorrufen. Und als er endlich Vater Pechtl und Herrn Killmoser nicht länger mehr warten lassen konnte, drückte er die Kleine bei der letzten, dringendsten Ermahnung noch fester an sich, indem er seinen Arm um ihre Taille legte.

„Weis ihn jetzt nicht mehr ab, den armen Mechaniker,“ sagte er freundlich. „Thu ihn heiraten und versäume die Beichte nicht!“

* * *

Linni folgte seinem Rat. Der feine Lebemann spendierte eine schöne Aussteuer, das gnädige Fräulein schenkte gar reichlich dazu, und im Frühling fuhr Vater Pechtl, mit allem ausgesöhnt, seine zweite Tochter und den strahlenden Mechaniker zur Kirche der frommen Brüder. Dort am Altar des heiligen Antonius knieten sie nieder.

Pater Sylvester segnete sie ein und blieb auch später Linnis Beichtvater



ZUR NATURGESCHICHTE DES MODERNEN ROMANS.

VON

WILHELM BÖLSCHE.

Vor Jahren stritt ich mit einem Bekannten gelegentlich über Zola. Ich verteidigte und er widersprach. Schliesslich fasste er sein Urteil dahin zusammen, Zolas Mangel sei ein Mangel an Tiefe in der Individualität; es fehlt ihm in jedem Zuge das „Historische", die Vertiefung durch die Vergangenheit; weil er das nicht hat, bleiben seine Bilder flach, photographienhaft, nicht bloss wegen der naturalistischen Technik überhaupt, sondern aus einer subjektiven Mangelhaftigkeit in der Person des Dichters selbst; weil er sie nicht echt historisch zu sehen weiss, hängt er seine Puppen an die künstlichen Fäden zweifelhafter naturwissenschaftlicher Weisheit u. s. w. Und mein Freund fügte als Schlusstrumpf zu: „Lass ihn einen Ort schildern, wo die Gegenwart nicht so lärmend ist wie Paris — und alle Welt wird das merken; stelle ihn vor Rom, — und er ist unmöglich."

Damals war nicht zu erwarten, dass Zola je über Rom schreiben könnte. Die endlose Bänderreihe der grossen Familientragödie unter dem zweiten Kaiserreich erschien als seine feste Lebensaufgabe. Heute, da das Buch „Rome" vor mir liegt, muss ich aber an jene Worte denken. Es ist merkwürdig, wie treffend sie klingen — und wie falsch sie sind.

Mit dem Wörtchen „historisch" wird bei uns in Deutschland nur zu viel Unfug getrieben. Wenn der treue Zögling des Geschichtsprofessors nach Rom kommt, so dünkt er sich „historisch vertieft", wenn er vor einem Säulenrest an Hadrian oder Konstantin zu denken weiss. An der modernen Mietskaserne aber, die gegenüber ragt, geht er achselzuckend vorüber als einem hässlichen Augenblicksspuk, der höchstens die weihevolle Versenkung stört. Und doch hat diese Mietskaserne ihre Geschichte, ebenso reich, wie der Säulenstumpf des Konstantin. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die zu ihr geführt haben, leiten den Wissenden ebenso weit und weiter zurück. Die furchtbare Lehre, die sie predigt, ist von derselben historischen Wucht wie das alte Denkmal verschollener Cäsarenpracht, ja, es ist sogar die Stimme darin, die notwendig ist, wenn jenes bis ins Herz verstanden sein will. Nicht ein gewaltsames Gegeneinander von historisch-tief und modern-flach scheidet die beiden Phänomene, sondern die Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit unserer gangbaren geschichtlichen Betrachtung, die Unfähigkeit unseres gangbaren Geschichtsunterrichts schaffen einen Scheinkontrast in einem thatsächlich ganz einheitlichen, durch und durch historisch fassbaren Bilde. Erkennt man das aber an, so giebt es bisher verzweifelt wenig Bücher über Rom mit wirklichem historischem Blick in des Wortes weiter Bedeutung. Und es fragt sich, ob wir nicht ganz andere Leute gerade an diesen Fleck haben müssen, als die bewusste Schar, die bisher im Besitz des Rom-Privilegiums war und sich im Bewusstsein ihres „historischen Sinnes" sonnte. Leute, bei denen sich erst grade in dieser entscheidenden Probe zeigt, in wie weit ihr am Modernen sicher eingeschulter Blick eine höhere, dort ganz unbekannte Kraft für das Universal-Historische im Stillen sich ausgebildet hat. Ich gestehe gern, dass ich nicht leicht einen Zweiten wüsste, von dem ich so gern ein Buch über Rom gelesen hätte, wie Zola. Grade weil er von so ganz anderer Seite kam.





Und grade weil er dem, was ich antiquarischen Blick nennen möchte, wirklich wohl so fremd war, dafür aber dem Ideal echten historischen Blickes wahrscheinlich um so näher stand.

Ueber Zolas künstlerische Kraft ist viel geschrieben worden, — auch viel treffendes schon. Leichter als bei andern, verschwiegeneren und verwickelteren Talenten unserer Tage ist es bei ihm der Kritik geworden, die grossen, unerschütterlichen Vorzüge herauszuschälen, leichter auch, das Wunderliche, das Verbohrte, das Unzulängliche nach der rein ästhetischen Seite an den Tag zu stellen. Hätte er auf der Höhe seines rein dichterischen Schaffens, bei Germinal und L'Oeuvre aufgehört, so wäre das Tadeln schwieriger geblieben. Aber er hatte sich mit dem Cyklus eine Kette angelegt. Die letzten Bände sanken und die Lücken, die Schwächen wurden fühlbarer, so fühlbar, dass heute wohl auch die stärksten Bewunderer gewisse Unzulänglichkeiten in Zolas rein dichterischem Schaffen nicht mehr wegleugnen werden. Auf der andern Seite haben aber jene paar besten Stücke des ungeheuren Cyklus die Lichtseiten so scharf gemacht, dass eine gewisse Höhe auch vom nörgeligsten Widersacher schlechterdings anerkannt wird. Was aber bei Zola im Ganzen, finde ich, lange noch nicht genug hervorgehoben wird, das ist die starke Leistung, wie er überhaupt das Niveau des Romans für uns alle wieder heraufgerückt hat.

Ich meine das gerade in dem Sinne, der an das Problem des „historischen Blicks" rührt.

Wenn man von Zola als Befreier, als Weiterer des Romans redet, so wird im allgemeinen wohl zunächst an die Dinge gedacht, die seinen Namen zuerst populär gemacht haben. Die Faustschläge wider die Prüderie, die absolut rücksichtslose Behauptung des Standpunktes, dass der Dichter im Banne künstlerischer Zwecke schlechterdings alles sagen, alles schildern darf. Es ist auch kein Zweifel, dass Zola hier in einer Zeit, die durch moralische Versumpfung der Kritik, äusseren, völlig kunstfremden Gesetzeszwang und Feigheit der fast zur Herrschaft gelangten Halbdichtung und Dilettantendichtung jede Haltung nach dieser Seite verloren hatte, einen wirklich glänzenden Kampf durchgefochten hat, — einen Kampf für ein ästhetisches Freiheitsprinzip, an dem in Tagen grosser Kunst und bei allen echten und ganzen Künstlern nie um ein Titelchen gezweifelt worden ist. Wenn das Prinzip heute auch dem bornirten Philister wieder aufzudämmern beginnt, so ist das ganz wesentlich ein Verdienst, das sich Zola erworben hat, und zwar hat er es erworben unter genügenden Steinwürfen der Philister selbst. Aber man kann auf der anderen Seite doch nicht leugnen, dass gerade hier derselbe Zola wieder manches hinzugebracht hat, das den reinen Gewinn, ich will nicht sagen, verdirbt, aber doch wenigstens verschiebt. Zola hat seinen Kampf gegen die Prüderie mit aller Hartnäckigkeit des verbohrten Kunsttheoretikers immer nur darzustellen gesucht, als einen Kampf um die naturalistische „Wahrheit". Die Kunst, hört man von ihm, darf auch das Aergste, das Derbste sagen, weil es wahr ist. Nun stand aber — und das ist von Beginn an denn doch auch von ziemlich Blinden gemerkt worden —, nun stand seine faktische dichterische Leistung gerade an den strittigsten Derbheitspunkten immer in einem merkwürdigen Widerspruch zu seiner eigenen Theorie. Nehmen wir die Musterreihe beispielsweise der bekanntesten und berüchtigtsten Szenen aus dem Sexualleben bei Zola, so ist grade hier so gut wie überall das Wahrheits-Argument ganz hinfällig. Diese Szenen sind durchweg Werke eines erotischen Dichters von grosser Phantasieglut, von eminenter Gestaltungskraft. Sie bilden tief durchdachte, im Kunstbau der Handlung durchaus nötige und berechtigte symbolische Höhepunkte. Kurz, sie sind nach jeder Richtung zu verteidigen: ich erinnere bloss an die gewaltige Liebesszene in dem eingestürzten Bergwerksschacht im Germinal, — wer möchte sie missen. Aber dabei sind sie von allen Momenten der Zola'schen Romane diejenigen, die am weitesten hinter der groben Wahrheit und Wahrscheinlickeit zurückbleiben, und es ist grade vor ihnen den Gegnern immer am leichtesten geworden,



Zola den Wirklichkeitsfanatiker und Notizbuchdichter mit kleinlichen Einwürfen zu fassen. „Rom“ selbst bietet wieder eines der schärfsten Beispiele, doppelt scharf, weil die Gestaltungskraft Zola's seit Germinal entschieden abwärts gegangen ist und diesmal die Romantik der wichtigsten Sexualszene ungeschickter in der Gesammtkomposition steht als früher. Bei einem Mädchen, das sonst ganz schlicht und treu in die Wirklichkeit hineingezeichnet ist, steigert Zola den Schmerz vor dem sterbenden Geliebten bis zu einer grausigen Szene, in der sie, die bisher Unberührte, ihre Kleider von sich wirft und den fast Toten wahnsinnig umfängt. Die Szene steht — wenn auch, wie gesagt, diesmal nicht ganz straff — als symbolischer Akt geschlossen im Kunstwerk, aber mit Notizbuch-Wahrheit hat gerade sie schlechterdings garnichts zu thun und folgerichtig kann sie auch aus der Logik der „Wahrheit“ heraus unmöglich verteidigt werden. Man muss, um ihre Krassheit zu rechtfertigen — und sie ist in der That auch theoretisch durchaus als solche zu rechtfertigen — einen ganz andern Weg einschlagen. Man muss der Kunst das Recht wahren, auch in der ganz freien erotischen Phantasie so weit zu gehen, wie sie nur irgend will, einerlei ob diese Phantasie noch Anspruch auf reale Möglichkeit macht oder nicht. Das Einzige, was dabei verlangt wird, ist, dass sie eben „Kunst“ bleibt, das heisst nicht grobe Nebenzwecke ins reale Leben hinein verfolgt, die das Künstlerische prostituiren. Indem Zola diese richtige theoretische Deduktion verpasste und mit Hülfe einer einseitigen naturalistischen Theorie in ein ganz enges (für ihn selbst viel zu enges) Fahrwasser einlenkte, hat er dem Philister leider Thür und Thor aufgethan, um den ganzen ästhetischen Befreiungskreuzzug auf's Gründlichste misszuverstehen. Man sah in den erotisch-phantastischen Szenen, da sie der naturalistischen Theorie entschieden nicht entsprachen, doch nur wieder unkünstlerische Spekulationen auf die gröbsten Gefühle der Leser, und die Consequenzen dieses Irrtums haben den ganzen Befreiungskampf nach dieser Seite mindestens etwas gehemmt, wenn sie ihn auch im Ganzen nicht lähmen konnten. Man möchte, wenn man den Verlauf überblickt, wohl mit Vischers „Auch Einer“ sagen: „Jeder Dichter ist dümmer als er selbst“, was wohl so viel heissen soll, als dass kein noch so grosser Praktiker sicher davor ist, dass er nicht als Theoretiker sein eigenes Werk noch wieder selber in Misskredit bringen könnte.

Wie es nun damit stehe: jedenfalls kann man diese Seite bei Zola ganz links liegen lassen und wird doch vollen Respekt davor haben müssen, wie er das Niveau des modernen Romans faktisch heraufgerückt hat. Das Wort ist alt und gut: der Roman solle ein dichterisch geschautes Weltbild geben und nicht bloss eine kleine Phantasiearabeske. In den Zeiten, da man das Wort noch nicht hatte, aber zuerst ein Gefühl dafür bekam, was ein echter Roman in rechter Hand für eine Sorte Kunstwerk werden könne, bei Cervantes im Don Quixote und bei Grimmelshausen im Simplicissimus, da kam man der Erfüllung der Forderung im sichern Drange schon merkwürdig nah. Als es dann theoretisch ausgesprochen wurde, sagen wir etwa, als Goethe seinen Wilhelm Meister und seine Wahlverwandtschaften schrieb, da war wenigstens eben ein Mann wie Goethe ganz und gar in seinem Schaffen davon beherrscht. Was ist aber dann aus dem Prinzip geworden! Bei uns in Deutschland, sagt man, hat das ganze neunzehnte Jahrhundert im Zeichen des Romans gestanden, — er war die durchschlagende Kunstform. Wenn das wahr ist, so wird die deutsche Dichtung mindestens aus zwei Dritteln des Jahrhunderts bei der Nachwelt einen bösen Ruf bekommen. Denn innerhalb dieser durchschlagenden Kunstform war jenes Fundamentalprinzip in einer Weise verloren gegangen, die wahrhaft himmelschreiend ist. Ein Weltbild auch nur in einem ganz annähernden Sinne zu geben, erfordert in erster Linie eine gewisse Weltkenntniss. Jener deutsche Roman hat sich von dieser Weltkenntniss so fern gehalten wie möglich. Es schien, als fühlten sich gerade die beschränktesten Köpfe, die blindesten und taubsten „Zeitgenossen“, berufen, den Roman zu verwalten. Wehe dem Unglücklichen, der später ein-

mal aus ein paar tausend Bänden deutscher Romane sich etwas rekonstruiren möchte von den grossen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts, von den sozialen, moralischen, ideellen Wandlungen, von dem heissen Getriebe des wirklichen Lebens, das in diesem prachtvollen Jahrhundert gepulst hat! Er könnte ebenso gut ein paar Spezialwerke über den Mond lesen. Alle Symptome, die dieser rettungslos verfallende, weltfremde Roman gezeigt hat, deuten auf denselben innerlichen Bankerott, — ich erinnere nur an eines der vielbesprochenen Schlusssymptome, die Ueberlenkung zum „historischen Roman." Es war einer der letzten Versuche, das kindische Spiel mit Werten ausserhalb der eigenen Zeit und ihres Lebens, im Moment, da es anfing, selbst den dümmsten Lesern zuviel zu werden, hinüberzutreiben in eine Vergangenheit, die natürlich ebenso erlogen war, wie die „Gegenwart", die man bisher verzapft hatte.

Der entscheidende Schritt durch alle diese Misere kam, man mag sagen, was man will, durch Zola. In Frankreich war ein grosser Teil des Romans ebenso verloddert, wie bei uns. Aber es hatte sich daneben wenigstens eine kleine Schule emporgerungen, die mit Ernst auf das echte Prinzip zurückarbeitete. Die Existenz dieser Schule trennt die französische Romanentwickelung fundamental von der deutschen, in der lange Jahrzehnte durch jeder gesunde Fortgang — und wäre es auch nur bei zwei, drei Leuten gewesen — gefehlt hat. Die französische Bewegung gipfelte in Zola. Mit ihm wurde sie plötzlich so mächtig, dass die stärksten Reaktionen auch bei uns sich geltend machten. Auch für die wahre Erkenntniss dieser Dinge sind die Zola'schen Theorieen, ist das ganze Evangelium vom Naturalismus eigentlich mehr Hemmniss als Förderung gewesen. Was uns geholfen hat, war nicht Zola's Prinzip, sondern seine faktische Leistung. Vor uns trat eine lange Folge von Romanen, in deren Gesammthandlung ganz ausgesprochen wieder der Versuch erschien, ein umfassendes, auf tiefer Weltanschauung und starkem Wissen begründetes Bild der eigenen Zeit zu geben, ein „Weltbild".

Das ganze Reden von absoluter Wahrheit, von einem neuen Kunstprinzip, in dem nichts als die Wahrheit gelten sollte, erscheint mir daneben, wenn ich jetzt zurückblicke, wirklich merkwürdig belanglos.

In Allem, was sich um das vielkammerige Wort „Naturalismus" nach und nach gruppiert hat, steckt ein einziger gesunder Kern, für den es aber eines neuen Schlagwortes eigentlich am allerwenigsten bedurft hätte. Er liegt in dem Zurückbesinnen auf die einfachsten Prinzipien der Kunst überhaupt, Prinzipien, über die bei einem Meister, wie Goethe, nie ein Zweifel bestanden hat, die aber eine Zeit lang überschwemmt und verdeckt dagelegen hatten. Die ganze Wahrheitsforderung des theoretischen Naturalismus, so weit sie recht hatte und genützt hat, ist nichts anderes, als ein solches Zurückbesinnen unmittelbar auf einen der Grundpfeiler aller hohen und grossen Kunst gewesen; was darüber hinausschoss, das war Theorie im grauen Sinne und wird es ewig bleiben. In einem Kreise wirklich dichterisch veranlagter Menschen wird niemals angezweifelt werden, dass der Künstler, der eine Sache darstellen will, auch verpflichtet ist, sich die Sache anzusehen. Wer einen Centauren darstellt und dann darunter schreibt, es sei ein einfaches Pferd, den trifft auch als Künstler der Vorwurf der Lüge und keine Kraft der Phantasie hilft weg über diese Lüge. Es musste aber ein netter Zustand in der Litteratur eingerissen sein, wenn Fundamentalsätze dieser Art erst ganz neu wieder mit dem Reiz einer ungeahnten Offenbarung ausgegraben werden konnten. In der That hatte mindestens eine ganze Generation Centauren gemalt und Pferd darunter geschrieben. Sie hatte Romane aus ihrer Zeit zu schreiben vorgegeben, hatte sich angemasst, in das Milieu der modernen Wirklichkeit hineinzuzeichnen, und sie hatte ein armseliges Gaukelspiel tanzen lassen, sie war nach jeder Richtung zu faul gewesen, das Milieu, in dem ihre Gestalten wandeln sollten, sich wirklich anzusehen; sie hatte geglaubt, das Weltbild des Romans hinter dem warmen Ofen behaglich „erfinden" zu können. Wie gewöhnlich, so hatte in der Zeit der Hochblüte dieser Schwindellitteratur auch eine wohl-

feile Aesthetik sich eingefunden, die das Nichtbeobachten auf den Schild erhob und grade in der Differenz zwischen dem Pferde und dem Centaurenleib die Generalleistung der „Kunst“ pries, mit der das gemeine Pferd künstlerisch „überwunden“ sei. Gegen diese Aesthetik der Lüge waren selbst die Uebertreibungen der Zola'schen Theorie ein Fortschritt, denn mindestens erklang in ihnen als Grundton doch wieder der Schlachtruf gegen die Faulheitslüge in der Dichtung. Aber der eigentliche Ruck geschah durch die Praxis, — durch das Beispiel.

Es war bezeichnend zu beobachten, wie zur Zeit, da Zola sich seiner Vorstudien wegen in Rom aufhielt, ganz Rom und weite Kreise darüber hinaus sich mit ihm beschäftigten. Oberflächliche Urteiler sprachen von Reklame, die er für sich mache. Aber was ist für andere Romane und Romanschreiber in den letzten fünfzig Jahren nicht für Reklame gemacht worden, — und doch hat sich eigentlich kein Mensch darum aufgeregt. Es muss doch bei Zola noch etwas anderes vorliegen. Im Scherz hat man es von ihm gesagt: er fängt an eine Weltmacht zu werden. Allein an seiner Persönlichkeit liegt es auch nicht, denn als Person ist er ein wunderlicher Kerl, der wohl weder durch persönliche Handlungen noch durch Reden oder seiner „schönen Augen“ wegen jemand fortreissen könnte. Und so bleibt nichts übrig, als dass es doch das dumpfe, allmälich in weiteste Kreise durchgesickerte Gefühl sein muss, dass hier der Roman an sich endlich einmal wieder wirklich eine „Macht“ geworden ist. Dass in ihn wenigstens bei diesem Manne endlich wieder etwas eingezogen ist von der alten Kraft, dem alten Zauber, der den Dichter an eine der ersten Stellen auch in der vollen Wirklichkeit des Tages stellt als den „Seher“, der schärfer sieht als alle andern und sein Sehen zu einem Bilde zu schmieden weiss, das auch die Andern tiefer blicken lässt als sie sonst vermochten. Die Welt der Zukunft, von der wir heute mitten in allem Gerassel der Kanonen doch schon gelegentlich träumen und deren vages Lichtbild immer und immer wieder in unsere soziale und moralische Finsterniss hineinschillert, — diese Welt wird in der That in jeder Arbeit eines grossen Künstlers eine ihrer grössten Haupt- und Staatsaktionen sehen, wert, dass alles sich eine Weile mit ihr beschäftigt. In unserm öffentlichen Bewusstsein aber war es allen Ernstes beinah so weit gekommen, dass der Dichter eine lächerliche Figur wurde etwa in dem Sinne, wie einem bornierten Schultyrannen ein Junge, der Verse macht, halb ein Gegenstand des Spottes und halb ein Arrestkandidat zu sein pflegt. Im Hinblick auf den fort und fort vertriebenen Romanschund langer Jahrzehnte hatte diese Wertschätzung nur zu viel festen Untergrund. Es ist aber charakteristisch, dass bei einem Manne wie Zola, der sein Problem wieder gross nimmt und den Roman auf das Niveau heraufrückt, wo er hingehört, diese öffentliche Meinung alsbald sich besinnt und, wenn auch oft in täppisch ungeschickter Form, andere Saiten gegenüber der Dichterarbeit aufzieht.

Es war eine ganz natürliche Folge der Reorganisation, die Zola dem Roman angedeihen liess, wenn mit ihm das eigentlich historische Element im echten Sinne wieder entscheidend im Roman zur Geltung kam. Der Roman, der sich wieder darauf besinnt, ein dichterisches Weltbild zu geben, ein Zeitbild, das in das Milieu der Wirklichkeit hineinzeichnet, er wird ganz von selbst in die grosse geschichtliche Betrachtung der Dinge hineingerissen, die Betrachtung, die vom augenblicklichen Bilde übergeht zu den Wurzeln der Vorgänge und die im Heute das Gestern gleichzeitig auferstehen lässt. Keiner unter allen Dichtern unserer Tage hat schärfer und bewusster danach gerungen als Zola, seine Gestalten wirklich einzufügen in das Werden, in den geschichtlichen Fluss der Dinge. Die Kämpfe auf dem Kunstgebiet, die L'Oeuvre schildert, die sozialen Gährungen, in die uns Germinal führt, der Kriegsrummel von 1870, den Debakle, die Tragödie des Bauernstandes, die La Terre erzählt: sie alle sind durch und durch historisch entwickelt, als Resultat umständlicher geschichtlicher Vorgänge, auf die unausgesetzt die breitesten Gedankenpanoramen hinweisen. Ich rechte, indem ich das betone, nicht über die objektive Richtigkeit des historischen Sachverhalts in jedem Einzelfalle, wie ihn

Zola giebt. Worauf es mir ankommt ist auch hier die Methode, die Art, wie er überhaupt das Historische wieder hineingebracht hat in den Roman, ohne doch den Boden der eigenen Zeit zu verlassen und zu den Maskeraden des schlechten Geschichtsromans zu greifen. Mit der objektiven „Wahrheit“ an sich muss man hier, glaube ich, möglichst aus dem Spiel bleiben. Was wird, um ein Verwandtes, das die Sache gut charakterisirt, heranzuziehen, in fünfzig Jahren wohl von den einzelnen Vererbungsgesetzen, die Zola in seinen grossen Cyklus hineingeheimnisst hat, als objektive Wahrheit bestehen bleiben! Vielleicht verzweifelt wenig. Und doch: wie bedeutend, wie echt fortschrittlich war die Idee an sich, diesen Dingen eine Rolle im grossen Gewebe des Romans zu geben! Kein Geringerer als Goethe hatte in seinen „Wahlverwandtschaften“ den Weg dazu eröffnet. Fast die ganze Zwischenzeit aber war feige davor zurückgeschreckt. Zu derselben Zeit, wo man vielleicht die Einzelheiten des Zola'schen Wissens über Vererbung so gut wie alle in die Rumpelkammer geworfen hat, wird man im Ganzen und was die Methode anbelangt gar nicht mehr begreifen können, wie ein Romandichter nicht auf die Verwertung dieser Dinge kommen konnte, wofern er auch nur ein klein wenig Anspruch erhob, seine Zeit zu spiegeln. Thatsächlich steht es übrigens mit der historischen Wahrheit bei Zola im Allgemeinen immer noch weit besser als mit der naturwissenschaftlichen in den Vererbungsproblemen. Ein soziales Gemälde wie Germinal wird schwerlich so bald auch seinen rein objektiven Wert als Geschichtsquelle verlieren. Grade dieses Buch verdankt seinen beispiellosen Erfolg in erster Linie dem wirklichen Hauch der Wahrheit, der aus jeder Seite weht. Und die Leistung war um so stärker, als es für das gefährliche Problem des Werkes verschwindend wenig dichterische Vorarbeit gab, — erklärlich genug bei dem Geist der Feigheit, der immer in Zeiten dichterischen Verfalls zu triumphiren pflegt und der bei uns in Deutschland so sehr den Roman beherrscht hatte, dass die erste (miserable) deutsche Uebersetzung eben von Germinal von der ganzen neu aufblühenden Generation gradezu als erster sozialer Roman verschlungen werden konnte.

Heftet man in dieser Weise den Blick auf die Gesammtleistung Zola's, die Leistung für den Fortschritt des Romans ganz im Allgemeinen, so fällt es sehr schwer, noch einen rechten kritischen Standpunkt für das zu gewinnen, was er fortarbeitend jetzt noch in immer neuen Werken bietet. Seine grosse Mission ist erfüllt. Die aufsteigende Linie, die zwar nicht an seine enge naturalistische Theorie, aber im Ganzen doch an seine starke, aufrüttelnde Leistung anknüpfen wird, muss zweifellos kommen, die Spuren sind schon deutlich. Mit allen stark anregenden Geister, die in grossen Wendepunkten der Kunstgeschichte als Erste auftreten, teilt er aber die glücklich-unglückliche Eigenschaft, dass er zwar überall als anregend empfunden wird, dass aber seine eigenen späteren Werke einer gewissen Ungeduld erliegen, — der Ungeduld, die schon von ihm selbst die Linie weitergetrieben sehen möchte, die doch naturgemäss nur in jungen Kräften sich entfalten kann. Die letzten Bände des grossen Familiencyklus, von der Bete humaine an, zeigten, anstatt diese Ungeduld wenigstens noch etwas zu beschwichtigen durch die Wucht des Könnens, auch noch einen ganz unverkennbaren Herabgang der Dichterkraft und riefen eine Menge ganz besonders herber Urteile hervor. Und doch ist es nicht wahr, wenn darin betont wurde, dass Zola uns nichts mehr zu sagen wisse. Wer tiefer blickte, dem konnte Eines nicht entgehen. Zola ist im Laufe seiner Arbeiten individueller geworden. So nackt ausgedrückt, lässt sich das leicht missverstehen. In der ganzen Art, wie Zola den Roman in der Tiefe gefasst und reorganisiert hat, steckt selbstverständlich von Beginn an die Klaue einer grossen Individualität. Aber grade die reformatorische Arbeit, wie er sie in seinem Falle leisten musste, trieb gleichzeitig stark an zum Versuch einer möglichst objektiven Darstellung, hinter der das Individuum zwar als Meister, aber doch möglichst unnahbar stand. Grosse Weltbilder sollten seine Dichtungen sein, nicht die Memoiren des Autors. Nichts vielleicht hatte den schlechten Roman der Verfallsepoche so entscheidend niedergedrückt

wie das ewige Hineindrängen der eigenen Person, das Selbstbespiegeln in der Maske irgend eines Lieblingshelden. Man fühlt auf Schritt und Tritt, wie Zola, in dessen Temperament jede Ueberzeugung einen Stich in's Fanatische bekam und der in Theorien jedenfalls ebenso die Uebertreibungskraft Viktor Hugo's bewährt hat wie in manchen Schilderungen, bewusst nach dieser Seite bremst. Aber es ist ein eigenes Ding mit dem Individuellen. Ob es nun zur Theorie passt oder nicht: es bricht eben schliesslich irgendwo doch durch. Die erste entscheidende Stelle derart war L'Oeuvre. Das ganze Buch war ein Stück Memoiren des Autors. Er konnte sich entschuldigen, dass der Stoff es von selbst mit sich gebracht: der Stoff des Künstlerromans, in dem unausgesetzt über Fragen verhandelt wurde, die direkt in das künstlerische Programm des Autors eingegriffen. Aber es war merkwürdig, wie grade der Roman einer der drei besten der ganzen Reihe wurde: das Herzblut verleugnete sich doch nicht. Abermals eine starke Welle solchen Herzbluts pulste in Le Reve. Hier wurde zum ersten Mal eine Saite in Zola's Individualität merkbar, die später entscheidend werden sollte: religiöse Zweifel und Kämpfe. Zweifel nicht des Frommen, der vor der Wissenschaft in Anfechtung fällt. Sondern umgekehrt die Zweifel eines höchst ausgesprochenen Verstandesmenschen, der nachdenkt, ob mit sozialen und intellektuellen Fortschritten allein der Mensch zu erlösen sei. Abermals folgten dann ein paar Romane von schärfster Objektivität: jetzt die schlechtesten des Cyklus. Im letzten Bande der ganzen Reihe, dem Doktor Paskal, regte sich dagegen wieder das Eigene, der Autor redete vernehmlich und immer vernehmlicher in's Sprachrohr. Aber der Roman hatte an sich eine ungünstige Komposition, der Stoff hemmte überall und so kam der Band gegen L'Oeuvre in keiner Weise auf. Die Frage war interessant, was nunmehr folgen werde. Lourdes erschien und die Sachlage war sofort klar. Zola war endgültig übergeschwenkt. Der neue Cyklus von drei Bänden stand bewusst im Dienste jener subjektivsten Bewegung. Er behandelte ein religiöses Problem: das Problem des Autors. Lourdes ist von Vielen langweilig genannt worden. Ich begreife das nicht. Lourdes ist schon rein stofflich eines der interessantesten Bücher der ganzen modernen Litteratur. Aber es entfernt sich allerdings mit souveräner Verachtung von jedem dramatisch straffen Gang der Handlung, es ist ein Buch der Reflexionen, — Reflexionen des Autors. Man könnte es bloss von dem Boden angreifen, dass man die Reflexionen selbst für schwach hielte, — ich denke mir aber, dass das sehr schwer fallen sollte.

Rome ist die Fortsetzung von Lourdes. Der Held ist derselbe. Noch schärfer als bei Lourdes fehlt die eigentliche Handlung. Das Buch ist eine Vision. Eine Vision etwa wie die des heiligen Antonius bei Flaubert. Bloss dass Zola seinen Träumer nicht in einen stillen Winkel setzt und alles innerlich malt. Pierre Fromont geht wirklich von Paris nach Rom, seine Visionen sind lebendige Bilder. Aber im ganzen Buche bleibt ihm die passive Rolle, wir sehen immer und immer nur, wie lange, endlose Ketten von seinen Augen, seinen Ohren aus in sein Gehirn eintreten. Das Gehirn wird damit fertig. Aber die Hand regt sich nicht. Der Faden würde derselbe sein, die Spannung die gleiche, wenn wir hörten, dass Pierre Fromont in dem Konflikt seines Priestertums und der furchtbaren sozialen Notlage, die er in Paris erschaut hat, sich für einen Moment in seinen Sorgenstuhl setzte und die Hand auf die Stirn stützte. Er denkt, ob nicht doch vom Papsttum aus eine soziale Erlösungsthat zu erhoffen sein. Einen Augenblick reisst ihn der Gedanke fort. Aber er denkt an die Kardinäle in Rom, den ganzen Apparat, das hemmende, das in den Traditionen Roms liegt. Er zweifelt. Er sieht das Papsttum historisch an, alles scheint zu widersprechen. Aber wenn nun doch die ganz grosse Individualität eines einzelnen Papstes käme, die alles sprengte? Die Gedankenkette geht weiter. Umsonst. Auch Leo XIII macht es nicht. Er braucht Lourdes, von dessen Oede Fromont sich selbst überzeugt hat. Er spielt die älteste vergilbte Kirchenweisheit gegen die moderne Wissenschaft aus. Er kennt die Welt nicht, lebendig schon eingesargt im Vatikan! Diesem

öden Vatikan, dessen nächtlich dunkle Hallen gespenstisch um den einsamen, weltfremden, selbstzufriedenen Mann sich dehnen. Und aus der Tiefe der Seele, aus dem tiefsten Denken ringt sich dem kleinen Pariser Priester im Sorgenstuhl der Seufzer: „Es ist umsonst.“ Er schlägt die Augen auf — eine Minute ist vielleicht bloss vergangen. Und er erhebt sich. „Wir müssen eben allein weiter, es ist nichts mit dem Papst. Das Elend schreit zum Himmel. Helfen wir uns allein, soviel es geht.“ Das ist in nuce der ganze Roman „Rome“. Das Programm. Aus dem Gedankengang einer träumerischen Minute setzt er es bloss hinein ins wirkliche Leben. Wir sollen die Bilder, die zu der Ideenkette führen, selbst mit sehen. Und hier beginnt eine Leistung von gewaltiger Kunst. Wir sehen das soziale Elend. Nicht bloss in Paris ist es, es ist in Rom ebenso gut, in den jammervollen Spekulationsruinen dicht unter dem Fenster des Papstes. Wir sehen die Kardinäle, den ganzen Kirchenapparat, Gestalt um Gestalt, Bild um Bild. Wir sehen die Vergangenheit, das Rom der Cäsaren, das Rom der Katakomben, das Rom der Renaissance, das ganze päpstliche Rom — Vision um Vision. Und immer wieder die Melodie: Es ist halt nichts! Zuletzt kommt das furchtbarste, das tiefste Bild: der Vatikan bei Nacht, der Papst selbst sich enthüllend, redend. Hoffnungslos! Diese Audienz Fromonts bei Leo XIII ist dichterisch ein wunderbares Werk, eine der grössten Szenen, die Zola überhaupt geschaffen hat. Durchweg ist der ganze Schluss des Buches von einer grandiosen Kraft. Alles wird geistig gelöst, im Geist zu Ende gekämpft. Und es ist der volle Triumph des Dichters, dass uns an dieser geistigen Lösung alles liegt — irgend welche Katastrophe der Handlung ist vollständig überflüssig. Es geht unabhängig oder (wenigstens nur symbolistisch abhängig) durch einen Teil des Buches eine solche Katastrophenhandlung. Zu ihr gehört auch die früher gekennzeichnete erotische Szene. Ich lege auf diese ganze Partie des Werkes sehr wenig Gewicht. Nicht dass sie ohne Kunst behandelt wäre. Eine Szene, das Gespräch Fromonts mit dem armen Liebesopfer im Garten unmittelbar vor dem Absturz, ist ersten Ranges, ein Gedicht für sich. Aber im Ganzen ist bezeichnend, wie radikal der grosse Gedankenroman den kleinen Liebesroman totschlägt. Wenn man das Buch aus der Hand legt, sieht man bloss noch Fromont und den Papst: das Liebespaar ist vergessen.

So hat uns schliesslich denn doch Zola noch etwas zu sagen gewusst, etwas Neues jenseits aller ästhetischen Debatten über Wahrheit in der Kunst und Technik des Romans. Man mag künstlerisch hier tadeln und dort: ideell führt Rome ins Herz unserer brennendsten Fragen und bethätigt so in ganzer Fülle noch einmal den grossen Fortschritt des modernen Romans überhaupt, das endliche Sichbesinnen auf die tiefste Forderung, die so lange verloren schien. Ich komme noch einmal auf das Wort vom „historischen Blick“. Zolas Dichtung ist allerdings keine elegische Klage über Säulenstümpfen des Hadrian oder Konstantin. Unerbittlich scharf wirft sie uns auf das lebendige Problem. Die soziale Not schreit zum Himmel. Wer soll helfen? Die Kirche oder die Wissenschaft? Ganz Rom, das Rom des Petersdoms, des Palatins und der Spekulationsruinen dienen nur als die Folie dieser einen Frage. Das lieben die Antiquare, die den „historischen Blick“ gepachtet hatten, allerdings nicht — solche verwegene Fragerei. Und so werden sie eifern ohne Ende.

DIE MÜNCHENER SECESSION DER KÜNSTE.

VON

GEORG FUCHS.

Die unter dem Namen „Secession“ vereinte Gruppe bildender Künstler trennte sich am Anfang dieses Jahrzehntes von den bestehenden Ausstellungs-Organisationen, weil sie Grund zur Annahme hatte, dass die von ihren Mitgliedern erreichte, erstrebte, mit Talent oder doch gutem Willen gesuchte reine Kunst, sich auch als solche, ohne die aufdringliche Nachbarschaft der Alltagsbilder, darstellen müsse, um als solche erkannt und in ihrer grossen Bedeutung gewürdigt zu werden. Das kühne Unternehmen dieser Künstler gelang, obwohl nicht alle, die dem Geiste nach zu ihnen gehörten, dem Bunde beitraten, obwohl es — in Deutschland geschah. Reine Aesthesie, Kunst um der Kunst, Malerei um der Malerei willen: diese Forderung wurde zum Triumphliede in dem literarischsten Lande der Welt, wo man jede Kunstübung, die nicht einen literarischen Zweck verfolgte, verhöhnte, wo der historische Karton, Programm-Musik und die Nachahmungen der Theaterstücke und Romane halbbarbarischer Völker, deren Sehnsucht mehr noch die Verfeinerung der Ethik, als die Schönheit sein muss, wo das gepriesen, befohlen war! Die Secession bedeutet, ästhetisch begriffen: Trennung der rein-künstlerischen Malerei von den in Bildern redenden, erzählenden, mitteilenden, geistreichelnden Lehrern der Welt- und Kirchengeschichte, von den patriotischen Volksrednern und populären Romançiers, Anekdotensammlern, Predigern und Possenreissern, von den rührseligen Volksstücken und jeglicher bildlichen Gestaltung, die etwas anderes wollte, als sich selbst. Die Malerei war zu einer Reproduktion, Illustration der Literatur geworden: literarisch waren ihre Stoffe, literarisch wurden sie percipiert, literarische Reflexion oder Emotion war ihre Wirkung, gleichviel ob sie vom „Hamlet“ oder vom „Trompeter von Säckingen“, von Napoleon oder einem appetitlichen Mädchen berichtete, ob sie mit guter oder schlechter Technik vortrug, abwesend war jeder schöpferische Akt.

Wenn auch äussere Gründe es verhinderten, dass diese Scheidung ganz reinlich durchgesetzt wurde, wenn dort reine Künstler zurückblieben und da Träger des alten Geistes nicht immer zurückgewiesen werden konnten: die wesentliche Ursache der Secession wird hierdurch nicht in anderes Licht gesetzt. Dass eine solche Evolution in einem Volke, das auf allen Gebieten produktive Geister ohne Zweifel in der Gegenwart hervorgebracht hat, nur innerhalb einer Kunst erfolgen könne, ist an sich unwahrscheinlich. Und in der That, reine Künstler, deren Absichten mit denen der malerischen Secessionisten durchaus übereinstimmen, haben sich in der Musik, in der Poesie und im Kunstgewerbe gleichzeitig eingestellt. Auch für sie ist der Mittelpunkt in München.

Die Secessionisten der bildenden Künste haben den äusseren Erfolg für sich. Ihnen wird man die stärkste Beweiskraft zutrauen, obgleich der Erfahrene weiss, dass ein Erfolg bei den Zeitgenossen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen ästhetische Werte bestätigt oder anzeigt. Wir wollen doch nie vergessen, dass Mozart, Goethe, Beethoven, Schubert nicht nur in der Masse der Gebildeten, sondern auch im Rathe der Führer nicht in ihrer alles über-

ragenden Grösse erkannt, sondern vielen gleich-, manchem untergeordnet wurden, von dem heute nur noch die historischen Maulwürfe wissen, die zwischen Grüften graben und den Tag nicht sehen, wo die Gestirne wechseln und sich verjüngen. Je breiter die Masse ist, welche sich um die Künste kümmert, welcher diese sich zum Urteil darbieten können und müssen, um so niedriger ist das Niveau, auf welchem man allgemeine Zustimmung findet. Ein Werk, welches dieses Niveau sehr hoch überragt, das ihm mit schreckhaften Dimensionen entsteigt, wird darum sehr häufig als Verirrung aufgefasst. Denn das jeweilig anerkannte Niveau wird zumeist als eine ewig-gültige, althergebrachte, heilige Linie angesehen. Es wird — wir reden hier immer von den bürgerlichen Kulturen der Gegenwart — von den sogenannten Fachleuten bestimmt, „motiviert" und durch den Glauben endlich „kanonisiert". — Dagegen finden wir in aristokratischen Kulturen einen hochentwickelten Sinn, einen fein differenzierten Instinkt für Rangunterschiede und ein natürliches Bedürfnis, sich das Höchste zu gesellen, gerade das Überragende an seinen Namen gefesselt zu sehen. Es entwickelt sich das verfeinerte Hofleben, wo um den Herrn die kühnsten und klügsten Männer der That, die grössten Künstler, die schönsten Frauen einen schimmernden Kreis bilden. Aus der Rivalität solcher Höfe entspringt das Glück des Künstlers. Wir bemerken, dass gegenwärtig sich aus der bürgerlichen Gesammtkultur neue aristokratische Mittelpunkte und Kreise erheben, die mit bewusster Absicht die allgemein gültigen Werte verneinen und die jetzt schon in den schönen Künsten mit Massstäben messen, die von der Allgemeinheit nicht verstanden werden, und deren geistiges Leben von dem gewöhnlichen ebenso verschieden ist, wie ehemals das der Höfe von dem des noch ganz barbarischen Volkes.

Diese Kreise, seien sie in London, in Paris, in Berlin, in München oder Wien emporgestiegen, begegnen oft dem Vorwurfe der Unnatürlichkeit, Willkür, Entartung. Genug: sie s i n d d a, sie haben sich entwickelt. Der Name, den man einem Entwickelungs-Produkte giebt, ist unendlich nebensächlich, nein, gerade die Namengebung ist das Willkürliche. Die Worte „Natur", „Kraft", „Entartung" und ähnliche sollte niemand gebrauchen, der nicht schon durch die That bewiesen hat, dass er dem organischen Leben wenigstens mit redlicher Empfindung nachspüren kann, denn w i s s e n können wir vom organischen Leben nichts. Es ziemt uns in Dingen der Erkenntnis wie in den Dingen der Kunst die reinste Aufrichtigkeit. Nichts aber ist unaufrichtiger, als die „Worte" und die „Begriffe". — Wir sehen, dass eine Verfeinerung, eine von aristokratischem Ehrgeiz beseelte Entwickelung da ist. Ihre Träger sind auch die Träger, das Publikum der „Secession". — München ist ein Sammelpunkt, eine Durchgangsstation für solche, zumeist nach aussen sehr stille Leute geworden — für die „Vielzuwenigen", gerade wie Paris. Wir haben es erlebt, dass Amerikaner zu uns gekommen sind, um unsere Wagner-Cyklen zu hören, aber auch, um Komponisten kennen zu lernen, von denen in Deutschland kein „Fachmann", kein „Musik-Liebhaber" etwas wissen wollte, wir haben Franzosen und Belgier unter uns gesehen, welche für Poeten begeistert waren, die in Deutschland niemand kannte, der „modernste" Literat bestenfalls verspottete oder — nachahmte, d. i. karikierte. D e r aber machte Sensation damit. — Das Verhältnis der einzelnen Künste zu der Welt ausserhalb dieser nach reiner Aesthesie begehrenden Kreise, zu der grossen Masse der Gebildeten und in irgend einer Art Kunstbedürftigen, welche abwarten, bis die Dinge an sie heran treten, ist ein sehr verschiedenes. Der M a l e r kann ein Werk ausstellen, sobald er dazu die Genehmigung einiger Vertrauensmänner erhält, die von Seines-gleichen gekürt worden, die Seines-gleichen sind: produktive Künstler. In der That wird heute in München kein einigermassen talentvolles und selbständiges Bild mehr zurückgewiesen, sei der Autor auch noch so jung und unbekannt. Handelt es sich aber gar um ein Werk, das eine kühne Hand und einen kühnen Geist verrät, so werben beide Ausstellungs-Kommissionen darum. Wird ein Bild verkauft, so bedeutet dies für den Maler eine grosse materielle Förderung. Im verflossenen Jahre haben

es die Secessionisten durchgesetzt, dass das Werk eines blutjungen Malers vom Staate für die Pinakothek um baare 25 000 Mark angekauft wurde, eines Künstlers, von dem auch nur die bezeichneten kleinen Kreise etwas wussten, das war Exter's „Charfreitag". — Ganz anders der Musiker! Er muss aufgeführt werden. Dazu gehört ein Apparat und ein sehr grosses Publikum. Ob er aufgeführt wird, darüber haben Geschäftsleute, Musik- und Theaterdirektoren, demnächst „Fachleute", Kapellmeister zu befinden, nie aber Seines-gleichen, nie produktive Künstler; haben aber gar die „Fachleute", welche das Tribunal einnehmen, den Ehrgeiz, selbst für produktive Künstler zu gelten — um so schlimmer! Um so schlimmer! — Ein Poet kann seine Verse drucken lassen; dann liegt ein „Buch" vor. Ein Buch aber gleicht, nach Wilhelm Busch, einem schlafenden Hunde: man muss es wecken. Ist es nun so, dass irgend welche zufällige Qualitäten des Stoffes, z. B. Humor, Erotik, den Leser wecken, dann mag das „Buch" wohl auch in der Oeffentlichkeit — herumgeliehen werden. Doch die Kunst, durch eigene That die Dichtung aus dem „Buche" zu lesen, zu lösen — sie mangelt gerade dem Deutschen so sehr! Wie lange bot man ihm Bücher Gottfried Keller's an, bis er sie überhaupt in die Hand nahm, wie lange wird es noch dauern, bis aus diesen Büchern die Dichtungen lebendig werden! Goethe, der erste Deutsche, welcher seit der Barbarei des dreissig-jährigen Krieges zu rein poetischem Schaffen vordrang, lebt er denn wirklich irgend wo anders, als in den wenigen Seelen, welche zwischen Literatur und Poesie, zwischen Literatur und Kunst unterscheiden können? Ja: wer in Deutschland wird uns nicht für unsinnig halten, wenn wir überhaupt nur eine Fragestellung, wie „Poesie oder Literatur?" aussprechen —? —

* * *

Zwischen den beiden Münchener Ausstellungs-Vereinen besteht ein prinzipieller Unterschied nicht mehr. Beide wollen möglichst viele wirkliche, reine Kunst vorführen. Wenn dort „namhafte" ältere Herren und sonstige Unvermeidliche noch einen grossen Raum einnehmen, wenn hier hübsche Kleinigkeiten von geschickter Damenhand, harmlose oder liebenswürdige Niaiserieen und Scherze zur Folie um die ernst zu nehmenden Werke gruppiert werden, so beruht das auf äusserlichen Gründen, die uns nichts angehen. Beide Vereine werden vom nächsten Jahre ab wieder unter einem Dache wohnen und bei beiden gewinnt die Ueberzeugung immer mehr Anhänger, dass man den Umfang der Ausstellungen nach und nach einschränken müsse. Bilder, die nur Marktwaare sind, werden neuerdings auf den Ausstellungen zu Berlin, Wien, Dresden, Stuttgart, Basel u. s w. von den Kunsthandlungen in den grossen Provinzialstädten ebenso leicht verkauft wie in München. Es ist sogar wahrscheinlich praktischer, diese Ware, wie so manche andere, reisen zu lassen. Im Glaspalast kann man also, ohne die Masse der „Maler", „Moaler" und „Kinschtler" zu schädigen, einen grossen Teil der Kramläden schliessen und dafür immer einheitlichere Kunst-Ausstellungen aufnehmen. Es ist gar nicht mehr zweifelhaft, dass München seine Stellung als führende deutsche Kunstmetropole nur dann behaupten kann, wenn seine Salons alljährlich die höchsten, reinsten Werke der besten Meister, die glücklichsten Versuche der Jugend und die ästhetisch-einheitlichste Auswahl und Anordnung aufweisen. — Die secessionistische Kunst in dem von uns zuvor angedeuteten Verstande hat also innerhalb der Malerei bereits den Sieg auf der ganzen Linie errungen, zu einer Zeit, wo sie innerhalb der Musik und Poesie als das schlechthin Gefährliche, Reaktionäre, Kraftlose verlästert — d. i. von den Dummen verkannt, von den Klugen — gefürchtet wird.

Arnold Böcklin: ich nenne ihn und bin gerechtfertigt! —

Einzelne Werke Böcklins zu besprechen, dazu bieten die drei kleinen Gelegenheits-Arbeiten der beiden Salons keinen Anlass. Aber wir sollten immer daran denken, dass er da ist, dass er „auch" am Ende des 19. Jahr-

hunderts „blühte“, dass er der grösste Künstler der Zeit ist, von dem wir wissen, und dass er, gerade er, der unliterarischste ist von allen. Rein-malerische Erfindung, Verzicht auf jede stoffliche Neuerung, höchste Schöpfungsgabe, dargethan im Neu- und Höherdenken des Ewig-gleichen, Ruhenden! Wie erscheinen uns die Begriffe „Stoff“, „Inhalt“, „Tragisches“, „Komisches“, „Gleichnis“, „Symbol“, „Milieu“ vor diesen Tafeln? Die Werke haben Titel, um sie von einander zu scheiden, aber sie illustrieren den literarischen Komplex, den der Titel angiebt, nicht. Wenn wir auch nicht mehr wüssten, was diese Werke „darstellen“, wenn uns keine literarische Ueberlieferung über die „Bedeutung“ der Centauren, der Faunen und des Pan, über die Weihen des Kalvarienberges, über die Schmerzen der „Pietà“ unterrichtete, so würden diese Werke doch bleiben und „bedeuten“, was sie sind, ebensowohl wie jene klassischen Skulpturen durch sich allein dem ästhetischen Sinne „verständlich“ sind, über deren Titel sich die Archäologen in den Haaren liegen. Der verdient den Namen Künstler nicht, der unter der Voraussetzung schafft, dass dem Beschauer dieser oder jener Begriff, die „Emotion Hirtenflöte“, die „Sensation Lesbos“ geläufig sei, oder der diese erwecken will. Eine Symphonie Mozarts ist alles durch die melodische Erfindung und die musikalisch-technischen Fähigkeiten des Meisters; die Programm-Musik aber ist nichts, sobald das, was sie sagen, darstellen will, nicht gekannt ist. Denn es dreht sich nicht darum, dass gemalt, musiziert wird, sondern dass durch diese Thätigkeiten aus der Kraft des Schöpfers ein für sich bestehender, freier Organismus erzeugt wird, ein W e r k. Sogar ein Gott wäre lächerlich, der in seiner Schöpfung etwas „darstellen“, „aussagen“ wollte. Die Kunst ist ein Akt, eine That, kein Postulat, sie löst keine psychologischen und ethischen Probleme, sie schildert keine Charaktere und Dinge, sie beschreibt nicht, sondern sie ist die naturnotwendige That des schöpferischen Individuums. Eine alte Weisheit —? — Ja, uralt, so alt und fest und so millionenfältig, so ungeheuer schön bewiesen, — dass man die „Moderne“, welche nur stofflich zu schaffen gebietet und die programmlosen, reinen, d i e Künstler verdammt, dass man diese überaus wichtige „Moderne“ — nur schwer als etwas anderes, denn als „M o d e“ erfassen kann.

Es ist wunderbar, dass unsere Maler nach verhältnismässig so kurzem Kampfe sich so hoch emporschwingen konnten in der Achtung des überaus literarischen Deutschland. Es muss hier ein Missverständnis walten, dass man ihnen gestattete, frei zu schaffen, statt psychologische Krankheitsgeschichten zu illustrieren, „Stimmungen“ zu schildern, mitzuteilen, wie es irgendwo aussehe, wenn das Wetter trüb ist und dergleichen wichtige, das Wissen bereichernde Dinge mehr. Ich möchte hier einige Künstler denunzieren, die sich auf eigene Faust unterstanden haben, auf den Ausstellungen dieses Jahres Bilder vorzuzeigen, die in dem von mir gebrandmarkten Verstande Kunstwerke sind, oder die doch aus kräftigen Versuchen erkennen lassen, dass sie weit entfernt sind von denen, welche moderne Poesie in einer die grossen Männer halbbarbarischer oder junger Kulturvölker n a c h a h m e n d e n descriptiven Literatur, „moderne Musik“ in einer gewisse Verirrungen gewisser grosser Meister n a c h a h m e n d e n descriptiven „Tonsprache“ erkennen.

Da ist Graf Leopold von K a l c k r e u t h mit einem kleinen Bilde: „Regenbogen“. Eine junge, hellblonde Frau, in einfacher, alltäglichster Tracht, von hinten gesehen, führt ein kleines Kind an der Hand durch ein Hausgärtchen, dessen von fruchtbaren Regengüssen braun durchtränktes Erdreich nur von den zierlichen Reigen der Tulpen und Hyazinthen karg umzirkt ist. Die noch flaumig-zarten Blätter der kaum dem Lenz erwachten Sträucher und Bäume durchflimmert, von Tropfen aufgefangen und glitzernd neu verstreut, die Glorie eines Regenbogens, der im tiefblauen Aether sich über das rote Ziegeldach des Landhauses spannt, das die ausserhalb des Bildes gedachte Sonne soeben mit ihren ersten Strahlen durch zertrümmertes Gewölk ereilt hat. — So klein im Format, so diskret im Vortrag, so ausgeglichen in der Technik, dass nur ein sehr feiner Kenner bemerken wird, w i e modern das

empfunden und durchgearbeitet ist, so klar und tief ebensowohl die Wahrheit des „geschilderten“ Naturvorganges, als die visionäre Erfindung des Schöpfers erschöpfend: ein Solitaire! — Strahlende Schönheit, die nichts sagt, die feierlich leuchtend in goldenen Angeln ruht und jene heilige Heiterkeit in die beschauende Seele strömt, die das Kennzeichen jedes aus freier Schöpferkraft vollendeten Kunstwerkes ist. Festlich ist die Kunst in ihren höchsten Gebilden, sie zierte darum von je die Kulte der Völker. Sei es, dass der Künstler sich seiner grossen That bewusst ist, sei es, dass er nur im Rausche des Schaffens dazu getrieben wird: sobald er die Fülle seiner Kraft in einer originellen, grossen Erfindung dargethan fühlt, wird er unwillkürlich jene festliche Stimmung über das Ganze breiten. Man untersuche darauf die Alten wie die Neuen: da steigen die Wimpel, da flammen Raketen, da erschallen Fanfaren oder reine Gesänge und die Guirlanden der Pracht und der Freude schwellen in prangenden Farben. So will es die Natur, so will es der männliche Stolz dessen, der den Eindrücken der Aussenwelt nicht sklavisch unterlag, sondern als Herr und Meister sie zu Gefässen seines Geistes dang. — Log er —? — Wie — ist sein Geist nicht auch „Natur“, „Realität“ — ist er nur deshalb „unwahr“, weil er einzig ist —? — Ah! Hier gleich beim ersten Bilde sind wir am persönlichen also letzten, innersten Grunde, warum es zweierlei „Moderne“ giebt, warum es, seien wir unter uns doch aufrichtig, warum es immer zweierlei „Moderne“ gab. Der Einzige baut auf sich und „Gott in ihm“, die Vielen können ihn aber nicht dulden, er ist ihnen von Haus aus verhasst, unerträglich: darum die von ihnen immer und immer und immer wieder aufgestellte Forderung: du musst uns die Aussenwelt darstellen, wie sie ist, so darstellen, dass wir alle davon überzeugt sind, dass sie so sei. Diese Forderung zu erfüllen, ist unmöglich — schon weil die Sinne jedes Individuum verschieden über die Aussenwelt informieren, — man ist also jederzeit im Stande, den Künstler als Stümper zu beweisen, und das thut wohl, darum propagiert man „naturalistische“ Prinzipien. — Aristokraten lieben das Gegenteil.

Aber die Kraft! — Zugegeben, jenes Bildchen Kalckreuths sei schön — selbstverständlich nicht im vulgären Verstande, sei lieblich, ja bezaubernd: ist es denn auch „kraftvoll“, steht da nicht Franz Stuck viel höher, der uns in seinem „Bösen Gewissen“ einen athletischen Mann, umrast von gigantischen, schlangenhaarigen Furien, gehetzt von jäher Angst, umlodert und umbrüllt von den empörten Elementen, vorführt? Wo ist bei Kalckreuth jene wuchtige Orchestrierung, die uns tosend überfüllt, zerbricht, auf die Kniee wirft —? Kolossale Kontraste, gewaltige Charaktere, mystische Schauer, erotische Flagellationen, in der Musik instrumentale „Steigerungen“, die sich aus einem dissonierenden Knall in bizarre Meteorschwärme auflösen, nicht wie bei dem grossen Richard Wagner ein strahlendes Gestirn zur Höhe tragen — wir kennen diese Forderungen des literarischen Deutschland. Mag es Kraft in diesen Effekten finden, welche ausnahmslos ausgeklügelt sind, die nur dann Bewunderung verdienen, wenn der Autor sie mit soviel Kenntnis von dem Innersten der Menge verwendet, dass er diese, ohne eine einzige künstlerisch-wertvolle Note zu bringen, sich zu Füssen peitscht: souveräner Cynismus, Wilhelm Kaulbach. Aesthetische Katechismen, welche darauf Wert legen, sind entweder Alchymie oder, wenn ein sehr kluger Mann sie schrieb, Leitfaden zum Massenerfolge. Die grösste künstlerische Kraft ist da, wo der Meister, bei äusserster subjektiver Wahrhaftigkeit in der Darstellung der Aussenwelt, diese gleichwohl durch eigenste Erfindung und Fähigkeiten zu einem Symbol seiner Innerlichkeit erhebt, sodass wir die äussere Realität („Welt“) und die innere Realität („Geist“, d. h. „Person“) als neue Einheit, als bedingungslose Wahrheit festlich empfangen. Die bildende, prägende Faust, die keine Spur „Rohstoff“ lässt, die alles „Irdische“ zwingt, ordnet nach der Rhythmik einer Welt, zu deren Gleichnis es dienen soll, und der „lebendige Odem“, jener „Duft vom Blute“, den der Schöpfer dem Geschöpfe einhaucht: das ist die künstlerische Kraft, zuvor den Göttern zu-

geschrieben, wie alles Gute. — Darauf bezieht sich die künstlerische Wertung und nicht auf „Stoff“ und nicht auf „Wirkung“. So sehen wir denn, dass jene Allegorie Stucks nur koloristische Gemeinplätze enthält, von Rubens abhängig ist, und trotz der sicheren Zeichnung einiger Verkürzungen und der tüchtigen Modellierung einzelner Körperteile, bei Abwesenheit jeder Erfindung nur als ein Virtuosenstück gelten darf, das seines Autors Name bei der Masse wohl weiter verbreiten wird, worauf es diesem in neuester Zeit ausschliesslich anzukommen scheint. — Sein Rivale, J u l i u s E x t e r, der ihn im Vorjahre so kecklich schlug, scheint ihm auch auf der Bühne der „Kulisssenreisser“ den Rang streitig machen zu wollen. Seine kolossale „Kreuzigung“ im Vestibulum der Secession, vor welcher der „Bürger“ mit Heulen und Zähneklappern von Furcht und Mitleid für den offenbar wahnsinnigen Maler durchschüttert, zusammensinkt: sie könnte uns veranlassen, all die Hoffnungen, welche wir auf Exter gesetzt hatten, fallen zu lassen, wenn nicht ein überaus vornehmes Damenbildnis im folgenden Saale annehmen liesse, dass die Sucht nach einer Berühmtheit à la Sudermann, Humperdinck, Röntgen die grossen Gaben des Künstlers noch nicht ganz überwuchert habe. Ohne dieses Bild wäre die „Kreuzigung“ und die „Versuchung“ eine Bankerotterklärung. Für uns bleibt nichts zu konstatieren, als die prachtvolle Modellierung des Schenkels des Schächers zur Rechten. Wir bemerken überhaupt, wie eine leidenschaftliche Effekthascherei, oder falsche, von Literaten bombastisch ausgeschrieene Theorien manchen der jüngeren Maler zu unlauteren Unternehmungen verführte. Vornehmlich muss vor dem Unfuge gewarnt werden, der mit symbolistischen oder prä-rafaelitischen zumeist noch sehr äusserlich oder grundfalsch verstandenen Theoremen ausgeübt wird. Als englische, französische und dann auch deutsche Künstler dem in barbarische Naturalistik ausartenden Impressionismus gegenüber den von jeher offenbaren und im Grunde von Verständigen nie angezweifelten Wert des Kunstwerkes als S y m b o l einer geistigen individuellen Realität, scharf betonten, da fanden sich allenthalben schnell technisch mangelhaft befähigte, sensationslüsterne Jünglinge ein, die auf den scheinbar unkontrollierbaren Begriff „geistige Realität“ hin sündigen wollten. Man producierte in der Literatur „mystische“ Rotomontaden in elenden Versen und abscheulicher Prosa, man begann jene Bilder anzufertigen, auf denen etwa einige schlechtgezeichnete, eckige Akte auf einem grünen Blech vor einem blauen Bleche sich blähten, im Vordergrunde die obligaten Lilien, an denen schwindsüchtige, jämmerlich gemalte Dirnen rochen u. s. w.: die Hauptsache war ein mit knalligen Arabesken angestrichener Rahmen mit einer hochtrabenden Titel-Inschrift in Majuskeln. Diese „symbolistischen“ Arbeiten sind allerdings Symbole einer „geistigen Realität“, freilich einer negativen. Dazu sind sie entsetzlich schlecht gemalt. Der solidarisch verbundenen Impotenz war es also gelungen, eine an sich richtige Theorie zu einem Evangelium der Schwachen und Armen im Geiste und im Thun umzustempeln, welches die U n f ä h i g k e i t g l o r i f i z i e r t e. Dazu scheinen überhaupt Evangelien verkündet zu werden. Wir erlebten es auch, dass nach dem Tode Richard Wagners, von solchen, die es gewinnbringend fanden, sich als seine Schüler auszugeben, das Evangelium gepredigt wurde: „Melodie ist d a s Fluchwürdige, d i e Sünde; die Oper ist Handlung, die Symphonie Dichtung oder „besser“ Litteratur.“ Damit war das Schöpferische in der Musik, der melodische Einfall, in den Bann gethan. Der an sich ohnmächtige „Tschandala-Musiker“ organisierte sich mit Seinesgleichen, um dieses Evangelium, das, wie üblich bei Evangelien, im Namen eines Gottes gepredigt wurde, der etwa das Gegenteil gewollt, gethan hatte, ehe denn der etwa, wie bei Göttern zuweilen nicht ausbleiben soll — „alt“ wurde. Das gleiche Schauspiel in der „Literatur“! ein guter Vers — Verrat am „Fortschritt“! — durchgebildete Rhythmik in Form und Inhalt — moralischer Defekt, Verlogenheit! — u. s. w. Dagegen so und so viel -ismen. Welch ein Glück!

Wahre Künstler taugen nicht zur Cliquenbildung, die Clique aber ist der Hort der Unfähigkeit. — Daraus sind alle -ianer und -isten zu verstehen, aber auch ihre — A n t i p a t h i e e n!

Es ist ein seltsames Glück, dass in der Malerei im Gegensatze zu den anderen Künsten die produktiven Geister, die wirklich künstlerischen, malerischen Tendenzen herrschend blieben mit Beginn der Münchener Erhebung. Es hängt das wohl vorzüglich seit der dominierenden Stellung der Landschaftsmalerei in der neueren Kunst zusammen. Die zeichnerische und koloristische Wiedergabe der Landschaft und des menschlichen Körpers: das sind die Anker der Malerei, unbedingt zuverlässige Kontroll-Apparate, die immer wieder zur Bethätigung der einfachsten Kunstübung, zum schlechthin malerischen Empfinden und Erfinden führen. Dass so viele unserer ersten Münchener Maler Landschafter sind: das hat uns unsere Malerei bisher im Wesentlichen gesund erhalten. Mögen immerhin viele derselben in eine handwerksmässige, erfindungsbare Massenproduktion, in ein gedankenloses Wiederkäuen verfallen sein — wie etwa die meisten Holländer und Düsseldorfer paysagisten — eine stattliche Zahl individuell schöpferischer Meister und Jünger steht immer noch vor uns und mehrt sich von Jahr zu Jahr: Dill, Keller-Reutlingen, Hölzel, Kuehl, Buttersack, Hugo König, Poetzelberger, Meyer-Basel, Palmié, Reiniger, Hänisch, Benno Becker u. a. An dreien unter ihnen, Herterich, Jank, („Sehnsucht") und Hummel nehmen wir gerade auf der gegenwärtigen Ausstellung wahr, wie nach langer, eifriger Schulung das Persönlich-Schöpferische sich allmählich zart und edel erhebt. „Ein Sommer-Abend" bezeichnet Herterich sein entzückendes, tief-lyrisches Bild. Ein Jüngling im Havelock von hinten gesehen — diese überzeugende Typik des „Jugendlichen" in Nacken und Hinterhaupt und Pose! — Seine Hand hält die eines fast kindlichen Fräuleins, das ein Blättchen von einer Birke bricht. Grün-weisslicher Gesammt-ton. — Louis Corinth dagegen, von Mode-Theorieen verführt, lüstern nach „symbolistischen" Effekten, verzichtete auf eigene Erfindung, begnügt sich mit einer rohen Imitation Botticellis („Geburt der Venus") oder mit einer „decadenten" Bizarrerie, („Frühling"), die uns so recht eindringlich darüber belehren, welches Unheil literarische Laster auch bei den Begabtesten anrichten können. Slevogt scheint mir durch seine Begabung auf ähnliche Wege verwiesen zu sein. Die figürlichen Darstellungen auf seinen beiden Bildern sind technisch unfertig und für den Effekt ersonnen, wogegen auf dem „Ritter Blaubart" die landschaftliche Perspektive, auf dem „Todentanze" der rohe Orgiasmus im Karneval des Pöbels — einen originell erfindenden Geist und eine starke Hand bewähren. — Wir könnten die Beispiele solcher Maler, die recht wohl befähigt sind, rein-künstlerisch zu gestalten, und es nur deshalb unterlassen, weil sie gewisse, in der Literatur gepriesene Aeusserlichkeiten für „modern" halten, noch vermehren. Wir könnten hier sogar hochberühmte „Namen" nennen — genug, man weiss, wo wir hinaus wollen, und wohin im Wesentlichen die Münchener Malerei dennoch strebt.

Hierl-Deronko war „auch einer von denen", auch einer, den die Erweckung einer mystischen „Emotion", d. i. einer literarischen Hieroglyphe, bei dem Beschauer das Endziel seines Arbeitens däuchte: nun bringt er uns eine „Dämmerung" und ein Knabenporträt, das, obwohl in der Pose von Velasquez abgeschrieben, ihn auf ästhetischen Pfaden zeigt. Karl Hartmann endlich nähert sich mit Riesenschritten in seiner „Pietà", besonders aber in „Adam und Eva" dem von uns zuvor aufgerichteten grossen Ziele, indem er sich bemüht, das technisch souveräne und treu gestaltete Stück Aussenwelt nicht nur in seiner individuell relativen und darum scheinbaren „Wahrheit" darzustellen, sondern durch organische Neuschöpfung im eigenen Geiste zugleich zum Symbole seiner, der einmaligen geistigen „Realität", Natur, zu erheben, zu gestalten. In „Adam und Eva" ist eigentlich nur der von hinten gesehene Kopf des Mannes „Rohstoff", von der schöpferischen, höherdenkenden Berührung entfernt geblieben: es ist der Schopf des Modelles, — sonst aber erkenne ich in dem Bilde jene Harmonie, die dem Natur-Ausschnitte an sich nicht eignet, die ihm der prägende, einigende, erfindende Geist des Künstlers einhauchte: so ward er ein Werk. Und dieses Werk bestimmten unsere

Maler dazu, in der Pinakothek die Erinnerung an die Ausstellungen dieses Jahres ehrenvoll wach zu erhalten; dieses Werk erschien ihnen als charakteristischer Zeuge ihres Strebens.

„Adam und Eva" befindet sich im Glaspalaste! Die secessionistische Kunst, deren Wesen wir darthaten und unseren Schätzungen zu Grunde legten — hat in der Münchener Malerei gesiegt! —

* * *

Die Secession im Kunstgewerbe wurde in München durch Hermann Obrist hervorgerufen. Herr Meier-Gräfe hat vor Kurzem in dieser Zeitschrift einen höchst wertvollen Überblick über die dekorativen Künste gegeben. Im Allgemeinen wird wohl jeder ästhetisch Empfindende mit ihm übereinstimmen. Nur unseren Hermann Obrist möchte ich gegen ihn in Schutz nehmen dürfen. Meier-Gräfe hat in heftigem Affekte — und das entschuldigt einigermassen, dass er dabei seine sonst so vornehme Haltung verlor — wider die „Schreibereien" getobt, die Obrist's Thätigkeit hervorgerufen habe. Er meinte damit wohl meine Ausführungen im „Pan", und er vergass in seiner Erregung, dass es bei einer gewissen Höhe der Betrachtung als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf, dass kein Künstler, auch der originellste, gerade der nicht, ausserhalb seiner Zeit und der Tradition stehe. Ich bin weit entfernt, unter „künstlerischer Selbständigkeit" jene „Zusammenhangslosigkeit" zu verstehen. Was ich damit meine, erhellt aus den vorstehenden Abschnitten. In diesem Sinne aber kann ich Obrist nicht preisgeben. Er ist kein Nachahmer, weder der Japaner noch der Engländer. Meier-Gräfe geht von der graphischen Kunst aus bei Betrachtung des Dekorativen, seine Massstäbe nimmt er von der pariser Affische und Buchverzierung. Die Stickerei hat andere Voraussetzungen, sie ist absolut „unliterarisch", insofern allerdings „naiv". — Es kann bei einem genauen Studium der Obristschen Stickereien nicht zweifelhaft bleiben, dass er von der Imitation fremder und alter Stile frei ist, dass er die Erfindungsgabe und geistige Kraft hat, ornamentale Gebilde aus den Naturformen zu gewinnen. Das muss veranlassen ihn unter die „secessionistischen" Künstler zu rechnen. Dazu gehört noch mancher andere, von Münchnern z. B. auch Otto Eckmann, Th. Th. Heine und Fritz Erler — die es leider nicht unterlassen Affichen als „Gemälde" auszustellen („Blumen des Bösen", „Lotos" etc.). Den von Meier-Gräfe genannten möchte ich auf Grund der Collectionen im Glaspalaste ferner noch Pankok, Leo Kayer (Buchverzierung) und H. E. von Berlepsch (Keramik) hinzufügen. Ihnen allen gemeinsam ist das Streben aus eigener Erfindung zu entwerfen, und das ist das von der vulgären, auf literarischer Stilforschung beruhenden Übung Abweichende, das „Secessionistische"!

* * *

Die Münchner musikalische Secession ist mit dem Hervortreten Anton Beer's zur Thatsache geworden. Auch sie entsprang aus einer Reaction, aus der Auflehnung der mit selbständiger, reinmusikalischer Erfindungsgabe beglückten Componisten gegen die Wagner-Epignonen, gegen die Programm-Musik im weitesten Verstande, gegen die „offiziell" einzige „moderne" Musik. Wir kennen ihre Werke. Wenn man das Theater verlässt, glaubt man in einer ungeschickt aufgeführten oder absichtlich karikierten Oper Richard Wagners gewesen zu sein. Ein Wirrwarr von Bruchstücken aus allen Werken des Meisters bildet die Musik, oft auch lange, notengetreue Citate, vornehmlich aus dem „Tristan". Das Epigonentum als Psychopathie! — Wir sind den Ursachen dieser Erscheinung bereits auf den Grund gegangen, wir kennen ihr „Evangelium" und dessen psychologischen Ursprung. Die Secession in der bildenden Kunst war ein Abschied von den malenden Literaten, Mystikern, von malerischer „Programm-Musik". — L'art pour l'art!

Reines Musicieren! lautet auch die Parole, welche Anton Beer den radikalen Programm-Musikern, den bewussten Epigonen gegenüber ausgab, die, in falscher Auffassung Richard Wagners und in fanatisch-einseitiger Parteigängerei für den musikalischen Cornelius und Genelli, für Liszt und Berlioz, in der Musik nur noch ein Ausdrucksmittel für „Stimmungen", Gedanken, Ereignisse, religiöse, mystische, erotische Narkosen, Humor und Literatur gelten lassen, für Complexe, die ausserhalb des musikalischen Empfindens, Erfindens und Denkens erlebt und gefunden wurden, und nun nur noch durch musikalische Gebilde dem Hörer mitgeteilt werden. Wir wissen bereits, das diese Theorie wie alle, die selbständiges Thun untersagen, aufgestellt wurde, um aus der Not eine Tugend zu machen. Man hatte keine rein-musikalischen Einfälle, man musste Wagner nachahmen, man bedurfte eines literärischen Programmes, also musste es so sein. Was sagte doch der Fuchs damals, als ihm die Trauben zu hoch hingen — ? —

Nicht als ob nur schlechte Musiker ihren Nacken unter dieses Joch gebeugt hätten: ausserordentlich talentierte Männer „glaubten" an dieses Evangelium, „entsagten" der Selbständigkeit — und wurden „selig" — in der „Clique", die das gesammte musikalische Leben beherrscht. Nur verstohlen wagten sie ihre guten Einfälle anzubringen, und entschädigten sich für die im Reiche der Melodie ausgestandene Poenitenz durch um so üppigere Harmonisierung und geradezu schwelgerische Instrumentation. Anton Beer personificiert hiegegen den Durchbruch des rein-musikalischen Schaffens auf Grund des modernen Empfindens und Könnens! — „musikalische Secession".

Wie sehr ein solcher Künstler von der musikalischen Welt erwartet wurde, das bewies der spontane Erfolg seiner Matinée am 8. März. Beer sah davon ab, vor einem Parterre guter Freunde in familiärer Behaglichkeit zu debutieren. Er berief die öffentliche Meinung in ihren fortgeschrittensten, sichersten und ernstesten Vertretern: sein Publicum allein war ein Kunstwerk. Gering war die Zahl hervorragender Fachmusiker, gering die von den Strapazen einer grossstädtischen Saison ermatteter Fach-Kritiker, um so grösser aber die Zahl hervorragender Männer aus den Gebieten der anderen Künste, vornehmlich der Malerei, der Wissenschaft und Literatur, zu denen sich ein grosser Teil jener eleganten Feinschmecker gesellte, welche aus aller Welt in München zusammenströmen, um dort deutsche Malerei und deutsche Musik in ihren subtilsten und modernsten Formen kennen zu lernen. Wir haben noch nie ein interessanteres Publikum gesehen, vor allem noch nie ein Publikum, welches, indem es etwas absolut Neues erwartete und deshalb auf Anfänge, auf Unreifes gefasst war, sich plötzlich einem zu voller, schönster Reife, Sicherheit und Freiheit durchgedrungenen Genius gegenüber sah und das unbedingt, mit Begeisterung anerkannte. Man spielte Ouverture und Teile aus der Oper „Sühne", ein Klavierquartett in F und Lieder. Als Meister der Kammer-Musik fand Beer sogar die unumwundene Anerkennung hervorragender Wagnerianer. Gegenwärtig arbeitet er an einer komischen Oper.

Veranlasst durch eine heftige Pressfehde habe ich gerade Beer genannt. Ich hätte vielleicht eben so gut ein halbes Dutzend andere erwähnen können. Denn es handelt sich auch hier nicht um einen Künstler, sondern um eine Secession aus dem Epigonentum, eine Entwickelungsphase zu Gunsten des selbstständigen, rein-künstlerischen Schaffens — die erste seit Wagner — um eine trotzige Herausforderung der Künstler des „ressentiment".

* * *

Die Münchener Hofoper hat aufgehört zu denjenigen Bühnen zu gehören, welche neue musikalische Werke an die Oeffentlichkeit bringen, ebenso die Akademie, das offizielle, erste Konzert-Institut. In dieser Hinsicht steht die „Kunststadt" *München* nicht allein hinter Berlin, sondern hinter vielen Mittelstädten zurück. Hie und da wird durch hohe Protektion das Ergebnis der mehr sportlichen Thätigkeit, eines jener seltsamen jungen Leute vorgeführt,

die ihre freie Zeit damit ausfüllen, „Richard Wagner'sches zu spielen" — denn das ist der richtige Ausdruck dafür. Diese Dinge geben nicht Anlass innerhalb eines künstlerischen Milieus davon zu reden. Es stehen noch einige solche Katastrophen bevor, die aber doch endlich dem Publikum und dem Musikfreunde erspart bleiben werden.

Dagegen hat Herr Possart in Erinnerung an eine Absicht Richard Wagners begonnen, die grossen Meisterwerke der deutschen Musik in neu stilisierter Ausstattung und sorgfältiger Vorbereitung in Cyklen zu fassen. Die goldene Heiterkeit des „Figaro", die erhabene Majestät des „Don Juan", die tiefe Empfindsamkeit des „Fidelio", sie sollen auch in dem äusserlichen, vor Wagner so geschmacklos behandelten Bühnenwerke ihrem ewigen Geiste entsprechend gestaltet werden. Man muss zugeben, dass diese Aufgabe im Allgemeinen entsprechend gelöst wurde; was den „Figaro" anlangt in geradezu genialer Weise. „Figaro" hat „Hänsel und Gretel", „Bajazzo" und alles, was sonst in Mode war, in München unmöglich gemacht. Er erschien uns wie ein Labsal; ein heiterer St. Georg — wie ihn Mantegna gemalt — der mit dem Gewürm des trübsinnigen, unfähigen ressentiment aufräumte. Aber der moderne Tschandala-Musiker rächte sich, er musste sich rächen an Mozart, an dem Grossen, Schöpferischen, Heiteren, da der alles war, was er, der Epigone nicht ist, also das Hassenswerte. So kam der „Don Giovanni" in das kleine Rokoko-Milieu des Residenztheaters. Wenn Rafael's Sixtina, von der die Maulwürfe in Erfahrung brachten, dass sie ursprünglich eine Prozessionsfahne was, plötzlich wieder in dieser ihrer „ursprünglichen" Form zur Vorführung gelangte, wie es der „Meister gedacht" hatte, so würde alle Welt über diese Barbarei empört sein. Aber Mozart's „Don Giovanni", von dem die Wagnerianer sagen, er sei nur noch scherzhaft, pikant, „niedlich" — dieses grandiose, tieftragische, seiner musikalischen Erfindung, also Schöpferkraft nach nie erreichte Werk — es wird von noch nicht 30 Musikern in einem Raume, der die Töne noch obendrein sehr stark absorbiert, so vorgetragen, dass z. B. die gewaltigen Züge der Ouverture als Schnörkel erscheinen — harmloses Cikadengezirp. Das bewährte Verfahren der Menschen des ressentiment! Starke Götter, die man nicht beseitigen kann, deutet man um zu Teufelchen, Hexen, zu — Possenfiguren.

Bewunderungswürdig ist bei der scenischen Ausgestaltung das Reich der Farbe behandelt. Nach dem Prinzipe des modernen Kolorismus ist jedes Bild auf einen bestimmten „Ton" oder „Farben-Akkord" gestimmt. Mit Entzücken folgt das Auge diesen Stimmungen in Mattgrün, Weiss und Gold, Rot und Gold, Blau und Braun, die in einer sich raffiniert steigernden Skala vorüber gleiten. Don Giovanni's Redoutensaal ist im I., der Speisesaal im II. Akte der koloristische Höhepunkt, und wenn sich der letztere endlich im Untergange des Helden, gleich einer Girandole, in Blitze und Lohen zersprühend auflöst, — dann ist die „koloristische Tragödie" eben sowohl fertig, wie die poetisch-musikalische. Das Auge hat dann keinen Wunsch mehr — keinen. Auch das ist secessionistische Kunst.

* * *

Es erübrigte mir noch, ein Wort von den Poeten zu reden, von jenen, die ein rein-dichterisches Schaffen von der eigentlichen „Literatur" geschieden hat, weil sie es vorziehen mussten, ihre Werke schöpferisch, durchaus reinpoetisch zu beherrschen, anstatt sie zu Zwecken der Mittheilung, Erörterung, ethischen Propaganda, sozialen Schilderung einem unkünstlerischen Elemente unterthan zu machen. Obzwar der Name Stefan George's, Hugo von Hofmannsthals u. a. bisweilen in der kritischen Welt genannt wurde — wenn auch in einer höchst oberflächlichen Vermengung mit den Pariser „Symbolisten" — obzwar man unlauteren, bizarren und technisch unzulänglichen Nachahmungen der hier in Betracht kommenden Dichtungen fast täglich begegnet, so will ich mich gleichwohl mit der Konstatierung dieser, der

poetischen Secession begnügen. Die secessionistische Malerei ist **die** deutsche Malerei der Gegenwart, darum muss man, um sie vor falschen Bahnen zu hüten, eingehend ihre ästhetischen Werte prüfen, der secessionistische Musiker muss aufgeführt werden, — denn die Aufführung, die sinnliche Erscheinung beschliesst bei ihm erst das Schaffen: sie ist der „siebente Schöpfungstag“ — der Dichter aber, insofern er nicht ein Drama hervorbrachte, bedarf weder der Ausstellung noch der Aufführung. Sein Publikum gleicht einer aristokratischen Oligarchie, deren Kreis nicht weiter gespannt ist, als die menschliche Stimme reicht. Wie die Athener um den Herold, so stehen die reiner Poesie fähigen Andächtigen vollendeter Verse um den Dichter. Es wäre thöricht, diese „Höfe“, das Milieu grosser Dichter von jeher — zu zersprengen. Es sei nur ausdrücklich betont, dass wir unter secessionistischen Poeten nicht irgend welche „-isten“ zu erwarten haben, sondern die jüngsten Glieder der erhabenen Tradition vom Meister des „Faust“, „Tasso“, der „Iphigenie“, „Natürlichen Tochter“ und „Marienbader Elegieen“ die uns durch Fr. **Schlegel**, **Novalis**, **Eichendorff**, **Platen**, **Möricke** und **Gottfried Keller** lebendig erhalten wurde. Die Tradition der an literarische Werte gebundenen Poeten führt dagegen von Lessing über Schiller und Heine zu uns. Ein Thor, der von dieser gering dächte, sobald ihre literarischen Qualitäten tief, ihre poetische Technik tüchtig sind, ein Thor aber auch, der unserem Zeitalter das verwehren will, was uns in dem eines Petrarca, eines Goethe als das Höchste erscheint. Ein Thor —? — Oder — Tschandala!

RITTER HAHN UND BAUER ENTERICH.

EIN SOZIALES GESPRÄCH AUF DEM MISTE.

VON

OTTO JULIUS BIERBAUM.

Der Haushahn, Herr von Stakelsteif,
Mit rotem Kamm und grünem Schweif,
Erhob ein laut Gekrähe;
Zerbarst sich schier den langen Hals,
Schrie, dass er statt des Düngerwalls
Gern etwas Reinres sähe.

* * *

„Ich trage Sporen“, sprach der Hahn,
„Und seht doch mein Gefieder an!
Ists nicht bewundernswürdig?
Ich bin von adeligem Stamm,
Mein zackig aufgeschwollener Kamm
Zeigt, dass ich ritterbürtig.“

* * *

„Mit Eurer Gnaden Permittenz“,
Sprach drauf Herr Erpel Schwenkeschwenz,
„Ich bin zwar nur ein Bauer,
Jedoch, was Euch betrifft und Mist,
Weiss ich, was gut und dienlich ist,
Dem Mist und Euch, genauer.

* * *

Gewiss seid Ihr ein Edelmann,
Der seine Sporen tragen kann
Und seine Farben zeigen.
Indessen: erst der Mist verleiht
Euch Eure hohe Adligkeit;
Vor ihm sollt Ihr Euch neigen.

* * *

Nur auf dem Mist seid Ihr Baron,
Und nur der Mist ist Euer Thron;
Wollt Ihr den Mist verlassen,
So wird Euch Heimweh nach dem Mist,
Der Eurer Ahnen Hochschloss ist,
Mistheimweh wird Euch fassen.

* * *

Ich bitt' Euch, bleibt dem Mist getreu;
Ist er auch nur verdautes Heu,
Ist er doch weich und wärmlich.“
Da schüttelte den grünen Schweif
Der schöne Herr von Stakelsteif:
„Das Pack bleibt stets erbärmlich.

* * *

Ich weiss, weshalb der Bauer fleht:
Er braucht mich hier als Majestät,
Dass ich sein Sein beglänze.
Mon dieu, mon dieu, Kikerikih!
Es reibt die Aristokratie
Sich auf für Schwenkeschwenze.“

DAS LITTERARISCHE INTERESSE.

VON

Dr. MAX OSBORN.

Wir leben eigentlich, wenn wir's uns recht besehen, in einer eminent unlitterarischen Zeit. Die Interessen, die bei uns eine Rolle spielen, die unser gesamtes Volksleben bewegen, stammen aus ganz anderen Gebieten als aus dem Lande der Dichtung. In der Epoche der Politik, der socialen Probleme und der weltumwandelnden Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik ist für die Poeterei nur wenig Raum. Die lieblichen Jahrzehnte, da die Litteratur und die Dichter in Deutschland, und in Berlin besonders, im Vordergrunde der allgemeinen Aufmerksamkeit standen, sind dahin, und wer möchte sich getrauen, ihnen eine Wiederauferstehung zu prophezeien? Es gab im vergangenen und in diesem Jahrhundert eine Zeit, wo das litterarische Interesse ein gemeinsames verknüpfendes Band zwischen den hervorragenden Menschen aus allen Provinzen des geistigen Lebens war, eine Zeit, wo wir etwas wie ein Publikum besassen.

Wir haben heute kein Publikum mehr in diesem engeren Sinne. Diejenigen Kreise, die sich zu den „Gebildeten" der Nation rechnen, unsere Beamten und Offiziere, unsere Geburts- und Geldaristokraten, unsere Fabrikanten und grossen Kaufleute, unsere Ärzte und Juristen, unsere Theologen und Philologen, — sie alle haben, wenn man sie als Gesamtheit fasst, keinen Funken eines wirklichen künstlerisch-litterarischen Interesses und Verständnisses. Unvergessen sind und bleiben die Parlaments-Debatten gelegentlich der verstorbenen Umsturzvorlage im Reichstage und einer Interpellation im preussischen Abgeordnetenhause. Nicht das konnte in Erstaunen setzen, dass ein reaktionärer Minister sich lächerlich machte, als er über Litteratur sprach. Aber das musste traurig stimmen, dass in beiden Fällen aus der ganzen Versammlung, die doch immerhin, wenn auch mehr im eigentlichen als im übertragenen Sinne, eine „gewählte" Schar von Männern darstellte, keiner sich erhob, um vom Standpunkte der Litteratur aus den albernen Angreifer heimzuschicken.

Noch weiter indessen reicht das Herrschergebiet des litterarischen Unverständnisses. Es ist auch in den Kreisen der Künstler zu Hause. Zu seinen Vasallen gehören Theaterdirektoren, Schauspieler, Kritiker, ja — Dichter und Schriftsteller, wirkliche „Litteraten". Und es zählt nicht minder eine lange Reihe von ästhetischen und litterarhistorischen Forschern und Gelehrten, von Männern, die unserer Jugend die Kenntnis der Litteratur zu vermitteln berufen sind, zu den Seinigen. Nur eine kleine Gruppe von freien Menschen ist es, die sich aus seinen Fangarmen herauszuarbeiten wusste.

Wir haben es heute hier mit den Litteraturgelehrten zu thun, denen vor allem die Pflicht obliegt, Hüter und Förderer des litterarischen Interesses und Verständnisses zu sein. Das ist ihr Beruf, aber nur eine kleine Schar unter ihnen ist sich darüber klar, und eine noch kleinere erfüllt ihn wirklich. Sie sollen nicht nur in exakter Forschung ergründen und ergrübeln, wie alles im einzelnen gewesen, sie sollen nicht im Nebensächlichen sich verlieren, sondern sie sollen sich in die Seele der Dichter und der Zeiten versetzen, den Kern der Dinge herausschälen und so in ihrem Geschlechte die Fähigkeit bilden, sich in das

Wesen und das Schaffen des Genius, der ihm gegenübertritt, zu versenken. Dies Ziel werden sie von selbst erreichen, wenn sie nur jenes heilige Amt treu versehen. Sie sollen ferner den Entwicklungsgang mitfühlend und nachtastend aufdecken, dass wir die tiefinnersten Zusammenhänge erkennen und aus ihnen lernen, was wir daraus brauchen, um die Einzelerscheinungen zu begreifen. Dann werden sie ganz folgerecht dazu gelangen, auch die jüngste Strömung der Litteratur zu durchforschen, ihre Persönlichkeiten und ihre Grundzüge zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Und keine Grenze wird diesem vorurteilslosen Studium sich bieten als der Tag, den eben der Kalender zeigt.

Es soll gern und freudig anerkannt werden, dass seit der allerneuesten Zeit hie und da in der deutschen Litteraturforschung der leise Beginn eines Umschwungs sich bemerkbar macht. Und das muss man froh begrüssen, auch wenn die ersten Erscheinungsformen dieses langsamen Erwachens unserem Jubel vorerst noch verbieten, allzu laut zu werden. Wenn auch die chinesische Mauer noch feststeht, es ist doch Bresche geschossen! Wenn auch die Bücher, um die es sich im folgenden handelt, sehr kritisch stimmen, so sind sie doch Symptome eines neuen Geistes, der im Lande der Litterarhistoriker Einzug gehalten hat.

Als ein „Kathederwunder“ wurden schon beim ersten Erscheinen (1894) des Bonner Professors Berthold Litzmann Vorlesungen über „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart“ empfangen. Das Buch hat in der kurzen Zeit einen stattlichen Erfolg gehabt. Nicht lange nach der ersten Auflage erschien eine zweite, und nun ist bereits eine dritte „erweiterte“ ans Licht gekommen (Hamburg und Leipzig, Leopold Voss), die ein neues Schlusskapitel „Rückblick und Ausblick 1896“ dem unveränderten Abdruck der ersten Gestalt anfügt.

Ich muss hier etwas einschieben, das dem ersten Anschein nach persönlich klingen wird, im Grunde aber, wie sogleich ersichtlich, doch rein sachlicher Natur ist. Vor einem Jahre hatte ich an dieser Stelle bei der kurzen Besprechung von Litzmanns erster Auflage die Bemerkung gemacht, dass es meiner innigsten Überzeugung nach jemandem, der seinen dauernden Wohnsitz fern von Berlin hat, von diesem „Mittelpunkt des wogenden Getriebes“, dieser „Stätte, wo die Dinge selbst geschehen“, — dass es einem solchen Manne auch bei den besten und ehrlichsten Absichten unmöglich sein muss, die modernen litterarischen Bestrebungen in ihrer ganzen vollen Wesenheit zu erfassen und darzustellen. Herr Professor Litzmann hat an diese Worte angeknüpft, um das Recht, ja das stärkere Recht des „Provinzialen“ zu einer Schilderung, wie er sie gab, zu beweisen. Er hat aber dabei meinen Satz doch allzu äusserlich aufgefasst. Nicht so war es gemeint, dass derjenige, der in Berlin den ersten Aufführungen neuer Stücke beiwohnt, der die Stimmungen des dummen reichshauptstädtischen Publikums verfolgen und im Café am Litteratentisch Litteraturneuigkeiten und Litteraturklatsch erfahren kann, eine gottbegnadetere Persönlichkeit als der „Provinziale“ und geeigneter sei, über die Dichtung der Gegenwart kritisch-historisch-ästhetisch zu urteilen. Nicht die Aufführung und die Aufnahme im Theater verstand ich unter den „Dingen“, die in Berlin „geschehen“, sondern etwas wichtigeres: ich verstand darunter den ganzen Gang der litterarischen Entwicklung, der sich allerdings in Berlin vollzieht. Die moderne deutsche Litteratur, und ganz besonders das moderne deutsche Drama, ist ein echtes Produkt der Grossstadt. In dem Koloss Berlin ruhen seine Wurzeln, aus seinem Boden heraus ist es entstanden und aus ihm zieht es die nährenden Säfte, um weiter und weiter emporzuwachsen. Immer stärker und eindringlicher macht sich die centralisierende Macht geltend. Zum ersten Male ist im letzten Vierteljahrhundert in Deutschland eine Weltstadt herangewachsen, und die tausend und aber tausend unmittelbaren und mittelbaren Anregungen, die von ihr ausgehen, bilden Elemente der jungen Bewegung. Noch hat sich nicht bei uns, wie in Frankreich seit langen Jahrhunderten, das ganze Sein der Nation, das gesamte geistige, künstlerische,



wissenschaftliche, gesellschaftliche Leben im Staatsmittelpunkte konzentriert, und es ist vorläufig auch keine Aussicht dazu. Im Gegenteil! In der deutschen Malerei z. B. hat sich immer energischer eine Decentralisation herausgebildet, deren Vollendung die gegenwärtige internationale Jubiläumskunstausstellung beweist. Aber in der Litteratur ist Berlin zu dem riesenhaften Magnet geworden, der alles ringsumher im Kreise mächtig an sich zieht. Man mag darüber denken, wie man will, man mag es für segensreich oder verderblich halten, die Thatsache bleibt bestehen.

Aber — und nun kommen wir zu dem Hauptpunkt — diese ganze seltsame moderne Litteratur stellt auch an ihre Betrachter andere Anforderungen, als das früher geschah. Sie verlangt von ihnen, dass sie moderne Menschen seien. Sind sie das nicht, so wird es ihnen stets unmöglich bleiben, ihr Wesen wahrhaft zu ergründen.

Nun freilich: was ist ein „moderner Mensch“? Darüber liesse sich eine kleine Abhandlung schreiben, was mir fern liegt. Es ist jedenfalls, soviel sei hier nur konstatiert, nicht ein Mensch, der sich nach der neuesten Mode kleidet, eine moderne Wohnungseinrichtung besitzt und die Modebäder besucht, nicht ein Mensch, der, wie man es kurz zusammenfasst, „die Mode mitmacht“, sondern der in seinem Empfindungs- und Gedankenleben der Gegenwart angehört, dessen Innenwelt ein Spiegel der Wünsche und Bestrebungen unserer Generation ist, in dessen Seele, wie Hillebrand einmal sagte, „ein Echo der Zeitseele vibriert“. Er muss fühlen können, wie das junge, lebendige Geschlecht, dem immer die Zukunft gehört, das immer die Entwicklung fortführt, und wenn er nicht all seinen Hass und all seine Liebe teilt, so muss er es doch fühlen, woher dieser Hass und diese Liebe entstanden sind. Ich bin mir wohl bewusst, dass auch diese Definition sich viel zu allgemein hält, und dass man auch über jeden der Begriffe, die sie stützen sollen, wieder eine kleine Abhandlung schreiben könnte, was mir wiederum fern liegt. Ich will mich heute mehr aufs Behaupten als aufs Beweisen legen — das Beweisen kommt nächstens einmal an die Reihe —, und da muss weiter betont werden: dass in der That ein solcher Mensch hundertmal eher in Berlin als anderswo gedeihen kann. Die Redensart vom „Pulsschlag der Zeit“, den man hier hört, ist mehr als eine blecherne Phrase. Gewiss, die Thatsache, dass man in Berlin wohnt, macht noch niemanden zum modernen Menschen. Und ich will es auch glauben, dass es solche in der „Provinz“ giebt, wenn man mir einige vorlegt.

Herr Professor Litzmann, das steht fest, ist keiner! Bei allem freundlichen Wohlwollen für das moderne Drama sieht er nicht, woraus es eigentlich hervorgegangen, unterscheidet er nicht seine echten und seine unechten Triebe. Es fehlt ihm völlig das Gefühl für das, was wirklich ein Ausdruck des modernen Geistes ist, und es fehlt ihm ein Gefühl für das wahrhaft Dichterische. Wer in einen Hymnus über den künstlerischen Wert der „Heimat“ ausbrechen, wer überhaupt Sudermann dauernd neben Hauptmann nennen, wer in seiner Vorrede schreiben kann, er hätte gern, bei einer anderen Anlage seines Buches, „den mit Recht vermissten A n z e n g r u b e r und e b e n s o F r a n z N i s s e l nach Gebühr“ gewürdigt, wer schliesslich an dem Jubel über den litterarisch völlig wertlosen „König Heinrich“ des verehrten und immer wieder uns abstossenden Vater Wildenbruch Teil nimmt, der hat das litterarische Gefühl einer vergangenen Epoche, aber nicht das der Gegenwart. Wer endlich fröhlich meint, es werde deshalb alles schon gut werden, weil „der Dichter des ‚Florian Geyer‘ und der Dichter von ‚Heinrich und Heinrichs Geschlecht‘ zusammentreffen“ „in der liebevollen Versenkung in deutsche Art und deutsches Wesen“, wem also das Zufällige, das Nebensächliche, das Stoffliche so wichtig erscheint, dass er es verpasst, gerade an diesem interessanten Punkte, bei dieser von selbst sich bietenden ausgezeichneten Gelegenheit zu zeigen, was war und was ist und werden wird, — der hat keine moderne Empfindung, der hat kein Organ für das Zukunftverheissende in unserem litterarischen Leben, und der ist nicht berufen, unserem jungen deutschen Drama das Horoskop zu stellen.

Noch weit weniger aber als Herr Professor Litzmann in Bonn, der einen offenbar guten Willen hat, erfüllt Herr Professor Eugen Wolff in Kiel die Bedingungen, die man an einen Litterarhistoriker der jüngsten Epoche stellen muss. Mit dem ungeschickten Titel „Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart“ (Leipzig, S. Hirzel) hat er ein dickes Buch veröffentlicht. Ein solches Werk, das die Entstehung und die Anfänge der modernen deutschen Litteratur im Zusammenhange schildern will, müsste vor allem mit einer Analyse unseres Zeitgeistes einsetzen, aber mit einer tiefgründigen, tiefbohrenden, die nicht an Äusserlichkeiten haften bleibt. Mehr noch als jemals früher ist heute die Litteratur ein Produkt dieses allgemeinen Geistes, und mit einer vorwiegend litterarhistorischen Begründung und Erklärung kann man ihr durchaus nicht beikommen. Wohl giebt Herr Wolff Geschichte, viel zu viel sogar, viel zu weit ausholend. Aber er giebt nicht die Litteratur der Gegenwart, der er fremd und kalt und verständnislos gegenübersteht. Er geht von fossilen Vorurteilen aus, eine alte, abgebrauchte Ästhetik verdunkelt ihm den Blick, den er wohl gern befreien möchte, aber nicht befreien kann. Er hantiert mit „Gattungen“, von denen man gar nichts mehr weiss, und sein ganzer Hass gilt der „Misch- und Mittelgattung“ des Schauspiels, weil er nicht einsieht, dass gerade das „Schauspiel“ und eigentlich nur das Schauspiel ein wahres und ehrliches Spiegelbild des Lebens in seinem Auf und Nieder von Herrlichkeit und Jämmerlichkeit geben kann. Was schiert ihn das Kämpfen und Leiden des lebendigen Geschlechts, das alle Schmerzen einer Übergangszeit auszuhalten hat; er verlangt „grosse Thaten“, „befreiende Thaten“, einen „grossen, befreienden Zug als den echten dramatischen Nerv“, „wahre Männer“, „Helden“, „Begeisterung“, „nationale Gesinnung“. Das letzte besonders ist sein Steckenpferd, und die Worte „deutsch“ und „national“, immer mit vollem Munde ausgesprochen, kommen in seinem Buche öfter vor als in einem Kolleg Heinrich von Teitschkes. Dass so Wildenbruch eine Bedeutung erhält, die ihm bei Leibe nicht zukommt, ist natürlich; dass Richard Wagner an einer ganz verkehrten Stelle eingereiht wird, als ein „nationaler“ Poet, der durch seine „deutschen Stoffe“ mitgearbeitet hat an der „nationalen Renaissance“, die wir heute durchleben, wird nicht befremden. Es ist des Schiefen, Verkehrten, Halbrichtigen, ganz Falschen, Unverstandenen, Unglaublichen in dem Buche allzu viel, als dass man alles erwähnen und widerlegen könnte. Dass Sudermanns Fehler der „realistischen Dichtung“ in die Schuhe geschoben werden, danach hat man sich allgemach gewöhnt; dass freilich Herr Wolff bei der Besprechung des Schluss-Schlaganfalls der Heimat den modernen Litteraten höhnend zuruft: „das ist nun doch ein echter naturalistischer Zufall!“ — das geht eigentlich schon über die Hutschnur. Dass Goethes Sturm- und Drang-Genosse Lenz der „Prophet“ des jüngsten Deutschland ist, haben wir mit Erstaunen schon in Herrn Wolffs Goethe-Biographie gelesen. Herr Wolff hat es beim Studium der „Gespenster“ entdeckt, wie Ibsen „der Blick für das Tragische fehlt oder doch wie er um tragische, überhaupt rein poetische Wirkungen unbekümmert ist!“ Er redet schlechtweg von „deutschen Schülern Zolas“ und denkt nicht daran, zu zeigen, wie in Deutschland sich der moderne Roman so ganz abseits vom Drama in viel langsamerem Gange entwickelt, er forscht nicht nach, wie es kam, dass wir hier meilenweit hinter den Franzosen zurückblieben, während wir sie im Schauspiel schlugen. Herr Wolff empfiehlt Goethes Fragment der „Natürlichen Tochter“ und den „Bürgergeneral“ den Theaterdirektoren als „erfrischende Bereicherung“ des Repertoires! Hätte er in den letzten Jahren die Versuche miterlebt, die das Weimarer Hoftheater gelegentlich der Goetheversammlungen mit diesen verfehlten Dramen des Gewaltigen gewagt hat, er wäre vielleicht vorsichtiger gewesen. In dem Abschnitt über Lyrik wird Liliencron auf einer Seite abgethan, während Ferdinand Avenarius den doppelten Raum angewiesen erhält. Gegen das böse Berlin mit seiner Sumpfluft und seinen Dekadents (wo sie nur sind?) wird auch von dem Kieler Professor, wie von dem Bonner, die Provinz, „der gesunde Provinzialhauch“

ausgespielt. Und durch eine persönliche, sicherlich sehr begreifliche Vorliebe des Verfassers erhält der vortreffliche und von uns allen verehrte Klaus Groth einen Platz, der ihm in einer Geschichte der modernen Litteratur nicht entfernt zukommt.

Das alles sind kleine Beweise für den völligen Mangel an Geschmack und an Kritik, den Herr Wolff an den Tag legt. Um alles zu widerlegen, müsste man jeden Satz vornehmen, müsste man selbst wieder ein ganzes Buch schreiben, wie es einst Wilhelm Scherer that, dem eine Recension über die spottschlechte Geschichte des deutschen Romans von Bobertag unter der Hand zu einer selbständigen Schrift wurde. Herr Wolff ist nicht hineingetaucht in den lebendigen Strom der Zeit, auf dessen Grunde tief die litterarischen Erscheinungen wurzeln, er ist nur rasch am Ufer vorbeigeschritten und hat einzelne Blätter und Blumen, die aus dem Wasserspiegel hervorblickten, ohne spezialbotanische Kenntnisse notiert. Und dazu nun noch die durchgehende nationale Phrase, mit der sich in rein künstlerischen Dingen gar nichts machen lässt! Dazu die Feindschaft gegen das absolut Freiheitliche, das Demokratische, das eines der wichtigsten Elemente in der einen Hälfte unserer modernen Litteratur ausmacht!

Die andre Hälfte freilich, die aus der Reaktion gegen den Realismus hervorging und teils im schroffen Gegensatze zu ihm, teils in inniger Verbindung mit ihm nun seit den allerletzten Jahren aufgetaucht ist, die neuen Regungen der Phantastik, der Mystik, die junge aristokratische Kunst, die sich neben jene demokratische stellt und in der kommenden Entwicklung jedenfalls ein kräftig Wörtlein mitreden wird, — sie scheint Herr Wolff gar nicht zu kennen. Sie fehlt ganz und gar. Und gerade hier hätte sich eine lohnende Aufgabe für den psychologischen Historiker geboten. So vermissen wir, ausser einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten und Werken in seinem engeren Rahmen, ein ganzes grosses wichtiges Stück dessen, was wir anno 1896 — Herrn Wolffs Vorwort ist am 25. Februar dieses Jahres unterzeichnet — die „Litteratur der Gegenwart" nennen müssen. Wenn ein Wissbegieriger des zwanzigsten Jahrhunderts dereinstens dies Buch aufschlagen wird, um sich darüber zu belehren, wie es am Ende unseres Säkulums in der deutschen Dichtung aussah, wird er ein ganz falsches Bild gewinnen!

Dass ein Litteraturgelehrter nicht den Weg finden kann, der ins Herz der lebendigen jungen Dichtung führt, ist traurig, wenn auch nicht neu. Es wird auch nicht überraschen zu hören, dass ein Professor der Theologie, D. Willibald Beyschlag aus Halle, auf der Thüringer Konferenz für innere Mission zu Weimar im vergangenen Sommer einen unfreundlichen „Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama" (Halle a. S., Eugen Stein) geworfen hat. Das Heftchen ist interessant in mehr als einem Sinne. Es zeigt uns, wie in unseren offiziellen Kreisen gedacht wird, es zeigt uns, wie das Christentum sich wehrt gegen den modernen Geist, gegen das, was auf jener Seite der „Geist des Materialismus" genannt wird, es zeigt uns, wie ein kluger und feiner Wächter der Tradition, dem keineswegs das Verständnis für die litterarische Bedeutung der Gegner gänzlich mangelt, auszieht mit dem Schwerte der Wahrheit, um den naturalistischen Wurm zu töten. Beyschlag ist ein streitbarer Herr, und mit einer nicht üblen Redegewalt führt er seine Sache. Er muss ein Gegner der modernen Litteratur sein, sie muss ihm als eine Dienerin des Satanas erscheinen. Sein Blick ist nicht ohne Schärfe, und unbewusst giebt er eine famose Charakteristik für Hauptmann und Sudermann, wenn er meint, er könne in den „Webern" keine Tendenz finden: „dagegen habe ich bei Sudermann den Eindruck, dass er allerdings bessern will . . . . ." Aus dem Munde der . . . . !

Von einer wirklichen verständnisvollen kritischen Behandlung einzelner Probleme des modernen litterarischen Lebens sind erst leise Spuren zu vermerken. Neben Paul Mahns bereits vor zwei Jahren erschienene tüchtige, aber doch bei weitem nicht alle Seiten des Themas erschöpfende Broschüre über „Gerhart Hauptmann und den modernen Realismus" (Berlin, R. Neumeister) stellt sich nur noch Caesar Flaischlens Skizze von Otto Erich Hart-

lebens Kunst (Berlin, S. Fischer), die zuerst in dieser Zeitschrift erschien. Es ist eine hübsche, flotte Plauderei, die zwar auch noch nicht die innerste Wesenheit des köstlichen Otto Erich aufdeckt, aber doch in ihrer leichten Hülle ein Bündel feiner Beobachtungen enthält. —

* * *

An der veränderten Haltung der zünftigen Litteraturgeschichte gegenüber der modernen Dichtung konnten wir einen immerhin erfreulichen Umschwung konstatieren. Und eine heilsame Veränderung macht sich noch nach einer anderen Seite hin bemerkbar. Auf einem Gebiete, da am meisten gesündigt worden ist seit Jahrzehnten, in der Goethe-Forschung, hat sich eine Wendung vollzogen. Nicht dass ein Stillstand eingetreten wäre im Gegensatze zu der gewaltigen Produktion der letzten Jahre. Der Strom der Goethe-Litteratur ist nicht schmäler und nicht schwächer geworden. Im Gegenteil, immer höher türmt sich der ungeheure papierne Berg, zu dem Berufene und Unberufene ihre Werke und Arbeiten herbeitragen, und noch ist kein Ende abzusehen. Aber die Art der Schriften ist zum Teil eine andere geworden. Nach einem Decennium der Kleinarbeit und der Einzeluntersuchung scheinen wir in eine Zeit eingetreten zu sein, wo man wieder mit grossem Zuge die Resultate der Forschung zusammenfassen will. Die Darstellung kommt wieder zu Worte. Man will endlich das grössere Publikum, nicht nur den kleinen Kreis der Fachgelehrten von den Früchten mitgeniessen lassen. Und wenn bisher der findige, kritische, philologische Verstand in der Goethe-Forschung die erste Rolle spielte, so verlangt man nun auch nach einem gewissen künstlerischen Element des Philologen, das ihn in den Stand setzt, die Summe der Einzelheiten zu einem runden, vollen, plastischen Bilde zu verarbeiten. Man will nicht mehr Mosaikwerke, sondern Gemälde, nicht mehr nur Wissenschaft, sondern auch ein Stückchen Kunst. Statt der dünnen Abhandlungen erscheinen nun auch wieder stattliche Bücher. Die zahlreichen neuen Züge, die man seit der Begründung des Goethe-Archivs, also seit der Erschliessung des Hauptmaterials, für die Beurteilung und die Erkenntnis des Dichters gewonnen hat, reizen dazu, von neuem das Ganze durchzuarbeiten und darzustellen. Auf der anderen Seite aber bricht sich auch die Erkenntnis Bahn, dass dauernd mit einer rein philologischen Behandlung das Verständnis Goethes in unserem Volke nicht sonderlich gefördert wird, ja dass im Gegenteil dadurch weite Kreise von der Beschäftigung mit dem grössten Menschen, den die deutsche Erde trug, abgeschreckt werden.

So entstanden die neuen Gesamtschilderungen vom Leben und Schaffen Goethes, die Arbeiten von R. M. Meyer, A. Bielschowsky, K. Heinemann, S. M. Prem, Eugen Wolff, und während diese fünf Goethebiographien fast zu gleicher Zeit auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, weiss die Fama schon von einer sechsten zu berichten, die in Vorbereitung ist. So entsteht auch hier bereits ein „freundliches Gedränge“. Daneben aber treibt die Philologie rüstig ihre Kleinarbeit weiter, dass man nur ja nicht glaube, die Masse der Arbeiten älteren Charakters lasse sich mit einem Schlage ganz verdrängen.

Durch einen schönen Zufall hat es sich so gefügt, dass gerade jetzt, wo diese Wendung der Goethephilologie allgemein auffällig sich bemerkbar machte, auch die deutsche Goethegesellschaft am heiligen Orte, in Weimar, ein Fest feierte, das sich himmelhoch über ihre seit 1885 alljährlich stattfindenden Generalversammlungen erhob: die Einweihung und die Eröffnung des neuen „Goethe- und Schiller-Archivs“. Es war eine merkwürdige Sache, wie wir sie in Deutschand seit Menschen-Gedenken nicht erlebt haben: ein litterarisches Fest, veranstaltet von einem Fürstenpaar, offiziell eröffnet von einem Hofstaat, offiziell beschickt durch einen Abgesandten des Kaisers, durch würdige akademische Herren von der Universität Jena, durch gelehrte Professoren, durch eine Abordnung der Stadt Frankfurt, und dabei besucht von

fröhlicher, litterarischer Jugend, freudig begrüsst von allen sogenannten Richtungen und Parteien. Beinahe wäre sogar Otto Erich Hartleben dabei gewesen, der aber leider erst am nächsten Tage in der Stadt des „Grössten seiner Herrn Kollegen“ eintraf!

Weithin leuchtet über das alte Thüringer Städtchen der stattliche blendend helle Sandsteinbau des neuen Archivgebäudes, ernst und würdig, aber ohne Strenge, still und ruhig, aber ohne Steifheit. Drinnen herrscht ein feiner, diskreter Empirestil, ein einfaches Weiss strahlt von den Wänden. Das Holz ward völlig ausgeschlossen, auch in dem Bau der Decken, nur Eisen und Stein wurden als Material zugelassen. In riesenhaften, eingemauerten Schränken ruhen die Vermächtnisse der Grossen, die ein ganzes Gefolge von Jüngern um sich versammelt haben.

Denn die Besitzerin des seltsamen Hauses, die Grossherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, hat seit Jahren ihren Stolz und ihren Ehrgeiz darauf gesetzt, in Weimar ein gewaltiges Grabdenkmal deutscher Dichter zu errichten. Seitdem ihr 1885 durch das Testament Walthers von Goethe, des letzten Enkels, „die grossväterlichen von Goetheschen Schriftstücke, Akten u. s. w., ferner das Privatarchiv des Grossvaters, wissenschaftlichen, poetischen, litterarischen, administrativen und familiären Wertes“ zugefallen waren, seitdem ihr 1889 dann Schillers Enkel, Freiherr Ludwig von Gleichen-Russwurm, und sein Sohn Alexander den handschriftlichen Nachlass und die Bibliothek ihres Ahnherrn anvertrauten, hat sie unablässig gesammelt. Fortwährend flossen und fliessen die Gaben. Herders Enkel, der verstorbene weimarische Staatsminister von Stichling, und seine Angehörigen, dann die Nachkommen Wielands gaben Briefe und Handschriften. Der Urenkel Kestners und Lottens in Hannover vermachte testamentarisch 106 Briefe Goethes an die Urbilder des Werther, die Witwe von Eduard Boas schenkte das Manuskript der Xenien. Hinzu kam der Nachlass des trefflichen „Thuschen“ von Göchhausen, der Hofdame Anna Amalias, Briefe Goethes an Carlyle, von der Familie des englischen Gelehrten gestiftet, Handschriften aus dem Hausarchiv des Kanzlers von Müller, aus dem Besitze Gustav von Loepers, des Rechtsanwalts Keil, Weimarer Theaterakten und manches andere aus allen Winkeln deutschen Landes. Am Tage der Einweihung des neuen Hauses aber ward ihm noch ein kostbarer Schatz zugeführt, die Briefe Goethes an Frau von Stein, die sich jetzt erst die Nachkommen der einstigen Empfängerin für eine riesenhafte Summe abhandeln liessen.

Bald kamen die anderen an die Reihe, Tote und Lebende. Nach Weimar gelangte der Nachlass Immermanns, Hebbels, Otto Ludwigs, Mörikes, Fritz Reuters, Freiligraths, Rückerts, Geibels; Berthold Auerbach, Scheffel, Storm, Gottfried Keller fanden sich ein. Von Wilhelm Raabe, Paul Heyse, Konrad Ferdinand Meyer kamen Manuskripte ins Archiv. So ward es und wird es ein Sammelpunkt für die litterarische Hinterlassenschaft deutscher Dichter, und man kann nur wünschen, dass es in Zukunft ohne Einseitigkeit weiter verwaltet wird.

* * *

Einen Umschwung wie ihn die Goethe-Forschung erfahren hat, musste man schon lange auch der Shakespeare-Forschung wünschen. Seit einem halben Jahrhundert tobt hier Streit auf Streit. Und nicht nur in England oder in Deutschland. Aus allen Nationen kamen die gewappneten Helden auf den Kampfplatz dröhnend dahergefahren, und es ward ein Krieg, wie ihn nur die fanatische Heftigkeit und skrupellose Grobheit gereizter Philologen ausficht. Im Jahre 1848 sprach ein Amerikaner Namens Hart einen allgemein gehaltenen Zweifel über den Ursprung der uns mit dem Namen Shakespeare überlieferten Dramen aus, und bald erschien ein zweiter, ein Anonymus, der die Unmöglichkeit der Thatsache betonte, dass der „ungebildete“ Schauspieler William Shakespeare aus Stratford, dessen Eltern sicherlich nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, der Verfasser dieser ewigen Werke sei. Und 1856

wies zuerst ein Mann Namens William Smith auf Sir Francis Bacon als den eigentlichen Dicher hin, dem Shakespeare nur als Strohmann gedient habe. Seit jenen Daten tobt der Streit, der nunmehr ungeheure Dimensionen angenommen hat. Nach einer bibliographischen Zusammenstellung von W. H. Wymann (Bibliography of the Bacon-Shakespeare Controversion; Cincinnati) waren bis 1882 bereits 255 Bücher, Hefte und Essays über diese Frage geschrieben. In Amerika waren an grösseren Schriften darüber 161 erschienen, in England 69. Von den amerikanischen sprachen sich 73 gegen Shakespeares Autorschaft aus, 65 lassen die Fragen unentschieden, und nur 23 sind für Shakespeare! Der hauptsächlich von den Gelehrten und Pseudogelehrten der neuen Welt vertretenen Ansicht hat nun in den letzten Jahren auch ein stattliches deutsches Buch beigestimmt, das mit viel, ach nur zu viel Scharfsinn des „Shakespearegeheimnis" lösen will. Der allbekannte lustige sächsische Dichter der Fliegenden Blätter, Edwin Bormann, durch die im Dialekte seiner Leipziger Heimat verfertigten „Boesieen", seine Epen wie „Mei Leipzig low' ich mir" längst wohlberühmt, ist uns mit seinem Werke (Das Shakespearegeheimnis. Leipzig, Selbstverlag) erschrecklich ernst gekommen. Er hat sein luftiges Gebäude so geschickt und mit so viel tüftelnder Überlogik aufgebaut, dass es verblüffte, dass man wirklich meinte, es müsse auf festem Fundamente stehen.

Aber all die Hypothesen und Phantasien mussten wie Seifenblasen zerplatzen, als ein scharfer klarer Geist mit seinen festen Händen sie nur leise berührte. Nach langen Arbeiten und Studien hat Georg Brandes einen alten Plan ausgeführt, und sein kostbares Buch „William Shakespeare" (Paris und Leipzig, Albert Langen. In 12 Lieferungen) liegt nun als ein abgeschlossenes Werk vor. Mit schlagenden Gründen widerlegt der grosse dänische Litterarhistoriker die Punkte, die gegen Shakespeares Autorschaft vorgebracht werden. Sein Buch selbst aber ist der treffendste Gegenbeweis. Lange Zeit hindurch hat man gesagt: wir wissen nichts oder kaum etwas von Shakespeare, und man hat weiter gefolgert: dieser unbekannte, niedrige Mann kann nicht der Dichter seiner Dramen sein, wir müssen einen anderen dafür suchen. Dagegen nun stellt Brandes den schönen wahren Satz auf: „Wenn wir ungefähr vierzig gewichtige Schriften von einem Manne besitzen, so ist es ausschliesslich unser eigener Fehler, wenn wir durchaus nichts von ihm wissen. Der Dichter hat seine Persönlichkeit in diesen Schriften niedergelegt. Es kommt also nur darauf an, dass wir zu lesen verstehen, so finden wir auch ihn selbst darin."

Und Brandes las und fand ihn! Aus Shakespeares Werken liess er die wundervolle Gestalt des Dichters emporsteigen, er suchte mit kritischem Blick zusammen, was sich von den Überlieferungen über ihn gebrauchen liess, und in grossen sicheren Zügen zeichnete er ein lebendiges Bild. Er umfasste mit genialem Blick den ganzen Zauberkreis Shakespeareschen Schaffens, sichtete und ordnete und wies mit fast in jedem einzelnen Falle überzeugender Sicherheit den einzelnen Dramen ihren Platz an. Er zeigt uns die ganze Zeit, in der der Dichter lebt, den Glanz und die Verderbtheit des elisabethanischen Zeitalters und das Leben unter dem seltsamen King James. Wir sehen Shakespeare im Rahmen seiner Umgebung, geleiten ihn aus Stratford in das lustige elegante London mit seinem brausenden Leben und seiner feinen Renaissance-Kultur. Die litterarischen Rivalen tauchen auf, Kit Marlowe, der genialische, Ben Johnson, Greene, Decker und alle die anderen. Wir schlendern mit den schöngeistigen Herren und den vornehmen Stutzern durch die Paulskirche und die Zechstuben und ins Theater am Ostufer der Themse. Da sehen wir den Schauspieler William Shakespeare wirken, wir sehen, wie er sich langsam herausarbeitet aus Sumpf und Unsicherheit und still und bescheiden den Weg wandelt zu den Höhen genialer Schöpferkraft. Und wir leben mit dem jungen weltfrohen Sonnenmenschen noch einmal mit, der im „Sommernachtstraum" und in „Romeo und Julia" sein Bestes giebt, mit dem reifen Mann, dem die Schatten des Lebens sich auf die lichte Freudigkeit senken, und der im „Hamlet" und im „König Lear" ausspricht, was ihm die Seele betrübt, mit dem finstern Weltfeinde,

der die Gemeinheit der Menschen erkannt hat, und dessen Pessimismus sich von „Antonius und Kleopatra“ bis zum „Coriolan“ und „Timon“ furchtbar steigert, bis dann schliesslich noch einmal eine Herbstessonne mit mildem Scheine und wohl auch mit den stillen guten Augen einer geliebten Frau sein Leben und seine Dichtung verklärt, dass „Cymbeline“ und das „Wintermärchen“ den harmonischen Abschluss von William Shakespeares Erdewallen bilden. Und froh ziehen wir mit dem Dichter aus dem Lärm der Welt wieder zurück ins stille Stratford-upon-Avon. Er ward uns ein Freund, er ward ein Mensch von Fleisch und Bein, dieser Dichter, „der in seinen Lustspielen gen Himmel gefahren, in seinen Trauerspielen zur Hölle niedergefahren“. Denn Brandes, der wahrlich versteht, was man litterarische Kritik nennt, und alle Einzelheiten mit heissem Bemühen durchstudiert, er hat den grossen Zug, der den Philologen zum Künstler macht, und er ist stets seines eignen Wortes eingedenk, das sich jeder seiner grossen und kleinen Kollegen merken dürfte: „Die Litteraturgeschichte ist in letzter Instanz Psychologie, Studium der Seele, Seelengeschichte.“

* * *

Das ist der springende Punkt: „Studium der Seele“. Ohne alle Nebenzwecke und ohne Rücksicht auf uns selbst sollen wir uns dem schaffenden Künstler nahen. Wie denkt er? Wie wird er beeinflusst? Wie bilden sich seine Ideen? Wie gewinnen sie Gestalt? Das sind die Fragen, die der Erforschung harren, nicht nur für die Wissenschaft, welche die Gesetze erkunden will, nach denen die Welt und ihre Geschöpfe sich entwickeln, sondern für jeden einzelnen unter uns, die wir ganz von selbst für unser Leben, für unsere Selbstbetrachtung und Selbstkritik, von der ja doch schliesslich das meiste in unserer inneren Entwicklung abhängt, unendlich viel aus der intimen Betrachtung eines grossen Menschen und eines grossen Menschenwerkes gewinnen.

Wer so wie Georg Brandes seine litterarische Aufgabe erfasst und erfüllt, dem wohnt im Herzen ein wahres, reines litterarisches Interesse, der darf auch hoffen, es auf sein Publikum zu übertragen.

Respekt vor der Dichtung und den Dichtern! so müssen wir unseren Litteraturgelehrten und ihren Hörern und Lesern, den Priestern wie den Laien zurufen. Aber Ihr dürft nicht als Gegengabe von ihnen Respekt vor Euch verlangen. Ihr müsst selbstlos sein!

Der junge Goethe schrieb einst als stürmerisch-drängerischer Rezensent in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“: „Denn um den Künstler allein ist's zu thun, dass er keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, dass, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum's gaffte oder nicht, was liegt an dem?“

RUNDSCHAU.

DER „RING“ IN BAYREUTH.

Seit Wagners Tod war dieses Jahr für Bayreuth das wichtigste. Denn die Wiederaufnahme des Riesenwerkes bedeutete erstens den wirklich errungenen Sieg, an den vor 20 Jahren Wagner selbst noch nicht glauben konnte, und bedeutete zweitens eine Probe aufs Exempel, wie sie in ähnlichem Umfange noch nicht hatte stattfinden können. Über den Sieg zu sprechen verlohnt gottseidank nicht mehr; vielleicht war es das grösste künstlerische Glück der letzten Generation, ihn erlebt zu haben. Aber über die Probe aufs Exempel zu sprechen, ist gut: denn die Antwort darauf ist zugleich die Antwort auf die Frage, was uns Bayreuth noch bedeutet.

Wir alle haben den stärksten Eindruck vom Orchester empfangen, wir sagten uns, dass dieses allein schon die Existenzberechtigung Bayreuths wäre. Alle Aufführungen des Ringes ohne verdecktes Orchester sind ein Missverständnis. Denn es handelt sich um folgendes: das moderne Orchester muss stimmreicher sein, um ausdrucksvoller sein zu können, so schwillt es an und es ist wieder nötig, es im Ganzen abzudämpfen, damit die Sänger nicht zu überbrüllen, sondern nur zu singen brauchen. Mit dem Tieferlegen des Orchesters ist garnichts gethan. Erst durch die Verdeckung werden Szenen wie der Schluss vom ersten Akt „Siegfried“, oder die Erda-Szene in der „Götterdämmerung“ überhaupt möglich. Siegfried am Blasebalg und Wotan vor Erda hat man bisher nirgends hören können. Dazu kommt die unsagbar schöne Klangfarbe des verdeckten Orchesters, bei dem man nicht mehr an Instrumente, sondern nur an Musik denkt. Der aus dem nichts hervorwachsende Beginn des „Rheingold“ (Es und B wurden auf einer Orgel gespielt), das Schimmern des Goldes, das Zittern des Waldwebens, die Rheinfahrt waren unvergessliche Momente. Allein bei der Trauermusik Siegfrieds schien das gedämpfte Orchester zu zurückhaltend. Doch liegt das an unseren Ohren, die durch die Konzertaufführungen dieses Stückes ganz verwöhnt sind.

Nach dem Orchester denkt man an einige der Ausführenden. Es waren da Kunstleistungen ersten Ranges. Vogl als Loge kennt man überall, zwar schon etwas scharf, aber noch einzig; Friedrichs als Alberich war der stärkste Bühneneindruck, den viele von uns seit Jahren hatten; Frau Sucher, die geborene Wagnersängerin, hatte als Sieglinde eine hinreissende Gewalt — wie schwächlich war gegen sie die Walküre der Lilli Lehmann; Frau Schumann-Heink aus Hamburg, welche als Erda, Waltraute und eine Norne beschäftigt wurde, bewirkte durch ihren göttlich schönen Gesang (sie sang wirklich), dass die Waltrautenszene eine geradezu erhabene Wirkung ausübte, ein Höhepunkt des ganzen Festspiels. Auch sonst traten Szenen merkwürdig hervor, die gewöhnlich etwas missachtet werden: wie die Nornenszene, besonders aber die Riesenszene im „Rheingold“, die Herr Wachter mit prächtigem Leben erfüllte. Das Gros der Künstler war nicht gut, nicht schlecht. Gerhäuser als Siegmund und Frau Brema als Fricka entwickelten sich zusehends, auch ein so ernster Künstler wie Perron, der die leidenschaftliche Rolle des Wotan zu sehr „mit der Lanze“ gab (— man müsste die Lanze auf den Proben wegnehmen —) brauchte bis zum dritten Akt „Walküre“, um ganz warm zu werden. Ich habe mich immer gewundert, wie Wagner selbst den starren Wotan des Betz für mustergiltig erklären konnte — ich sehe an Wotan tolle Leidenschaft und rasende Gier, die immer erst vor dem Ziele sich demütigt, vor den Gesetzen, die er selbst heraufbeschworen.

Dagegen waren einige Besetzungen ganz unbegreiflich, im Kleinen und im Grossen. Den Waldvogel gab man einer tremolierenden Stimme und den Hagen gab man Herrn Grengg, der die Partie nicht recht zu begreifen schien und jedenfalls dazu beitrug, die Mannenszene zu einer der unglücklichsten des ganzen Festspiels zu gestalten. Es that wehe zu sehen, wie dieser prachtvolle kernige Humor ins Wasser fiel. Von den speziellen neuen Bayreuther Schülern sah ich Breuer als Mime und Burgstaller als Siegfried. Breuer ist nicht schlecht, aber

Lieban ist feiner und künstlerischer. Er ist das Prononzierteste vom Schauspiel, was man sich denken kann. Die Worte, die Töne, die Gebärden präsentiert er auf Tellern — und da dieser auch sonst, in Gesang, in Spiel, in Regie, in Kostümen diesmal der Zaunpfahl eine grosse Rolle hatte, so wird man anerkennen müssen, dass der prononcierte Ton Bayreuther Schule ist. Auf empfindsame Augen und Ohren aber wirkt er provinziell.

An Herrn Burgstaller, der die schöne Legende einer Uhrmacherherkunft im Ranzel trägt, hat man thatsächlich eine grosse Kraft gewonnen. Er gehört unter die glücklichen Darsteller, die eine so natürliche Begabung mitbringen, dass sie, was sie auch in die Hand nehmen, dafür immer eine feste Form finden. Es steht alles gut da, was er herausbringt. Seine Gestalt ist dabei riesig, seine Stimme — baritonal gefärbt — machtvoll und nur noch nicht hoch genug, seine Aussprache gut und auffallend leicht, sein Spiel sicher mit Ausnahme einer gewissen Befangenheit, die sich aus dem Ungewohnten der Bühne erklärt. Er hat nicht mehr viel zu thun, um sich eine grosse Zukunft zu sichern. Wagner hätte seine Freude an ihm gehabt, der so erfolglos nach einem Siegfried suchte.

Wenn nicht alle Rollen in den besten Händen sind, so kann man sich mit äusseren Schwierigkeiten leicht entschuldigen. Wenn aber die Regie in Bayreuth verunglückt, so giebt es dafür garkeine Entschuldigung. Wir dürfen an dem Orte, wo die Lehre von der Gewalt der Bühne entstand, die gewaltigste Bühne verlangen. Darum ist es peinlich von der Regie, von den Kostümen, von der Dekoration diesmal zu reden. Gewiss, es gab herrliche Momente. Die erste Rheingoldszene, in der die Rheintöchter mit grossem Erfolg frei an Drähten bewegt wurden, die verschiedenen Verwandlungen, besonders die Auf- und Abfahrten im Rheingold, in erster Linie alle Wolkenbildungen und Dämpfe mit ihren nuancenreichen Wandlungen, die Rheinlandschaften in der Götterdämmerung, wo der Todeszug auf einem vielfach gebrochenen Zickzackwege hinaufschleicht, durch eine Wolkenlichtung dann noch einmal vom Monde beleuchtet — das waren Meisterstücke des Brückner'schen Ateliers. Aber wie konnte man Hintergründe zulassen, die zu knapp bemessen waren (Brünnhildefelsen), wie konnte man sich mit diesem kindisch kleinlichen Leuchten des Rheingoldes begnügen, wie konnte man den Regenbogen gestatten, auf den zu schreiten Wotan sich anschickt, wie konnte man beim Liebesgesang in der Walküre plötzlich mit dem Aufspringen der Thüre auch draussen Licht machen (man sah es durch das Gitter über der Thür), wo doch der Vollmond schon lange leuchten konnte und das Brausen des Lenzes nur das Thor öffnet. Wie konnte man das Waldeszittern nach der Wandererszene so schwächlich und das Waldweben so unpoetisch machen! Wie bestand einst Wagner auf dem Zittern der Blätter und der süssen gruseligen Stimmung: Keiner der Zuhörer konnte sie vor diesen konventionellen Bäumen und bei diesem — wiederum mehr komisch, als tragisch wirkenden Drachenkampf empfinden. Aber noch grösser war der Kontrast zwischen Werk und Ausführung am Schlusse der Götterdämmerung. War schon der Feuerzauber nicht in der Diskretion herausgekommen, wie ihn die Musik zeichnet, so war das Erscheinen der Götter hier in der brennenden Walhalla fast ein Panoptikum, und das leise Niedergleiten einer mit Trümmern bemalten Soffite, um den Einsturz der Gibichungenhalle zu schildern, machte starr vor Staunen.

Noch weniger erfreuten die Kostüme, bei denen auch Thoma, der wahrlich kein Kostümzeichner ist, geholfen hat. Die Rheintöchter trugen wieder die gewohnte Balltoilette und waren sehr hübsch frisiert! Die Mannen Hagens hatten jeder Einzelne ein interessantes Kostüm, wirkten aber im Ganzen wie ein Museum für Volkstrachten. Die Götter im „Rheingold“, aus denen eine kräftige Phantasie neue Typen schaffen konnte, lehnten sich bedenklich an Offenbachs Orpheus an, wenn sie nicht vorzogen, neueste englische Moden mitzumachen. Ihre Schneider haben jedenfalls keine Spur von koloristischem Sinn. Schliesslich — hört und staunt — Siegfried lief in der „Götterdämmerung“ einher als römischer Krieger mit Panzer, Tunika und schwungvollem roten Mantel! Weisst du, wie das ward?

Die bittersten Erfahrungen habe ich mir bis zuletzt aufgespart, sie betreffen die Kunst des Ensembles. Man musste mit eigenen Augen sehen, dass in Bayreuth Liebesszenen und Chöre ins Publikum gesungen wurden! Man musste die falschen Finger der Regie fühlen, welche die Szene von Mimes Tod statt nach vorn, nach hinten zu sich entwickeln lässt, welche den Mannen sagt: so, an dieser Stelle und wieder an dieser tretet ein Stück vor und rührt euch! Man sah Gunther mit Hagen und Gutrune sitzen in ihrer bewegten Unterredung — alle drei starr nach vorn blickend! Man sah den Hochzeitsreigen Siegfrieds entstellt durch Reihen von Frauen, die mit einem Male auf drei Stockwerken guirlandenschlingend erschienen, wie es die bequeme Taktik der Operettenaktschlüsse uns zu bieten pflegt. Böse Dinge.

Das Sündenregister sieht trotz alledem schwerer aus, als es wirkte. Denn was in



Bayreuth wirkte, so lange man dort war, bedeutete so viel mehr, dass es diese Sünden verschlingen konnte. Die eigentümliche Isolierstimmung, das Gefühl der Wallfahrt, die historische Erinnerung, die Weihe über dem (sehr anständigen) Publikum, der göttliche Glanz des Orchesters, die immerhin so seltene Vereinigung erster darstellender Kräfte bedeuteten Jedem ein Erlebnis. Wenn man sich fragte, was in diesem Erlebnis von früher her, von Wagner selbst stammte, so war es fast alles. Wenig nur war seitdem mit Erfolg hinzugethan worden. Und alles, was Sünde war, stammte aus dieser nachherigen Zeit. Ist die Bahn abschüssig geworden oder sind es nur zeitweise Entgleisungen? Dafür sind sie fast zu schwer. Von Bayreuth ging vor kurzem das Wort aus, die Festspiele würden jetzt durch die Öffentlichkeit erhalten. So mögen sie sich auch mit der Öffentlichkeit auseinandersetzen und durch ehrliche Annahme ehrlicher Kritik vor der fürchterlichen Orthodoxie und Stagnation sich bewahren. Freude ist nur, wo Offenheit ist. Vielleicht kommt dann die Zeit, wo man nach Bayreuth pilgert, nicht bloss weil Bayreuth eine Gewalt sei, sondern auch weil es ein Muster sei.

O. BIE.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Die Revue des Revues hat sich von Laura Marholm einen Aufsatz über die deutsche Frau schreiben lassen, der auch von einer bekannten Berliner Wochenschrift reproduziert wurde. Allerdings sind in der deutschen Übersetzung manche Spitzen umgebogen oder überhaupt ganz weggelassen worden. Die famose Bemerkung, dass die eifrigen Zeitungs- und Zeitschriftenleser in den Berliner Cafés zumeist Juden wären und dass diese Juden die stärksten Leser oder die stärksten Raucher sind, ist in der hiesigen Wochenschrift nicht zu finden — wahrscheinlich hat der Blaustift des Redakteurs seine Schuldigkeit gethan. Im übrigen entspricht der Aufsatz ganz und gar den eigentümlichen radikal-konservativen Tendenzen Laura Marholms. Von den Agitationen der Frauenbewegung, von den Zeitungskämpfen und den parlamentarischen Debatten will sie nichts wissen. Das ist banal, oberflächlich, unoriginale Nachahmung des Mannes, steigt nicht zum Grundproblem herab, zu den tiefinnersten Manifestaten des Weibempfindens. Vermutlich deshalb ist die Verfasserin der Meinung, dass sich nicht das germanische, sondern nur das jüdische Weib an der Frauenagitation beteiligt. Die einzige anerkennenswerte Frucht der bisherigen Bewegung ist ihr darum das mit Recht so schnell berühmt gewordene Buch von Gabriele Reuter.

* * *

Interessante Betrachtungen über das junge Mädchen im französischen Roman, die Henri Bordeaux in einer Brüsseler Zeitschrift angestellt hatte, werden im ersten Juliheft der Revue des Revues ausführlich reproduziert. Der Verfasser meint, dass das bisher in der französischen Gesellschaft vernachlässigte, unverheiratete, junge Mädchen sich eine bedeutsame Stelle zu erobern beginnt. Das heutige Geschlecht in Frankreich ist gierig nach neuen Sensationen und, da selbst der Ehebruch schon abgewirtschaftet hat, so wird das junge Mädchen plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ein verderbtes Geschlecht berauscht sich an den Reizen der Unschuld. Der Roman, der ja das zeitgenössische Leben zu schildern hat, konnte sich diesem Umschwung nicht entziehen. Bordeaux liefert eindringliche Analysen der Mädchengestalten Feuillets (Sybille), Edmund Goncourts (Chérie), und der Gyp. Zum Schluss taucht Marcel Prévost auf und die Gallerie seiner Demi-Vierges zeigt, dass das verderbte Geschlecht auch andere Reize, als die der Unschuld geniessen kann. — In dem gleichen Heft finden sich interessante Kriegserinnerungen eines Russen aus dem Jahre 1870. Dieser Russe ist der Baron Zeddeler, der im Auftrag des Zaren das deutsche Hauptquartier begleitete.

* * *

G. Goyau hat in der Revue des deux mondes eine religiöse Karte von Deutschland entworfen. Die eigentlich Frommen sind ihm die Katholiken in der Rheinprovinz und in Westphalen. Er nennt diese Landstriche die „deutsche Bretagne“. Und Bayern? Die protestantische Frömmigkeit blüht in Brandenburg, in Meiningen und in Weimar — Göthe verzeihe! Berlin ist noch immer fürchterlich gottlos, wenn es sich auch in letzter Zeit — seit den vielen Kirchenbauten — ein bisschen gebessert hat. — A. Hans giebt ausführliche Auskunft über die abessynische Armee des Negus Menelik. Er rühmt die Tapferkeit dieser Soldaten, ihre mehr als südländische Nüchternheit und ihren Frohsinn inmitten der härtesten Entbehrung. Von der bestialischen Grausamkeit der abessynischen Helden kein Wort!

* * *

Für die Idee des internationalen Schiedsgerichtes legte kürzlich in der Revue internationale de sociologie der

berühmte Physiologe Charles Richet eine Lanze ein. Vor wenigen Jahren, sagt er, erschien diese Idee noch so absurd, als etwa der Plan, den Sirius zu kolonisieren oder den Mond zu erklettern. Jetzt aber hat der Gedanke des Schiedsgerichts bei allen gebildeten Völkern allgemeinen Anklang gefunden.

* * *

Ein absoluter Feind des Alkohols ist E. Duchrux, der diesem Genussmittel in der Revue de Paris einen grimmigen Krieg erklärt hat. Nicht einmal den reinen und teuren Alkohol, alias Wein, will er gelten lassen. — Einen ähnlichen Horror hat F. Schrader gegen die gelbe Rasse. Infolge des letzten Krieges zwischen China und Japan erwartet er einen baldigen Zusammenstoss zwischen der europäisch-amerikanischen und der mongolisch-orientalischen Kultur. Wenn auch nicht gerade einen zweiten Dschingis-Chan, so wittert er doch alle möglichen sozialen Gefahren, die uns gewaltig übertrieben scheinen. Immerhin entbehren seine Reflexionen über die grundverschiedene Weltanschauung der beiden Kulturkreise nicht eines hohen Interesses.

JUNGFRANKREICH.

Das „Magazine International,“ bisher Vierteljahrsschrift, erscheint seit Mai alle zwei Monate, und die steigende Beliebtheit dieses umsichtig und vorurteilslos geleiteteten Journals giebt uns Aussicht, dass wir es bald jeden Monat begrüssen können. Dieses Magazin ist das Organ der Société internationale artistique, deren Vorstande viele um die modernen Friedensbestrebungen wohlverdiente Männer angehören, wie M. G. Conrad, Karl Henckell, Frau von Suttner in Deutschland, der Schweiz und Österreich, Pol de Mont in Antwerpen, Charles Lamoureux in Paris. Die Gesellschaft hat sich den Zweck gesetzt, zwischen Schriftstellern, Künstlern, überhaupt allen Denkern, die an der Entwickelung modernen Lebens beteiligt sind, eine umfassende Verbindung herzustellen. Sie will versuchen, von dem gemeinsamen geistigen Fortschreiten Europas ein möglichst vielseitiges und charakteristisches Bild zu geben, auf welchem Gebiete sich dieser Fortschritt auch darstellen mag, in der Poesie, Malerei, Bildhauerkunst, Musik, Philosophie, Kritik oder Soziologie. Dieser Aufgabe dient nicht nur die Zeitschrift der Gesellschaft, die in ganz Europa eine sehr aufmerksame Korrespondenz organisiert hat, sondern auch Veranstaltungen anderer Art, wie Aufführungen fremder Stücke, musikalische Soireen zur Einführung unbekannter Komponisten, Vorträge und belehrende Vereinigungen, in denen möglichst auswärtige Schriftsteller zu Worte kommen sollen.

Es ist natürlich, dass die Leitung eines seine Wirksamkeit so weit verzweigenden Blattes, wie des „Magazine international“ sich häufig über die Grösse, über den Tiefgang einer ausländischen Bewegung täuscht, oder vielmehr von leidenschaftlichen Anhängern einer Sache getäuscht wird. Man sieht dort öfters Männer genannt, die in ihrer Heimat durchaus nicht als Propheten gelten, andere wieder vernachlässigt, die eine weniger lärmende, doch tiefere Wirksamkeit ausüben. Aber die Fehler der Distanz korrigieren sich im Laufe der Zeit von selbst, da bei dem regen, gegenseitigen Verkehr das Verständnis für die besonderen nationalen Bedingungen, namentlich der künstlerischen Produktion, wächst. Die Klarheit der Beurteilung ist naturgemäss am wenigsten beeinträchtigt, wo es sich um ihrem Wesen nach internationale Strömungen handelt, die aus den humanitären und sozialen Bedürfnissen der Gegenwart hervorgegangen sind. So finden wir drei ständige sehr reichhaltige Rubriken, in denen über die internationale Friedensbewegung, über die Frauenemanzipation und über allgemeine sozialistische Bestrebungen berichtet wird.

So finden wir von dem Dänen Tyge Moeller einen interessanten Artikel „Studenten und Arbeiter,“ in dem ohne Überschwänglichkeit die ausserordentlichen Resultate klar gelegt werden, die die Angehörigen der Kopenhagener Universität, Professoren und Studenten, durch Arbeiterkurse und damit verbundene Einrichtungen zur Aufklärung und Weiterbildung erzielt haben. Wie überall kann hier der günstigste Einfluss auf Lehrer und Lernende festgestellt werden.

„Die Arbeiter haben mit grösstem Danke und Vertrauen die Hand genommen, die man ihnen mit natürlichem, freien Wohlwollen geboten hatte. Sie haben einen Eifer und ein Interesse bezeugt, die bewunderungswert sind, wenn man bedenkt, dass sie ermüdet von harter, eintöniger Arbeit gekommen sind, um Kurse zu hören, die nicht immer amüsant waren, deren Nutzen nicht immer augenscheinlich, und die sie oft nur mit einer starken, geistigen Anspannung verstehen konnten. Alle Professoren haben ihre Zufriedenheit über die Art der Schüler ausgedrückt, ihre Freude über angenehme Stunden in Gesellschaft von Arbeitern, zugleich mit dem Geständnis, dass sie selbst mehr als ein Mal ihre Anschauung von dem Leben, den Meinungen und Absichten der Arbeiter geändert haben. Selbst wenn die wirklichen Resultate nicht immer glänzend gewesen sind, können wir zweifellos als

heilsam betrachten das Verständnis, den Geist der Versöhnlichkeit, das Solidaritätsgefühl, das durch diese Einrichtungen zwischen den oberen und unteren Klassen der Gesellschaft geschaffen worden ist." Wir sehen, dass Kopenhagen, wie vorher Wien, der Stadt der Intelligenz mit diesen Bestrebungen den Vorrang abgelaufen hat.

An dichterischen Leistungen veröffentlicht das „Magazine" Übersetzungen von Edward Carpenter's „Marriage", von Knut Hamsun's „Pan", aus Ada Negri's „Tempeste," leider in Prosa, aus Richard Dehmel's Cyklus „Aber die Liebe," aus Heinrich von Reder's „Mein Wanderbuch." Als ein französisches Gegenstück zu Heinrich Hart's „Lied der Menschheit" erscheint „La légende de la vie" von Camille Lemonnier, in jener künstlich-naiven süsslichen Prosa, die von nur halbgar gewordenen Talenten mit Vorliebe kultiviert wird. Die Legende beschäftigt sich mit der Geschichte und der Zukunft der Menschheit, die von einigen Figuren symbolisiert wird, welche sich fortwährend selbst erklären und sich gegenseitig beinahe „Symbol" schimpfen.

Gegen Symbolismus, Naturalismus, gegen Neu-Hellenismus und jeden dagewesenen-ismus zieht Maurice Le Blond zu Felde, indem er sie alle durch ein neues Prinzip, den Naturismus, ersetzen will, den er durch eine besondere Revüe „Documents sur le naturisme" als allerneuste noch nie dagewesene Richtung einzuführen suchte. Sein Artikel enthält sehr treffende Bemerkungen über das Fortleben der ihm verhassten Romantik bei den Naturalisten, den Parnassiens und Symbolisten. Ebenso wendet er sich gegen die neuesten Neo-Hellenisten und Romanisten, die in einem nicht unberechtigten Streben nach einem Ausgleich mit der französischen Tradition, nach festeren, einfacheren Formen, der logisch geschulten lateinischen Bildung ihre selbständige Stellung zurückerobern wollen.

Was ist also Naturismus? St.-Georges de Bouhélier hat in mehreren Schriften für dieses neue Schlagwort eine Theorie zu gründen gesucht, hauptsächlich in „La Vie héroique" und „Discours sur la mort de Narcisse." Seine ethischen Betrachtungen sucht Le Blond für die Litteratur zu verwerten.

Die grossen Tragiker, wie Shakespeare oder Racine, beobachten den Menschen in besonderen, entscheidenden Augenblicken. Ihre Helden erschrecken oder bezaubern uns durch die Seltenheit ihres Schicksals, durch die Macht ihrer Leidenschaften, die Grösse ihrer Gesinnungen. Ihr ungewöhnliches Geschick trägt sie über die gewöhnlichen sozialen Verhältnisse, über menschliche Bedingungen und Beschränkungen hinaus. Andere Genies, wie Goethe, stellen immer nur sich selbst unter den verschiedensten Verwandlungen dar. Zola hält sich an die malerische Aussenseite des Lebens, an die vorübergehenden Formen des Werdens, er versucht das Entstehen des Individuums zu erklären — der Naturismus will die höhere Wahrheit darstellen in den Typen, oder da dies zu gewöhnlich klingt, in den Urtypen (archétypes).

Die tägliche Existenz ist nur eine Parodie des ewigen Lebens, dessen Beziehungen der Naturismus darstellen will. Er zeigt z. B. den Bauern weder in seinem Denken, noch in seinen Instinkten und Gewohnheiten, sondern in dem Centrum seiner Bestimmung, in der Arbeit, die ihn mit der Natur, mit den Jahreszeiten, mit allen Wesen und Elementen in Verbindung bringt, die ihn zum Heroen macht, aus einem Menschen zu einem Symbol, zu einer Kraft. Man soll diese Objekte garnicht aus der Nähe in ihren kleinen Zügen beobachten, um sie nicht vor ihrer ewigen Bestimmung zu diskreditieren. Man soll sie nicht analysieren, die vielleicht gar keine Seele haben. „Die Hacke, die sie tragen, schreit ihr Schicksal. Ihr Pathos ist das Mysterium, mit dem sie die Ewigkeit ausdrücken. Ihre Haltung interpretiert sie. Die heilige und wahre Kunst — der Naturismus — wird sich niemals mit Seelen beschäftigen."

Darauf kann man nur erwidern, dass sich auch mit dem Naturismus keine Seele beschäftigen wird, durch den wieder einmal ein Einfall, eine höchst persönliche und einseitige Auffassung zu einer Theorie zurechtgestutzt wird.

* * *

Am 15. Juli starb Edmond de Goncourt. Er hat seinen Bruder Jules um ein Vierteljahrhundert und sich selbst um reichlich ein Jahrzehnt überlebt. Von ihm wird noch zu berichten sein.

A. ELOESSER.

DEUTSCHLAND-ÖSTERREICH.

Im ersten Heft des II. Jahrgangs vom Pan ist das Localisierungsprinzip durchgeführt. Berlin ist der Mittelpunkt, aber am Schluss findet man eine Studie von Wedderkop über Verlaine, die von der Zorn'schen Radierung des Dichters begleitet ist. Dass das Berliner Kunstbild vollständig wäre, kann man nicht behaupten, obwohl bei diesem langsamen Turnus eine Vollständigkeit zu erreichen wäre. So fehlt Ury, fehlt Köpping, fehlt Hartleben, fehlt ein ordentliches Stück Architektur: die wenigen Bemerkungen, die Lichtwark

darüber macht, sind freilich glänzend. Der Titeldruck giebt eine Lithographie von Liebermann: Theodor Fontane. Sie ist sehr mässig und man vermisst den Geist der Linie. Aber wie hübsch ist Fontane's eigene Gabe, das Gedichtchen: Arm oder Reich. Da lacht Einem das Herz. Unter den Künstlern ist Hofmann leider nicht günstig genug vertreten, auch Menzel war schon prächtiger im Pan, Skarbina, Sattler, die mit Recht hervorgehobenen Wagner-Paczka kommen besser zur Geltung. Leistikow zeigt sich als wirkungsvoller Radierer und Krüger hat den Alten Mann Liebermanns gut in Radierung übertragen. Unter den Textbeiträgen, die manches Interessante bringen, zeichnet sich vor allem durch Gehalt und schriftstellerischen Wert Schlenthers Darstellung der Geschichte der Freien Bühne aus. Doch nirgends findet man das wahre Wort über Berlin und seine Kunst: etwas Durchgreifendes.

Von den kleineren Illustrations-Blättern geht der Simplicissimus seinen Weg etwas unruhig weiter. Im Text gesteht er seine Verlegenheit selbst zu, in den Bildern bewährt sich Heine weiter als ein Meister ersten Ranges im grossen humoristischen Stil. Von neuen Zeichnern trat kürzlich Steigerwald mit einer hübschen Szene zwischen Tod als Gigerl und Kellnerin vor, doch war die Manier die Vallotons. Aber für diese Zeichner waren die grossen Flächen des Simplicissimus wirklich ein Bedürfnis.

Unter den Wochenschriften, die sich für die Bewegung der Welt interessieren, steht die „Zeit“ wieder obenan, in der wir feine Studien finden: als Feuilleton ragte besonders „Reisen“ von dem jungen münchener Dichter A. Holitscher hervor. Nummer 94 brachte hintereinander: das amerikanische Ideal von Dr. Farber, Judaismus und Hellenismus von Acher, Heinrich von Treitschke von S. Lublinski, der Bergsport von Prof. Lammer, der „Pan“ von Servaes, Bahr über Goncourt. In den letzten Heften lesen sich Ernst v. Wolzogens Aufsätze über Bayreuth sehr hübsch. Aber er „schreibt“ zu gut.

Im „Magazin“ finden unsere Leser ausgezeichnete Studien über Jungfrankreich, von dem ihnen bekannten A. Eloesser, frische Ausstellungsberichte von M. Osborn; in der „Nation“ stechen die litterarischen Feuilletons F. Poppenbergs hervor. Heilborn hat von seinem Londoner Aufenthalt ein Ghettobild eingesendet.

Von den Monatsschriften beginnen „Nord und Süd“ und die „Gesellschaft“, die nun nicht bloss konradlos, sondern auch friedrichlos geworden, immer mehr zu vernebeln, während die „Deutsche Rundschau“ von Zeit zu Zeit unter den vielen „gearbeiteten“ Arbeiten auch wirklich lebensvolle zeigt. Denn das Gutsein genügt nicht, so wenig wie das Professorsein. Es fiel uns eine Arbeit des immer so vernünftigen Julius Lessing über die Berliner Ausstellung auf, und ein Essay Richard M. Meyers „Der Kampf um den Einzelnen“, eine Geschichte des Individualismus, an deren Schluss gar Nietzsche auf den gelben Blättern der Deutschen Rundschau geheiligt wird. O armer Ludwig Stein!

Indessen strengt sich die neue Zeitschrift „Der Eigene“ an, den Individualismus journalmässig zu fördern, was einen Widerspruch bedeutet, wenn die grosse Persönlichkeit im Hintergrunde fehlt, und eine weitere neue Zeitschrift „metaphysische Rundschau“ (von Zillmann herausgegeben) ist weniger durch sich, denn als Zeichen der Zeit bemerkenswert. Ganz Makulatur ist ein gewisser neuer „Freiheitsbote“, an dem Ludw. Büchner mitarbeitet und der eine soziale Monatsschrift sein will zu dem Zwecke „sehr einfach — durch Menschenliebe zu Menschenrechten zu gelangen.“ Wir stellen uns in den Dienst der Menschheit, heisst es auf der ersten Seite. Wir auch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

„GLEICHHEIT!"

VON

KARL ERDMANN

Zwei Bedingungen muss ein Wort erfüllen, damit es sich in wirkungsvoller Weise als Schlagwort verwenden lasse: es muss erstens eine sehr weite, dehnbare, am besten ganz relative Bedeutung haben; und zweitens muss es „connotativ", mit allerhand Nebenvorstellungen und Begleitgefühlen verquickt sein. Es darf also nicht etwa wie die harmlosen Worte „Wasserflasche" oder „Dreieck" lediglich eindeutige und klare Vorstellungen in uns erwecken, sondern es muss, wie etwa die Worte „Mord" oder „Revolution" unmittelbar bei blosser Nennung reaktive Gefühle in uns auslösen; Gefühle, die am besten so stark sind, dass sie das Hirn benebeln und den eigentlichen Wortsinn ganz in den Hintergrund des Bewusstseins drängen.

Beide Bedingungen werden in vollem Masse beim Worte „Gleichheit" erfüllt, sofern es auf Menschen und menschliches Thun bezogen wird. Da Menschen in unendlich vieler Hinsicht gleich sein, für gleich betrachtet oder gleich gemacht werden können, da nur eine sehr eingehende, oft recht mühsame und verklausulirte Beantwortung der Fragen „gleich worin?", „Gleichheit für wen?", „Gleichheit wozu?" dem Worte Bestimmtheit verleiht, so ist klar, dass bei einem absoluten Gebrauch, also in den meisten Fällen, wo von Gleichheit schlechthin gesprochen wird, alles Mögliche, Kluge und Dumme, je nach Belieben verstanden werden kann. Auch die landläufigen, einschränkenden Beiworte sind für eine unzweideutige Verständigung nicht ausreichend. „Bürgerliche Gleichheit", „politische Gleichheit", „sociale Gleichheit", selbst „die Gleichheit vor dem Gesetz" sind recht vieldeutige Begriffe, die nicht nur unzählige Arten und Grade zulassen, sondern unter denen man die heterogensten Dinge, Vernünftiges und Unvernünftiges subsumiren kann. Der Sinn des Wortes ist beliebig dehnbar.

Nicht weniger erfüllt wird die andere Bedingung, die an ein Schlagwort gestellt werden muss. Wer kann heute das Wort hören, ohne dass sich sofort und unwillkürlich eine subjektive Reaktion, Sympathie oder Antipathie einstellt? Ein zäher Schimmel von Nebenvorstellungen, Begleitgefühlen, Vorurtheilen, ja ganzen Theorien hat sich auf dem Worte abgelagert und seinen kahlen und nichtssagenden Sinn verdeckt. Kaum ist heute ein unbefangener Gebrauch noch möglich. Das Wort allein wird zum Vorurtheil; schon sein Gebrauch drängt zur Erschleichung von Urtheilen hin.

Dazu kommt, dass das Wort „Gleichheit" in doppelter und entgegengesetzter Hinsicht Werthurtheile in sich schliesst; es ist — um eine alte Bezeichnung Bentham's aufzunehmen, eulogistisch zugleich und dyslogistisch. Den Einen klingt es gar lieblich in

den Ohren. Sie denken an die Aufhebung bornirter Standesvorurtheile, an das Zerreissen unwürdiger Sklavenketten und dergleichen schöne Dinge mehr. Und vage Vorstellungen und beseligende Gefühle von Erlösung und Menschenwürde und allgemeiner Verbrüderung wogen wie Orgelklang und Chorgesang durchs Gemüth. Auf die Anderen wirkt das Wort Gleichheit wie das rothe Tuch auf den Stier. Sie wittern Pöbelduft und die Brutalität der Canaille. Gleichheit ist Nivellement, Verflachung, unterschiedsloser, anorganischer Brei, Herabzerren alles Grossen und Edlen in den Staub. Und schreckliche Phantasien tauchen auf, von Gleichheitsflegeln, die dreist sich allenthalben breit machen und durch zudringliche Cordialität exclusive Gemüther verletzen. Das „Pathos der Distanz regt sich und sagt nein zu jeglicher Gleichheit.“

Ist aber solcher Gestalt das Wort Gleichheit ein Zeichen geworden für einen grossen, schwammigen Complex von Vorstellungen und Gefühlen aller Art, so dient es nunmehr vortrefflich als Subjekt in „analytischen Urtheilen“; d. h. man braucht nur aus ihm herauszuholen, was schon darin liegt. Man sagt z. B. aus: Gleichheit sei gerecht, sei menschenwürdig; oder man sagt: Gleichheit sei gemein, sei plebejisch, sei undurchführbar. Und diese schönen, runden Sätze haben dann, wie alle analytischen Urtheile, den Vorzug, durchaus selbstverständlich und unwiderleglich zu sein, so dass sie die treffliche Grundlage für weitere Deductionen bilden. Man schliesst: Gleichheit ist wider die Natur, also ist jede Ungleichheit vernünftig und erstrebenswerth. Oder man erklärt: Gleichheit ist Unsinn: also bin ich Monarchist, oder Individualist, oder Aristokrat. Und haben sich diese Sätze erst ordentlich im Hirn festgesetzt, sind die Verbindungen dieser Worte mechanisch geworden, dann verleihen sie eine beneidenswerthe Sicherheit beim Urtheilen; dann ersparen sie alle unnöthigen Düfteleien, und dienen als allzeit bereite Lebensmaximen, die sich auch praktisch, etwa bei Abgabe eines Stimmzettels, bethätigen lassen.

Natürlich ist Jedermann, der ohne nähere Bestimmung von Gleichheit schlechthin redet, fest überzeugt, dass er eine bestimmte, fest umgrenzte, aus dem jeweiligen Zusammenhange sich unzweideutig ergebende Summe von Erscheinungen und Bestrebungen im Auge habe. Thatsächlich aber lebt Jedermann im Banne der Worte. Worte führen im Denken und verführen. Denn nicht das, was wir bewusst unter einem Worte begreifen wollen, sondern was unbewusst bei seinem Gebrauche „mitschwingt“, ist für unsere Urtheile massgebend.

* * *

Das bekannteste, anerkannteste und ganz unvermeidliche Beiwort der Gleichheit ist aber „demokratisch“. Gleichheit ist demokratisch — das steht so fest wie ein mathematisches Axiom. Die Demokratie ist „egalitär“, berechtigte Unterschiede verwischend; und jegliches Streben nach Gleichheit ist ein Ausfluss des nivellirenden, verflachenden, demokratischen Zeitgeistes — so sagen wenigstens die instinctiven Gegner der Gleichheit. In welchem Zusammenhange der Begriff auftritt, ist dabei nebensächlich. In einer einzigen Zeitungsnummer fand ich 1. die allgemeine Wehrpflicht, 2. die Forderung einer Einheitsschule und 3. die Bestrebungen nach einer Weltsprache als Kennzeichen für besagten Zeitgeist angeführt.

Man kann es ja demokratisch nennen, dass in unserem Heere der Proletariersprössling eine Zeit lang Schulter an Schulter neben dem Sohne einer Excellenz exerciert; man könnte auch bei einer Einheitsschule eine stärkere Mischung der verschiedenen Bevölkerungsschichten befürchten, als schon heute üblich. Aber bei der Charakterisirung des Volapük als demokratisch finden wir einen ganz reinen Typus der Schlussweise vor: Unterschiede aufhebend, also nivellirend, bez. verflachend, also demokratisch — also verwerflich. Das arme Volapük! Es giebt so treffliche Gründe gegen seine Existenz- und Entwickelungsfähigkeit, dass man wirklich nicht nöthig hat, es bei königstreuen Leuten durch den Vorwurf der Demokraterei in Verruf zu bringen. Mit demselben Rechte könnte man die Begründung des deutschen Reiches oder des Weltpostvereins oder die Einführung des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzes oder einer einheitlichen Orthographie für demokratische Institutionen halten. Auch empfehle ich ernstlich, die Schreibmaschinen als demokratisch zu brandmarken, weil sie durch Beseitigung der individuellen Unterschiede der Handschriften Gleichmacherei betreiben.

Je radikaler eine Gleichheitsbestrebung ist, d. h. von je mehr Verschiedenheiten der Menschen zu gewissen Zwecken abstrahiert wird, um so folgerechter demokratisch heisst sie dann natürlich. Es war also „eine consequente Entwickelung des demokratischen Gedankens“, als einst in Athen die Staatsämter statt durch Wahl durch das Loos vertheilt wurden. So haben seiner Zeit freudig athenische Demokraten geschlossen und so schliessen auch heute ein wenig hämisch demokratenfeindliche Geschichtsprofessoren. Diesen merkwürdigen Consequenzen liegt das Princip zu Grunde, dass, wer e i n e Gleichheit will, nothwendig auch jede andere wollen müsse. Wer von den Unterschieden des Standes und Besitzes bei der Aemtervertheilung abstrahiert, der „muss“ auch von den Unterschieden der geistigen und moralischen Befähigung abstrahieren. Demnach müsste jeder Demokrat — falls er folgerecht handeln will — bei der Anerkennung der politischen Rechte und der Qualification für alle Staatsämter auch von den Unterschieden des Geschlechts absehen und sie gleichmässig allen Frauen zubilligen. Noch demokratischer wäre es, auch alle Altersunterschiede unbeachtet zu lassen und den Kindern gleich von ihrer Geburt ab die fraglichen Rechte zu gewähren. Und endlich dürfte man sie doch auch den Blödsinnigen und Verbrechern nicht vorenthalten. Das wäre dann wohl die „consequenteste“ Entwickelung des demokratischen Gedankens.

* * *

„Die Herren Demokraten und Allerweltsgleichmacher vergessen ganz, dass die Aristokratin Natur es ist, die die Unterschiede schafft, die vernichten zu wollen eine lächerliche Vermessenheit ist.“

Ein schöner Satz. Indessen könnte man fragen, ob nicht die Attentäter gegen die Aristokratin Natur auch anderwärts zu finden seien. Die Demokratie treibt ja sicherlich eine Art Gleichmacherei. Aber sie will doch weniger die n a t ü r l i c h e n Unterschiede der Menschen v e r n i c h t e n, als vielmehr von ihnen zu bestimmten Zwecken abstrahieren. Bei ihr handelt es sich mehr um ein „für gleich betrachten“ als um ein „gleichmachen“, mehr um Gleichberechtigung als um Nivellement. Immerhin lässt sich sagen, dass die bürgerliche Demokratie insofern gleich m a c h e,

als sie Standes- und Geburtsprivilegien jeder Art, die soziale Demokratie. insofern sie den privaten Kapitalbesitz aufzuheben trachte. Nun sind aber die durch Stand und Besitz gebildeten Unterschiede keinesfalls von der „Natur“ allein geschaffen; unsere gesammten Culturverhältnisse haben einen grossen Antheil an ihrer Entstehung, Erhaltung und Entwickelung. Es sind also nicht eigentlich die Demokraten, die das Attentat gegen die Aristokratin Natur planen und die von ihr erzeugten Unterschiede der Körperkräfte, der geistigen Fähigkeiten und Charakteranlagen zu vernichten streben. Gleichmacherei in des Wortes eigentlicher Bedeutung treiben viel mehr die Moralisten oder die Pädagogen, die sich abmühen alle Menschen gleich ehrlich oder gleich reinlich zu machen. Oder die Hygieiniker, die sich bestreben die Unterschiede der Gesundheit mehr und mehr auszugleichen. Ferner betrachtet es jede politische Partei als ihre Aufgabe, durch Ueberredung und Suggestion die Ueberzeugungen der Menschen zu uniformiren. Auch loyale und conservative Gleichheitsfeinde würden nicht das Schlagwort vom Nivellement und der öden Gleichheitssucht hervorholen, wenn es ihnen möglich wäre, alle Menschen gleich königstreu und autoritätengläubig zu machen. Gleichmacherei betreibt ferner die Religion, wenn sie ein Ideal aufstellt, dem nachzueifern alle Menschen sich bestreben sollen. Und wenn der fromme Christ glaubt, vor Gott seien alle Menschen gleich, wenn er auf die Zeit harrt, da ein Hirt und eine Heerde sein wird, da setzt er bei seinem Herrgott selbst Gleichmacherei als Princip voraus.

Es würde also seinen guten Sinn haben von der Gleichmacherei, eventuell der „Nivellirungssucht“ oder dem „Gleichheitswahn“ der Moralisten, der Pädagogen, der Partei- und Religionsstifter zu reden. Aber die Gewohnheit und Geläufigkeit der geübten Wortverbindung beschränkt nun einmal jene Prädicate auf die Demokraten.

* * *

So eingeleiert und mechanisch geworden ist die Verknüpfung der Begriffe „Gleichheit“ und „demokratisch“, dass es fast paradox klingt, wenn man von monarchischen oder autokratischen Gleichheitsbestrebungen oder von aristokratischer Nivellirung reden wollte. Wenn aber z. B. der verstorbene russische Kaiser alle mehr oder minder berechtigten Eigenthümlichkeiten und Selbständigkeitsregungen der ihm unterthänigen Deutschen zu Gunsten der russischen Schablone unterdrückte, wenn er Verwaltung, Recht und Schule der deutschen Ostseeprovinzen gewaltsam und brutal russificirte, wenn er die deutsche Sprache auszurotten suchte und allen Unterthanen seines ungeheuren Reiches denselben griechisch-orthodoxen Glauben aufnöthigte: wie soll man dies anders und passender nennen als Gleichmacherei, Uniformirung, Nivellement? Also „autokratische Gleichheitssucht“.

Natürlich kann man auch mit gutem Recht behaupten, dass es „aristokratisches“ Princip sei Gleichmacherei zu betreiben.

Färbt man von einer Anzahl Täfelchen von Weiss zu Schwarz fortschreitend, ein jedes mit einer anderen Schattirung grauer Farbe, so erhält man beim Zusammensetzen einen Eindruck, der weit mehr einer homogen gefärbten Fläche gleicht, als einer gemusterten. Soll aber die Fläche differenzirt aussehen, soll sich deutlich ein Muster abheben, so ist

grade die Voraussetzung, dass viele der Holzstücke ganz gleich, die einen etwa gleichmässig weiss, die anderen gleichmässig schwarz gefärbt werden. Und so ist auch bei einer aristokratischen Gliederung der Gesellschaft für die Ungleichheit zwischen den einzelnen Ständen Gleichheit und Gleichmacherei innerhalb der Stände die nothwendige Voraussetzung. Wo ein wirklich kräftiges, aristokratisches Kastenwesen blüht, wo streng auf Rasse und Abstammung gehalten wird, da ist naturgemäss für eine individuelle Entfaltung der Persönlichkeiten in der grossen Menge kein Raum; die Parias werden auf einer gleichmässig tiefen Stufe der Gesittung und Lebensführung erhalten, und der Zwang der Sitte und des Gesetzes hindert kraftvollere Individuen sich emporzuarbeiten und die Standesschranken zu durchbrechen. Aber auch innerhalb der herrschenden Klassen selbst muss Gleichmacherei und Nivellement betrieben werden, wenn diese Klassen geschlossen und einheitlich auftreten wollen. Durch Erziehung zu gleichen Lebensformen und Verkehrssitten, durch Züchtung derselben specifischen moralischen Gefühle, Illusionen und Vorurtheile werden die Mitglieder zu einer homogenen Masse geformt.

Man betrachte z. B. das deutsche Offiziercorps, das ja in mehrfacher Hinsicht an eine Kaste erinnert und wohl grade dadurch ein so brauchbares Instrument für die Zwecke des modernen Staats geworden ist. Die deutschen Offiziere werden nicht nur in Rücksicht auf ihre Kleidung sondern auch in geistiger und vor Allem in moralischer Hinsicht uniformirt. Ihr ritterlicher Codex des *point-d'honneur* ist ja sicher eine ganz schöne Sache, aber doch immerhin für sehr selbständig veranlagte Geister nicht weniger eine nivellirende Schablone als die Klein-Kinder-Moral einer braven Gouvernante. Man wird sich Persönlichkeiten von ausgeprägter Eigenart und bedeutender Selbständigkeit in der ethischen Lebenserfassung — einen Tolstoi, einen Nietzsche, einen Schopenhauer, einen Christus — nur schwer als Mitglieder eines Offiziercorps vorstellen können. —

Jeglicher Adel, welcher Art er auch sei, stellt doch immer eine Herde dar, — eine kleine und vornehme Herde natürlich — aber doch immerhin eine Herde. Insofern ist auch Aristokratismus ein Gegensatz von Individualismus.

* * *

Umgekehrt lässt sich natürlich von „demokratischer Ungleichheit“ und „demokratischem Individualismus“ reden. Volle Glaubens- und Gewissensfreiheit oder ausgedehnte Selbstverwaltung sind alte demokratische Forderungen, die das Gegentheil von Nivellement darstellen. Ueberhaupt sind alle Institutionen, die eine individuelle Freiheit gewährleisten, der natürlichen Ungleichheit förderlich; auch setzen sie die principielle Verschiedenheit der menschlichen Neigungen und Bedürfnisse voraus. Selbst der berüchtigte „Cantönligeist“ mancher Schweizer ist — man kann es nicht leugnen — eine Art Individualismus.

Es ist scherzhaft zu sehen, wie im politischen Zeitungskampfe an einer Stelle die Demokratie wegen ihrer verbohrten und radicalen Gleichheitssucht gerügt wird, während einige Spalten weiter — wenigstens der „bürgerlichen“ Demokratie — „schrankenloser Individualismus“ zum Vorwurf gemacht wird. Sie zerstöre, — so heisst es — alle

organischen Verbände, löse sie in selbständige Einzelwesen auf, atomisire die Gesellschaft. Indem sie einem abstracten Freiheitsideal zu Liebe Jedermann einen allzugrossen Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte einräume, bevorzuge sie thatsächlich die geistig und wirthschaftlich Starken, benachtheilige die Schwachen, verschärfe also die Ungleichheit und vergrössere die Kluft zwischen den Menschen.

Dergleichen Widersprüche sind begreiflich, wenn man erwägt, wie verschwommen und zweideutig das ist, was man wahre demokratische Grundsätze nennt. Man kann das Princip der Gleichheit überspannen und zu einer Aufhebung aller Freiheit gelangen; man kann aber auch das Freiheitsprincip bis zum Anarchismus treiben, wo von Gleichheit nicht mehr die Rede sein kann. Wer ein Anbeter der Majorität ist und der Rousseauschen *„volonté générale“* eine Allmacht zubilligt, der gegenüber der Einzelne recht- und schutzlos wird, der ist sicher kein „Individualist“, aber er erscheint insofern als „Demokrat“, als er z. B. die Aufhebung aller fürstlichen, kirchlichen oder Standesprivilegien fordert. Wer aber grade die Machtvollkommenheit der Staatsgewalt und ihrer Träger zu Gunsten freier, individueller und communaler Selbstbestimmung beschränkt wissen will, und in diesem Sinne „Individualist“ heisst, der erscheint wiederum insofern als „Demokrat“, als er z. B. nothwendig gegen fürstliche Macht, polizeiliche Willkür und bureaukratische Bevormundung kämpft. Man kann schliessen:

Individualismus = freie Entfaltung der Persönlichkeit;
Freiheit = Demokratismus;
Also Individualismus = Demokratismus.
Man kann aber auch folgern:
Individualismus = Ungleichheit;
Ungleichheit = Gegentheil von Demokratismus, etwa Aristokratismus;
Also Individualismus = Aristokratismus.

Mit dergleichen Allgemeinbegriffen kann ja ein beliebiger Unfug getrieben werden; sie sind in jeder Hinsicht relativ und comparativ. Die Freiheit des Einen wird zum Zwang des Anderen und die Setzung dieser Gleichheit fördert und verschärft jene Ungleichheit. Welchen Compromiss aber hier Einer auch schliessen mag, welche politischen oder socialen Zustände er persönlichen Vortheilen oder individuellen Culturidealen zu Liebe für erstrebenswerth halten mag: immer wird er geneigt sein zu beanspruchen, nur jene Freiheit und jene Gleichheit, die er grade meint, könne und müsse von allen Uebrigen „die“ Freiheit oder „die“ Gleichheit, eventuell die „wahre“ Freiheit oder die „wahre“ Gleichheit genannt werden. —

* * *

Als im Laufe dieses Jahrhunderts unter der Nachwirkung der grossen Revolution die Principien der Gleichheit in mannigfacher Hinsicht zum Durchbruch gelangten, andrerseits aber doch — abgesehen von den unzerstörbaren Unterschieden der körperlichen Kräfte und der geistigen und moralischen Fähigkeiten — auch die grossen Verschiedenheiten des Besitzes und der ererbten Lebensstellung bestehen blieben: da geschah es, wie allbekannt, dass grade durch den Wegfall gewisser Schranken und die Entfesselung des freien Wettbewerbs jene fortbe-

stehenden Unterschiede in erhöhtem Masse sich geltend machten. Abstract ausgedrückt: die Setzung der Gleichheit A vergrösserte die Ungleichheit B. Es war begreiflich, dass sich breite Schichten des Volkes nach hochgespannten Erwartungen ernüchtert fühlten, dass sie sich durch Gewährung einer mehr formalen und juristischen Gleichheit nicht befriedigt erachteten. Und so erscholl denn gar bald der Ruf: „Fort mit den Unterschieden des ererbten Besitzes und der ererbten Lebensstellung“, ja „fort mit dem Privateigenthum überhaupt“.

Angenommen, es gelänge wirklich auch in dieser Hinsicht völlige Gleichheit zu schaffen, so wäre es doch, meine ich, keine ungereimte Frage, ob sich nicht der eben erwähnte Process von Verschärfung der einen Ungleichheit durch die Aufhebung der anderen wiederholen würde; ob nicht grade durch die Beseitigung des ererbten Besitzes und der damit verknüpften Vorrechte die nunmehr noch übrig bleibenden Ungleichheiten der physischen und geistigen Kräfte zur Erlangung irgend welcher persönlicher Vortheile in erhöhtem Masse sich geltend machen würden; ob nicht die thatsächliche Macht der Führenden gegenüber den Geführten, der Suggerierenden gegenüber den Suggerierten sich erhöhen würde. Ein Zustand, der je nach den Fähigkeiten, die sich Einer zutraut, und den Anschauungen über Gerechtigkeit, die er hegt, als erstrebenswerth wird bezeichnet werden oder als bekämpfenswerth.

Man kann alle Tage lesen, dass die Socialdemokraten in verbohrtem Dogmatismus einem abstracten Gleichheitsphantom nachjagten. Und viele meinen, sie könnten schon dadurch den Socialismus widerlegen, dass sie eine absolute Gleichheit aller Menschen als sinnlos nachweisen. Aber ich kann mich nicht entsinnen jemals von Freunden oder Feinden des Socialismus eine ernstliche Untersuchung gefunden zu haben, inwiefern mit dem Kern der socialistischen Grundsätze ein Mass, vielleicht sogar ein hohes Mass von Ungleichheit verträglich, ja nothwendig verbunden sei; einer anderen Ungleichheit natürlich, als sie heute besteht, aber doch einer Ungleichheit in geistiger Ausbildung und in den Lebensgewohnheiten der Menschen, einer Ungleichheit auch in politischer, ja socialer Hinsicht.

Man hat hierbei meines Erachtens mehr zu unterscheiden zwischen den Consequenzen, die sich nothwendig aus dem Kern einer Theorie ergeben, und denjenigen Lehren und Forderungen, welche die zu jener Theorie sich bekennenden Parteien auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwickelung — ich möchte fast sagen „zufällig“ — mit vertreten; die also mehr historisch als logisch zu begreifen sind. Und von diesen wiederum unterscheiden sich die aus taktischen und propagandistischen Gründen gestellten Forderungen. Dass die heutige Socialdemokratie zur Gewinnung der breiten proletarischen Massen die oft schreienden und empörenden Fälle von Ungleichheit, wie sie unsere Cultur zeitigt, immer wieder hervorzerrt und entrüstet bekämpft; dass sie ferner Gleichheit ganz im Allgemeinen predigt, ist, von ihrem Standpunkte aus, nicht nur geschickt sondern unvermeidlich. Und dass dann die anderen Parteien immer wieder auf die natürlichen und unausrottbaren Unterschiede der körperlichen und geistigen Kräfte hinweisen und dann sich stellen, als hätten sie damit jede Art der Ungleichheit gerechtfertigt und überhaupt den Gegner widerlegt, das ist ebenfalls „natürlich“. Aber freilich nur natürlich für das tiefe Niveau des politischen Tageskampfes, der wohl auf beiden Seiten mit demselben Mass an

Oberflächlichkeit, Unredlichkeit und Vorurtheilsfülle geführt wird. Aber für ernsthaftere, zumal wissenschaftliche Untersuchungen eine schärfere Abgrenzung der Begriffe und ein tieferes Abgraben der Probleme zu erwarten wäre nicht unbillig. Staunend sieht man aber, wie auch hier genial mit dem Gleichheitsbegriff umgesprungen wird und wie leicht sich auch Gelehrte eine Widerlegung machen. In dem vielgelesenen Buche Prof. Ziegler's „Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie" wird z. B. die socialistische Lehre von der Gleichheit in folgender Weise wiedergegeben:

„Die Menschen sind ursprünglich alle gleich gewesen. Die jetzt bestehenden Verschiedenheiten des Charakters, der Fähigkeiten und Kenntnisse haben ihre Ursache lediglich in den verschiedenen Lebensbedingungen, der verschiedenen Ernährung, der verschiedenen Erziehung und Ausbildung. Es ist also möglich durch Herstellung gleicher Existenzbedingungen und durch gleiche Ausbildung die Menschen alle gleich zu machen; ein solcher Zustand wäre naturgemäss und ist erstrebenswerth."

Es ist natürlich leicht in dieser Allgemeinheit diese aufgewärmten Rousseau'schen Gedanken ad absurdum zu führen. Aber man frage sich ehrlich: muss sie Einer wirklich für richtig halten, um ein Anhänger der wirthschaftlichen Theorien von Marx oder selbst ein Genosse der socialdemokratischen Partei zu heissen? Muss sie Einer für richtig halten, selbst wenn er nach einem grossen Masse politischer und socialer Gleichheit verlangt? Diese theoretischen Betrachtungen über die Natur des Menschen, die Ziegler die socialdemokratische Lehre von der Gleichheit nennt, treffen nur sehr wenig die Gleichheits**bestrebungen** der Gegenwart.

Dass Bebel, gegen den sich Prof. Ziegler wendet, oft und zumal in seiner Agitationsschrift: „Die Frau und der Socialismus" verschwommen von voller Gleichheit und Brüderlichkeit spricht und den Gleichheitsbegriff unkritisch handhabt, will ich gern glauben. Er thut eben, was auch seine Feinde thun. Immerhin hat er sich doch auch des Oefteren gegen eine alberne Allerweltsgleichmacherei verwahrt. So, wenn er in dem angeführten Buche schreibt: „Die uniforme Gleichheit, die man dem Socialismus andichtet, ist wie so Vieles eine Lüge und ein Unsinn." Aber freilich dergleichen Erklärungen werden ihm nicht viel nützen. Nach wie vor wird man ihm nachsagen, er wolle allen Menschen ein völlig gleich schweres Gehirn von 5 Pfund anzüchten, ihnen ein gleiches Profil und gleiche Haarfarbe verschaffen, sie alle zu gleich guten Zahnärzten und Politikern heranbilden und dann am selben Tage auch allen die gleiche Suppe zu essen geben. Man kann die Theorien seiner Gegner nie albern genug deuten . . . .

* * *

Man kann Gleichheit säen und wider Willen Ungleichheit ernten. Man kann aber auch bewusst die Gleichheit um der Ungleichheit willen und die Ungleichheit um der Gleichheit willen erstreben; oder man kann eine Ungleichheit durch eine andere zu ersetzen trachten und als Uebergangsstadium Gleichheit proklamiren. Mancher eifert gegen Gleichheit, weil er eine Herrschernatur ist; mancher eifert ebenso gegen Gleichheit, weil er eine Lakaienseele ist. Viele schwärmen für Gleich-

heit aus Gerechtigkeit und viele schwärmen für Gleichheit aus Neid. Es kann Einer die Menschen sehr ungleich in moralischer und intellektueller Hinsicht bewerthen und für die geistige Rangabstufung sehr empfindlich sein und dabei doch Allen gleiche politische oder sociale Rechte einräumen, Allen die gleichen Ansprüche an Lebensgenuss zubilligen und Allen die gleiche Möglichkeit für Bildungserwerb offen gehalten wissen. Es kann Einer sehr exclusiv sein und vertraulichen Verkehr nur auf wenige gleichgeartete Personen beschränken, also im gewöhnlichen Sinne „stolz“ oder „vornehm“ heissen, dabei aber alle socialen und politischen Vorrechte ehrlich bekämpfen und auch für sich keine Privilegien oder Ehren heischen. Kurz es kann Einer mit Recht gleichzeitig „Aristokrat“ und „Demokrat“ gescholten werden, wobei dann das am Wort klebende Denken sofort einen Widerspruch oder einen Zwiespalt im Charakter festzustellen bereit ist. Wer aber in vieler Hinsicht Gleichheit anerkennt, der ist noch nicht gezwungen, sich mit aller Welt „gemein“ zu machen und nach Art der Sanges- und Schützenbrüder in Brüderlichkeit zu schwelgen und nach halbstündlicher Bekanntschaft zu Handschlag und Bruderkuss bereit zu sein.

Brutale Gleichheitsflegel oder kleine Geister, die es nervös macht, wenn ein Anderer das Durchschnittsmass überragt, sind gewiss wenig erfreuliche Erscheinungen. Aber ebenso wenig erfreulich sind z. B. jene Ungleichheitsfanatiker, die Nietzsche confus gemacht hat: Grüne Burschen, offenbare Fabrikwaare der Natur, die ein Paar Seiten von „Jenseits von Gut und Böse“ gelesen haben, halten sich plötzlich für Herrennaturen und Aristokraten; und indem sie Gleichheit energisch ablehnen, meinen sie schon die höhere Werthigkeit ihrer eigenen kleinen Persönlichkeit erwiesen zu haben. Es ist ja so süss herabschauen zu können und zu verachten . . .

Nein, das gedanklose Schmähen ist um nichts besser als das gedankenlose Schwärmen; das Vorurtheil gegen die Gleichheit ist würdig dem Vorurtheil für die Gleichheit.

„So lange die Menschen Menschen bleiben und die Gesellschaft Gesellschaft, so lange wird die Gleichheit ein Traum bleiben“ — so las ich jüngst in einem Aufsatze Huxley's. Ein Traum wird aber wohl auch eine menschliche Gesellschaft bleiben, die nicht in irgend einer Hinsicht nach Gleichheit strebt und in irgend einer Hinsicht Gleichheit verwirklicht. Und dieser Traum wäre „nicht einmal ein schöner“. Aber ein wirklich schöner Traum wäre es, eine Zeit zu erhoffen, in der Niemand mehr „die Gleichheit“ als eulogistisches oder dyslogistisches Schlagwort missbrauchte.

DER HOLDEN WORTE SÜSSER KLANG.

ROMAN

VON

VIGGO STÜCKENBERG.

(Schluss.)

Der Mond scheint auf das Wasser und auf das alte Fährhaus, und draussen auf der bethauten Badebrücke sitzen Martin und Jutta und reden in der Sommernacht mit einander.

„Und Du bist garnicht müde und angegriffen nach der Reise?“ fragt Martin und sieht ins Wasser hinab, das gegen die Brückenpfähle plätschert.

Jutta lacht kurz und weich, ein Lachen wie ein plötzliches leises Vogelglucksen, das in die stille Mondnacht hinausgestossen wird.

„Willst Du denn durchaus, dass ich hinein gehe?“ fragt sie.

„Ach nein,“ erwidert er und lächelt, ich bin nur so entwöhnt von Gesellschaft, besonders um diese Zeit des Tages. Johanna geht so früh zu Bett. Vielleicht kann ich auch etwas Genuss davon haben, dass Du hierher kamst,“ fügt er hinzu und lächelt wieder, — „wenn Du selber Dich nur nicht allzusehr langweilen wirst!“

„Ach,“ sagt sie, „ich verstehe es, mich auf eigene Hand zu amüsieren, falls Ihr beide mich langweilen solltet.“

„Wie findest Du Johanna?“ fragt er dann plötzlich und sieht flüchtig zu ihr hinüber, als wolle er ihr die Antwort vom Gesicht ablesen.

Und er sieht sie den Kopf ganz leicht neigen und wie in Verlegenheit erröten.

„Ich finde,“ antwortet sie, „dass Johanna sich erholt hat“.

„Wie so?“ fragt er zögernd.

„Sie war ja heute Nachmittag ganz vergnügt.“

„Ja,“ sagt er, „sie hat sich auf Deinen Besuch gefreut, — sich nach Dir gesehnt.“

„Geht sie immer so früh zu Bett?“

„Ja, sie wird müde, sobald die Sonne untergegangen ist“.

Und dann schweigen sie, bis Martin plötzlich anfängt, leise vor sich hin zu lachen.

„Aber worüber lachst Du denn?“ fragt Jutta und sieht ihn verwundert an.

„Über mich selber,“ antwortet er, „weil ich hier sitze und nichts zu sagen weiss. Ich habe ein Gefühl, als hätte ich vergessen, wie Menschen mit einander reden. Ich bin stets befangen gewesen, wenn ich mit Dir reden sollte, aber heute Abend bin ich so schwerfällig, als hätte ich lange Monate auf einer Eisscholle im Polarmeer verbracht.“

„Aber Martin!“ lacht Jutta und sieht ihn an, als wisse sie nicht so recht, ob er scherzt oder spottet.

„Ja, es ist höchst sonderbar,“ fährt er fort, „aber es zuckt fortwährend in mir auf wie ein Wetterleuchten vor lauter Freude, wenn ich Dich ansehe und daran denke, dass Du, — das heisst dass ein Mensch — hier neben mir sitzt und freundlich mit mir redet und sich wirklich die Mühe macht, mir zu antworten.“

„Ach,“ lacht Jutta „ich finde wirklich nicht, dass Du verlernt hast, Dich auszudrücken!“

„Jutta,“ erwidert er und sieht sie in stiller Freude an, „ich bin heute Abend beinahe glücklich, und das ist in zweierlei Weise Deine Schuld, erstens, weil Du gekommen bist und da sitzst, und zweitens“ — — —

„Nun?“ fragt sie und lacht wie vorhin, lacht unablässig, sobald er schweigt, — „waren Dir die Worte wirklich ausgegangen?“

„Nein, aber das Andre ist Etwas, was mich amüsiert hat, etwas, was ich gern wissen darf und was auch auf mich einen kleinen Schimmer von Glück wirft.“

„Jetzt bist Du sicher auf dem Holzwege!“ sagt sie unsicher.

Er sieht sie lächelnd an.

„Du bist im Begriff, Dich zu verloben, nicht wahr, Jutta? — Oder soll ich so thun, als wüsste ich es nicht?“

Sie lehnt sich vorüber und schaut in das glitzernde Wasser hinab und schwingt sich hin und her, mit beiden Händen das Brückengeländer umfassend.

„Machst Du Dich lustig?“ fragt sie endlich.

„Nein,“ erwidert er, „ich sage Dir ja, dass ich dabei ein fernes Gefühl von Glück empfinde, — weisst Du, dasselbe, das ein Vagabond empfindet, wenn er eines Tages das Obst eines fremden reichen Mannes kostet, und niemand ihn wegjagt, — ich meine, ich freue mich im stillen, dass an gewissen Enden der Welt das Glück noch lebt“.

„Dann führt meins freilich ein recht bescheidenes Dasein,“ entgegnete sie, — „ich weiss ja nicht einmal, ob er mich auch will“.

„Ach — was!“ sagt er langgezogen und lacht, „— Du sagst doch wohl ja, wenn er will?“

„Auch das weiss ich noch nicht,“ antwortet sie und lacht wie er, — „den Fall gesetzt, dass er nun nicht der Rechte wäre?“

„Ja, aber dann bist Du nicht wirklich verliebt!“

„Du musst bedenken, dass ich neun und zwanzig Jahre alt bin,“ sagt sie, „da fängt man an, vorsichtig zu werden“.

Martin aber lächelt und schüttelt den Kopf.

„Vorsichtig werden!“ wiederholt er, — „mit der Finesse kommt man, glaube ich, in dieser Frage nicht weit“.

„Das weiss ich nicht“, erwidert sie, „aber ich will lieber verzichten und allein leben, als unglücklich werden“.

„Ich kann Dich mir als rundliche, frische Hausfrau vorstellen, fröhlich und singend und mit einem Schärflein guter Laune für jeden, der in Deine Nähe kommt,“ sagt er und sieht sie an, — „und als Mutter einer ganzen Schaar rotwangiger Kinder“.

„Wenn nur das Ganze nicht in Deiner Phantasie stecken bleibt!“ meint sie, als nähme sie es sehr leicht, sieht ihn aber im selben Augenblick mit einem glücklichen, dankbaren Lächeln in den Augen an.

Und dann erhebt sie sich und steht auf der Brücke und streicht über ihr Kleid, um die Falten zu glätten.

„Willst Du schon gehen?“ fragt er und bleibt sitzen.

„Ja, — jetzt gehe ich hinein!“

„Dann Gute Nacht!“ sagt er und fügt leise hinzu: „es war hübsch von Dir, dass Du zu uns kommen wolltest!“

Und als sie gegangen ist, sitzt er noch lange da und schaut über die spiegelglatte Bucht, wo die ganze Schönheit der Nacht zum Bleichen ausgebreitet liegt. Da sind zwei Monde, ein silberner am Himmel und ein goldener tief unten in der Bucht, und das Wasser selber ist wie ein grosser Schmuck aus dunkler, klarer Emaille, der die Erde umgiebt, und die Tangstreifen liegen im Mondlicht da wie weisse Flecke aus Perlemutter. Er denkt an Jutta, — denkt eigentlich nicht, fühlt sich aber gleichsam überrieselt von einem warmen, linden Lufthauch, der sie personificiert. Ihre Stimme, ihre einfache, natürliche Unterhaltung mit ihm erfüllt sein Ohr mit dem Frieden eines Waldquelles,



er hat ein Gefühl, als strecke er sich nach einer langen, einsamen Wandrung auf ein Mooslager im kühlen Waldesschatten nieder. Und als er sich erhebt, um hineinzugehen, bethauen sich seinen Augen einen Augenblick, wie wenn Eis schmilzt. — — — —

Das Wasser wiegt sich blank und still, umrahmt von dem blauen Nebel ferner Wälder, und am Horizont der fernen Wälder wölbt sich der Himmel blau und sommerrein. Sonnengebräunt und gerade sitzt Jutta vor Martin auf der Bootsbank. Ein grosser, schwarzer Strohhut beschattet ihre braunen Augen, die warm und lächelnd in Martin's hineinschauen. Das Boot schaukelt leise unter ihnen und hebt ihre rundliche Gestalt in stark blauen und schwarzen Farben von dem blanken, graugrünen Wasser und dem hellen Himmel ab. Sie sitzen schweigend in brennendem Sonnenschein da, schläfrig von der Sommerwärme, und lauschen dem Glucksen des Wassers gegen das Boot unter ihnen. Martin lässt die Arme auf den Rudern ruhen und schaut das Wasser und den Himmel und Jutta an, ihr Lächeln in seinen Augen, ihren Gesang und ihr Lachen in der Seele, er ist voller Freude über sie, denn sie hat Unternehmungsgeist in die Zimmer des Fährhofs gebracht und den schleichenden Stunden Flügel verliehen und das Brennholz ihrer Lüste und Ansprüche auf sein und Johannas erlöschendes Feuer geworfen.

Er weiss, dass die Langeweile keine Musse mehr hat, sich erstickend über die Glut zu legen, — eins von ihnen ist stets wach, — und er erblickt flüchtig Johanna im Geiste, wie sie vorhin dastand, ein wenig reizbar beleidigt durch diese Ruderfahrt, die ohne ihr Wissen geplant war, — er erinnert sich ihrer, wie sie ihn an jenem Winterabend angesehen, als er und Jutta auf dem Sopha mit einander rangen, ihres hastig fragenden, spähenden Blickes von ihm zu Jutta hinüber, — und nun sitzt sie daheim und spielt mit dem kleinen Mädchen, während die weisse Wäsche der Fährfrau im Sonnenschein auf dem Hofe flattert, und er und Jutta mit langsamen Ruderschlägen über die Bucht dahingleiten und von Zeit zu Zeit mit dem Strom treiben.

„Ich begreife Johanna nicht!“ sagt Jutta und sieht ihn wieder warm und lange an, — „sie ist nicht gut gegen Dich, Martin, und das hast Du doch wahrlich nicht um sie verdient!“

Martin schaut mit einem verlegenen, bittern Lächeln vor sich hin.

„Ich begreife es nicht!“ sagt Jutta wieder, „so von Dir eingenommen, wie sie einstmals war, und so verliebt, dass sie für nichts weiter auf der ganzen Welt Sinn hatte.“

Martin sieht zu ihr auf.

„Ja,“ sagt er zögernd; „Du weisst wohl reichlich so gut wie ich Bescheid über ihre Gefühle, — sie macht ja kein Hehl daraus!“ fügt er bitter hinzu.

„Weil sie ehrlich gegen Dich sein will, Martin.“

„Ehrlich!“ wiederholt er, — „ehrlich!“

„Ach Martin!“ ruft Jutta aus und beugt sich flehend zu ihm hinüber, — „Du darfst nicht an ihrer Ehrlichkeit zweifeln, sie kann Deinen Glauben an ihre Wahrheitsliebe nicht erschüttert haben.“

„Freilich hat sie das gethan!“ sagt er und bleibt in gebeugter Stellung sitzen und schaut in das Wasser hinaus.

„Aber glaubst Du denn, dass sie Dich betrogen hat, Martin?“

„Ja!“ antwortet er kurz.

„Dann hättest Du sie nicht bei Dir behalten, Martin.“

Er erwidert nichts, sondern sitzt schweigend da und starrt wie in Gedanken vor sich hin, und Jutta schiebt in fieberhafter Erregung die Ringe auf ihren weissen Fingern auf und nieder.

„Das hättest Du nicht gethan, Martin!“ wiederholt sie, — „und Johanna wäre garnicht geblieben! — dazu seid Ihr beide viel zu ehrliebend!“

„Ehrliebend!“ wiederholt er, — „wer sagt mir, ob meine eigene Ehrliebe es Andern nicht gerade so leicht macht, mich hinter meinem Rücken zu betrügen?“



„Gerade Deine Ehrliebe müsste Dir sagen, dass ein anderer Mensch genau so sehr darunter leiten kann, sich in einer schiefen Stellung zu wissen, — zu wissen, dass man ihm misstrauet, dass Worte ihn nicht zu rechtfertigen vermögen!“

„Aus Deinen Worten hört man Johanna heraus!“ sagt Martin und sieht sie mit einem matten Lächeln an.

„Aber mir glaubst Du doch, Martin!“

„Nein, Jutta, ich glaube zuweilen, dass es Lügen sind, nichts als Lügen! Ich glaube ihr nicht, glaube ihm, meinem besten Freund nicht, glaube niemand! Ich glaube, dass er ein Ehrenschänder, ein Betrüger ist, — und sie, sie! wiederholt er und macht eine Bewegung mit dem Fuss, als wolle er sie von sich stossen, — es ist mir, als hause eine Pest in meiner Seele, die Alles zerstört!“

„Martin!“

„Ja, ich weiss, dass sie ehrlich, ja sogar gut ist, und dies Alles gethan hat, um sich ihren eigenen Weg zu bahnen, unangefochten von allen andern Gesetzen, nur ihrem eigenen Herzen, ihrer eigenen Liebe gehorchend, und, — ja, — ich beklage sie, ich bedaure sie, weil ich weiss, was verschmähte Liebe, was Ohnmacht ist!“

„Aber dann glaubst Du doch, dass sie ehrlich ist!“

„Nein, nein! weshalb sollte sie wohl ehrlich sein!“

„Hast Du ihr das gesagt, Martin?“

Er beugt sich plötzlich über die Ruder und zieht an und rudert mit hastigen, gewaltsamen Schlägen und spricht kurz und stossweise.

„Ihr,“ sagt er, „ihr, — sie hört nicht, was man sagt, sie hört nichts mehr, — sie träumt und arbeitet in ihrer eigenen, verborgenen Welt, in ihrer geheimen Kammer, und wer weiss, was sie da betreibt.“

„Ihr seid zwei unglückliche Menschen, Du und sie.“

„Ja, wir sind unglückliche Menschen,“ sagt er und lacht.

„Aber Martin, nun ist e r ja doch weg, und D u hasst sie. Das wissen wir doch Alle, dass die Verliebtheit einmal aufhört, — früher oder später. Was Euch anbetrifft, so hat sie ziemlich früh aufgehört, — aber man sieht ja alle Menschen trotz dem das Leben mit einander aushalten.“

„Freilich, Jutta, aber ich bin ein junger Mann, — das hab' ich in der letzten Zeit empfunden.“

„Das leugnet ja niemand!“ sagt sie.

„Und ein junger Mann legt sich nicht hin und stirbt an unglücklicher Liebe!“ fährt er fort.

„Wie meinst Du das?“ fragt sie unsicher.

„Um es mit nackten Worten zu sagen, — auch Deine Augen und die schwarzen Locken hinter Deinem Ohr sind hübsch!“ sagt er lachend und sieht ihr Ohr an, das plötzlich unter dem Hutrande errötet, vom Hals bis zur Wange errötet.

„Fang' jetzt bitte nicht wieder mit Deinen alten Narrenspossen an!“ sagt sie und schlägt ihm mit dem Handschuhen auf die Finger.

„Aber es waren durchaus keine Narrenspossen damals!“ erwidert er und rudert immer langsamer, — „ich war sehr verliebt in Dich, was Du übrigen auch sehr wohl weisst.“

„Ja, aber jetzt, Martin!“

„Jetzt, — ach!“ lacht er, „Du bist ein junges Weib, und ich bin ein junger Mann, und wir sitzen hier im Sonnenschein und sehen einander in die Augen und sind alle beide ganz vergnügt darüber!“

„Du bist ein leichtsinniger Mensch, Martin!“

„Ein bedauernswerter Mensch, sage lieber, ein bedauernswerter Mensch, der seinen Kummer gern einen Augenblick vergessen möchte, und der Deinen Augen dankbar sein würde, falls sie ihm dazu verhelfen wollten.“

„Ja, Martin ich wollte herzlich gern gut gegen Dich sein, aber —“

„Aber? — so sag doch nicht aber, Jutta! — Sei Du nur heiter und

liebenswürdig, streichle Du nur mit Deinen weichen Händen, wo sie die harten Schläge geführt hat!"

„Du darfst nicht so reden, Martin, — ich mag das nicht hören!"

Er lacht leise.

„Weshalb lachst Du?"

„Weil Du eben erst gesagt hast, dass Du herzlich gern gut gegen mich sein möchtest, hinterher aber sagst Du, dass ich nicht darüber reden darf."

„Es ist die Art und Weise, wie Du es sagst."

„Wenn ich treffende Bilder gebrauche, so geschieht das ganz unwillkürlich, — sie fallen ganz mit meinen Gedanken zusammen."

„Es würde mir wirklich eine Freude sein, Martin, wenn ich Dich wieder froh und glücklich machen könnte, ich finde nur, Du hast immer so eine anstössige Art und Weise, Dich auszudrücken!"

„Aber mein Gott, Jutta!"

„Ja, das hast Du, und wenn Du Dir das nur abgewöhnen wolltest, so will ich herzlich gern für Dich thun, was in meinen Kräften steht."

Er blickt sanft zu ihr auf. Dann zieht er plötzlich die Ruder wieder ein, lässt sich von der Bank herabgleiten und legt sein Haupt in ihren Schooss.

„Martin! Martin!" flüstert sie hastig und beugt sich tief über ihn, beugt den hastig wogenden Busen über ihn und legt die Hände um seinen Kopf, um ihn von ihrem Schooss zu entfernen, begegnet aber dem Blick seiner Augen und lässt ihre Hände durch sein Haar gleiten.

„Jutta!" fleht er und schaut ihr unverwandt in die Augen, „lass' mich einen Augenblick ruhen! — Lache mich aus, wenn ich sentimental bin, — aber es ist so unsinnig lange her, seit mein Haupt in einem Frauenschooss geruht hat, — so unsinnig lange, seit ein Paar weiche Hände mein Haar berührt haben, — und ich bin so wahnsinnig müde und bin so allein gewesen, — und es ist so süss in Deiner Nähe und da ist nichts, woran man zu zweifeln braucht, nichts, woran man glauben muss" — — —

Und er erhebt die Arme und schlingt sie um ihre Taille und ruht zurückgelehnt und schaut in ihre braunen, unruhigbrennenden Augen, und sie sitzt über ihn gebeugt, errötend und tiefatmend, und lässt ihre Finger durch sein Haar gleiten.

„Martin!" sagt sie plötzlich und entreisst ihm hastig ihre Hände und presst sie gegen die Wangen, um sie zu kühlen und schaut ihn mit verzweifelndem Flehen an, — „Rudere! — hörst Du! — Steh jetzt auf! — Rudere! — Aber weit hinaus aufs Meer, ehe Du heim ruderst!" bittet sie und fährt fort, die brennenden Wangen zu kühlen.

* * *

Die Julisonne scheint still und sengend auf den blühenden Garten des Fährhofes herab. Im Schatten des Apfelbaumes liegt Martin auf seinem Triumphstuhl ausgestreckt, und auf dem Grabenrande vor ihm sitzt Johanna in einem enganschliessenden, dunkelblauen Morgenkleid, ein grosser, roter Panamahut, den sie tief in die Stirn gezogen hat, schirmt sie gegen die Sonne, die Füsse hat sie in die Höhe gezogen, und die Hände ruhen müssig im Schooss. Und auf einem ganz niedrigen Stuhl, an einem kleinen mit Handarbeit angefüllten Tisch — dort schimmern blaue und rote Garndocken neben blendend weisser Javaleinwand, — fast zu Martins Füssen, sitzt Jutta und stickt. Sie trägt eine weisse Blouse und einen dunkelblauen Rock, der sich ihr eng, als trüge sie keine Unterröcke, um Kniee und Hüften legt. Ihr Hut hängt auf Martins einem Fuss und sie sitzt da, gesenkten Huptes und mit zitternden Sonnenflecken auf der weissen Blouse und der weissen Arbeit und auf den schwarzen, glänzenden Haarwellen, und näht mit weissen, beringten Fingern, an denen die Steine in ihrer Goldfassung blitzen.

Da lässt Martin das Buch, in dem er liest, sinken, reckt sich und gähnt.

„Wollen wir baden?" fragt er und schiebt die Hände unter den Nacken.



„Wir? — Bist Du verrückt geworden?“ lacht Jutta.

Johanna rührt sich nicht.

„Aber weshalb denn nicht?“ fährt er fort. „Jetzt haben wir so oft am Strande gewatet und geplätschert, und, mein Gott, — anständige Badeanzüge haben wir doch!“

„Und von dem offnen Strand aus!“ lacht Jutta wieder. „Nun und nimmer!“

„Vom offnen Strand aus!“ wiederholt er, — „das ist der Wald ringsumher, — und in diesen Wald kommt keine Menschenseele. Was meinst Du dazu, Johanna?“

„Ich bleibe hier!“ antwortet sie kurz.

„Ja, — natürlich!“ seufzt Martin. Im selben Augenblick aber wendet Johanna sich um und sieht hart und spöttisch von ihm zu Jutta hinüber.

„Geht Ihr nur allein, Kinder,“ sagt sie. „Meinetwegen geniert Euch nicht!“

Jutta sieht hastig von ihrer Arbeit auf und begegnet Johannens Blick und bricht in Thränen aus.

„Dass Du mir das zu bieten wagst! Johanna!“ sagt sie und zerknittert ihre Arbeit mit den Händen, „hab ich mir nicht alle erdenkliche Mühe gegeben, so friedfertig wie nur möglich und so — —“

„Hat das etwas mit Deiner oder mit meiner Friedfertigkeit zu thun, ob ich baden will oder nicht?“ fragt Johanna und lacht, „— ich mag ganz einfach nicht, aber ich will Euch nicht hinderlich sein!“

„Ja, aber gerade, dass Du Dir denken kannst, dass ich und — — —“

„Ach, so heul' doch nicht gleich! Du kannst es ja nachlassen, — es ist doch wohl einerlei, ob ich mit dabei bin oder nicht, — oder ist es so notwendig, dass ich mit dabei bin, damit es anständig und ehrbar dabei zugeht?“

Jutta springt auf, als sei ihr ein Schlag ins Gesicht versetzt, stösst in der Eile den Tisch um und läuft davon und verschwindet, das Taschentuch gegen das Gesicht gepresst, durch die offne Küchenthür.

Johanna setzt sich auf Juttas Stuhl, richtet träge den Tisch wieder auf und bückt sich, um die Stickerei und den Nähkorb wieder aufzunehmen.

Martin hat sich erhoben und steht hinter seinem Stuhl. Sie schaut flüchtig nach seinen Händen hinüber, die sich fest um die Rücklehne schliessen, so dass die Knöchel weiss hervortreten.

„Ich bitte Dich nur, mir Eins zu sagen, Johanna,“ stösst er mit trockner, bebender Stimme heraus, „— ist es Deine Absicht Dich während des Rests der Sommermonate so aufzuführen, so sage es mir, — dann soll Jutta fort — oder auch wir!“

„Ich kann ja reisen!“ erwidert sie, lehnt sich in den Stuhl zurück und schaut ruhig und gleichgültig über die Bucht hinaus.

„Bist Du eifersüchtig?“ fragt er.

Sie hört den Triumph in seiner Stimme und sieht zu ihm auf.

„Nein, Martin! Aber ich fühle, dass ich überflüssig bin. Ihr Beide könnt ja gut mit einander auskommen, — ganz ausgezeichnet sogar! Lass mich gehen und sieh Du zu, ob Du sie gewinnen kannst.“

„Beabsichtigst Du, diese Idee durchzuführen?“ fragt er wieder, „— denn dann will ich es Jutta mitteilen, damit sie weiss, wonach sie sich zu richten hat.“

„Ja, thu Du das, thu Du das!“

„Johanna, Du weisst sehr wohl, dass es ein kindischer Einfall war, — das mit dem Baden! — Du weisst, dass nichts Böses daran war!“

Er bleibt neben seinem Stuhl stehen, und sie starren einander in die Augen, gehässig, bebend, bis sie in lautes Lachen ausbricht.

„Nichts Böses?“ wiederholt sie. „Sagte ich denn, dass etwas Böses daran sei? — Nein, ich sagte, es stünde Euch frei, zu thun, was Euch beliebte, mir machte es keinen Scherz. Das sagte ich, und ich sagte, Jutta müsse ja stolz darüber sein, dass ich annehme, sie sei so sehr Dame, dass sie sich, wenn sie allein ist, nur das erlaubt, was sie sich aller Welt gegenüber erlauben würde!“

„Du hast sie beleidigt!“ erwidert er ruhig, „und bittest Du sie nicht um Entschuldigung, so reise ich ab.“

Damit dreht er sich auf dem Absatz um und geht durch den Garten dem Hause zu und kommt um den Flügel herum auf den Hof. Dort sieht er Jutta im Sonnenschein auf der Bootsbrücke stehen.

Er geht langsam zu ihr hinaus, und sie rührt sich nicht, als hörte sie seine Schritte nicht. Erst als er den Arm um ihre Taille schlingt, zuckt sie zusammen und sieht erschrocken zu ihm auf.

„Ach, lass mich los, lass mich los!“ bittet sie und will seinen Arm entfernen, vermag es aber nicht.

„Jutta!“ sagt er und beugt sich über sie und küsst ihren Mund.

„Weshalb thust Du das?“ entfährt es ihr wie ein Schrei, und sie wird starr in seinen Armen und sieht ihm starr in die Augen.

„Komm' mit mir!“ sagt er, ohne den Blick von ihr zu wenden, „ — komm mit mir an den Strand!“

„Ach, — aber Johanna, — sie ist so böse!“ klagt sie.

Und doch folgt sie ihm, und er lässt den Arm sinken, der sie umschlungen hält und schreitet neben ihr her.

„Denk' nicht mehr an Johanna!“ sagt er endlich, als sie unter dem bewaldeten, hohen Ufer angelangt sind, „ — denke an nichts, bleibe nur bei mir!“

„Martin! Ich wage es nicht weiter zu gehen,“ sagt sie, bleibt stehen, ergreift seine Hand und schaut ihm in die Augen.

Und abermals beugt er sich über sie, küsst sie auf den Mund und küsst sie auf die Augen und presst sie an sich.

„Martin, Martin!“ jammert sie wie durch Thränen, — „das darfst Du nicht thun, — lass mich fort von hier!“

„Ja, nicht wahr,“ sagt er und lächelt bitter, „Euch beide soll ich fortlassen!“

„Ach, ich kam so fröhlich hierher!“ flüstert sie und schmiegt sich an ihn und weint.

„Entsinnst Du Dich noch des Kusses, den Du mir gabst, als ich mich verlobt hatte?“

Sie antwortet nicht, schmiegt sich aber fester an ihn.

„Hatte der nichts zu bedeuten, Jutta?“

Sie schweigt, aber ihre Brust wogt gegen seine Hand.

„Was sollte der denn bedeuten?“ fragt sie endlich.

„Es war ein Schlüssel zu Deiner Thür, ein kleiner Talisman, der mir die Pforte erschliessen sollte, wenn ich in Not geraten würde. Ich habe den Talisman aufbewahrt, Jutta, und jetzt bin ich in Not, und ich habe selber nicht gewusst, was das zu bedeuten hatte, — bis zu dieser Stunde. — Jutta, war es nur Spielerei zwischen Dir und mir diesen Sommer?“

„Nein, nein, nein!“ flüstert sie und schlingt die Arme um seinen Hals.

„War es Mitleid, Jutta, das Dein gutes Herz mir als Spielzeug schenken wollte?“

„Weshalb fährst Du fort zu fragen?“

„Weil,“ sagt er, „ich so skeptisch geworden bin, dass ich nichts mehr glaube. — Und der Mann, mit dem Du Dich verloben wolltest und an den Du dachtest, als Du die ersten Abende auf der Bootsbrücke auf und nieder gingst?“

„Martin,“ flüstert sie, „an dem Abend jenes Tages, als Du Dein Haupt zum ersten Mal in meinen Schooss gelegt hattest, weinte ich, weil ich nicht mehr an ihn denken konnte.“

Er lächelt und steht da und schaut weit hinaus über die sonnenbeschienene Bucht.

„Woran denkst Du?“ fragt sie plötzlich und richtet sich in seinem Arm auf, damit ihr Auge dem seinen begegnen kann.

„An den Sommer!“ antwortete er, „an das Meer und den Wald und an die Sonne, an diese Sommerstunde, an diesen kurzen Augenblick, Jutta. Ich

stehe da und suche nach den Jahren, die vergangen sind, und kann sie nirgends mehr sehen. Ich weiss, dass sie dagewesen sind, wie die Bucht hier immer gewesen ist. Ich habe das früher Alles gesehen, aber es ist bisher Alles verblasst und verschlissen gewesen. In diesem Augenblick ist es, als sei es von neuem erschaffen, das Meer und die Sonne und der Wald! Und das Alles nur, weil Du Deine Arme um meinen Hals schlingst. Komm jetzt, wir wollen weit, weit fort gehen!"

Und er presst sie schweigend an sich und legt seinen Arm um ihre Taille, und sie wandern langsam weiter an dem blendenden Strand entlang. Unablässig giebt der Wald der Bucht das Geleite, und sie kommen an kleine Einschnitte und um runde Landzungen herum, wandern immer im Sonnenschein dahin, im Sonnenschein und in Einsamkeit und Schweigen.

„Woran denkst Du? Weshalb schweigst Du?" fragt sie endlich wieder in unbestimmter Unruhe.

Und er presst sie an sich und küsst sie.

„Immer an dasselbe!" antwortet er und führt sie unter einen Dornenstrauch, der in dem hohen Gras am Fusse des abschüssigen Ufers wächst und Schatten spendet.

„Lass uns hier ein wenig sitzen und auf das Meer hinausschauen?" sagt er, und sie setzt sich, und er legt sich zu ihren Füssen hin und birgt sein Haupt in ihrem Schooss.

„Du siehst ja das Meer nicht an!" sagt sie und hält ihm die Hand vor seine Augen, die in die ihren hineinstarren.

„Nein," erwidert er, und schiebt ihre Hände über seine Stirn, „ich muss Dich fortwährend ansehen. Es ist mir, als habe ich so lange, lange auf Dich gewartet, seit dem Jahr, als ich mich verlobte. Verstehst Du das Sonderbare, dass ich eine Frau mit meinem innersten Herzen geliebt und doch Tag täglich gewusst habe, dass eine andre da draussen am Horizont meines Bewusstseins stünde und mich zu sich hinzöge wie ein Planet, der sich in Finsternis hüllt, aber anzieht, so dass man sich nicht von ihm befreien kann. Ich habe oft an Dich gedacht, wie man an Ahnungen denkt, und jetzt, wo Du bei mir bist, ist es mir, als hätte ich mit zwei Herzen gelebt, als habe das eine stets Dir gehört. Ich habe mich nicht nach Dir gesehnt, und doch habe ich Dein Bild geliebt. Jetzt bist Du am Horizont empor gestiegen, und nun brennt Deine Wärme mir entgegen und erweckt Leben in mir. Aber Du bist plötzlich gekommen, Alles in mir strömt über, so reissend wie die grossen Flüsse, wenn der Frühling das Eis sprengt. Ich weiss es, Jutta, ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig, — ach, aber mir schwindelt vor Glück, weil ich mein Blut wieder sieden fühle, weil ich den Schooss einer Frau unter meinem Haupte fühle und einen Blick, der meine Seele umfängt. Man hat mich aus dem Paradiese vertrieben, aber ich bin dahin zurückgekehrt, — ich liebe Dich!"

Und er erhebt sich und kniet an ihrer Seite nieder und nimmt ihren Kopf in seine Hände und küsst ihren Mund, bis ihre Lippen den seinen entgegenschwellen.

„Martin! Du erstickst mich," klagt sie.

Und als er sie frei giebt, sitzt sie da und lacht und drückt mit beiden Händen die Haarnadeln in den dicken, schwarzen Haarknoten hinein.

„Du bist so entsetzlich gewaltsam," sagt sie.

„Liebst Du mich denn nicht, Jutta?"

Sie lächelt und küsst ihn, hastig, als würde sie plötzlich verlegen.

„Du weisst, ich habe einmal gesagt, wenn ich nicht einen solchen Mann wie Dich bekäme, würde ich mich niemals verheiraten".

Und dann sitzen sie schweigend im Gras unter dem Dornenstrauch und schauen über das Meer hinaus.

„Wollen wir ein wenig waten?" frägt Martin, — „ich werde ganz neidisch auf die Strandvögel und fühle mich dabei so heimisch hier, als sei ich unter offnem Himmel geboren und sollte dort leben und streben, und so frei und

so nackend fühle ich mich wie das Gras und das Wasser. Wollen wir hinauswaten, Jutta? Der Meeresboden hier ist so glatt wie beim Fährhof!"

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, zieht er Schuhe und Strümpfe aus und streift die Beinkleider in die Höhe, und als er sich erhebt, sieht er Juttas einen Fuss nackend unter dem Kleide hervorlugen.

„Komm!" sagt er und reicht ihr die Hand und hilft ihr, als sie fertig ist.

Aber das Gras schneidet, und er nimmt sie auf den Arm und trägt sie an den Strand hinab.

„Weit hinaus!" sagt er, und sie hält das aufgenommene Kleid mit der einen Hand und reicht ihm die andre, und dann waten sie so weit hinaus, dass ihre Wäsche nass wird, und sie umkehren müssen. Träge und lauwarm umplätschert das Wasser ihre Beine.

Am Ufer angelangt, hebt er sie aber wieder auf die Arme und trägt sie unter den Dornstrauch und wirft sich vor sie nieder und küsst ihre weissen, nassen Füsse, ihr Bein und ihr Knie und presst sein brennendes Gesicht gegen ihre schimmernde, kühle Haut.

„Jutta!" flüstert er und schlingt die Arme um ihre Taille. „Werde die meine! Komm mit mir! Werde die Meine! Ich bin Dir zu Liebe zu Allem bereit! Jutta, Jutta! werde die Meine!"

Sie aber sträubt sich mit aller Gewalt gegen seine Umarmung und starrt ihn mit wahnsinnigem Entsetzen an.

„Ach, Martin: Nein, Du sollst mich los lassen! hörst Du!" klagt sie mit einer Stimme, die stossweise und schluchzend hervorkommt.

Und er erhebt sich und giebt sie frei und sieht sie nicht mehr an, sondern setzt sich eine Strecke von ihr entfernt hin und zieht Strümpfe und Schuhe an.

Eine Weile später gehen sie am Strande zurück, denselben Weg, den sie gekommen sind, Seite an Seite und schweigend.

„Martin!" sagt Jutta, während sie so gehen, und er hört ein fernes ängstliches Rufen aus ihrer Stimme herausklingen.

„Ja," antwortet er und sieht sie an.

„Du darfst nichts Schlechtes von mir glauben!" bittet sie und sieht ihn mit unsagbarer Betrübnis an.

„Weshalb sollte ich das wohl?" fragt er und lächelt.

„Ich liebe Dich!" sagt sie und schlingt ihre Arme um seinen Hals, — „ich habe nie zuvor gewusst, welche Seligkeit es ist, einen Mann zu lieben, — das hast Du mich gelehrt, — Du ahnst nicht, wie ich Dich deswegen liebe!"

Und als er schweigend weiter geht, bleibt sie nach einer Weile wieder stehen.

„Liebst Du mich so glühend, wie ich Dich liebe?" fragt sie und sieht ihn mit brennenden, dunklen Augen an.

„Wie innig ich Dich liebe, habe ich Dir vorhin gesagt!" erwiderte er und geht weiter, und den Rest des Weges schaut er über die Bucht hinaus und vor sich hin über den Strand, sieht den Abend sich langsam herabsenken, und die Schatten des Waldes sich weit über das breite Ufer zu ihren Füssen erstrecken.

Der Fährhof tritt hervor hinter dem hohen, auslaufenden Eichenwald auf der Landzunge, rosenrot im Sonnenuntergang, und er sieht den Rauch blau und still über dem moosgrünen Dach liegen und hört, wie die Fährfrau die Hühner im Hinterhof lockt.

Drinnen in dem rotgestrichenen Zimmer steht das Abendbrot aufgetragen, Johanna aber ist nicht zu sehen, und die Thür zum Schlafzimmer ist geschlossen.

„Johanna!" ruft Martin und geht hin und öffnet die Thür und sieht sie da drinnen in der Dämmerung auf dem grossen Reisekoffer sitzen, die Hände im Schooss, das Gesicht beschattet von dem grossen, roten Hut. Er erkennt nur ihre weissen Handgelenke und Hände.

„Der Tisch ist gedeckt!" sagt er kurz, schliesst die Thür hinter sich und geht.



Er und Jutta setzen sich an den Tisch, und die Frau kommt in das Zimmer, ihr Kind auf dem Arm, und sie setzt es an die Erde nieder und geht hinaus und schenkt den Thee ein.

„Johanna!“ ruft Martin noch einmal, bleibt aber sitzen und isst. Nach einer Weile erhebt er sich und geht in das Schlafzimmer und bleibt vor Johanna stehen und sieht sie an.

„Bist Du krank, Johanna?“ fragt er sanft und weich, ohne es zu wollen.

Sie aber antwortet nicht und er geht wieder hinaus und setzt sich an den Tisch zu Jutta.

Sie sitzen schweigend da und essen und hören nur das Plaudern des Kindes und das Scharren der kleinen Füsse auf dem Steinboden und das Ticken der Uhr in der Ecke des Zimmers.

Dann erhebt sich Jutta und öffnet die Thür zum Schlafzimmer.

„Johanna!“ ruft sie.

Martin sieht, wie die Thür von innen zugeschoben wird, und Jutta kommt zu ihm hin, als suche sie Schutz bei ihm. Er steht auf und setzt sich an das offne Fenster, und Jutta geht vor ihm im Zimmer auf und nieder, während die Frau abdeckt und das Kind herausträgt und die Thür nach der Küche schliesst.

„Martin!“ sagt Jutta und bleibt vor ihm stehen und ringt die Hände, „— was soll ich nur thun.“

„Mit mir fortreisen, Jutta!“

„Nein, nein, niemals!“ flüstert sie, „— bedenke, es ist meine Schwester! Ich kann mich nicht so gegen meine Schwester benehmen!“

„Ich sollte meinen, sie benimmt sich gerade nicht schön gegen Dich!“

„Nein, das thut sie freilich nicht, aber trotz dem —“

„Und auch gegen mich nicht!“

„Ja, Martin, sie ist schlecht und hart, aber ich kann niemals so gegen sie sein!“

„Ja, was soll das aber bedeuten?“ fragt er laut und heftig.

„Martin! Sprich nicht so laut! — ich will nicht mit Dir reisen, — ich will mich und Dich nicht unglücklich machen, Martin! Bedenke doch das Entsetzliche, — die eine Schwester zu verlassen, um mit der andern davon zu laufen! Ach, ich mag nicht hier stehen und darüber reden! Komm, lass uns hinausgehen!“

„Nein, antworte mir erst, ganz offen, — ist es Deine bestimmte, unerschütterliche Ansicht, dass Du mir nicht angehören, nicht mit mir fortreisen willst? — Antworte mir drauf!“

„Lass uns hier nicht darüber reden, Martin!“ bittet sie, „— komm, geh mit mir in den Garten hinaus. Komm! ich bitte Dich!“

„Nein, Jutta, dann hat es keinen Zweck, dass wir hinausgehen, wir haben nichts mit einander zu bereden!“

„Dann reise ich morgen ab, Martin!“

„Ja, reise nur, — reise!“

Sie geht schnell zum Zimmer hinaus, und Martin bleibt am Fenster sitzen und schaut hinaus über die stille, spiegelblanke Bucht und die fernen, schwarzen Wälder.

„Ist die Frau Doktor krank? Will die Frau Doktor heute Abend garnichts geniessen?“ fragt die Frau in der Thür zur Küche.

Martin geht durch das Zimmer und legt die Hand auf das Schlafstuben-Schloss und steht einen Augenblick still, ehe er ihr antwortet.

„Wollen Sie den Thee für meine Frau auf dem Theebrett hierherstellen!“ sagt er und zeigt auf den Tisch und geht zu Johanna hinein.

Er sieht ihren gesenkten Kopf, der sich gegen die hellen Fensterscheiben abhebt. Sie hat sich ans Fenster gesetzt und den Hut abgelegt.

„Bist Du krank, Johanna?“ fragt er hart und zornig.

„Nein!“ antwortet sie ganz leise und sieht ihn an und lässt die Augen unverwandt auf ihm ruhen.



„Weshalb willst Du denn nicht mit uns essen? Ist es Deine Absich die Komödie noch weiter zu treiben?"

„Habt Ihr mich entbehrt?" fragt sie höhnisch.

„Nein", erwidert er, „glücklicherweise nicht."

„Ich möchte wohl wissen, ob ich Erlaubnis bekommen hätte, Tag aus, Tag ein und zu allen Zeiten des Tages mit Irick herumzulaufen, so wie Du es Dir erlaubst, mit Jutta zu gehen."

„Ich bin's ja nicht allein, der mir das erlaubt! Du hast es mir erlaubt, — hast es mir dadurch erlaubt, dass Du nicht meine Gattin bist."

„Das ist nicht wahr! Ich bin Deine Gattin gewesen, so wie Du es wolltest. Ich konnte mir nur nicht selber Gewalt authun und Liebe zeigen, wenn ich sie nicht empfand. Ich habe Dir kein weiteres Unrecht zugefügt, als dass ich nicht von Dir ging. Ich habe Dich nicht betrogen, so wie Du mich betrügst! Du wirfst Dich fröhlich einer Andern in die Arme ohne einen Gedanken an mich, die ich mich zermarterte beim Gedanken an Dich!"

„Wie konnte Dich das martern, was ich litt, da Du Dir ja nichts aus mir machtest?"

„Ich machte mir doch etwas aus Dir! Das weisst Du sehr wohl! Ein Mann, den man einstmals geliebt hat, kann man nicht eines schönen Tages vergessen oder ihn nicht mehr kennen!"

„Du liebtest ihn und mich also gleich innig, — willst Du das damit sagen?"

„Du weisst, dass Du lügst, Martin! Ich liebte ihn ganz instinktiv. Ich hatte ein Gefühl, dass er mich weiter führte als Du. Und Du musst begreifen können, dass Menschen zu der Undankbarkeit imstande sind, dass sie, wenn sie Eins gelernt haben, gern mehr lernen wollen! Wäre es mir nicht so ergangen, so wäre es Dir so ergangen Martin!"

„Dann hast Du mir also nichts zu sagen?"

„Ja, vielleicht! Sag mir Eins, führt sie Dir etwas Neueres, Besseres zu als ich?"

„Etwas Besseres, ja! — sie könnte mich vielleicht lieben!"

„Dich lieben!" entgegnet sie, „— Ist Dir Liebe genug? Ich wollte wissen, ob sie als Mensch grösseren Wert für Dich hat als ich!"

„Weshalb willst Du das wissen? Willst Du Dich über sie erheben?"

„Ach nein, Martin, das wollte ich nicht! Aber ich muss es wissen, ich muss es wissen, ob ich nicht grösseren Wert habe als sie, denn wenn ich das nicht habe, dann hat nichts in meinem Leben mehr Wert."

„Hat meine Wertschätzung denn einen so grossen Wert für Dich?"

„Freilich hat sie das."

Martin stützt sich mit beiden Händen auf den Rand des Bettes.

„Johanna, sie ist mir nur ein Weib, — Du warst mir Weib und Freund zugleich!"

Er sieht, wie sie in der Dämmerung das Antlitz in die Hände herabbeugt und sich gegen das Fensterbrett lehnt und heftig und zitternd schluchzt.

„Johanna!" sagt er und geht auf sie zu und umfasst ihren Kopf mit seinen Händen und streichelt ihr Haar. „Johanna!" wiederholt er ein Mal über das andere.

Da schlingt sie plötzlich ihren Arm um ihn und zieht ihn an sich.

„Verzeih' mir, Martin!" sagt sie, — „verzeih' mir Alles! — Ich bin ja allein, so namenlos allein!"

Und sie sieht zu ihm auf und presst ihr Antlitz gegen seine Schulter.

„Ich komme wie der verlorene Sohn zu Dir, verzeih mir, wenn Du kannst!" flüstert sie.

* * *

Der Wagen und der letzte Schimmer von Jutta's Regenschirm ist hinter dem Hügel verschwunden, und Martin und Johanna haben sich in die kleine Kammer hinter der rotgestrichenen Stube zurückgezogen. Martin hat sich an das niedrige Fenster gesetzt, er sieht auf den Regen hinaus, der in grossen,

klaren Tropfen von dem Strohdach gerade über dem Fenster herabtropft. Der ganze Garten lässt verzagt und mutlos den Kopf hängen unter dem gleichmässigen Regen, der von Zeit zu Zeit zu einem heftigen Schauer anschwellt, dann wieder nachlässt und wie ein feiner, unsichtbarer Schleier über den Hügeln und den weissen Weiden steht.

Johanna hat ihre Näharbeit hervorgeholt und sitzt auf dem Sopha und näht.

Der Regen trommelt gleichmässig und leise, und es donnert schwach und ferne und sommerlich.

Da legt Johanna plötzlich ihre Näharbeit auf den Tisch, tritt an Martin heran und ergreift seine Hand.

„Sage mir Eins ganz ehrlich, Martin," fragt sie, „bist Du nun auch ganz sicher, dass Du gestern richtig gewählt hast? — Ich verstehe ja sehr wohl, weshalb sie gereist ist, und ich mache mir nichts daraus, etwas über das zu erfahren, was zwischen Euch gewesen ist. Ich wollte Dir nur sagen, dass Du und Sie wirklich allen Ernstes — — Ach, lass mich ausreden, Martin" bittet sie hastig, als er aufblickt, als wolle er antworten, — „ja ich entsinne mich sehr wohl, was Du gestern Abend sagtest, — dass ich es sei! — aber das war vielleicht übereilt, vielleicht sagtest Du es nur aus Mitleid, Martin! Und von Mitleid darf keine Rede sein, wenn wir beide zusammenleben sollen. — — Lass mich gründlich ausreden, ehe Du mir antwortest," sagte sie nochmals und legt den Arm um seinen Hals und ihre Hand auf seinen Mund, „— ich habe mich in der letzten Zeit so daran gewöhnt, so viel in Gedanken zu sagen, daher ist es mir jetzt ganz schwer, mich auszusprechen".

Sie hat ihr Haupt an seine Schulter gelehnt, so dass er nur ihr Haar sieht, und sie spricht wie im Traum, als wisse sie selber nicht um ihre Worte.

„Erinnerst Du Dich wohl noch, dass ich Dir einmal sagte, dass wenn Du jemals eine andere Frau lieben solltest, ich freiwillig gehen würde? Damals dachte ich nur an Dich! Es kam mir niemals in den Sinn, dass ich jemals einen Anderen als Dich würde lieben können. Und jetzt, wo es geschehen ist, habe ich während der ganzen Zeit das Gefühl gehabt, dass ich niemals die Freiheit gewinnen könnte, denn selbst wenn ich einen andern Mann mit ebenso inniger Liebe lieben könnte, wie ich Dich geliebt habe, so könnte ich mich ihm doch niemals so hingeben, wie ich mich Dir hingegeben habe, weil ich ihm das nicht werden könnte, was ich Dir geworden bin. Ich fühle, dass meine Liebkosungen ihm peinlich sein müssten, weil Du sie kanntest, deswegen würde ich ihm gegenüber ohnmächtig sein, — ja, verstehst Du mich recht? — weil eine Frau sich wahrscheinlich wiederholt und darüber nachdenkt, und das thun die Männer wohl kaum. Und dann, Martin, will ich Dir auch sagen, dass ich fühlte, wie teuer Du mir warst, als ich sah, dass Du eine andere fandest, aber ich sah ein, wie verächtlich es war, und gerade weil es so verächtlich und niedrig war, konnte ich mich nicht selber retten, wahr war es aber deswegen doch, und darum wollte ich es Dir lieber eingestehen und sehen, ob ich Dich nicht wieder gewinnen könnte."

„Aber Johanna," — — flüstert Martin und will antworten, sie aber presst von neuem ihre Hand auf seinen Mund.

„Ja, Martin, höre mich nur zu Ende an!" sagt sie. „Ich habe so viel darüber nachgedacht, was wohl der Grund sein könne, dass ich ihm den Vorzug gab, und ich weiss es auch vielleicht. Aber es ist mir, als wenn Deine Fehler oder meine eigenen Fehler oder die seinen in meinen Augen garnicht in Betracht kommen, als wenn nur das Eine Wert hat, dass ich nun einmal Deine Gattin, Deine Sklavin, Deine Leibeigene, wenn Du willst, geworden bin, mit Deinem Stempel auf meiner Stirn, und dass ich niemals einem andern Mann angehören oder einen andern Mann gewinnen kann, weil er das einsehen muss. Ich will Dir nicht sagen, dass ich ihn nicht geliebt habe, ich will Dir nur sagen, dass ich mich stets unter dem Druck Deiner Hand fühlte, als lebte ich ein doppeltes Leben, als litte ich Deine und meine und seine Qualen gleichzeitig, — wenn ich irgend etwas vornehme, so überlege

ich, wie Du oder er es auffassen würdest, und ich schwanke hin und her wie ein Rohr und habe keine Macht über mich.“

Er hebt ihren Kopf auf und schaut ihr in die Augen. Sie ist sehr bleich und ihre Augen sind weit geöffnet und tieftraurig! weitgeöffnet, als wollten sie ihn jeden Gedanken in ihrer Seele lesen lassen, tieftraurig, als schämten sie sich ihrer Unterthänigkeit. Aber sie schmiegt den Kopf wieder an ihn und schliesst die Augen.

„Johanna,“ sagte er leise, „Du wälzest eine grosse Verantwortung auf mich.“

„Ich möchte Dir gern erklären, wie das mit Irick damals kam,“ sagt sie, „aber ich kann Dir nichts weiter sagen, als dass es so glückselig, so glückselig war. Ich weiss, dass ich damals nicht darüber nachdenken wollte, weil ich fühlte, dass mich etwas schmerzte, wenn ich so recht gründlich nachdachte, und deswegen lebte ich nur und dachte nicht, bis Du eines Tages kamst und sagtest, dass er krank sei, und da wusste ich es auf einmal, und da war es zu spät, denn ich merkte, dass ich ihn mehr liebte als Dich, — und es ist mir, als wenn das niemals sterben könnte, obwohl Du da bist und ich die Deine bin und es niemals anders werden kann. Martin, flüstert sie und schmiegt sich inniger an ihn, er kam mir vor wie ein Kind, das der Stütze und der Fürsorge bedarf, — er war eigenartiger als alle Andern, die ich kannte, und deswegen war es mir ein Bedürfnis ihn zu schirmen!“

„Und ich, Johanna?“

„Du bist etwas Andres, Martin, und Du kannst mit mir thun, was Du willst.“

„Ich kann ihn nicht aus Deinem Herzen vertreiben, und doch will ich das!“

„Ja, Martin, das kannst Du, — hasse ihn aber nicht.“

„Und Du verlangst, dass ich mein Lebelang mit dem Gespenst kämpfen soll?“

„Ich sage Dir ja, Du bist ihm gegenüber im Vorteil. Ich rede um meines eigenen Gewissens willen darüber, damit Du wissen sollst, dass ich ohne Reue an ihn denken will und dass meine Liebe zu ihm eine sonnige Erinnerung ist, die ich niemals beflecken kann. Denk' an Deine eigne erste Kinderliebe, wie viel Sonne und wie wenig Schuld! und wie unrecht es sein würde, sie nicht wie Gold zu bewahren. Deswegen bitte ich Dich, niemals an mir zu zweifeln, falls Du einen Freudenschimmer in meinen Augen aufblitzen sehen solltest, wenn jemand an die Zeit erinnert, Du sollst wissen, dass ich daran zurück denke, wie Du selber an Deine Kinderliebe denkst. Ich meine, Du sollst mir verzeihen, was gewesen ist und niemals vergessen, dass es vorüber ist, und sollst unser Leben darauf bauen. Menschen vermögen nicht zu vergessen, und ich muss Dein ganzes Lebenlang Dein Schuldner sein.“

„Weisst Du auch, was Du verlangst, Johanna?“

„Ja, ich weiss es, und ich bitte darum, weil ich glaube, dass Du es geben kannst.“

„Du willst alle Schuld von Deinen Schultern auf die meinen wälzen?“

„Ja, Martin,“ flüstert sie.

„Und Du glaubst, dass ich sie tragen kann und tragen will? — Du meinst, dass es mir leichter wird?“

Sie antwortet nicht, er fühlt nur, wie sie in seinem Armen zittert.

„Ich bin nur ein Mensch mit heissem Blut und kurzem Gedächtnis, — meine Geduld ist nicht mehr die alte, Johanna, — ich werde Dir vielleicht ein harter Mann sein, ein heftiger Mann, und Du musst Geduld mit mir haben.“

Sie erhebt den Kopf, der auf seiner Schulter ruht und bleibt gesenkten Blickes vor ihm stehen.

„Dann habe ich es verdient, Martin, — und selber darum gebeten.“

„Ich war im Begriff, Dich aufzugeben, Johanna, — Dich zu verlassen!“

Es durchzuckt sie wie ein Stoss, und sie sieht zu ihm auf.

„Verzeihst Du mir das?“
„Ja, Martin!“
Er zieht sie an sich und küsst sie auf den Mund.
„Dann wollen wir es versuchen, Johanna!“

* * *

Es ist Herbst.

Martin sitzt in seinem Studierzimmer und sieht hinaus auf die Kastanien draussen auf der Strasse vor seinem Fenster. Die goldene Blätterkuppel schimmert in der Abendsonne und sendet ihr sanftes Licht durch die Fensterscheiben zu ihm hinein. Er sieht die grossen, gelben Blattfächer aufwirbeln und zur Erde schweben, und er erinnert sich der braunen berstenden Knospen an seinem Hochzeitstage, der blanken, schwellenden Hülsen und der frischen, kräftigen, jungen Blätter, die aus den Deckblättern hervorquollen mit lichten Verheissungen von Sommer und Vogelgezwitscher; er erinnert sich der Frühlingszeit mit Nachtigallen-Gesang in taufrischen, hellen Nächten und des weissen Kastanienblütenregens, der zum Fenster hineinweht, — vor langer Zeit. Und jetzt schimmert die Baumkrone wärmer und schöner als im Sommer, doch die herabschwebenden Blätter erfüllen ihn mit Angst, er erblickt den strengen Winter in den schwarzen Ästen, auf den schwarzen Zweigen, die das letzte goldne Gewand tragen.

Draussen im Entré schellt es, und das Mädchen legt einen Brief auf seinen Tisch. Er setzt sich aufrecht auf den Stuhl und erkennt Juttas Handschrift und erbricht den Brief und sieht, dass sie mit ihm zu reden verlangt; sie bittet nicht, sie verlangt kurz und bestimmt, mit ihm zu reden.

Martin wirft den Brief hin. Er hat sie völlig vergessen, hat nur ein einziges Mal im Laufe des Sommers an sie gedacht, als Johanna eines Morgens eine Verlobungskarte auf seinen Tisch legte, die Jutta's Namen und den eines Landmanns aus seiner Heimatsgegend trug. Und jetzt liegt dort vor ihm ein Brief mit einem festgesetzten Stelldichein. Er stösst ärgerlich den Brief bei Seite und denkt daran, Johanna zurufen; er erhebt sich von seinem Stuhl und steckt den Brief in die Brieftasche.

„Johanna!“ ruft er ins Wohnzimmer hinein, „— ich gehe einen Augenblick fort, — bin aber gleich wieder da!“

„Kommst Du zum Thee zurück?“ fragte sie und zeigt sich in der Thür zum Esszimmer, die Hände voll weisser Leinwand. „Hast Du einen Brief erhalten, Martin?“

„Ja, — in einer Stunde bin ich zurück.“

Und damit nimmt er seinen Hut, der draussen im Entré hängt und läuft schnell die Treppe hinab, springend, mit hastigen Schritten.

Draussen auf der Strasse läuten die Glocken über seinem Haupte laut den Sonnenuntergang ein. Gleich einen schimmernden Schleier legt sich der Schall über den Lärm des Verkehrs.

Er biegt um Ecken, geht quer über Marktplätze und bleibt auf einem Trottoir stehen und schaut in eine schmale Gasse hinab, die grau und regelmässig, in langer Perspektive mit brennenden Laternen unter einem rosenroten Abendhimmel verschwindet, schaut aus, ob Jutta etwa zwischen den Menschen unten auf der Strasse auftauchen sollte. Und dann dreht er sich auf den Absätzen um und geht langsam auf den Wall zu, der die Strasse mit dunklen, schweren Bäumen gegen den glühenden Sonnenuntergang abschliesst. Und er geht auf den Wall hinauf und erblickt sofort Jutta, die ihm kerzengerade und steif entgegenkommt. Sie beantwortet seinen Gruss nicht, sondern wendet sich ab und kehrt schnell unter die Bäume des Walles zurück und zwingt ihn, Schritt mit ihr zu halten.

„Ich schrieb Dir, als ich hörte, dass Du nach Hause zurückgekehrt seiest,“ sagt sie, „denn ich wollte meine Rechung mit Dir abschliessen!“

„Ich meine, wir Beide haben miteinander abgerechnet!“ entgegnet Martin, legt die Hände auf den Rücken und mässigt seine Schritte.

„Nein!“ erwiderte sie kurz.

Er sieht auf sie herab und bemerkt plötzlich, wie mager sie geworden ist, und wie bleich sie aussieht, er sieht ihre Lippen wie in ohnmächtigem Zorn beben.

„Was hast Du nur Jutta?“ fragt er und fühlt, wie seine eigene Stimme leise bebt, und wie Erinnerung, erstorbenes Glück und Mitleid ihm das Herz zusammenpressen.

„Ah!“ sagt sie, und ihre Hände beben, — „wie feige und jammervoll Du bist!“ —

„Jutta, — ich verstehe Dich nicht!“ Der Zorn erwacht in ihm, versinkt aber im selben Augenblick in einem Nebel plötzlicher Betrübnis. Er begreift es nicht. Aber da ist ein wunder Punkt in seinem Herzen, das leidet, als würde es von plumpen Händen berührt. Und er erinnert sich der Liebesworte, die er zu diesem Mädchen gesprochen hat, — wie waren sie schmerzlich wahr, damals, als er sie sprach! Er weiss, dass er sie kurz und blutig geliebt hat, und er leidet, als reisse man ihm ein Kind aus den Armen.

„Ich bin nahe daran gewesen, den Verstand zu verlieren,“ sagt sie und atmet hastig, „wenn ich daran dachte, wozu Du mich hast verlocken wollen, — wenn ich an Deine gleissnerischen Worte dachte, und wie feige Du mich Deiner Leidenschaft opfern wolltest!“

„Hast Du denn aber ganz vergessen, Jutta“ — —

„Es nützt nichts, was Du sagst! — Nenne meinen Namen nicht! — ich will ihn nicht aus Deinem Munde hören! — Ich will Dich nicht vor meinen Augen sehen, — Dich mit Deinem falschen Gesicht! — Ich verbiete Dir mein Haus, — ich will nicht, dass Du etwas Unreines über die Schwelle meines Hauses schleppst! Ich habe Dich durchschaut. — Du erhältst eine Einladung zu meiner Hochzeit, aber Du wirst nicht kommen, ich hoffe, dass Du noch so viel Takt hast, um das einzusehen!“

„Jetzt bist Du ungerecht!“ sagt Martin und bleibt stehen.

„Nein! — Nein! — Nein!“ schreit sie beinahe.

„Ich habe Dir keinen Augenblick etwas vorgelogen! Du warst feige!“ sagt er ruhig und sieht sie betrübt an, „— was Du mir jetzt anthust, will ich mich bemühen mit dem Überrest meiner Liebe zu Dir zu begraben. Ich hatte geglaubt, dass das, was wir beide mit einander erlebt haben, als friedliche Erinnerung dastehen sollte, als bescheidene Blume, deren Platz nur Du und ich kennen. Wie hast Du es über's Herz bringen können, es anders zu wollen?“

„Es nützt Dir nicht! — ich glaube Dir nicht! — Ich will Dich nie wieder sehen!“

„Und es kommt Dir keinen Augenblick in den Sinn, dass Du Dich irren und ein grösseres Unrecht begehen könntest, als Du ahnst?“

„Nein, — nein, — nein!“

„Ich verstehe Dich nicht, sagt er, — ich verstehe Dich nicht! — Aber ich verspreche Dir,“ fügt er mit bitterem Lächeln hinzu, „dass ich mich bemühen will, es zu tragen.“

„Ja“, erwidert sie, „es giebt ja Menschen, die leichter als Andere über das Meiste hinwegkommen, das ihnen zustösst.“

Und dann beschleunigt sie plötzlich ihre Schritte und verschwindet in der Dämmerung unter den Bäumen. — —

Martin kehrt langsam heim. Er geht in sein Zimmer und bleibt dadrinnen stehen, ohne die Lampe anzuzünden. Und dann kommt Johanna aus der erleuchteten Wohnstube zu ihm herein.

„Enthielt der Brief etwas Unangenehmes?“ fragt sie. „Du sahest so müde aus, als Du gingest.“

„Er war von Jutta,“ antwortet er. Sie sehen einander an in dem gedämpften Lichtschimmer, der aus der Wohnstube zu ihnen hereindringt. Dann setzt Johanna sich still auf einen Stuhl an der Thür und sieht ihn fragend an.

„Was wollte sie von Dir, Martin?“

„Mir ihr Haus verbieten.“

„Wieso? — und weshalb?“

„Ihre Hochzeit ist jetzt festgesetzt, und sie hat mir verboten ihr Haus zu betreten und an ihrer Hochzeitsfeier teilzunehmen.“

„Hängt das mit dem letzten Sommer zusammen?“ fragt sie.

Martin geht langsam im Zimmer auf und ab.

„Ich sagte Dir damals, dass ich im Begriff stand, Dich zu verlassen, — weist Du wohl noch, — Du fragtest damals nicht weiter. Ich wollte mit Jutta reisen. Ich bat sie, mit mir zu reisen, weil ich sie liebe, weil ich sie besitzen wolle, weil ich mir nicht anders zu helfen wusste! Sie sagte mir, sie liebe mich ebenfalls, aber sie wage es nicht, irgend einen Schritt zu thun, — sie liebe mich, wolle sich mir aber nicht hingeben. Als wir soweit waren, dass es mir schien, dass sie nur spiele, nur bis an die Grenze ging und sich nicht weiter wagte oder weiter wollte, da war mein erster Gedanke, Euch beide im Stich zu lassen, weil ich dies halbe Verhältnis zwischen zwei Frauen nicht länger aushalten konnte, — das war an jenem Abend, als Du zu mir zurückkamst.“

Johanna erwidert nichts; sie sitzt leicht vornübergebeugt da und stampft mit dem Fusse auf den Teppich.

„Und jetzt ist sie also auf andere Gedanken gekommen,“ fährt Martin fort, „sie, die an meinem Halse hing und mich fragte, ob ich Sie auch so innig liebe, wie sie mich liebte, ist jetzt so weit gediehen, dass sie mich einen Lumpen, einen Verräter nennt, Johanna, — Du musst mich nicht missverstehen, weil ich lächle — diese Sache schmerzt mich tief, — aber diese hässlichen Worte in ihrem Munde lösen alle Bande in meinem Gehirn. Habe ich gelogen, was hat sie dann gethan? Ich wollte Dich opfern, wie Du mich geopfert hattest, sie aber wollte nichts, wagte nichts!“

Johanna sitzt noch immer vornübergebeugt da und stampft mit dem Fuss auf den Teppich.

„Nun“, fragt er plötzlich scharf, „hast Du etwas auf dem Herzen?“

„Ich wusste nicht, dass es so weit mit Euch gekommen war.“

„Du wolltest es damals nicht wissen.“

„Nein, Martin, aber es muss mehr zwischen Euch gewesen sein, als ich weiss, da sie Dir ihr Haus verbietet.“

„Ich wollte sie besitzen, sie verführen, sie mit Gewalt zwingen, gleichviel! Ich liebte sie und wollte sie haben!“

„Ja, ja, das höre ich! — Und ich denke an mich und ihn und an Deine Eifersucht auf meine innersten Gedanken, an Dein Misstrauen, Dein Urteil über mich, das beinahe an Verachtung grenzte! Und dann hast Du Dich damit beruhigt, dass ich an jenem Abend nichts wissen wollte! — — Ich aber glaubte, Alles zu wissen!“

„Du warst meine Gattin,“ sagt er leise, „und Du hattest mich verlassen und verraten, — ich musste mich retten, so gut ich konnte. Als Du Dich an jenem Abend zu mir hinneigtest, schlug es wie schwarze Wellen über mir zusammen, und ich empfand eine Angst vor mir selber und vor dem Leben, das vor meinen Augen wogte, als müsste ich durch dunkle Gänge stürzen und mich unablässig umwenden und Thüren hinter mir zuschlagen und weiter stürzen voller Angst vor etwas, das nimmer aufhören würde, mich zu verfolgen.“

„Du wollest Dich rächen, — nichts, nichts weiter!“

„Mich rächen!“ wiederholt er, „— ja, vielleicht wollte ich mich auch rächen. So einfach werden zwei Menschen nicht mit einander verbunden. Du weisst es ja, seit wie langer, langer Zeit meine Augen sie gesehen haben, so wie eines Mannes Augen zuweilen eine Frau sehen. Ich weiss, dass Du nicht so denkst wie ich. Aber ich habe sie seit Jahren, von Zeit zu Zeit, mir entgegenschweben sehen wie ein brausendes Unwetter, das sich höher und höher aufthürmt und eines Tages über mir zusammenschlagen musste, weil meine Seele sich ihm weit erschloss, davon angefüllt werden wollte und

musste, — habe gefühlt, dass es früher oder später kommen würde, wohin ich auch fliehen möchte, weil es irgendwo in mir diesen leeren Raum gab, den nur sie ausfüllen konnte.“

„Liebtest Du denn wirklich mit glühendem Ernst?“

„Ich liebe sie, wie ein Mann eine Frau liebt, und ich glaubte Dich für immer verloren.“

Er sieht, wie ihre fest in einander gepressten Hände schwach zittern wie ihre Beine unter ihr leise beben. Sie sitzt schweigend da, und er bleibt vor ihr stehen.

„Martin,“ sagt sie endlich leise, und als ob die Stimme ihr einen Augenblick versagte, — „da ist etwas, was mich zur Verzweiflung bringt, — ich habe heute Gewissheit erhalten, dass ich guter Hoffnung bin. Und jetzt denke ich, dass Du und Jutta vielleicht hättet zusammen bleiben sollen, — Du hättest mir gegenüber keine Verpflichtungen gehabt, — wenn Du mir an jenem Abend Alles offen gesagt hättest. Denn wenn ich gewusst hätte, dass mehr zwischen Euch gewesen wäre als die Fata Morgana, die zwischen **ihm** und mir war, so wäre ich gegangen, denn wenn Ihr beide Euch geliebt hättet, so wäre ich und — und das Kind ja überflüssig gewesen.“

Martin beugt sich über sie und nimmt ihre Hand zwischen seine beiden, und seine Hände zittern um ihre kalte, willenlose Hand.

„Du bist die Mutter meines Kindes, Johanna,“ sagt er, — „Jutta und Alles, was mit ihr zusammenhängt, ist ja vorbei. Es war vorbei, als Du zu mir zurückkamst, es war vorbei und vergessen, als ich sie feige und ängstlich sah, vorbei, weil ich Dich trotz alledem liebte und Dich heutigen Tages noch liebe wie damals, als ich zwanzig Jahre zählte, als wäre ich noch ein unschuldiger Knabe. Ich habe, seit wir heimkehrten, hier mit Dir ruhig und in stillem Glück gelebt, als sei niemals etwas feindliches zwischen Dich und mich getreten. Es ist wohl das, was Du als über Gewitterschauer dahingehen bezeichnest. Es stört mich nicht im Geringsten, dass Dù es so nennst. Ich weiss nämlich, dass ich fühle, wie ich fühle, gerade weil ich in Erinnerungen lebe. Ich sitze in dem Keller meines Wesens mit einem zusammengestürzten Gebäude über dem Kopf und freue mich, dass sich das in gutem Stand befindet, worauf doch das Ganze ruht. Es fällt mir keinen Augenblick ein, dass ich vielleicht kein Recht habe, so zu denken, wie ich denke. Meine Seele geht ihren eigenen Weg, und ich schweige und lasse sie gehen, und Du wirst ihre Begleitung nicht los. Und so gottlos es auch klingen mag, so giebt es Momente, in denen ich mich rein fühle, trotz alledem! Es ist nun einmal so, Johanna, dass Du etwas in mich versenkt hast, das durch nichts übertheert werden kann!“

Er streicht ihr mit der einen Hand das Haar aus der Stirn und hält die andre fest gegen sein Herz gepresst.

„Du hattest mich in eine dunkle Nacht der Verzweiflung hinausgetrieben,“ fährt er fort, — meine Seele war wie eine scheue Eule, die am Tage dasitzt und glotzt und sich nicht gegen die fremden Vögel verteidigen kann und misstrauisch und Böses ahnend nach allen Seiten um sich schaut und die Nacht und die Einsamkeit benutzt, um ihre Gedanken und ihr eigenes Selbst zusammenzuraffen. Meine Seele ist kein Stück Skulptur wie die Deine, an dem gemeisselt und gemeisselt wird, damit es schön und rein in der Welt dasteht. — Ich wollte, sie wäre es, Johanna!“

„Auch die meine ist das nicht, Martin,“ erwidert sie und schaut vor sich hin, „— ich bin verwirrt und in Zwiespalt und kann mir nicht klar darüber werden, was in all diesem Wirrwarr das Rechte ist. Ich glaube, dass Jutta Dich liebt, sonst wäre sie nicht so von Dir geschieden. Deshalb ist sie bitter und ungerecht gegen Dich, und deshalb will sie Dich nicht sehen, wenn sie sich einem andern Mann verbindet.“

„Nein, Johanna, sie hat andre Beweggründe. Sie hat **ihm** Alles sagen wollen, und dabei hat sie sich in Widersprüche verwickelt, so dass sie sich nur hat reinwaschen können, indem sie alle Schuld auf mich wälzte. Sie

hat sich selber nicht höher geschätzt, als dass sie sich für einen Zeitvertreib, für ein kleines Abenteuer in der Langenweile meines alltäglichen Lebens gehalten hat. Das ist ihre Sache. Nur ist es nicht meine Absicht, ihr ganz auszuweichen und sie mit Palmen in den Händen dastehen zu lassen als gekränkte Unschuld, — das darf ich weder Deinetwegen noch um meiner selbst willen zugeben. Ich will ihr noch einmal vor die Augen treten, und zwar denke ich, dass es auf ihrer Hochzeit sein wird."

* * *

Der grosse Hotellandauer hält vor der Thür, und Martin und Johanna steigen ein und rollen dahin zwischen den niedrigen Häusern des kleinen Städtchens, auf der breiten Chaussée entlang und über die schlechten, holperigen Landwege. Sie sitzen da und schauen hinaus über die weiten, kahlen Herbstfelder, auf die der Winter sich hinausschleicht mit kalten, östlichen Winden, die durch das Wagenfenster pfeifen und Johanna veranlassen, sich fester in ihren Pelzkragen zu hüllen, während Martin das Kleid sorglich über ihre Füsse breitet. Der Wagen rollt schwerfällig die Hügel hinauf und hinab, und Martin hat ein Paar Mal das Heim seiner Kindheit unten in der Thalsenkung aus einem Nest blattloser Bäume hervorschimmern sehen. Dann verschwindet es wieder, und er sieht den weissen, zackigen Thurmgiebel der Dorfkirche sich kalt und weiss über der niedrigen, geweissten Kirchhofsmauer erheben, und er legt seinen Arm schirmend um Johanna, und sie schmiegt sich fest an ihn.

„Wenn ich hier auf den aus meiner Kinderzeit her wohl bekannten Wegen dahin fahre," sagt er und sieht zum Wagenfenster hinaus, „hier, wo ich jeden Hügelzug kenne, jede Biegung, jeden Waldessaum, so ist es mir Johanna, als sei ich mein eigener Geist. Es ist mir, als wenn der Herbsthimmel über uns, und die braune Erde und die traurige, entblätterte Hecke meine Seele sei, die zur Ruhe gegangen ist, zu einem langen, heilenden Winterschlaf. Ich sehe mich selber wieder wie ich als Knabe in unendlichem Warten des Glückes harrte, des Sommers, der nimmer kommen wollte. Es war mir, als würde ich niemals erwachsen sein, als wenn das Kind in mir länger aushielte als in allen Andern. Und dann kam der Sommer so überwältigend schnell für mich und war entschwunden, ehe ich es noch so recht wusste. Und nun stehe ich da und schaue zurück, so wie ich damals in die Zukunft schaute. Ich habe allmählich gelernt, die Schönheit des Herbstes zu sehen, trotz des verschleiernden Regengrau's, ich habe gelernt, dass man selber Stärke und Ausdauer besitzen muss, um sie zu sehen. Aber ich habe auch gelernt, dass die Ausdauer sich verlohnt und uns eine Seele für das erschliesst, was unter der Oberfläche liegt, für das, was scheinbar armselig und leer ist, im tiefsten Innern aber in seinem zähen Willen eine wunderbare Schönheit birgt, die dem glutenroten Abendhimmel hinter schwarzen, knorrigen Bäumen gleicht, — die Farben ferner Erinnerungen hinter dem harrenden Leben, hinter einem Leben, das ein andrer Sommer ans Tageslicht bringen wird. Und der Herbstregen und das herbstliche Grau erfüllen meine Seele mit Frieden. Der Sommer ist ein Traum, der entschwunden ist, ein Traum, dessen ich müde ward. Ich schirre mich an und bereite meine Felder für den kommenden Lenz und freue mich auf den einschläfernden, schirmenden Schnee."

„Martin, ruft Jutta solche Gedanken in Dir wach?"

„Nein, Johanna, nicht Jutta sondern Du und Dein Kind".

„Rächst Du Dich um Deines Kindes willen so hart an ihr?"

„Um meiner selbst willen, um meines geheimen Gewissens willen, um meiner Seele Schamhaftigkeit willen, der man Unrecht gethan hat."

„Ich könnte sie begreifen," sagt Johanna und schaut über das Feld hinaus, „wenn sie ihre Liebe heilig hielte. Dass sie aber nur höhnende Worte dafür hat, das macht sie in meinen Augen niedrig und jammervoll. Sie schämt sich ihrer, sie will sich mit Lügen davon befreien, es ist so, als wenn eine Mutter ihr Kind verleugnen wollte, selbst wenn das Kind allen Regeln der Gesellschaft

zum Trotz zur Welt kam, und dann ist es eine grössere Schande, es zu verleugnen, als es zu schirmen und so viel Gutes wie nur möglich daraus zu machen. Ich sollte meinen, man müsste zärtlich sein gegen so eine arme, kleine Liebe und sie pflegen wie eine fremdartige Blume in kaltem, rauhem Klima. Sie hat mit ihrer Liebe gespielt und sie als Zeitvertreib benutzt, und deswegen wird sie auch niemals kennen lernen, dass Kummer und Entbehren eben so heilig sind wie Freude, dass ein unbefleckter Kummer die Freude zehn Mal aufwiegt.“ Und dann sind sie vor der niedrigen, weissgekalkten Mauer des Kirchhofes angelangt, wo hohe, entblätterte Rosensträuche ihre roten Hagebutten über die nassen Mauersteine hinweg strecken.

An der Mauer halten ein Paar schwere, geschlossene, ländliche Kutschen, mit grossen, trägen, braunen Pferden bespannt und mit krummsitzenden Kutschern in verschossenen Livréen, und Martin erkennt die Kalesche seines Vaters und den alten Kutscher Niels, der ergraut und mit rundem Rücken auf dem Bock sitzt.

Und dann biegt der Wagen in die Pforte der Kirchhofsmauer ein und fährt langsam zwischen den Gräbern dahin und hält vor dem Waffenhaus.

Martin lässt das Fenster herab und sieht die alte Kirchenschliesserin krumm, gebeugt und runzelig unter ihrer weissgetollten Mütze, wackelnd und lächelnd und nickend herankommen und stehen und warten, bis er Johanna herausgeholfen hat, und sich dann herabbeugen, um in zitternder Unbeholfenheit die Schleppe zu ordnen.

Und während sie Johanna behülflich ist, schaut er sich um in dem kalten, schweigenden Waffenhaus mit den bekannten, niedrigen Wölbungen und dem alten Kirchenbecken mit den armseligen, schwarzen Buchstaben und seinem ewigen Mitleid-erflehen.

Und dann öffnet die Alte die Thür zur Kirche, und Martin presst Johannens Hand gegen seinen Arm, und sie schreiten langsam den Gang hinauf.

Oben am Altar brennen die Lichter wie zwei glühende Sterne in dem grauen Tageslicht. Und wie im Traum durchwandelt Martin diese Kirche, in der er und Johanna an jenem längst entschwundenen Sommertage ihre Liebe in einen goldenen Heiligenschrein einschlossen. Der Herbsttag füllt den Chor mit kaltem Nebel, und wie durch Nebelschleier sieht er den Bräutigam sich erheben, blondbärtig und ländlich gebräunt, und die Gäste zu beiden Seiten sitzen, in schwarzen Kleidern, als handle es sich um ein Begräbnis.

Martin setzt sich und rückt seinen Stuhl ein wenig von den andern ab, so dass er durch das Schiff der Kirche hinabschaut, wo das späte Oktoberlicht bleich und kalt über die steifen, eichenfarbengestrichenen Bänke gleitet, die leer und feierlich reihenweise hintereinanderstehen und mit dem mächtigen Bogenfenster des Giebels abschliessen. Und da unten, mitten im Gang, zwischen den leeren Bänken glüht der alte eiserne Ofen in aufgeblasener Anstrengnng, um zu wärmen und schielt mit ein Paar roten, überanstrengten Augen um sich.

Plötzlich erbraust das kleine Harmonium unten vor dem Chor in hohen, zitternden Tönen, und Martin sieht, wie die Gäste und der Bräutigam sich erheben.

In ihrem weissen Brautkleide, schreitet Jutta durch die Kirche, sie sieht Martin und erbleicht und begiebt sich gesenkten Blickes an ihren Platz und setzt sich, das weisse Gewand schleppt über den Boden hin, sie senkt die Stirn unter dem grünen Myrthenkranz und birgt das Antlitz in einem weissen Rosenstrauss.

Oben vom Chor herab schallen gleich gellen Trompetenstössen die Kinderstimmen der Chorknaben auf die Versammlung herab, und der Pfarer tritt vor den Altar und kniet, die Stirn auf die Bibel gesenkt, bis es stille wird in der Kirche und die Orgel ihren letzten Ton ausgehaucht hat.

Dann tritt er vor und Braut und Bräutigam stehen ihm gegenüber, und er beginnt zu sprechen.

Seine Stimme hallt singend durch die Kirche, zwitschert langsam und selbstbewusst ihre salbungsvolle Anrede in das graue Tageslicht hinaus, zwitschert und zwitschert von allen Sünden der Welt und von aller Welt Erlösung, von

dem Leben, das wir leben, das nicht in Büchern nicht in der Erfahruug der Menschen sondern in Gott wurzelt. — —

Martin hört nur halb zu. Die einförmige Stimme des Pfarres hebt und senkt sich wie ein schläferndes Wassergeplätscher vor seinen Ohren. Sein Blick wandert von Johanna, die bleich und aufrecht in ihrem schwarzen Kleide dasitzt, hinüber zu Jutta, die unter ihrem weissen Schleier und ihren grünen Myrthen unverwandt den Pfarrer ansieht. Und plötzlich fallen ihm zwei betrübte Kinderaugen ein, muss er an die Kalkmalerei mit dem heiligen Christoforus denken, der das Christuskind über den Fluss trägt.

Er lässt den Blick die Kirche hinabschweifen und findet den Pfeiler, der das Bild trug, und sieht ihn grau und überkalkt und in dunklem Schatten dastehen. Hinter dem Kalk aber, vor allen Blicken verborgen, allein in seinem Bewusstsein lebend, trägt der heilige Christoforus den Erlöser der Welt über die Wasser. Und er denkt an die tieftraurigen Kinderaugen hinter dem Kalk und an den bärtigen, langhaarigen Kopf des heiligen Christoforus mit seinem zusammengepressten Mund, — „knorrig und gekrümmt!“ denkt er und erinnert sich seiner eigenen Worte von damals, als er das Freskogemälde fand, — knorrig und gekrümmt und den Heiland der Welt tragend!

Die Chorknaben stimmen ihren Gesang wieder an. Gleich einem körperlichen Schmerz durchzucken ihre Stimmen Martin, und eine tiefe Betrübnis erfüllt sein Herz.

Die Trauung ist beendet und das Brautpaar hat die Kirche verlassen, ist wie ein Traum entschwunden. In weiter Ferne sieht er Juttas luftigen Schleier in der Kirchenthür im Winde flattern und hört die Flügelthür hinter ihr ins Schloss fallen.

Da fühlt er Johannens Arm unter dem seinen und sieht auf sie herab, sieht, dass ihre Augen durch das Bogenfenster des Thurmgiebels starren, wo die nassen, tropfenden Zweige der Trauerweide ihr aus Ästen geflochtenes Netz über ferne, grünende, mit Wintersaat bestandene Felder legen.

Langsam schreiten sie die Kirche hinab.

Ein dichter, feiner Regen entzieht die Gegend ihrem Blick, als sie hinauskommen, und Martin hebt Johanna in den Wagen und hüllt das Plaid um sie und setzt sich neben sie und ruft dem Kutscher zu, dass er fahren soll.

Lange Zeit sitzen sie schweigend neben einander.

„Weisst Du,“ sagt dann Johanna und schaut auf das kahle Land hinaus, — „weisst Du, was mir in der Kirche das Herz erfüllt hat? — Entsinnst Du Dich meines Traumes vor langer Zeit, des Traumes von Dir und mir und ihm, der zwischen uns treten würde? Ich musste daran denken, als ich dort so fremd neben Jutta sass, — es war meine Kinderzeit mit allen ihren Erinnerungen, die mir mit abgebrochenen Brücken entglitt. Es war mein ganzer Traum, der wieder an mir vorüberzog und in Erfüllung ging.“

Er antwortet nicht sogleich.

„Johanna“, sagt er endlich und schaut wie sie in den Regen hinaus, — „welch' ein unsagbarer Ernst ist doch das, was man Lebensglück nennt.“ — —

Dann wendet er sich langsam nach ihr um und ergreift ihre Hand.

„Alle Verheissungen meiner Jugend,“ sagt er, „werfe ich hin und nehme sie wieder auf, aber ohne Vergoldung, ohne Blumen, als das Alltagsjoch, das sie sind, — nehme sie schweigend und freiwillig auf, wie man sich im Allerheiligsten des Tabernakels schweigend verhält.“

BAYREUTH.

(1876 bis 1896.)

VON

FELIX WEINGARTNER.

Zwanzig Jahre mussten vorübergehen, ehe Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ nach seinen ersten drei Aufführungen wieder an dem ursprünglich ausschliesslich dafür bestimmten Orte dargestellt werden konnte. Der „deutsche Geist“, auf den vertrauend der Meister sein Riesenwerk erdacht und entworfen hatte, hat sich ihm gegenüber schlecht bewährt. Während man hätte meinen sollen, dass der nationale Enthusiasmus, befruchtet durch die Hoffnung auf ein einzig dastehendes Erzeugniss eines überragenden Genies, üppig in die Halme schiessen werde, kamen die nothwendigen Geldbeträge nur langsam und mit grosser Mühe zusammen, und Wagner, verfolgt von Bosheit und Zweifelsucht, hätte auf eine Aufführung in seinem Sinne verzichten müssen, wenn nicht der edle, unvergessene und unvergessliche König Ludwig helfend beigesprungen wäre. Ueber die Bedeutung der endlich doch zu Stande gekommenen Nibelungen-Vorstellungen des Jahres 1876 hier zu sprechen, hiesse Eulen nach Athen tragen. Die für das folgende Jahr geplanten Wiederholungen musste Wagner wegen allgemeiner Theilnahmlosigkeit fallen lassen. Sechs Jahre schlummerte das „Geheimniss“, das der Grundstein des Festspielhauses verschloss, und „machte sich der Welt nicht offenbar“, bis der Aufruf, ein neues Werk Wagners, die keuscheste und reinste Blüthe seines Schaffens darzustellen, Ausführende und Zuhörer wieder in Bayreuth vereinigte. Die allgemeinere und rückhaltlosere Begeisterung, die der „Parsifal“, vor dessen erhabener Schönheit auch Lästermäuler verstummen mussten, gegen die früheren Werke fand, liess uns hoffen, dass die Festspiele nun auf fester Basis ruhten und Wagner seine Ideen ungehindert und ohne Aufschub werde verwirklichen können. Er hätte, wäre er älter geworden, vielleicht kein neues Werk mehr geschaffen und den Rest seines Lebens lediglich einer allmählichen Reihenfolge stylgerechter Darstellungen seiner früheren Schöpfungen gewidmet. Zehn, vielleicht weniger Jahre hätten dafür genügt, und welches Heil wäre der Kunst, welche unermessliche Belehrung uns dadurch zu Theil geworden!

Es ist nicht würdig, über unwiederbringlich Verlorenes lange zu klagen und sich darüber abzuhärmen, wie es hätte kommen können. Man muss in der Welt mit dem rechnen, was gekommen ist, und sich weiter zu helfen suchen. Nachdem der Meister die Augen geschlossen hatte, gelangte „Parsifal“ in zwei auf einander folgenden Jahren zur Darstellung. Dieselben Künstler wie 1882 wirkten auf der Bühne, szenisch war Alles unverändert, Levi dirigirte das Orchester und nichts gemahnte daran, dass der Schöpfer und Erwecker all des

Herrlichen, was uns entzückte, nicht mehr am Leben war. Nur das Ausbleiben des erfreuten, herzlichen „Bravo“ aus der dunklen Loge, wenn die Blumenmädchen ihr „Kannst Du uns nicht lieben und minnen, wir welken und sterben dahinnen“ besonders vortrefflich gesungen hatten, erweckte uns einen plötzlichen, krampfhaften Schmerz über den Verlust dieser einzigen Persönlichkeit, welcher jedoch durch die Schönheit der Aufführung und das sichere Gefühl: „Sein Werk lebt dennoch und wird ewig leben“ wieder verscheucht wurde. Das allgemeine Interesse hatte sich Bayreuth zugewandt. Die Festspiele waren, wenn auch nicht so zahlreich wie jetzt, so doch gut besucht und ihr Fortbestehen erschien auch materiell gesichert. Für das Jahr 1886 wurde neben „Parsifal“ noch „Tristan und Isolde“ in Aussicht gestellt. Zum ersten Male sollte an der geheiligten Stätte ein Werk aufgeführt werden, dessen Einstudirung der Meister selbst nicht mehr leiten konnte. Zu Aller Freude wurde bald verkündigt, dass seine Wittwe, Frau Cosima Wagner, Felix Mottl, den gründlichen Kenner und ausgezeichneten Dirigenten der wagnerschen Werke, zur Leitung des „Tristan“ eingeladen habe; so zogen wir denn voll froher Hoffnungen wieder nach Bayreuth.

Ich war damals zur sogenannten musikalischen Assistenz, d. h. zum Abhalten von Chor- und Clavierproben eingeladen worden. Bevor die Proben begonnen hatten, wurde in Wahnfried viel darüber gesprochen, wie grosse Mühe es kosten werde, den zum „Tristan“ eingeladenen Sängern die Theatermanieren abzugewöhnen. Das war begreiflich, denn stylwidrige Unarten in Darstellung und musikalischem Vortrag finden wir ja leider auch bei hochbegabten Künstlern. Unangenehm fiel mir nur auf, dass jene ausgezeichneten Künstler, die Wagner einst mit idealer Hingabe geholfen hatten, sein Werk zur Erscheinung zu bringen, wie Niemann, Betz, Scaria, die Materna, Vogl, bei solchen Gesprächen oft Gegenstand der abfälligsten Beurtheilung waren, als ob Wagner sich nur nothgedrungen mit ihnen beholfen und mehr Aerger als Freude mit ihnen erlebt hätte, was seltsam gegen manche Stellen in seinen Schriften abstach. Die Stimmung gegen Vogl änderte sich erst, als dieser einmal auf einer Klavierprobe im Strassenanzug den dritten Akt des „Tristan“ so erschütternd dargestellt hatte, dass er sich die Anerkennung des Hauses Wahnfried geradezu erzwang. Auf den Bühnenproben übernahm Frau Wagner selbst die Leitung, stellte sich also gewissermaassen an den Platz des verewigten Meisters. Sie wollte zunächst grosse Bewegungen der Darsteller überhaupt vermieden wissen. Die leidenschaftlichsten Ergüsse, an denen „Tristan“ so reich ist, sollten nur durch kleine Geberden ausgedrückt, beinahe angedeutet werden. Sie ging im Bestreben, den Darstellern die Theatermanieren abzugewöhnen, viel zu weit, denn als jene sich ihren Wünschen thunlichst gefügt hatten und in ihrem Sinne probirten, war der szenische Vorgang ohne jede Wirkung. Mottl, in der Freude, am bayreuther Dirigentenpult zu stehen, und im Vollgefühle seiner Kraft, raste förmlich mit dem Orchester, so dass ihm Mässigung der Zeitmaasse und der Tonstärke empfohlen wurde. Nun fiel er in den entgegengesetzten Fehler und schleppte, was rein musikalisch nicht unschön war, da der Klang des verdeckten, sehr stark besetzten Orchesters wahrhaft berauschend wirkte und den Zuhörer in den Zustand wonniger Lethargie

versetzte, aber in Verbindung mit den Vorgängen auf der Bühne diese lähmte und hemmte. „Es geht nicht vorwärts“ hiess es und nun wurde modifizirt. Da sollte eine Bewegung doch stärker gemacht, dort ein Zeitmaass doch wieder schneller genommen werden. Bei den Sängern durchbrach die ursprüngliche Individualität das Bestreben, sich den Wünschen der Frau Wagner zu fügen, und sie machten es schliesslich, wie sie wollten, — zum Glück für die Aufführung, denn da damals die Stylbildungschule des Herrn Kniese noch nicht bestand, so waren Leute eingeladen worden, die auch wirkliche Individualitäten und nicht Werkzeuge waren, die wussten, was sie wollten und konnten; und wo wären gerade Solche nothwendiger als im „Tristan“, wo Alles auf die paar Menschen ankommt, die uns die Gestalten des Tondramas verkörpern sollen. Frau Wagner war dadurch ihrer Autorität auf der Bühne etwas beraubt; mit ganzer Kraft wandte sie diese nun dem Orchester und seinem Dirigenten zu. Frau Wagner ist in rein musikalischer Hinsicht, was man eine gebildete Dilettantin nennt. Bis zu einem sehr mässigen Grade befähigt, Klavier zu spielen, versteht sie, von ihrer fascinirenden Persönlichkeit und ihrem scharfen Verstande unterstützt, schwungvoll über die Tonkunst und ihre Meister zu sprechen und dem Laien eine grosse Meinung von Fähigkeiten beizubringen, die vor dem wirklichen Musiker nicht bestehen können. Sie mischte sich in Details des Orchestervortrags, befahl Tempi und Nuancirungen als ob sie selbst der tüchtigste und erfahrenste Kapellmeister wäre; der ausgezeichnete, aber allzu gefügige und gefällige Mottl kannte wiederum kein höheres Ziel, als sich ihr zu unterwerfen, auch wenn es gegen seine Ueberzeugung ging. „In Bayreuth darf man nur dienen“ war ein öfter gehörter und oft citirter Ausspruch von ihm, der leider von so vielen später nach Bayreuth berufenen Künstlern bis zur charakterlosen Selbstentäusserung befolgt wurde. Dass Mottl durch sein berechnendes Verhalten in der Gunst des Hauses Wahnfried merklich stieg, machte ihn zum Gegenstand des Neides und Mancher glaubte, durch eine gleiche Schlauheit auch gleichen Erfolg erringen zu können. Die verschiedensten Rathgeber drängten sich an Frau Wagner heran, um deren Wohlwollen sich ein wahres Wettrennen entspann. Auf den Einen wurde weniger, auf den Andern mehr gehört; was aber dabei herauskam, war im Verlaufe der Proben völlige Unsicherheit und Rathlosigkeit. Was auf der Bühne geschah, stimmte nicht recht mit dem Orchester, auf der einen Probe wurde so befohlen, auf der anderen so, und schliesslich war man auf der Generalprobe noch über Vieles im Unklaren. „Wo ist der Meister, der uns sagte, wie es wirklich richtig ist?“ so hörte man still und laut seufzen. Ja, der Meister konnte freilich nicht kommen; aber wäre es nicht richtiger gewesen, die oberste Leitung gleich von vorn herein ohne Einschränkung dem Dirigenten anzuvertrauen, der, wenn er auch nur Kapellmeister war, doch aus seinem Empfinden und seinem Können heraus ein Ganzes geschaffen hätte, während so, da Frau Wagner selbst mit damals noch sehr ungeübter Hand die Aufführung zu gestalten versuchte und oft auf den Rath gänzlich Unberufener hörte, der Gegensatz zwischen „Befohlenem“ und richtig Gefühltem sehr bemerkbar wurde und ein einheitliches Bild, wie es von einer vorbildlich sein sollenden Aufführung doch erwartet wird, nicht herauskam. Ich habe den „Tristan“ in München und, wenn man von einigen bedauerlichen Strichen absieht,

sogar in Leipzig besser und mächtiger, weil mehr aus einem Gusse, gehört.

In den sieben Aufführungen, welchen ich in Bayreuth beigewohnt habe, gelang der erste Akt am besten; in der grossen Scene des zweiten, dem sogenannten Tages- und Nachtgespräch, sowie auch vielfach im dritten Akt waren die Sänger nicht in inniges Einvernehmen mit dem Orchester gesetzt. Die „Handlung" hört hier fast vollständig auf; das ganze Werk wird zu einer grossen Seelenaussprache, zu einem grossen Monologe. Vielleicht noch mehr als in anderen Werken ist hier in diesen wichtigen und schwierigen Scenen das deutlichste Verständniss der Sänger verbunden mit einer, die geheimsten Regungen wiederspiegelnden Orchesterleistung erforderlich. Im Dirigenten muss sich tiefste Empfindung und Leidenschaft mit höchster Besonnenheit vereinigen. Wie wäre dies aber hier möglich gewesen, wo der Dirigent neben der ungeheuren Aufgabe, die ihm das Werk des Meisters stellte, auch bestrebt sein musste, dem Willen der „Meisterin" willfährig zu sein. Die kleinen Chorstellen im ersten Aufzug klappten nicht, weil im Orchester ein anderes Tempo genommen wurde als auf der Bühne; der Kampf an den Thoren der Burg im dritten Aufzuge machte einen geradezu kindlichen Eindruck. Man fühlte schmerzlich, dass die gestaltende Hand des Meisters sowohl in szenischer wie in musikalischer Beziehung fehlte. Die Dekoration des Burghofes selbst war sehr schön, ebenso der Garten des zweiten Aufzuges; sehr stimmunglos und nüchtern nahm sich dagegen das Schiff aus. Das Beste leisteten die darstellenden Künstler. Rosa Sucher, die lediglich Dank ihrer wahrhaft grossen Künstlernatur, nicht aber etwa, wie man es jetzt so gerne verbreiten möchte, durch die Erziehung von Frau Wagner eine grandiose Leistung als Isolde bot, genügte allein, der Aufführung einen glänzenden Erfolg zu sichern, Vogl und Gudehus wetteiferten als Tristan. Von den übrigen Darstellern des in jeder Rolle doppelt besetzten Werkes ragten Gura als König Marke, der ungemein kraft- und gemüthvolle Kurvenal Planks und die Brangäne der Frau Staudigl hervor. Mottl soll in Karlsruhe, wo er frei seinen Intentionen folgt, Manches anders dirigiren als in Bayreuth; so wird es wohl auch im „Tristan" der Fall gewesen sein. Im Ganzen war es eine unter ausserordentlichen Bedingungen und mit ausserordentlichen Kräften bewerkstelligte Opernaufführung, aber keine ideale Darstellung eines musikalisch-dramatischen Kunstwerkes, wie wir sie in den Jahren 1882 bis 1884 erlebt hatten und im Jahre des Tristan am „Parsifal" nochmals erlebten, der unverändert wie in den Vorjahren edel und stylrein zur Aufführung gelangte.*) Der Rolle des Parsifal war ein neuer vorzüglicher Darsteller in Vogl erwachsen. — Einer nur fehlte! Am Tage der ersten Festspiel-Aufführung des Jahres 1886 war Scaria, der herrliche, unbeschreibliche Gurnemanz, bei Dresden verschieden. Von dem „neuen Kurs" in Bayreuth, der mit diesem Jahre angebrochen war, hat er nichts mehr erfahren. Keiner hat ihn bis jetzt zu ersetzen vermocht.

---

*) Eine treffend scharfe und feinsinnige Bemerkung machte Franz Liszt, der wenige Tage vor seinem Tode der ersten Aufführung des „Tristan" in Bayreuth beiwohnte. Auf meine Frage, wie er mit der Vorstellung zufrieden sei, antwortete er mit dem ihm eigenen, sarkastischen Lächeln: „Ich glaube nicht, dass es — unter den obwaltenden Umständen — besser sein könnte."

Von hier ab kann ich nur über die Eindrücke berichten, welche mir die Vorstellungen selbst gemacht haben, über Vorgänge hinter den Coulissen nur nach dem von glaubwürdiger Seite Berichteten, nicht mehr aus eigener Erfahrung. In dem sicheren Gefühle, dass eine selbstständige Entfaltung seiner Kräfte „unter den obwaltenden Umständen" in Bayreuth unmöglich sei, und dass dienen, d. h. sich selbst untreu werden, und dafür in demüthiger Unterwürfigkeit auf Gnadenbezeugungen harren, niemals und an keinem Orte meine Sache ist, habe ich Bayreuth vor Schluss der Festspiele 1886 verlassen und seitdem jeden Schritt sorgfältig vermieden, der mir als Versuch einer Annäherung hätte ausgedeutet werden können. Ich habe dafür auch den Vorzug, Bayreuth als freier, unabhängiger Künstler gegenüberzustehen und durch nichts am Aussprechen meiner innersten Gedanken verhindert zu sein. Freilich ist das heutzutage ein undankbares Unternehmen. Die Wenigsten begreifen, dass Einer ausnahmweise aus reiner Ueberzeugung so handelt, wie er es thut, und bedenken nicht, dass gerade das unumwundene Aussprechen seiner Meinung meistens nur den Anderen nützt, denjenigen nämlich, welche Etwas davon lernen, dem Sprecher selbst aber höchstens Feindschaft und Verfolgung einträgt. Das Merkwürdige dabei ist nur, dass Dergleichen einem solchen „Sprecher" noch niemals den Mund verschlossen hat.

Das nächste Festspieljahr 1888 brachte das Höchste und das Tiefste, was Bayreuth an neuen Darbietungen nach dem Tode Wagners geleistet hat. Die Aufführung der „Meistersinger" war hervorragend. Szenisch hatte man sich genau an die Vorschriften des Meisters gehalten und, auf diesen fussend, lebensvoll und feinsinnig inszenirt. Mitwirkende gaben das Hauptverdienst daran dem trefflichen Regisseur Fuchs von der Münchener Hofoper, der die genaue Tradition der von Wagner im Jahre 1868 dort selbst geleiteten ersten Einstudirung des Werkes besitzt. Für die Hauptrollen hatte man ausgezeichnete Künstler gewonnen. Wer erinnert sich neben Sachs, Evchen und Walther nicht des so überaus charakteristischen Beckmesser von Friedrichs, des liebenswürdigen, übermüthigen David Hofmüllers? Ein Meisterstück hatte der damals neuberufene Chordirektor Kniese geliefert. Die Chöre wurden gesungen, dass jedes Wort des Lobes zu schwach erscheint. Dabei deckten sich die szenische mit der musikalischen Ausführung in einer Weise — ich erwähne nur die Schlussszene des zweiten Aufzuges —, die vollendet und im höchsten Maasse nachahmenswerth war. Im Orchester sass Hans Richter, der geborene Dirigent der Meistersinger, treu vertraut mit den Intentionen seines Meisters, diesen treu folgend und jeden unberufenen Einspruch, falls ein solcher erfolgt ist, kraft seiner Autorität ablehnend. Eine Kleinigkeit sei bemerkt, die gegenüber dem Vorzüglichen, was die Meistersinger-Aufführung bot, nicht ins Gewicht fällt und hier nicht erwähnt würde, wenn sie nicht charakteristisch für das einige Zeit in Bayreuth beliebte System des „Andeutens" wäre, das, wie mir erzählt wurde, später namentlich dem „Tannhäuser" so verhängnisvoll geworden sein soll. Warum gossen die Weiber am Schluss des zweiten Aufzuges nicht wirklich starke Wassergüsse auf die sich Prügelnden, wie es vorgeschrieben und auch in München 1868 gemacht worden ist? Wenn die Weiber Kannen aus den Fenstern heraushalten und die Bewegung des Giessens machen, aber nichts herausfliesst und die Raufenden

dennoch auseinanderstieben, so entsteht in der Aktion ein unlösbarer Widerspruch, der das Heraushalten der Kannen einfach überflüssig und unverständlich erscheinen lässt. In einem bei allem Idealismus so realistischen Werke wie den „Meistersingern“ darf auch ein realistischer Effekt, den Wagner übrigens ausdrücklich vorgeschrieben hat, nicht zurückgedrängt werden.

Die Aufführung der „Meistersinger“ gestaltete sich zu einem Triumph für Bayreuth und die Kunst der Bühnendarstellung überhaupt, was um so mehr erfreute, als in demselben Jahre mit dem „Parsifal“ Unbegreifliches und Unerhörtes vorgegangen war. Levi war erkrankt und Mottl die musikalische Leitung übertragen worden, wogegen gewiss Niemand Etwas einzuwenden hatte. Was sollten aber die herumschwirrenden Gerüchte bedeuten: „Man freue sich in Wahnfried, Levi endlich losgeworden zu sein; nun erst sei der „Parsifal“ in den richtigen Händen; er werde zum ersten Male „christlich“ dirigirt werden und wie ein „neues Werk“ erscheinen“? — Levi hat unter den Augen des Meisters den „Parsifal“ einstudirt und dirigirt. Er ist mit dem Werke geradezu verwachsen und seine Direktion desselben ist eine Meisterleistung ersten Ranges. Sein Nachfolger konnte und durfte nichts weiter thun, als das anvertraute Gut treu verwalten, denn es war nichts Anderes als das Erbe des Meisters selbst. Levi kann ebenso der musikalische Hort des „Parsifal“ genannt werden wie Richter der der „Meistersinger“, und ich selbst war Zeuge der überschwänglichsten Lobes- und Dankesbezeugungen, die Frau Wagner Levi nach manchen besonders gelungenen Parsifal-Vorstellungen spendete. Warum also plötzlich dieser Umschwung? — Weil Levi Jude ist? — War er das 1882 nicht auch und hat er desshalb weniger gut dirigirt? — Man mag der semitischen Rasse feindlich oder freundlich gegenüberstehen; man mag aus nationalen, künstlerischen, ethischen und ästhetischen Gründen sich zu ihr stellen, wie man will: stets aber ist es kleinlich und unwürdig, diese Stellungnahme prinzipiell auf ein einzelnes Individuum aus keinem anderen Grunde als eben nur dem der Verschiedenheit der Rassen zu übertragen. Namentlich in dem vorliegenden Falle durfte man die Werthschätzung des grossen Künstlers Levi überhaupt nicht vergessen, auch nicht über einer Rassenfrage. Dies wäre immerhin noch eine persönliche Angelegenheit, die bei Beurtheilung der Aufführung nicht in Betracht kommen dürfte, wenn diese selbst, nachdem Wagner sie unzweifelhaft festgestellt hatte, in diesem Jahre nicht derart verwandelt erschienen wäre, dass man künstlerische Gründe nicht für allein maassgebend halten konnte. Szenisch war nichts Wesentliches geändert, aber musikalisch war das Werk allerdings ein neues geworden, nur nicht in gutem Sinne. Es wurde in so schleppenden und furchtbar verzerrten Zeitmaassen vorgeführt, dass die Empfindung für Melos und natürlichen Fluss vollständig verloren gegangen war. Fast jedes Tempo, seit 1882 unverrückbar feststehend und in unser Bewusstsein eingemeisselt, war auf den Kopf gestellt. Am Gelindesten kam der zweite Aufzug weg, in dem noch Manches an die Aufführungen der Vorjahre erinnerte, aber der erste und dritte waren unkenntlich. Von Einzelheiten sei nur an die unglaublich ausgedehnten, geradezu beängstigend wirkenden Pausen im Vorspiel beim Eintritt des Gralthemas erinnert; im übrigen genügt es hier, in Zahlen zu sprechen. Der erste Akt dauerte gegen zwanzig

Minuten, der letzte mindestens eine Viertelstunde länger als bisher. Man halte sich gegenwärtig, dass, wie ich aus Erfahrung feststellen kann, die Dauer des ganzen „Rheingold“, wenn es von einem zum Schleppen geneigten Kapellmeister dirigirt wird, gegen eine Aufführung unter einem zu rasche Tempi liebenden Dirigenten um acht, höchstens zehn Minuten variren kann, und ermesse nun, welche ungeheuren Dehnungen dazu gehörten, um nur einen Akt schon um mehr als eine Viertelstunde zu verlängern. „Mottl hat die allein richtigen Tempi“, erklärte Frau Wagner kategorisch, Viele glaubten daran, und „Parsifal“ war „gerettet“, wie bei Tischreden feierlichst verkündigt wurde. Was war der Grund? Man vernahm wohl Gerüchte und Vermuthungen, niemals aber eine vollgültige Erklärung. Das am nächsten Liegende wäre gewesen, an periodischen Wahnsinn der leitenden Personen zu glauben, wenn die Kunde dieser ganzen sogenannten „Errettung“ nicht schon vorher sehr raffinirt in das Publikum lancirt und die absolute Richtigkeit der neuen Tempi nicht durch Eingeweihte prophezeit worden wäre. Man hatte es also mit einer Absicht zu thun. Die Aufführung des „Lohengrin“, die ich sechs Jahre später hörte, war vielleicht noch mehr — weil auch szenisch — verunglückt, aber da lag wenigstens keine feststehende Tradition vor; man konnte die zahlreichen und schwerwiegenden Fehler immerhin noch Irrthümern zuschreiben. Bei Parsifal war jedoch ein Irren unmöglich. Alle wussten, wie es sein solle, und wissentlich hat man die das Werk geradezu zerstörenden Eingriffe gemacht — aus Gründen, die wohl nur den Schuldigen selbst kein Räthsel sind. Die Aufführung des „Parsifal“ im Jahre 1888 war eine der grössten künstlerischen Sünden, die grösste, die Bayreuth begangen hat. Hoffen wir, dass keine ähnliche mehr folgen werde.

Die Wirkung dieser maasslosen Tempo-Verschleppungen war eine unheilvolle, nicht nur für das zunächst betroffene Werk selbst, sondern für die Kunst überhaupt. Wie es gerade das Verrückteste und Schlechteste ist, was am Liebsten nachgeäfft wird (siehe die einige Zeit grassirende blutige Einakter-Epidemie), so wurde es auch hier bald allüberall Mode, die Zeitmaasse zu verschleppen, nicht nur bei Wagner, sondern später auch bei Mozart und Weber, sogar bei Meyerbeer und in italienischen Opern. Auch in den Konzertsälen wurde das neue Evangelium der langsamen Tempi gepredigt und bald schien jedes frische, energische Zeitmaass verschwunden zu sein, so wie jeder Blutstropfen in den hohlwangigen Gesichtern der jungen Bayreuthianer. „Er hat das echte Bayreuther-Tempo“ hiess es dann, oder, wie ein witziger berliner Musiker einmal gesagt haben soll, „er vermottelt“. Dazu kam, dass der alternde Bülow schon damals begonnen hatte, durch Willkürlichkeiten in der Auffassung und Wiedergabe einzelner Tonstücke zur Uebertreibung zu reizen. Bald schlossen Verschleppungen à la Bayreuth und Verzerrungen à la Bülow, die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen erkennend, den ehelichen Bund und erzeugten ein seltsames Kind, das nichts Anderes war als die schon einmal von mir energisch befehdete Tempo-rubato-Dirigirerei, die zwar heute schon, wie alles Unechte, Spuren eines frühzeitigen Alters trägt, aber doch stellenweise noch blüht und mit ihrer heillosen Affektirtheit jedes gesunde Gefühl untergräbt. Eines der zahlreichen Opfer des „Bayreuther-Tempo“ ist die Ouverture zu „Rienzi“, die einige Zeit vielfach „in neuer Auffassung“

gespielt wurde. Man vergleiche ihre Wirkunglosigkeit, wenn sie so ein echter Wahnfried-Apostel aufführt, mit der Revolution, die das jugendlich-überschäumende, ritterliche, etwas derbe, aber nicht triviale Stück hervorbringt, wenn es einmal richtig vorgetragen wird.

Im Jahre 1889 wurden „Parsifal“, „Meistersinger“ und „Tristan“ aufgeführt; Tristan habe ich in Bayreuth nicht mehr gehört. Die Aufführung der Meistersinger stand gegen das vorige Jahr zurück. Sie „ging“ nicht mehr so gut. Richter soll, durch seine londoner Verpflichtungen abgehalten, erst zu den letzten Proben nach Bayreuth gekommen sein und die früheren Proben Anderen überlassen haben. Eine solche Theilung der Arbeit verbürgt kein tadelloses Gelingen und sollte nirgends, am Allerwenigsten aber in Bayreuth vorkommen. Der „Parsifal“ wurde wieder von Levi dirigirt, die richtigen Zeitmaasse waren zum Glück hergestellt; ja man suchte sogar zu vertuschen, dass jemals Etwas daran geändert war, über der ganzen Vorstellung jedoch ruhte nicht mehr ganz die Weihe früherer Zeit. Fremde Elemente waren an die Stelle des „Heilig-Alten“ getreten. Den Parsifal sang der Vlamländer von Dyck. Er brachte in der Erscheinung für den „reinen Thoren“ mehr mit als alle seine Vorgänger; seine Leistung war als Frucht reichlichen Studiums eine ausgezeichnete; nur die fremdländische Aussprache störte bedenklich. Dasselbe war bei Blauvaert, dem trefflichen Mephistopheles in Berlioz's Damnation de Faust der Fall. Er gab sich die redlichste Mühe mit dem Gurnemanz; der tiefe Gehalt der Rolle lag dem virtuosen Sänger aber zu ferne. Freilich den Hauptfehler beider Darsteller, eben die störende fremdländische Aussprache, wurde von dem grössten Theile des Publikums nicht mehr gehört; — Bayreuth war international geworden.

Hatte sich nach der Parsifal-Aufführung des Jahres 1888 so mancher ehrliche deutsche Freund von den Festspielen zurückgezogen, so wurde die Flucht im nächsten Jahre, wo auch der Zauber der „Meistersinger“ nicht mehr so stark wie im Vorjahre wirkte, immer grösser. Desto stärker wurde das Zuströmen von Besuchern aus fremden Ländern. Allmählich waren Wagners Werke auch auf ausserdeutschen Theatern gegeben worden; die Kunde hatte sich verbreitet, dass man in Bayreuth Musteraufführungen davon sehen könne. Die Theaterleiter eilten zuerst herbei, um Etwas für ihr Institut zu profitiren, dann kamen die Berichterstatter der grossen Zeitungen, dann das Publikum. Dieses begann nun, während die Deutschen sich zurückzogen, das grösste Kontingent der Besucher zu stellen und Bayreuth dadurch finanziell zu stützen. Das Interesse dieses Publikums sich zu erhalten und zu vermehren, wurde nun vor Allem gesorgt. — Frankreich, namentlich aber England und Amerika kennen noch das Prinzip der „stars“. Einem mittelmässigen Ensemble werden einige berühmte „Namen“ einverleibt, die ohne jede Rücksicht auf das Gesammtbild der Aufführungen für Einnahme und Erfolg stehen. Man geht nicht ins Theater, um das Werk, sondern um diesen oder jenen berühmten Sänger zu hören. Man ist stolz auf seine „stars“, macht Reisen, um sie zu hören und überhäuft sie mit Ehren aller Art. Der Gedanke lag nun sehr nahe, durch Heranziehen solcher ausländischer Berühmtheiten möglichst viel ausländische Besucher und Verehrer dieser Sterne heranzuziehen und sich so zugleich einer vollen Kasse, eines enthusiastischen Applauses und glänzender Besprechungen in auswärtigen Zeitungen von

den durch Beachtung ihrer „stars“ in ihrem Nationalgefühl geschmeichelten Rezensenten zu versichern. Dieser Gedanke wurde auch allmählich zur Ausführung gebracht. Immer öfter vernahm man von dieser oder jener überseeischen Koryphäe, die berufen sei, in Bayreuth eine Rolle zu „creiren“. — In den Aufführungen des „Lohengrin“ hat dieses Prinzip endlich seinen Höhepunkt erreicht.

Verstimmt durch die Erfahrungen der vergangenen Jahre, habe ich die Festspiele von 1889 bis 1894 nicht besucht, den „Tannhäuser“ dort nicht gehört. „Von ihm sprechen ist Verlegenheit“, denken auch gläubige Verehrer von Frau Wagner's Regime. Sie drehen und wenden sich, um Gutes berichten zu können, vermögen es aber doch nicht so recht von Herzen und sind fortwährend genöthigt, Einschränkungen zu machen, wenn sie vorurtheilsfreien Ansichten begegnen. Zum „Lohengrin“ trat ich die Pilgerfahrt wieder an, weil ich doch begierig war, zu sehen, wie sich dieses innige, lichtvolle Gebilde des deutschen Meisters in einer Aufführung ausnehmen müsse, in der alle Rollen mit Ausnahme des Königs und des Heerrufes von fremdländischen Sängern dargestellt würden. Es war ein merkwürdiges Erlebniss. Ich habe die letzte Vorstellung gehört und es wurde mir später erzählt, dass über dieser ein ganz besonderer „Unstern“ gewaltet habe. Ich bin aber der Ansicht, dass kleine Unglücksfälle, die bei der besten Vorbereitung hie und da vorkommen können, den Eindruck einer sonst guten Aufführung höchstens demjenigen trüben können, der mit der Absicht, zu nörgeln, hingeht. Das aber, was ich in dieser Lohengrin-Vorstellung gesehen und gehört habe, kann nicht nur Folge eines Unsternes gewesen sein. Lohengrin und Elsa sangen so affektirt, mit so unnatürlichen Portamentos ausser Takt und Rythmus, dass man meinen konnte, Gounods Faust und Margarethe in Kostümen der wagnerischen Oper vor sich zu haben. Lohengrin detonirte dabei im dritten Aufzug so stark, dass er schliesslich den ganzen Chor in ein unerträgliches Zu-tief-Singen hineinzog. Das könnte man allenfalls auf den „Unstern“ schieben; es soll aber keineswegs nur in der von mir gehörten Vorstellung vorgekommen sein. Die Hauptforce Elsas bestand darin, die melodischen Phrasen pianissimo auszuhauchen, so dass aus den Reihen der anwesenden Ladys und Gentlemen jedesmal ein bewunderndes „Ach!“ ertönte, wenn sie damit fertig war: eine im Lohengrin stylwidrige, undeutsche und widerliche Manier. Ortrud und Telramund waren ein richtiges Bösewichterpaar. Das früher beliebte „Andeuten“, welches u. A. im „Tannhäuser“ die Lächerlichkeit hervorgebracht hatte, dass die auffliegenden Liebesgötter im Bacchanal ihre Pfeile nicht wirklich abschossen, sondern mit gespanntem Bogen und angelegtem Pfeile vorbeifliegen mussten, schien nach dem offenbaren Misserfolg des „Tannhäuser“ sich als zu wirkungslos erwiesen zu haben und man griff zu dem unzweifelhaft effectvolleren Übertreiben. Wenn Telramund wie ein Wahnsinniger herumraste und Ortrud am Schluss des zweiten Aktes, bevor sie die drohende Bewegung gegen Elsa zu machen hat, mit schlangengleichen Windungen über die ganze Breite der Bühne fegte, so hatten wir Das vor uns, was Bayreuth gerade nicht sein will und nicht sein soll, nämlich ein „Theater“ im schlimmsten Sinne des Wortes. Von richtiger deutscher Aussprache war während des ganzen Abends nicht viel zu hören. Den Künstlern konnte man füglich keinen Vorwurf daraus machen, aber hätte es in deutschen

Landen nicht genug Sänger gegeben, die unter der richtigen Anleitung ihre Aufgabe besser gelöst und uns wenigstens das Kauderwälsch der verschiedenen Sprachaccente erspart hätten? Die Ausländer selbst wurden freilich dadurch nicht gestört und die biederen Deutschen fanden's ganz schön, den Lohengrin auch einmal mit Verunstaltung ihrer Muttersprache zu hören; Manche spieen sogar Gift und Galle gegen den, der was daran auszusetzen fand. Frau Wagner nannte Frau Nordica's opernhaft parfumirte Elsa den „Triumph des Auslandes.“ So ging es in Wagner's deutschem Festspielhause im Jahre 1894 zu.

Die Inszenirung war in mancher Hinsicht unbeholfen, in mancher verstiess sie direkt gegen Wagners Vorschriften. Die fast gleichzeitige Aufführung des „Lohengrin“ in München, die wegen der naheliegenden Concurrenz in Bayreuth einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen hatte, war ungleich gelungener und lebensvoller. Mochte man auch mit einzelnen Äusserlichkeiten, so z. B. mit dem Erscheinen der Bischöfe im 2. Aufzug sich nicht einverstanden erklären, so fühlte man doch heraus, dass ein Mann die Darstellung geleitet hatte, dem das „Dämonische der Bühne“ nicht nur in der Phrase, sondern in der That aufgegangen war. Besonders auffallend war in Bayreuth die Neigung, durch ein militärisches Vor- und Rückwärtsschreiten der Männer (erste Szene des ersten Aufzuges und dritter Aufzug) und durch Schliessen zweier konzentrischer Kreise, von denen der eine nach rechts, der andere nach links schritt (Schluss des ersten Aufzuges und zweiter Aufzug), Leben in die Masse zu bringen. Beinahe alle Bewegungen des Chores geschahen auf einen Ruck und ein scharfes Auge gewahrte das ängstliche Lugen der Sänger nach der Coulisse, wo der das Zeichen gebende Inspizient stand. Diese Art der Dressur grosser Massen wirkte ermüdend und oft auch lächerlich, wie z. B. am Schluss des ersten Aufzuges das plötzliche Erheben und gleichmässige Schwenken der Baumzweige. Das Volk greift zu solchen Zeichen der Begeisterung — man denke sich den Vorgang in Wirklichkeit — doch erst allmählich und auf Anregung Einzelner, niemals aber auf Kommando. Dann hätte man doch auch sehen müssen, wie das Volk in wachsender Erregung die Zweige von den Bäumen abbricht, denn woher kommen diese in so grosser Anzahl auf die Bühne? Der „Regisseur“ begnügt sich allerdings mit der einfachen Antwort: „Sie liegen aufgeschichtet hinter der Coulisse“; in Bayreuth sollte aber kein Platz für offenbare Gedankenlosigkeiten sein.

Nach Wagners Vorschrift übergiebt Lohengrin, ehe er zum Gottesgericht schreitet, Elsa der Hut des Königs. Heisst das etwa, wie es ausgeführt wurde, dass Elsa sich zum König auf den Thron setzen darf? Sie ist allerdings Fürstin und hat Anspruch auf königliche Ehren, aber sie ist eines furchtbaren Verbrechens angeklagt, und wenn auch der König von ihrer Unschuld überzeugt ist, so darf doch gerade er nicht öffentlich für sie Partei nehmen, ehe der Kampf entschieden und dadurch das Urtheil gesprochen ist. Als hierauf der König sich anschickte, das Gebet zu sprechen, erhoben sich Beide gleichzeitig, machten sich gegenseitig höfische Verbeugungen, und der König schritt die Stufen des Thrones hinab. Wagner hat doch den Lohengrin in München und Wien inszenirt. Hat er dort etwa solchen Unsinn — anders sind derartige Regiekunststückchen nun einmal nicht zu bezeichnen — angeordnet? Gewiss nicht! Elsa stellt sich neben den

König, etwa unterhalb des Thrones und bleibt dort, bis sie vom Könige Lohengrin zugeführt wird, und mit dem Rufe „O fänd' ich Jubelweisen" auf diesen zueilt. Im zweiten Aufzuge schreibt Wagner vor, dass der Heerrufer nach seiner Ansprache an die Ritter sich in das Palais zurückziehe. Der Heerrufer schritt aber die Stufen herunter, mischte sich unter die Männer, die ihn unter die Arme fassten und mit ihm — natürlich im Kreise — herumzogen. Wie wenig entspricht dies der Stellung, die ein Heerrufer zu Rittern einnimt! Im dritten Aufzug, als Telramund in das Brautgemach eindringt, finden wir folgende szenische Vorschrift: „Elsa, die sich vor Lohengrins Brust geworfen hatte, sinkt ohnmächtig langsam an ihm zu Boden." Was geschah nun in Bayreuth? Telramund stürzte, von Lohengrin getroffen, zu Boden und die Edlen in die Knie, ganz gleichzeitig aber Elsa wie vom Blitz erschlagen der Länge nach zu Lohengrins Füssen, so dass man zuerst sieben aufrecht stehende Personen, im nächsten Augenblick aber nur eine aufrecht und sechs auf der Erde liegen sah. Es war ein durch seine Plötzlichkeit wirkender Knalleffekt, der den Anwesenden eine Bewegung der Ueberraschung entlockte; aber was hätte Wagner zu dieser Abänderung seiner so zart empfundenen Vorschrift gesagt? Das hier Angeführte sind einzelne Beispiele, keineswegs ein vollständiges Sündenregister.

Zum ersten Male enttäuschte der Klang des verdeckten Orchesters, der stumpf und reizlos war. Der Grund konnte nicht allein in der Verdeckung liegen, denn die viel durchsichtiger instrumentirten Meistersinger klangen ausgezeichnet. Sehr schwankend und unsicher gingen die grossen Ensemblesätze des ersten und zweiten Aufzuges. Das „Bayreuther Tempo" florirte wie im unglücklichen „Parsifal" des Jahres 1888 und spann seine gedehnten, endlosen Fäden, wie eine ungeheure Spinne ihr Netz, über das ganze Werk, das mir an diesem Tage zum ersten und einzigen Mal zu lang erschienen ist.

Noch ein anderer Vorfall aus dem Festspieljahre 1894 ist hier zu berichten. Leider betraf er wieder den „Parsifal". Frau Nordica hatte eines schönen Tages mit der Abreise gedroht, wenn ihr zukünftiger Gemahl nicht den Parsifal sänge, — und dieser Herr sang hierauf den Parsifal, allerdings nur einmal, aber in einer Weise, die sogar freundliche Beurtheiler mit einem Worte bezeichneten, das ich mich scheue, hier wiederzugeben. Liest man in pikanten Hofgeschichten früherer Zeiten, dass die Maitresse des Beherrschers eines Duodez-Fürstenthumes sein Theater regiren durfte, so kann man sich mit der Erfahrung trösten, dass die Liebe den Verstand gewöhnlich aussticht. Geschieht es aber in Bayreuth, der Heimstätte der Werke eines der allergrössten Genies, dass sein heiligstes Vermächtniss von seiner eigenen Gattin der Laune einer Primadonna geopfert wird, so ist das eine Handlungweise, die nicht deutlich genug gekennzeichnet werden kann.

Es ist mir, als ich in meiner Broschüre „Ueber das Dirigiren" von „Dilettantismus, Geschäftskniffen und Protektion" in Bayreuth gesprochen und darauf hingewiesen hatte, dass Aehnliches nicht vorgekommen wäre, wenn Bülow in seiner Vollkraft als Künstler und Charakter nach Wagners Tode an die Spitze getreten wäre, vorgeworfen worden, ich hätte raisonnirt, ohne zu beweisen. Obwohl der aufmerksame Leser auch dort die Beweise nicht vermissen wird, so will ich sie dennoch, gleichsam als Essenz des soeben Angeführten, hier deutlich wiederholen. Geschäftskniffe, und zwar pekuniär sehr erfolgreiche,

waren die Einladungen fremdländischer, künstlerisch ungeeigneter Sänger zum Zweck der Heranziehung ausländischer Besucher. Kein Vernünftiger wird bestreiten wollen, dass Bayreuth Einnahmen, sogar grosse Einnahmen machen musste, um bestehen und Neueinstudirungen bringen zu können. Man hätte aber langsamer vorwärts gehen sollen. Der an keinem anderen Orte der Welt aufgeführte „Parsifal", welcher so gut wie gar nichts mehr kostete, hätte in würdiger Darstellung genug Geld gebracht, damit in grösseren Intervallen die anderen Werke Wagners hätten erscheinen können. Die Festspiele der Jahre 84 und 86 waren übrigens gut, die des Jahres 88 sogar glänzend besucht. Wäre der Parsifal nicht so unbegreiflich verwandelt gewesen, so wäre der Erfolg Bayreuth's im Jahre 88 nach jeder Richtung hin ein vollkommener gewesen und man hätte nicht zu ausländischen Reizmitteln greifen brauchen. Wenn auch, was nicht bezweifelt worden ist, die Familie Wagner's selbst keinen Gewinn aus den Festspielen zieht, so durfte man doch die rein künstlerischen Interessen niemals, auch nicht zum Zweck der rascheren Erreichung eines Zieles, den materiellen opfern, weil dadurch der von Wagner gewollte ideale Charakter der Festspiele, den man äusserlich trotzdem stets anerkannt wissen wollte, sofort aufgehoben wurde. Dilettantisch nenne ich vor Allem die Massendressuren im „Lohengrin", ferner stylwidrige, von mangelndem Verständniss zeugende Regiekunststückchen, z. B. wenn Elsa, als Lohengrin ihrem immer dringenderen Forschen nach seinem Namen wehrt, wie ein ungezogenes Kinde, dem man ein Spielzeug verweigert, mit den Füssen stampfte, und endlich Frau Wagners Einmischung in rein musikalische Dinge, in denen sie nicht genügend zu Hause ist. Freilich trifft in dieser Beziehung den Nicht-Dilettanten, nämlich den, oder vielleicht mitunter sogar die sich willenlos fügenden Herren Dirigenten, die lediglich um der Ehre willen, in Bayreuth dirigirt zu haben, ihre Ueberzeugung opferten, die grössere Schuld. Wäre da mehr Rückgrat vorhanden gewesen, so hätte Herr Siegfried Wagner wohl auch nicht wagen dürfen, seinen unlängst veröffentlichten albernen Brief an die „Redenden Künste" zu schreiben, der bereits mehrfach gründlichste Abfertigung gefunden hat. Was endlich den eben erzählten Vorfall mit dem Parsifal der Frau Nordica betrifft, so ist das Wort Protektion dafür wahrlich recht sanft gewählt. Ich denke, ich bin die Beweise nicht mehr schuldig geblieben.

Um zu der nun folgenden Aussprache über die diesjährige Aufführung der Nibelungen-Tetralogie, wie sie es im Grossen und Ganzen verdient, eine freundliche Brücke zu finden, sei das Wenige aufgezählt, was im Lohengrin gut und vortrefflich war. Eine Glanzleistung bot Grengg als König Heinrich. Wie wohl that es, einen urwüchsigen deutschen Sänger zu hören! Ausgezeichnet waren die Chöre, besonders die Männer im zweiten Aufzug. Die Wirkung des „In Früh'n versammelt uns der Ruf" war geradezu hinreissend. An dem späteren Falschsingen trug nicht der Chor die Schuld. Mit bemerkenswerther Kunst war die grosse bayreuther Bühne im dritten Akt zu dem kleinen Brautgemach umgeformt. Je zwei kindlich aussehende Pagen mit Lichtern öffneten die Thüren und verhältnissmässig nur wenige Personen erschienen auf der Szene, wodurch dem Vorgang ein äusserst intimer Charakter gewahrt blieb. Sehr eindrucksvoll war das erste Erscheinen Lohengrins. Als es beim ersten Rufe: „Der Schwan!" wie ein Blitz über die Menge zuckte, deren sich alsbald eine erwartungvolle, bis

zum Jubel sich steigernde Bewegung bemächtigte, da war wohl kein Zuschauer, der theilnahmlos blieb. Hier zeigte sich, leider nur für einen Augenblick, was Wagner wirklich gewollt hat, nämlich, dass das Kunstwerk wie eine geniale Improvisation der Darsteller erscheinen solle. Gewiss ist die Menge auf der Bühne zum Erzeugen einer solchen Wirkung auch „dressirt" worden. Man merkte es aber nicht, — und das war — Kunst! Das Gelingen der erwähnten szenischen Momente und mitwirkenden Faktoren liess es doppelt schmerzlich erscheinen, dass fast alles Andere so schlimm und störend verfehlt war.

II.

Die Aufführung der „Nibelungen", die das zwanzigjährige Jubiläum des Bestehens der Bühnenfestspiele in Bayreuth bildete, reichte nicht an die der Meistersinger des Jahres 1888 heran, stand aber — wie ich mit herzlicher Freude ausspreche — höher als das seit dieser Zeit in Bayreuth Gebotene. Ueber den ersten Cyklus habe ich auch von sonst sehr leicht zu Lobeshymnen geneigten Personen wenig Günstiges gehört, war daher vom zweiten in manchen Beziehungen angenehm enttäuscht. Worin der eigentliche und tiefe Grund dieser höheren Werthschätzung besteht, wird sich nachher herausstellen; einstweilen mögen die einzelnen Faktoren näher betrachtet werden. Um mit dem Musikalischen zu beginnen, so drängte sich zunächst die Überzeugung auf, dass Frau Wagner entweder zur Einsicht gekommen war, dass die von ihr seither befohlenen schleppenden Tempi höchst lähmend und unnatürlich wirken und den Eindruck des Kunstwerkes ernüchternd gestalten, oder dass Mottl, der den zweiten Cyklus ausgezeichnet dirigirte, selbständiger aufgetreten ist als bisher. Schon im „Rheingold" fiel mir auf, dass das berüchtigte Bayreuther-Tempo verschwunden war. Man hörte wieder ein energisches, belebendes Vorwärtsgehen, wo es nothwendig war, und breite Stellen wurden nicht mehr so auseinander gezerrt vorgetragen, dass man nur einzelne Noten, aber keine Phrase vernahm. Diese Wahrnehmung bestätigte sich auch in den folgenden drei Abenden und wirkte erwärmend und erquickend. Ueberhaupt war die ganze Ausarbeitung des Orchesters eine vortreffliche, sowohl nach der dynamischen und rythmischen wie nach der thematischen Seite hin, der Klang berückend schön und niemals zu stark. Einige Ansichten über Zeitmaasse in den „Nibelungen" möchte ich — ganz individuell — hier aussprechen. Sowohl im ersten Akte der „Walküre" wie in dem des „Siegfried" ist ein Vorgang dargestellt, in dem eine elementare, unbezwingliche Gewalt zur Haupthandlung führt, in der „Walküre" eine mächtig entbrennende Leidenschaft zur Vereinigung von Siegmund und Sieglinde, im „Siegfried" eine heilige, unwiderstehliche Begeisterung zur Fertigstellung des Schwertes. Die Musik drückt das innerste, eigentlichste Wesen dieser Vorgänge aus und die elementaren, keinen Augenblick unterbrochenen, sondern stetig anwachsenden Gewalten müssen auch im Tempo durch eine immerwährende, die ganze Zeit des Vorganges andauernde Steigerung ausgedrückt werden. Natürlich kommen Abschwellungen, Ritenuti vor, aber ich möchte dieses

in Worten schwer zu erschöpfende, lediglich im Gefühl liegende Problem so ausdrücken: „Der Dirigent muss über die ganze Szene eine immer mehr ansteigende, niemals unterbrochene Wellenlinie ziehen.“ Diese einheitliche Linie habe ich in den erwähnten Szenen vermisst. Sie zerfielen mir zu sehr in Einzelnheiten. Nur aus einer stetigen und unaufhaltsamen Steigerung, die man in Wagners Tempovorschriften angedeutet finden kann, erklärt sich auch das zur äussersten Raserei gesteigerte Zeitmaass der Orchesternachspiele, welches, wenn es plötzlich und unvermittelt einsetzt, mehr aus der Stimmung reisst, als sie erklärt. Ferner erscheint ein Thema oft zuerst selbständig zur Einführung einer Person oder Vorbereitung eines Vorgangs und nachher in derselben Gestalt, aber als Begleitung des Darstellers. Muss es in diesem letzten Falle nicht meistens etwas bewegter — ich möchte sagen: „unwichtiger“ — genommen werden als zuvor? Wird z. B. das ganze Gespräch Wotans mit den Riesen in der zweiten Szene des „Rheingold“ im Zeitmaass des Auftrittsthemas der Riesen dirigirt, so ist den Darstellern ein sinnvolles Sprechen und Singen ohne Zerreissen der Phrasen und Worte unmöglich gemacht. Der gleiche Fall tritt im dritten Aufzuge des „Siegfried“, von den Worten des Wanderers „Ein Vöglein schwatzt wohl Manches“ ab, ein. Geht da der Dirigent nicht etwas vorwärts, so thun es die Darsteller aus richtiger Empfindung für den Ausdruck der betreffenden Stellen; der Dirigent muss dann mit dem Orchester wohl oder übel nachzukommen suchen und es giebt unliebsame Schwankungen. Wagner rief, wie mir ein Zeuge erzählt hat, auf einer Probe des „Rheingold“, als es zu pathetisch herging, einmal den Künstlern zu: „Leichter, leichter, Kinder! Wir machen ein Lustspielchen!“ Dieses nicht wörtlich, aber dem Sinn nach zu nehmende Wort ist sehr beherzigenswerth. Ein anmuthigeres Tempo wäre wohl auch der Szene der Rheintöchter in der „Götterdämmerung“ zu wünschen gewesen. Die Rheintöchter waren überhaupt nach der gesanglichen Seite ein dunkler Punkt der Aufführungen. Die Stimmen klangen schlecht zusammen und es wurde sehr falsch gesungen. Hier sei auch bemerkt, dass das Waldvöglein offenbar viel zu weit rückwärts aufgestellt war; man verstand weder Wort noch Ton.

Der dekorative und technische Theil der Aufführungen war meistens gut gelungen; freilich erschienen gerade die schwierigsten szenischen Aufgaben in Bayreuth eben so wenig befriedigend gelöst wie anderswo. Eine Ausnahme davon machte die erste Szene auf dem Grunde des Rheines. Wer gesehen hat, wie entzückend graziös, frei und ohne jeden sichtbaren Halt die Rheintöchter hier schwammen, wie blitzschnell sie im Einvernehmen mit der Musik auf- und niedertauchten, sich vereinigten und auseinanderschossen, der kann an die rumpelnden Schwimmwagen, die bisher im Gebrauch standen, gar nicht mehr denken. Das „Rheingold“ selbst erstrahlte viel zu spät. Bei den Worten Flosshildens: „Schaut, er lächelt in lichtem Schein“, muss es bereits angefangen haben zu leuchten, um bei dem „Heiajaheia“ in vollem Lichte zu glänzen. Könnte übrigens der Goldglanz, der sich an einer hohen Stelle des Riffs entzünden soll, nicht phantasievoller dargestellt werden als durch das leuchtende Klümpchen, das schliesslich erschien? Die Verwandlungen zwischen den einzelnen Szenen gingen für das Auge bis auf einige Beleuchtungsfehler sehr schön, für das Ohr viel zu geräuschvoll vor sich. Das ist ein Uebelstand, dem abgeholfen werden

kann. Eben so dürfen die Dämpfe bei Alberichs Verschwinden kein solches Getöse machen. Von den gestopften, pianissimo blasenden Hörnern, dem sogenannten Tarnhelm-Motiv, war an dieser Stelle nichts mehr zu hören. Die Nebelsäule, die den abstürmenden Alberich vorstellt, schlich langsam davon; sie müsste rascher verschwinden. Die Schlange, in welche der Zwerg sich verwandelt, erschien erst einige Takte nach der bezeichnenden Musik. In Bayreuth sollte man sorgfältiger, als es geschieht, auf solche, zum Gesammteindruck so nothwenige Uebereinstimmungen achten. Die Dekoration des Nibelheim selbst trifft die Stimmung vortrefflich. Zu erwägen wäre, ob der grellroth glühende Dampf, der aus der Schlucht im Hintergrunde aufsteigt, nicht im Widerspruch steht zu Loges Worten: „Durch bleiche Nebel was blitzen dort feurige Funken.“ Unbedingt umgeändert muss aber bei Wiederholungen der Schluss des „Rheingold“, die Regenbogenbrücke werden. Das in nüchternen, blassen Farben gemalte kleine Stückchen Regenbogen, dazu die Götter, die nicht wagen, darüber zu schreiten, sondern sich begnügen, Wotan den Fuss danach ausstrecken zu lassen, wirkten kläglich. — Von hervorragender Schönheit ist die Dekoration des zweiten Aufzuges der „Walküre“. Nur müsste endlich ein technisches Mittel gefunden werden, um in Felsendekorationen die sichtbaren Stufen zu vermeiden. In sagenhafter Vorzeit gab es noch keine Alpenvereine, die den Touristen schwierige Pfade durch Stufenhauen erleichterten. Im zweiten Akte der „Götterdämmerung“ mögen Stufen am Platze sein; man kann annehmen, dass die Bewohner sich den Zugang zu den Opfersteinen bequemer gemacht haben. Schön finde ich sie dort auch nicht; im zweiten Aufzug der „Walküre“, fern jedem menschlichen Wohnort, stören sie empfindlich. Warum ist Siegmund plötzlich hell erleuchtet, als er, zum Kampfe mit Hunding bereit, auf dem Bergjoch steht? War das Versehen oder Absicht? Man möge die Konturen der Kämpfenden sich undeutlich in den von Blitzen durchzuckten Nebelwolken abzeichnen lassen. „Könnt' ich sie sehen!“ ruft Sieglinde. Erst der von Brünnhilde ausgehende weisse und der von Wotan ausgehende rothe Schein dürfen das Joch hell beleuchten. Die cachirten Walkürchen auf ihren Pferdchen gaben nicht die Vorstellung der durch die Luft sausenden muthigen Schlachtenjungfrauen. Hier ist die Illusion wahrhaftig schwer zu befriedigen. In Wien ist der Ritt der Walküren mit wirklichen Pferden, in Paris durch eine montagne russe dargestellt. Ich halte vorüberfliegende, ab und zu grell beleuchtete Wolken, in denen sich das Bild einer Walküre, vielleicht durch einen Scheinwerfer erzeugt, erkennen lässt, noch für das Beste. Etwas wird für diese Szene immer die Phantasie des Zuschauers mitbringen müssen.

Ausgezeichnet hat sich in allen vier Abenden die Wolken-Technik, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, bewährt. Ich habe am Himmel dahinziehende Wolken und Nebel aller Art noch niemals so wahr und doch so künstlerisch schön dargestellt gesehen wie in diesem Jahre in Bayreuth. Ich erinnere nur an das Herabschweben der Feuerwolken im „Siegfried“ und an das Aufsteigen der Nebel aus dem Rhein und deren allmähliges Sich-Verziehen nach Siegfrieds Tod. Mitunter wurde ein Spiel der Wolken direkt in Beziehung zur Handlung gebracht, um die Stimmung zu erhöhen. Das ist äusserst gefährlich und kann leicht theatralisch wirken, wenn es nicht, wie es hier geschah,

mit höchster Diskretion und höchstem Feinsinn ausgeführt wird. Während der grossen Melodie in E-dur nach Wotans Worten: „Denn Einer nur freie die Braut, der freier als ich, der Gott!“ zeigte sich am Himmel, durch zartes Beleuchten der Wolken ausgedrückt, der Sonnenuntergang. Die scheidende Sonne und der scheidende Gott! Das war von ergreifender Wirkung; eben so das kurze blutrothe Aufleuchten am bereits nächtlich dämmernden Horizont bei Wotans Beschwörung: „Wie dann einst du mir schwandest als schweifende Lohe.“ Die Phantasie zeigte uns den Feuergott auf dunkelglühenden Schwingen herbeilodernd. Im dritten Aufzug des „Siegfried“, als der Wanderer in die Worte ausbricht: „Es (das Vöglein) floh dir zu seinem Heil“ und die Stimmung in das Düstere, Drohende umschlägt, verfinsterte sich der Himmel und die Wolken jagten wild durcheinander, als ob sie selbst den Zorn ihres alten Göttervaters noch einmal mitempfänden, ehe der übermächtige Held den mächtigen Speer in Stücke schlägt. Das waren grosse Momente!*)

Nicht besonders gelungen war der sogenannte Feuerzauber. Dass Wotan zuerst selbst von der beschworenen Lohe „umwabert“ ist und dann erst dem Feuer mit dem Speer den Umkreis des Felsens zuweist, kam gar nicht zum Ausdruck. Moderne Feuerwerksapparate sollten ganz bei Seite gelassen werden; die hinter den Felsen angebrachten Funkenstäuber wirkten wie Kinderspiel. Für unpassend halte ich es, dass man im ersten Aufzug der „Walküre“ das Sausen des Windes schon vor dem Aufziehen des Vorhanges hörte. Bühneneffekte bei geschlossenem Vorhang kennen wir von „Dinorah“ und „Cavalleria“ her; bei Wagner seien sie verpönt. Erst wenn das Bühnenbild sichtbar wird, können Kundgebungen von dorther zu uns gelangen. Schön ist die Dekoration des ersten Aufzuges im „Siegfried“, grossartig die des dritten, weniger gelungen die des zweiten Aufzuges. Das Geklüft, worin Alberich haust, sah — nicht mit Unrecht — wie grosse Maulwurfshügel aus, nahm aber einen zu breiten Raum ein, so dass für den Wald zu wenig Platz blieb; den sonnig freundlichen Charakter dieses Waldes muss aber die Dekoration doch vorwiegend zum Ausdruck bringen, wenn Siegfried zu den Empfindungen und Betrachtungen während des „Waldwebens“ angeregt werden soll. Warum glühte das Schwert nicht, als es Siegfried aus dem Feuer zog? Kaltes Eisen kann Niemand schmieden. Auch schlug Siegfried mit dem Hammer meistens auf den Ambos statt auf das Schwert. Das wohlige Ausgestrecktliegen Mimes auf Siegfrieds Lager, während dieser schmiedet, ist ein Fehler der Regie. Siegfried würde ihn herunterjagen, wie wir etwa einen

*) Rühren diese Einrichtungen thatsächlich von Herrn Siegfried Wagner her, so hätte er damit einen Beweis von Befähigung erbracht. Leider muss man Nachrichten, die von Bayreuth aus in die Welt gesandt werden, nur mit grosser Vorsicht aufnehmen. War da unlängst in einigen Blättern zu lesen, das Orchester hätte nach dem vierten Cyklus, den bekanntlich „Meister“ Siegfried, wie man ihn in Bayreuth bereits nennt, dirigirt hatte, eine Deputation abgesandt, dass auch der fünfte Cyklus von ihm statt von Richter dirigirt werden möge! — Eine Erkundigung bei einzelnen Mitgliedern des Bayreuther Orchester liess diese fabelhafte Nachricht als völlig aus der Luft gegriffen erscheinen. Nein, nein! Von allen Arten von Künstlern hat der deutsche Orchester-Musiker noch den besten Charakter und lässt sich nicht so leicht zu etwas breitschlagen, das ihm gegen den Strich geht. Einzelne Speichellecker mögen auch in diesem Stande vorkommen; sollten Solche vielleicht sogar einen derartigen Putsch zu Siegfried Wagner's Gunsten zu insceniren versucht haben, so ist die Absicht davon nicht einmal zur Kenntniss aller Orchester-Mitglieder gelangt.

räudigen Hund, der sich in unser Bett verkrochen hätte. Fafner, der Wurm, soll ein eidechsenartiges Aussehen, nicht aber den Kopf eines Nilpferdes haben; er soll träge im Besitz, aber entsetzlich in der Kraft als Herr des Ringes erscheinen. Auch kam er nicht direkt aus dem Hintergrunde der Höhle, sondern seitwärts heraus. Erleichtert dies den technischen Apparat, so male man die Höhle selbst auch mehr seitwärts; besser wird es sein, wenn Beides, Wurm und Höhle, en face erscheinen. Der Kampf wirkte durchaus nicht überzeugend. Das Bischen Dampf, was aus dem Nilpferdkopf hervorquoll, entsprach nicht der Vorstellung eines aus seinen Nüstern speienden fabelhaften Riesenthieres. Siegfried sprang nicht über den Rücken des Thieres, Fafner bäumte auch nicht genügend den Vorderleib, so dass Siegfried, wie fast an allen Theatern, irgendwo an der Seite sein Schwert verschwinden lassen musste, statt es dem Wurm ins Herz zu stossen. Gut waren die Mundbewegungen des Thieres, aber die Stimme des Sängers tönte auch hier nicht aus Fafners Leib selbst, sondern seitwärts hervor. Fafners Stimme klang ausserdem zu schwach, zu menschlich trotz der rauhen Stimme des Sängers; wahrscheinlich trug das zu kleine Sprachrohr daran die Schuld. Erst als er tötlich verwundet ist, nimmt seine Stimme einen weicheren, rührenden Charakter an. Wagner wusste wohl, was er that, als er zwei Sprachrohre vorschrieb. Befolgte man doch immer seine Weisungen! Die Erscheinung Fafner's selbst ist an manchen Theatern, vor allem aber in München besser dargestellt, als in Bayreuth. Als später Siegfried den Körper des toten Wurmes in die Höhle schieben soll, war dieser noch lange sichtbar, als Siegfried schon gar nicht mehr schob, und zog es vor, als wandelnder Leichnam aus eigener Kraft in seine Behausung zurückzukehren. Man dürfte in Bayreuth keine Mühe scheuen, solche Szenen, die so leicht lächerlich wirken, tadellos auszuführen. Dass Mime sich hinter den Rücken des Wurmes spielen muss, damit ihn Siegfried dort erschlägt, erleichtert das Vertauschen des wirklichen Mime mit der Puppe, die Siegfried später in die Höhle wirft, sieht aber gekünstelt und unnatürlich aus, wie das sogenannte „Sich-Vorbei-Spielen“ immer. Mime ist viel zu feige, als dass er selbst an den Rachen des toten Fafner zu nahe heranginge. Soll ein wahres Bild entstehen, so muss Fafners Riesenleib stets den dunklen Hintergrund bilden, Siegfried mehr vorn auf der Anhöhe stehen und Mime sich auf dem zu dieser Stelle ansteigenden Weg empor bis zuletzt ganz nahe an Siegfried heranschleichen. Sehr unpoetisch war das Waldvöglein dargestellt; ohne merkbaren Flügelschlag wurde es in hüpfenden Bewegungen ziemlich langsam über die Bühne gezogen. Im dritten Aufzug habe ich es vergeblich gesucht. — Einen Glanzpunkt der dekorativen Ausstattung bildete die Feuerverwandlung dieses Aktes.

Sehr stimmungsvoll wirkte der Anfang der „Götterdämmerung“, die Szene der Nornen. Dass jede Norne, so lange sie spinnt und singt, von einem eigenthümlich magischen Lichte beleuchtet ist und so gleichsam die innere Erleuchterung auch äusserlich sichtbar wird, ist sehr gut; nur dürfte dieses Licht dann nichts von der umgebenden Dekoration, sondern ausschliesslich die Person selbst treffen. In der folgenden Verwandlung (Halle der Gibichungen) fiel die tiefblaue Farbe des Wassers auf. Das war der Comer See bei Bellagio, aber nicht der Rhein. Warum dreht Hagen, so lange er mit Gunther und Gutrune am Tische sitzt, diesen fortwährend den Rücken zu? Ein grober

Fehler der Regie ist es, dass der Kahn mit Siegfried gegen den Strom schwimmend ankommt, während Siegfried ruhig sein Ross hält. Diesen Kahn treibt keine Kraft, auch keine „dämonische“. Siegfried muss einfach rudern. Am Schluss des zweiten Aufzuges der „Götterdämmerung“ wirkten die mit steifen Beinen hereingeschobenen, ausgestopften Opferstiere eben so unnatürlich wie die Widder vor Frickas Gespann in der „Walküre“. Sehr schön ist die erste Dekoration des dritten Aufzuges. Vielleicht könnte hier das Schwimmen der Rheintöchter natürlicher gemacht werden. Es sah aus, als gingen sie an einer seichten Stelle zu Fuss im Wasser umher. Das Schlussbild der „Götterdämmerung“ war treu nach der Vorschrift gestellt, aber die vornesitzenden, die Götter darstellenden Kinder kontrastirten mit den auf dem Prospekt gemalten, viel zu gross erscheinenden Gestalten. Der Einsturz der Halle war zu ungeheuerlich und erinnerte lebhaft an den „Propheten“. Wie könnten Männer und Frauen in einem von solcher Katastrophe heimgesuchten Hause noch lebend bleiben? Alle standen ruhig im Vordergrunde der Bühne, während das Dach über ihnen zusammenbrach. Das Feuer des Scheiterhaufens darf die Halle höchstens so weit ergreifen, dass die Aussicht nach dem Hintergrunde zu vollständig frei wird. Geradezu komisch wirkte die papierne Brünnhilde, die in die Flammen hineinflog. Frau Vogl in München hatte es ermöglicht, sich auf das von ihr selbst abgerichtete Ross zu schwingen und in den lohenden Scheiterhaufen hineinzuspringen.

War neben vielem ganz Vortrefflichen dekorativ und technisch auch noch Manches mangelhaft, so ist die Ausstattung der „Nibelungen“ in Bayreuth doch im Ganzen weitaus besser als an anderen Orten. Die von Wagner gestellten Aufgaben sind so gross, dass oft wiederholte Versuche erst zum letzten Ziele führen werden und jede Verbesserung dankbar zu begrüssen ist. Nicht so viel Gutes kann über die Kostüme gesagt werden; hier trat eine krankhafte Originalitätsucht zu Tage, die zum Styl des Werkes absolut nicht passte. Schon die drei Rheintöchter erschienen zum allgemeinen Erstaunen in drei Farben, rosa, weiss und grün. Sie sind doch Wesen, dem Elemente, in dem sie leben, entsprossen, sie sollen es gewissermaasen personifiziren, können daher auch nur in der Farbe dieses Elementes, einem bläulichen Grün, absolut nicht verschieden von der Farbe des sie umgebenden Wassers, erscheinen. Ferner war ein Theil ihrer Haare modern auffrisirt. Welche Coiffeuse macht sie denn auf dem Grunde des Rheines so zurecht? Man denke sie sich in den Haaren und am Körper mit Schilf und Wasserblumen phantastisch geschmückt, aber Alles, was an heutige Gewohnheiten erinnert, muss von diesen Erscheinungen doch sehr ferngehalten werden. Im „Rheingold“ überraschte und entzückte die Art ihres Schwimmens; ausserdem verbarg der grüne Wasservorhang zum Theil das Fehlerhafte, was in der „Götterdämmerung“ um so klarer hervortrat. Das waren meinetwegen les filles du Rhin, aber niemals die Rheintöchter. Wie sah Freia aus? Sie trug ein rosaviolettes Kleid mit eingewebten oder eingestickten, grossen, dunklen Blumen, geschürzt und mit altdeutschen Puffärmeln versehen. Für solche Aermel scheint Frau Wagner überhaupt Vorliebe zu haben, denn auch Fricka, Gutrune und Waltraute waren so à la Gretchen ausstaffirt. An dem so viel getadelten Kostüm des Froh fand ich nichts auszusetzen. Sein Kleid hatte die Farbe junger Blätter; das passt für

ihn.*) Geradezu komisch wirkten hingegen Fafner und Fasolt, der erste schwarz wie ein Köhler, der zweite weiss wie ein Schneehase. Standen sie zusammen, so sahen sie aus wie Chokolade und Zuckerguss beim Konditor. Der edle Gibichung Gunther erschien als Kartenkönig, und seine Mannen entsprachen nicht dem Bilde, das man sich von germanischen Recken macht. Sie waren zu weichlich, zu modern; solche Figuren könnten erscheinen, wenn es Jemand einfiele, einen „alt-germanischen Maskenball" zu arrangiren. Das Derbste wird hier das Richtigste sein. Warum gebrauchten die Mannen und Hagen nicht Stierhörner, sondern zierlich gewundene Metallinstrumente, denen man ansah, dass sie unmöglich die mächtigen Töne von sich geben konnten, die unser Ohr vernahm? (Man erzählt, sie seien in Schweden gefundenen Metallhörnern nachgebildet, die nachweislich urältesten Zeiten angehören. Mag sein. Das rein Historische hat aber auf der Bühne gar keinen Werth. Man unterrichte sich darüber in Wagners Schriften.)

Den interessantesten und wichtigsten Faktor der Festspiele bildeten die ausübenden Künstler. Es sei im Voraus bemerkt, dass die allgemein üblichen Unarten, die man in Bayreuth beseitigt zu hoffen berechtigt ist, z. B. das „ins Publikum Singen", das ängstliche Starren nach dem Kapellmeister, die Unsitte, zu weit in den Vordergrund zu treten, offenbare Theilnahmlosigkeit, während man nicht zu singen hat, immer noch sehr bemerkbar waren, die Aufführungen sich also darin wenig von alltäglichen Opernvorstellungen unterschieden. Schon aus diesem Grunde kann von einem ausgeprägten „Bayreuther Styl" oder, wie man auch zu lesen bekommt, von einer „unvergleichlichen Kunst Bayreuths" vorläufig noch gar nicht die Rede sein. — Ein glücklicher Zufall führte mich zum zweiten Cyklus, wodurch ich einige, aus der von Frau Wagner und ihrem Vertrauensmann Herrn Kniese geleiteten Schule hervorgegangene Zöglinge sehen und mir über sie ein Urtheil bilden konnte. Es ist ein reizvoller Gedanke, junge, stimmbegabte Menschen, die noch keiner Bühne angehört haben, durch ein Monate, vielleicht sogar Jahre langes Studium zu grossen Aufgaben vorzubereiten und sie sich dafür zu erziehen. Richard Wagner hat den Plan der Gründung einer Schule bekanntlich selbst gefasst, ihn aber leider nicht mehr zur Ausführung bringen können. Für seinen Siegfried im Jahre 1876 hat er sich den jungen Unger herangebildet; der Erfolg soll den Erwartungen nicht entsprochen haben. Unger war stimmlich nicht hervorragend und besass wenig Talent. Wagner hatte sich von der schönen Erscheinung bestechen lassen. Konnte selbst er mit einem von Hause aus nicht begabten Sänger seine Absicht nicht voll verwirklichen, um wie viel weniger wird es Anderen gelingen? Immer wird in erster Linie der Heranzubildende selbst ein unzweifelhaftes Talent, im besten Falle ein Genie, jedenfalls aber ein ausgesprochen künstlerisches Individuum sein müssen. Ein solches wird sich, wenn es auch nur mangelhafte Anleitung erhält, die darzustellenden Rollen selbst zurechtlegen, wird zuerst vielleicht unvollkommen und steif darin auftreten und die grössten Fehler begehen; Erfolg und Misserfolg, vor allem aber die sich wiederholenden Aufgaben selbst werden zu immer wiederkehrendem Nachdenken und Neugestalten reizen und die Leistungen

*) Es soll, wie mir später erzählt worden ist, für den zweiten Cyklus geändert worden sein.



sich dadurch stetig vervollkommnen. Tritt nun zu einem solchen Schüler ein Lehrer, der dem Heranwachsenden mit vollem Bewusstsein von seinem reichen Schatze mittheilt und dem öfter noch Schwankenden den richtigen Weg weist, so erleben wir Darstellungen, die Marksteine in der Kunst bilden, wie den Siegmund Niemanns, den Hans Sachs von Betz, den Gurnemanz Scarias. Eine bedeutende Persönlichkeit erscheint dann, in richtiger Weise an den rechten Platz gestellt, noch bedeutender, wie ein glänzender Edelstein in schöner Fassung noch glänzender wirkt. In Bayreuth, wo ein Lehrer und Bühnenleiter, wie Wagner es war, nicht vorhanden ist, wird das Bedürfniss nach ausgesprochen künstlerischen Talenten ein doppelt grosses sein.

Die aus der Stylschule hervorgegangenen Sänger lieferten den Beweis eines überaus fleissigen Studiums; vollendete Kunstleistungen hat Keiner von ihnen geboten. Das Beste war Breuer als Mime. Fehlte ihm auch in vielen Momenten, so namentlich am Schluss des ersten Aufzuges, wo Mime in fanatischen, an Wahnsinn grenzenden Aberwitz sich bereits als König der Alben und Walter des Alls erblickt, die — ich möchte sagen tückische — Grösse, so war seine Darstellung doch sonst charakteristisch und für einen Neuling sogar erstaunlich. Friedrichs, der unübertreffliche Beckmesser, der den Alberich darstellte, war schon bevor er nach Bayreuth kam, ein bedeutender Künstler; er kann daher nicht als Mitglied der Schule genannt werden. Nur insofern wird er es sich gefallen lassen müssen, dazu gezählt zu werden, als er sich offenbar in Folge falscher Anleitung eine Art des Sprechtons angewöhnt hat, die seine gesangliche Leistung öfter beeinträchtigte. Da ich von dieser Erscheinung überhaupt noch zu sprechen haben werde, will ich mich hier nicht länger damit aufhalten. Friedrichs' Alberich war schauspielerisch ausserordentlich und was hauptsächlich hervorgehoben zu werden verdient, einheitlich. Das war eine ganze Gestalt, die vor uns stand. Nicht zum geringsten durch Frau Wagner's dankbare Opferwilligkeit ist der Künstler von seiner schweren Erkrankung, die ihn so lange der Bühne entzog, glücklich geheilt. Sein Auftreten sei daher doppelt freudig begrüsst. Burgstaller als Siegfried gab eine Leistung, von der man zunächst sagen musste: Alle Achtung vor dieser Dressur! Ein Sänger, der zum ersten Male in der Riesenaufgabe des Siegfried die Bühne betritt und dem man anmerkt, dass er sich der gegebenen Weisungen zum grössten Theile voll bewusst bleibt, nimmt einen nicht geringen Grad von Bewunderung für sich in Anspruch. Ob alle Weisungen gut waren, ist freilich eine andere Frage. Burgstaller ist eine prachtvolle Erscheinung, der Kopf nicht schön, aber auf der Bühne ausdrucksvoll, die übergrosse Hagerkeit des sehr ebenmässig gebauten Körpers für den jungen Helden nicht unpassend. Aber um diese schöne Erscheinung möglichst auffällig zu präsentiren, wurde auch alles Erdenkliche versucht. Jeden Augenblick, wo er nicht zu singen hatte und nothgedrungen still stehen musste, stellte er sich mit einem Ruck ungefähr Dreiviertel-Profil zum Publikum, Beine und Oberkörper stramm gespannt, das Haupt etwas seitwärts zurückgeworfen. Diese typische Stellung kehrte so oft wieder, dass ein gründlicher Kenner des Werkes schliesslich schon vorher wissen musste, wann sie wieder eintreten würde. Mitunter kehrte er auch, genau so stehend, dem Publikum den Rücken zu; er sollte auch von dieser Seite gesehen werden. Während Mimes Erzählung

von seiner Mutter stand er vollständig im Profil zum Zuschauerraum, ein Bein vor das andere gesetzt, den Oberkörper vorgebeugt, die Hände mit etwas gekrümmten Fingern gegen Mime gewendet. Die Absicht war klar. Er sollte mit vor Aufregung verhaltenem Athem Mime die Worte vom Munde ablesen, aber die Starrheit der Stellung war gemacht und unnatürlich; es fehlte nur der Photograph. Wie kam die Regie darauf, ihn bei der Stelle „Heiss ward mir von der harten Last“ auf jedes Viertel des den Worten vorangehenden Taktes (die übermässigen Dreiklänge) einen geradezu tölpelhaften Schritt nach vorwärts machen zu lassen? Ein Held wie Siegfried wird niemals, auch wenn er müde von harter Mühe ist, so in den Knieen zusammenknicken, wie Burgstaller es thun musste. Diese und ähnliche offenbar einstudirte Aeusserlichkeiten wirkten beinahe während der ganzen Leistung verletzend*); dennoch steckte in diesem Siegfried Etwas, das ihn sympathisch machte. Er hat eine schöne, etwas barytonal gefärbte Stimme und — was am angenehmsten auffiel — es scheint überschüssige Kraft in ihm zu stecken. Schauspielerisch wie stimmlich ging er voll drauf los, Licht und Schatten fehlten gänzlich. Wenn er das untaugliche Weidenrohr wegwarf, so machte er eine Bewegung, als ob er einen grossen Stein schleudern müsse. Wenn er mit den halb scherzhaften Worten „Ein Albe führte mich irr“ auftrat, so sang er mit einer Kraft, als ob es gelte, Fafner nochmals zu töten. Das fortwährende Forciren der Stimme bis zur äussersten Kraftanstrengung rächte sich durch Versagen der Töne oft in den wichtigsten Augenblicken. Mitten im vollen Geben seiner Kräfte erinnerte er sich dann einer ergangenen Weisung und befolgte sie; dann kam aber meistens etwas Unnatürliches, eine Pose, heraus. Das wären bei einem gereiften Künstler grosse Fehler, bei einem Neuling fällt es weniger schwer ins Gewicht. Gerade dass er öfter nicht klügelte, dass man ihm die Fügsamkeit unter die ergangenen Weisungen anmerkte und dass er mitunter, wenn auch noch unbewusst, mit seinem Fühlen im Widerspruche zu diesen Weisungen stand und sich nur denen, die ihn ans Licht gezogen hatten, als folgsamer Schüler erweisen wollte, liess ahnen, dass er auch eigene, und zwar recht kräftige, künstlerische Fähigkeiten besitzt, die durch selbständiges, freies Nachdenken über die gestellten Aufgaben unterstützt, schöne Früchte tragen können. Burgstallers Leistung hinterliess jedenfalls eine frohe Hoffnung mehr, dass uns auch in Zukunft noch Siegfriede und nicht nur Turridus und Bajazzos geboren werden sollen.

Dass Burgstaller und die anderen Zöglinge musikalisch öfter unsicher waren und dadurch namentlich im „Siegfried“ sehr bedenkliche Schwankungen mit dem Orchester entstanden, kann damit entschuldigt werden, dass Neulinge auf der Bühne standen, obwohl man immer dagegen fragen können wird, ob wir nach Bayreuth kommen, um Schülervorstellungen zu sehen. Ganz unverzeihlich ist es aber, dass die Scene der Walküren so schlecht klappte. Ganze Stellen blieben fort und man vernahm des Kapellmeisters einhelfende Stimme. Bei einer gewöhnlichen Theatervorstellung wird derartiges energisch gerügt; in Bayreuth erschien es wohl so Manchem — „unvergleichlich“.

*) Eine solche Aeusserlichkeit ist auch das kindische, froschartige Hüpfen Mimes bei und vor den Worten „Willkommen, Siegfried!“, als er ihm den Trank aufdringen will.



Burgstallers Siegfried und andere Leistungen bestätigten neben Erfreulichem leider auch wieder eine oft bemerkte und schmerzlich gefühlte Wahrnehmung, nämlich den vollständigen Verfall der Gesangskunst in Deutschland. Richtige Bildung, Verbindung und Schattirung der Töne, sinnvolle, musikalische Phrasirung finden wir äusserst selten bei einem der jungen, heranwachsenden Künstler. In Bayreuth wird alles der Aussprache geopfert; das geht so weit, dass die Sänger oft überhaupt nicht mehr singen, sondern sprechen, was nur in einzelnen, höchst seltenen Fällen seine Berechtigung haben mag. (Man lese, was Wagner über den Fidelio der Schröder-Devrient in „Schauspieler und Sänger“ schreibt.) Die bayreuther Stylschule hat sich bereits den Spitznamen „Konsonanten-Schule“ erworben, — nicht mit Unrecht. Zischend und das Wort zerreissend werden die Konsonanten hervorgestossen, oft zum Nachtheil nicht nur der Vokale, die mitunter sogar falsch (e wie i, a wie das französische an) ausgesprochen werden, sondern, wenn diese auf eine etwas längere Note komponirt sind, auch der Töne. Ist Wagners Kunstwerk nicht auch wesentlich Gesang? „Wagner ruinirt die Stimmen“ und „Wagnersänger können Mozart nicht mehr singen“ sind die Phrasen, die man bis zum Ekel vernehmen muss. Man höre den Octavio oder den Tamino von Vogl singen! Die Jungen sollen singen lernen, wie es die Alten gethan haben, und nicht früher auf die Bretter hinaustreten, als bis sie was können; dann werden sie auch Mozart zu singen verstehen und keine Wagner-Rolle wird ihre Stimmen ruiniren. Seit jeher ist eine gründliche, gesangstechnische Ausbildung die unerlässliche Vorbedingung einer künstlerischen Leistung auf der Bühne gewesen und Wagner hat darin nicht das Geringste geändert. Wie oft bat er die Sänger, wenn sie in seinem Sinne wirken wollten, jedes Nötchen, wie er es geschrieben habe, zu singen. Freilich ist ein deutliches Aussprechen, eine klare Behandlung der Sprache nicht minder eine absolute, an den Bühnenkünstler zu stellende Forderung. Aber lässt sich Beides, Gesangs- und Sprachkunst nicht eines im Dienste des andern, vereinigen? Friedrichs z. B. zeigte allerdings immer „Hast, Gier, Hass und Wuth,“ wie es Wagner von Alberich verlangt und an Hill's Darstellung so sehr rühmte, aber Hill war ein Gesangskünstler allerersten Ranges und liess, wie auch der ausgezeichnete Schelper in Leipzig, das musikalische Singen bei aller Schärfe des Ausdrucks niemals ausser Acht, was bei Friedrichs leider öfter der Fall war. Die Scene zwischen Alberich und Mime im zweiten Aufzug des „Siegfried“ gehörte nicht mehr dem musikalischen Drama an, sondern war ein melodramatisches Possenspiel, das zwei halb sprechende, halb kreischende Zwerge mit Orchesterbegleitung aufführten. Man lese, was Wagner im „Rückblick auf die Bühnenfestspiele des Jahres 1876“ über die Lösung der Riesenaufgabe, die er dem Wotan im zweiten Aufzug der „Walküre“ stellt, durch Franz Betz schreibt. „Hier war für den Vortrag, für die Behandlung der Stimme, des Tones und vermöge dieser der Sprache selbst, nicht weniger als Alles neu aufzufinden und in innigst geistige Uebung zu setzen. Eine Jahre lange ernste Vorbereitung befähigte meinen Sänger zu der Meisterschaft in einem Style, den er durch Lösung seiner Aufgabe selbst erst zu erfinden hatte.“ Wird aber ein Sänger fähig sein, für eine neue Aufgabe einen neuen Styl zu erfinden, wenn er nicht einmal sein Werkzeug zu handhaben versteht, nicht vollkommen Herr seiner Stimme in allen Lagen ist und dadurch die Sprache aus dem

Geiste der Musik, die Musik aus dem Geiste der Sprache begreift? Haben wir überdies nicht auch in diesem Jahre, während der letzten Festspiele diese Vereinigung in höchster Vollendung erlebt? Ich nenne die Namen Rosa Sucher und Heinrich Vogl. Die Sieglinde und der Loge waren Leistungen, die thurmhoch über alles Uebrige hinausragten. Sie liessen uns Wagners Kunstwerk lebendig erstehen und hoben uns in jenen Zustand hoher Begeisterung, die wir in Bayreuth empfunden haben, als Wagners Intentionen noch durch ihn selbst und seine von ihm berufenen Künstler uns offenbar wurden.

Wie man freilich heute im Wahnfried über jene grosse Zeit denkt, erfuhr ich zur Genüge erst aus einem Berichte über den zweiten Cyklus aus der Feder des Herrn Houston Stewart Chamberlain, dem Verfasser der neuen Biographie Wagners. Nach einer Invektive gegen Frau Lilli Lehmann, der hier der Umfang und die Ausbildung ihrer Stimme als „Unarten“ vorgeworfen werden, lesen wir wörtlich, dass die „Nibelungen“ 1876 und „Parsifal“ 1882 unter Zuziehung von Künstlern zur Aufführung gelangt seien, die „für die Absichten Wagners mehr oder weniger ruinirt waren“. Das stimmt genau mit den früher erwähnten abfälligen Aeusserungen über jene Künstler, die ich schon vor zehn Jahren im Wahnfried vernommen hatte. Was wollen Frau Wagner und die Verbreiter ihrer Meinungs- und Willensäusserungen damit bezwecken? Soll die Erinnerung an die Festspiele zu Lebzeiten des Meisters verkleinert werden, damit um so blendender dastehe, was seine Gattin seither geleistet hat? Und wenn so Ungeheuerliches wirklich gewollt wäre, sind keine Männer da, die wagen, ein kräftiges Wort zu sprechen und dieser maasslosen Verletzung jeglicher Gerechtigkeit zu steuern? Wenn Richard Wagner die diesjährigen Festspiele erlebt hätte, wie hätte er sich gesehnt nach seinem Niemann, seinem Betz, seinem Hill, seiner Materna, jenen urkräftigen, gesunden Persönlichkeiten; wie hätte er sich gefreut, seinen Loge nach zwanzig Jahren frisch und immer noch jugendlich wieder zu hören! Möge die Eile, womit er damals sein grosses Werk bewerkstelligen musste, manche Mängel nicht ausgeglichen, Manches noch unfertig gelassen haben, was würde aber, um nur Einen herauszugreifen, eine Erscheinung wie die Niemann's heute für die Festspiele bedeuten! Welchen Eindruck haben wir, als er noch in Wirksamkeit war, vom ersten Akte der „Walküre“ empfangen! Und solche Künstler sollen für des Meisters Absichten „ruinirt“ gewesen sein? Das wagt Herr Chamberlain offen zu verkündigen? Wenn er in seinen langathmigen, von rosigem Nebel umhüllten Berichten die Unvollkommenheiten der Aufführungen, die selbst er zugeben muss, mit dem Vorhandensein eines unvergleichlichen Gesammteindruckes entschuldigen möchte, so ist das nach meiner Meinung zwar das Gegentheil der Wahrheit, denn gerade dieser Gesammteindruck fehlt in Bayreuth gänzlich; wäre er vorhanden, so machten sich misslungene Einzelheiten weniger störend bemerkbar und wären vielleicht kaum erwähnenswerth. Es mag aber Chamberlains Ueberzeugung sein und niemand wird ihm das Recht, sie auszusprechen, bestreiten können. Mit Entschiedenheit muss es jedoch zurückgewiesen werden, wenn er, um das heute in Bayreuth Gebotene in ein glänzenderes Licht zu stellen, diejenigen Künstler beleidigt, deren Leistungen für alle Zeit mit Wagners Kunstwerk unzertrennlich verbunden bleiben und für die späteren Generationen vorbildlich werden sollten. Die Geschichte lehrt uns so manches ähnliche Beispiel eines lächerlichen

Byzantinismus. Auch der von Bayreuth wird von der Nachwelt die gebührende Kritik erhalten und dorthin rangirt werden, wohin er gehört.

Noch ist ein Wort über den vierten Zögling der Stylschule, Frau Gulbranson, zu sagen. Sie sang viel besser als die anderen zwei, ihre Stimme ist gross und seelenvoll; dabei trägt Darstellung und Erscheinung den Charakter des Kindlichen, Jungfräulichen und hat, wie sehr richtig vielfach bemerkt wurde, gar nichts Primadonnenhaftes an sich. Aber dafür fehlt ihr auch die Grösse und Wucht der Intention. Wie klein erschien das Erwachen im „Siegfried“, wie eingelernt ihre Darstellung im zweiten und dritten Aufzug der „Götterdämmerung“. Namentlich in der Szene, wo sie, die Hand an der Spitze des Speeres, den Tod auf Siegfrieds Haupt beschwört, versagte ihre Kraft vollständig. Es ist nicht zu erkennen, wie weit Frau Gulbranson's Beanlagung, wie weit die Bayreuther Schule dafür verantwortlich ist; es ist nicht zu ermessen, wie sich ihre Leistungen ausserhalb Bayreuths, wenn die dortigen Einflüsse weniger stark auf sie wirken, gestalten werden. Immer wird es ein verkehrter, absurder Gedanke sein, Talent und Individualität durch eine Schule ersetzen zu wollen. Wer die Materna, die Sucher, die Reicher-Kindermann gesehen hat, konnte sich eine Vorstellung machen, wie Wagner sich seine Brünnhilde gedacht hat. Auch das mannheimer Hoftheater besass einst in der durch ihre Verheirathung der Bühnenthätigkeit leider viel zu früh entzogenen Cäcilie Mohor eine Brünnhilde, die Frau Gulbranson überlegen war. Von dieser verstand man ausserdem, im Gegensatz zu den Uebrigen, sehr wenig von den Worten, auch wenn man die Dichtung genau gegenwärtig hatte. Sie ist Schwedin und steht mit dem Deutschen noch stark auf dem Kriegsfusse. Das ist ihr selbst weniger zu verargen, als es zu verwundern ist, dass Niemand von den verhältnissmässig wenigen anwesenden Deutschen davon etwas gemerkt zu haben scheint. Nirgendwo habe ich diesen so auffälligen Uebelstand auch nur erwähnen, viel weniger ihn tadeln hören.

Dieses Nichtbeachten eines so wichtigen Momentes giebt zu einer Betrachtung sowohl über die Leitung der Festspiele als auch über das deutsche Publikum Anlass. Gewiss war es richtig, alles nur Mögliche ins Werk zu setzen, damit die bayreuther Aufführungen fortbeständen, und Wagners Gedanken einer Stylschule auszuführen; gewiss verdient der Muth, die Arbeitskraft und auch die Klugheit, womit Frau Cosima Wagner sich an die Spitze der praktischen und künstlerischen Leitung der Festspiele gestellt hat, Staunen und Anerkennung. Aber bei Prüfung des Resultates wird in erster Linie gefragt werden müssen, wie die Persönlichkeit beschaffen ist, die es unternimmt, einen so gewaltigen und weltbewegenden Gedanken aufzugreifen und weiterzuführen. Mit Hingabe und Entschlossenheit allein ist es da nicht abgethan. Wagner war ein d e u t s c h e r Meister, mit Weber der deutscheste, der je gelebt hat. Beethovens Musik, obwohl auf deutschem Boden fussend, umspannt die ganze Welt. In ihrer unfassbaren, unermesslichen Grösse hat eine über die Menschheit hinausgehende Idee ihren Ausdruck gefunden; darum war er auch nicht wesentlich Dramatiker, sondern lebte und webte hauptsächlich im Mysterium der absoluten Musik. Zu Wagner hingegen kann man die Worte sagen, die er Weber in das Grab nachrief: „Sieh', nun lässt der Britte Dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert Dich der Franzose, aber lieben kann Dich

nur der Deutsche!“ Deutsch ist die innerste Seele seines Kunstwerkes, für Deutsche ist es entworfen und Deutsche sollen es ausführen. Die Gattin und Erbin des Meisters, die jetzige Leiterin der Bühnenfestspiele ist von väterlicher Seite Magyarin, von mütterlicher Französin, also nichts weniger als deutsch. Es ist nun sehr fraglich, zunächst, ob ein Wesen, hervorgegangen aus einer Mischung so heterogener Nationen, den kerndeutschen Grundgedanken des wagnerischen Kunstwerkes in seiner Tiefe ganz zu erfassen vermag, ferner aber, ob ein Weib im Stande sein wird, diesen Grundgedanken zu lebendigem Ausdruck zu bringen, ihn aus sich heraus zu produziren. Ich sage absichtlich „produziren“, denn eine vollendete Darstellung des wagnerischen Kunstwerkes geht weit über das sogenannte Reproduziren, über Schauspiel-, Gesangs-, Regie- und Dirigirkunst hinaus. Sie erfordert ein geniales Erfassen des zu erscheinenden Bildes in seiner Gesammtheit, verbunden mit der genauesten Fachkenntniss auf allen einschlägigen Gebieten und der Fähigkeit, das innigst und lebhaftest Erschaute nunmehr im Einzelnen so mitzutheilen, dass, wie in einem vollkommenen Organismus jedes Glied sich in das andere fügt und keines zu viel, keines zu wenig giebt, aus den einzelnen Theilen das ganze ungetheilte Bild wiederum herauswächst. Diese Wirksamkeit ist eine vollständig neue, bisher nie dagewesene, weil sie erst durch Wagners Kunstwerk wirklich erfordert wird, sie setzt desshalb auch eine nicht dagewesene, vollständig neue Begabung dafür voraus. Eine solche Begabung wird wesentlich produktiven Charakters sein, nicht gleichwerthig dem Dichten und Komponiren selbst, dieses aber nothwendig ergänzend und so gewissermaassen die dritte Macht eines festen Bundes bildend. Der Künstler in Wagners Sinne wird im Stande sein müssen, sein Werk selbst zu dichten, zu komponiren und darzustellen, worunter Inszeniren, eventuell selbst Dirigiren, Anleitung zur Herstellung von Dekorationen und Kostümen u. s. w. in einer Alles überschauenden Gesammtthätigkeit verstanden ist. Erst eine Vereinigung dieser drei Fähigkeiten ermöglicht es, das Kunstwerk, als das es erst in der Ausführung, nicht aber nur auf dem Papier besteht, wirklich zu schaffen. Die letzte dieser drei Fähigkeiten — ich möchte sie Darstellungskraft nennen — erstreckt sich dann sowohl auf die eigenen als auch auf fremde Werke jeder Art, die so mit derselben Liebe und Intensität wie die eigenen ins Leben gerufen, in bisher nicht geahnter Frische und Eindrucksfähigkeit erscheinen werden. Ein Beispiel dafür bietet Wagners Direktion der Symphonien Beethovens; das war kein blosses Reproduziren mehr. Dramatische Werke in seinem Sinne waren, ausser seinen eigenen, nicht vorhanden, wesshalb er in Beziehung auf die Bühne seine Darstellungskraft auch nur an diesen offenbarte. Bisher hat auch nur er selbst diese universelle Art der Darstellungskraft besessen und nur ein schaffender Künstler wird sie wieder sein Eigen nennen, da ein solcher allein die von Wagner geforderte Fähigkeit des Improvisirens im allerhöchsten Sinne besitzen und dadurch seinen Leistungen den Charakter der ewig jungen, unmittelbar frischen Empfindung aufdrücken wird, Keiner aber, der einseitig Regisseur oder Kapellmeister, Schauspieler oder Sänger ist. Am Allerwenigsten wird sie eine Frau besitzen, denn niemals können Frauen genial produktiv sein. Ein hübsches, lyrisches Gedicht, ein leidliches Bild ist das Höchste, wozu sie sich aufschwingen, — und auch das gelingt nur in seltenen Fällen; ihre künstlerische Thätigkeit

beschränkt sich sonst ausschliesslich auf das Reproduziren, nämlich auf das Erreichen eines oft hohen Grades von Vollkommenheit in der Instrumental-, Gesangs- oder Schauspielkunst. Darüber können und sollen sie auch nicht hinaus. Sie sind ihrer Natur nach empfangende und das Empfangene wieder gebärende, nicht aber zeugende Wesen, — und nur ein solches wird den erforderlichen produktiven Charakter besitzen, das Kunstwerk in Wagners Sinne zur vollendeten Erscheinung zu bringen. Ein Mann muss es sein!

Frau Wagner ist an Geist und Wissen dem Durchschnitt ihres Geschlechtes so hoch überlegen, dass sie trotz Allem den Festspielen viel nützen und ihnen eine liebevolle Beratherin sein könnte, wenn sie ihre Wirksamkeit beschränkte und Männer an ihrer Seite hätte, die mit dem rückhaltlosen Muthe der Ueberzeugung ihren Irrthümern entgegenträten und deren besserer Einsicht sie auch folgte. Ihre ausschliessliche Herrschaft ist ein Unglück, denn die Oberflächlichen und die Rückenkrümmer — aus diesen beiden Arten besteht ja die Menschheit zumeist — nehmen Alles, was sie bietet, ohne weiter darüber nachzudenken als echtes Gold hin, weil sie meinen, es von der einzig berufenen Nachfolgerschaft Wagners zu empfangen. Ihre undeutsche, sowohl wie ihre weibliche Natur versagen aber Frau Wagner die Befähigung, diese Nachfolgerschaft wahrhaftig anzutreten, und lassen ihre vielbewunderte Thätigkeit nur als Produkt einer durch Jahre lange Uebung erworbenen Routine, nicht aber als Emanation einer wirklich genialen Begabung erscheinen. Stände statt einem undeutschen Weibe ein deutscher Mann an der Spitze, so hätten wir, selbst wenn er kein Genie wäre, die Vorliebe für ausländische Sänger, die Empfindunglosigkeit für schlechte Aussprache des Deutschen, die Neigung für „Apartes“ in Kostümen, die Verweichlichung des Kunstwerkes durch unnatürlich langsame Zeitmaasse wohl nicht erlebt. Wir hätten auch nicht erlebt, dass zur Darstellung markiger Gestalten Künstler berufen worden wären, deren Wesen ein von Hause aus weiches und passives ist, z. B. Perron für den Wotan. Es sei mir fern, diesem ausgezeichneten Sänger, den ich schon oft aufrichtig zu bewundern Gelegenheit hatte, zu nahe zu treten; aber für den Wotan passt er nicht; er war viel zu lyrisch und sentimental. Der Fehler liegt an der Leitung, die ihn dafür berief. Vielleicht hätte der sonst vortreffliche Grengg, der wieder für den Hagen ganz ungeeignet war, durch die Wucht seiner Stimme und Erscheinung den Wotan besser verkörpert. — Dass gerade die dem deutschen Empfinden am allernächsten liegenden „Meistersinger“ im Jahre 88 so überaus gut gelangen, wurde von Mitwirkenden dem mannhaften Auftreten Richters und dem Umstande zugeschrieben, dass Frau Wagner's Interesse sich in diesem Jahre mit überwiegender Intensität dem Parsifal zugewendet hatte.

Die Erkenntniss, dass ein Mann an die Spitze Bayreuth's gehöre, mochte auch Frau Wagner aufdämmern; zu gleicher Zeit musste sie wachsende Sorge empfinden, wer die Leitung der Festspiele übernehmen könne, wenn sie selbst einmal nicht mehr am Leben wäre. Das Schicksal hatte ihr aber gut in die Hände gespielt. Ein Sohn war da, der ja der leibliche Erbe des Meisters war. Warum sollte er nicht auch zum geistigen gemacht werden können? Freilich war ein Umstand zu bedenken, der wichtig schien. Der junge Herr Wagner war nämlich als unmusikalisch befunden und daher in der Musik nicht unterrichtet worden. Daraus hat weder er selbst noch seine Mutter vor zehn Jahren und auch

noch später ein Hehl gemacht. Aber darauf kam es schliesslich nicht an. Da Leute mit individueller Begabung in Bayreuth nicht beliebt sind, ja sogar für die Zwecke der Festspielleitung als „ruinirt“ bezeichnet werden, so brauchte man sich nicht lange besinnen, auch den für die Musik anscheinend nicht begabten Siegfried so lange zu drillen, bis etwas einem Musiker Ähnliches aus ihm wurde. Auch sah Frau Wagner mit ihrer trefflichen Menschenkenntniss sehr wohl voraus, dass sie genug Leute finden werde, die zur rechten Zeit die Kunde von dem „neuen Genie“ passend zu verbreiten bereit wären. Es wurde also gewagt. In unglaublich kurzer Zeit war aus dem Zögling der technischen Hochschule nicht etwa ein Studiosus der Musik, sondern ein Meister der Dirigirkunst geworden. Mit einigen eingelernten Stücken, die er mit sehr seltsamen Nuancen vorführte, bereiste er während dreier Jahre mehrere grosse europäische Städte, in denen ihm der Name seines Vaters, die ausgedehnten Verbindungen seiner Mutter Thür und Thor öffneten; enthusiastische Berichte und Interviews flogen durch die Welt. Plötzlich erfolgte die Veröffentlichung eines seiner Briefe an die „Redenden Künste“, woraus zu ersehen war, dass Herr Siegfried Wagner das Dirigiren bereits für einen von ihm überwundenen Standpunkt hält und sich über eine solche „an zweiter Stelle“ stehende Thätigkeit erhaben dünkt. Gute Kapellmeister werden ja immer zu finden sein, meint er, also brauche er sich nicht weiter damit zu befassen. Obwohl nicht zu leugnen ist, dass dies unbedingt ein grosser Gewinn wäre, so bleibt doch die beispiellose Unverfrorenheit dieses Schriftstücks ebenso bewunderswerth als die Ruhe, mit der es die Herren Dirigenten hingenommen haben. Hans Richter als „ältester Freund der Familie“ erklärt Siegfried Wagner in den „Times“ für einen hervorragenden Dirigenten und Regisseur. Mag man in dieser Erklärung den Ausdruck der Überzeugung oder einen Akt der Freundschaft erblicken, in jedem Falle bleibt ein unaufgeklärter Rest übrig. Richter ist auch nur Kapellmeister und als solcher natürlich für das Dirigiren competent, versteht aber nach Siegfried Wagner's eigenem Ausspruch nichts von der Bühne. Wie hat er nun herausfinden können, dass Siegfried Wagner auch ein hervorragender Regisseur ist? — Jedenfalls ist durch diesen Brief an die „Redenden Künste“ ein ungemein lächerlicher Eindruck erzeugt worden, der durch den Weihrauch, den Frau Cosima Wagner in ihrem an den Vorstand des Berliner Wagner-Vereines gerichteten Brief ihren Getreuen streut, einen geradezu peinlichen Charakter erhält. Immerhin wäre es aber doch wünschenswerth, wenn in Beziehung auf die „Befehle“, welche die Kapellmeister in Bayreuth ausführen sollen, einmal mit genügender Deutlichkeit festgestellt würde, welcher Unterschied darin liegt, ob s. Z. Richard Wagner befahl, oder ob jetzt Cosima oder gar Siegfried Wagner befehlen.

Nicht nur Frau Wagner sondern auch das deutsche Publikum ist Schuld daran, dass Bayreuth nicht das ist, was es sein könnte. Hätte es Richard Wagner unterstützt, statt ihn anzufeinden, so hätte er sein Ziel in jüngeren Jahren erreicht und die Festspiele hätten länger unter seiner Leitung gestanden. Hätte es nach des Meisters Tode in Bayreuth seinen Stolz und einen Gipfelpunkt seiner nationalen Kunst erschaut, so wäre Bayreuth nicht den Ausländern verfallen. Man denke sich in der pariser Grossen Oper ein Meisterwerk von Sängern dargestellt, welche die französische Sprache radebrechen. Die Vorstellung käme



nicht zu Ende. In Deutschland nahm man einen „Lohengrin“, in dem die meisten Hauptdarsteller ein abscheuliches Deutsch sprachen, nicht nur ruhig hin, sondern fand noch, dass die Mitwirkung der Fremden der Vorstellung ein „erhöhtes Interesse“ verleihe. Wie oft ist es beklagt worden und ist immer und immer wieder zu beklagen, dass den Deutschen dasjenige abgeht, was andere Nationen zu viel haben: der Stolz auf ihre Nation. Hätte Wagner, nachdem er, fast siebenzig Jahre alt, endlich von aller Welt anerkannt war, länger gelebt, so wäre das nationale Bewusstsein vielleicht durch Bayreuth gestärkt worden, und hätte seine Frau später einem von diesem Bewusstsein erfüllten Publikum gegenüber gestanden, so hätte sie so manches Experiment unterlassen müssen. So ist Wagners Schmerzenskind, sein deutsches Festspielhaus, zu einem Mustertheater für Amerikaner, Engländer und Franzosen geworden.

Fehlte auch in diesem, wie in den vergangenen Jahren, der grosse einheitliche Charakter und lösten sich die Aufführungen in eine Reihenfolge gelungener und misslungener Einzelheiten auf, so besassen die Festspiele dieses Jahres doch Etwas, was sie von denen der letzten Jahre (seit 1888) vortheilhaft unterschied. Waren vielleicht warnende Stimmen, die man äusserlich verachtete, dennoch in Wahnfrieds Heiligthum gedrungen? Die Gerüchte, dass de Rezke den Siegfried, Lassalle den Wotan singen solle, haben sich nicht bewahrheitet; man hörte ausser Frau Gulbranson in den Hauptparthien nur mehr deutsche Sänger; und — wie schon bemerkt — das „bayreuther Tempo“ war verschwunden; die Zeitmaasse wurden nach Wagners Vorschrift ausgeführt, die man auch sonst nach Kräften zu befolgen bestrebt war. Die Vorstellungen erhielten dadurch einen ehrlicheren Charakter als die der Vorjahre und das war es vor Allem, was sie auszeichnete. Möge man in diesem Geiste fortfahren! Die Festspiele werden dann auch die Theilnahme derer finden, die zwar an Frau Wagners Unfehlbarkeit eben so wenig wie an die des Papstes glauben, aber dafür das Ideal des wagnerischen Kunstwerkes rein und ungetrübt in ihrem Herzen bewahrt haben. Es sind ihrer freilich nur Wenige, aber bekanntlich sind es überall nur Wenige, die schliesslich Recht behalten und Fruchtbares zu Stande bringen, nicht die grosse unselbständig nachplappernde Masse. Bayreuth wird immer drei grosse Vorzüge vor anderen Theatern haben: das wunderbar stylvolle Haus mit dem verdeckten Orchester, die Möglichkeit, sich die darstellenden Kräfte nach Wahl auszusuchen, und schliesslich die Unabhängigkeit von einem die verschiedensten Genres pflegenden Spielplan. Gelungenes wird wahrscheinlich auch in Zukunft mit Misslungenem abwechseln. Möge das Gelungene ein immer stärkeres Uebergewicht erhalten! Eines freilich, die schlichte Grösse, die grosse Einheitlichkeit, den Schwung echter Begeisterung wird den Festspielen auch nur wieder Einer geben können: ein gewaltiges, allumfassendes und unabhängiges Genie! Wir können hoffen, dass es erscheine und an die richtige Stelle komme, dürfen aber Niemandem einen Vorwurf daraus machen, dass es noch nicht da ist. Also — hoffen wir!

Aber wir können noch mehr thun, als thatenlos zu hoffen. Verlangen wir von Bayreuth, dass es ehrlich gegen uns sei, so müssen wir es ebenso in unserem Verhalten sein. Oft ist es mir begegnet, wenn ich zu Freunden und Förderern der Festspiele mich über die

Fehler Bayreuths seit des Meisters Tode äusserte, dass ich die vollste Zustimmung fand, der jedoch gleich die fast erschreckte Bitte folgte, meine Ansicht ja nicht laut werden zu lassen, da man es dem Andenken und Namen Wagners nicht anthun dürfe, an den Aufführungen rütteln und ihre Unvollkommenheiten dem Publikum aufdecken zu wollen. Lieber schweigen, als die Festspiele gefährden! Einer der bekanntesten Bayreuthianer, dem ich meine Brochüre „Ueber das Dirigiren" übersandt hatte, schrieb mir mit der Bitte, ihn nicht zu nennen, u. A.: „Musste es dahin kommen, — leider befürchtete ich es schon lange —, dass die Gebrechen von Neu-Bayreuth, einmal zur Oberfläche gekommen, — schonungslos aufgedeckt würden .... Es thut doch sehr wehe, dass nach einem Dutzend Jahre ein Berufener so auftreten musste .... Bayreuth müssen wir trotz Allem hochhalten." Noch deutlicher spricht den Sinn des letzten Satzes ein geistvoller österreichischer Schriftsteller in einem Berichte über die nämliche Brochüre aus. „Tadelt heute ein Mann wie Weingartner, einer jener, ..., so arbeitet er nicht für die Wohlmeinenden, sondern für die grundsätzlichen Gegner. ...... Hier haben wir vor allem zu bewundern, wir, die wir der Bewunderung fähig sind. Dies zu erfahren, thut der Welt mehr noth, als Kritik." Sollte Bayreuth wirklich das omnia admirari allein für sich in Anspruch nehmen dürfen? — Ich wende mich nun nicht etwa an die hysterischen Lobhudler im Gefolge von Frau Wagner, sondern an ernste, dem Lebenswerke Wagners treu ergebene Männer, zu denen ich auch die beiden soeben zitirten rechne. Glaubt Ihr wirklich, dass Ihr das Andenken unseres Meisters ehrt und seine Sache fördert, wenn Ihr alle Fehler der heutigen Festspiele bewundern oder verbergen wollt? Glaubt ihr nicht, dass Ihr gerade dadurch Bayreuth dem sicheren Verfalle zutreibt? Lasst es Euch nicht beängstigen, dass es dort nicht mehr so aussieht, wie in den Jahren 1876 und 1882. Das hat mit Wagners Idee nichts gemein. Grosse Berge werfen ihre Schatten weit in die Ebene hinaus und grosse Ereignisse können düstere Folgen nach sich ziehen. Bedenkt, welches Zerrbild nach kurzer Zeit aus der Lehre des Jesus von Nazareth geworden war; als das Haupt fehlte, fielen die Glieder auseinander. So ist es auch gar nicht zu verwundern, dass, als des Meisters gewaltiger Wille nicht mehr wirken konnte, ein unsicheres Suchen und Tasten an Stelle klarer Bestimmtheit getreten ist. Gewiss wollen wir Bayreuth hochhalten und Liebe und Kraft daran wenden, dass uns die Festspiele erhalten bleiben. Aber wir wollen nicht durch falsches Bewundern und feiges Verschweigen den Irrthümern Vorschub leisten, denn dadurch werden wir zu Feinden und Schändern des Heiligthums. Wo sich ein Flecken an unserer Sonne zeigt, offen heraus mit der Sprache und darauf hingearbeitet, dass er verschwinde und das helle Licht wieder leuchte! Nur so werden wir wahre Freunde Bayreuths sein! Freilich wird es dann da und dort Gewitter absetzen, aber glaubt nicht, dass sie Schaden bringen. Gewitter reinigen die Luft und Wagners gewaltiger Gedanke ist kraftvoll genug, um auch stärkere Stürme, als schon darüber hingebraust sind, siegreich zu überdauern!



Seit ich mir erlaubt habe, in meiner Brochure „Ueber das Dirigiren“ einen kräftigen Hinweis auf die erschreckenden Mängel Bayreuths, die sich namentlich in der Lohengrin-Aufführung gezeigt hatten, zu geben, und Herrn Siegfried Wagner einen Nasenstüber für seine dreiste Entstellung der achten Symphonie von Beethoven zu verabreichen, bin ich vielfach Gegenstand versteckter und offener Angriffe geworden, die nicht etwa nur meine Stellung zu Bayreuth, sondern überhaupt mein künstlerisches Wirken betrafen. Ihre Herkunft ist leicht zu errathen. Wünscht einer der geneigten Leser die Physiognomie dieser Angriffe kennen zu lernen, so empfehle ich ihm, in der Schrift eines Herrn Julius Erich Kloss, betitelt „Zwanzig Jahre Bayreuth“, (erschienen und für die Besucher der Festspiele englisch und französisch übersetzt bei Schuster & Löffler) die mich betreffenden Seiten zu lesen. Ich füge jedoch hinzu, dass ich derartige, nicht von Kenntniss und Bildung, sondern von Hass und Liebe geleiteten, in einem gelinde gesagt, unsachlichen Tone verfasste Elaborate für — es bleibt mir nur ein studentischer Ausdruck — für künstlerisch „nicht satisfaktionsfähig“ halte und nicht darauf erwidere. Die Waffen sind hier zu ungleich. Es geziemt sich, mit dem Schwerte oder dem bekanntlich für Nasenstüber sehr geeigneten Degen zu kämpfen, nicht aber mit Heugabeln und Dreschflegeln loszuprügeln. Wenn mir allen Ernstes erzählt worden ist, dass die erwähnte Schrift des Herrn Julius Erich Kloss schon viel verbreiteter sei als die meinige, so erkläre ich das mit einer Stelle aus Wagners „Publikum und Popularität“, wonach zehn Auflagen einer Schandschrift über Denjenigen verschlungen werden, dessen eigene Schrift man gar nicht erst zur Hand nimmt. „Das hat nun einmal seine tiefen, bis in das Metaphysische reichenden Gründe,“ fügt Wagner halb ernst, halb humorvoll hinzu. Möge diese kleine Abschweifung vom eigentlichen Thema hauptsächlich wieder zum gründlichen Studium der Schriften Richard Wagners anspornen; aus ihnen lernen wir immer das Meiste und Erspriesslichste.

MADONNA.

NOVELLE

VON

MAX GRAD.

Er hiess Franz Xaver Geist.

Als ich ihn kennen lernte, hatte er den grossen Sprung in's „Gegentheilige“ bereits gethan, und man nannte ihn schon allgemein, zum Unterschiede von seinem allerdings ganz unbedeutenden, gleichfalls malenden Bruder, — den „Heiligen Geist“. — Gut konnte ich mich aber der Zeit erinnern, da Franz Xaver's Pinsel recht irdischen Werken das Leben gab, und er selbst meist hinter den Coulissen der Theater oder des Cirkus zu finden war. Sein Atelier wurde damals nie leer von flotten Dämchen, deren Conterfei's dann früher oder später in den reizvollsten und pikantesten Pastells oder Oelgemälden wieder auftauchten.

Verblüffend hatte es auf die gesammte Kunstwelt gewirkt, als er nach einer seiner beliebten Reisen, deren Ziel man nie ergründen konnte und die einem vollkommenen Verschwinden vom Erdboden glichen, dem alten Genre ganz abtrünnig geworden war und seinen Pinsel vollkommen in den Dienst der Religion gestellt hatte. Man konnte ihn in allen Kirchen finden und sein Atelier lag beständig voll alter, religiöser Schmöker, Bibeln und Gebetbücher.

Auch die Modelle, die man bei ihm aus und eingehen sah, glichen in keiner Weise jenen niedlichen, pikanten, kleinen Dingern, die einstmals mit den spitzen Absätzen die Stiege heruntergeklappert waren.

Mit der Zeit war dann ein merkwürdiges Heiligenbild nach dem anderen entstanden.

Man schüttelte die Köpfe, prüfte und kritisirte, je nach Auffassung und Verständniss, aber Jeder kehrte immer wieder zu den Gemälden zurück, die mit eigenen Reizen zu fesseln verstanden.

Die Kirche mochte allerdings wenig Freude an diesen „Heiligen“ haben.

Und dann kam der grosse „Coup“!

Eines Tages stand man bestürzt vor einem Bild, unter dem in gothischen, bunten Lettern „Maria Empfängniss“ zu lesen war und das einen Hauptattraktionspunkt der Sonderausstellung einiger ganz, ganz „Neuer“ bildete. In der sich endlos hinausdehnenden Haide, die im Sonnenglast zu schwimmen schien, kniete, oder kauerte vielmehr, in beinahe Lebensgrösse, die „Heilige Maria!“

Das scharlachrothe Untergewand mischte sich auf's Merkwürdigste mit dem rosig-schimmernden Haidekraut, das sattblaue, etwas über den Kopf geschlagene Oberkleid hob sich hart von dem leuchtenden Mittagsfirmament ab. Mit leichtgeöffnetem Mund und halbgeschlossenen Augen, sich wie in verzücktem Krampfe in den Gras- und Haidekrautbüscheln festhaltend schien Maria in Wonne zu beben.

Das Publikum war erregt wie nie.

Ausrufe der Begeisterung und des Bewunderns wechselten mit solchen der Empörung und des Entsetzens.

Nach dem Ausstellungssaale begann eine wahre Völkerwanderung. Man sprach nur von dem „entsetzlich cynischen und gräulichen“ oder von dem „herrlichen, wunderbar realistischen, hochkünstlerischen“ Werke.

Diese Auffassung des göttlichsten aller Wunder, so einfach, lebenswahr und trotz Allem vollkommen edel, aber so aller Tradition und Glauben Hohn sprechend, musste jedes eng am Buchstaben festhaltende, gläubige Gemüth verletzen.

Des Gemäldes Schöpfer aber war mit einem Schlage berühmt.

Etwa ein Jahr nach diesem „Ereigniss" trat ich Franz Xaver Geist näher.

Draussen im Vorstadt-Park hatte ich gerade versucht, eine Gruppe spielender Kinder, von einer Alten behütet, in meinem Skizzenbuch festzuhalten. Da tippte mich Jemand auf die Schulter.

„Dös is halt gut, — halt recht gut is; aber breiter 'raus muss's halt da." — Und ohne Weiteres fuhr er mit dem Stift über die getadelte Stelle.

Ich war merkwürdig wenig erstaunt, beim Aufblicken in das mir wohlbekannte Gesicht Geist's zu sehen.

Ehe ich aber, Weiteres noch erwartend, ein eigentliches Gespräch anknüpfen konnte, schlenderte er bereits, die Hände in den Hosentaschen, die breite Allee hinunter.

Ich blickte ihm nach.

Wie lodderig der abgetragene Sommeranzug, das Touristenhemd und die flatternde Halsbinde um die kleine Gestalt hingen!

Da blieb er stehen, blickte scharf und prüfend nach der rechten Parkseite, als wolle er mit den Augen festhalten, was später sein berühmter Pinsel verewigen sollte, und murmelte gestikulirend vor sich hin.

Der Kopf mit den schönen, geistvollen, braunen Augen kam endlich aus den Schultern hervor, und sein feines Profil hob sich scharf von dem dunklen Laubhintergrund ab.

Dann ging er gesenkten Hauptes weiter.

Unentschlossen blickte ich ihm noch immer nach.

Sollte ich ihm folgen? Da — sein schäbiger Filzhut lag neben mir am Boden. Eilig lief ich damit hinter ihm her, der geistesabwesend erschreckt auffuhr.

„I dank' halt, hab'n halt lieg'n lass'n."

Aber ich war fest entschlossen, diese Gelegenheit, des berühmten Franz Xaver Geists persönliche Bekanntschaft zu machen, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Mit der ganzen Keckheit meiner 23 Jahre bat ich ihn kurzweg, er möge mir erlauben, ihn zu begleiten.

„Ja, halt wohin denn Kleiner?" — ich war mindestens anderthalb Kopf grösser wie er — „I geh' halt jetzt net z' Haus."

Aber da war ich schon zurückgelaufen, hatte Hut und Skizzenbuch geholt und schritt nun an seiner Linken.

Ein wenig misstrauisch blickte er mich von der Seite an, dann nannte ich ihm meinen, für meine Jugend schon ziemlich bekannten Namen. Er nickte und ging dann stumm neben mir weiter.

Ich überliess ihn ruhig seinen Träumereien.

Unvermerkt hatte ich ihn bis zu meiner Wohnung geführt, die, vier Treppen hoch, zugleich mein Atelier bildete.

Da kam mir der Himmel zu Hülfe. Alle seine Schleussen öffnend, liess er einen fürchterlichen Platzregen auf die dürstende Erde herabstürzen.

Geist schien aus seinem Grübeln zu sich zu kommen und blickte betroffen um sich.

„Na! Aber halt so was!"

Ich nahm seinen Arm und führte ihn unter das Hausthor, willig folgte er, und auch die vielen Stufen hinauf, bis in mein Atelier.

Dort nahm ich seinen nassen Hut, schob ihm einen bequemen Lehnsessel vor das grosse Bogenfenster und zündete die Spiritusflamme an.

Die Zigarren hatte er schon gesehen und schmauchte bereits behaglich eine meiner vortrefflichen „Uppmanns" — ein Geschenk meines Vaters.

Wie ich den fertigen Kaffee mit ein paar schönen, alten Tassen vor ihn hinstellte, drehte und wendete er sie mit vergnüglichem Interesse.

„Halt gar feine Kaffeeschalen dös, halt schon recht schön.“

Ich holte noch einige alte, theils aus meinem Elternhaus stammende, theils selbst erworbene hübsche Sachen; er prüfte, verglich und war heiter und freundlich wie ein Kind. Dann fragte er nach meiner Malerei. Ich zeigte ihm Einiges, er lobte und tadelte.

Auf der Staffelei stand ein angefangenes Bild.

„Halt viel z'süss, viel z'glatt und in der Zeichnung — ja, ja dös Lernen! Thun mögt ihr halt nix!“

Ich protestirte lachend.

Ziemlich unvermittelt, als folge er einem plötzlich auftretenden Gedanken, nahm er seinen Hut und wandte sich zur Thüre.

„Halt wenn's mich a Mal b'suchen wollen — wissen's was, kommens gleich morgen, — ich wüsst Ihnen halt was z'lernen.“ —

Fort war er. —

Und ich kam. Nicht allein diesen folgenden, sondern noch viele andere Tage, und wurde sein Schüler — sein viel beneideter — und — endlich sein Freund.

Wie das so geworden war, und was der wunderbare, geniale Mann an mir, der ich mir neben ihm in jeder Beziehung so unbedeutend und klein vorkam, gefunden haben mochte, suchte ich mir in aufrichtiger Selbsterkenntniss vergeblich klar zu machen.

Aber ich war unendlich stolz auf seine Freundschaft! —

* * *

Eines Morgens in seinem Atelier waren wir bereits in voller Arbeit, da kam die Aufwartefrau, die hoch in anderen Umständen war, mit einem schweren Kübel Wasser vom Gang herein. Ich stand auf, nahm ihr trotz ihres Protestes denselben ab und trug ihn in das benachbarte Zimmer. Von diesem Tag an duzte er mich.

Meine Freundschaft für ihn war eine mit so unendlicher Verehrung gepaarte, dass ich mich lange nicht an sein immer vertraulicher werdendes Benehmen gewöhnen konnte. Monate lang ordnete ich mich ihm bis in's Kleinste unter und ertrug auch seine sonderbarsten Launen mit einer mir sonst fremden Geduld.

Ich war aber Idealist! Idealist und Optimist vom reinsten Wasser.

Er war das Gegentheil, und da kam es nicht selten zwischen uns zu Reibereien, die wohl in ernsten Streit ausgeartet wären, wenn ich nicht stets wieder das Bedürfniss gefühlt hätte, mich dem hochverehrten und um ein Jahrzehnt älteren Freund zu fügen.

Den Hauptstreitpunkt bildeten aber immer wieder zwischen uns die Frauen!

Ich sah damals — tempora mutantur — nur das Göttliche im Weibe, und wusste es selbst da noch herauszufinden, wo Geist mit einem verächtlichen Lippenzucken auszuspucken pflegte. Sein, oft an's Cynische streifendes Urtheil über die Meisten des schönen Geschlechtes empörte mich manchmal geradezu, und vergeblich suchte ich aus dem Schatze seiner Erinnerungen und Erfahrungen die Berechtigung zu dieser Denkweise herauszulocken.

Aber auf diesem Gebiet schwieg er sich ganz aus.

Von irgendwelchen Beziehungen idealer oder auch ganz realer Natur zu einem weiblichen Wesen konnte ich nie eine Spur bei ihm entdecken.

* * *

So war fast ein Jahr vergangen.

Unter des Meisters kundiger Pflege und Führung waren mir die Schwingen gewachsen.

Eines Tages wurde mir der ehrenvolle Auftrag, den restaurirten Saal eines uralten Adelsitzes, droben im Gebirge, mit Fresken zu versehen.

Ich ging sofort zu Geist, es ihm mitzutheilen.

Er sass, und arbeitete.

„Dös thust halt — aber ja — natürlich. Wo is denn?"

Ich nannte den Namen der Gegend und des zum Schlosse gehörigen Dorfes.

Geist liess aus Versehen die Palette aus der Hand fallen und es musste wohl die untergehende Sonne sein, die seinem, sonst meist farblosen Gesicht das auffallende Roth verlieh.

„Ja, natürlich — g'wiss" — wiederholte er.

„Wann reist denn?"

Nach wenig Tagen schon wollte ich mich reisefertig machen. Ein Mal war ich noch bei Geist gewesen.

Er war noch schweigsamer als sonst, nur bei dem „Weiber-Kapitel", auf das wir, ich weiss nicht wie, abermals gekommen waren, thaute er etwas auf.

„Ja, ja s'mag ja auch schon Gute geben — aber halt nur wenig, halt schon recht wenig."

Als ich den Tag darauf eine Besorgung im letzten Augenblick gemacht hatte und knapp vor der Abreise nach Hause gekommen war, meldete mir die Hausfrau, dass Geist da gewesen sei, mir „adieu" zu sagen. Er wäre jetzt wohl auf den Bahnhof gegangen.

Ich wunderte mich über diese Höflichkeiten, — auf die ich durchaus keinen Anspruch gemacht hätte, und die ich nicht an ihm gewohnt war. Zum Nachdenken blieb mir aber keine Zeit. Auf dem Bahnhof fand ich ihn nicht; gerade kam ich noch recht in den Zug.

* * *

Das prachtvolle, alte Schloss war herrlich gelegen.

Am Fusse desselben erstreckte sich das kleine Dorf, an welches sich der heitere, blaue See anschloss, dessen Ufer an der einen Seite von steilen, aber bewaldeten Felsen hart begrenzt wurden. Die würzige, frisch-herbe Luft, die immer wechselnden Landschaftsbilder — Alles regte mich an, und mein Schaffensdrang war gross.

Zwei Tage nur war der Graf, der glückliche Besitzer dieses irdischen Paradieses, auf dem Schlosse gewesen, um mir die nothwendigen Weisungen und Wünsche mitzutheilen. Dann war er wieder zu seiner leidenden Gattin gereist, die in einem Kurort weilte.

Man liess mir im Ganzen freie Hand; nur mussten die Fresken einen religiösen Charakter tragen, und in der Mitte, dem Haupteingange gegenüber, sollte sogar eine Madonna thronen.

Der Saal werde ausschliesslich, abgesehen von ernsteren Familienfesten, frommen Zwecken dienen, ganz im Sinne der religiösen, im Kloster erzogenen Gräfin, die durch ihn auch die kleine Dorf- und Walfahrtskirche — ein wahres Schmuckkästchen der Renaissance — zu ergänzen wünschte, da das Kirchlein niemals die Fülle der Gläubigen ganz zu fassen vermochte.

Es lag in der Natur der Sache, nach den umständlichen Vorbereitungen mit der gewünschten Madonna zu beginnen. Weit schwerer wurde es mir aber, als ich gedacht, denn auf religiösem Gebiet, obwohl so lange Schüler des „Heiligen Geistes," hatte ich mich nie versucht.

Kopf auf Kopf begann ich zu entwerfen, immer wieder waren es die Züge — wenn auch ganz ideale — von durchaus der Welt angehörenden Geschöpfen.

Ziemlich entmuthigt machte ich mich an die reichlich vorhandene, andere Arbeit und streifte nebenher auch viel in der Umgebung herum; am fremdesten war mir noch das nächste, am Fusse des Schlosses gelegene Dörfchen.

Es war eine stockkatholische Gegend.

Tag und Nacht fast läuteten die Glocken der kleinen Kirche, die nie ganz leer wurde von Gläubigen beider Geschlechter und aller Alterstufen. An Sonn- und Feiertagen aber war es jedesmal, als würde ein grosses Kirchenfest gefeiert, und beim geringsten Anlass wurden die mit Edelsteinen, Silber und Gold geschmückten Gebeine des Schutzpatrones oder andere geweihte Reliquien der gläubigen Gemeinde gezeigt.

Manchmal war es mir völlig räthselhaft, wann eigentlich, und von wem, all die üppigen, fruchtbaren Felder und Grundstücke bestellt und gepflegt wurden.

Man ging zur Kirche und betete, man betete auf dem Felde wie im Hause. Auch wenn die Leute an den Webstühlen sassen oder Strohhüte flochten, beteten sie, oder sie sangen Kirchenlieder und Choräle.

Als sich nach einem heissen Sommertag die abendliche Kühle herabsenkte, und der westliche Himmel in den wunderbarsten Farben glühte, schlenderte ich langsam zum Dorf hinab. Von ferne tönte schwach das Läuten von Kuhglocken, die Schwalben strichen durch die klare Luft, und friedlichste Stille lagerte über der ganzen, herrlichen Landschaft. —

Meine Gedanken weilten in der Welt der Ideale. —

Nach einer Wegbiegung schritt plötzlich eine hohe, weibliche Gestalt festen Ganges vor mir her. Sie war schlank, und edler in den Formen, wie sie der Bauernschlag sonst hier aufwies. Ueber dem rothen Unterrock war das mit frischem Gras gefüllte Kleid aufgekrempt, auf dem Kopfe trug sie ein zweites Bündel Gras in ein Tuch eingeschlagen.

Interessirt ging ich hinterher. An einem allerliebsten, neuen Häuschen machte sie Halt, warf das Bündel vom Kopf und wandte sich zu mir.

Einen Augenblick meinte ich, das überraschend schöne Gesicht schon ein Mal gesehen zu haben, aber diese aufblitzende Erinnerung fand weiter keine Unterstützung in meinem Gedächtniss.

Das Tuch hatte sich, zu früh, von selbst gelöst, und das Gras zerstreute sich vor dem kleinen Gitterthor.

Ich trat näher, bot „guten Abend“ und half ihr das Bündel wieder zusammenschnüren.

Erst erstaunt, liess sie es ruhig geschehen, und als ich das Häuschen bewunderte, lud sie mich ein, doch einzutreten.

Unten war eine Schreinerwerkstatt; ein kleines, etwa dreijähriges Büblein spielte mit den Hobelspähnen.

Ein alter Mann mit scharfen Zügen und einem grauweissen Lockenkranz um die glänzende Glatze, hobelte trotz des vorgerückten Abends an einem langen Brett.

Die mädchenhafte, ungemein jungfräuliche Gestalt mit dem glatten, blonden Scheitel, in edler Haltung neben ihm — die „Heilige Familie“, wie sie besser nicht zu verkörpern gewesen wäre! —

Vom Kirchlein tönte die Abendglocke.

Sofort lagen alle Drei auf den Knien.

Der rothe Kindermund betete laut und deutlich den Abendsegen. Der Alte hatte den Kopf gesenkt, die schwieligen Hände fest gefaltet und „sie“ kniete regungslos, die schönen Augen mit verklärtem Ausdruck nach Oben gerichtet.

Wieder tauchte diese Erinnerung in mir auf, rasch verdrängt durch einen Gedanken, der, Wunsch zugleich, mich plötzlich ganz erfüllte.

Meine Madonna! Hier war, was ich suchte!

Der Alte begrüsste mich überfreundlich, — ohne Zweifel der Vater der „Madonna“, — und ich erzählte ihm den Grund, warum ich auf dem Schlosse weilte.

Mit dem lauernden Zug um den Mund horchte er mir interessirt zu. Dann erzählte er, und ich war auf's Unangenehmste überrascht zu vernehmen, dass er der Mann der „Madonna“ sei. Mit unverhohlenem Erstaunen blickte ich von ihm auf das kleine Büblein, das mich verwundert aus grossen, braunen Augen anstarrte.



„Ja, der Herr hat uns gesegnet! Sein Name sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit.“

Mich fröstelte es.

Sie trat wieder in die Werkstätte, ordnete Dieses und Jenes, und mir wurde wieder warm um's Herz.

Die Einladung, das einfache Abendbrot mit den Schreinersleuten zu theilen, nahm ich freudig an. Dachte ich doch, dadurch meinem Ziele am leichtesten näher zu kommen. Um die zehnte Abendstunde verliess ich das friedliche Haus, glücklich und angeregt wie noch nie.

Es hatte keiner grossen Ueberredung bedurft, die junge Frau, die im Dorfe für eine Art Heilige galt, zu bewegen, als Modell zu dem so frommem Zwecke dienenden Bilde zu sitzen. Die ergebene, edle Bewegung, wie sie bejaht hatte, war von unendlichem Liebreiz gewesen.

Gegen Morgen erst fand ich Schlummer, und in meinen wirren Träumen vermengte sich die „Heilige Jungfrau“ mit den irdischsten Begriffen menschlicher Glückseligkeit.

Die Morgensonne sandte kaum ihre ersten Strahlen in den hohen Saal, da kam Maria!

Mit einer raschen Bewegung auf sie zutretend, bot ich ihr die Hand und drückte warm die ihrige.

Sie war klein und nicht sehr abgearbeitet.

Als sie ihre grossen, grauen Augen voll zu mir aufschlug, verwirrte mich ihr Blick, der wie forschend auf mir ruhte.

Dann begann eine merkwürdige, selige Zeit.

Täglich sass sie stundenlang bei mir. Manchmal brachte sie den Knaben mit, der ruhiger, als es sonst Kinderart, mit Allerlei spielend, sich die Zeit vertrieb.

Der Alte kam niemals.

Nach und nach erfuhr ich Alles aus ihrem Leben.

Sie war des verstorbenen Schulmeisters einziges und mutterlos aufgewachsenes Kind. Die Gräfin hatte sich ihrer Erziehung, die desshalb auch eine bessere wie die der Bauernkinder war, angenommen, und Maria wollte ursprünglich in's Kloster gehen.

Der Raum in ihrer Erzählung zwischen jener Zeit und der, da sie den alten Schreiner geheirathet, blieb unausgefüllt. Gründe, die sie veranlasst hatten, das Eine zu lassen und das Andere zu thun, gab sie keine an, und ich drang nicht in sie, mir dieselben zu offenbaren.

Aus dem Ansehen aber, das die „Heilige Familie“ in der ganzen Gegend genoss, konnte ich wohl auf deren Wesen und Charakter schliessen.

Meine Ideale fanden neue Festigung, indem ich dieser Frau näher trat, und mehr als ein Mal musste ich an Geist und dessen Ansicht über das weibliche Geschlecht denken. Hier hätte er anders urtheilen gelernt!

Maria war sehr schön; die tiefe Frömmigkeit und reine Keuschheit, die sich in ihren edlen Zügen ausprägten, machten auf mich starken Eindruck. Dennoch aber sah ich trotz des Ueberirdischen immer wieder das irdische Weib vor mir. Die weiten Gewänder verhüllten nur meinem körperlichen Auge die herrlichen Formen, mit dem geistigen sah ich sie in reiner Schönheit meinen Blicken enthüllt.

* * *

Ich hatte das Bild fast vollendet und den schönen Kopf in allen Stellungen auf Papier und Leinwand skizzirt, aber immer suchte ich nach neuen Mitteln, Maria in meine Nähe zu fesseln.

Klar zu denken war mir längst unmöglich geworden. Ich träumte von ihr Tag und Nacht, sie war mein Sehnen und Hoffen. Ich liebte sie namenlos!

Ob sie es wusste, ahnte? In ihrer keuschen Seele konnte ja kein Fünkchen jener Flamme erglimmen, die mich zu verzehren drohte.

Ein kühner Gedanke, an dessen Verwirklichung ich selbst nicht glaubte, tauchte in mir auf.

Doppelt kühn, da ich ja in Maria die ganze Verkörperung meiner Ideale erblickte, und gerade ihre Reinheit es war, die in mir diese Liebe entfacht hatte.

Ich musste wenigstens einen Theil ihres wunderbaren Körpers besitzen! Wenn auch nur im Bilde.

In der Dämmerstunde wagte ich es ihr zu sagen.

Die „Heilige Maria" mit dem Jesusknaben an der Brust sollte die Reihe der jugendlichen Marienbilder beschliessen.

Stumm war sie zur Thüre gegangen, rief ihren Knaben und ging langsamen Schrittes den Schlossberg hinab.

Ich schlief nicht diese Nacht.

Reue über meine Kühnheit bemächtigte mich, die Erfüllung dieses, nun auf ein Mal für mich selbst wahnsinnigen Wunsches dünkte mir unmöglich; bang sah ich dem Morgen entgegen.

Zur gewohnten Stunde aber kam sie wie sonst.

Sie nahm auf dem erhöhten Schemel Platz und sah mich fragend, gross und voll an.

In den sanften Augen lag reine Hingabe an das heilige Werk.

Was ich dann sagte, weiss ich nicht mehr.

Ich entsinne mich nur noch, dass sie endlich den kleinen Georgl rief, der sich, ein verwöhntes Kind, wohlig in ihren Schooss bettete. Dann erwartete sie still meine weiteren Wünsche.

Mit zitternder Hand löste ich das rothe Untergewand, schob es langsam von dem weissen Hals gegen die Schulter — es sank auf der einen Seite. Ein Beben ging durch die Gestalt, fester presste sie den Knaben an die Brust.

Ich ging an's Werk.

Mich zuerst mühsam beherrschend, gab ich mich bald nur mehr begeistert meiner Kunst hin, und unter meinen Händen entstand das Beste, was ich je geschaffen.

Der kleine Georgl hatte freilich etwas verjüngt werden müssen; aber es gelang mir vortrefflich, noch besser die göttliche Mutter. — —

Es kam der Tag, an dem auch an dieses Bild die letzte Hand gelegt werden sollte.

An der Schulter, der vollen Brust zu, wollte ich eine kleine Aenderung vornehmen.

Georgl, den ich nicht mehr benöthigte, war zu Hause geblieben.

Die herbstliche Sonne schien auf die buntgefärbten Laubparthieen; von dem mit welken Blättern bedeckten Park drang ein leiser Hauch von Verwesung, zugleich mit den Wellen der herb-kräftigen Gebirgsluft, herein in den weiten Saal, in welchem trotz Allem ein süsslicher Geruch, betäubend mit Terpentin vermischt, herrschte.

Wie früher sass sie oben, unbefangen nestelte sie selbst das Gewand los.

Beide blieben wir stumm.

Dann war ich fertig.

War's eine Vision?

Die grossen Augen waren heiss auf mich gerichtet, das weite Gewand von der Schulter hinabgeglitten.

Die „Heilige" war verschwunden, vor mir sass liebeheischend das irdische Weib, mit allen ihm verliehenen göttlichen Reizen.

Mit wildem Aufschluchzen stürzte ich auf sie zu, wühlte meinen Kopf in ihr Gewand und küsste das schöne Gesicht, die heissen, rothen Lippen und den bebenden Leib in wahnsinniger Gluth.

Sie lag in meinen Armen, kein Laut kam aus ihrem Munde.

* * *

Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, — kalt zog es vom See herauf.

Ich war allein.

Wie irr blickte ich auf die Bilder, die ihre Züge trugen, und in unendlicher, reiner Hoheit blickte von dem Portale die Heilige zürnend auf mich herab.

Ich fühlte eine Art Grauen.

Reue, ein unendliches Schamgefühl und namenlose Trauer verzehrten mich und machten mir Tag und Nacht zur Qual.

Am nächsten Abend erfuhr ich, dass Maria zu einer fernen heiligen Stätte gewallfahrtet war.

Tagelang streifte ich um das Haus herum.

Endlich, nach einer langen Woche, sah ich ein Mal Lichtschimmer in dem kleinen Häuschen; ich öffnete leise das Gitterthor, schlich mich an das Fenster und blickt hinein. Von Maria keine Spur. Der Alte aber sass am Tisch, Briefe und Papiere lagen umher und seine welken Finger tändelten mit einer Menge blanker Goldstücke. Sein heuchlerisches Frömmlergesicht schien aller Maske baar und lüstern blitzten seine gierigen Augen, während er das Geld überzählte.

Die Qual in mir wuchs und wuchs. Etwas Neues, Ungreifbares, Unerklärliches, war noch hinzugetreten. Ich Elender! Meine holde, reine Maria in den Staub gezogen, — beschmutzt! Aber nein! Ihr Bild erstand in meinem liebenden Herzen auf's Neue in alter Schönheit und unverletzter Reinheit!

Ich musste mich einem Menschen anvertrauen, mich aussprechen! Geist! Nur er konnte mir rathen, helfen. War er doch trotz aller Meinungsverschiedenheiten mein bester, treuester Freund!

Der kommende Tag fand mich bereits in der Stadt. Ich traf Geist zu Hause, an dem frühen Herbstabend, rauchend im Dämmerlicht sitzend.

Als ich so plötzlich eintrat, erschrak er.

„Jesses, na aber halt so was. Also da ham' mir's — hab mir's doch immer denkt!"

Meine eiskalten Hände in die seinigen nehmend, hörte er dann ruhig meine ganze Beichte an. Manchmal fühlte ich, wie er zusammenzuckte. Dann sprang er auf und ging in dem dunklen Zimmer auf und ab.

Wie ich in meiner Erzählung soweit war, ihm meine namenlose Reue und meinen Schmerz zu schildern über die Missethat, die ich begangen, indem ich die Reine hinabgezogen hatte in den gemeinen Erdenstaub, hörte ich ein halblautes höhnisches Kichern, das mir gespenstig durch das Dunkel an's Ohr drang.

Endlich schwieg ich erschöpft.

Im Atelier war's ganz stille; ich konnte das leiseste Geräusch, das von der Strasse heraufdrang, unterscheiden. Plötzlich ein lautes, unbändiges Gelächter!

Wie ein körperlicher Schmerz berührte es mich und meine wunde Seele.

Ich sprang auf und hätte mich sicher auf Geist gestürzt, wenn mich die Dunkelheit nicht daran gehindert hätte.

Eine namenlose Wuth erfasste mich; eine Fluth bitterer, böser Worte gegen den cynischen Freund, der keinen Funken von Verständniss für mein Fühlen hatte, entquoll meinem Mund.

Endlich hörte das Lachen auf.

„Halt trösten sollst Dich — halt gar net z'reuen braucht's Dich" — zärtlich streichelte er mir Kopf und Wangen.

„G'sund is Dir's halt. Du, mit Deine dummen Idealer!"

Von Neuem ein Auflachen; aber dieses Mal bitter und wild.

„Ja, ja, so fromm, so rein! Halt gar net zum Aushalten mit der Bravheit!"

Er nahm meine Hände mit festem Druck wieder in die seinen.

„I hab' dir's noch sagen wollen — Dich warnen — z'erst hat mir's halt sogleich net 'rauswollen. War halt dann schon z'spät."

„Also, halt richti Du auch! Du armer Kerl!" Er trat unter die Gas-

lampe, die von ihm entzündet, plötzlich den ganzen Raum erhellte. Seine Augen glänzten feucht. „I hab' g'meint, es is halt jetzt Alles vorbei! Du Tappeter du, was brauchst auch glei g'rad so dumm z'sein. Z'erst Der — nachher Der — dazu brav beten, einen langen Ablass halt d'rauf dann — Sakrament, Sakra noch a Mal."

Seine Stimme klang zitterig, wie von verhaltenen Thränen.

„Und mir hat's mein Herzblut g'kost', wo ich mein höchstes Glück g'funden hätt'! Einer! Ja, Zehne! Du musst halt nur lachen, was Anders is net werth. Hab' sogar ich's soweit bracht, wo doch ich —"

Er trat dicht an mich heran und legte die Hand auf meine Schulter.

„Schaug' mi a Mal an! — So, jetzt denk' halt a Mal an das Bild von damals — und was i im Grund für a Mensch g'worden bin. So, und jetzt denk' halt an Alles z'rück! Bist ein armer Kerl!

Aber halt lachen musst und doch is zum Weinen —" — nun brach ihm die Stimme —

„Ja, schaug', i bin halt dem Georgl sein Vatern!"

AM KILIMA NDSCHARO.

TAGEBUCHBLÄTTER EINES AFRIKAREISENDEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ GIESEBRECHT.

(Schluss.)

Auf dem Marsche, am 5. September 1889, Vormittags. Die erste Nacht auf dem afrikanischen Festlande habe ich ganz vorzüglich geschlafen, wenn schon verschiedene, mit furchtbarer Gewalt niederprasselnde Regenschauer mich einige Male aufweckten. Ich lag, vollständig angezogen, lang ausgestreckt auf einem Brett, eine Rolle Kokosstricke unter dem Kopf. — Heute früh hatte ich zum ersten Mal die Lasten und die Gewehre an die Träger zu verteilen. Das wird nun immer meine Aufgabe sein. Es ist eine Arbeit, die bekanntermassen nicht zu den angenehmsten gehört und vor Allem kaltes Blut erfordert. Jeder Träger macht natürlich den Versuch, die bequemsten Lasten zu erwischen oder gar nur mit einer Flinte bedacht zu werden. Das giebt dann ein fürchterliches Durcheinander. Am liebsten möchte man da mal mit einem Knüttel dazwischen fahren. — Als alles fertig war, setzte sich Dr. Meyer mit zwei Somal an die Spitze des Zuges. Dann folgten die Träger mit ihren Lasten im Gänsemarsch und dazwischen als Eskorte die anderen Somal und die Askaris. Die Queue der Karawane bilden Herr Purtscheller und ich.*) Das Land, durch welches wir ziehen, ist gebirgig und wenig bebaut. Einige Negerdörfer haben wir bereits passiert und nähern uns jetzt der englischen Missions-

*) A. d. V.: Diese Marschordnung beobachteten wir während der ganzen Dauer unserer Expedition.



station Rabai. Diese Aufzeichnungen mache ich im Gehen, da zum Rasten die Zeit mangelt.

Rabai, Abends. Nachmittags hier eingetroffen. Müde und hungrig. Der Missionar und drei blasse Engländerinnen empfingen uns sehr steif, aber höflich. Rabai ist wunderschön belegen, inmitten der üppigsten tropischen Vegetation. Missionshaus und Kirche sind im europäischen Stile erbaut.

Unterwegs, am 6. September 1889, Morgens. Unser Aufbruch heute erfolgte sehr früh. Man benutzt in den Tropen gerne die Morgenstunden zum Marsch. Denn das Gehen in der Mittagshitze ist unerträglich. — Unser Weg führt uns an hübschen Negerdörfern vorbei. Zu beiden Seiten der Strasse grasen Kameele. Die Neger, die uns begegnen, auch Knaben und Mädchen, tragen europäische Tracht. Der Einfluss der nahen Missionsstation ist unverkennbar. Ich finde allerdings, Neger in europäischer Tracht sehen höchst lächerlich aus. Meines Erachtens ist es überhaupt kein Kulturfortschritt, die Eingeborenen der heissen Zone an europäische Kleidung zu gewöhnen. Das ist eine unnütze Verweichlichung. Auf solchen Äusserlichkeiten beruht nicht der Wert der kolonisatorischen Thätigkeit. Auch laufen die Neger viel lieber nackt umher. Aber natürlich, die englischen Damen mit ihrer Prüderie . . . . Auf diese und ähnliche Weise wird die ganze Kulturarbeit in Afrika gehandhabt. Auch hier triumphiert, wie überall in der Welt, die konventionelle Lüge. —

Moadjelager, Mittags. Interessanter Marsch. Zu Anfang noch üppige Vegetation. Kokos-, Fächer- und Dumpalmen, Euphorbien und Mimosen, von zahllosen Schlingpflanzen umrankt, bildeten einen prachtvollen tropischen Wald. Den Boden deckte saftiges Grün; Aloe und Ananas wuchsen in Menge, und die Gemüsegärten der Neger standen in reichem Flor. Bald aber änderte sich der Charakter der Gegend. Wir hatten die Grenze erreicht, bis zu welcher die Kokospalme vorzukommen pflegt, und traten nun in die weite ostafrikanische Steppe ein. Wellenförmig, bisweilen sogar hügelig, zieht sich dieselbe hin, eine unendliche Grasfläche, in ziemlich grossen Zwischenräumen mit Mimosen, Euphorbien und anderen kleinen Baum-Arten bestanden, einem ausgedehnten englischen Parke gleichend, mit weiten Fernsichten und idyllischen Lagerplätzen. Hie und da ragt einsam ein riesiger Baobab in die Höhe, blattlos beinahe, mit hellgrauer, felsenfarbiger Rinde. Kokospalmen, mit ihrer famosen Frucht, wachsen nur in der Nähe der Küste. Der Baobab dagegen ist so recht der Baum des Binnenlandes. Schön von Ansehen ist er nicht gerade. Sein Stamm wird nicht sehr hoch, hat aber meistens einen riesigen Umfang. Seine Frucht ist melonenförmig und wird von den Negern gegessen. Das Holz ist schwammig-weich und daher zum Bauen und Brennen nicht verwendbar. Die Tierwelt, die uns auf dem Marsche begegnete, war nicht gerade reichhaltig, abgesehen von den unzähligen schreienden und kreischenden Vögeln in den Bäumen. Sonst sahen wir nur eine Antilope. Wilde Perlhühner (Kanga) hörten wir im Gebüsche rufen. Zu Schuss konnte ich leider keines bekommen. Einige Regenschauer fielen. — Gegen Mittag Ankunft hier am Moadjebach. Kleiner, fast ausgetrockneter Wasserlauf, der durch einen Hain von Mangobäumen rieselt. Hier wurde Halt gemacht und das Lager aufgeschlagen. Unsere Träger bezogen sofort ein dutzend Laubhütten, die unter den Mangos stehen und wohl von einer Karawane herrühren, die vor uns hier gerastet hat. Die beiden Niamparas haben dort einige schwarze Schönheiten aufgegabelt und für sich mit Beschlag belegt. Da wir bei der Nähe der Küste befürchten mussten, dass einzelne Träger vielleicht doch noch desertieren könnten, so liessen wir ihnen allen die Flinten abnehmen und diese zu den Lasten packen. Unsere Somal bewachen den ganzen Rummel. Zum ersten Mal auf der Expedition haben wir in unserem Lager heute hier die deutsche Flagge gehisst.

Am Moadje, am 7. September 1889, Morgens. Der gestrige Abend verlief sehr nett. Die Träger tanzten ihre „Goma“ und begleiteten dieselbe mit Händeklatschen und dem Gekreisch einer misstönenden Schalmei. Weniger schön war die Nacht. Es regnete fürchterlich. Mein Zelt, das ich

zum ersten Mal auf der Expedition benutzte, erwies sich als nicht wasserdicht. Das Segeltuch ist von einer überaus schlechten Qualität und lässt ganze Sturzbäche durchsickern. Das wurde eine ungemütliche Geschichte. Wo ich mich hinlegte, überall hatten sich Tropfstellen gebildet. Dabei habe ich nicht einmal ein Feldbett, dessen man in den Tropen, wegen der Bodenausdünstungen, doch so dringend bedarf. Ich muss meinen Nachtsack auf den Boden breiten. Diese übelangebrachte Sparsamkeit des Dr. Meyer kann mich meine Gesundheit kosten. Wenn Herr Dr. Meyer selber . . .

Mikuynilager, Mittags. Während ich die vorstehenden Aufzeichnungen niederschrieb, kam Dr. Meyer plötzlich, reisefertig, aus seinem Zelt und mahnte zum Aufbruch. Ich hörte mitten im Satze auf; trotzdem aber vermochte ich die Karawane nicht so rasch in Gang zu bringen, als Dr. Meyer es zu wünschen schien. Er marschierte wenigstens plötzlich ohne weiteres ab und brachte mich dadurch in die grösste Verlegenheit. Der Aufbruch der Karawane konnte nicht in der rechten Ordnung erfolgen. Einige Träger hatten sich ohne Last der Tete angeschlossen, und das Resultat war, dass ich nicht mehr genug Träger hatte und drei Säcke Reis liegen lassen musste. Ich sandte sofort mehrere Boten mit schnell geschriebenen Zetteln an Dr. Meyer, ihn bittend, halt zu machen und mir Leute zum Transport der Reissäcke zu senden. Dr. Meyer aber marschierte rücksichtslos in dem wahnsinnigsten Tempo weiter. Ich bin überzeugt, dass er mir das nur zum Trotz gethan hat. Er wollte einen Grund haben, sich an mir reiben und mir Vorwürfe machen zu können. Er ärgert sich darüber, dass ich ein Tagebuch führe. Lassen wir ihm das Vergnügen! — Nach sechsstündigem Marsche sind wir hier angelangt. Ich habe sofort Leute nach den Reissäcken entsandt. Unterwegs regnete es wieder fürchterlich. Ich bin bis auf die Haut durchnässt.

Fünf Uhr Nachmittags. Die nach den zurückgelassenen Lasten entsandten Leute sind hier wieder eingetroffen ohne dieselben. Die drei Reissäcke sind also als verloren zu betrachten.*) Herr Dr. Meyer giebt natürlich nur mir die Schuld. — Unser Lagerplatz befindet sich dicht am Magungabache. In der Nähe Wassertümpel und Gebüsch. Das nasse Zeug ist mir inzwischen auf dem Leibe getrocknet. Ich werde noch einen kleinen Jagdausflug unternehmen.

Abends. Auf zahlreiche Spuren von Zebras und Antilopen gestossen. Aber kein Tier zu Gesicht bekommen. Dr. Meyer hatte unterwegs einen Reiher geschossen, den wir zum Abendessen verzehrten. Schmeckte „nach dem Vogel“. Ausserdem nicht satt geworden. — Die Träger, die bisher mit ungeladenen Flinten marschierten, verlangen Munition. Dr. Meyer weigert ihnen dieselbe Darob ist die schwarze Bande unzufrieden. Würden wir ihnen die Munition geben, so könnten wir sicher sein, dass die Hälfte von ihnen noch heute ausrückt.

Samburulager, am 8. September 1889. Unser Marsch führte heute zuerst, zweieinhalb Stunden lang, durch dichtes Gebüsch. Dann stiessen wir auf bepflanzte Negerplantagen. An der Strasse weiden Ziegen- und Schafherden, die von mit Pfeil und Bogen bewaffneten Negerknaben bewacht werden. Mittags trafen wir hier ein. In der Nähe des Negerdorfes Samburu, an den Wasserlöchern von Goreh, zwei grossen, natürlichen, mit Wasser gefüllten Felsencisternen, haben wir unser Lager aufgeschlagen. Unterwegs hatten wir ein Schaf gekauft. Das wurde hier geschlachtet und zu Mittag vertilgt. — Die Bewohner des benachbarten Dorfes besuchen uns. Kräftige, grosse Gestalten; selbstbewusstes Auftreten; unabhängige Gesinnung. Ganz anderer Typus, als an der Küste. Man merkt, dass die Leute hier freier sind, als die Küstenneger, die, wie alle Arbeiter, bereits auch zu Sklaven des Kapitals geworden sind. — Die Dorfbewohner tragen eine Menge Schmuck, meistens aus Messingketten gearbeitet, Ohrringe, Armreifen, Stirnbänder.

*) A. d. V.: Es war dies der einzige Verlust, den wir auf der ganzen Expedition hatten.



Grosse Kürbisflaschen befestigen sie mit einem Bande an der Stirn. Die Weiber sind hässlich, halbnackt und stinken. — Der Somal Arali prügelt den störrischen Suahelineger Muini Amani. Dieser aber ist der Liebling Dr. Meyers und bekommt Recht. Arali muss ihm, zur Sühne, öffentlich einen Fess schenken und aufsetzen. — Damit die Träger nicht fortlaufen, verlangt Dr. Meyer, dass sie wie rohe Eier behandelt werden. Trotzdem sind heute sechs Kerle desertiert und in die benachbarten Ortschaften geflüchtet, wo sie mit offenen Armen aufgenommen werden. Keine Aussicht, sie wiederzukriegen! — Ich gerate in Konflikt mit Purtscheller. Dr. Meyer, der die Gegend kennt, wünscht, dass ich wilde Tauben, die hier in Menge vorhanden seien, schiessen und mich zu diesem Zwecke der Jagdflinte Purtschellers bedienen solle. P. wird grob: was ich mir dächte! — Es fiele ihm gar nicht ein, die Flinte zu geben. Aus diesem Grunde kann ich Dr. Meyers Wunsch nicht erfüllen. Denn mit einer Mauserbüchse kann man doch nicht auf die Taubenjagd gehen. — Soeben hat Dr Meyer für 20 Rupien einen feisten Buckelochsen gekauft. Ein wilder Bursche! Kaum zu bändigen! — Wir müssen ihn fesseln und bewachen lassen. — Da auf die Somal und auf die Askaris kein Verlass ist, so müssen wir drei Europäer, um weitere Desertionen unter den Trägern zu verhindern, uns entschliessen, abwechselnd die nächste Nacht auf Posten zu stehen, jeder drei Stunden.

Auf dem Marsche, am 9. September 1889, Morgens. Um 12 Uhr löste Purtscheller mich ab. Ich war fürchterlich müde und schlief ungewiegt. — Heute führte uns unser Weg anfänglich durch dichtes Euphorbiengebüsch. Euphorbien sind hohe, baumartige, kronleuchterförmige Kakteen, die von Schlingpflanzen und allerhand Gestrüpp umrankt sind. Der Marsch durch dieses Dickicht ist keineswegs angenehm. Man reisst sich an den scharfen Stacheln Hände, Gesicht und Füsse blutig. — Jetzt gehts wieder über die weite Ebene, aus der zahlreiche Mimosen sich erheben, die von offenbar kürzlich stattgehabten Bränden fast sämtlich schwarz angeräuchert sind.

Tarolager, Nachmittags. Heute lagern wir in Taro auf einem freien von Busch umgebenen Platze. In der Nähe befinden sich sogenannte Ngurungas, kreisrunde Felslöcher, die mit Wasser gefüllt sind. Ob dieselben natürlichen oder künstlichen Ursprungs sind, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Jedenfalls machen sie einen höchst merkwürdigen Eindruck. Das Wasser ist übrigens so schmierig, dass es mich anekelt. Es hat eine fast dunkelbraune Färbung. Die vorüberziehenden Karawanen benutzen es nicht blos zur Speisenbereitung, sondern auch zum Waschen. Man kann es nur filtriert geniessen, als Thee oder mit einem Zusatz von Citronensäure. — Heute hat auch das störrische Buckelöchslein daran glauben müssen. Famoses Abendbrot! — Habe mich zum ersten Male auf der Expedition ordentlich satt gegessen.

Biwak in der Steppe, am 10. September 1889. Um ½7 Uhr Morgens marschierten wir heute los. Dr. Meyer hatte schon gestern etwas von einem zweitägigen Gewaltmarsche verlauten lassen. In der Mittagszeit lagerten wir, völlig erschöpft, nur etwa zwei Stunden an der Makanga-Ngurunga, ohne aber eine vernünftige Mahlzeit zu uns zu nehmen. Einige Schnitte kaltes Fleisch und frisches Zuckerrohr, das war unser ganzes Diner. Das Zuckerrohr hatten wir unterwegs von einigen uns begegnenden Eingeborenen gekauft, Dschagganegern aus dem Kilima-Ndscharogebiete. Um ¼9 Uhr Abends langten wir hier an und lagerten uns, ohne unsere Zelte aufzuspannen, am Fusse des Kissigaoberges auf der blossen Erde. Unsere Abendmahlzeit bestand aus — Erbsensuppe, die aus gepressten Tafeln bereitet wurde. Dabei muss ich bemerken: Bohnen und Erbsen sind als Nahrungsmittel für die Tropen nicht zu empfehlen. Sie ruinieren den Magen und haben sogar Darmleiden zur Folge. Billig ist solch' ein Futter allerdings. Uebermüdet und hungrig schreibe ich diese Zeilen beim Mondenlicht. Ich seufze dabei auf aus tiefster Brust, und dieser Seufzer will besagen: O! wäre ich doch mit Dr. Peters mitgezogen! —

Unterwegs, am 11. September 1889, zehn Uhr Vormittags. Nach kaum vierstündigem Schlafe, um zwei Uhr Nachts, brachen wir heute auf. Der Mond schien hell. Die Bäume warfen gespenstische Schatten. Ein unheimlicher und doch schöner Marsch durch den einsamen Wald! — Wenn ich nur nicht so ausgehungert und kaputt wäre! — Jetzt macht sich bereits die Mittagssonne bemerkbar.

Einige Stunden später. Die Hitze ist fürchterlich. Und die Steppe wird immer öder. Alles ist weiss gebrannt von der Sonne. Das Gras ist tot und trocken. Die Bäume und Sträucher strecken blattlos ihre dürren Aeste in die Luft. Die reinste Wüste! — Nur die grünen, saftigen Euphorbien verleihen dieser toten Landschaft etwas Leben. Merkwürdig nehmen sich gewisse Sträucher aus, die wohl gelbe, prachtvoll duftende Blüten, aber kein einziges Blatt aufzuweisen haben. Hie und da lässt ein Vogel, der mich an den heimatlichen Kuckuck erinnert, seinen eintönigen, melancholischen Ruf hören. — Unsere Träger muss ich bewundern. Die wandern mit ihrer Last auf dem Kopfe einher, als machten sie einen Spaziergang durch die Strassen von Sansibar. Verdammt zähe Kerls! — Auch Dr. Meyer scheint keine Müdigkeit zu kennen. Ich mutmasse, dass er Kokain gebraucht.

Ein Uhr Mittags. Kurze Rast. Unser Mittagessen besteht aus dem Inhalte einer Konservenbüchse, Würstchen mit Gemüse, und der einen unserer beiden Flaschen Rotwein. Wir nehmen das Mahl äusserst hastig zu uns und ziehen dann schleunigst weiter.

Drei Uhr Nachmittags. In weiter Ferne, am Horizont, taucht ein Rudel Hartbeestantilopen auf. Ich habe aber weder Zeit noch Lust, mich an dieselben heranzupürschen.

Halb fünf Uhr Nachmitags. Vor etwa einer Stunde kommt Herr Purtscheller, sehr erregt, auf mich zugestürzt und ruft in seinem drolligen Salzburger Dialekt: „Herr Hirsch, wir haben uns verirrt.“ Ich lachte und suchte ihn zu beruhigen. Wir hatten, wie immer, die Queue der Karawane gebildet und allerdings den Hauptzug ganz aus den Augen verloren. Ich war absichtlich etwas zurückgeblieben, um die Nachzügler beobachten und antreiben zu können. Wir schossen unsere Revolver in die Luft ab und marschierten tapfer drauf los. Nach einer halben Stunde bereits stiessen wir auf einen unserer Niamparas und einige Träger. Wir waren „gerettet“. — Uebrigens ist ein Verirren in dieser Wildnis, seltsamer Weise, fast ein Ding der Unmöglichkeit, wofern man nur den Karawanenweg immer im Auge behält. Dieser ist meist so schmal, dass man auf ihm kaum die Füsse nebeneinandersetzen kann. Man muss vielmehr sie stets beim Gehen voreinandersetzen, wozu grosse Uebung gehört. Dafür sind diese, oft tausende von Jahren alten Karawanenstrassen auch immer deutlich erkennbar. Es sind hohle, tief ausgetretene, dachrinnenartige Fusspfade, auf denen die Passage äusserst schwierig ist, wenn es geregnet hat und der Erdboden dadurch schlüpfrig geworden ist.

Maungulager, am 12. September 1889, Morgens. Gestern Abend um zehn Uhr langten wir, nach etwa zwanzigstündigem, ununterbrochenen Marsche, hier an. Unser Lager wurde an dem Fusse der 200 m hohen Maungu- oder Gottesberge, unter riesigen Baobabs und Sikomoren, aufgeschlagen. Der Blick in die weite, von den Ndarabergen begrenzte Tiefebene ist wunderschön. — Ich fühlte mich gestern Abend geradezu unwohl und bin auch heute nicht auf Deck. Die Ueberanstrengung allein ist offenbar nicht daran Schuld. Denn ich kann doch sonst eine ganz gehörige Portion Strapazen ertragen. Aber Hungern habe ich bisher freilich noch nicht gelernt. Innerhalb von 48 Stunden, auf einem Marsche von fast gleicher Dauer nur eine einzige, ordentliche Mahlzeit, das geht über meine Kräfte. Gerade das sognannte Ueberhungern vermag den besten Magen zu ruinieren.*) Und

*) A. d. V.: In der That war ich auch, als ich nach Europa zurückkehrte schwer magenleidend.



wenn man erst mit Verdauungsbeschwerden auf einer Expedition zu kämpfen hat, klappt man bald zusammen.

Sagalla, am 13. September 1889. Als wir gestern früh von den Maungubergen aufbrachen und in die Ebene hinabstiegen, wurde ich plötzlich krank und musste zurückbleiben, nachdem ich mich, bei der enormen Hitze, vier Stunden mitgeschleppt hatte. Kolik und Erbrechen stellten sich ein. Dr. Meyer zog ruhig weiter, liess aber einen Niampara und zwei Somal bei mir zurück. Der vom Hunger zusammengeschnürte Magen hatte offenbar das vorgestrige Mittagessen nicht verarbeiten können. Nachmittags erholte ich mich etwas und brach mit meinen Leuten auf, um die Karawane wieder einzuholen. Bei meinem erbärmlichen Zustande musste ich alle Energie aufbieten, um den noch vier Stunden betragenden und durch schwieriges Terrain führenden Weg zurücklegen zu können. Riesige Baobabs flankierten unsere Strasse. Einige davon hatten, wie ich selbst ausgemessen habe, einen Umfang von 18 Schritt. Die langen, fast wagerecht ausgestreckten Aeste waren bisweilen beinahe so dick und so lang wie der Hauptstamm selber. — Da es allmälig dunkel wurde, so konnte ich den Weg und die an ihm befindlichen Gegenstände nicht mehr ordentlich unterscheiden und riss mir an den niedrigen Dornensträuchern die Hände derartig auf, dass das Blut an den Fingern herabtropfte und ich diese zum Schutz mit Tüchern umwickeln musste. Endlich traf ich, total erschöpft, im Lager ein und legte mich sofort in die Klappe. — Heute ist Ruhetag. Ich habe die Nacht vorzüglich geschlafen und fühle mich besser. Nur das laute Concert, das in einem benachbarten Pfuhl von riesigen Padden verübt wurde, störte mich einige Male auf. Unser Lager befindet sich am Fusse des Ndaragebirges in der Nähe der englischen Missionsstation Sagalla, die auf der höchsten Spitze des dicht an die Karawanenstrasse herantretenden Berges belegen ist. Dort oben haust seit acht Jahren der unverheiratete englische Missionar Wray. Auf einen Signalschuss Dr. Meyers kam derselbe heute früh von seinem Berge herabgestiegen und brachte uns die Erzeugnisse seiner Wirtschaft, Milch, Butter und Kohl. Mr. Wray hatte vor einigen Tagen auf demselben Platze, wo wir lagerten, eine Löwin geschossen, deren Fell er vor seinem Hause in der Sonne trocknete.

Abends. In einem zwischen Felsgeröll aus den Bergen hervorbrechenden Bache haben wir ein uns sehr erfrischendes Bad genommen. Auch eine Menge Affen plätscherte dort in dem kühlen Wasser herum, indem sie sich dabei meist an herabhängenden Baumzweigen festhielten. — Eine Ziege, die wir für den ungeheuren Preis von 10 Rupien (soviel kostet sonst ein Ochse) gekauft haben, wird geschlachtet und verspeist.

Auf dem Marsche, am 14. September 1889, Vormittags. Ich habe mich nun völlig wieder erholt. Einen Träger, bei dem sich Symptome der Blatternkrankheit zeigten, haben wir bei Mr. Wray zurückgelassen.*) Unser Marsch führt durch eine aschgraue Wildnis. Ich bemerke zahlreiche Spuren von Löwen, Giraffen und Elenantilopen.

Lager am Matatebach, Abends. Unser heutiger Marsch dauerte nur sechs Stunden. Dann wurde Halt gemacht und das Lager am Matatebach auf einem mit Gebüsch bestandenen Platze in offener Ebene aufgeschlagen. Wataitaleute kommen auf unsere Signalschüsse und bringen uns Mais, Mtama (Negerkorn) und Bananen. Spitzbübisches Gesindel! — Nackt, schmierig, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet. Die leicht zugänglichen Weiber sind durchweg krank.**) — Soeben wird, wie ich den an mein Ohr dringenden, lauten Schmerzensschreien entnehme, in unserem Lager ein Exempel statuiert. Einige Träger, die sich unterwegs störrisch zeigten, werden von den Somal, auf Dr. Meyers Befehl, öffentlich ausgepeitscht.

*) A. d. V.: Der Mann genas und wurde, als wir auf dem Rückmarsch Sagalla berührten, von uns wieder mitgenommen.

**) A. d. V.: Haben verschiedene Träger und auch der Somal Ali zu ihrem Schaden erfahren müssen.



Burabachlager, am 15. September 1889, Abends. Wir hatten heute Vormittag zuerst eine dreistündige Steigung zu bewältigen. Marsch durch das Buragebirge. Sehr schöne Gegend. Thäler mit Mais und Mtama bepflanzt. Auch Bananen in Menge. Verschiedentlich müssen wir durch Wasser waten. Unser Lager befindet sich in einem Hain aus Palmen und Mimosen, mitten in einem Gebirgskessel, nahe einigen Maisplantagen der Neger. Ein prachtvoller Galeriewald bedeckt die Hänge der benachbarten Berge. Leider ist er untergrundwasserhaltig und sumpfig. Von den Bergkämmen wirbeln hie und da Rauchwolken in die Höhe. Wie ich erfahre, hausen dort die Waschensi, ein noch völlig wilder, unkultivierter Stamm, der in Höhlen lebt und höchst kümmerlich sein Dasein fristet.

Steppenlager Marago ya Msungu, am 16. September 1889, gegen Abend. Vom Burabach nahmen wir Wasser für anderthalb Tage mit. Der Marsch ging quer durch die Galeriewälder. Ueppige Vegetation. Die Berge im Umkreise schön geformt, aber nur schwach bewaldet. Allmälig gelangen wir nun in die eigentliche centralafrikanische Steppe. Gewaltige Rudel von Antilopen und Zebras kommen uns zu Gesicht, oft 200 Stück und mehr. Da wir sehr schnell marschieren, kann ich leider kein Tier zu Schuss bekommen. Wir lagern uns mitten in der verbrannten, förmlich rauchenden Steppe, ohne die Zelte aufzuspannen.

Steppenlager Landjoro Mdogo, am 17. September 1889, Abends. Heute früh Aufbruch bereits um $^1/_2$2 Uhr. Kalte Nacht. Wir hatten auf blosser Erde geschlafen und fröstelten. Ein wunderbarer Sternenhimmel wölbte sich über uns. In flottem Tempo gings vorwärts. Ohne Zweifel marschiert sich in der kühlen Nacht besser, als in der Sonnenglut des Tages. Wenn nur nicht die verdammten Dornenstauden wären, an denen man sich die Hände ritzt. Unser heutiger Lagerplatz gleicht dem vorigen, wie ein Ei dem anderen.

Unterwegs, am 18. September 1889, Vormittags. In dichtem Nebel sind wir heute abmarschiert. Jetzt beginnts allmälig heller zu werden. Die Gegend wimmelt von Wild. Die Strasse hier ist fürchterlich ausgelaufen . . .

Eine Stunde später. O, das war ein herrlicher Moment, als die Nebelschleier plötzlich zerrissen und dicht vor uns, dem Anscheine nach fast mit den Händen greifbar, die majestätische Berggruppe des Kilima Ndscharo in die Lüfte ragte. Da lag also unser Ziel. Freilich, ich taxierte die Entfernung sofort mit kundigem Auge, noch mancher Tag wird vergehen, ehe wir es wirklich erreicht haben. Noch manche Strapazen werden wir erdulden, noch manche Gefahren bestehen müssen, ehe wir sagen können, dass wir unser Unternehmen zu einem guten Ende geführt haben. Aber doch, auch hier wieder, mitten in der afrikanischen Wildnis, bewahrheitete sich eine jener ewigen, in der Natur des Menschen begründeten, unumstösslichen Thesen, die auf alle Menschen und alle Verhältnisse Anwendung zu finden vermögen. Es ist das eine alte Erfahrung: mag man noch so ermattet und entkräftet sein, das Ziel im Auge, schreitet man wieder hurtiger aus; die müden Glieder bekommen wieder Spannkraft; neuer Lebensmut durchflutet die Adern. Also auch hier! — Auch unser Trägerkorps müssen ähnliche Gefühle beseelt haben. Denn als die beiden weissen, von ewigem Gletschereis gekrönten Kuppen des „Geisterberges“ in der Ferne auftauchten, jubelte alles:

„Hapa Kilima Ndscharo! Haya, haya, peleka msungu!“ (Da ist der Kilima Ndscharo! Vorwärts, vorwärts, fördert den Europäer!)

Und sofort wurde ein schnelleres Tempo angeschlagen, zur grossen Freude Dr. Meyers, der immer vorwärts drängt und keine Rücksicht auf die Kräfte der schwerbelasteten Träger zu kennen scheint. Bereits am 15. hatten diese stürmisch einen zweiten Ruhetag verlangt und mussten mit Gewalt zum Weitermarsch gezwungen werden. Nur die Gewehre unserer Somal verhüteten eine veritable Meuterei. Offen gesagt, ich kann den Trägern garnicht so Unrecht geben. Die armen Kerle sind ganz ersichtlich am Rande ihrer Kräfte.

Aber, was hilfts!? — Dr. Meyer ist Expeditionschef und hat zu befehlen. Wir sind seine Untergebenen und haben zu gehorchen. Eiserne Disziplin ist auf einer Expedition die conditio sine qua non.

Etwas später. Auch ich war froh bewegt, als der Kilima Ndscharo vor meinen staunenden Blicken sich erhob. Der Anblick überwältigte mich fast. Ich vergass alles, Hunger, Durst, Müdigkeit, all die schweren Strapazen, die ich erduldet hatte, und gab meiner Freude in lebhaften Worten Ausdruck. Aber diese fanden kein Echo in der Brust meiner beiden Gefährten und deutschen Landsleute, die, wie immer, ein verschlossenes Wesen zur Schau trugen und, gleichsam in sich gekehrt, ihre Strasse wandelten. Besonders Dr. Meyer ist ein Misanthrop der schlimmsten Sorte. Ich besitze nun einmal ein heiteres Naturell und sehne mich nach einer belebenden, interessanten Unterhaltung.

Nachmittags. Wir nähern uns dem Urwalde von Taweta. Die Träger, die in der Hoffnung auf eine mehrtägige, notabene wohlverdiente Erholung kräftiger ausgeschritten waren, beginnen wieder abzufallen. Die Gewaltmärsche*) der letzten Tage haben selbst die Kräfte der durch ihre Zähigkeit bekannten Suahelineger erschöpft. Der grösste Teil der Leute bricht zusammen. Aber der kleinere Teil, Dr. Meyer an der Spitze, marschiert „unentwegt" weiter.

Taweta, am 19. September 1889, Morgens. Gestern Abend ziemlich spät hier eingetroffen. Haben nun zwei Ruhetage vor uns. Auch sehr nötig. Besonders die Träger sind völlig ermattet. — Als wir gestern Nachmittag an den Urwald von Taweta kamen, sandte mich Dr. Meyer mit den Somal Arali und Mohamed voraus. Der Weg war sehr beschwerlich. Wir mussten mehr kriechen, als wir gehen konnten. Als es dann dunkel wurde**), kamen wir noch schwerer vorwärts. Unter anderem hatten wir auch mehrere Waldbäche zu überschreiten. Der Urwald von Taweta ist prachtvoll, er macht einen geradezu imposanten Eindruck. Endlich erreichten wir das Thor des Ortes Taweta, einen aus mächtigen Baumstämmen hergestellten Verhau, der durch quer davorgelegte Baumstämme Tag und Nacht verschlossen gehalten wird. Es geschieht das wegen der gefährlichen Nachbarschaft der räuberischen Massai***), die öfters Beutezüge in die Gegend von Taweta unternehmen. Das

*) A. d. V.: Die Gründe, die Dr. Meyer zu diesen Gewaltmärschen veranlassten, habe ich erst später in ihrem ganzen Umfange erfahren. Dr. Meyer befürchtete nämlich, dass ihm Wissmann oder Ehlers in der Besteigung des Kilima Ndscharo zuvorkommen würden. Beide Herren waren mit uns fast zu gleicher Zeit in Sansibar eingetroffen. Von Wissmann erzählte man, dass er einen militärischen Zug in das Kilima-Nscharogebiet beabsichtigte. Ueber Ehlers Pläne verlautete nichts Gewisses. Die Möglichkeit, dass beide oder einer von ihnen eine Expedition nach dem Kilima-Ndscharo von Pangani aus unternehmen würde, war also vorhanden. Immerhin hätte sich Dr. Meyer über die Absichten der beiden Herren etwas besser informieren und uns die Strapazen seiner Gewaltmärsche ersparen können. Weder Wissmann noch Ehlers haben damals den Plan gehabt, Dr. Meyer in der Besteigung des Kilima-Ndscharo zuvorzukommen. Dr. Meyer wollte den Ruhm davontragen, als erster Europäer den Kilima Ndscharo bis zur höchsten Spitze bestiegen zu haben. Sonst hätte er seine Expedition durch deutsches Gebiet, von Pangani aus, gemacht; sonst hätte er grösseren Wert auf die wissenschaftliche Ausnutzung der Reise gelegt; sonst hätte er die Konkurrenz der Herren Wissmann und Ehlers nicht so gefürchtet. Wenn Dr. Meyer in seinem Buche „Ostafrikanische Gletscherfahrten" behauptet, er hätte nur den lauteren Wunsch gehegt, ein deutscher Fuss möge zuerst die Spitze des Kilima Ndscharo betreten, so scheint mir das demnach also nicht ganz stichhaltig zu sein. Dr. Meyer hat nur den Wunsch gehegt, dass sein Fuss der erste war, dem das Wagnis glückte. Sonst hätte er den Herren Wissmann und Ehlers, die doch auch gute Deutsche waren, ja ruhig den Vorrang lassen können.

**) A. d. H.: In den Tropen wird es um 6 Uhr abends dunkel und um 6 Uhr morgens hell.

***) A. d. H.: Ein ausserordentlich kriegerischer hamitischer Stamm zwischen Kenia und Kilima Ndscharo. Mit ihm hatte auch Dr. Peters auf seiner Emin Pascha-Expedition schwere Kämpfe zu bestehen.



Thor wird dauernd von dort aufgestellten Posten bewacht. Ein solcher liess uns denn auch hinein, indem er die Querbäume wegzog. Trotzdem konnte unser Einmarsch in Taweta doch nur derart erfolgen, dass wir uns auf den Bauch legten und regelrecht hineinkrochen. In einem alten englischen Lager liessen wir uns sofort häuslich nieder. Die Mehrzahl der Träger war fusskrank geworden und bat uns um „Daua“ (Medizin). Nachdem wir zu Abend gegessen hatten, bezogen wir unsere Schlafhütten. Wunderlich klang das Geheul der Hyänen durch die stille Nacht. Zusammen mit dem Gezirp der Cikaden, dem Gekreisch der Nachtaffen und dem eintönigen Gesange der Eingeborenen bildete es ein Konzert von unerfreulicher Stärke und Länge. Trotzdem fest geschlafen und heute neugestärkt erwacht. — Soeben treffen die gestern wegen Ermüdung zurückgebliebenen Träger in dem Lager ein. Ich gehe jetzt hinaus, um den Poscho verteilen zu lassen.

Mittags. Taweta ist das schönste Urwalddorf. das man sich vorstellen kann. Inmitten einer grossen Lichtung belegen, rings von dichtester Waldung umsäumt, mit breiten Strassen und grossen Plätzen, macht es den Eindruck einer veritablen Villenkolonie im afrikanischen Stile. Die Häuser sind niedrig und mit Bananenblättern bedeckt. In der Mitte des Ortes ein grosser Platz mit hohen Bäumen, unter denen der Markt abgehalten wird. Taweta ist eine fast uneinnehmbare Festung. Gewaltige, unübersteigbare Verhaue umgeben den ganzen Ort. Quer durch den Urwald und das Dorf, dicht an unserem Lager vorbei, fliesst der ziemlich flache und schmale, aber äusserst fischreiche Lumifluss. Die Vegetation ist prachtvoll. Die Bäume sind kirchturmhoch und überaus schön gewachsen. Palmen mit 25 Meter langen Blättern sind durchaus keine Seltenheit. Lianen und Schlingpflanzen aller Art bilden das Unterholz, das von Affen, Nashornvögeln und Tauben belebt wird. Taweta ist das Hauptverkehrszentrum des Kilima-Ndscharogebietes und hat manchen Komfort aufzuweisen, den man sonst im Inneren Afrikas entbehren muss. Besonders in Bezug auf die Küche leistet es alles Mögliche. Es ist, im wahrsten Sinne der Worte, „ein Land, in dem Milch und Honig fliesst“. Butter und Milch giebt es hier alle Tage frisch. Der Honig ist aromatisch und wohlschmeckend. Der Lumifluss spendet schöne, schleiartige Fische. Vieh wird wenig gehalten, weil man es, der Massaigefahr wegen, nicht auf die Weide treiben kann. Das vorhandene erhält Stallfütterung. Die Eingeborenen sind von ziemlich hoher Gestalt und haben seltsamer Weise etwas schräg stehende Augen. Ihre Hautfarbe ist braun. In das Kopfhaar drehen sie Bast hinein und beschmieren es dann mit Fett und roter Erde. Dasselbe kosmetische Mittel gebrauchen sie auch zur Bemalung des ganzen Körpers, den sie nicht bekleiden. Ihre Bewaffnung besteht aus schaufelförmigem Speer, Schild, Pfeil und Bogen. Die Frauen sind mit Schmuckgegenständen aus Messing- und Eisendraht geradezu behängt. Reifen um Arme und Beine Die Ohrringe sind so schwer, dass sie von einem über den Kopf gespannten Strick hochgehalten werden müssen. Oft schleppt ein einziges Weib mehr als einen viertel Centner Metall und Perlen mit sich herum. O Eitelkeit! — O Eitelkeit! — Selbst im Inneren Afrikas huldigt das weibliche Geschlecht, wenn es auch nackt und schmutzig umherläuft, Deinen verführerischen Lockungen.

Am Nachmittag. Dr. Meyer entrichtet den landesüblichen „Hongo“ (Durchgangszoll) in Zeug und Perlen. Man weisst uns daraufhin eins der grössten der scheunenartigen Häuser an. Ich lasse unsere Lasten dort unterbringen. — Wir entsenden einen Boten an den Häuptling Mandara zu Moshi im Kilima-Ndscharogebiete, mit der Anfrage, ob er uns aufnehmen wolle. — Ein Träger, der sich auf dem Marsche ungebührlich betragen hat, erhält, auf Befehl Dr. Meyers, von den Somal fünfundzwanzig aufgezählt.

Abends. Sachen geflickt, Briefe geschrieben, Tagebuch ergänzt. — Nachmittags habe ich meinen ersten Schuss auf dieser Expedition abgegeben. Ich ging, meine Büchse in der Hand, durch das Lager, als Dr. Meyer mich anrief und auf einen Adler hinwies, der sich, in einer Entfernung von 250—300 Metern, über den Urwaldbäumen wiegte. Gewehr an Backe! Ab-

gedrückt! — Und der Adler purzelte aus seiner stolzen Höhe herab und fiel, in der Luft sich überschlagend, in das niedrige Gebüsch auf der anderen Seite des Lumiflusses. Unsere Leute brachen in einen kreischenden Jubel aus und holten, durch das Wasser watend, das erste Opfer der Buschiribüchse aus meiner Hand. Es war ein schönes, mit prachtvollen Schwungfedern ausgestattetes Exemplar des in Ostafrika häufig vorkommenden braunen Adlers. — Unsere Mahlzeiten bestanden heute aus gebratenen Hühnern, Süsskartoffeln gebratenem Fisch, Milchreis, Zuckerrohr und saurer Milch. Schmeckte alles vorzüglich. Auch in Butter gebratene Bananen, mit Honig begossen, und Kürbisreis gehören zu unsern Leibgerichten.

Am 20. September 1889, Morgens. Unsere Träger waren gestern Abend in höchst fideler Stimmung. Sie hatten viel „Pembo" getrunken und tanzten die halbe Nacht ihre „Goma" (Nationaltanz der Suaheli). Pembo ist ein aus gegorenen Bananen oder aus Hirse zubereitetes Getränk, das etwas säuerlich schmeckt und den Leib ungeheuer auftreibt.

Abends. Ruhetag. Ausgefaulenzt. Geangelt, aber ohne Erfolg. Angelzeug gut. Aber in dem flachen Gewässer des Lumiflusses ist den schlei- und forellenartigen Fischen sehr schwer beizukommen.

Himobachlager, am 21. September 1889, Mittags. Soeben hier eingetroffen. Heute früh Abmarsch von Taweta. Zuerst führt uns unser Weg, etwa anderthalb Stunden lang, durch die Bananenplantagen der Neger. Dann prachtvoller Urwald mit hochstämmigen Bäumen aller Art. Darauf Ebene mit fusshohem Grase und vereinzelten Mimosen. Vegetation hier frischer, als auf den früher von uns passierten Steppen. Bereits Einfluss des Gebirgsklimas.

Nachmittags. Unser Lager ist wunderbar schön belegen, dicht an dem kristallklaren, zwölf Meter tiefen Himobache, der in einem kleinen Thale dahinströmt. Die herrlichste Idylle. Einen landschaftlich so prächtigen Lagerplatz haben wir auf dieser Expedition bisher noch nicht gehabt. Der Bach erweitert sich an der Stelle, wo unsere Zelte stehen, zu einem seeartigen Wasserbecken. Am jenseitigen Ufer erheben sich schroffe, etwa zwanzig Meter hohe Felsen mit Farrenkräutern, Moos und Schlingflanzen. Üppigste Vegetation. Reichhaltige Fauna. Meine Gefährten fangen schöne und seltene Schmetterlinge.

Abends. Von Mandara trifft Antwort ein: Wir seien willkommen sollten aber, da er krank sei, Medizin mitbringen; Cognak wäre ihm besonders erwünscht. — Ein englischer Missionar besucht uns. Dr. Meyer, der, wie ich schon mehrere Male wahrgenommen zu haben glaube, an Anglomanie zu leiden scheint, biedert sich riesig mit ihm an. Sollte Dr. Meyer nicht wissen, was doch im ganzen Schutzgebiete ein offenes Geheimnis ist, dass diese sogenannten Missionare englischer Herkunft nichts weiter, als verkappte politische Agenten Grossbritanniens sind!? — Man behauptet sogar, dass auch bei dem Araberaufstande englische Missionare ihre Hand im Spiele gehabt haben. Jedenfalls ist es als erwiesen anzusehen, dass die englischen Missionen am Kilima Ndscharo eine lebhafte politische Agitation betreiben und die Neger des in Frage kommenden Gebietes gegen die deutsche Schutzherrschaft aufzuhetzen suchen.*)

*) A. d. H.: Diesen Punkt pflegen auch die Freunde des Dr. Peters immer zu dessen Entlastung ins Feld zu führen. Die englischen Missionare sollen die Karnickel gewesen sein, die Unfrieden im Kilima-Ndscharogebiete gestiftet und die verschiedenen Revolten der Negerstämme veranlasst haben. Unsern sehr genauen Informationen zufolge ist diese Behauptung nicht völlig von der Hand zu weisen. Nur ein wenig modifizieren müssen wir sie. Die Machinationen der englischen Missionare haben ohne Frage zu der Entstehung der Unruhen im Kilima-Ndscharogebiete mit beitragen helfen. Aber das ausschlaggebende Moment sind sie nicht gewesen. Solange Herr von Eltz die Station am Kilima Ndscharo leitete, machte sich eine Unzufriedenheit unter den dort ansässigen Stämmen nicht bemerkbar. Freilich war auch die Amtsführung des Herrn von Eltz eine tadellose. Erst die unglaubliche Misswirtschaft der Peters und Bülow hat den Aufstand der Dschagganeger zur Folge gehabt. Die Hetzereien der englischen Missionare entlasten also den Dr. Peters keineswegs.



Unterwegs, am 22. September 1889, Vormittags. Heute früh in der Dämmerung aufgebrochen. Bei Sonnenaufgang prachtvolle Beleuchtung des Kilima Ndscharo. Eishaube zwischen vorübersausenden, rosagefärbten Wolken sichtbar. Auf dem Hange Dörfer, aus denen Rauch aufwirbelt. Im Süden das gleichfalls vulkanische, halbkreisförmige Uguenogebirge. Östlich der Dschibesee. — Da ich heute früh, wie gewöhnlich, nur in Wasser gekochten Kakao genossen habe, so bekomme ich in der frischen Gebirgsluft fürchterlichen Hunger. Ich schicke zu Dr. Meyer, der will aber nichts herausrücken. Aus Verzweiflung kaue ich jetzt Bananen, die ich einem Träger abgeknöpft habe. — Marsch durch mannshohes Gras. Nach vier Stunden durch frisches, grünes Gebüsch. Von jetzt ab geht es bergan. Aus der Höhe schallen Stimmen herab. Wir befinden uns in Mandaras Gebiet.

Mittags. Marsch fürchterlich heiss. Kein Luftzug. Nach achtstündigem Steigen erreichen wir die englische Mission Moshi und kehren bei dem Missionar Mr. Morris ein. Das Missionsgebäude liegt auf einem kahlen Vorberge der Hauptkegel der Kilima-Ndscharogruppe. Die der „deutschostafrikanischen Gesellschaft“ gehörige Station Moshi ist noch sechs Stunden etwa entfernt. Diesen Weg müssen wir heute unbedingt noch schaffen. Moshi (=Nebel) ist nicht ein zusammenhängender Ort, sondern mehr die Bezeichnung für das ganze Gebiet des Häuptlings Mandara und speziell für dessen Residenz. — Diese Zeilen schreibe ich, vor dem Missionsgebäude stehend und von Zeit zu Zeit das prächtige Panorama vor mir bewundernd.

Nachmittags. Nach dreistündiger Rast Aufbruch. Mr. Morris hatte uns zu Mittag eingeladen. Es gab: Schmorbraten mit famoser Sauce, Spinat, Erbsen und Klösse, säuerliches Zuckerwasser, Kaffee, Kakes, Pudding, Honig, eingemachte Himbeeren und Schwarzbrod. Der Herr Missionar ist offenbar ein Lebenskünstler. Nun, wir waren ihm nicht gram deshalb und haben tüchtig eingehauen. Mögen diese englischen Missionare auch politische Agenten und unsere Feinde sein, gegen ihre Gastfreundschaft lässt sich absolut kein Einwand erheben. — Unser Weg führt dauernd bergauf. Recht ermüdend. Soeben sind drei Amerikaner, die in der deutschen Station Moshi wohnen, zu uns gestossen.

Moshi, am 23. September 1889, Morgens. Gestern Abend nach sechsstündigem, sehr beschwerlichem Marsche hier angelangt. Das deutsche Stationsgebäude, in welchem wir Unterkunft zu finden hofften, ist seit geraumer Zeit schon von den Amerikanern, denen wir gestern unterwegs begegneten, mit Beschlag belegt worden. Der eine derselben, Dr. Abbot, befindet sich schon seit fast zwei Jahren im Kilima-Ndscharogebiete. Er hat sich in der deutschen Station häuslich niedergelassen. Die anderen beiden Amerikaner, darunter der junge Millionär Mr. Astor Chanler, sind auf einem Jagdausfluge ins Innere Afrikas begriffen und seit einiger Zeit bei ihrem Landsmann Dr. Abbot zu Gast. — Nun hätten wir Deutschen wohl ein Anrecht darauf gehabt, dass die Fremden uns Platz machten und die in dem deutschen Stationshause vorhandenen Betten einräumten. Unser Expeditionschef aber begnügte sich damit, für sich selber eine Lagerstatt im Hause zu reklamieren. Wir beiden anderen mussten auf die Annehmlichkeit, mal wieder in einem ordentlichen Bette zu schlafen, schweren Herzens Verzicht leisten und, wie gewöhnlich, im Freien kampieren. Dr. Meyers Zelt wurde für uns im Vorhofe der Station aufgeschlagen. Da Sturm im Anzuge war, achtete ich darauf, dass die Zeltpflöcke gut befestigt wurden. In der That war es auch in der Nacht sehr kalt und windig. Einmal schreckte uns ein heftiger Lärm aus dem Schlafe. Ein Eingeborener wollte in die Hühnerställe der Station einbrechen und wäre beinahe von Dr. Abbot gefasst worden. — Wenn auch die Amerikaner so arrogant waren, unsere Ansprüche auf unumschränkte Benutzung des deutschen Stationsgebäudes einfach zu ignorieren, muss ich doch sagen, dass sie in jeder anderen Beziehung an gastfreundlichem Entgegenkommen nichts zu wünschen übrig liessen. Unser gestriges Souper war geradezu feudal. Es gab: gekochtes und geschmortes Rindfleisch, Süsskartoffeln, europäischen Kohl, Thee, Chokolade,

wohlschmeckendes, schwärzliches Hirsebrod, Butter, Honig, Jam (in Zucker aufgelöste Apfelsinenschalen) und Konserven. Nach Tisch wurden Whisky und Cigaretten gereicht.

Mittags. Das deutsche Stationsgebäude in Moshi ist recht geräumig und sehr nett eingerichtet. Die Wände sind mit schwarz-weiss-roten Fahnen, Waffen und Fellen drapiert. Von dem Vorhofe aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Tiefebene, die im Hintergrunde von dem imposanten Uguenogebirge begrenzt wird. Moshi selber macht einen derartig kultivierten Eindruck, dass sich Europäer der Leistungen, die hier von Negern aus dem Stamme der Dschagga vollbracht sind, nicht zu schämen brauchten. Die Landschaft Moshi ist sehr zerklüftet und besteht zumeist aus den Vorbergen des Kilima Ndscharo. Die Kuppen dieser zahlreichen Hügel tragen sozusagen Hauben aus Bananenplantagen. Die Abhänge weisen sauber bearbeitete Felder auf, die mit Mtama, Hirse, Wiasis (Süsskartoffeln) und Mais bestellt sind. Ein grossartiges Berieselungssystem dient zur Fruchtbarmachung der Aecker. Die einzelnen Felder sind durch schmale, künstlich angelegte Wassergräben voneinander getrennt, in denen frisches, klares Gebirgswasser herunterplätschert. Ein einfacher Durchstich genügt, um irgend ein Ackerstück unter Wasser zu setzen. Schmale, festgetretene Fusspfade durchqueren die Felder und verbinden die Hügel untereinander. Die Hütten der Dschagga stehen, jede für sich allein, zwischen den Bananenplantagen. — Die Dschagganeger haben eine nicht unschöne Gesichtsbildung und tragen einen Teil ihres Kopfes rasiert, sodass die Stirn ausserordentlich hoch erscheint und die Ohren völlig frei stehen. In den letzteren tragen sie grosse, glattpolierte Holzpflöcke. Auch Ohrringe aus Perlen sind in Gebrauch. In den oberen Teil der Ohrmuschel stecken sie kleine Stäbchen hinein, die beim Gehen hin und her wackeln. An den Fussgelenken befestigen sie kleine Schellen, die wie der Sporn eines Reiters klingen. Ihre Kleidung besteht aus Katunstreifen, die sie mit roter Lateritfarbe bestreichen und häufig, wenn sie lang genug sind, nachschleppen lassen. Viele Männer tragen auch Felle oder gehen gänzlich nackt. Ihr Kriegsschmuck ist dem der Massai ähnlich. Er besteht aus einem grossen Federkranze um den Kopf, bunt bemaltem Schilde und Affenfellen an den Beinen. Frauen und Mädchen spazieren meist im Evaskostüme umher. Die religiösen Vorstellungen der Dschagga sind sehr primitive. Einen Gott haben sie nicht. Dagegen glauben sie an böse Geister und sind überhaupt sehr abergläubisch. Die Hütten der Dschagga sind aus Schilfgras gebaut und haben die Form eines Bienenkorbs. Das ganze Anwesen ist mit Pallisaden oder mit einer Hecke aus dicht aneinander gepflanzten Drazänen umgeben. Diese Art der Umzäumung ist sehr empfehlenswert. Denn sie ist nicht nur praktisch, sondern gewährt auch ein hübsches Ansehen. Die aus Holz geschnitzten Gefässe der Dschagga sind von ausgezeichneter Qualität und oft wahre Kunstwerke. Auch Gefässe aus Thon werden gefertigt und dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung des Bieres (der aus Hirse oder Bananen hergestellten Pombe). Für die Milch kommen ausgehöhlte Flaschenkürbisse in Anwendung. Die Bienenstöcke bestehen aus fünf Fuss langen und fünfviertel Fuss dicken, hohlen Baumstämmen, die an beiden Enden durch Deckel verschlossen werden. Ein kleines Loch bildet die Thüre für die Bienen. Butter wird täglich frisch fabriziert und schmeckt recht gut. Im Grossen und Ganzen muss ich aufrichtig gestehen, die kulturelle Höhe des Dschagga übertrifft meine höchst gespannten Erwartungen. Man kann wohl sagen, dass man es hier mit einer der ältesten Kulturstätten im Inneren Afrikas zu thun hat.

Abends. Heute absoluter Ruhetag. Wir sind wieder die Gäste der Amerikaner. Besonders Dr. Abbot gefällt mir bisher recht gut. Er soll allerdings fürchterlich brutal und im Kilima-Ndscharogebiete wenig beliebt sein. Man munkelt von allerhand bösen Exzessen, die er sich hier hat zu Schulden kommen lassen. Ich habe darüber Folgendes in Erfahrung gebracht:

Vor gar nicht langer Zeit machte Dr. Abbot mit 30 Trägern eine Expedition in die Landschaften auf der anderen Seite des Kilima Ndscharo.

Unterwegs in der Steppe kamen der Karawane umherschweifende Massai, die Spartaner Centralafrikas, zu Gesicht. Die Träger, die für ihr Leben fürchteten, weigerten sich, weiter zu marschieren. Daraufhin wurde Dr. Abbot von blinder Wut ergriffen und drohte, er würde, wenn sie seinen Befehlen nicht Folge leisteten, den ersten Besten niederschiessen. Und als die Leute trotzdem nicht zum Weitermarsch zu bewegen waren, machte er seine Drohung wirklich wahr und schoss ohne Zaudern zwei der armen Kerle über den Haufen. Das war eine Rohheit, die ich durchaus nicht gutheissen kann. Derartige Geschehnisse erbittern nur die eingeborene Bevölkerung und haben sonst gar keinen Zweck. Auch Dr. Abbot hatte nur Schaden von seiner unüberlegten Handlungsweise. Denn seine anderen Träger, die nicht das Schicksal ihrer Genossen teilen wollten, warfen ihre Lasten einfach fort und flüchteten. So musste Dr. Abbot seine Expedition doch aufgeben. Ausserdem kann er heute, wenn er eine neue Expediton antreten will, im ganzen Kilima-Ndscharogebiete keinen einzigen Träger auftreiben.

Des Ferneren ist bekannt, dass Dr. Abbot die Ehrbarkeit der Negerdamen nicht sonderlich zu respektieren pflegt. Endlich macht man ihm zum Vorwurf, dass er seine Leute und auch andere Neger, mit denen er in Konflikt gerät, in unmenschlicher Weise zu prügeln liebt. Jedenfalls hat man ihn hier riesig auf dem Strich. Dr. Abbot ist eine hünenhafte Gestalt; er geht stets mit kurzen, ledernen Berghosen und Tiroler Strümpfen, die Kniee frei; das Hemd trägt er über der Brust offen; seine Arme sind von herkulischer Stärke.

Am 24. September 1889, Morgens. Heute früh dichter Nebel. — In der Nacht ist Herrn Purtscheller Handtuch nebst Seife gestohlen worden. — Wir rüsten uns zum Besuche Mandaras.

Mittags. Na! Das wäre also glücklich erledigt. Mit fünf Somal brachen wir heute Morgen auf. Als Geschenke führten wir eine seidene Decke, ein Zimmertelephon, zwei Masken, Schmucksachen für die Weiber und Zeugstücke mit uns. Die Gewehre liessen wir zurück, um nicht die Begehrlichkeit des Negerfürsten zu erwecken. Dagegen waren wir mit geladenen Revolvern wohl versehen. Also zogen wir nach Mandaras „Schloss". Nach einstündigem Klettern erreichten wir endlich einen Hügel, dessen Spitze ein halbes Dutzend bienenkorbförmiger Hütten und ein viereckiges, aus Knüppelholz und Lehm erbautes Haus krönten. Das letztere war Mandaras „Residenz". — Mandara war bei unserer Ankunft noch nicht wach. Wir mussten daher ein wenig warten, bis wir zur Audienz vorgelassen wurden. Als wir dann in das Haus traten, vermochten wir uns zuerst an die uns umgebende Finsternis nicht zu gewöhnen. Denn der Raum, in den man uns führte, wurde nur durch die Thüre und nicht durch Fenster erhellt. Endlich vermochten wir das Innere des Schlosses besser zu unterscheiden. Zuerst fiel unser Auge auf mehrere blutjunge und ältere Weiber, Mandaras Frauen. Denn der Häuptling ist ein Freund des schönen Geschlechts, das er fast ebenso sehr liebt, wie Palmwein und Cognak. Rechts an der Giebelwand hingen einige bunte Lappen, auf denen eine Wanduhr befestigt war, jedenfalls das Geschenk eines Europäers. In der Mitte der Hütte war gewöhnlicher Lehmboden, der noch nicht einmal ordentlich planiert war. Mehrere Löcher in ihm waren mit brennenden Holzstücken und schwelender Asche angefüllt, wodurch unsere Fussbekleidung ernstlich in Gefahr geriet. In der Ecke links von der Thüre stand eine elende gewöhnliche Kitanda, ein mit Stricken bezogenes, auf vier Beinen ruhendes Negerbett. Von diesem erhob sich, zwischen schmutzigen Zeugfetzen hervorkriechend, eine keineswegs imposante Gestalt — es war der „Sultan" Mandara. Er stützte sich bei unserem Näherkommen auf einen Ellenbogen und sah uns mit seinem blitzenden, listigen Auge (das andere hatte er verloren) scharf beobachtend an. Das also war der von Otto Ehlers so über die Massen verherrlichte „Sultan" des Kilima-Ndscharogebietes, dessen Gesandtschaft von unserem Kaiser empfangen worden war. Otto Ehlers, der damals diese „Gesandten" dem Kaiser vorstellte, hat unzweifelhaft

übertrieben, wenn er den „Häuptling" als „Sultan" bezeichnete und ihm überhaupt irgendwelchen grösseren politischen Einfluss in Centralafrika beimass. Nur die Dschagga von Moshi gehorchen unbedingt Mandaras Befehlen. Die Dschagga von Marangu beispielsweise haben bereits einen anderen Häuptling, namens Mareale. Mandara ist weiter nichts als ein alter Sklavenhändler, der allerdings bis weit in das Uguenogebirge hinein berüchtigt und gefürchtet ist, gerade so wie die Massai. Otto Ehlers hat den alten Burschen, während seines langen Aufenthaltes am Kilima Ndscharo, vollends verwöhnt. Die „Kaiserdelegierten", die in Berlin als Gesandte eines mächtigen Herrschers angestaunt wurden, treiben sich jetzt hier prahlend und faulenzend umher, eine Landplage für Schwarze und Europäer. Mandara hat ein schlaffes, dunkelbraunes Gesicht. Seine Miene zeigt meistens einen gleichgiltigen, fast apathischen Ausdruck. Die Geschenke Dr. Meyers schienen ihn kalt zu lassen. Nur als wir ihm die Masken überreichten, erhellte sich auf einen Moment sein raubtierartiges Negerantlitz. Die Weiber stürzten sofort über die ihnen gebotenen Schmuckgegenstände her. Dr. Meyer erzählte dem „Sultan", dass die vom deutschen Kaiser für ihn bestimmten Geschenke bereits unterwegs seien. Damit machte er dem „alten Herrn" denn doch ein wenig den Mund wässrig. Nachdem wir Mandara noch den Gebrauch des Telephons gezeigt hatten, nahmen wir von ihm mit kräftigem Händedrucke Abschied.

Nachmittags. Zwei Stunden nach unserem Eintreffen im Lager sandte Mandara als Gegenpräsent eine feiste Buckelkuh. Dr. Meyer liess dieselbe, nachdem er sie photographiert hatte, sofort schlachten und dedizierte einen Teil des Fleisches unseren amerikanischen Wirten. Zu Mittag gab es heute gebratene Leber, Nieren, Reis mit Curry, Honig und Butterbrod.

Abends. Ein unliebsamer Zwischenfall hätte beinahe unsere ganze Expedition in Frage gestellt. Der Dschagganeger, der die Kuh überbracht hatte, war dafür mit einem Stück Zeug von acht Mkono (Armlängen) beschenkt worden. Nach einiger Zeit kam der Kerl wieder und sagte, Mandara hätte geäussert, das wäre ein zu kleines Trinkgeld, er solle von uns mehr verlangen. Ueber diese Unverschämtheit ergrimmte Dr. Abbot und packte den Mann heftig beim Arm, ohne ihn jedoch zu schlagen. Wir sandten sofort einen Somal an Mandara mit der Anfrage, ob er obige Aeusserung wirklich gethan habe. Mandara bestritt das, zeigte sich aber äusserst zornig über die Handlungsweise des Dr. Abbot. Der Dschaggahalunke hatte nämlich zu Hause erzählt, Dr. Abbot habe ihn fürchterlich geschlagen. Infolgedessen verbot Mandara seinen Leuten, uns Lebensmittel zu verkaufen, und befahl, uns das Wasser abzuschneiden. Das wurde eine kritische Geschichte. Dr. Abbot machte sich daher auf den Weg zu Mandara, um diesen, in unserem Interesse, zu beschwichtigen. Er wurde aber garnicht vorgelassen. Nun entschloss sich Dr. Meyer selbst hinzugehen. Angenehm war es ja nicht, bei dem schwarzen Banditen antichambrieren zu müssen und sich eventuell sogar einem Refüs auszusetzen. Aber es stand zuviel auf dem Spiele. Mit einer Pulle Whisky aus den Vorräten Dr. Abbots bewaffnet, machte sich Dr. Meyer auf den Weg, und siehe da! seiner und des Branntweins feuriger Ueberredungskunst gelang es überraschend schnell, den afrikanischen Duodeztyrannen zu besänftigen. So endete diese tragikomische Episode, die uns beinahe um die Früchte unserer bisherigen Mühen gebracht hätte.

Am 25. September 1889, Morgens 5 Uhr. Heute geht es wieder weiter. Unser Ziel ist Marangu, die Residenz des Häuptlings Mareale. Dr. Meyer teilt mir seine weiteren Dispositionen mit. In Marangu soll ich mit dem Gros der Leute zurückbleiben und ein festes Lager beziehen. Dr. Meyer und Herr Purtscheller ziehen mit etwa einem Dutzend unserer Leute weiter und errichten auf der halben Höhe des Berges eine zweite Station, das Mittellager. In dem zwischen den beiden Gipfeln des Kilima Ndscharo, dem Kibo und dem Mavensi, belegenen Sattel wird dann das dritte Lager aufgeschlagen, von dem aus die Besteigung der beiden Spitzen des

Berges seitens meiner Reisegefährten erfolgen soll. Die Aufgabe des unter meinem Kommando stehenden Hauptlagers wird es sein, die beiden anderen, nach dem Kilima Ndscharo zu vorgeschobenen Lager prompt und reichlich mit Proviant zu versorgen. Für die Besteigung und Exploration des Kilima Ndscharo sind zwei Monate in Aussicht genommen.

Unterwegs, Vormittags. Nach kurzem Imbiss Aufbruch um ½6 Uhr. Der Nebel lichtet sich. Blick in die Ebene. Auch die mit ewigem Gletschereis bedeckte Spitze des Kibo wird sichtbar. Mitte und Fuss des Berges sind in Wolken gehüllt. Kalte Temperatur. Wir ziehen unsere Mäntel an. — Unser Weg führt uns mitten durch die Felder und Bananenhaine der Neger. Oftmals wahre Laubengänge. In den Thälern saftiges Grün. Die Bergkuppen sind ohne Ausnahme mit Bananenpflanzungen bedeckt. Auch romantische Partieen. Abgründe, Gebirgsbäche, Felsgeröll. — Unsere Karawane marschiert auf den schmalen Pfaden im Gänsemarsch. Lang sich hinziehende Schlangenlinie. Eben erblicke ich, wie immer an der Queue, die Tete mir vis-à-vis auf dem benachbarten Hügel. Boden lehmig und feucht. Schwierige Passage. Aus den Thälern steigen schleierartige, weisse Nebel auf, mit ihrer ausserordentlichen Nässe alles durchdringend.

Elf Uhr. Der Weg wird immer beschwerlicher. Man muss sehr aufpassen, um nicht abzurutschen und in die Tiefe zu stürzen. Mehrere Male gleite ich aus. Die Träger leisten Ungeheures. Vor uns liegt ein Urwald mit grossartiger Vegetation.

Mittags. Endlich die höchste Kuppe der Vorberge des Kilima Ndscharo erreicht. Ueberwältigender Anblick. Zu unseren Füssen liegt das Gebiet des Häuptlings Mareale, eine einzige, grosse Bananenpflanzung. Ueppiges Grün. Freundliche Hütten. Eine weisse Flagge kennzeichnet die Residenz des Häuptlings. Den Horizont säumen zackige Berge. Im Norden ein kahler Hügel mit einer Boma (Negerfestung). — Ich erfahre, dass sich der von Mandara gestellte und im Voraus bezahlte Führer aus dem Staube (oder besser aus dem Lehme) gemacht hat. Die von ihm getragene, deutsche Expeditionsfahne wurde, seitwärts vom Wege, im Boden steckend gefunden.

Marangu, drei Uhr Nachmittags. Soeben hier angelangt. Der Abstieg von dem letzten Vorberge war geradezu lebensgefährlich. Wir rutschten mehr, als dass wir gingen. Am Waldesrand, in der Nähe eines Dorfes, bereits im Marangugebiete, kurze Rast. Dann weiter. Wir hatten an sechzehn reissende Gebirgsbäche zu passieren. Schlüpfrige, glattgespülte Felsen bilden die Brücken. — Bei unserer Ankunft hier können wir den alten, deutschen Lagerplatz leider nicht beziehen. Denselben hat eine Sklavenjägerkarawane, offenbar geflüchtete und glücklich entkommene Bushirileute, in Besitz genommen. Wir schlagen daher unser Lager auf einem anderen freien Platze des Plateaus von Marangu auf. Position von natürlicher Stärke. Auf der einen Seite eine aus Feldsteinen erbaute, die Plantagen Mareales abschliessende Mauer. Auf der zweiten Buschdickicht. Auf den anderen Dschaggagehöfte.

Abends. Kaum hatten wir heute Nachmittag unsere Zelte aufgeschlagen, als plötzlich, wahrscheinlich durch die Salutschüsse unserer Träger angelockt, ein Haufen von etwa dreissig Dschagganegern auf der Bildfläche erschien. Allen voran schritt ein Mann, von wirklich imponierendem Aeusseren, eine stattliche Gestalt mit hübschen, intelligenten Gesichtszügen und kurzen, befehlenden Gesten, der geborene Herrscher. Das war, begleitet von seinem Hofstaat, Mareale von Marangu. Mit unverstellter Freude trat er auf seinen alten Bekannten Dr. Meyer zu und reichte demselben die Rechte mit den Worten: „Jambo, Dacta Meia!“ Mareale trug eine Tunika von buntem Zeug, deren Zipfel er togaartig über die eine Schulter geschlagen hatte. In seinen langgezogenen Ohrläppchen staken stählerne Gehänge und den oberen Teil der Ohrmuschel zierte ein kleines, poliertes Stäbchen. Freundschaftliche Begrüssung. Dann empfiehlt sich Mareale. Um 5 Uhr Gegenbesuch. Wir fanden Mareale auf einer Bank vor seinem viereckigen, aus Lehm erbauten



Hause. Als er uns erblickte, erhob er sich und ging uns entgegen. Zuerst zeigte er uns sein neues Haus, das aus mehreren Räumlichkeiten besteht. Das ganze Innere war mit Rauch angefüllt, der uns in die Augen biss. In einem der Zimmer sass ein alter Neger vor einem grossen Topfe, in welchem eine Fleischbrühe brodelte. Darauf führte uns Mareale in seine Boma, ein aus runden Steinen errichtetes, etwa zwölf bis funfzehn Fuss hohes Bauwerk, quadratisch, mit zwei Thüren, die durch gebogene Aufsätze einen gotischen Anstrich bekamen. Im Inneren der kleinen Festung empfingen uns Mareales Frauen, durchweg sehr hübsche Weiber, unter ihnen auch Mandaras Tochter, die Mareale dem alten Räuber für hundert Rinder abgekauft hatte. Gerade diese schwarze Dame zeigte sich sehr aufdringlich, sie zog mir die Uhr aus der Tasche und schien nicht übel Lust zu haben, dieselbe zu annektieren. Ich musste unwillkürlich an die schöne Ungarin aus der „Fledermaus" denken. Als ich mich nicht willig zeigte, sah mich die schöne Negerin mit eigentümlichen Blicken an. Ich begriff sofort, was sie mir als Gegenleistung für das „reizende Ührchen" offerierte, verzichtete aber doch. Auf dem Hofe vor dem Harem Mareales bemerkte ich prachtvolle, ungeheuer grosse Ziegenböcke und Ziegen. Dann verliessen wir die Boma, setzten uns auf die Bank vor dem Hause Mareales und zechten Pembo. Ein Dutzend mit Speer und Schild bewaffnete Krieger hielten Wache; unter ihnen befand sich auch ein alter Massai, der mit sonderbar pfeifenden Tönen einen wütenden Stier neckte. In unser Lager zurückgekehrt, sind wir jetzt damit beschäftigt, unsere Sachen in Stand zu setzen.

Am 26. September 1889, Nachmittags. Heute erhielt Mareale seine Geschenke: eine kleine Nähmaschine, ein Telephon, eine seidene Decke, eine Taschenuhr nebst Kette, ferner Zeug und Perlen. Sein Gegengeschenk bestand in einem schönen, feisten Stier. — Kurz vor dem Essen besuchte uns Mareale mit circa dreissig durchweg recht intelligent aussehenden Dschaggaleuten. Mareale gefällt mir sehr gut, er ist gesprächig und liebenswürdig und hat für einen Neger vorzügliche Manieren, wie ich sie in dieser Wildnis nicht zu finden erwartete. Zu seiner „Macht" ist er allerdings durch ein Verbrechen gekommen. Er war früher nur ein kleiner, einflussloser „Prinz" mit einer geringen „Apanage" und hat, um auf den „Thron" zu gelangen, seinen Bruder, den rechtmässigen „Herrscher", erstechen lassen. Das ist aber im Inneren Afrikas nichts Absonderliches, und niemand wird sich darüber aufhalten. Das Gefühlsleben der Neger ist noch von einer prächtigen Naivetät.

Am 27. September 1889, Abends. Heute war Dr. Abbot unser Gast. Zu Mittag gab es Roastbeef mit Kohl. — Ich habe mir eine hübsche, geräumige, viereckige Hütte bauen lassen mit einem Dach aus Bananenblättern. — Die Ordnung, die in dem Gebiete Mareales herrscht, ist für einen centralafrikanischen Negerstaat geradezu musterhaft. Ersichtliche Wohlhabenheit allenthalben. Beträchtlicher Viehbestand. Ausgezeichnete Qualität und beste Rassen. Schöne Buckelrinder, ramsnasige Fettschwanzschafe und prachtvolle Ziegen. — Täglich frische, vortrefflich schmeckende Butter. Nur die Milch will uns nicht munden. Sie hat einen ganz eigentümlichen Beigeschmack.*)

Am 28. September 1889, Mittags. Jetzt bin ich hier der „Selbstherrscher aller Reussen". Dr. Meyer und Purtscheller sind heute früh mit 3 Somal und 9 Trägern nach dem Kilima Ndscharo aufgebrochen. Mareale hat einen Dschagga als Führer mitgegeben. — Ich nun mache mich sofort

*) A. d. V.: Allmälig kamen wir dahinter, was mit der Milch eigentlich los war. Dieselbe wurde uns stets in Kürbisflaschen offeriert. Eines Tages nun erfuhren wir, dass die Dschaggaueger, um den ihnen zusagenden und uns anwidernden Beigeschmack der Milch zu erzielen, jene Kürbisflaschen, bevor sie gefüllt werden, mit Kuhjauche auszuspülen pflegen. Eine unappetitliche Geschichte! — Fortan hielten wir unsere eigenen Milchgefässe, liessen in diese gleich hineinmelken und waren nunmehr imstande, die Milch in Marangu zu geniessen.

daran, das Lager praktisch und nach allen Regeln der Kunst einzurichten.*) Es ist wunderbar schön hier. Ich fühle mich in dieser Einsamkeit so wohl, dass ich am liebsten immer hier bleiben möchte. Die ganze „Kultur“ mit all' ihren „Errungenschaften“ kann mir gestohlen werden. —

Zwischenbemerkung des Herausgebers. Mit der Anlegung des Hauptlagers in Marangu und dem Abmarsche Dr. Meyers nach dem Gipfel des Kilima Ndscharo ist der erste, für uns wichtigste Teil der Expedition als beendet anzusehen. Wir haben bereits in dem „Vorwort“ zu betonen Gelegenheit gehabt, welchen Zweck wir mit der Edition der „Tagebuchblätter des Afrikareisenden Hans Hirsch“ hauptsächlich verfolgen. Wir haben dargethan, dass es sich für uns bei dieser Publikation in erster Linie darum handele, von den für eine Expedition notwendigen Vorbereitungen und von den auf einer Expedition während des Marsches sich abspielenden Geschehnissen ein möglichst anschauliches und interessantes Bild zu entwerfen. Mit der detaillierten Darstellung des ersten Teiles der Expedition glauben wir nun die technische Seite des Unternehmens genügend berücksichtigt zu haben. Wir werden daher aus den folgenden Abschnitten des Tagebuches, „Aufenthalt im Marangulager“ und „Rückmarsch nach der Küste,“ nur diejenigen Punkte herausheben, die uns aus irgend einem Grunde der Erwähnung ganz besonders wert erscheinen. —

Am 29. September 1889, Abends. Die Suaheli im Nachbarlager scheinen eine ganz gefährliche Bande zu sein. Offenbar steht auch Mareale mit ihnen in Verbindung. Diese kleinen afrikanischen Fürsten betreiben alle den Verkauf von Sklaven als rentables Nebengeschäft. Zumal die Kriegsgefangenen werden ohne Gnade an die Sklavenhändler losgeschlagen. — Mareale liegt übrigens z. Zt. im Kriege mit einem andern ziemlich weit ab wohnenden Häuptling. Bei dem letzten Zusammenstoss blieben auf der feindlichen Seite 14 Mann. Meisthin pflegen derartige Fehden nicht so blutig abzulaufen. Man beschränkt sich auf Raub, Diebstahl und Niederbrennung der Hütten. Der Besiegte muss eventuell Tribut zahlen. — Heute bereits entsende ich die erste aus drei Trägern bestehende Proviantkolonne an Dr. Meyer. Ich schicke mit: vier Trauben Bananen, einen Ballen Makundi (braune Bohnen), kleine und grosse Wiasis, Butter, Honig, Hirsebrode und einige lebende Hühner. — Unweit von unserem Lager hat heute Mittag Mr. Chanler seine Zelte aufgeschlagen. Er befindet sich auf einem Jagdausfluge nach der anderen Seite des Kilima Ndscharo. Etwa 130 Träger begleiten ihn. Seine Verproviantierung ist eine grossartige. Ich war heute Mittag bei ihm zu Gast. Mr. Chanler hat schon des öfteren Expeditionen in jene Gegenden unternommen, ohne jemals

*) A. d. V.: Das Marangulager bedeckte ungefähr einen Flächenraum von der Grösse eines Magdeburger Morgens. Auf der Seite, wo der Busch sich hinzog, liess ich unter einer riesigen Sikomore den Speisesaal erbauen, eine halboffene Hütte, die ich später durch einen Anbau vergrösserte. Ein Tisch, dessen Füsse in den Boden gerammt wurden, erhielt als Ueberzug eine frische Ochsenhaut. In dem geräumigen „Speisesaal“ wurden anfänglich auch die Lasten untergebracht. In meiner Hütte liess ich zwei hölzerne Bettgestelle aufschlagen. Als Sprungfedern figurierten netzartig gespannte Kokosfaserstricke (kamba). Da das Bananenblätterdach nicht wasserdicht war, so brachte ich über ihm mein Zelttuch an. Als Thür benutzte ich eine steifgetrocknete Ochsenhaut. In der andern Ecke des Lagers liess ich für die Somal eine Hütte errichten. In dieser brachte ich später auch die Lasten unter. Am Rande des Busches, in dem südwestlichen Teile des Lagers, legte ich, von einigen Trägern unterstützt, einen Gemüsegarten an. Auf dem prachtvollen, jungfräulichen Boden gedieh alles, was ich pflanzte, vorzüglich, Radieschen, Rettig, Kresse, Salat, Kohl, Spinat u. s. w. Ich hatte lange, hochaufgesetzte Beete angelegt, zwischen denen schmale Gänge hindurchführten. Das ganze Lager umgab ich mit einer fünf Fuss hohen Boma, einer Hecke aus Knüppelholz und Pfählen. Eine hübsche Pforte bildete den Eingang. So schaute unser Hauptlager aus, in dem ich recht glückliche Stunden verlebt habe.



mit den dort ansässigen und als kriegerisch verschrieenen Negerstämmen in Konflikt zu geraten. Damit ist wieder der Beweis erbracht, dass die Kolonisation im Inneren Afrikas auch ohne Pulver und Blei gehandhabt werden kann.

Am 30. September 1889, Mittags. Soeben war mir, als ob draussen in der Nähe das Geläute von Schlittenglocken ertönte. Ich trat rasch vor die Thür und bemerkte mehrere Frauen Mareales, die an dem Lager vorbeispazierten und an den nackten Beinen, unterhalb des Knies, Bänder mit hell klingenden Schellen trugen. — Gestern besuchte mich Mareale. Er bat mich, ihm ein warmes Jackett zu schenken. Da ich ein solches nicht besitze, musste ich ihm seinen Wunsch abschlagen. Schliesslich war Mareale, dem es offenbar darum zu thun war, irgend etwas herauszuschinden, auch mit einer leichten, weissen Jacke zufrieden. Wenn man es mit diesen afrikanischen Bettelfürsten nicht verderben will, muss man ihnen immerfort Geschenke machen. Bekommt man Besuch von solchen „hohen Herren", so ist es das Beste, wenn man alle Gegenstände, die ihnen etwa begehrenswert erscheinen könnten, versteckt hält. — Quasi als Gegengeschenk sandte mir Mareale einen Topf voll Pombe mit dem Versprechen, mich regelmässig mit diesem edlen Nass zu versehen. Auch im Inneren des „Schwarzen Erdteils" steht der § 11 in hohen Ehren.

Am 1. Oktober 1889, Abends. Heute besuchte mich ein fremder Häuptling. Er bettelte mich um Zeug an, erhielt aber keins. Mit Händedruck kam er, ohne Händedruck schied er. Bettelpack! —

Am 3. Oktober 1889, Nachmittags. Heute kamen drei von Mareales Frauen zu mir. Eine seiner Töchter, ein niedliches Mädchen, begleitete dieselben. Der Zweck des „hohen" Besuches war, wie immer, Geschenke zu erhalten. Ich gab vor, Dr. Meyer hätte alles verschlossen, und zog mich so aus der Affäre. — Die Frauen eines fremden Häuptlings, die bei Mareales Frauen auf Kaffeeklatsch gewesen sind, promenieren, mit ihren Knieschellen klirrend, an unserem Lager vorbei. Alle sind ganz egal gekleidet. Orangefarbiges Kleid von der Hüfte bis zum Knie. Blauer Perlengürtel. Grosse, dicke silberne Arm- und Beinringe. Auf die Brust herabhängende, blau-weisse Perlenketten. Auf dem Kopf eine goldgelbe Feder. Der Leib rotbraun angestrichen. In der Hand ein langer, weissabgeschälter Spazierstock. Diese Weiber, sogenannte „Surias" (gekaufte Frauen), gingen stolz an unserm Lager vorüber. — Vor einigen Tagen habe ich eine gewaltige Fahnenstange aus dem Busche holen und im Lager aufrichten lassen. Lustig flattert die deutsche Reichsfahne im Winde. — Heute früh liess ich die Zeuglasten aufmachen und auslüften, um das Stocken derselben zu verhindern. Wegen des hohen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft ist das sehr notwendig.

Am 4. Oktober 1889, Abends. Von Dr. Meyer Nachricht, dass im Sattellager angelangt und die Besteigung des Kibo begonnen. Die zurückgekehrten Träger der Proviantkolonne klagen über die an der Schneegrenze herrschende Kälte. — Heute früh zerteilten sich die den Kilima Ndscharo einhüllenden Wolkenschleier, und das imposante Gebirge lag in seiner ganzen Pracht vor meinem staunenden Auge.

Am 5. Oktober 1889, Abends. Mareale, offenbar von den in unserer Nachbarschaft lagernden Sklavenjägern oder von den englischen Missionaren aufgehetzt, sendet mir den Befehl, die in unserem Lager aufgezogene deutsche Flagge herabzunehmen. Nicht Deutschland, sondern der Sultan von Sansibar habe hier die Oberherrschaft.*) Ich lasse Mareale antworten, dass ich sein Verlangen, ehe ich demselben nachkäme, erst meinem Expeditionschef unterbreiten müsste. Mareale sendet nochmals zu mir und lässt mir sagen, ich müsste entweder 2000 Realen Strafe entrichten oder sofort die Flagge einziehen. Ich weigere mich dessen. Mareale droht mit einem

*) A. d. H.: Das ist eine Unwahrheit. Das ganze Kilima-Ndscharogebiet war durch den deutsch-englischen Vertrag vom Jahre 1886 der deutschen Interessensphäre einverleibt worden.



Angriff auf das Lager. Ich entsende sofort einen Boten an Dr. Meyer und beschliesse, die deutsche Flagge und mit ihr die deutsche Ehre bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Ich setze mich, die Büchse im Arm, die Patronen neben mir auf der Erde, meine anderen Waffen im Gürtel, auf einen Feldstuhl am Fusse des Flaggenmastes und harre der Dinge, die da kommen sollen. Bis jetzt ist noch nichts passiert. Aber meine Lage ist kritisch genug. Auf die Somal ist absolut kein Verlass. Die feigen Kerle drücken sich bei Seite. Ebensowenig kann ich auf die Träger rechnen. Da ich für heute Nacht einen Angriff befürchte, so habe ich nochmals an Mareale einen Boten gesandt und mir fünf Tage Bedenkzeit auserbeten. Ich müsse erst den „bwana kubwa" (grosser Herr) Dr. Meyer befragen. Die Antwort, die ich von Mareale erhalte, lautet günstig. Ich entsende sofort zwei Eilboten an Dr. Meyer und bitte um Verhaltungsmassregeln.

Am 6. Oktober 1889, Morgens. Mareale hat klein beigegeben. Er sandte mir gestern Abend, als er meine entschlossene Haltung sah, einen Salem sana (herzlichen Gruss) und liess mir mitteilen, er wäre nur so gegen mich aufgetreten, weil Dr. Meyer ihm nichts von der Aufhissung der deutschen Flagge gesagt habe. Zugleich offerierte er mir eine Ziege als Geschenk. Sofort machte ich Mareale einen Besuch und erzielte eine vorläufige Einigung. Ich kaufte ihm ein junges Rind ab, das ich heute lebend an Dr. Meyer gesandt habe.

Abends. Ein Häuptling in weissem Anzug, einen Tropenhelm auf dem Kopfe, nebst vier Weibern macht mir heute Mittag Visite. Er schaut aus wie ein Junge von 15 Jahren. Gutmütiger Gesichtsausdruck. Ich nötige ihn zum Sitzen. Er wird von seinen Weibern riesig geliebkost. Da er Kisuaheli nicht spricht, so kann ich mich mit ihm nicht verständigen. Offenbar will er Geschenke bei mir herausschinden, muss aber „unbegriffen" seiner Wege ziehen.

Am 8. Oktober 1889, Abends. Mittags halb zwei Dr. Meyer höchst selber eingetroffen. Er macht mir Vorwürfe, dass ich Mareales Verlangen nicht nachgekommen wäre. Wir befänden uns auf einer wissenschaftlichen Expedition und verfolgten keine politischen Ziele. Ich hätte den „Lappen" ruhig herunternehmen können. Um meiner Halsstarrigkeit willen verliere er nun seine schöne Zeit. Ich sagte kein Wort dazu. Allerdings muss ich gestehen, dass ich einen andern Dank erwartet hatte.

Am 9. Oktober 1889, Morgens. Gestern Nachmittag hatte Dr. Meyer zu Mareale gesandt. Dieser erschien gegen Abend und liess die Vorwürfe Dr. Meyers ruhig über sich ergehen. Dass die Sklavenjäger ihn aufgehetzt hätten, leugnete er absolut. Endlich wird eine Einigung erzielt, von der ich nicht gerade behaupten kann, dass sie für uns sonderlich rühmlich wäre. Wir verpflichten uns nämlich, für Mareale eine Flagge zurechtzuschneidern und diese oberhalb der deutschen Fahne zu hissen.*) Ich vermute stark, dass die Engländer hinter dieser ganzen Flaggenaffäre stecken.

Am 10. Oktober 1889, Mittags. Dr. Meyer wieder nach oben abmarschiert. Er erzählte mir, dass er den Gipfel des 6100 Meter hohen Kibokegels bereits ganz bestiegen habe, und zeigte mir die höchste Spitze des Berges, die er abgeschlagen hatte und in der Tasche mit sich führte. Damit hat er den eigentlichen Zweck der Expedition ja bereits erreicht. Den Ruhm, als erster Europäer den Gipfel des Kilima Ndscharo erklettert zu haben, wird ihm nun niemand mehr streitig machen. — Wie mir Dr. Meyer fernerhin mitteilte, sollen die Urwälder in den höheren Regionen des Kilima-Ndscharogebirges von Elephanten geradezu wimmeln. Schade, dass wir unsere Elephantengewehre in Europa zurücklassen mussten! — Hätten sonst schön die Unkosten**) der Expedition herausschiessen können. — Die Sklavenjäger-

*) A. d. V.: Also geschah es, und am Tage darauf wehte oberhalb der deutschen Reichsfahne stolz die Flagge des kleinen Negerfürsten Mareale von Marangu, einen roten Stern auf weissem Felde führend.

**) A. d. V.: Circa 75000 Mark.

karawane in unserer Nachbarschaft hat sich inzwischen ganz erheblich vergrössert. Lauter Kerle mit wahren Galgengesichtern. Dr. Meyer empfahl mir vor seinem Abmarsche die grösste Vorsicht an.

Am 12. Oktober 1889, Mittags. Dschagganeger bieten uns zwei junge Hyänen zum Kauf an. — Dr. Abbot sendet von Moshi für Dr. Meyer Tafelsalz und eine Kiste Cigarren. — Viel Aerger habe ich mit den Somal. Die Kerle betrinken sich alle Tage in Pembo und sind nie auf dem Posten. — Ab und zu ist es jetzt so kalt, dass ich mich europäisch kleiden und eine Pelzmütze aufsetzen muss.

Am 13. Oktober 1889, Vormittags. Gestern besuchte mich Mr. Abbot. Derselbe hat Moshi verlassen müssen, weil Mandara den Lebensmittelboykott über ihn verhängt hat. Abbot ist im ganzen Kilima-Ndscharogebiet wegen seiner Grausamkeit und seiner Brutalität fürchterlich verhasst. Ich bin froh, dass er heute wieder abgezogen ist. Er hätte mir gestern Abend beinahe Ungelegenheiten bereitet, da er sich gegen Dschaggafrauen, die des Lebensmittelverkaufes wegen mein Lager besuchten, unanständig betrug. Solche Leute, wie Abbot, schädigen das Ansehen des Weissen in Afrika ungeheuer.

Am 17. Oktober 1889, Mittags. Ein Dschagga, der eine Frau vergewaltigt hat, wird von Mareale verurteilt, seinem Opfer als Busse eine Ziege zu schenken. Ländlich, sittlich! — Zwischen den Somal und den Suahelitträgern besteht eine alte historisch begründete Feindschaft. Heute kam dieselbe mal wieder gehörig zum Ausbruch. Der Somal Husseim schlug ohne erheblichen Grund einen Träger. Dieser wehrte sich und wurde darin von seinen Gefährten unterstützt. Auch die anderen Somal eilten herbei, um wiederum ihrem Landsmann zu helfen. Ein blutiger Kampf stand vor der Thür. Schon waren die Gewehre schussbereit erhoben, als ich, durch den Lärm herbeigelockt, dazwischen trat, den Somal die Flinten aus der Hand riss und die streitenden Parteien zur Ruhe verwies. Dieser Zwischenfall hätte leicht gefährlich werden können.

Am 22. Oktober 1889, Mittags. Oestlich von unserem Lager liegt auf einem mit Bananenpflanzungen bedeckten Berge, neben einer Reihe von Negerhütten, eine Boma, in der ein Häuptling residiert. Dieser lässt, wie wir vom Lager aus deutlich sehen können, seine Krieger alle Tage mit Schild und Lanze vor seiner Boma üben. Meistens werden geschlossene Angriffe mit gefällter Lanze und vorgehaltenem Schilde gemacht. Wenn Mareale uns besucht, so pflegt er diese Exerzitien durch seinen Krimstecher eifrig zu beobachten.

Am 23. Oktober 1889, Abends. Dr. Meyer und Purtscheller zurück. Während wir bei Tisch sitzen, pfeifen uns einige Kugeln um die Ohren. Jedenfalls ein Gruss aus dem Lager der Sklavenjäger.

Am 24. Oktober 1889, Abends. Da wir andauernd von den Sklavenjägern beschossen werden, wird Dr. Meyer bei Mareale vorstellig. Dieser legt sich denn auch ins Mittel. Die Sklavenjäger behaupten, sie hätten sich nur im Schiessen „geübt“.

Am 25. Oktober 1889, Nachmittags. Ein Dschagga bittet uns heute um Daua (Medizin). Es ist einer der von Mandara entsandten Kaiserdelegierten. Er denkt nur mit Schrecken an Berlin und hat die „Liebe“ einer weissen „Dame“ noch heute im schmerzlichen Angedenken. — Herr Purtscheller ist nach der Urwaldgrenze am Kilima Ndscharo aufgebrochen, um Beobachtungen anzustellen. — Eine unangenehme Plage sind hier die Ameisen. Dieselben kriechen in alle Gegenstände, die man bei Seite gelegt hat, hinein, bauen daselbst aus Erde ihre Nester und zerfressen Alles. — Da uns heute wieder mehrere Kugeln um die Ohren sausten, so liess Dr. Meyer Mareale ernstliche Vorstellungen machen. Dieser drohte nunmehr den Sklavenjägern, dass er jeden binden lassen würde, der noch einmal so ungeschickt mit seinem Gewehr umginge. — Wir erhalten Besuch von dem englischen Missionar Mr. Morris von Moshi.



Am 28. Oktober 1889, Mittags. Grosse Kälte. Wir müssen uns europäisch kleiden. — Purtscheller zurück.

Am 30. Oktober 1889, Nachmittags. Gestern Abend fuhr mich Dr. Meyer ohne jede Ursache an. Ich schwieg, wie gewöhnlich, dazu. — Dr. Meyer und Purtscheller haben heute früh mit 17 Trägern, einem Hetman, zwei Askaris und vier Somal eine Expedition in das Uguenogebirge angetreten.

Abends. Zwei Leute, die ich der Expedition mit einer Ziege nachgeschickt hatte, bringen mir folgenden Brief:

„Die beiden Ueberbringer haben die Ziege heruntergeschleppt. Wir lagern am Himobach, wo wir vor fünf Wochen die schönen Schmetterlinge fingen. Seien Sie tüchtig auf dem Platze und grämen Sie sich nicht über meine Heftigkeit von gestern. Im Grund habe ich in den letzten sechs Wochen volle Ursache, mit Ihren Leistungen zufrieden zu sein. Also nichts für ungut. Passiert etwas ganz Ernstliches, so schicken Sie uns zwei Eilboten nach Ugueno nach, wo sie uns irgendwo finden werden. Gott befohlen! Ihr Dr. Hans Meyer."

Am 3. November 1889, Abends. Heute Jagdausflug mit zwei Somal und sechs Trägern. Mehrere Tauben und andere Vögel geschossen. — Mareale besucht mich und verlangt Aufschluss über das deutsche Militär. Ich erzähle ihm, dass ich Soldat zu Pferde (Ulan) gewesen sei und als Waffe eine lange Lanze gehabt hätte. Mareale hört sichtlich interessiert zu, er lässt mir eine lange Lanze mit kurzer Spitze geben und bittet mich, ihm unsere Exerzitien vorzumachen. Dann zeigte er mir eine neue, von seinem Schmied aus Draht zusammengeschweisste, schaufelförmige Lanze, die thatsächlich in jeder Beziehung sauber gearbeitet war. Nunmehr musste auch einer seiner Leute zu Schild und Lanze greifen und mir vormachen, wie die Dschagga fechten. Die Fechtweise der Dschagga ähnelt derjenigen der Zulustämme. Die Lanze wird mit einer Hand regiert und nur zum Stossen benutzt.

Am 5. November 1889, Nachmittags. Unwetter. Wasserhose. — Post mit zwei Leuten nach Moshi gesandt, von wo sie durch englische Postläufer, natürlich Neger, weiter bis zu Küste befördert wird.

Am 7. November 1889, Mittags. Die schon lang ersehnte europäische Post ist heute eingetroffen. Briefe und Zeitungen waren in Blechbüchsen verpackt.

Am 9. November 1889, Abends. Seit einigen Tagen schiessen die Sklavenjäger wieder, wie verrückt, in unser Lager herüber. Ich verbitte mir das energisch und drohe, ich würde auch mal nächstens anfangen, mich im Schiessen zu „üben". Die Somal teilen mir mit, dass einige der Sklavenjäger krank seien und mich um Daua bitten liessen. Ich wage mich darauf selber in die Höhle des Löwen, verbinde dem Raubgesindel die Wunden und gebe ihm Medikamente.*) — Soeben teilt mir ein Träger mit, dass Dr. Meyer und Purtscheller im Anmarsch begriffen seien.

Am 10. November 1889, Morgens. Als Dr. Meyer gestern eintraf, gaben die Träger unaufhörlich Freudenschüsse ab. Dabei wurden drei von den Leuten ziemlich schwer verletzt. Der eine hatte dreissig Schrotkörner im Leibe. Ich habe den Leuten die Wunden auf das Sorgfältigste verbunden. — Dr. Meyer wollte vorbeigehende Häuptlingsweiber photographieren, diese liefen aber beim Anblick des Apparates fort.

Am 11. November 1889, Mittags. Wir erfahren, dass Mandara von Moshi mit einem anderen Häuptling in Konflikt geraten sei. Alle Fürsten des Kilima-Ndscharogebietes nehmen Partei für einen von beiden. Ein allgemeiner und blutiger Krieg steht also in Aussicht. Das ist auch noch eine der wichtichsten Kulturaufgaben, die Deutschland in Ostafrika zu lösen hat, dass es den ewigen Katzbalgereien der Kantönlifürsten mal ein Ende bereitet. Die

*) A. d. V.: Seit diesem Momente hörte das Schiessen auf. Man sieht also, dass Samariterdienste auch bei den Schwarzen ihre Wirkung ausüben, auch ohne die Genfer Konvention.

andauernden Zwistigkeiten unter den Eingeborenen und der Sklavenhandel sind es hauptsächlich, die dem raschen Gedeihen des Kulturwerkes im Wege stehen*).

Am 12. November 1889, Abends. Dr. Abbot hat, wie wir erfahren, schon wieder etwas begangen, was die ganze Negerbevölkerung des Kilima-Ndscharogebietes mit wildem Groll erfüllt. Als er seinen letzten Streifzug antrat, schloss er sein Eigentum (Tauschartikel, Munition und Proviant) in eine Hütte ein und bestellte einen Dschaggamann als Wächter. Er warnte diesen, das Haus zu betreten. Die Umgehung des Verbotes würde seinen sofortigen Tod zur Folge haben. Der Dschagga, der offenbar bereits zu den aufgeklärteren Negern gehörte, schlug die Warnung in den Wind und drang trotzdem in die Hütte ein. Wie alle Neger, hielt er wahrscheinlich die Ehrlichkeit für keine Tugend und wollte lange Finger machen. Dabei ereilte ihn sein Geschick. Durch einen von Abbot gelegten Selbstschuss zog er sich eine schwere Verletzung zu. Durch dieses Geschehnis hat der Hass der Neger gegen Dr. Abbot wieder neue Nahrung erhalten.

Am 13. November 1889, Abends. Heute früh prügelten sich die Somal Ali und Bulhan. — Soeben brannte die Hütte eines Trägers ab, ohne dass jedoch weiterer Schaden im Lager angerichtet wurde. — Mareale, der sich in den Finger geschnitten hat, sendet zu mir und bittet um Daua. Ich gehe zu ihm, finde ihn im Kreise seiner Weiber, die sehr aufgekratzt sind, und besehe seine ziemlich tiefe Schnittwunde. Er hat dieselbe mit Kuhmist, dem gewöhnlichen „Heilmittel“ der Neger, beschmiert. Ich reinigte die Wunde mit Wasser und verband sie mit Jodoform. Mareales Weiber, die sich in Pembobier etwas angekneipt hatten, waren äusserst animiert und begrabbelten mich fortwährend. — Vor dem Hause Mareales stand eine Kuh, die an einen Baum gebunden war. Derselben waren die Adern am Halse geöffnet worden, damit sie sich langsam ausblutete. Das ist die hier allgemein übliche Schlachtmethode.

Am 14. November 1889, Mittags. Dr. Meyer ist heute mit 16 Trägern, zwei Askaris und vier Somal nach Moshi abmarschiert.

Am 17. November 1889, Nachmittags. Gestern machte ich einen sehr interessanten Ausflug. Ein beschwerlicher, steiler, mit Geröll bedeckter und mit Dornbüschen bestandener Pfad führte mich zu meinem Ziel. Einige kleine Bäche waren unterwegs zu passieren. Plötzlich hörte ich das laute Rauschen eines Wasserfalles. Ich bahnte mir, dem Geräusch nachgehend, meinen Weg durch dichtes Gestrüpp und gelangte, zwischen riesigen Farrenkräutern senkrecht hinabkletternd, in einen rings von schroff emporstrebenden Felsen umrahmten Kessel. An den Berghängen wucherten grüne Schlingpflanzen, Lianen und Farrenkräuter. Am Rande des Gewässers standen schlanke Palmen und wiegten ihre hohen Wipfel. Der Wasserfall stürzte von einer etwa 100 Meter hohen, steilen Felsenwand herunter, zwischen Algen, Moosen und Farren, brausend und zischend und in unzählige Atome zerstäubend. Ein kreisförmiger, unendlich tiefer Wasserkessel nahm die Fluten des Falles auf. Es war das ein Punkt von ausserordentlicher landschaftlicher Schönheit. Eine Idylle, wie man sie sich nicht herrlicher zu denken vermag. Vögel und Schmetterlinge flogen über dem Spiegel des kleinen Wasserbeckens hin und her. Ich setzte nun meine Klettertour fort und wanderte dahin zwischen hohen, üppigen Hecken, hinter denen sich die Schambas (Plantagen) der Neger erstreckten, Felder, auf denen Bohnen, Süsskartoffeln, Mais u. a. prachtvoll gediehen. Zeitweise verschwand der Bach, an dem ich alsdann entlang pilgerte,

*) A. d. V.: Heute ist das nicht mehr der Fall. Die Duodeztyrannen Ostafrikas haben wohl oder übel sich der deutschen Herrschaft beugen und ihre persönlichen Fehden einstellen müssen. Was heutzutage das Ansehen des Deutschen in Afrika am meisten schädigt, ist das zügellose Benehmen von einzelnen Beamten, die durch ihre Brutalitäten die Auflehnung der Eingeborenen gegen das deutsche Regiment geradezu provozieren.



in einer tiefen, unergründlichen Felsenschlucht. Nach zweistündigem Marsche erreichte ich eine freie Bergkuppe, von der ich eine grossartige Aussicht in die Tiefebene und auf das Uguenogebirge hatte. Der Pangani-Rufu (-Fluss), der den Dschipesee durchströmt und später bei Pangani in das Meer mündet, zog sich wie ein dünner, silberner Faden durch die graue Massaisteppe.

Abends. Besuch bei Mareale. Derselbe sass auf einem Stuhl vor seinem „Schlosse" und liess sich von seinem „Hoffriseur" mit einem scharfgeschliffenen Henkelschen Küchenmesser den Schädel glattrasieren. Sein „Hofstaat" kauerte im Schatten der Mauer. Von Zeit zu Zeit rief Mareale seinen Leuten etwas zu, worüber dieselben pflichtschuldigst in Lachen ausbrachen.

Am 24. November 1889, Mittags. Mareale ganz netter Kerl. Aber auch er leidet an der verdammten Bettelsucht der afrikanischen Zaunkönige. Heute wollte er mir mein Rasiermesser abknöpfen. Auch bat er mich um Salz. Letzteres gab ich ihm.

Am 25. November 1889, Abends. Heute lief ein Mann Mareales im Lande umher und lud die gesamten Unterthanen Mareales zu einem gemeinsamen Mahle ein. Mareale hat für dieses Convivium drei Rinder schlachten lassen.

Am 27. November 1889, Abends. Heute Mittag Dr. Meyer von Moshi zurückgekehrt. — Mareale bringt mir eine alte verrostete Scheere und will dieselbe gegen unsere blanke chirurgische Scheere eintauschen. Göttliche Naivetät! — Dschagganeger geraten in der Nähe unseres Lagers in Streit und fechten denselben mit ihren scharfen Lanzen aus. Mehrere Verwundungen.

Am 28. November 1889, Abends. Heute Abschiedsbesuch bei Mareale gemacht. Wir überreichen ihm noch zahlreiche Geschenke, besonders Stoffe. Mareale schenkt Dr. Meyer eine neue, schöngearbeitete Schaufellanze. — Auf seiner Hütte hat Mareale eine neue Flagge gehisst, weiss mit einem roten Halbmond. Also die von Dr. Meyer gestiftete Flagge, die oberhalb der deutschen Reichsfahne wehte, hatte er offenbar garnicht anerkannt. Als letztes Geschenk verlangte Mareale von Dr. Meyer meine Bushiribüchse. Natürlich wurde diesem „bescheidenen" Wunsche nicht gewillfahrt. Nun haben wir endlich doch herausbekommen, wer hinter der neulich passierten Flaggengeschichte steckt. Natürlich die Herren Engländer! — Unsere freundwilligen Vettern jenseits des Kanals haben sich ja von jeher die grösste Mühe gegeben, unser Kolonialwesen nach Kräften zu schädigen. Gerade im Kilima-Ndscharogebiete haben sie schon verschiedentlich den Versuch gemacht, die Eingeborenen gegen die deutsche Herrschaft aufzuputschen. Dass sie auch neulich wieder ihre Hand im Spiele hatten, erfuhren wir auf folgende Weise. Heute Nachmittag kam Mareale zu Dr. Meyer uud bat diesen, er möchte ihm einen Brief schreiben und zwar an Mr. Mackenzie in Mombassa. Dieser solle ihm die englische Flagge senden. Also daher pfiff der Wind. Ich vermute deshalb stark, dass die Engländer hinter dieser ganzen Flaggenaffäre stecken. Die englischen Missionare werden nicht eher Ruhe halten, als bis Deutschland mal ein Exempel statuiert. Es hat mich nur Wunder genommen, dass Dr. Meyer dem unverschämten Verlangen Mareales nachkam und den Brief an Mr. Mackenzie thatsächlich geschrieben hat.

Am 29. November 1889, Mittags. Dr. Meyer und Purtscheller sind heute früh mit 23 Mann nach Taweta vorausmarschiert. Ich soll erst morgen folgen, da ich eine kürzere Route einschlage.

Unterwegs, am 30. November 1889, Vormittags. Heute früh mit dem Gros der Karawane unter strömendem Regen von Marangu abmarschiert. Kaum sind wir fort, so stürzt sich die ganze Dschaggabevölkerung auf unser Lager, um dasselbe zu plündern.

Taweta, Abends. Mit Dr. Meyer vereinigt. — Jetzt hat die Steppe ein ganz anderes Ansehen, als auf dem Hinmarsch. Alles prangt im üppigsten Grün. Die Mimosen mit ihren dachförmigen Kronen und mit ihren feingefiederten Blättern blühen in allen Farben. In der Ebene war es, infolge des Regenwetters, sehr morastig. Der Lehmboden war schlüpfrig. Die Pfade

waren von dem hoch aufgeschossenen, üppigen Grase fast verdeckt. Vollends der Urwald von Taweta macht einen paradiesischen Eindruck.

Am 1. Dezember 1889, Mittags. Ruhetag heute. Wir erhalten Postsendungen von der Küste. Darunter befindet sich die Nachricht, dass Stanley Emin Pascha aufgefunden habe und sich jetzt mit ihm auf dem Marsche nach Bagamojo befände. Die Postboten warnen uns vor den Massai, welche die Gegend um Taweta seit einiger Zeit wieder unsicher machen sollen.

Auf dem Marsche, am 3. Dezember 1889, Vormittags. Wir begegnen einer grossen Eselkarawane, welche von etwa 50 bewaffneten Halbarabern begleitet ist und circa 25 mit Ketten beladene Sklaven mit sich führt. Ein scheusslicher Anblick, den ich nie vergessen werde. Leider sind wir machtlos.

Ndaralager, am 5. Dezember 1889, Abends. Hier sind wir mit einer Suahelikarawane des Indiers Sewa Hadschi zusammengetroffen. Da 40 Träger unterwegs entlaufen sind, so hat man die übrigen durch Ketten um den Hals aneinandergeschlossen. — Dr. Meyer ist heute Nachmittag wieder äusserst grob zu mir geworden. Ich schwieg, wie gewöhnlich, eine Zeit lang still. Endlich lief mir die Galle über und ich antwortete in gereiztem Tone. Die Somal, welche wohl glaubten, es würde zu Thätlichkeiten kommen, eilten sofort herbei und umstellten ihren Chef. — Wie zahlreiche Spuren bezeugen, ist die Umgegend von Ndara kürzlich von Heuschrecken heimgesucht worden. Die Folge ist eine veritable Hungersnot unter den anwohnenden Stämmen.

Maungu, am 8. Dezember 1889, Abends. Heute auf dem Marsche pürschte ich einem Löwen nach, der in dem Gebüsch an der Seite des Weges herumlungerte und sich durch sein Gebrüll verraten hatte. Als der Steppenkönig mich bemerkte, gab er schleunigst Fersengeld.*)

Moadjebach, am 11. Dezember 1889, Abends. Eine merkwürdige Entdeckung habe ich heute gemacht. Einer unserer Hetmans hat aus Maraungu heimlich einen Dschaggasklaven mitgeschleppt. Nette Bescheerung! — Wir werden noch als Sklavenjäger verschrieen werden.

Rabai, am 12. Dezember 1889, Abends. Heute hätte beinahe mein letztes Stündlein geschlagen. Als wir uns Rabai näherten, gaben die Träger, die auf der Höhe marschierten, Freudenschüsse ab. Ich bildete, wie immer, die Queue des Zuges und befand mich noch im Thale. Plötzlich pfiffen mir ein halbes Dutzend schwerkalibrige Kugeln um den Kopf. Die stammten sicher nicht aus den Flinten der Träger. Ich blicke erschrocken in die Höhe und schaue in die schwarzen, hassfunkelnden Augen einiger zu unserer Polizeitruppe gehörigen Somal. Die Somal beteiligen sich sonst niemals am Freudenschiessen. Dazu sind sie viel zu würdevoll. Ihre Kugeln hatten also ersichtlich mir gegolten. Ich rief den Leuten zu, sie sollten vorsichtiger sein und ihre Flinten in die Luft abschiessen. Trotzdem sausten mir nochmals einige Kugeln um die Ohren. Ein Glück, dass die Somal ungeübte Schützen sind! — Als wir heute Mittag, dicht vor Rabai, in der Ferne das Meer erblickten, riefen die Träger laut und freudig: „Bahari, bahari!“ Es erinnert mich das lebhaft an Xenophons: „θαλαττα, θαλαττα.“

Am 13. Dezember 1889, Morgens. Gestern Abend erhielten wir eine erschütternde Trauerbotschaft. Dr. Peters ist in der Gegend des Keniagebirges von Massai überfallen und mit seiner ganzen Expedition ermordet worden.**) Es war also doch wohl eine Fügung des Himmels, dass ich von der geplanten Expedition des Dr. Peters nicht rechtzeitig Kunde erhielt. Sonst hätte ich mich sicher an ihr beteiligt und wäre wahrscheinlich heute nicht

*) A. d. H.: Ein anderer „alter Afrikaner“ erzählte mir, dass er des Oefteren Löwen mit Lehmklumpen beworfen und so in die Flucht gejagt hätte.

**) A. d. H.: Es war das eine Tartarennachricht. Dr. Peters hatte allerdings Kämpfe mit den Massai zu bestehen gehabt, war aber aus denselben als Sieger hervorgegangen.



mehr unter den Lebenden. — Dr. Meyer, der anfänglich die Absicht geäussert hatte, eine zweite Expedition, nach dem Keniagebirge, zu unternehmen, erklärt jetzt, dass er diesen Plan aufgegeben habe, und entbindet mich der Verpflichtung, ihn noch auf einer ferneren Expedition zu begleiten.

Mombassa, Abends. Mr. Mackenzie erzählt uns, dass Emin Pascha bei einem Gelage in Bagamojo aus dem Fenster gestürzt und schwer verletzt sei. — Wir haben unsere Zelte unter gewaltigen Mangobäumen aufgeschlagen. Diese sind mit zur Zeit noch unreifen Früchten dicht behangen. Die Frucht des Mangobaumes ist ovalförmig und hat die Grösse von zwei kräftigen Fäusten. Ihre Schale ist grün. Der ziemlich grosse Stein wird von saftigem, gelben, vortrefflich schmeckenden Fleisch umhüllt.

Am 14. Dezember 1889, Nachmittags. Vor Tisch badeten Herr Purtscheller und ich, gegenüber der englischen Mission, in einer Meeresbucht und besichtigten dann das in der Nähe belegene Lager der Leute Emin Paschas. Dieselben hatten zuerst in Bagamojo gelagert, wurden aber, weil sie dort angeblich zuviel Lärm machten, nach Mombassa, also in das englische Gebiet, gesandt. Auf einer ins Meer hinausragenden Landzunge, in einer Kokosplantage, erhielten sie ihren Lagerplatz angewiesen. Mir hat die Truppe Emin Paschas ausserordentlich gefallen. Sie besteht vorwiegend aus Sudanesen. Die Offiziere und die Unteroffiziere sind ägyptischer oder türkischer Herkunft. Die Leute, die auch hübsche Frauen und Kinder mit sich führen, kampieren in Baracken von Wellblech. Die Disciplin scheint ganz vorzüglich zu sein. Ich konnte das bei der heute gerade stattfindenden Löhnung beobachten. Die Sudanesen sehen durchaus nicht abgerissen und von den Strapazen mitgenommen aus. Eher machen sie den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit.

Sansibar, am 17. Dezember 1889, Abends. Heute hier eingetroffen. Logis im Victoriahotel genommen. Herr Purtscheller wohnt wieder im Creterionhotel und Herr Dr. Meyer bei Konsul Steifensand.

Am 19. Dezember 1889, Mittags. Gestern habe ich die Herrn Casati, den Reisegefährten Stanleys, kennen gelernt. Ein liebenswürdiger Mann mit feinen Manieren. Er ist auf den „Menschenschinder“ Stanley sehr schlecht zu sprechen. Auch Stanley ist hier. Ich sah ihn neulich auf der Strasse. Er hatte eine grosse weisse Schirmmütze auf und sah sehr braun und verwittert aus.

Am 21. Dezember 1889, Abends. Von Bekannten habe ich Clemens Denhardt, der krank im Hospital liegt, und Otto Ehlers hier getroffen. Denhardt hat eine unangenehme Hautkrankheit. Die Haut fällt ihm fetzenweise vom Leibe. Dabei befindet er sich auch in trauriger Gemütsstimmung. Er, der älteste deutsche Pionier in Ostafrika, ist von dem Vaterlande, das er mit einer grossen, blühenden Kolonie beschenkt hat, bisher nur mit Undank belohnt worden.

Am 23. Dezember 1889. Das Leben hier in Sansibar ist eigentlich ein recht wüstes. Man glaubt, was das Zechen anbelangt, garnicht in den Tropen zu sein. 45 Sorten Bier gelangen hier zum Ausschank. Brandy (Cognak) mit Soda wird in Menge vertilgt, ebenso Whisky und Wermut. Fast alle Deutschen im Auslande sind starke Trinker. Aber so öffentlich, wie die Engländer, bezechen sie sich nie. Die englischen Seeleute taumeln hier häufig am hellen, lichten Tage betrunken durch die Strassen der Stadt, verfolgt und verhöhnt von den kleinen, nackten, frechen Negerbengeln. Dagegen zeichnet sich unsere Marine durch adrettes, anständiges Auftreten und tadellos saubere Kleidung aus.

Am 25. Dezember 1889. Den gestrigen „heiligen“ Abend verlebte ich mit einem Zahlmeisteraspiranten der Wissmanntruppe und einem deutschen Schlachtenmaler zusammen. Es wurde tüchtig pokuliert.

Am 1. Januar 1890. Sylvester habe ich wieder mit denselben beiden Herren verlebt, mit denen ich auch am heiligen Abend zusammen war. Beide

sind echte Deutsche, liebenswürdige, biedere Charaktere und äusserst trunkfest. Ein Katzenjammer in den Tropen ist übrigens etwas fürchterliches. Man wird ihn bei der Hitze oft tagelang nicht los.

An Bord der „Amazone,“ am 3. Januar 1890, Nachmittags. Heute habe ich den französischen Messagerie-Dampfer „Amazone“ bestiegen, um nach Hause zu fahren. Mit Dr. Meyer, der sich, ebenso wie Purtscheller, auf demselben Schiffe befindet, bin ich ganz zerfallen.*)

Marseille, am 19. Januar 1890, Mittags. Heute früh hier eingetroffen. Nun gehts direkt nach Hause. Noch einige Tage, und ich bin wieder in der Heimat im Kreise meiner Lieben. —

---

*) A. d. V.: Fast will es mir so scheinen, als ob Dr. Meyer den Streit damals in Ndara geradezu gesucht habe, um mich los zu werden. Jedenfalls meine ganze Zukunft hat er durch seine Handlungsweise vernichtet. Dabei kann er mir keine weiteren Vorwürfe machen, als dass ich mich nicht allen seinen Launen fügen wollte. In einem Zeugnis, das ich mir später von ihm erbat, muss er meine Tüchtigkeit unbedingt anerkennen. Besagtes Zeugnis lautet:

„Leipzig, September 1892. Herr Hans Hirsch hat meine Kilima-Ndscharoexpedition des Jahres 1889 als Karawanenverwalter mitgemacht und seine Obliegenheiten, soweit er nicht durch Krankheit verhindert war, recht gut ausgeführt. Gez. Dr. Hans Meyer.“

„Durch Krankheit verhindert“ ist ein überflüssiger Zusatz. Denn ich war nur einmal einen Tag leidend. Wodurch mich aber Dr. Meyer weit schwerer geschädigt hat, ist, dass er mich in seinem allerdings rein wissenschaftlichen Reisewerke überhaupt nicht erwähnt. Gerade darauf hatte ich am meisten gerechnet. Ich wollte gern in den Kolonialdienst des Reiches übernommen werden und hatte gehofft, dass die Erwähnung meines Namens und meiner Brauchbarkeit mir dabei die beste Empfehlung sein sollten. Das alles ist nun zu Wasser geworden. Von den grossen Hoffnungen, mit denen ich die Expedition antrat, hat sich auch nicht eine erfüllt. Am meisten jedoch schmerzt es mich, dass ich meine grossen Erfahrungen, die ich mir im Laufe der Jahre in den Tropen gesammelt habe, nicht zum Wohle des Vaterlandes auszunutzen vermag. Vielleicht tragen diese Tagebuchblätter dazu bei, dass man die kolonialen Bestrebungen in Deutschland fortan mit etwas freundlicheren Augen ansieht. Das ist der aufrichtige Wunsch eines „alten Afrikaners“.



AUS DER EINSAMKEIT DES DENKERS.

ZEIT DER FRÖHLICHEN WISSENSCHAFT 1881—1882.

VON

FRIEDRICH NIETZSCHE.

Jetzt komme ich mir wie Einer vor, der gelernt hat, mit allen Winden zu fahren — und *seine* Strasse! Heute bin ich ganz in meiner Genueser Kühnheit und weiss kaum, wohinaus ich noch alles fahren soll —: es ist als ob das Dasein mir zu eng wäre, und als ob ich ein neues entdecken oder schaffen müsste. *Ich brauche* Raum, eine sehr grosse, weite, unbekannte, unentdeckte Welt, es ekelt mich sonst.

* * *

Wie habe ich den Menschen gesucht, der höher ist als ich, und der mich wirklich übersieht! Ich fand ihn nicht. Ich darf mich nicht mit Schopenhauer vergleichen — aber ich gehöre einem höheren Range an, abgesehen von der „Kraft."

* * *

Meine Gedanken betreffen zu hohe und feine Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine Autorität erst durch Jahrhunderte so stark, um die Menschen zu vermögen, ohne Beschämung das Buch dieser Autorität so streng und ernst zu interpretiren wie einen alten Classiker (z. B. Aristoteles). Der *Glaube an den Menschen* muss wachsen, damit sein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube also und das Vorurtheil. Deshalb bestand man ehemals so auf „Inspiration": jetzt — — —

* * *

Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Accorde des *grossen Lebens* vergangener Menschen hindurch: jede *Werthabschätzung* hat in grossen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.

* * *

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückfordern als *Eigenthum* und *Erzeugniss des Menschen* und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als

Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. O über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um sich verarmt und elend zu fühlen! Das ist seine grösste „Selbstlosigkeit“, wie er bewundert und anbetet und nicht weiss und wissen will, dass er schuf, was er bewundert. Es sind die Dichtungen und Gemälde der Urmenschheit, diese wirklichen Naturszenen — damals wusste man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas hineinsah. Und diese Erbschaft haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, dies Gefühl von trauernder Grösse, dies Gefühl des bewegten Meeres alles erdichtet von unsern Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimmtsehen überhaupt!

* * *

Aber wohin fliessen denn zuletzt alle Flüsse des Grossen und Grössten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ocean? — Sei dieser Ocean: so giebt es einen.

* * *

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen — was hätte ich mit ihnen zu thun, da ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter, als gut ist, die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

* * *

Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniss wird es Einer schwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und Jedem, der für derlei „Ausschweifungen“ zu feige oder zu keusch ist, sei es billigerweise zugestanden, sich auch daraus eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, dass man zwar ein Mensch der Leidenschaften, aber auch der Herr seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniss. Wie Napoleon, zum Erstaunen Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen liess und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen: er muss, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist, — es ist sein wildester Hund — zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewissheit, der Wille zur Unwissenheit, vor Allem zur Narrheit sein können.

* * *

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen“ suchen — oberflächlich! Wir wollen nicht betrogen werden, es beleidigt unsern Stolz.

* * *

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt — wie so vieles: ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie über-

aus schätzenswerth. — Ach, und so wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!“

* * *

Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben — sie gelten als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel — aber im Süden nicht mehr!

* * *

Alle Leidenschaft trübt den Blick 1. für das Object, 2. für den damit Behafteten. Und nun! Paradoxie! Leidenschaft der Erkenntniss, welche gerade die Erkenntniss erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft Befallenen! Unmöglich!!! Ist diese schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber?

* * *

Im Alterthum hatte jeder höhere Mensch die Begierde nach dem Ruhme — das kam daher, dass jeder in sich die Menschheit anzufangen glaubte und sich genügende Breite und Dauer nur so zu geben wusste, dass er sich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitspielender Tragöde der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen ist „ich habe eine Herkunft“ — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathustra, Moses, Muhamed, Jesus, Plato, Brutus, Spinoza, Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an's Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende braucht. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

* * *

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meine Vorgebirge und Klippen gewahr geworden ist: ich will nicht, dass er sich an mir stosse.

* * *

Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experimentes, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören uns, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht weniger gern an, weil wir schon epikureische uns zu eigen gemacht haben. Jene Einseitigkeit der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoicismus z. B. zeigte, dass der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge: von ihm lernte ich mitten in der Noth und im Sturme sagen: „was liegt daran?“ „was liegt an mir?“ Vom Epikureismus nehme ich die Bereitwilligkeit

zum Geniessen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.

* *
*

Eine ganz andre Aeternisirung. — Der Ruhm geht in einer falschen Dimension vorwärts. Wir müssen die ewige Tiefe hineinlegen, die ewige Wiederholbarkeit.

* *
*

Man übt sich lange, bevor man weiss, was man später einmal zu sagen hat, die Geberde, die Haltung, den Stimmklang, den Styl an, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!

* *
*

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

* *
*

A.: Die Art, wie er mich öffentlich missversteht, beweist mir, dass er mich nur gar zu gut verstanden hat! B.: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits nöthig, dich zu verläumden.“

* *
*

Mir ist nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, dass etwas von mir geschriebenes nach ein paar Jahren einfach todt sei und somit einen Erfolg in der Bälde haben müsse, wenn es überhaupt einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der Gloria gehabt zu haben, ist mir nie der Zweifel aufgestiegen, dass diese Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leser, so immer nur an verstreute, über Jahrhunderte hin ausgesäte Einzelne.

* *
*

„Gut von den Menschen denken — das begreift sich bei Dir! sie verstellen sich in Deiner Gegenwart und reden vielleicht sogar besser — genug Du lernst sie so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen Du selber wiederstrahlst.“ Auf Reisen! ego.

* *
*

Ich habe nicht Kräfte genug für den Norden: dort herrschen schwerfällige und künstliche Seelen, die so beständig und nothwendig an Massregeln der Vorsicht arbeiten als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum ersten Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem sammtnen Grau und Roth des Himmels. Du hättest

sterben können, ohne dies zu sehen — Schauder, Mitleid mit mir, dass ich mein Leben damit anfing, alt zu sein, und Thränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden.

*
* *

Barbarisch, gerade die Schwächen einer Sache zu nehmen; das Gegentheil, eine Sache so zu nehmen, dass man an Stelle ihrer Schwächen die eigenen Stärken zu stellen weiss und sie so beschenkt.

* *
*

Der Denker, der seine Stille gewöhnlich zwischen zwei Lärmen zu finden hat, wenn er sie überhaupt zu finden weiss.

* *
*

So will ich es doch eingestehen — ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden uud ehemaligen Vertrauten erfahre — im tiefsten Grunde lässt dies alles mich unbewegt, und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreissen. Ich suche ein Mittel gegen die Langeweile, wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit — ich bin euch gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

* *
*

Nachts, bei gestirntem Himmel regt sich wohl ein Gefühl wie armselig unsere Fähigkeit zum Hören ist. Oh dieser todtenstille Lärm! —

* *
*

Nachkommen haben — das erst macht den Menschen stetig, zusammenhängend und fähig, Verzicht zu leisten: es ist die beste Erziehung. Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im Geistigsten. Unsre Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unsres Lebens den Compass und die grosse Richtung.

* *
*

Wir wollen es nicht machen wie Wagner's Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erde aus ihrem Schlafe weckt, um ihr zu sagen, dass sie weiter schlafen könne, — und auch nicht wie Wagner's Parsifal: ein Arzt der zwar seine Patientin heilt, doch so, dass diese gleich nach der Heilung stirbt — und zwar mit rückwirkender Kraft: denn irgend ein alter Grossvater muss auch desshalb mitsterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Aerzte sein, doch so,

dass die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen und die Geheilten nicht an den Heilungen zu Grunde gehn.

* *
*

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, ringsum Abgrund — ich mag nicht hinsehen. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Mich schaudert, ich schliesse die Augen. — Wo bin ich? Ich sehe eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich. Um mich wie? ist alles plötzlich Gestein und Absturz geworden? Hier das Gesträuch — es zerbricht in meiner Hand, und gelbe Blätter und ärmliche Wurzelchen rieseln abwärts. Wie ist mir doch? Was geschah, dass die Stimme mir plötzlich versagt und ich mich wie verschüttet fühle unter einer Last trunkener und undurchsichtiger Gefühle? Woran leide ich jetzt? Ja *leiden*, das ist das richtige Wort! — Welcher Wurm biss mir in's Herz?

* *
*

Nein! Ich will nicht eitler sein, als ich bin. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen (wie zum heiligen Johannes.)

* *
*

Lux mea crux
crux mea lux.



BRIEF AUS DEM NORDEN.*)

VON

PETER NANSEN.

Kopenhagen, den 20. Sept. 1896.

In den Augen des grossen Europa ist Skandinavien Eins. Schwedisch, norwegisch und dänisch wird von den Deutschen, den Engländern und den Franzosen über einen Kamm geschoren. In Wirklichkeit besteht Skandinavien aus drei klar voneinander abgesonderten Einheiten, die sich, nahebei besehen, bisher niemals als Dreieinigkeit offenbart haben.

Natürlich würde es sowohl in politischer als auch in ökonomischer Hinsicht ideal sein, wenn die drei kleinen skandinavischen Nationen, die in sprachlicher Beziehung so verwandt, die historisch und geographisch so eng mit einander verknüpft sind, wenn diese kleinen, aber hochbegabten Drillinge des Nordens gemeinsame Sache machten in der Kulturvölker Kampf um's Dasein.

In grossen, erhebenden Augenblicken kann wohl auch der Dreieinigkeits-Gedanke aufflammen, — als Stimmungsrakete mit einem goldenen Regen von poetischen Ermahnungen und Verheissungen. In den bewegten Tagen des Nationalismus trieb die Bruderschafts-Welle bis gen Norden und zeitigte den sogenannten „Skandinavismus“ — aber die grosse Welle löste sich in Schaum auf. Es waren junge Träumer, — Studenten und Poeten und allerlei leichtbeweglich Volk — welche die schöne Phantasie von den drei Reichen des Nordens schufen, die zwar lange in bedauernswertem Bruderstreit gelebt hatten, jetzt aber unter dem liebevoll adelnden Einfluss der nationalen Erweckung einander in die Arme stürzen wollten.

Als die nationale Erweckung sich in alltägliche Formen konsolidierte, — als der Festrausch vorüber war — da bestand Skandinavien wieder aus drei scharf abgesonderten Völkern, die noch eifersüchtiger als zuvor auf ihren Rechten bestanden.

Hierzu trug nicht zum wenigsten die separate norwegische Nationalbewegung bei. Norwegen ist in der Geschichte Skandinaviens das Stiefkind gewesen. Vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Anfang dieses Jahrhunderts war Norwegen eine dänische Provinz und wurde mit herablassender Zurücksetzung von den dänischen Königen regiert. Aller Glanz, alle Herrlichkeit des gemeinsamen Reiches war in der dänischen Residenz- und Hauptstadt Kopenhagen vereint: hier prangte der Hof, hier leuchtete oder schwälte die Wissenschaft, hier war der durch Reichtum, Kultur und Verfeinerung gedüngte Boden für Poesie und Kunst. Alles, was Norwegen an hervorragenden, geistigen Talenten erzeugte, ward nach Kopenhagen gezogen, die besten Söhne Norwegens wurden auf dänischen Grund und Boden verpflanzt, wurden von Dänemark adoptiert und fühlten sich hier heimischer als in dem Bauernlande, zu dem Norwegen unter der dänischen Herrschaft notgedrungen werden musste. Und als sich endlich i. J. 1814 Norwegen von Dänemark trennte, geschah dies nur,

---

*) Mit diesem Beitrag beginnt Peter Nansen eine für uns geschriebene Reihe nordischer Briefe. D. R.



um sich mit Schweden zu vereinen. Allerdings waren die Bedingungen für die norwegisch-schwedische Union andere als die, welche für die Vereinigung Norwegens mit Dänemark gegolten hatten. Formell war Norwegen ein selbstständiges Land, das Königreich Norwegen, das auf gleichem Fusse eine Verbindung mit dem Königreich Schweden schloss. Doch auch nur formell existierte diese Gleichstellung. In Wirklichkeit war Norwegen das herrenlose Land, das sich dem alten Königslande Schweden unterstellte. Formell war der König von Schweden und Norwegen norwegischer König so gut wie schwedischer König. In Wirklichkeit war und blieb er König von Schweden, der gleichzeitig über Norwegen herrschte, der Norwegen von Schweden aus regierte, wo er in Stockholm seine feste Residenz hatte. Da waren noch mancherlei andere Dinge, die in der Union einen Vasallenschein über Norwegen warfen. Es gehörte in Wirklichkeit nichts weiter dazu, als dass Norwegen von einem schwedisch geborenen, schwedisch erzogenen, in Schweden wohnenden König regiert wurde, um in Norwegen, sobald sein Nationalbewusstsein erwachte, das Gefühl der Unzufriedenheit und Zurücksetzung zu erzeugen.

Dies Nationalgefühl Norwegens hat sich in den letzten Jahrzehnten mit einer stets wachsenden Macht entwickelt. Und das ist nicht zu verwundern. Norwegen, das durch Jahrhunderte geknechtete Land, hat gefühlt, wie sich gewaltige Kräfte in seiner Volkstiefe regten. Es hat zuerst mit Staunen, dann mit stolzer Begeisterung, allmählich mit einer gewissen Selbstvergötterung norwegische Grossthaten vollziehen sehen, deren Wiederhall über die ganze Welt schallte.

Wenn das grosse Europa einem norwegischen Ibsen, einem norwegischen Björnson, einem norwegischen Frithiof Nansen huldigt, da denkt Europa wohl, dass diese Huldigung ein Skandinavien bestrahlt, das sich brüderlich in die Ehren theilt. Europa huldigt, ohne einen Unterschied zu machen, den „Skandinaviern“ Ibsen und Strindberg und Brandes. Diese „Skandinavier“ aber repräsentieren drei Länder, die eifersüchtig um die geistige und materielle Suprematie kämpfen.

Und ohne Norwegen kränken zu wollen, im Gegenteil zu seinem Ruhm, muss man anerkennen, dass die zur Zeit heftig flammende Eifersucht zwischen den drei Ländern Skandinaviens von Norwegen ausgeht.

Dänemark und Schweden würden sich wohl einigermassen leicht einigen. Wenn Dänen und Schweden mit einander reden, so wird es ihnen nicht schwer, sich gegenseitig die gebührende Ehre zu geben. Sie sind alte, geschmeidige Kavaliere, die einander mit der höflichen Liebenswürdigkeit eines sicheren Umgangstons begrüssen. Sagt der Däne verbindlich: Tegner, so antwortet der Schwede galant: „Oehlenschläger“. Sie tauschen Strindberg und Brandes, Snoilsky und Drachmann, Svensk Banko und Carlsberger Bier, die Buche und die Birke, Tivoli und Hasselbacken, schwedisches Metall und dänische Butter, die Scheeren und den Strandweg mit einander aus. Der Schwede bewundert die „ironische Gemütlichkeit“ der Dänen, und der Däne ist voll Anerkennung für die „schwedische Ritterlichkeit und Galanterie“. Sie fussen beide auf einer althergebrachten Kultur und räumen einander vorurteilsfrei die gegenseitigen Vorzüge ein. Sie behandeln sich wie Standesgenossen, wie Ebenbürtige. Sie pokulieren harmlos mit einander und enden mit einer brüderlich-skandinavischen Umarmung.

Durchaus nicht so sicher ist der Umgangston zwischen einem Norweger und einem Dänen, — gar nicht zu reden von dem Ton, der zwischen Norwegern und Schweden herrscht. In dem skandinavischen Dreiklang ward die norwegische Nationalerweckung eine für lange Zeit zerstörend wirkende Disharmonie.

Es soll dies kein Vorwurf gegen Norwegen sein. Im Gegenteil. Wer gesund und loyal denkt, muss die bittere Notwendigkeit verstehen, dass Norwegen vorläufig als zweischneidiges Schwert zwischen Dänemark und Schweden liegt. Zuerst von Dänemark, dann von Schweden abhängig, kehrt das zum Selbstbewusstsein erwachte Norwegen die Krallen gegen beide. Gegen Schweden



wird ein erbitterter, politischer Kampf gekämpft, gegen Dänemark streitet man, um sich von allen vermeintlichen Überresten geistiger Leibeigenschaft zu befreien. Ein politisch unabhängiges Norwegen ist der Feldruf Schweden gegenüber, ein sprachlich unabhängiges Norwegen lautet das Feldgeschrei gegen Dänemark.

Die Streitfrage zwischen Norwegen und Schweden ist so klar, wie nur möglich. Norwegen will nicht Nummer zwei in der Union sein. Entweder will es nach jeder Richtung mit Schweden gleichgestellt sein, oder es will garnichts mit ihm zu thun haben.

Ganz so zugespitzt und klar ist nun allerdings der Streit nicht, den Norwegen mit Dänemark führt. Hier handelt es sich um weniger handgreifliche Werte. In erster Linie wird ein gewissermassen scherzhafter Streit um Mein und Dein geführt: nämlich, was von der gemeinsamen Litteratur — aus den Jahrhunderten, als Norwegen zum dänischen Reich gehörte — norwegisch, und was dänisch ist. Zur dänischen Litteratur zählen die Dänen alle solche Norweger — namentlich den berühmten Schauspieldichter Holberg (1684—1754) — die, wenn auch in Norwegen geboren, in Dänemark als Dänen wirkten und selber blitzwenig an ihren norwegischen Ursprung dachten. Diese, ihrer Zeit ausgekniffenen Landsleute suchen die norwegischen Patrioten unserer Tage wieder einzufangen. Doch um diese Heimgegangenen würde man sich schon einigen, wenn nicht noch etwas Anderes dazu käme.

Dies Andere ist die neu-norwegische Agitation, die darauf ausgeht, sich von allem zu befreien, was an die Verbindung Norwegens mit Dänemark erinnert, — mit anderen Worten an die Zeit der Erniedrigung Norwegens. Und in diesem Punkt ist das junge Norwegen empfindlich bis zum Excess. Dies ist erklärlich und verzeihlich. Es ist vielleicht, anfänglich, auch wohl notwendig gewesen. Es bewirkt momentan eine bald peinliche, bald lächerliche, auf die Dauer vernichtende Eifersucht zwischen den beiden Ländern, die auf so vielen Gebieten, namentlich durch die so eng verwandten Sprachen, weit mehr Bedingungen für ein fruchtbares Zusammenarbeiten haben, als wie dies zwischen Norwegen und Schweden, oder Schweden und Dänemark der Fall ist.

Das Unglück ist, dass das neu-norwegische Bestreben namentlich darauf ausgeht, die Kluft zwischen der dänischen und der norwegischen Sprache zu vertiefen.

Während der Verbindung Norwegens mit Dänemark wurde von allen Gebildeten in den beiden Ländern dieselbe Sprache gesprochen und geschrieben. So begründete der oben erwähnte grosse Schriftsteller Holberg, der von Geburt Norweger war, die dänische Litteratur-Sprache in gleichem Masse wie die norwegische. Bis zum Jahre 1814 gab es nicht den geringsten Unterschied zwischen Dänisch und Norwegisch. Und sogar noch lange nach der politischen Trennung währte die Sprachgemeinschaft. Ja, selbst Ibsen und Kielland schreiben eine Sprache, die sich nur ganz unwesentlich von derjenigen unterscheidet, deren sich die dänischen Autoren bedienen. Zum Teil gilt dies auch von Björnson und Lie. Die sonderlich norwegisch gefärbten Wörter und Wendungen, die diese benutzen, sind nicht ausgeprägter, als dass nicht alle Dänen sie verstehen könnten. Der Unterschied ist kaum grösser als zwischen Norddeutsch und Süddeutsch, zwischen Pariser-Französisch und provençalischem Französisch.

Aber eine Reihe jüngerer norwegischer Schriftsteller arbeitet mit aller Kraft darauf hin, ein norwegisches Norwegisch zu schaffen, man weicht so viel wie möglich von dem Dänischen und dem norwegisch-dänischen ab. Während sie in Feuer und Flamme geraten würden, falls jemand den dänischschreibenden Holberg einen dänischen Dichter nennen wollte, konstruieren sie eine Sprache, die Holberg mit dem besten Willen nicht würde verstehen können.

Woher nehmen sie denn diese Sprache? Wo graben sie sie aus? Sie holen sie ganz einfach aus dem Volk, von den Bauern. Natürlich giebt es

in Norwegen wie in andern Ländern Dialekte. In Dänemark z. B. ist der westjütische Dialekt so verschieden vom Hochdänisch, dass ein Kopenhagener ihn nur mit Mühe verstehen wird. Als Kuriosität mag ja die Einführung eines solchen Dialekts in die Litteratur immerhin einen gewissen Wert haben. Dänemark hat einen vorzüglichen Novellisten, Blicher, besessen, der einzelne seiner Erzählungen auf Stockjütisch schrieb. Aber weder er noch sonst jemand ist auf den Einfall gekommen, dass diese Provinzsprache zur normalen dänischen Schriftsprache erhoben werden müsste. Die neu-norwegischen Patrioten dahingegen wollen die norwegische Bauernsprache als das einzig richtige Norwegisch anerkannt wissen.

Diese Sprachagitation ist die Thorheit des norwegischen Patriotismus. Wenn sie gelingt, so wird sie dem dänischen wie dem norwegischen Geistesleben zu gleich unheilbarem Schaden gereichen. Sie wird eine unübersteigbare Schranke zwischen den beiden Nationen errichten, gegen deren Kleinheit ihre gemeinsame Sprache und gemeinsame Kultur bisher ein Gegengewicht bildeten.

Und in Wirklichkeit wird das Sprach-Schisma Norwegen mehr schaden. Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, können wir Dänen wohl dreist bebehaupten, dass den jetzt weltberühmten norwegischen Dichtern der Weg zum Ruhm kaum so leicht geworden wäre, wenn nicht Kopenhagen den Transitplatz für die Verbindung Skandinaviens mit den grossen europäischen Nationen gebildet hätte. Auch ist es eine Thatsache, dass Dänemark dem norwegischen Geistesleben eine weit grössere ökonomische Stütze bietet als Norwegen dem dänischen Geistesleben. In Dänemark werden Ibsen's, Björnson's, Lie's, Kielland's Bücher mindestens ebenso viel verkauft wie die der populärsten dänischen Schriftsteller. Aber selbst so berühmte dänische Autoren wie I. P. Jacobsen, Brandes und Drachmann erfreuen sich in Norwegen nur einer sehr geringen Verbreitung. Noch heutigen Tages ist Kopenhagen die Zufluchtsstätte für eine Anzahl junger, norwegischer Talente, denn zweifelsohne ist Dänemark von den drei skandinavischen Ländern das in geistiger Hinsicht willigst-empfängliche.

Dieser Brief, der von einem Dänen geschrieben ist, darf sich wohl erlauben, auf dänische Tugenden aufmerksam zu machen. Wir Dänen sind nicht weniger warmblütige Patrioten als andere Nationen. Aber wir kennen keinen engherzigen Argwohn gegen Fremde. Will man uns etwas vorwerfen, so ist es wohl eher unser Fehler, dass wir unser Haus allen Fremden zu gastfrei öffnen. Es ist unser Ehrgeiz, gute Wirte zu sein.

Deswegen schmerzt es, ärgert und reizt es uns, dass sich Norwegen so schroff von uns trennt. Mein Gott, die Sünden unserer Väter sollen uns doch nicht zur Last gelegt werden, die wir ohne uns zu besinnen die begangenen Fehler einräumen! Wir sind auch nicht so kurzsichtig, dass wir die Berechtigung des Kampfes der Norweger um eine nationale Sonderstellung nicht voll anerkennen. Aber wir sehen mit Bekümmerung, wie Norwegen in seinem nationalen Eifer darauf hinarbeitet, die Gemeinschaft aufzulösen, die seit Jahrhunderten beiden Nationen zum Nutzen und zum Ruhm gereicht hat.

Und wir hoffen, dass dies nur der Übergang ist.

So freundschaftlich auch unser Verhältnis zu Schweden ist, so ist unsere Sympathie in dem norwegisch-schwedischen Konflikt doch auf Seiten der Norweger. Unsere besten Wünsche begleiten die politische Gleichstellungs-Forderung der Norweger den Schweden gegenüber. Uns kann wohl eine norwegische Kraftpatriotismus-Äusserung verletzen, wir können einen Augenblick König Oskar bewundern, wenn er mit unvergleichlicher Beredsamkeit und verblüffendem Sprachtalent Norwegens Sache zu der seinen macht, wie auf dem Fest für Frithiof Nansen — aber wir sind der festen Meinung, dass der begabte Monarch und seine getreuen Schweden ihr Vorrecht einbüssen, wenn der König von Norwegen und Schweden einem deutschen Journalisten zu verstehen giebt, dass der norwegisch-schwedische Konflikt im Wesentlichen auf Norwegens Apanage-Geiz beruht.

Und wie gesellschaftlich angenehm wir auch mit den Schweden ver-

kehren, so bezaubert wir auch von der schwedischen Wohlerzogenheit sein können, — wir fühlen uns durch gemeinsame Erinnerungen und gemeinsame Sprache weit inniger mit den Norwegern verbunden. In Wirklichkeit ist es uns ein Herzenskummer, wenn wir sehen, mit welchem rücksichtslosen Eifer ein Teil des jungen Norwegens alles im norwegischen Staat, was an die einstmalige Verbindung der beiden Länder erinnert, wie eine feindliche Macht bekämpft.

Es ist bei dem dänisch-norwegischen Verhältnis gar Vieles, was an das Verhältnis zwischen zwei Generationen, zwischen Vater und Sohn, erinnert. Norwegen pocht auf sein junges Recht und stürmt dahin, ohne einen Gedanken an das Gewebe wertvoller Gemeinschaft, das zerrissen wird. Dänemark, das unter Verlusten und Enttäuschungen alt geworden ist, fällt es noch ein wenig schwer, sich Norwegen gegenüber in Resignation zu finden. Noch immer halten wir den Platz in unserem Hause für den verlorenen jüngeren Bruder offen, — bereit das gemeinsame Erbe gleichmässig mit ihm zu teilen. Zuweilen aber wird es uns schwer, den geselligen Anstand zu wahren, auf den wir grossen Wert legen, und wir machen unserer Erbitterung mit jener spöttischen Überlegenheit Luft, die alten, boshaften Männern eigen ist.

So entsteht dann eine jener skandinavischen Familienscenen, in denen Dänemark das witzigste, Norwegen aber das letzte Wort behält.

Einen unbestreitbaren Triumph besitzt Norwegen darin, dass es von sämmtlichen drei skandinavischen Ländern in Bezug auf das moderne Geistesleben ohne Frage den grössesten Ruhm erworben hat. Die Namen der norwegischen Dichter — Ibsen, Björnson, Lie und Kielland, — der norwegischen Künstler — Thaulow und Sinding —, der norwegischen Komponisten — Grieg und Johan Svendsen — strahlen glanzvoll an dem skandinavischen Sternenhimmel, den Europa augenblicklich studiert und bewundert. Wir Dänen verhalten uns den norwegischen Genies gegenüber ebenso bewundernd wie die übrige Welt. Aber wir hegen — in aller Bescheidenheit — die Überzeugung, dass wir uns vielleicht auch sehen lassen könnten, wenn Europa einmal die Augen für unsere Berühmtheiten aufgingen. Wir glauben, dass ein wenig von der erstrangigen Stellung, die Norwegen in dem Verhältnis der Skandinavier zu der grossen Welt einnimmt, der jugendlichen Schneidigkeit der Norweger, wo es darauf ankommt, sich geltend zu machen, zuzuschreiben ist.

Wir Dänen sind nicht bescheiden im heiligsten Sinne des Wortes. Aber wir sind bescheiden aus Furcht, unbescheiden zu erscheinen, aus Furcht die gegenseitige ironische Kritik wachzurufen. Auch haften wir mehr an der Scholle als die Norweger. Wir besitzen wenig Unternehmungsgeist und nach aussen gehende Geschäftstüchtigkeit. Wir begnügen uns in der Regel mit der Ehre, die wir daheim unter uns ernten.

Eine Ausnahme bildete der Dichter H. C. Andersen, dessen Märchen in allen Sprachen bewundert werden. Aber wie viele Menschen in Deutschland, England und Frankreich kennen Sören Kierkegaard, von dessen paradoxem Stil Ibsen so viel gelernt hat?

In allen litterarischen Kreisen der ganzen Welt kennt man den Namen des dänischen Kritikers Georg Brandes; die jungen deutschen und österreichischen Schriftsteller huldigen auch dem Dänen I. P. Jacobsen. Und doch ist dieser erste Sprachkünstler und feinste Poet Skandinaviens kaum in das Bewusstsein des deutschen Publikums eingedrungen. Und ahnt wohl das deutsche Publikum, dass der Däne Holger Drachmann, der in diesen Tagen sein 25jähriges Dichter-Jubiläum feiert, einer der grössesten lebenden Poeten ist, ein Lyriker, der einem Victor Hugo, einem Byron nicht nachsteht? Man studiert in Europa Skandinaviens eigenartigen Musik-Ton bei Grieg. Wer aber kennt den genialen dänischen Musik-Greis J. P. E. Hartmann und den — ebenso wie I. P. Jacobsen — in der Blüte der Jahre dahingerafften Komponisten P. Heise? Und Skandinavien hat wohl momentan kaum einen grösseren Maler als den Dänen P. L. Kröyer, der freilich die goldenen Medaillen von

den Ausstellungen aller Herren Länder besitzt, dessen Bilder aber noch niemals auf der Geldbörse des Weltmarkts notiert worden sind.

* * *

Wenn Europa, die grosse Welt, nach Skandinavien hinaufblickt, sieht es die drei skandinavischen Länder als Einheit.

Wir Skandinavier sehen drei mit einander konkurrierende und kämpfende Länder. In dem skandinavischen Streit ist Dänemark die Nation, die am liebsten Frieden nach allen Seiten hin halten will, denn wir Dänen haben die bitterste Erfahrung gemacht, wie es geht, wenn ein kleines Land nicht Frieden hält. Und wir hoffen auf Frieden in Skandinavien, auf ein geistig dreieiniges Skandinavien, wenn erst der politische Streit zwischen Norwegen und Schweden zu Ende geführt ist, und das endlich ganz befreite Norwegen kein Misstrauen mehr gegen eins der stammverwandten Völker zu hegen braucht.

Wenn Europa, die grosse Welt, nach Skandinavien hinaufblickt, sieht es in erster Linie Norwegen, weil Norwegen mehr als die anderen Völker, eifriger und jugendlicher als Schweden und Dänemark, an Europa appelliert hat.

Ich, der ich ein Däne bin, sage zu meinen deutschen Lesern: Wenn Ihr nach Skandinavien hinaufblickt, da lasst Euern Blick nicht an Dänemark vorübergleiten, — liegt es doch Europa am nächsten.

RUNDSCHAU.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Marx und Dionysos.

Dass die Sozialdemokratie mit der Rousseau'schen Naturschwärmerei des vorigen Jahrhunderts entfernt zusammenhängt, ist schon oft anerkannt und von Feinden und Freunden energisch ausgesprochen worden. Sie that auch wirklich gar nichts anderes, als dass sie das Ideal des vollkommenen Naturzustandes von der ästhetischen auf die praktisch ökonomische Grundlage hinüberstellte. Allerdings ein folgenschwerer Schritt für die äusserliche Gestaltung der Dinge! An Stelle des Enthusiasmus einer heissen Künstlerseele, die sich mit dem Urwollen des Universums zusammenhängend fühlte, trat die Taktik der Parlamentarier, der nüchterne Leitartikel der Zeitung. An Stelle der Bilder und Visionen traten die systematischen, nüchternen und ach oft so grauen Theorien. — Marx, der Jude, vertrieb den Gott Dionysos. Sie missverstanden sich wie, nach Nietzsche, ein Hegel und Schopenhauer sich missverstanden haben — wie feindliche Brüder. Aber immer wird in der Welthistorie das ritornar al segno zum Losungswort werden, wenn einmal irgend ein Mensch, eine Partei, ein Volk am Scheidewege steht. So ist es jetzt mit den Sozialdemokraten. Sie können nicht mehr Revolutionäre im Knüppelsinn des Wortes werden und fürchten doch die graue Nüchternheit des Reformertums. Da erinnern sie sich ihrer Anfänge und suchen eine ästhetische Auffrischung. Wenigstens im französischen Sozialismus macht sich ein solches Bestreben entschieden bemerkbar und von diesem Standpunkt aus ist ein Aufsatz von Rioux de Maillou über Volksfeste, welcher in der Augustnummer der Revue socialiste erschienen ist, in hohem Grade beachtenswert. Natürlich handelt sich es bei diesen Volksfesten immer nur um Parteifeste mit den üblichen Tendenzen und Symbolen — das Taktische wird vor dem Aesthetischen unbedingt den Vorzug erhalten. Aber ein eigentümliches Naturgefühl durchzieht diesen Aufsatz, das uns fast mythisch anmutet. Der Verfasser begehrt für seine Feste durchaus den Hintergrund der Nacht, aus der die tausend strahlenden Lichter seines Festzuges leuchtend hervorbrechen. Dieser Festzug soll zum Mittelpunkt einen heiligen Wagen haben, der von elektrischen Flammen magisch beleuchtet wird. Es sollen Symbole aller menschlichen Wissenschaften, der Botanik, der Geographie, der Geologie geschaffen werden. Und diese riesengrossen Gestalten schreiten dann schliesslich als Lichtgötter durch das dunkle Meer — eine leise, aber unverwischbare Lichtspur hinter sich lassend. Das Ganze klingt schliesslich in einem Hymnus auf den grossen Pan aus. Ganz ähnliche, nur noch viel vibrirendere Töne schlägt Léon Bazalgette in der Société nouvelle an. Er erzählt uns dort von der Internationale der Poeten. Natürlich meint er nicht jene Sorte von Internationalismus, die alle Grenzen und Eigenarten mechanisch verwischt, sondern die grosse, gemeinsame Vision, die jetzt auf den verschiedensten Punkten der Erde bei den Poeten aller Kulturländer, so differenzirt sie unter einander auch sein mögen, entschieden zum Durchbruch kommt. Was ist diese Vision? Dass die Poeten die Natur nicht mehr mit gleichsam hierarchischen Augen ansehen, dass sie das Kleine und Unscheinbare eben so hoch bewerten und liebinnig darstellen, als die sogenannten grossen Gegenstände. Die Poeten wären demokratischer und gerechter geworden, meint Bazalgette. Lieber sollte er sagen, dass sie ästhetischer geworden sind, dass das „ästhetische Wollen" in ihnen jenes „egoistische Wollen," welches auswählt und bewertet, zu besiegen beginnt. Der Unterschied ist nur, dass beim Künstler ein solches rein ästhetisches Verhalten doch nur und gerade in ganz individueller Fassung heraustritt. Die ästhetischen Sozialdemokraten aber wollen nicht ästhetische Individuum, sondern ästhetische Volksmassen. Ihr unbewusst ihnen vorschwebendes Ideal ist eine Erneuerung jener altgriechischen Kunst, die zugleich epigonenhaft und schöpferisch war. Edward Carpenter, der englische Dichterphilosoph, den wir an dieser Stelle schon mehrfach als ästhetischen Sozial-

demokraten angeführt haben, geht einmal so weit, von der Erneuerung der Gesellschaft die Abschaffung aller Begriffe und aller abstrakten Dialektik zu erwarten. Das wird eine schöne Zeit werden. Statt nüchterner Gesetzparagraphen, erhält man Sprüche der Weisheit in schön gezierten Reimen, und statt der historischen Berichterstattung epische Heldengesänge. Schliesslich, ohne Dialektik und Abstraktion, dürfte auch das Lesen und Schreiben den grössten Teil seiner Existenzberechtigung verlieren. Alles wird nur noch gepfiffen und gesungen — die Tage Homers. Carpenter hat übrigens gleichfalls in der letzten Société nouvelle das Wort ergriffen, um einen sehr heiklen Gegenstand zu behandeln, die Liebe unter Personen des gleichen Geschlechtes. In diesem ersten Teil bemüht er sich intensiv, den vielfachen Edelsinn und vollberechtigten Naturtrieb dieser Empfindung nachzuweisen. Im nächsten Teil will er dann die Stellung dieser Liebe in der neuen sozialistischen Gesellschaft erörtern, in welcher neben diesem noch manch anderes Hellenische wieder aufleben soll, zum Beispiel die Naturfeste und Eleusinischen Mysterien. — Schliesslich fällt auch noch ein Aufsatz im zweiten Augustheft der Revue bleue teilweise in diesen Kreis hinein. Emil Faguet berichtet über ein Werk, welches der Schriftsteller Alfred Fouillé über den Philosophen Comte veröffentlicht hat. In diesem Buch wird der ernsthafte Versuch gemacht, auch die „Natur zusoziologisiren." Die Harmonie, die Comte in der Gesellschaft herzustellen bemüht war, soll nun auch zwischen dem Menschen und dem Universum vermittelt werden — aber nicht zwischen dem einzelnen Menschen und der Natur, sondern eben zwischen der Gesellschaft und dem Weltall. Comte kann ruhig als einer der Vorläufer und zum Teil als Seitenstück zu Karl Marx betrachtet werden — freilich war er auch noch viel mehr. Aber wie er selbst in seinen alten Tagen abschwenkte, so ist jetzt eine allgemeine Umwendung der Sozialisten zur Natur und zum Universum deutlich bemerkbar.

* * *

Ausser den schon erwähnten Aufsätzen enthält die Société nouvelle noch eine Reihe sehr interessanter Studien. Jules Baissac bringt einen Essay über den Gott der Semiten und der Arier, indem er eine interessante Parallele zwischen Jehovah und Prometheus zieht. Manchmal schüttelt man freilich den Kopf. Henry Maubel berichtet über seine Eindrücke in Bayreuth. Besonders fesselt ein autobiographisches Fragment von Michael Bakunin und dann eine Reihe von Briefen Turgenjews an Herzen, welche von Marie Stromberg geschickt übersetzt sind.

* * *

Die Septembernummer der Revue des Revues enthält einen Aufsatz von Ferrero über den Einfluss der Städte auf geistig bedeutende Menschen. Er kommt zu dem Resultat, dass Städte unter 10000 Einwohnern der Entwicklung solcher Menschen viel zu freien Spielraum lassen. Sie sind in diesen kleinen Orten oft die einzigen, welche über eine höhere Bildung verfügen, Bücher schreiben und eigene Gedanken haben. Die Folge ist, dass sie von ihren Mitbürgern übermässig bewundert und verhätschelt werden, so dass sie den kritischen Massstab verlieren und das Paradoxe, welches in ihnen schlummert, zum Ungeheuerlichen auswachsen lassen. Ganz anders geht es in den mittelgrossen Städten von etwas über 100000 Einwohner zu. Dort ist im allgemeinen feste Bildung verbreitet, die ihre sicheren Masstsäbe hat und nicht nur jede paradoxe, sondern auch originale Regung erbittert bekämpft. Dieser Kampf wird von den Betroffenen um so schwerer empfunden, als sie auf diesem engen Raum eine persönliche Berührung mit ihren Gegnern nicht vermeiden können. Das wird erst möglich in der modernen Grossstadt, wo sich jeder Genius isoliren und mit persönlichen Bewundern umgeben kann, ohne dass doch die Kämpfe und Angriffe fehlen, welche ein Auswachsen ins Paradoxe energisch verhindern. — Ausser diesem Aufsatz enthält das gleiche Heft noch eine hochinteressante Studie von Jean Finot über eine „neue Kunst" — die Plakat- und Annoncenkunst. Dieser Aufsatz wird durch wohlgelungene Holzschnitte anschaulich illustrirt und gewährt einen gründlichen Einblick in dieses eigenartige Erzeugnis der Moderne. Gut zu lesen ist auch noch die Abhandlung über Robert Burns von Charles Simond.

ENGLAND.

Im Juli-Heft der Fortnightly Review finden wir interressante Erinnerungen an Jules Simon, die Albert Vandam uns mitteilt. Besonders interessant ist der Abschnitt über die erste Lehrthätigkeit Jules Simons an der Ecole normale zu Paris. Das war damals ein heisser Boden. Die Hexe Politik hatte die jungen Studenten gepackt und in die extremste Opposition getrieben. Ein Royer-Collard, Saint-Beuve, Saint-Marc Girardin mussten dem Unwillen ihrer Zuhörer weichen, denen diese Lehrer zu reaktionär waren. Jules Simon stammte nun noch unglücklicher Weise aus einer

Familie, die auf den Namen Suisse hörte. Das fand nun sein Beschützer Cousin sehr bedenklich „Nein, mein Lieber," sagte er zu seinem Zögling, „ein Mensch, der Carrière machen will, darf nicht Suisse heissen. Nennen Sie sich ganz einfach Jules Simon." Dieser Rat wurde befolgt: Der junge Professor entfaltete eine so vollendete Liebenswürdigkeit, erwies sich als ein so gewandter Causeur und wusste so geschickt alle politischen Anspielungen zu vermeiden, dass er sich sein wildes Auditorium im Sturme eroberte. Im Jahre 1840, als auch ihn bereits die Politik zu packen begann, entschloss sich Jules Simon eine Reihe von Vorträgen im Arrondissement de Lanion abzuhalten — natürlich in einer entschieden liberalen Tendenz. Als er einmal in Tréguier sprach, wurde er von dem fünfzehnjährigen Schüler eines kleinen Seminars fortwährend unterbrochen. Der junge Mensch wollte mit Pfiffen und Zwischenrufen gar nicht aufhören und hätte beinah einen grossen Skandal entfesselt. Zu seinem Unglück befand sich aber auch der Direktor des Seminars, der zufällig liberal war, in dieser Versammlung. So wurde der heissblütige Schüler als er zurückkehrte, empfindlich bestraft. Dieser junge Seminarist nannte sich Ernest Renan.

* * *

In der Nineteenth Century giebt der Jesuitenvater Clark eine ausführliche Schilderung der Bedingungen, unter denen man es zu einem würdigen Krieger der Gesellschaft Jesu bringen kann. Wir wissen ja alle, wie vortrefflich der Jesuitenorden organisirt wird. Aber immer wieder muss man den Scharfsinn der alten Ordensbegründer bewundern, diese raffinirte Psychologie, mit der sie blinde Sklaverei und toll gewordene Virtuosität unlösbar in einander zu ketten wussten — In dem gleichen Heft bespricht Sidney Low den von ihm konstatirten Verfall des Cobdenismus und meint, dass Cobden unter den heutigen Zeitverhältnissen als Erster seine Freihandelstheorien verraten hätte. Hochinteressant ist auch die Studie Max Müllers über den humanen indischen Propheten Ramakrishna Paramahanska. Ethnographischen Wert hat ein Bericht von J. M. Orpen über die Religion der Matabeles.

Im Augustheft des Century übt J. W. Foster seine Feder an dem bekannten mongolischen Heldengreis Li-Hung-Tschang, der hier zur Abwechselung als Reformator des Unterrichtes dargestellt wird. Der berühmte Forscher Flinders Petrie giebt hochinteressante Einzelheiten über das alte Aegypten und J. W Fosdick belehrt uns über das Geheimnis der Holzdekorationen.

* * *

In der Contemporary Review schilderte kürzlich Andrew Lang eine merkwürdige Sitte der Nistarnarnischen Sekte in Ostrumelien. Diese schichten im Monat Mai einen Scheiterhaufen auf und wenn dann die glühende Asche am Boden liegt, springt ein Priester oder eine Prophetin mit nackten Füssen in die Asche, hält ein Bild der heiligen Helena über dem Kopf und beginnt zu tanzen, bis alle Prophezeihungen und Gebete rezitirt sind. Erst dann schreitet der Priester heraus und kühlt seine Füsse in dem Libationswasser, welches von der Gemeinde auf die Erde gegossen wird. Nach der Meinung des Volkes ist aber der Priester nur im Monat Mai unverbrennbar. Lang, als kundiger Folklorist, verfehlt nicht, ähnliche Sitten bei anderen Volksstämmen aus ältester und neuester Zeit nachzuweisen.

Es wird unsere Leser interessieren, dass bei S. Fischer, Verlag eine neue billige und nicht illustrierte Ausgabe von Gerhart Hauptmann's „Hanneles Himmelfahrt" erschienen ist.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



NATIONALE EIGENARTEN IM SOZIALEN KAMPFE.*)

VON

WERNER SOMBART.

Verschiedene Ereignisse der letzten Zeit haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder einmal auf die Eigentümlichkeiten hingelenkt, die in der modernen sozialen Bewegung das Proletariat der verschiedenen Kulturstaaten zur Schau trägt. Man hat wieder einmal Deutsche, Franzosen, Engländer zu vergleichen Gelegenheit gehabt.

Wenn ich nun auch für meine Person den Konflikten, die aus solcher nationalen Sondergestaltung im internationalen Proletariat zu erwachsen scheinen, nicht die prinzipiell hohe Bedeutung beilegen kann, wie es andere thun, — als solle nun eine Zertrümmerung aller gemeinsamen Ideale bevorstehen und wollten auf den Ruinen sich nationale Sonderbewegungen entwickeln —, wenn ich im Gegenteil eine immer weitergehende Vereinheitlichung der sozialen Bewegung — bei aller Anerkenntniss nationaler Sonderheiten — für das wahrscheinliche halte, so hiesse es doch die Augen absichtlich verschliessen, wollte man die spezifischen Eigenarten der Nationen und ihre grosse Bedeutung verkennen, die bisher innerhalb der sozialen Bewegung sich bemerkbar gemacht haben.

Wenn es gestattet ist, von nationalen „Typen“ in der sozialen Bewegung zu sprechen, ich meine, wenn wir der Deutlichkeit halber alle Nüancen, die sich zu Tausenden im wirklichen Leben herausbilden, innerhalb jeder Nation zu einem einheitlichen Bilde mit einem bestimmten Charakter gleichsam komponieren wollen, so wird es möglich sein, von einem englischen, einem französischen und einem deutschen Typus der sozialen Bewegung zu sprechen.

Unter dem englischen Typus verstehe ich alsdann diejenige Bewegung, die im wesentlichen einen unpolitischen, rein gewerkschaftlichen Charakter trägt. Als Typus der französischen Bewegung würde ich hingegen denjenigen bezeichnen, bei dem das hervortritt, was ich den Revolutionarismus, den Putschismus nenne, d. h. eine Art von Verschwörertum, gepaart mit Strassenkampf. Und endlich als deutscher Typus erscheint mir die gesetzlich-parlamentarisch-politische Arbeiterbewegung.

Angesichts solcher Verschiedenartigkeit fragt es sich nun zunächst: welche Aufgabe dem wissenschaftlichen Beobachter zufällt, der über sie reden oder schreiben will. Da muss ich nun hervorheben,

*) Diesem Aufsatz liegt einer der Vorträge zu Grunde, die der Verfasser im Herbst dieses Jahres in Zürich gehalten hat und die sämtlich in teilweise erweiterter Fassung unter dem Titel „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“ demnächst bei Gustav Fischer Jena im Druck erscheinen werden.



dass ich der üblichen Betrachtungsweise mich nicht anzuschliessen vermag. Der herrschenden Auffassung entspricht es nämlich, dort wo man die Verschiedenheiten der sozialen Bewegung schildert, alsobald einen Unterschied zu machen zwischen demjenigen, was man die gesunde und normale Bewegung einerseits und die ungesunde andrerseits nennt. Und zwar pflegt sich dieser Unterschied in der herrschenden Auffassung zu identifizieren mit dem Unterschiede der Bewegung in England und der auf den Kontinent.

Die englische Bewegung, die bisher im wesentlichen eine rein gewerkschaftliche war, beliebt man als die normale und „richtige“, die kontinentale, mehr politische, als die anormale und „unrichtige“ zu bezeichnen. Ich meine nun, dass bei solcher Unterscheidung und Kritik ein zwiefacher Irrtum begangen wird: ein methodologischer und ein sachlicher. Zunächst der methodologische Irrtum:

Wenn die Wissenschaft glaubt, ein derartiges Urteil fällen zu dürfen, glaubt, sich solcherart als Weltgericht über die Weltgeschichte konstituieren zu sollen, damit dass sie feststellt: „hier liegt eine richtige, da eine falsche Bewegung vor“, so heisst das nach meinem Dafürhalten eine Ueberschreitung der Grenzen, die der Gelehrte sich stecken muss. Er hört damit auf als Gelehrter zu urteilen und wird Politiker. Er begeht den grossen Fehler, dass er für objektives Wissen etwas ausgiebt, was nichts anderes als subjektives, höchst privates Ermessen einer bestimmt interessierten Persönlichkeit ist.

Sachlich irrt nun aber jene Auffassung darin, dass das, was sie als „normale“ Richtung bezeichnet, wenn wir schon so unterscheiden wollten, die anormalste ist, die je existiert hat: weil nämlich die soziale Bewegung in England thatsächlich nur durch eine Reihe von ganz speziellen, aussergewöhnlichen Umständen so werden konnte, wie sie geworden ist. Denn wenn wir etwa den „normalen“ Verlauf der modernen kapitalistischen Entwicklung als objektiven Massstab wählen wollten — der einzige m. E., der statthaft wäre —, so hätten wir viel eher ein Recht zu sagen: die kontinentale Bewegung ist die normale, die englische die anormale. Ich denke nun aber, dass es der Wissenschaft würdiger ist, wenn wir jene Scheidung in „Normal“ und „Anormal“ ganz bei Seite lassen und vielmehr versuchen, den G r ü n d e n auf die Spur zu kommen, weshalb sich in den verschiedenen Ländern verschiedene Erscheinungsformen der sozialen Bewegung herausgestellt haben. Wenn wir erklären, statt abzusprechen.

Aber was heisst e r k l ä r e n? Auch darüber bedarf es eines Wortes der Verständigung, weil auch hierin — ach wie oft! — — gefehlt wird. Soziale Geschehnisse erklären, heisst natürlich die Ursachen aufdecken, aus denen sie hervorgegangen sind. Aber diesen Ursachen gilt es richtig auf die Spur zu kommen. Und dabei darf es uns nicht passieren, wie es meist geschieht, dass wir unrealistisch werden. Unrealistisch nenne ich jede Erklärung einer sozialen Erscheinung, die — an der Oberfläche haftend — diese aus vorwiegend ideellen, altruistischen Motiven der handelnden Personen ableitet, also die Interessen, d. h. im wirtschaftlichen Leben vorwiegend die materiellen Interessen als treibende Kräfte unterschätzt, die also in der sozialen Welt an Wunder glaubt.

So halte ich, um an einem Beispiel meinen Standpunkt zu verdeutlichen, das übliche Schema zur Erklärung der sozialen Entwicklung

in England aus den angeführten Gründen für unrealistisch, d. h. nicht der Wirklichkeit entsprechend. Nach diesem Schema sollen sich die Dinge in England etwa in folgender Weise abgespielt haben:

Nachdem das Proletariat ein paar Jahrzehnte lang, zuletzt noch in der grossen Chartistenbewegung (1837—48) sich recht ungebärdig benommen, in schnödem Materialismus erbittert für seine Interessen gekämpft habe, sei es seit der Mitte des Jahrhunderts plötzlich manierlich geworden, habe sich mit der herrschenden Wirtschaftsordnung ausgesöhnt und sich mit den Unternehmern, die gleichfalls edlere Menschen geworden seien, auf das beste vertragen. Und das alles, weil ein **neuer Geist** in die Menschen gefahren sei, ein Gedankenumschwung sich vollzogen habe von der individualistischen Nationalökonomie und utilitarischen Weltanschauung zu einer sozialen Auffassung der Gesellschaft wie der Stellung und Pflichten der einzelnen in ihr. Förderer und Verbreiter dieses „neuen Geistes" sollen vor allem **Thomas Carlyle** (1795—1881) und die christlichen Sozialisten: Maurice, Kingsley, Ludlow u. a. gewesen sein. Carlyles Lehre gipfelt in diesen Sätzen: die Übel, die über Europa hereingebrochen sind — französische Revolution! Chartismus! — rühren daher, dass der Geist des Bösen herrscht: Mammonismus, Selbstsucht, daher Pflichtvergessenheit. Es gilt diesen Geist zu reformieren! Statt Skepsis muss Glauben, statt Mammonismus Idealismus, statt Selbstsucht Hingabe, statt Individualismus soziale Gesinnung wieder in die Herzen der Menschen einziehen! Nicht das Individuum darf Mittelpunkt sein, wie es die eudämonistisch-utilitarische Weltanschauung will, sondern soziale Zwecke, objektive Werte, Ideale sollen des Menschen Thun leiten. Unter diesem Gesichtspunkt der sozialen Pflichterfüllung wird auch das proletarisch-kapitalistische Verhältniss geadelt werden und seine Härten verlieren: der Unternehmer werde menschlicher, lerne wahrhaft herrschen, der Arbeiter gefügiger, lerne wahrhaft dienen.

Ganz ähnlich räsonnieren die sogen. christlichen Sozialisten, nur dass sie den „neuen sozialen Geist" aus den Lehren des Christentums ableiten wollen. Diese Lehren nun, heisst es, tragen Früchte. Jener soziale Geist — wer hätte es gedacht — zieht thatsächlich in die Herzen der Menschen ein, der soziale Konflikt wird dadurch aus der Welt geschafft, an Stelle von Hass und Misstrauen, treten Liebe und Zutrauen. Die „soziale Frage" ist gelöst, mindestens ist man auf dem „Wege zum sozialen Frieden", der Kapitalismus ist gerettet, der Sozialismus auf der Strecke geblieben . . .

Ich will erst nachher prüfen, in welchem Umfange denn die sozialen Thatsachen, die hier behauptet werden, der Wirklichkeit entsprechen; aber selbst angenommen, sie thäten es ganz und gar — es herrschte eitel Eintracht in Albion: könnte uns dann jene hyperidealistische Erklärung genügen? Würde es uns nicht verlangen, auch ein paar solidere Motive in den Kausalzusammenhang einzufügen als nur die Erfolge Carlylescher Predigten?

Ich für meine Person bin skeptisch gegenüber solchen liebenswürdigen Geschichtserklärungen und glaube dem Wallenstein lieber als dem Max. Und wenn ich nun, von diesem hässlichen Misstrauen getrieben, mir die englische Entwicklung etwas genauer betrachte, so gestaltet sich in der That das Bild, das ich von ihr empfange, wesentlich anders, als ich's Ihnen nach der herrschenden Auffassung gezeichnet

habe. Vor allem; ich finde recht herzlich wenig von jenem berühmten „sozialen Geiste", der solche Wunder gethan haben soll.

In den Institutionen, auf denen die englische Eigenart der proletarischen Entwicklung beruht — Gewerkschaften und Genossenschaften — herrscht, so viel ich sehe, ein recht gesunder selbstsüchtiger, eigennütziger Geist. Ja, es giebt vielleicht keine soziale Schöpfung, die brutaler auf dem Egoismus — sehr vernünftigerweise! — aufgebaut wäre als die Trade Unions. Und wenn ich die betrüblichen Klagen der christlichen Sozialisten lese über den kompleten Misserfolg ihrer Bestrebungen, dann vermag ich das sehr gut mit den andern Beobachtungen in Einklang zu bringen. Nun aber auch einmal eine gewisse Wirkung des „sozialen Geistes" zugegeben — sie ist vorhanden — soll ich an das Wunder glauben, dass er Berge versetzen könne? oder soll ich nicht vielmehr vermuten dürfen, dass ihm die wirtschaftliche und politische Entwicklung, in der doch nun einmal die Selbstsucht zu Hause ist, stark zu Hülfe gekommen sei, die Vorbedingungen geschaffen habe, damit er wirken könne!

Das alles bewege ich in meinem lieben Gemüte und das Ergebnis ist, dass ich mich unmöglich mit Carlyle und seinem sozialen Geist zufrieden geben kann, sondern eben eine realistische Geschichtserklärung — für England nicht minder wie für jedes andere Land — versuchen muss.

Und sie ist ganz gewiss nicht schwer. Sehen wir also zu, wie sich die nationalen Eigenarten der sozialen Bewegung unter Berücksichtigung der thatsächlich bestimmenden Faktoren der Geschichte als notwendiges Ergebniss bestimmter Entwicklungsreihen verstehen lassen: das heisst sie erklären.

* * *

Wie nun lässt sich wirklich die Eigenart der englischen Arbeiterbewegung im einzelnen charakterisiren? Ich denke so: seit 1850 etwa verschwindet eine eigentlich „revolutionäre" soziale Bewegung; d. h. die Arbeiterbewegung erkennt prinzipiell die Grundlagen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung an und bestrebt sich, durch Gründung von Unterstützungskassen, Genossenschaften und Gewerkvereinen innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung die Lage der Arbeiter zu verbessern. Die Klassengegensätze mildern sich. Der Arbeiter wird von der „Gesellschaft" und selbst vom Unternehmertum als Mensch anerkannt. Es tritt unzweifelhaft eine Hebung der englischen Arbeiterschaft ein. Wirksame Arbeiterschutzgesetze werden erlassen u. s. w. Wobei ich unbeachtet lassen will, dass diese „Hebung" sich thatsächlich nur auf eine Arbeiteraristokratie bezieht, dass daneben, z. B. in London, ein ungeheures Elend weiterbesteht — in London empfangen über 100000 Personen Armenunterstützung, 100 Millionen Mark werden jährlich für wohlthätige Zwecke verausgabt, von 5 Personen stirbt je einer durchschnittlich in Armenhäusern, öffentlichen Spitalen etc. — — Aber davon sei abgesehen. Andere Schichten des englischen Proletariats haben ihre Lage zweifellos sehr erheblich verbessert.

Und nun die Pointe: das alles, ohne dass die Arbeiter „Politik" treiben, die Arbeiterbewegung politischen Charakter annimmt, d. h. ohne dass eine selbstständige Arbeiterpartei sich gebildet hätte.

Fragen wir nun nach den Gründen solcher Entwicklung, so bemerken wir sehr bald, dass diese — möge soviel sozialer Geist als da wolle mitgewirkt haben — in ihrer Eigenart gar nicht gedacht werden kann, ohne die höchst eigentümliche politisch-ökonomische Konstellation in England seit 1850 bis etwa 1880 in Betracht zu ziehen.

Ohne Zweifel bildet für alle soziale Entwicklung die solide Basis in jener Zeit die industrielle Monopolstellung, die sich England erringt und die einen ungeheueren wirtschaftlichen Aufschwung für das Land im Gefolge hat. Nur ein Paar Ziffern zur Illustration: Das Eisenbahnnetz des Vereinigten Königreichs umfasste:

1842 = 1857 engl. Meilen;
1883 = 18668 „ „

Der Schiffsverkehr bezifferte sich in allen britischen Häfen:

1842 auf 935000 t;
1883 „ 65000000 t.

Der Import- und Exporthandel:

1843 auf ca. 103 Mill. £
1883 „ 732 „ „

Das bedeutet also, da die übrigen Nationen nicht in annähernd gleichem Tempo nachfolgen, die Möglichkeit, den Markt in einer der steigenden Produktivität entsprechenden Proportion auszudehnen, bedeutet eine verhältnissmässig seltene Störung durch Krisen und Absatzstockungen.

Und daraus ergeben sich für die Arbeiterschaft die wichtigsten Konsequenzen: eine überaus günstige Gestaltung der Arbeitsmarktverhältnisse: konstant wachsende Nachfrage nach Arbeit, geringe Arbeitslosigkeit auf der einen Seite; Geneigtheit und Fähigkeit des Unternehmers, dem der Gewinn in Strömen zufliesst, den Arbeiter besser zu remuneriren, ihn an dem Goldregen bis zu einem gewissen Grade teilnehmen zu lassen.

Und neben dieser eigentümlichen ökonomischen Konstellation, die keinem Lande wieder zu teil werden konnte, weil ihm die konkurrirenden, inzwischen erstarkten Nationen die Alleinherrschaft auf dem Weltmarkt streitig machten, berücksichtigen Sie die höchst absonderliche Gestaltung, die das politische Parteileben in England erfahren hat. Bekanntlich beruht dieses, wenigstens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, auf der Schaukelpolitik zwischen den beiden einzigen grossen Parteien: den Tories und den Wighs. Sie beide streben nach Herrschaft und erringen sie jeweils durch entsprechende Konzessionen an den Fortschritt der Entwicklung, durch geschickte Ausnutzung der augenblicklichen Situation, die bald von der einen, bald von der andern rascher begriffen und gemeistert wird. Und der tertius gaudens bei diesem Streit um die Herrschaft, später das Zünglein an der Wage wird — die Arbeiterschaft. Es gehört nicht viel Scharfblick dazu, um einzusehen, wie beispielsweise die weitgehende englische Arbeiterschutzgesetzgebung garnicht anders zu Stande gekommen ist als — sagen wir mal aus Schadenfreude der vorwiegend agrarisch-interessierten Tories gegen die liberalen Fabrikanten. Oder wenn Sie persönlich edlere Motive bei den Parlaments-Mehrheiten dabei voraussetzen wollen: dass den Tories der Entschluss, für das Industrieproletariat Schutzbestimmungen zu beschliessen, zum mindesten sehr erleichtert werden musste durch die Erwägung, dass das Landproletariat von ähnlichen Gesetzen verschont blieb! Später, zumal nach Aus-

dehnung des Wahlrechts, ist dann die Politik der Wighs darauf gerichtet, mit Hülfe der Arbeiter zur Herrschaft zu gelangen, oder sich darin zu erhalten. Das setzt natürlich Konzessionen im arbeiterfreundlichen Sinne — bon gré, mal gré voraus; — auch wenn die Konzessionen nicht so leicht zu machen gewesen wären — aus den schon angeführten Gründen, auch wenn die Unternehmer gar kein eigenes Interesse an bestimmten Konzessionen gehabt hätten.

Nun hatten aber die Unternehmer — dank wieder vor allem der glücklichen ökonomischen Konstellation jenes Zeitalters in England — ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade direkt ein eigenes Interesse, die Bestrebungen der Arbeiterschaft zur Besserung ihrer Lage innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung, wenn nicht direkt zu fördern, so doch auch nicht zu befeinden.

So werden allmälig die Trade Unions und ihre Einrichtungen von den Unternehmern anerkannt: diese erklären sich bereit, mit den Vertretern der Arbeiterschaft bindend zu verhandeln, lassen sich zur Teilnahme an Schiedsgerichten, Einigungsämtern u. s. w. herbei. Wirklich nur wieder um der schönen Augen der Arbeiter willen? wirklich nur wieder, weil es ihnen Carlyle so geraten hatte oder nicht doch vielleicht aus recht eigennützigen Erwägungen heraus? Etwa weil die konservativen, aristokratischen Gewerkvereine ein Bollwerk gegen alle Revolutionslust waren, so sicher und fest, wie kein Polizeigesetz es aufzurichten vermochte; oder weil die Einigungsämter ein sehr nützliches Mittel waren, um Streiks zu vermeiden und damit Betriebsstörungen, die eben so überaus gefürchtet waren, weil die Konjunktur stets günstig sich gestaltete, weil man jeden Tag tüchtig verdienen konnte und darum jeder Tag, den die Fabrik still stand, ein sehr beträchtliches „lucrum cessans" darstellte?!

Und warum schliesslich die Arbeiterschutzgesetze nicht befürworten? Wenn sie selbst die Produktion etwas verteuerten: man war ja leicht in der Lage, den Betrag im Preise von den Konsumenten sich wiedererstatten zu lassen. Aber es brauchte die Produktion nicht einmal verteuert zu werden: die Abkürzung der Arbeitszeit konnte durch gesteigerte Intensität der Arbeit wettgemacht werden: darum hatte man ein Interesse an tüchtigen Arbeitern, die man gern höher bezahlte; oder sie konnte durch eine Verbesserung des Betriebes ausgeglichen werden, zu der man ja mühelos sich entschloss, weil die Kapitalien in Hülle und Fülle da waren und der mit der Verbesserung verbundenen Steigerung der Produktion, der Ausdehnung des Betriebes in der Aufnahmefähigkeit des Marktes keine Grenzen gezogen wurden. Endlich mochte man sich bei Zeiten erinnern, dass eine tüchtige Arbeiterschutzgesetzgebung ein ausgezeichnetes Kampfesmittel für die Grossen bedeutete, um den Kleinen das Lebenslicht auszublasen, um die so lästige Schmutzkonkurrenz zu beseitigen etc. — Alles immer im Hinblick darauf, dass eine Ausdehnung der Produktion, eine Steigerung der Leistungsfähigkeit, eine rasche Erweiterung der Produktionsskala von der Lage des Marktes nicht behindert, sondern geradezu gebieterisch erheischt wurde.

Damit nun aber alles sich so glatt und geschäftsmässig vollziehen konnte, wie sich die soziale Entwicklung in England thatsächlich unter den angeführten Bedingungen vollzogen hat: dazu bedurfte es noch der eigentümlichen Gemüts-Veranlagung des englischen Arbeiters.

Dass dieser ein so masslos nüchterner und praktischer Geselle ist, macht ihn zu jeder Politik geeignet und geneigt, bei der er nicht über den Schatten seiner Nase hinauszusehen braucht. „Immer praktisch“ wurde die Losung; die Sozialpolitik „business“ wie der Garn- und Eisenhandel. Nichts von dem Elan des französischen, von der Grübelei des deutschen, von dem Feuer des italienischen Arbeiters steckt in diesen proletarischen Geschäftsmännern. Dieser „gerissene“, „smarte“ Sinn findet so recht seine Verkörperung in den englischen alten Gewerkschaften, den, wie ich schon sagte, schlauesten Interessenvertretungen, die je erdacht sind. Diplomatisch, gewandt, glatt nach oben — gegen das Unternehmertum; exklusiv, engherzig, brutal nach unten — gegen die $^4/_5$ outsiders, die unteren Schichten der Arbeiterschaft. Die Trade-Unions sind echt kapitalistisch-geschäftsmässige Gebilde, denen der berechnende, praktische, nüchterne Sinn des englischen Arbeiters den Geist verliehen hat. Daher gewiss auch zum grossen Teil ihre höchst respektablen Erfolge!

So etwa sehe ich die Kausalreihe, die die Ereignisse der sozialen Entwicklung Englands von 1850 bis 1880 verknüpft. Es war ein dem Kapitalismus überaus günstiges Zusammentreffen einer Anzahl von Umständen, die es bewirkt haben, dass sich in England ein geschäftsmässiges Nur-Gewerkvereinlertum herausgebildet hat, eben jener spezifische Typus, den wir als englischen bezeichnet haben.

Daneben kein Sozialismus, keine soziale Bewegung im eigentlichen Sinne, kein Klassenkampf, sondern „sozialer Friede“ oder wenigstens die Vorstadien eines solchen auf der Basis des kapitalistischen Wirtschaftssystems . . .

Wirklich „sozialer Friede“? Oder war das doch vielleicht nur eine vorübergehende Beilegung des Kampfes? Es scheint fast so: wenn nicht alle Anzeichen trügen, so hat in England der „soziale Friede“ die längste Zeit gedauert. Seit dem Aufhören des englischen Supremats auf dem Weltmarkte, seit dem Emporkommen weiterer Arbeiterschichten, ist auch die soziale Bewegung wieder da, erwacht das proletarische Solidaritätsgefühl von neuem, mit ihm der Klassenkampf und schon steht die selbstständige Arbeiterpolitik zur Diskussion auf den Gewerkvereinskongressen, schon halten die sozialistischen Theorien und Forderungen ihren Einzug in den unbefleckten Hallen der Trade Unions. — Aber davon soll hier nicht gesprochen werden. Nur hinweisen wollte ich darauf, dass man die Zeit von 1850—1880 richtig als die Zeit sozialen Waffenstillstands bezeichnet, die Zeit, in der der spezifisch englische Typus der Arbeiterbewegung ausgebildet wurde.

Dass dieser nun, auch wenn er sich in seiner Eigenart allmählig verwischt, doch von dauerndem Einfluss auf die Weiterentwickelung der sozialen Bewegung sein wird, unterliegt keinem Zweifel. Was die englische Arbeiterschaft der Bewegung des Proletariats dauernd als Erbschaft hinterlässt, ist, von den reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Gewerkvereinsbildung ganz abgesehen, die Stetigkeit, die Ruhe, die geschäftmässige Klarheit in dem Vorgehen der Arbeiterschaft. Es ist mit einem Worte die Methode der Bewegung, die vom englischen Typus herüber kommen und im Proletariate bleiben wird, wenn auch die Richtung der Bewegung eine wesentlich andere sein wird.

* * *

Und nun verlassen wir den britischen Boden. Nun überschreiten wir das Ärmelmeer und gehen nach Frankreich hinüber. Welch ein Szenenwechsel! Aus dem nebligen, rauchigen, düstern England mit seinen ernsten, nüchternen, schwerfälligen Leuten in das liebe, sonnige, durchwärmte Frankreich mit seinem lebhaften, temperamentvollen, leichtblütigen Volke!

Was ist's mit der sozialen Bewegung in Frankreich? Ich deutete schon einige Züge vorhin an. Da gährt und kocht es, da brodelt und quirlt es ununterbrochen seit der glorreichen Revolution im vorigen Jahrhundert. In steter Unrast bilden sich Parteien, um sich wieder aufzulösen, zerkrümelt sich die Bewegung in ungezählte Faktiönchen. Hastend, drängend überstürzen sich die einzelnen Aktionen. Der Kampf um die politische Macht wird verdängt mit einem Male wieder vom blutigen Barrikadenkampf, von der Verschwörung, vom Attentat. Wenn wir diese Eigenart rein und klar sehen wollen, die ja immer noch dem französischen Proletariate im Blute steckt, aber im Begriffe ist, gemildert, zurückgedrängt, unterdrückt zu werden, so müssen wir in die früheren Jahrzehnte zurückgehen, müssen uns an die Thätigkeit der Clubs und Verschwörergesellschaften der 1830er und 1840er Jahre erinnern, müssen an die gewaltigen Strassenschlachten denken, die das Pariser Proletariat mit Heroismus in den Junitagen des Jahres 1848 und zuletzt in den Maitagen des Jahres 1871 geschlagen hat. Es ist wie ein verhaltenes, inneres Feuer, das in den Massen und ihren Führern beständig glimmt und das — wenn irgend woher ihnen Nahrung zukommt — lodernd hervorbricht und verheerend um sich greift. Die soziale Bewegung in Frankreich hat immer etwas Krankhaftes, Gereiztes, Konvulsivisches gehabt. Gewaltig, grandios im plötzlichen Hervorbrechen, dann wieder matt, erlahmend nach den ersten Widerwärtigkeiten. Immer weitausschauend, immer geistreich, aber ebenso oft phantastisch, träumerisch. Schwankend in der Wahl der Mittel und Wege. Aber immer erfüllt von den Glauben an die Wirksamkeit raschen, plötzlichen Handelns, mit dem Stimmzettel oder dem Dolche; immer erfüllt vom Glauben an die Macht der Revolution. Darum brauche ich hier als präzises Schlagwort, zur Kennzeichnung des französischen Typus das Wort: Revolutionarismus, womit ich hier den Glauben an die gemachte Revolution meine. In diesem Revolutionarismus stecken dann alle jene anderen Eigenarten, wie Samenkörner in der Kapsel drin. Ich will sie mal — verzeihen Sie die etwas hart klingenden Wortmissbildungen! — Faktionismus, Clubismus und Putschismus nennen. Faktionismus ist jene Neigung, in unzähligen, kleinen Parteichen auseinanderzufallen; Clubismus die Sucht zum Verschwörertum in geheimen Gesellschaften und Konventikeln; Putschismus endlich der Fanatismus für den Strassenkampf, der Glaube an die Barrikade.

Woher das alles? Zunächst muss Eines dem Kenner der französischen Geschichte sofort in die Augen springen: was wir hier als charakteristische Züge der Bewegung des französischen Proletariats kennen gelernt haben, findet sich fast unverändert in allen Aktionen des französischen Kleinbürgertums wieder. Ja, es ist offenbar nichts anderes als dessen Erbschaft, was das Proletariat übernommen hat. Unmerklich geht die eine Bewegung in die andere über. An der Hand des Kleinbürgertums tritt das französische Proletariat

in die Geschichte ein. Und lange noch, als das Proletariat in Frankreich schon eine selbstständige Bewegung begonnen hat, macht sich dieser Einfluss des Kleinbürgertums bestimmend geltend. Und zwar nicht nur in der Methode des Kampfes: auch in den Ideengängen, in den Programmen und Idealen des französischen Proletariats steckt bis in die neueste Zeit hinein kleinbürgerlicher Geist. Sodass es nur selbstverständlich ist, wenn Proudhon, der grösste Theoretiker des revolutionären Kleinbürgerthums, so spät noch — erst nach 1848 — Einfluss in den Kreisen des französischen Proletariats gehabt hat. Denn dass Prondhon am letzten Ende kleinbürgerlicher Theoretiker war, ist zwar oft bestritten, darum aber nicht minder wahr: so revolutionär auch seine Phraseologie sein mag: aber seine Reformvorschläge — mögen es die Tausch- und Kreditbanken, oder das Arbeitsgeld oder die „Konstituirung des Wertes“ sein — zielen doch immer darauf ab, die individualistische Produktion und den Austausch individueller Leistungen zu erhalten, zu kräftigen, zu „ethisiren.“

Aber es wird auch niemanden, der die Sachlage überblickt, dieses lange Vorwiegen kleinbürgerlichen Einflusses in der proletarischen Bewegung Frankreichs Wunder nehmen.

Welches Prestige hat sich das französische, insonderheit pariser Kleinbürgertum während der neueren französischen Geschichte in den Augen des Volks erworben! wie viele Ruhmesblätter hat es seit den Tagen von 1793 um seine Schläfen gewoben! Wie in keinem andern Lande — Italien vielleicht ausgenommen — hat es sich tapfer, kühn und — erfolgreich gezeigt. Wenn der französischen Bourgeoisie wie keiner andern der Welt in so kurzer Zeit die Bahn freigemacht wurde durch Beseitigung der feudalen Einrichtungen, so hat gewiss der eiserne Besen Napoleons hierbei ein grosses Stück Arbeit gethan. Aber vergessen darf nicht werden, dass es die Revolution von 1793 — die Revolution eben des Kleinbürgertums — gewesen war, die den Boden erst applaniert hatte: das ist die historische Bedeutung der Schreckensherrschaft und mit ihr des Kleinbürgertums, das seit jenen Tagen die Aureole auf dem Haupte trägt.

Aber es ist nicht nur dieses mehr ideelle Moment, das für das Vordringen kleinbürgerlichen Einflusses in Frankreich geltend gemacht werden muss: es kommt die wichtige Thatsache hinzu, dass ein grosser Teil gerade der spezifisch französischen Industrien, dank der eigentümlichen Organisation in „Ateliers,“ noch immer einen halb handwerksmässigen, kleinbürgerlichen Charakter trägt und dass es vielfach Kunstindustrien sind. So die Lyoneser Seidenindustrie, so zahlreiche der Pariser Luxusindustrien. Ganz im schroffen Gegensatz zum Beispiel zu den grossen, englischen Stapelindustrien in Kohle, Eisen und Baumwolle. Der französische „ouvrier,“ in Lyon direkt „Maître ouvrier“ genannt, erhält durch jene Richtung und Organisation zahlreicher französischer Industrien einen mehr individualistischen, also kleinbürgerlichen Anstrich als der Proletarier in anderen Ländern.

Will man aber die Eigenarten selbst verstehen, die der sozialen Bewegung in Frankreich — meinetwegen als Erbschaft des Kleinbürgertums — ihr Sondergepräge verleihen, will man für jenen Revolutionsenthusiasmus, von dem ich Ihnen sprach, Gründe finden, so muss man sie in der gesamten Geschichte Frankreichs suchen.



Ihr Träger — eben jenes leichtblütige, rasch enthusiasmirte Volk, mit dem regeren Temperament, mit dem Elan, der allen Nordländern fehlt. Jetzt vielleicht lebt der französische Typus der sozialen Bewegung — freilich stark gemildert durch deutschen Einfluss — in Italien wieder auf; dort müssen wir seine Eigenart beobachten lernen, dort den Enthusiasmus, die flinke Verständigung grosser Massen, das Strohfeuer momentaner Begeisterung, kurz, das so ganz andere Tempo des Denkens und Fühlens uns klar zu machen suchen, um diesen französischen oder wenn Sie wollen romanischen Typus des geborenen Revolutionärs zu begreifen in seiner himmelweiten Abständigkeit etwa vom englischen Normalspinner. Hehn sagt einmal in seiner treffenden Weise von Italien, könnte es aber auf alle Romanen bezogen haben: „Völlig fremd ist ihm das deutsche — und gar erst das englische! — Philisterium, ganz undenkbar das Temperament jener phantasielosen und wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit, die mit allen Tugenden der Gewöhnlichkeit ausgestattet, ehrenwert durch Mässigkeit der Ansprüche, langsam in der Auffassung . . . die von den Vätern überkommene Last bürgerlicher Vorurteile mit rührender Geduld ihr Leben lang weiter schleppen.“

So strebt der Romane gern nach weitgesteckten Zielen und scheut vor gewaltsamen Mitteln zu ihrer Erreichung nicht zurück. Dies himmelstürmerische Temperament hat ihm die Natur mit auf den Weg seiner Geschichte gegeben. Und nun denken Sie, um den Charakter der sozialen Bewegung in Frankreich zu verstehen, an die Präponderanz der Hauptstadt Paris in diesem Lande! Ist auch Paris nicht Frankreich, wie es oft ausgesprochen wird, so ist es doch mächtig genug, um dem Volke gelegentlich die Gesetze zu diktieren. Paris — dieses Nervenbündel, dieser brodelnde Feuerkessel!

Und dann habe ich immer die Empfindung, dass das französische Volk noch heute unter dem Einflusse, ja man kann sagen im Banne seiner „glorreichen“ Revolution steht. Ein solches Ereigniss — das gewaltigste Drama, das die Menschengeschichte kennt — kann in hundert Jahren nicht von einem Volke verwunden werden. So meine ich, dass jene Nervosität, wenn ich es so ausdrücken darf, die allem öffentlichen Leben in Frankreich anhaftet, zu einem guten Teil ein Erbstück aus jenen furchtbaren Jahren des allgemeinen Umsturzes sei, ein Erbstück, das ja sorgsamst gepflegt ist in — ach wie vielen! — weniger glorreichen Revolutionen seitdem. Und aus jener Zeit stammt auch ein anderes noch: das ist der bergeversetzende Glaube an die Gewalt, an die Wirksamkeit des politischen Putsches. Frankreichs Geschichte hat sich seit den Julitagen von 1789 ich möchte sagen mehr von aussen nach innen, als von innen nach aussen entwickelt: die Regimeänderung hat eine gewaltige Rolle gespielt, hat oft in der That bestimmend auf den Gang des sozialen Lebens eingewirkt. Kein Wunder, wenn man immer wieder auf sie hofft und als Hebel der Weiterentwickelung die politische Revolution, die oft so grosses vermocht hat, weiter brauchen will. Dieser Glaube an die Revolution steht aber endlich in einem innern Zusammenhang — däucht mich — mit der in Frankreich, auf ihrem klassischen Boden, noch immer nicht vergessenen spezifisch französischen, optimistisch-idealistischen Sozialphilosophie des 18. Jahrhunderts, mit jenem Glauben an den Ordre naturel, der über die Welt kommen könne „wie ein

Dieb in der Nacht," weil er ja schon da ist, und nur entdeckt, nur blosgelegt, nur ergriffen zu werden braucht.

Und wenn wir nun das alles überblicken, wie zahllose Einflüsse zusammenwirken, um den höchst eigenartigen Typus der französischen sozialen Bewegung zu formen, so will es uns fast selbstverständlich erscheinen, dass in dem Boden dieses Landes ein seltsames Gewächs der modernen Zeit am kräftigsten Wurzel geschlagen hat: der Anarchismus. Alles war aus hundertjähriger Vergangenheit vorbereitet, um ihm den Einzug leicht zu machen. Denn was ist denn der Anarchismus im Grunde anderes als die neue Form des reinen Revolutionarismus als Methode, kleinbürgerlicher Ideale als Ziel? Sind nicht Ravachol und Caserio die echten Söhne jener Verschwörer-Typen, die das soziale Frankreich der 1830er und 40er Jahre erfüllen? Giebt es einen legitimeren Vater des Anarchismus als Blanqui? Der Anarchismus — so könnte man es ausdrücken — ist geboren aus der Vereinigung der Sozialphilosophie des 18. Jahrhundert und dem Revolutionarismus des 19.

Wobei noch eines Umstandes Erwähnung geschehen muss, den ich absichtlich bisher nicht berücksichtigt habe, weil es eine Hypothese ist, die ich mit eigenem Fragezeichen versehen Ihnen vorlegen möchte. Hat der kleinbäuerliche Charakter des französischen Agrarwesens einen Einfluss auf die Ausgestaltung, sagen wir gleich der modernen anarchistischen Bewegung gehabt? Ich meine, ein Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen müsse bestehen. Freilich ist es fraglich, in welchem Umfange der Anarchismus jemals in den Massen Boden gefunden hat. Aber soviel sehe ich doch: wo's überhaupt den Anschein gehabt hat, als ob anarchistische Propaganda sich ausbreiten wollte, war es immer in agrarischen Gebieten: ich erinnere an Bakunins Erfolge in Italien und Spanien und eben an die Einnistung des Anarchismus jetzt wieder in Frankreich. Und wo die ländliche Bevölkerung überhaupt einmal zu selbstständiger Bewegung sich aufgerafft hat, hatte diese Bewegung immer mindestens einen Anflug von Anarchismus. Beispiele wieder Italien und Spanien, dann Irland.

Es ist ein interessantes Problem, dessen Erörterung mich aber hier, wo ich von der proletarisch-sozialistischen Bewegung zu reden habe, auf Abwege führen würde: ist und weshalb etwa ist der Anarchismus der theoretische Ausdruck agrarischer Revolutionen? Hinweisen wollte ich Sie wenigstens darauf.

Fragen Sie mich endlich: welche Spuren die Eigenart der französischen Bewegung dauernd in der grossen internationalen Bewegung des Proletariats zurücklassen wird, so antworte ich Ihnen: vielleicht die wenigsten von allen Nationen, denn sie trägt die unverkennbaren Spuren der Unreife. Aber für eines glaube ich doch wird sie allen übrigen Völkern ein Vorbild sein können: für den Idealismus, den Elan, den Schwung, der sie vor den Bewegungen anderer Nationen stets ausgezeichnet hat. Lernt das Proletariat in Paris vielleicht wieder sich mit idealer Begeisterung erfüllen, während wir Bourgeois im Begriffe sind, von dort die Decadence zu importieren?

* * *

Sie alle wissen, welchen ganz sonderbaren Gang die proletarische Bewegung in Deutschland genommen hat. Sie ist wie ein Meteor

vom Himmel gefallen. Denn wenn wir von den ganz unbedeutenden Anfängen in den 1840er Jahren absehen — es waren vielmehr Handwerkermotionen als eigentliche proletarische Bewegungen —, so erscheint plötzlich — im Jahre 1863 — wie aus der Pistole geschossen eine selbstständige politische Arbeiterpartei auf der Bildfläche, um seitdem nicht wieder zu verschwinden, sondern zu mächtigen Dimensionen sich auszuwachsen.

Woher diese seltsame Erscheinung solcherart sozialer Bewegung in Deutschland? Wie erklärt sich die Plötzlichkeit ihres Auftretens, wie erklärt sich vor allem der ausgeprägte Grundzug ihres Charakters: die gesetzlich-parlamentarische Richtung und die Selbstständigkeit von ihrem ersten Atemzuge an bis zur Gegenwart?

Jedermann wird im ersten Augenblicke geneigt sein, die Gründe für Deutschlands eigenartige soziale Bewegung in der Persönlichkeit ihres Begründers — Ferdinand Lassalle — zu suchen. Und ohne allen Zweifel verdanken wir ein gut Teil Sonderart der Individualität dieses seltsamen Menschen. Wir wissen, wie er sich selbst geschildert hat in jenen Feuerseelen der Heraklitschen Weltweisheit, wir wissen auch, was für ein Feuer es war, das verzehrend in seinem Inneren brannte: ein dämonischer Ehrgeiz, eine titanische Ruhmbegierde. Und als dieser Ehrgeiz — nach vielen Jahren wissenschaftlichen Ruhmes — seinen Weg endlich in die Gefilde der Politik gefunden hatte, dorthin, wohin alle ehrgeizigen Menschen, wenn sie nicht Feldherrn oder Künstler sein können, in unserer Zeit notwendig gelangen müssen, da war es nur selbstverständlich, dass ein Lassalle Führer, Erster, Herzog sein wollte, kraft seiner Herrschernatur. Wo Bismarck stand, konnte ein anderer nur im Schatten stehen; die Opposition aber wollte Lassalle nicht haben; — er hat Ende der 1850er, Anfang der 1860er Jahre vernehmlich bei ihr angeklopft — doch sie fürchtete wohl diesen Menschen, dem sie sich nicht fügen mochte: blieb nur Eines: Führer einer neuen, darum eigener Partei zu werden, das aber war die Arbeiterpartei. Sie wurde Lassalles Partei im engsten Sinn: sein Hammer, sein Schwert, mit dem er sich eine Stellung im politischen Leben erkämpfen wollte . . .

Aber es mussten doch zu diesen persönlichen auch noch sachliche Momente hinzukommen, bestimmte Konstellationen des politischen und sozialen Lebens Deutschlands, um Lassalles Streben mit Erfolg zu krönen und auch nach dem kurzen Jahre Lassalle'scher Führung die Bewegung in den eingeschlagenen Bahnen sich weiterentwickeln zu lassen.

Ich will nicht allzuviel aus des Deutschen Veranlagung folgern. Bei der Eigenart des englischen und französischen Typus war das wohl angängig, zur Erklärung des deutschen gewährt die Heranziehung des Volkscharakters begreiflicher Weise nur wenig Ausbeute. Wir sind vielmehr auf die äusseren, veranlassenden Umstände im wesentlichen hingewiesen, um die Spezifika der sozialen Bewegung in Deutschland zu erklären und es ist denn nun auch nicht allzuschwer, hier eine Kausalkette anzuknüpfen.

In Deutschland wäre zunächst — nehmen wir selbst einmal an, der Charakter des Deutschen hätte es zugelassen — niemals eine im inneren Kern revolutionäre Bewegung wie die französische um jene Zeit möglich gewesen. Dazu war der Augenblick schon zu spät. Der

Revolutionarismus im französischen Sinne trägt, wie ich schon sagte, den Stempel der Unreife an sich. Er kann nun wohl lange einem Volke im Blute stecken bleiben. Aber er kann nicht in einem so späten Zeitpunkte wie dem, als die deutsche Bewegung anfing, zum Prinzip dieser Bewegung gemacht werden. Exemplum Italien, dessen Volk doch gewiss „von Natur“ zum Revolutionismus drängt, das aber sich trotzdem den Erfahrungen älterer Länder beugen muss, wenn auch die innere Natur immer wieder zum Durchbruch drängt.

Auf der andern Seite war Deutschland, als seine soziale Bewegung einsetzt, ökonomisch noch so unreif — etwa auf dem Niveau Englands am Ende des vorigen Jahrhunderts —, dass das Zurücktreten der gewerkschaftlichen Bewegung hinter der politischen leicht zu begreifen ist.

Nun aber wäre es doch vielleicht das natürlichere gewesen, dass das Proletariat, wenn es schon in eine gesetzlich-parlamentarische, vorwiegend politische Aktion eintreten wollte: dass es — wie in andern Ländern geschehen ist — erst einmal Anschluss gesucht hätte bei den vorhandenen Oppositionsparteien? Da muss nun hervorgehoben werden, dass es hieran gehindert wurde durch die Unfähigkeit der damaligen bürgerlichen Parteien zu radikaler Politik und damit vielleicht zur einstweiligen Absorbirung des Proletariats als selbstständiger politischer Partei.

Es gehört zu den Erbschaften, die der Liberalismus in Deutschland dem Jahre 1848 verdankt, dass eine seiner hervorstechenden Charaktereigentümlichkeiten eine seltsame Furcht vor dem roten Gespenst ist. Freilich hat das Proletariat ihm selbst durch sein Verhalten dazu verholfen. Es ist bekannt, wie die bürgerliche Bewegung des Jahres 1848 in Deutschland zusammenklappt wie ein Taschenmesser und sich unter die preussischen Bajonette flüchtet in dem Augenblicke, als die „gens mal intentionés“, die bekannte, in jeder bürgerlichen Revolution vorhandene, demokratische Unterströmung — siehe 1789 ff.! — sich bemerkbar zu machen beginnt. Da war es vorbei mit dem Bürgerstolz und dem Bürgertrotz; und es ist immer wieder damit vorbei gewesen, sobald auch nur von Ferne das Gespenst der sozialen Revolution am Horizonte auftauchte: siehe Sozialistengesetz! So war die Brücke zwischen der proletarischen Bewegung und der bürgerlichen Opposition frühzeitig schon geborsten, um bald ganz abgebrochen zu werden.

Und wie auf eigentlich politischem Gebiete jene Angst und Scheu in den liberalen Parteien einen entschlossenen Radikalismus nicht aufkommen liess, der vielleicht, oder sehr wahrscheinlicher Weise das Proletariat längere Zeit noch befriedigt hätte, so zeichnete auf wirtschaftlichem Gebiete den früheren deutschen Liberalismus ein für unsere heutigen Begriffe geradezu unverständlicher Doktrinarismus, eine gedankenleere Verbissenheit in ein ödes, vielleicht niemals wieder so rein ausgeprägtes, weil vorwiegend stubengelehrtes Manchestertum aus. Die Bemühungen des gewiss auf seinem Gebiete sehr verdienstvollen Schulze-Delitzsch konnten die klaffende Lücke nicht annähernd ausfüllen, die die offizielle Richtung der liberalen Parteien in allen Fragen der sozialen Politik damals zeigten. Es fehlte jedes Verständnis in den Köpfen der liberalen Volkswirte jener Zeit für die Forderungen und Bewegungen des Proletariats. So mitleiderregende Schriften über

die „sogenannte“ Arbeiterfrage wie etwa die von Prince-Smith sind mir von renomierten Schriftstellern in andern Ländern nicht bekannt. Vielleicht dass diese oder jene Grösse „de l' Institut“ noch mit ihnen rivalisiert.

Die Unfähigkeit der liberalen Parteien, das quellende Wasser der proletarischen Bewegung auf die eigene Mühle zu leiten, findet ihren bezeichnenden Ausdruck in der Antwort, die im Jahre 1862 eine Arbeiterdeputation aus Leipzig von den Führern des Nationalvereins erhält. Hier meldete sich die Arbeiterschaft zur Teilnahme am politischen Leben; man wollte über die Form einer selbständigen Bethätigung ihrer Führer verhandeln und was wurde den Fragenden als Antwort zu teil? Dass die Arbeiter die geborenen — Ehrenmitglieder des Nationalvereins seien!

Und nun oktroyiert Bismarck, bei solcherart eigentümlicher Parteikonstellation — man ist versucht diabolische Rachsucht gegen den Liberalismus als Motiv dafür anzunehmen — im Jahre 1867 das allgemeine gleiche direkte und geheime Wahlrecht; ein Vermächtnis Lassalles. Das hatte für die Gestaltung der sozialen Bewegung in Deutschland zwei Konsequenzen von grundlegender Bedeutung: es schwächte die Bourgeoisie noch mehr, die nun zwischen Junkertum und Proletariat — nach den kurzen Flitterwochen der 1870er Jahre — zu immer grösserer Bedeutungslosigkeit herabsank und aus Angst von der heranwachsenden Arbeiterpartei mehr und mehr an Selbstvertrauen einbüsste: also weitere Entfremdung der liberalen Parteien von der proletarischen Bewegung.

Andrerseits drängte dieses mühelos der Arbeiterschaft in den Schoos gefallene demokratische Wahlrecht diese immer mehr auf die Bahn der rein parlamentarischen Bewegung und verhinderte ihre Führer lange Zeit, den nicht politischen Bestrebungen des Proletariats das richtige Verständnis entgegen zu bringen.

Man mag das alles — und jeder einzelne, der mit Leib und Seele an den Schicksalen seines Volkes teilnimmt, w i r d es — bedauern oder mit Freude begrüssen: hinnehmen müssen wir es heute als Naturthatsache, an deren Existenz nichts zu ändern ist, wenn man nun auch für die Zukunft daraus die Zielpunkte der Politik ableiten wird. Der Wissenschaft aber kommt nichts anderes zu, als die Dinge, wie sie nun sich gestaltet h a b e n, in ihrer Eigenart zu erklären: das auch allein war der Sinn m e i n e r Ausführungen. Selbstverständlich, würde ich hinzufügen, wenn es nicht immer wieder Leute gäbe, die Wissenschaft und Politik nicht zu trennen vermögen.

Zum Schluss nur noch eine Bemerkung!

Ist es Ihnen nie aufgefallen, wie seltsamer Weise die Lassallesche Bewegung — und mit ihr also der deutsche Typus der sozialen Bewegung — so sehr jene nicht nur den Stempel historisch-nationaler Bedingtheit trägt, wie ich Ihnen darzuthun versuchte, sondern vielfach sogar einen schlechthin persönlichen Charakter hat — das zeigte sich nach dem Tode Lassalles in der mystisch-religiösen, zum Personenkultus und zur Sektenbildung ausartenden Gestaltung der Bewegung — wie diese Bewegung trotzdem, daran kann kein Zweifel sein, mehr als irgend eine andere vielleicht wenn ich es so ausdrücken darf S c h u l e gemacht hat?

Ein Grund dafür mag wieder in der Persönlichkeit ihres Schöpfers

gefunden werden: in der hinreissenden Gewalt seiner Rede, in der gigantischen Wucht seiner Agitation. Treitschke glaubt, dass Deutschland drei grosse Agitatoren besessen habe: List, Blum und Lassalle. Sicher ist Lassalle der grösste Agitator des Proletariats, noch immer; ja vielleicht der einzige Agitator wirklich grossen Stils, den das Proletariat bisher gehabt hat. Deshalb wirkt seine Persönlichkeit immer noch nach:

„In Breslau ein Kirchhof — ein Toter im Grab —
„Dort schlummert der Eine, der Schwerter uns gab!“

Aber auch hier werden wir uns wiederum mit der rein persönlichen Motivierung nicht zufrieden geben, auch hier vielmehr nach sachlichen Gründen zur Erklärung jener Thatsache suchen.

Mir scheint nun: die Sieghaftigkeit des deutschen Typus in der internationalen sozialen Bewegung, wie er durch Lassalle geschaffen wurde, liegt zum wesentlichen in dem Umstande begründet, dass Lassalle's Agitation schon stark, noch mehr dann die spätere deutsche Bewegung von dem Geiste jenes Mannes erfüllt ist, der berufen sein sollte, die theoretischen Sätze zu formulieren, die das Gemeinsame aller zielbewussten proletarischen Bewegung zum scharfen, pointierten Ausdruck bringen. Sie wissen, ich meine Karl Marx.

Der Name dieses Mannes drückt gleichsam alles das aus, was an zentripetaler Kraft in der modernen sozialen Bewegung steckt. Von ihm geht alles aus, was die Eigenarten aufhebt, was die nationalen Sonderbewegungen eint. Der Marxismus ist die Tendenz zur Internationalität der sozialen Bewegung, zu ihrer Einheit. Aber von der war hier nicht zu sprechen, sondern von ihren Sonderheiten.

Erst fliesst in nationale Einzelströme auseinander, was später sich zu einem einheitlichen Strom wieder zusammenfindet. Es ist eben überall die eine, grosse, soziale Bewegung, die aus einheitlichen Ursachen erwächst und daher immer wieder zur Einheit zurückzukehren mindestens die Tendenz hat. Aber sie entfaltet sich im nationalen Rahmen und ist den Zufälligkeiten ausgesetzt, die die Geschichte schafft. Das Gesetzmässige dieser Zufälligkeiten habe ich Ihnen heute zeigen wollen.



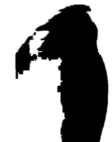
HOMUNCULUS.

VON

HANS PAULI.

Unter den im Oktoberheft der Neuen deutschen Rundschau mitgetheilten Aphorismen Nietzsches befindet sich ein Ausspruch, der fast einer unfreiwilligen Selbstentblössung ähnelt und dessen Inhalt mit den geheimen Ursachen in Zusammenhang steht, aus denen unser so überreich aufgeputztes Jahrhundertende im tiefsten Sinne unfruchtbar ist. Das Wort lautet folgendermassen: „Man übt sich lange, bevor man weiss, was man später einmal zu sagen hat, die Geberde, die Haltung, den Stimmklang, den Styl an, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!“ Der erste Theil dieses Satzes, die Beobachtung, ist fein und weise; der zweite, die Erklärung des Phänomens, ist selber wieder ein Beispiel von jener Hast der Selbstbeschwichtigung, die unsere mit tausend Problemen ringende, aber ihre Ohnmacht fühlende Zeit in einem stylisierenden Ästhetismus Ruhe zu finden treibt und die die wesentliche Unredlichkeit unserer Gedanken nicht offenbaren will. Es sind nicht die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend, die uns zu geschickten Schau-Spielern mit Gedanken und Erlebnissen machen, die wir erst haben werden, sondern es ist der Umstand, dass die immer wache, grandiose Skeptik der Zeit uns fähig gemacht hat, uns unseres Selbst zu entäussern, ein uns ähnliches Wesen ausserhalb unserer zu setzen und an ihm mit unsern geschärften Sinnen und unserm verfeinerten Intellekt psychologische Experimente zu machen. Mancher verbleibt bis an sein seliges Ende in unberührter, satter Behaglichkeit und lässt für sich sein Phantom den Kampf des Lebens führen; ein Anderer bleibt für immer durch eine unzerreissbare Nabelschnur mit seinem Nebelebenbild verbunden und geht daran zu Grunde, dass all sein Blut langsam von ihm fort und seinem Zwillingswesen zuströmt. In Nietzsche selbst, diesem mythischen Gehirn des Jahrhunderts, äussern sich diese Dinge, wie das Entsetzen eines Flüchtenden, in der furchtbaren Überhitzung des Tempos, die so stark ist, dass wir, von seiner Hand mitgerissen und umgewirbelt, während des Tanzes die ganze Welt schwanken und sich in monströse, sich drehende Streifen verwandeln sehen und nach dem Tanze mit Schrecken die Ruhe der Dinge gewahren, die wir verändert glaubten, weil *wir* uns drehten.

Ja unsere Zweifel selber werden noch vom Zweifel geprüft und füllen die Tiefen nicht aus, die sie wühlten; so wenig, wie wir selber bis zu der Höhe emporreichen, bis zu der unsere Freude sich schnellte. Und so tief ist dieser Zwiespalt, dass, als ein grosser Dichter, und noch dazu einer, der „dichten“ definiert als „sich selber richten mit unbefangenem Sinn,“ es unternahm, ihn darzustellen, dass dieses sein richtendes Werk selbst einen faulen Punkt zu verheimlichen hatte — Lüge vor dem Beichtstuhl. Denn der „Baumeister Solness“ reduziert auf das ihm zur Grundlage dienende Symbol, was für ein Symbol lässt er deutlich werden? Ein schiefes und verrenktes Symbol. Ein Baumeister ist kein Dachdecker und braucht nicht auf Thürmen und Firsten herumzuklettern; und Hilda Wangel ist nicht so dumm dieses „Unmögliche“ zu verlangen. Und so kam es, dass als Ibsen daran ging, die



Lebenslüge des Faustulus zu entblössen, er sich ein Ausdrucksmittel von fast parodistischer Unwahrheit schuf.

Der Mensch nun, auf der Suche nach seiner eigenen Wahrheit, nach sich selbst, sei es als etwas Neuzuentdeckendem oder als etwas Verlorenem und Wiederzufindendem, sehnt sich nach Führern für den Weg. Soll er sich den Homunculi, die ihm vorleuchten wollen, anvertrauen? Er weiss es nicht, zweifelt, zögert. Und am Ende sagt er sich beruhigt, seinen Faust nachlesend, dass er es schliesslich wohl wagen dürfe; dass Homunculus in die classische Walpurgisnacht und zu thessalischen Hexen bringe, und dass er an und für sich kein übler Gesell sei, — Homunculus, mit dem Respekt vor Faust und mit der lieblichen Kraft ihn träumen zu lassen: „Klar Gewässer im dichten Haine; Frauen, die sich entkleiden, die allerliebsten," —; Homunculus, der Wagner seinen Pergamenten überlässt und der selbst dem Mephisto das Wort des Respekts abnöthigt: „Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

* * *

„Wagner: Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muss es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden."

In diesen wenigen, aber erschöpfenden Versen hat Goethe gesagt, was er über Peter Altenberg zu sagen hatte. Kommentieren wir nun ein wenig.

Peter Altenberg ist ein Wiener; und ein anderer Wiener, Loris, hat schon in der Zukunft über ihn geschrieben, genau so sauber, klug, tief und unausstehlich, wie Altenberg und Loris zusammengenommen. Altenberg hat ein Buch geschrieben, ein wiener Buch, ein neues wiener Buch, und hat es unter dem Titel: „Wie ich es sehe"*) erscheinen lassen. Fangen wir nun, wie es sich gebührt, mit dem Anfang, das heisst also, mit dem Titel an. Fühlt man nicht diesem Titel, ohne das Buch selbst zu kennen, schon ohne Weiteres an, dass er ein wenig Mogelei, ein ganz klein wenig Mogelei in unsere aufmerksamen Seelen hineinpaschen will? Und wahrhaftig, unser Gefühl trügt nicht. Denn Altenberg sieht nämlich gar nicht „so", sondern, wenn er sich des Gesehenen erinnert oder gar wenn er es dichterisch festlegen will, dann **hat** er „so" gesehen. Oder wünschte, „so" gesehen zu haben. Oder redet sich ein, dass er „so" gesehen hat. Und er kennt seinen Selbstbetrug, und nimmt ihn nicht sehr tragisch. Ihn zu parodieren, ist gänzlich überflüssig; das hat er selber besorgt, und geschickter, als es ein anderer je könnte.

Doch ich merke, dass ich erst von dem Buche selbst etwas erzählen muss, ehe ich darüber etwas sage. Aber leicht ist es grade nicht, von ihm eine Vorstellung zu geben. Es enthält 246 Seiten; aber das ist doch schliesslich nicht charakteristisch. Und diese 246 Seiten folgen aufeinander und gleichen sich. Nicht mal Loris, der doch eine lokalpatriotische Verpflichtung dazu hätte, hat ausrechnen können, wieviel kleine Geschichten Altenberg erzählt. Es sind solche Geschichten ohne Aufregung, alltägliche Geschichten, aber in feiertäglichen Gewändern. Es wird uns von Frauen erzählt und von Männern, von jungen und von älteren und von alten, Frauen und Männern, und von Kindern und von Künstlern und von vielen Dingen mehr. Denn wirklich, er erzählt uns von den Menschen wie von Dingen; nicht anders als wenn er von Farben erzählt. Er hat einen so zärtlichen Respekt vor allen Dingen, eine zähe, süsse, spöttische Verliebtheit in sie, dass er keine Unterschiede zwischen ihnen macht, und alle überschüttet mit dem gleichen Geriesele von sprühendem, delikatem, lieblichem Licht. Demgemäss sind seine Geschichten ohne

*) Berlin. S. Fischer. 1896.

Handlung und nur Situationen, die von innen heraus zu vibrieren anfangen, schwingen, wieder still werden, oder über die Reflexe von verborgenenen Sonnen hinhuschen.

Wovon diese Geschichten handeln? Gott, ich weiss nicht: von allem —! Aber sie sind wie Dünnschliffe von Steinen in polarisiertem Licht. Es sind da Menschen, die miteinander reden, Menschen, die nebeneinander sitzen, und Menschen, die aneinander vorbeigehen. Sie erleben keine „Schicksale," nichts Pompöses, aber immer über ihnen, um sie, neben ihnen, in ihnen bewegt sich in ihrer Ruhe, die „Macht des grossen Geheimnisses." Wie feierlich das klingt statt des einfachen Wortes „Leben!" Die Simplizität des Lebens, seine Derbheit, Stärke und Wirklichkeit ist in dem Buche nicht, und dennoch sind alle Regungen des Lebens in ihm; aber so verflüchtigt, so traumhaft, dass uns der gewohnte Inhalt des Lebens zugleich zu gross und zu klein erscheint. Darum revoltiert, was in uns Plebejer, Schaffender, Kämpfender ist, sehr schnell gegen dieses Buch, das allen Dingen seinen Werth nimmt, indem es allen Dingen denselben erhöhten Werth giebt.

Denn wie die Sonne Gottes über Gerechte und Ungerechte scheint, so leuchtet das Licht der eleganten Studierlampe Peter Altenbergs mit demselben Schein und demselben Ernst über diese ciselierte Miniaturerde hin. Er spricht von Philosophie und von Bädern, von Toiletten und Landschaften, von Haarfrisuren und Gefühlen, vom Rauchen und Lesen. Mit derselben Andacht nennt er die Marke der Cigarre wie den Titel eines Buches. Darf ich bitten? Henry Clay perfectos und Zola-Germinal. Man wähle. Oder ist Ihnen ein Cellomotiv aus Manon gefällig oder ein Parfüm oder der Geruch einer Blume? Dieses alles ist sehr schön; aber es geht 246 Seiten lang in diesem Ton; und die Seiten folgen einander und gleichen sich. Aber nein, sie gleichen sich doch nicht ganz; das würde am Ende selbst Peter Altenberg zu langweilig. Er unterbricht sich zuweilen, indem er ein Apperçu länger ausspinnt als gewöhnlich, oder indem er in der ulkigsten Weise sich selber übertreibt und parodiert, oder indem er einmal auf alles Drum und Dran verzichtet und eine Geschichte giebt, so umfangreich wie etwa die Unterschrift einer Illustration, ein überaus charakteristisches Gemisch von Gauloiserie und wienerisch frommer Inbrunst. Hier ist sie:

Er und Sie sitzen auf der Bank in einer Linden-Allee.
Sie: Möchten Sie mich küssen?!
Er: Ja, Fräulein — — —.
Sie: Auf die Hand — —?!
Er: Nein, Fräulein.
Sie: Auf den Mund — —?!
Er: Nein, Fräulein.
Sie: Oh, Sie sind unanständig — —!
Er: Ich meinte „auf den Saum Ihres Kleides!"
Sie erbleicht — — —.

Diese Geschichte führt den Titel: „Dialogue. Nicht etwa: Dialog. Das ist eine Finesse. — Hier muss ich ein Geständniss machen. Zuweilen findet es sich in dem Buche, dass „Sie," die Anrede, kleingeschrieben und „sie," der Pluralis der dritten Person grossgeschrieben ist; anfangs dacht' ich immer, das seien Feinheiten und suchte ihren Sinn, bis ich schliesslich einsah, dass es doch wohl nur Druckfehler sind. Ganz sicher bin ich mir noch nicht. Diesen Raffinierten ist alles zuzutrauen.

Man kann nicht leben mit den Raffinierten. Die Einen, in denen Raffinement und Barbarei sich mischen, wie etwa der grosse Verfasser jener drei Einakter, die nicht leben und nicht sterben können, sind jedem seelischen Geschmack völlig zuwider; die Andern, die Übertriebenen der Kultur, thut man ab, indem man sie geniesst. Zu diesen gehört Altenberg. Seine Feinheit, in ihren Anfängen genährt von der Wachsamkeit einer empfindlichen Dichterseele, steigert sich bis zu jenem Punkt, wo es nicht weiter geht, wo die Versuche mit einer stilisierten Kindlichkeit und Primitivität beginnen. Die

Fadheit dieser Grimasse hält sich nicht lange unentdeckt. Und das schwüle und übersüsse Parfüm, das den zarten Duft der Natur übertäubt, macht schliesslich die Nerven stumpf oder ekel. Von ihm durchzogen ist bei Altenberg alles: seine feinen, entlegenen Gedanken mit ihrer spezifisch wienerischen, frühreifen, frühmüden, melancholisch koketten Weisheit, einer lähmenden Weisheit, die in einer Form vorgetragen wird, aus der man den geringen Werth aller Weisheit dieser Welt ersehen soll, so gut wie seine Landschaftsschilderungen, in denen der Spürsinn des Amateurs die lyrische Hingegebenheit mit koketter Exaktheit und Sachlichkeit festigt und bekleidet. Hierfür ein Beispiel. Es ist später Nachmittag, am See.

„Die Dame fühlt: „Das Adieu-sagen der Natur — — —!“

Die Dame blickt auf den See hinaus.

Der See:

5 Uhr: blinkend wie scharfgeschliffene Toledanerklingen im Gefecht. Das Höllengebirge ist wie leuchtende Durchsichtigkeit.

6 Uhr: hellblaue Teiche und Streifen in bronzefarbigem Wasser. Das Höllengebirge wird wie rosa Glas.

½7: Citronen-gelber See vom Sonnenscheiden, ein Hauch von Lila, wie Heliotrope-Dunst. Das Höllengebirge wird wie Amethyst.

7: kupferrote und flaschengrüne Streifen und Teiche in grauem Wasser. Das Höllengebirge erbleicht. — — — — —

½8: Der See ist wie Blei, wie eingedickt. Das Höllengebirge ist weissgrau, wie eine ohnmächtige Jungfrau.

8: ein kleiner runder Teich fern am See flimmert wie Silber. „Bonsoir“ des Mondes — — —.“

Altenberg hat vor sein Buch das Motto gesetzt: Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre. Selbst wenn man den Satz umkehrte: il boit dans son verre, mais son verre n'est pas grand, so würde ihm das ganz belanglos sein. Es ist ja das Zeichen der heutigen Genies, dass sie inkorrigibel sind. Aber es handelt sich ja auch um uns, die wir das Buch lesen sollen, und es handelt sich für uns weniger darum, aus wessen Glase wir trinken, als vielmehr, was wir trinken: Wir nun sind nicht im Düstern nur zu Hause, haben uns den Norden, den Wust von Ritterthum und Pfäfferei wohl abgewöhnt, und folgen gern dem, was uns Homunculus, ein feinstes Kunstkulturprodukt, vorgaukelt und verheisst. Denken wir aber daran, dass mit der classischen Walpurgisnacht erst der zweite Akt des Faust zu Ende ist; und wenn wir vorwärts wollen, so müssen wir vergessen, was uns erfreute. —

* * *

„Wagner: Was man an der Natur Geheimnissvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren liess,
Das lassen wir krystallisieren.“

Auch diese Verse sind aus der Homunculusszene des Faust. In ihnen spricht Goethe seine Meinung über Männer von der Art Ola Hanssons aus.

Zwar Ola Hansson selber hat eine andere Meinung von sich, und er wird vermuthlich auf die, die diese Hanssonische Meinung vom Hansson nicht theilen, mit höhnischer Verachtung herabblicken. Zudem krankt er an dem Hauptfehler, andere Leute immer für etwas dümmer zu halten, als sie sind. Nun also.

Hansson hat sein neues Buch*) in der „Zukunft“ (Nr. vom 29. August) selbst angezeigt; nebenbei bemerkt er als der einzige, der ein Gefühl der unglaublichen Geschmacklosigkeit äusserte, die darin liegt, dass Autoren ihre eigenen schönlitterarischen Werke anzeigen; — während diese Selbstanzeigen doch nur Berechtigung, Sinn und Werth haben, wenn es sich um wissen-

*) Der Weg zum Leben. Verlag von Karl Duncker, Berlin, 1896.

schaftliche Arbeiten handelt. Hansson kündigt sein Buch als dasjenige an, in dem er seinen Frieden fand. Und Frieden, inneren Frieden, definiert er als die Empfindung der Übereinstimmung des Ichs mit dem All, das Hinübergleiten des Ichs in die Seele des Alls. Von den einzelnen Erzählungen seines Buches versichert er, dass jede „dem Expansionsbedürfniss einer innern Wärme entspringt, jede endet in einem Gefühl überindividuellen Friedens. Dieser Friede ist nicht beschaulich und stagnierend, — er ist Wärme und Bewegung, wie alle Blutwellen Wärme und Bewegung sind."

Als ich diese Worte las und sofort das Buch kennen zu lernen beschloss, stellte sich plötzlich meiner Empfindung die Erinnerung ein an Hanssons ganze mir bekannte Produktion von den Sensitiva amorosa-Geschichten an, und mit ihr die Erkenntnis der Entwicklung meines Verhältnisses zu der litterarischen Erscheinung Ola Hanssons. Eine seltsame Entwicklung: ich bald ihm hingegeben, gelähmt, unproduktiv gemacht, bald ihn durch und durch schauend, entwerthend, an ihm vorübergehend. Und die Linie dieser Entwicklung keine regelmässige Kurve, sondern eine Zickzacklinie mit unvermittelten Abbrechungen und hastigem Aufundab. Von seinem Buch erwartete ich nun das definitive Wort der Klärung, und ich habe es nicht gefunden, wiederum getäuscht durch jene rätselhafte Fähigkeit Hanssons, schlechtere Bücher zu schreiben als Bücher über Bücher.

Das erste, was den Leser bei der Lektüre Hanssonscher Schriften überrascht, betäubt, gefangen nimmt, ist sein Stil; dieser Stil, dessen Suggestionskraft dieselbe ist, wie sie in den kalten Augen der vollständigen Leidenschaftslosigkeit liegt; diese unerhörte, passive, höhnische Selbstverständlichkeit, die Gelassenheit des Verächters; diese Sätze, die wie schwangre Blüthen sind in ihrer sich zersetzenden Schönheit und mit der Ahnung der sich formenden Frucht. Wesentlich ist diesem Stil und dieser Art eine gleichmässige Kälte; nicht die herbe Kälte des Winters, die die Geruchsnerven reizt, sondern eine negative Kälte, eine Kälte, die nur die Abwesenheit jeglicher Wärme ist. Und dieser Mann erzählt von seinem neuen Buche, dass es „dem Expansionsbedürfniss einer inneren Wärme" entsprungen ist?! Hier liegt ein Rätsel.

Lese ich im Ola Hansson, so habe ich regelmässig etwas wie eine Halluzination! ich sehe einen Menschen in geduckter Haltung leis herankommen, unhörbaren Ganges, er ist schneller da, als ich vermuthet hatte; in seiner rechten Hand hält er etwas abgewandt verborgen, plötzlich öffnet er die Hand, zeigt das „Etwas", was er verborgen gehalten hatte, vor — und lässt es fallen. Seit einiger Zeit vergnügt er sich damit, dieses „Etwas" den Leuten an die Köpfe zu werfen: er ist Schritt vor Schritt aggressiver geworden.

Was ist dieses „Etwas"? Und was ist das Neue und Unerhörte, was Hansson zu verkünden hat? Alles, was er schreibt, entsteht aus seiner Neigung, unentdecktes Seelenland zu offenbaren; und zwar weniger es zu deuten und zu erklären, dazu ist er im besten Sinne des Wortes zu vorsichtig, als vielmehr seine Existenz und seine Wichtigkeit zu proklamieren. Um jenes Gebiet der Seele handelt es sich, um jenen Knotenpunkt, in welchem alle Fäden der unterschiedenen menschlichen Lebensäusserungen sich vereinigen, in welchen sie münden und von welchem sie ausgehen; wo die intimste Liebe und der intimste Hass, Verantwortlichkeit und Unverantwortlichheit, That und Gefühl noch in eins verkeilt liegen und im Wärmeheerde der Persönlichkeit glühen; wo das fruchtbare Chaos braut und wo die Sinneseindrücke sich in der Urvibration kreuzen. So macht er das zum Objekt der Kunst, was ihr Ausgangspunkt ist, so versinnt er sich immer tiefer, und so ist es gekommen, dass er keinen Artikel ohne Seitenhiebe auf Hauptmann veröffentlichen kann, und dass sich in diesen Seitenhieben nicht bloss eine gleichgültige persönliche Rancüne ausspricht, sondern der Sklavenaufstand des Halbkünstlers gegen den Künstler, die Empörung des verschleierten Auges gegen das helle Auge.

Als Hansson, der Schwede, der schonensche Bauernsprössling, nach Deutschland kam, seiner germanischen Racereinheit stolz bewusst, und in

Deutschland, dem germanischen repräsentativen Kulturlande heimisch, heimatlich zu werden trachtete, hatte er eins vergessen: die durch kulturelle Traditionen fortgebildete Differenzierung eines selbständigen vaterländischen Gebietes von der ursprünglichen Racereinheit. Er suchte den „deutschen Bauern", den ihn „Rembrandt als Erzieher" gelehrt hatte, ohne sich das Bedenken zu nahe kommen zu lassen, ob dieser Bauer des Rembrandtisten nicht etwa nur ein Stirnerscher Spuk sei. Und das erste, was er auf der Suche nach diesem Bauern that, war, dass er sich in Berlin nach ihm erkundigte. Eine überwältigende Gründlichkeit! In Berlin bekam er lauter dumme Antworten auf seine Fragen. O Eitelkeit der Eitelkeiten, an sich wurde er nicht irre, wurde nicht stutzig bei dummen Antworten von Leuten, die er doch gescheit genug geachtet hatte sie zu fragen. Er fand dann den deutschen Bauerngeist bei den Schlierseeer Schauspielern, als der Portier seines Gasthauses und sein eigenes Kindermädchen auf der Bühne Schuhplattln tanzten. — Dieses alles heisst, dass er nach Deutschland mit einer vorgefassten Meinung kam; was Wunder, dass er sich bald abseits fühlte?! Er kam als Träumer einer Kultur. Schön sind die Träumer, liebenswerth und das Salz der Erde. Aber sie sollen sich nicht auf den Gassen zu thun machen. Der von seiner Aufnahme und von dem Geistesstande in Deutschland enttäuschte Hansson rächte sich in kritischen Strafgerichten; in Arbeiten, die den ungewöhnlich gebildeten und überaus sensiblen Menschen nicht verleugneten, aus denen aber zuweilen ein Ton hervorschoss, der nicht stark und milde, sondern herrisch war, herrisch wie die Schwachen und Kränkelnden oft reden, und der sich wunderlich mit einem grämlichen, tuberkulösen Humor paarte. Hansson hat jetzt sein „zu Hause" gefunden — in Schlierssee, nicht in Deutschland. Was er von Deutschland kennt, ist das, was er auch in Schweden besessen hatte, der Grundzug germanischen Wesens, der unterirdische Strom der Race; was ihm fremd geblieben ist, das ist Deutschlands Entwicklung innerhalb seiner selbst. Diese Entwicklung zu verleugnen, wird sich Hanssons dogmatische Mystik vergeblich bemühen. Diese Entwicklung hat alle ihre Ansätze und Bemühungen gesammelt und einen unerhört grossartigen Durchbruch nach der Seite der distinkten Firm, der Plastik, der deutlichen Erscheinung fertig gebracht — in Goethe. Und wenn auch Hansson sicherlich ein sehr feines Buch über Goethe schreiben könnte, die Fremdheit wird er nicht überwinden.

Goethes Wort „Bilde, Künstler, rede nicht!", auf Hansson angewendet, bekommt einen Klang, wie: Quos ego! Denn von einem Bildner ist nichts im Hansson, desto mehr von einem Redner; nichts vom Gestalter, aber vieles vom Seher und Deuter, und manches vom Schwätzer. Ein feines oder geniales oder widerspruchsvolles Apperçu setzt er in den Mittelpunkt seiner Novellen, aber es ist und bleibt ein Apperçu des Denkenden, lebt nicht auf, und der rosige Schein von Leben, der auf es aus einer Fülle von herumgerankten Lyrismen fällt, ist Täuschung. Eine fernere Täuschung ist die grosse Einfachheit im Nexus seiner Geschichten, sie ist nur Maskierung des schwachen Athems. Und oft ist sein wichtiger Stil nur eine Täuschung über die Armsäligkeit des Inhalts. So erzählt er in seinem neuen Buche unter der Marke „Neue Gespenster" eine Geschichte: Er sitzt bei der Abendlampe, seine Frau und er. Ein Gefühl der Unlust, des Unbehagens, des Widerwillens quält ihn: ohne dass er es weiss, woher es stammt. Schliesslich entdeckt er, dass es von Blumen herrührt, die in einer Schale vor ihm stehen, von ersten Frühlingswiesenblumen, die er eines Morgens aus dem barschen Freiluftklima ins Zimmer gebracht hat und die nun, in der warmen Luft aufgeschossen, lang, dünn und schlenkrig geworden, mit langen, dünnen, fleischigen Schuppen bedeckt, ihm keine Pflanzen mehr zu sein scheinen, sondern ein Mittelding zwischen Pflanze und Thier, am ähnlichsten einer gewissen widerwärtigen Art Würmer, lange, schleimige Würmer — und er glaubt zu sehen, wie sie sich krümmen und ringeln. — Voilà tout. Die Feinheit der Empfindung, die von einer Unreinlichkeit der Natur, von einer Verwischung nothwendiger Grenzen verletzt wird, ist zu bewundern. Aber wie viele haben nicht dasselbe erlebt! und

wie oft ist Ähnliches ausgesprochen und geschildert, aber ausgesprochen und geschildert als das, was es dem Thätigen und Aufrechten ist, als Detail, und ohne Wichtigthuerei.

In einer Studie über Vallotton hat Hansson das Wesen der Kunst Vallottons formuliert: als „den Ausdruck, in der Linie erfasst und festgehalten.“ Dieses ist auch das Prinzip Thomas, des deutschen Volksliedes und von neueren Künstlern z. B. Hauptmanns. — In parenthesi: bei Hauptmann verlässt Hansson regelmässige seine eigensinnig stilisierende Spürkraft. — Zu jenen Worten über Vallotton fügt Hansson hinzu, dass es zu dieser Art der Technik auch auf anderen Gebieten, des geistigen Schaffens der Gegenwart manche Parallele gäbe. Es ist leicht möglich, dass Hansson dabei an sich selber gedacht hat. Das wäre freilich eine überaus fatale Selbsttäuschung. Denn Hanssons Novellen haben so wenig eine Linie wie Gallert oder meinetwegen Protoplasma eine haben. Hansson vermag gar nicht die Dinge in ihrer primären Wesenheit zu sehen, sondern erst nach ihrem Durchgange durch ein ästhetisches Medium. So kommt es, dass er am tiefsten über Welt und Menschen spricht, wenn er zu untersuchen trachtet, wie in den Köpfen hervorragender Dichter und Künstler Welt und Menschen sich spiegeln; das heisst in seinen Essais. Und so kommt es ferner, dass seine Novellen sich wie feine Referate des Inhalts anderer Kunstwerke lesen. Er thäte vielleicht am besten, gar nicht seine Bücher zu schreiben, sondern immer gleich über seine Bücher.

Eine der in dem „Weg zum Leben“ enthaltenen sechs Geschichten führt den, übrigens recht feuilletonistischen, Titel: „Der Punkt des Archimedes“. Sie erzählt von Hanssons Wanderung zum Frieden und zu seinem einen und einzigen, ungespaltenen „Ich“. Und von der Ruhe des Individuums erzählt sie, von seiner Ruhe und Unzerstörbarkeit mitten in dem grimmen Wellenunverstand der Bewegungen von Völkern, Kulturen, Weltanschauungen und Idealen. Es ist der Triumph des Genesenen. Wer nie krank war, und wer nie genesen kann, und wer genesen ist, diese drei wollen sich nie verstehen. Vielleicht können sie es nicht. Ich wünsche aber, dass Hanssons stiller Lebensjubel nicht eine Novelle, nicht eine psychologische Zärtlichkeit sei, sondern Wahrheit bleibe.

Denn dann kann er kein Ende, sondern muss einen Anfang bedeuten: den Anfang.



RAOUL UND IRENE.

VON

MARIA JANITSCHEK.

I.

Sie weinen um mich, schöne Gräfin. Thun Sie es lieber nicht. Oder — wenn es Ihnen Erleichterung schafft, weinen Sie. Es giebt viel Beweinenswertes in der Welt. Nur bemühen Sie sich nicht zu glauben, dass Sie — um mich weinen.

Kennen Sie mich denn? Wer bin ich für Sie? Etwa Raoul von Starewski, der ich für meinen Vater und meine Freunde bin? Raoul, den seine Getreuen „Amaury" nennen, für den die kleinen Mädchen in Chrzanow beten: bekehre ihn o Herr!? Raoul, der bereits etwas über ein halb Dutzend Rencontres hatte, obschon er erst jüngst seinen zwanzigsten Geburtstag feierte? Raoul, der seit einem halben Jahre das Glück geniesst — nein, das will ich Ihnen einige Seiten später gestehen. — — — —

Hören Sie, Stanisla, es thut mir leid, dass Sie einen so unverzeihlichen Fehler gegen die Etikette begingen, aber dass ich es Ihnen sage: Sie haben mit einem Ihnen ganz Unbekannten zu Tisch gesessen, ihm Ihre heissen Liebeslieder gesungen, für ihn die schimmernden Brillanten Ihrer Urahne in Ihr schwarzes Haar gestreut. Stanisla, Sie haben einem Fremden Ihre Liebe geschenkt. Sie sind schön, jung, Ihr Wappen reicht in ferne Jahrhunderte hinab, Sie sind der Augapfel Ihrer Eltern, leider auch meines Vaters, der deshalb Ihren — Irrthum begünstigt. Es wäre jammerschade um Sie, wenn Sie — unglücklich würden. Ich will so grossmütig sein Sie zu retten, indem ich — mich aller Aureolen entäussere, die Ihre weisse Comtessenliebe um mein Haupt gewunden hat.

Ich will mir die Ehre geben, mich Ihnen vorzustellen, ohne Lackschuhe und Claque, ohne den Resedaduft süsser Gespräche, die man mit jungen Damen führt. Stanisla, ich will Ihnen die Puppe wegnehmen, die Sie in mir zu lieben glaubten, und den Mann Ihnen zeigen, den Sie — nicht lieben werden, wenigstens, nach meiner Ueberzeugung nicht. Ihr Herz wird zucken, aber den Arzt kümmert das Aufbäumen seines Kranken nicht, wenn er durch die Operation nur Heilung erzielt.

Ich will meine innern und äusseren Erlebnisse, während des Jahres das ich hier studiren soll, aufzeichnen und Ihnen am Ende der zwei Semester senden. Als erste Freiheit die ich mir nach der Vorstellung meines Ich gestatte: ich will ehrlich sein. So beginne ich gleich mit einem Geständnis. Ich liebe Sie, Stanisla, aber — wie man eine Freundin liebt. Liebte ich Sie anders, so könnte ich aller-

dings nicht so reden wie ich rede, ich müsste mich vor Ihnen aufputzen, wenigstens bis — nach dem Sündenfall. Ich müsste davor zittern meine wahren Züge zu zeigen, die Ihnen etwa anstössig, und mithin der Vermehrung unserer Rasse irgendwie hinderlich sein könnten. Die Welt und Ihre Erzieherin werden schreien: welche Infamie! er ruinirt dieses reine Mädchengemüt durch die Aufzählung seiner Schandthaten.

Mais non, mes dames. Ich bin kein Betrüger, der sich als Gott zu einem Mädchen einschleicht, um es als — Bock zu verlassen.

Auf Wiedersehen sans masque! . . . . . .

* * *

In dieser deutschen Stadt, in der nach Aussage Sachverständiger die berühmtesten Rechtslehrer dociren, ists recht langweilig. Ob es nötig für mich war, in den Hörsälen durch meine Abwesenheit zu glänzen?

Hätte ich das von Chrzanow aus nicht eben so gut besorgen können?

Oder erwartet mein Vater wirklich, dass ich wie ein künftiger Hauslehrer Collegienhefte ausfülle?

Ueberdies stehen unserer Familie seit langen Jahren vortreffliche Rechtsbeistände zur Seite, die mir genugsam praktische Winke geben können, wenn es sich einmal um die Verwaltung meiner Güter handelt. Vor der Hand ist Papa noch ein rüstiger Mann, und denkt nicht daran den Deckel von unserer Gruft zu lüften. Nun ich erfüllte den Wunsch des Alten und bin hier.

Wladi habe ich eine Tagereise vor L. wieder nach Hause geschickt. Meine Tante meint, weil sie nicht ohne Zofe reisen kann, würde auch ich meines Dieners nicht entraten können, und drängte mir den Lümmel auf. Er vergoss Thränen wie ein Quellbrunn Wasser, als ich in — Alexandrowo, heisst glaube ich die Station, zu ihm sagte: „nun linksum Wladi, sieh zu ob der Skriwanek die Kirschen auch alle abgenommen hat, der Kerl pflegt absichtlich die Hälfte hängen zu lassen, damit seine Rangen sie zur Nachtzeit abpflücken können.“ Wladi hatte sich vorgestellt zwölf Monate bei mir faulenzen zu dürfen, und nun nach achtundvierzig Stunden schon zurück!

Aber warum soll ich den Tölpel überall hinter mir herschleppen? Weshalb sein Bedientengehirn in mein Thun und Treiben einweihen?

Hier bin ich in einem Hotel abgestiegen in dem ich wahrscheinlich für die ganze Dauer meines Aufenthalts wohnen bleiben würde, wenn nicht ein Uebelstand mich daraus vertriebe: der beständige Speisengeruch, der Zimmer und Corridore erfüllt. Solche Brutalität erträgt meine Nase nicht.

Ich habe ein Arbeits- und Schlafzimmer gemietet. Das erstere nennen sie hier hartnäckig „Salon“, trotzdem sich ein Kleiderschrank und Schreibtisch darin befinden. Die Familie bei der ich wohne zählt zu den besseren Ständen. Papa arbeitet auf irgend einem Bureau, Mama und ein Dienstmädchen besorgen das Haus, die Tochter „studirt“, das heisst sie geht mit einer Musikmappe unterm Arm in eine Gesangschule und wimmert Opernarien.

Es ist interessant das intimere Leben der Deutschen zu beobachten. Wir haben aus unsern Büchern her ganz falsche Begriffe von ihnen. Ich fühle schon jetzt, ich werde wenig zum „Hören“ kommen. Die

andern Studien werden mich sehr in Anspruch nehmen. Anthropologie ist auch eine Wissenschaft. —

Vor der Hand habe ich mich für drei Collegia einschreiben lassen. Statistik, Nationalökonomie und Völkerrecht. Man findet dass ich für einen Polen sehr gut deutsch spreche. Als ob in der Krakauer Gegend nicht die Söhne aller besseren Familien deutsch verstünden!

Seit mehreren Tagen habe ich nun auch Landsleute kennen gelernt, die hier studiren. Sie wollten mich in einen „Polenclub" schleppen. Ich bin froh, neuen Physiognomien zu begegnen, eine mir im Grunde doch fremde Sprache zu hören, da sollt ich nun wieder den alten Brei aufwärmen, den ich vorgestern verlassen!

Ich liess meine Landsleute „abwimmeln", wie man das hier bezeichnend nennt.

Meiner alten Gewohnheit gemäss stehe ich spät auf. Hier eigentlich schon früher als zu Hause, bald nach elf Uhr. Um sechs dinire ich bei Spohn, Abends besuche ich die Oper, oder das Schauspielhaus. Professor Raudnitz hat die üble Gewohnheit von zehn bis elf Uhr Colleg zu lesen. Ich setzte voraus, dass er dies vor leeren Bänken thun würde. Des Curiosums wegen ging ich eines Morgens dahin, und siehe da — der Saal war dicht gedrängt von Studenten. Was für brave Leute! Sogar ein Prinz soll sich darunter befinden, der jeden Morgen pünktlich vor dem Collegienhaus vorfährt.

Ich werde meine Wohnung wieder verlassen müssen. Das Staccato Fräulein Elviras stört mich. (Die Tochter meiner Wirtin.) Wenn die junge Dame sonst besonders anziehend wäre . . . . Vielleicht würde ich mir einen patentirten Ohrenverschluss (bei den Deutschen ist alles patentirt) kommen lassen, aber diese künftige Operndiva ist mir unausstehlich. Sie ist nicht viel weniger als sechs Schuh hoch, flachsblond und hat die schönsten Zähne, die ich in meinem Leben gesehen. Deshalb lacht sie sehr viel mit etwas forcirt weit geöffnetem Mund. Mich ärgert das schrecklich, denn ihr Odem macht mich nervös. Er riecht nach frisch gemolkener Milch. Die Ergründung dieses Geruchsgeheimnisses überlasse ich physiologisch Gebildeteren als ich es bin. Factum ist nur, dass dieser Duft mich beinahe ohnmächtig macht, obgleich ich ja zugebe, dass es ein respectables Zeichen ist, wenn eine angehende Opernsängerin diesen Geruch der Unschuld an sich hat. Aber —

In unserm Jahrzehnt liebt man mit der Nase. Ich wenigstens. Das erste am Weibe ist mir sein Geruch. O wie liebe ich die Kokette, die, ohne gegen die Regeln des guten Geschmacks zu verstossen, irgend ein kleines, heimliches Veilchen in den Falten ihrer Corsage, oder einen Tropfen extractirter Marschall Nielrose in den Spitzen ihres seidnen Unterröckchens trägt!

Heute bat mich Mama Eilert mit Thränen in den Augen, ich möchte meinen Entschluss von ihr fortzuziehen zurücknehmen. Ihre Tochter würde bei einer Freundin üben, etc. Sie weihte mich gleich in die Geheimnisse ihres Hauses, ihrer Sorgen ein. Ihr Mann hat nur so und so viel Einkommen, und die musikalische Ausbildung der Tochter kostet sie so und so viel. „Eh bien," sagte ich, „wenn Ihre

Tochter wo anders ihre Uebungen machen will — und" beinahe hätte ich noch etwas hinzu gesetzt, „so bleibe ich wohnen."

Meine Güte der Hauswirtin gegenüber trug mir wenig Dank ein. Jüngst war ich Zeuge folgenden Gesprächs zwischen Fräulein Elvira und einer Freundin. (Man hört alles durch die Wand durch.)

„Und du gehst ihm zu Liebe zu Lotten um da zu üben?"

„Mama wills. Er zahlt das Doppelte, wie die andern Mieter."

„Ist er denn so reich?"

„Natürlich, er ist ja ein Russe."

„O je, am Ende ein Nihilist."

„Glaub ich nicht. Er ist vom Adel. Auch benimmt er sich ganz anständig."

„Wie sieht er denn aus?"

„I (für mich qualvolle Pause, dann:) recht hässlich. Hager, nach vornüber geneigt, dunkles, kurzgeschnittenes Haar, eine Nase, die mehr rund als lang ist —"

„Pfui Däubchen . . . !"

„und gar keinen Bart. Sein Mund —"

„Ein Maul —"

„nein, der ist sogar das Hübscheste an ihm, auch —" Gott sei Dank, denk ich, jetzt folgt die Aufzählung meiner Vorzüge; da kam Besuch und die beiden Mädchen unterbrachen ihr Zwiegespräch.

Im Uebrigen, bin ich nicht ein netter Kerl?

Es fängt an langweilig zu werden. Immer Café, Theater, Theater, Café.

Und noch Ärgeres. Neulich eine Gesellschaft bei J. von K. zeigte mir mit entsetzlicher Deutlichkeit, welchen Aussichten ich entgegengehe. In dieser Gesellschaft nämlich, (K. ist ein ehemaliger Studiengenosse Papa's, bei dem ich meine Karte abgeben musste,) behandelte man mich wie einen elternlosen, wolerzognen Jüngling, den man „lanciren" will. Mehrere Mütter lispelten mir huldvoll zu: „ich hoffe Sie an unserm „Jour" zu sehen." Die eine empfängt Montag, die andere Dienstag, die dritte Mittwoch, u. s. w. Man kann sich also durch die Woche so durchjouren. Ich begann mit dem Montag bei Frau A. Auf der einen Seite des Salons sassen die Damen, auf der andern die Herren. Nachdem man, weiss Gott aus welchem Grunde, anderthalb Stunden gewartet, (ich dachte der Koch habe sich den Arm gebrochen, erfuhr aber später, dass dieses Hinausziehen des Essens so Sitte hier sei) wurde man in den Speisesaal gelassen. Ich hatte die Ehre, einen sechzehnjährigen Backfisch zu Tisch führen zu dürfen, der mich in die Geheimnisse der Jankoklaviatur einweihte. — —

Dienstag war ich bei Frau P.

Hier sassen die Damen statt wie gestern rechts, links, während die Herren nicht nebeneinander sondern gruppenweis rechts standen.

Bei P's. brauchte man nicht so lange auf das Essen zu warten. Mein Backfisch war nicht da. Ich sollte noch das Sehnen nach ihm lernen. —

Meine heutige Tischdame — sie hatte entsetzliche, langstielige Augen, die sich förmlich herausreckten und einen polypenhaft umwürgten, war eine — Schriftstellerin. Ich zerging langsam neben ihr. So deutlich ist mir mein Nichts noch niemals zum Bewusstsein gekommen, wie neben diesem weiblichen Homer. Ich schwieg unter-

würfig, und liess mir die Lücken meiner Bildung mit ihrem Redeplatina ausfüllen. Als wir uns vom Tisch erhoben sagte sie würdevoll: „Übrigens fängt man erst an mit vierzig Jahren Mensch zu werden.“ Da hatte ichs nun weg. Und ich war doch so artig gewesen!

„Ich freue mich sehr auf diese Metamorphose,“ sagte ich devot, „gnädiges Fräulein haben Sie wohl schon längst überwunden.“

Mittwoch war ich bei H. Donnerstag bei L. Heute ist Sonntag. Ich habe einem halben Dutzend Puter in die Ewigkeit verholfen, über Blaumalerei, über Maul- und Klauenseuche, über die Vorteile städtischer Findelhäuser gesprochen. Heute, am Sonntag, bin ich müde und abgespannt, von der Erfüllung meiner gesellschaftlichen Pflichten. Auf meinem Schreibtisch liegen fünf Einladungskarten für die nächste Woche.

Mich hungerts immer mehr nach etwas Rundem, Weichem, sich Anschmiegendem, Rosenscheinschimmerndem, Dummem, Naivem, Lachendem; ein Pferd ist das nicht, auch kein Hund . . . .

Männerbekanntschaften, eh bien. Aber immer und ewig in seiner eignen Interessensphäre bleiben? Politik kauen, wissenschaftliche Hypothesen zimmern, von volkswirtschaftlichen Utopien schwärmen, philosophische Steckenpferde zu Schanden reiten, immer dasselbe. Der A. hat diese Ansichten, der B. jene, der C. andere. Im Grunde aber haben A., B. und C. ganz die gleichen. Der A. spielt Skat ohne Finten, der B. mit etwas mehr Raffinement, aber beide wollen gegewinnen. Aussi moi même.

Weshalb schwätzen wir so viel?

Dudu habe ich sie getauft, und sie hat „die Frau und der Sozialismus“ noch nicht gelesen. Ich würde überhaupt zweifeln, dass sie lesen kann, wenn sie nicht hier uud da die Theaterzettel studirte, um mich hernach zu betteln, sie da oder dort hinzuführen.

Sie hat kurzgeschnittene, braune Löckchen, ein Stumpfnäschen, und närrische, übereinandergewachsene, krumme Zähne. Natürlich ist sie klein, wie könnte ich sie sonst Dudu getauft haben? Trotzdem sie erst siebzehn zählt, hat sie doch schon ein „Verhältnis“ gehabt. Ich erwartete das gar nicht anders und es macht mir auch nichts. Ich bin der Mühe des Ueberredens überhoben. — — —

Dudu ist in einem Confectionsgeschäft angestellt mit — zwanzig Mark monatlich. Sie lebt mit ihrer Schwester, die Ballettänzerin ist. Als sie zaudernd im Comtoir stand und überlegte ob die zwanzig Mark Gehalt nicht doch ein ganz klein bischen zu wenig wären um damit Miete, Kleidung und Essen zu bestreiten, sagte der joviale Chef: „Sie haben ja den Abend für sich Fräulein.“ Sie verstand ihn. — Ihr erstes „Verhältnis“ ist ihr „untreu“ geworden, wie sie ganz offen erzählt. Einige Zeit lang knusperte sie Brodrinden als Nachtessen. Sie ist ein ungeheuer hingebendes Dingelchen, und für alles dankbar. Im Biertrinken ist sie mir weit über.

Sie macht mir viel Spass.

Gestern las ich folgenden Satz:

„Da der Weise nicht zu unterscheiden vermag was gut oder schlimm sei, so gelangt er zur Unerschütterlichkeit, indem er seinen Beifall zurückhält. Denn hält er etwas für gut oder übel von Natur,

ist er immer beunruhigt, sei es, dass er das, was er für gut hält nicht besitzt, sei es, dass er von natürlichem Uebel gequält zu sein annimmt. Wer aber unentschieden ist über das was von Natur gut und schön, flieht und sucht nichts mit Eifer, und so bleibt er unerschütterlich. Pyrrho, Zeitgenosse Alexanders, verwies seine Schüler während eines Sturmes, der sie erschreckte, auf ein Schwein, das ganz indifferent blieb und ruhig fortfrass, als Beweis, wie nur die Ungewissheit, die Unerschütterlichkeit wirke, in der der Weise stehen soll." Also meine Herren, werden wir wie die Schweine! . . . . .

Die Abende verbringen wir täglich miteinander. Meist bei mir in meiner Wohnung. Dudu beginnt dick zu werden. Sie ist ein allerliebstes Ding, aber verdammt langweilig

Ich hasse die gelehrten Frauen. Aber so ein klein bischen gesunder Menschenverstand schadet selbst einem Weibe nichts. Dudu leidet an heftigem Magenkatarrh, nichtsdestoweniger trinkt sie eiskaltes Bier, und isst ungezählte Törtchen im Tag. Ich hab ihr ein nettes Zimmerchen in der Nähe meiner Wohnung gemietet, ihr etliche Bücher gebracht, Blumen und einen Canarienvogel angeschafft. Sie langweilt sich aber höllisch und will wieder ins „Geschäft" zurück. Da wars so „nett", kamen viele Leute etc. etc. . . . . . .

Arme kleine Dudu! Wie wird das zwischen uns beiden? Jeder Tag beginnt langweiliger als der frühere zu werden. Ich habe nicht die pädagogische Ausdauer meiner Freunde. Gabor in Chrzow gab seinem Hund Champagner zu saufen und lachte sich halb tot, wenn er nicht mehr aufrecht gehen konnte. Fred hatte eine weisse Spitzmaus abgerichtet, die ihm viel Vergnügen machte. Ihre Mädchen haben sehr viel von ihnen gelernt. Meinetwegen, wenn man vorhat eine für längere Zeit zu behalten. Aber diesen Vorsatz besitze ich nicht. Und — für meinen Nachfolger sorgen? Fällt mir ein! —

Diese Pausen sind unausstehlich. Ich erscheine mir wie ein Esel. Was sie versteht, langweilt mich zu reden, und was ich vielleicht sagen möchte, versteht sie nicht. Und doch sind die Pausen da. Man kann ja nicht ununterbrochen schnäbeln. — — —

Gestern haben wir uns getrennt. Es geschah friedlich und ohne Thränen. Ich habe sie einem meiner Bekannten empfohlen, mit dem ich häufig im Café zusammen bin. Sie ist es zufrieden. Es thut mir immer wohl, wenn ich die Mädchen so vernünftig finde.

Das Leben ist ja nichts weiter als ein Tanz, wo der Mann von einer Schönen zur Andern geht, und sie um eine Tour bittet. Diese Thatsache anerkennen, heisst freilich Madame den Freibrief zur Untreue einhändigen. Treue steht auf zwei kräftigen Füssen und hat mit — Tänzerinnen nichts gemein. Treue trägt Ringe und Ketten, hat ein sauber gewaschnes Gesicht und gut gebürstete Haare.

Indes ich dies alles niederschreibe, ergreift mich wahnsinnige Sehnsucht nach dem Weibe. Einem ganzen, reifen Weibe, das dem stillen, stolzen Julisommermittag gleicht, ohne Aprilschauer und Gekicher einen in seine königlichen Arme nimmt und satt macht. Der Vögelchen, die man um Goldmünzen ersteht, bin ich überdrüssig.

Es ist ein ewiges Einerlei mit demselben Vorwort und demselben Nachspiel. — — — — — — —

Seit mehreren Tagen habe ich mich enger an einen jungen Mann angeschlossen, der Paul Landorff heisst, und aus dem Hannöveranischen ist. Obschon er bereits zum Doktor promovirt wurde, studirt er noch an der hiesigen Universität, und zwar so ziemlich dieselben Fächer wie ich. Sein Vater ist irgendwo in der Nähe Gutsbesitzer. Unser Aeusseres bildet den denkbar schreiendsten Contrast. Er ist über die Mittelgrösse, hellblond, (ein merkwürdig, seidenweiches Haar), der richtige, edle Germanentypus. Ein hübscher Junge. Seine Sprache klingt sanft, etwas gedehnt, so, als ob er jedes Wort überlegte, bevor er es ausspricht. Er schwärmt von Musik, fehlt in keinem Concert, das gegeben wird, und kennt alle Opernpartituren auswendig. Gleich am zweiten Abend unserer Bekanntschaft dutzte er mich, und obgleich ich diese teutonische Sitte, die unter den Studenten üblich ist, hasse, vermochte ich doch nicht ihn zu beleidigen, und sein Du unerwidert zu lassen. Ein köstlicher Zug an ihm ist sein Hass gegen die Detectives, die man hier zu Lande „Schutzleute“ nennt. „Ich bitte dich,“ sagt er neulich, „es kann sich ja in unserm Staat keine Individualität frei entwickeln. Hinter jeder Strassenecke steht ein Aufpasser mit einem Notizbuch am auswattirten Busen, und trägt deinen Namen ein, sowie du dir erlaubst nach zehn Uhr Abends etwas lauter auf der Strasse zu reden, oder dein Diener am Donnerstag statt am Freitag die Teppiche deines Arbeitszimmers ausklopft.“

Paul ist ein interessantes Studienobject für mich. So weich er äusserlich ist, ein so schwärmerischer Musikfreund er zu sein scheint, sein Inneres ist poesielos wie das Bureau eines Rechnungsbeamten. Den Drang zum Weibe kennt er nicht. Alle die netten, kleinen Thorheiten, die uns so viel Zeit und Geld kosten, belächelt er ironisch. Seine Verhältnisse sind nur Stundenverhältnisse.

„Ich werde mich demnächst verheiraten,“ sagte er jüngst trocken, „mein Alter hat eine Braut für mich.“

„Wozu thust du das?“ fragte ich ihn.

„Um zur Ruhe zu kommen,“ war seine Antwort. „Der Zustand eines unverheirateten Mannes ist peinlich. Jedes Frauengesicht beginnt ein Fragespiel mit ihm, jeder Tölpel glaubt irgend ein Verwandtschaftsrecht auf ihn zu besitzen.“

Heute sagte er mir: „Du bist furchtbar pathetisch, mein Junge. Zeige mir einen Ausnahmefall unter den schönen Jägerinnen, von denen du dich so gerne verwunden lässt, und ich will meine ganze Skepsis wie einen Handschuh abstreifen. Es giebt nichts so Conservatives wie das Weib. Von seiner Erschaffung an bis heute ist es sich gleich geblieben, ein Stückchen Spiegelglas, aus dem die Fratze des Mannes schaut. Wenn wir der Frau gegenüber stehen, schneiden wir ja immer eine Fratze. Wie könnte sie sich auch sonst in uns vergaffen, sie, der alles Natürliche so bis in den Tod verhasst ist, die sechs Unterröcke übereinander anzieht, um zu vergessen, dass sie nackt ist, die die Dinge nie bei ihrem wahren Namen zu nennen wagt, und spanische Wände vor jedem Begriff aufrichtet.“

„Und d u willst heiraten,“ rief ich.

„Gerade ich,“ lachte er.

„Es giebt doch Ausnahmefälle —“ ich gedachte einer in meiner Heimat. . . . . .

„Selbst geprüft?“

„Das nicht.“

„Aha,“ nickte er cynisch, „dann Mund halten, Mund halten.“

Gestern in der Oper gewesen. Man gab Joseph und seine Brüder, den Benjamin sang ein allerliebstes Mädel. Noch nie sah ich eine vollendetere Figur. Sie ist die Maitresse des Sängers der den Joseph spielte. In der ungenirtesten Weise coquettirten sie vor dem Publikum miteinander.

Nach dem zweiten Act —

Manchmal verliert man das Gefühl für die Sprache, und erschrickt ordentlich vor den Lauten, die etwas so Hölzernes, Lebloses besitzen, und nicht im mindesten das ausdrücken was man innerlich empfindet. — — — —

Um auf neulich zurückzukommen. . . . . .

Nachdem das rührselige Lied des verkauften Bruders verklungen war, vernahm ich ein leises Geräusch neben unserer Loge. Paul sah zur Seite, und verbeugte sich vor Jemand.

Ich blickte hinüber. Eine Dame, die eben hereingetreten sein musste, denn ich hatte sie früher nicht bemerkt, lag in einem der rothen Sammtsessel weit zurückgelehnt, und sah auf die Bühne.

Wie soll ich dieses Weib denn schildern? Anmutig? nein. Schön? nein. Prächtig, das ist der einzig bezeichnende Ausdruck. Sie ist eine Thusneldagestalt mit dunkelgelbem Haar, ungewöhnlich breiten Schultern, und einer Taille, die nicht schlank genannt werden kann. Eine jauchzende Kraft verbirgt sich unter der byzantinisch steifen Haltung ihrer Glieder. Sie trug ein goldbraunes Atlaskleid, das den vollen runden Hals frei liess, und sehr gut mit den Rosenfarben ihres Teints harmonirte. Mund und Nase sind breit aber veraten viel Rasse, hingegen ist ihr Kinn von tadelloser Eigensinnigkeit. Die niedere Stirne umrahmen leicht verwirrte Löckchen.

Ich starrte sie an.

Der kleine Benjamin mit seinem süssen Lächeln war versunken. — — — — — — —

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter.

„Gute Ruhe,“ sagte Paul. „Ich für meinen Theil möchte nicht hier übernachten. Dort lassen sie schon die eiserne Courtine herab. Willst du sie kennen lernen?“

„Wen?“

„Nicht die Courtine, Frau Capitain Blanc.“

„Frau Capitain Blanc?“ . . . .

— —

Gestern hat er mich ihr in der Loge vorgestellt. Sie sah mich sehr gleichgültig an.

„Wie ist Ihnen das Bad bekommen, Gnädigste?“ fragte er sie mit höflicher Kühle.

„Sehr gut wie Sie sehen. Ich bin wieder erfrischt.“

„Nun kann der Rummel von vorne beginnen.“



„Doch nicht jetzt schon. Wir haben September.“

„Ach ja, Sie haben recht. Uebrigens, einige brave Damen haben ihre Empfangsabende schon bekannt geben lassen.“

„Horrible.“

„Finde ich auch. Und wie befindet sich der Herr Gemahl?“

„Aufs Beste. Gestern langte ein Schreiben von ihm aus Santa Cruz an.“

„Der Gemahl der gnädigen Frau“ sagte Paul sich zu mir wendend, „dient in der königlichen Marine.“

„Und Gnädige bringen es über sich hier in der staubigen Stadt zu hausen?“ fragte ich.

„Ich bin ja nicht immer hier,“ versetzte sie mit einen flüchtigen Blick auf Paul, „und überdies hat die See keinen Reiz für mich.“

Wir mussten wieder auf unsere Plätze zurück, die Musik begann.

Ich begegne ihr häufig in den Pausen im Foyer. Sie schleppt ihr Atlaskleid — sie trägt immer Atlas — mit unnachahmlicher Grazie nach sich.

Im Gehen ist sie noch schöner als im Sitzen. Wir sind fast gleich gross, ich um eines Fingersbreite höher als sie.

— —

Ihre Mutter ärgert mich. Das alte Weib starrt einem mit ihren bebrillten Augen bis unter die Haut. Es ist eigentlich gar nicht ihre Mutter, sondern die ihres Gatten. In neuester Zeit sieht man sie beständig an der Seite der Schwiegertochter. Beide Frauen sind überdies erst seit vierzehn Tagen in der Stadt. Sie verbrachten den Sommer in Norderney. Wie hätte mir auch sonst die Erscheinung dieser jungen Frau entgehen können?

Es ist das merkwürdigste Naturspiel. Für gewöhnlich sieht sie ruhig und ausgeglichen aus. Hochmütig, selbstbewusst, beinahe bornirt selbstbewusst.

Dann wieder auf einmal lässt sie den Kopf hängen, die stolzherausgereckte Brust sinkt ein, in den Augen erscheint ein feuchter Glanz. . . . .

In diesen Momenten übt sie auf mich einen närrischen Zauber aus.

Paul ist mir rätselhaft.

Er schlägt dieser Frau gegenüber einen Ton an, der mich empört. Und sie duldet diese mitleidig ironische Sprache. Erst einmal habe ich sie den Kopf zurückwerfen und ihn zornig anblitzen sehen. Das war als er sagte: „Ich begreife übrigens nicht, warum Sie schon aus Norderney zurück gekehrt sind. Jetzt ist es erst schön dort. Die plebs hat sich verlaufen.“ . . . .

— —

„Ich hoffe Sie bald bei mir zu sehen,“ sagte sie neulich leichthin zu mir!

Ob sie das ernst gemeint hat?

Paul lachte.

„Ich hole dich Donnerstag ab. Wir besuchen sie gemeinsam.“ Heute ist Montag.



Gestern waren wir dort. Sie hat eine Flucht von Zimmer, die für meinen Geschmack zu pomphaft eingerichtet sind. Zu viel Tapeziererlaunen. Es flimmert von den brennenden Farben persischer Teppiche, seidner Tempelvorhänge die ihr Mann aus dem Osten mitgebracht hat. Ausgestopfte Pfauen und anderes Gethier, kokett in Blumengruppen placirt, steht herum. Daneben auch viel hübsche Waffen, Rüstungen, und exotische Kunstgegenstände aus Elfenbein und vergoldeter Bronce. Ihr Boudoir hat die Form einer Muschel. Die Wände sind mit hellblauem Sammt ausgeschlagen. Viel Nippes in Perlmutter und venetianisch gearbeitetem Silber sieht man aufgestellt. Gute alte Gemälde vermisse ich. Ihr Mann hätte keinen Sinn dafür, sagt sie. Es scheint auch sie nicht. Dagegen besitzen sie einige hübsche Marmorwerke.

Sie trug ein elfenbeinfarbiges Kleid und sah herrlich aus.

„Gnädige Frau, schenken Sie uns bald eine Tasse Thee,“ sagte Paul impertinent, „Sie sehen mein Freund sieht leichenblass aus, Ihr Interieur macht einen so überwältigenden Eindruck auf ihn.“

Sie lachte herzlich, und sah mich freundlich an. Wie entzückend sie sich neben dem Samovar ausnahm! Heute erschien sie mir gar nicht thusneldenhaft.

Als sie Paul die Theetasse hinreichte schwankte diese in ihrer Hand und das goldene Löffelchen fiel zu Boden. Ich beugte mich schnell um es aufzuheben, und als ich es ihr hinreichte, war ihr Gesicht mit dunkler Glut übergossen.

Später brachte der Diener eine Karte herein. „Der Prinz von Hohenwart.“

„Ich lasse bitten,“ sagte sie gleichgültig.

Ein elegant gekleideter, hochgewachsener Mann mit einer grossen Glatze und vielen Fältchen um die Augen trat ein.

„Sie sehen Gnädigste, ich löse mein Wort,“ sagte er nach einigen zwischen ihm und mir gewechselten Phrasen, Paul kennt er schon. „Ich versprach, mich Ihnen lebendig zu bringen, woran Sie damals zweifelten, als Sie mich im Sturm auf meinem „Seelenverkäufer“ in die See rudern sahen.“

„Allerdings, es war sehr — kühn von Ihnen, und ich möchte kein zweites mal Zeuge davon sein.“

Er blickte sie an wie der Hungrige eine leckere Pastete, die hinter einem Schaufenster steht.

„Durchlaucht können wohl nicht schwimmen, weil die gnädige Frau so ängstlich um Sie war,“ warf Paul hin.

„Dalmatiner? Sechzehntes Jahrhundert,“ flüsterte der Prinz, sich etwas sehr nahe auf den Arm Irenens beugend, dessen Handgelenk kostbare Spitzen einsäumten. Ich vergönnte Paul diese kühle Abwehr seiner Grobheit.

„Erraten, Prinz, mein Mann brachte —“

„Apropos, kann ich das Bild Ihres Herrn Gemahl zu sehen bekommen? Warum wählte er Durant?“

„Ich weiss nicht. Vielleicht weil er sich zu jener Zeit gerade in Paris aufhielt. Aber wenn Sie mir folgen mögen . . . . .“ sie erhob sich, und führte uns — wir schlossen uns höflich dem Prinzen an, — vor ein Oelbild, das noch stark nach Firnis roch. Ein schöner Mann

mit biedern, geradlinigen Zügen und grossen, dunklen Vollbart sah uns von der Leinwand entgegen.

„Ah famos, tres charmant,“ rief der Prinz, das Monocle ins Auge klemmend und vor dem Bilde hin und her hüpfend, „ganz wie im Leben. Und wann kommt er wieder?“ wandte er sich an die schöne Frau.

„Wohl nicht vor nächstem Frühjahr,“ antwortete sie.

„Wie?“ rief ich aus, „den ganzen Winter werden Sie allein bleiben?“

„Das bin ich schon gewöhnt,“ sagte sie lächelnd zu mir, „in den ersten Jahren meiner Ehe allerdings, da fiels mir sehr schwer.“

In den ersten Jahren ihrer Ehe? dachte ich. Kann sie denn schon so lange verheiratet sein?

„Unsere gnädige Wirtin ist ja nie allein, wenn sie nicht allein sein will,“ flirrte seine Durchlaucht, die Augen auf Irene heftend. Sie seufzte leise.

„Gestatten Sie gnädige Frau, dass wir uns empfehlen,“ sagte Paul, „wir haben noch Einiges für diesen Nachmittag vor.“

Er berührte leicht ihre Hand mit den Lippen und verbeugte sich steif vor dem Prinzen.

„Auf Wiedersehen,“ grüsste sie mit ihrer melodischen Stimme.

Wir liessen die Beiden vor dem Bild zurück.

„Hättest du noch bei ihr bleiben mögen?“ fragte unten Paul.

„Allerdings,“ antwortete ich etwas gereizt. „Wie kamst du dazu —“

„Entschuldige,“ rief er lachend, „ich weiss eigentlich selbst nicht, wie ich mich dieses Verfügungsrechtes über dich bediente, aber sei versichert, wenn der anwesend ist, kommt es doch zu keinem vernünftigen Gespräch mehr.“

„Er verehrt sie sehr?“ fragte ich.

„Das thut er,“ nickte Paul.

„Und sie?“

„Sieht in ihm eine Figur aus einer Kinderspielschachtel.“

— —

Ich weiss nicht, soll ich trauern oder froh sein? Jemand, der in die ganze Sache eingeweiht ist, berichtet mir, dass mein Sohn gestorben ist. Sie war ein dummes, junges Kind, und ich war nicht viel gescheidter . . . .

Etwas höchst peinliches ist mir passirt. Seit vorgestern bin ich der Held des Tages. In den Kaufladen, den Souterrains der Küchen spricht man von mir. Man wird mein Bild in einer jener entsetzlichen illustrirten Zeitungen bringen, wo die Dargestellten immer Verbrecherphysiognomien erhalten, von begeisterten Lehrjungen ausgeschnitten und mit Kleister an die kahlen Wände ihrer Kammern geklebt werden.

Pauvre Raoul!

Wie das kam?

Meinen Oliven-Knüppel unterm Arm, bummelte ich harmlos. Plötzlich, an der Biegung der G.strasse, rasen mir pfauchend mit hochgehobenen Hufen zwei Pferde entgegen. Ich, ohne zu überlegen, stürze mich ihnen entgegen. Sie stehen. Erst jetzt bemerke ich, dass sich hinter den Thieren ein Gefährt befindet, in dem eine Dame halb besinnungslos ruht. Ein Blick auf das Cabriolet belehrt mich, dass dasselbe unbeschädigt geblieben ist. Ich springe auf den Sitz,

ergreife die Zügel, die den Händen der Dame entglitten sind, und kutschire im schnellsten Tempo weiter. Als der dem Wagen nachlaufende Janhagel nicht mehr sichtbar ist, halte ich an.

„Wohin befehlen Sie Gnädigste?“

„Ach mein Herr, —“ schluchzt sie fassungslos.

„Beruhigen Sie sich bitte,“ sag ich, und stelle mich vor. „Ich möchte Sie gern geborgen wissen“

„Ich wohne nicht hier, sondern in Blauheim, (ein Ort in der Umgebung) bin mit Papa hereingefahren, um Einkäufe zu machen —“

„Und während Sie Ihren Herrn Vater erwarteten, —“

„Scheuten die Pferde. Es war vor dem Hause des Antiquitätenhändlers Bory. Papa wird tot aus Angst um mich sein.“

Indessen hatten sich abermals Neugierige um uns gesammelt. Ich fuhr schnell vor das mir bezeichnete Haus zurück. Ein alter Herr kam uns vom andern Ende der Strasse leichenblass entgegengestürzt.

„Aber Mädel, was hast du denn angerichtet?“ . . . .

„Nur jetzt nicht viel reden Papa“ . . . . . .

„Ich danke Ihnen mein Herr,“ sagte er mir die Hand fast zerdrückend.

Das Fräulein nannte meinen Namen. Der Alte stutzte.

„Wie ist mir denn? Sind Sie nicht Paul Landorffs, meines künftigen Schwiegersohnes Freund?“

„Allerdings,“ antwortete ich, „Paul ist ein Freund von mir, und ich freue mich sehr die Bekanntschaft der Herrschaften gemacht zu haben, wenn auch unter etwas abentheuerlichen Umständen.“

Vater und Tochter lächelten.

„Jetzt erinnere ich mich Ihres Namens, natürlich,“ sagte sie. „Kommen Sie bald zu uns hinaus.“

Ich versprach es, und trollte beschämt weiter, von den bewundernden Blicken einiger an ihren Ladenthüren stehenden Commis gefolgt.

Abends kam Paul zu mir, schlug mir auf die Schulter und sagte: „Bravo!“

Wie leicht ist es, ein „famoser Kerl“ zu sein!

Irene glaubt in mir einen Banalen vor sich zu haben, deshalb giebt sie sich manchmal — selbst banal. Jetzt redet sie beständig von meiner „Bravour.“ Und ich kann es nicht ausstehen, Handlungen, die vorüber sind, wieder aufzuwärmen. Ueberhaupt dieses endlose Geschwätz!

Uebrigens scheint sie viel Antheil an Pauls Braut zu nehmen.

„Ist sie schön, jung? Wie benimmt sie sich in der Gefahr? Hat sie Chic? Welchen Eindruck macht ihr Vater?“

So regnete es nur auf mich herab.

„Schön? nein, jung? nein.“

„Was zieht ihn dann an ihr an?“

Dieselben Fragen bei jedem Weib ob sie Näherin oder Prinzessin ist! Paul hat recht. Sie sind alle gleich. Merkwürdig! Wie ich Irene banal werden sah, ergriff mich ein heisses Verlangen nach dem Weibe in ihr. Bis jetzt erschien sie mir als herrliches Kunstwerk vor dem ich mein Knie beugte. Seit gestern habe ich sie — im Negligee gesehen, und das macht meine Pulse klopfen. Es ist kein Glorienschein,

der ihr Haupt umgiebt, riefs in mir, es ist gelbes, weiches, knisterndes Haar, in das ich meine Hände einwühlen, mit dem ich meine Lippen kühlen möchte, wenn sie von ihren Küssen verwundet sind. Sie sah meine Augen mit jenem nachdenklich, starren Blick auf ihrer Gestalt ruhen, den das Weib stets richtig deutet, und geriet in Verlegenheit.

Ich fühlte Mitleid mit ihr und begann von gleichgültigen Dingen zu reden. „Pauls Braut ist nicht schön," sagte ich, besitzt aber etwas, das viele Männer anzieht: einen ausgeprägten Muttertypus."

„Was verstehen Sie darunter?" fragte sie mit horchenden Augen.

„Jenen weichen überquellenden, anscheinend nur aus Muskeln und Fleisch bestehenden Leib, der wie ein lockerer Erdboden gleichsam den Reichthum der Keime erraten lässt, der in seinem Schosse ruht."

Irene erröthete.

„Und glauben Sie wirklich, dass dieser Typus Männer anzuziehen vermag?"

„O ja," erwiderte ich, „schon deshalb weil er sich unter keine Maske verkriechen kann, denn sein Charakterisches ist zu ausgeprägt."

„Aber der Mann sucht doch nicht die Mutter sondern die Geliebte im Weibe." . . . .

Irene! Irene!

Es war gesagt, gerne hätte sie es wieder zurückgenommen, aber es war gesagt. . . . .

„Nicht alle," erwiderte ich sittsam zu Boden blickend um sie zu ermutigen, „manche Männer, und es sind nicht die unmännlichsten, erblicken im Weibe nur einen lieblichen Ausruhepunkt, eine friedliche Rosenlaube wo sie sich zu erholen wünschen von ihrer Icheinsamkeit."

Sie schwieg und war — schön, weiter nichts.

Ueber Pauls Gesicht flog bei meiner Mittheilung, dass ich nun einmal a l l e i n Frau Blanc besucht habe, ein Zug den ich nicht zu enträtseln vermag. . . . . . .

— —

Mir wirds mit jedem Tage klarer; diese Frau ists, die meine Phantasie geträumt hat, als sie sich eine Geliebte erschuf. Irene ist schön und klug ohne viel Geist zu besitzen, sie hat manches Kindliche an sich, doch zugleich die süsse Reife der Frau.

Ob sie zu den Hartnäckigen gehört, die ihre Keuschheit nur einmal opfern?

Sie hegt eine herzliche Liebe für ihren Mann. Ich glaube genau dieselbe wie zu ihrer „Maman." Er verdients auch nicht besser. Wozu heiraten, wenn man in beständiger Scheidung lebt? Allerdings, ich würde mich als Gatte für solche Neigung bedanken. Ob sie übrigens wirklich lieben kann? Ich glaube kaum. Es liegt auch in ihrer Seele das byzantinisch Starre, das oft ihr Aeusseres charakterisirt. So neulich. Ich war mit Paul beim Thee dort. Sie plauderte entzückend mit uns, hatte alles Conventionelle von sich gestreift, war wie ein Kind, ein Mädchen von siebzehn Jahren, da wurde der Prinz gemeldet. Wie eine Marionette schnellte sie auf, und vorbei wars mit aller Natürlichkeit und Frische. Sie mag ihn nicht. „Ich begreife nicht warum sie ihn empfängt," sagte ich später zu Paul.

Er lachte.

„Die Frauen lieben es Etliche in der Reserve zu haben", sagte

er. „Wenns auch eklige Kerle sind, man kann nie wissen, wozu einer noch zu gebrauchen sein wird.“

Vor mehreren Tagen war ich mit meinem Freunde in Blauheim, Natalie ist wirklich ein liebes Mädchen. Ich möchte nicht ihr Gatte. wohl aber ihr Freund sein. Sie besitzt etwas so Gütiges, Warmes in ihrem Wesen. Ihr Alter ist ein prächtiger Kerl.

Es ist schier unglaublich wie schwer man dazu kommt Collegia zu hören. Ich begreife Paul nicht, der arbeitet, sich amüsirt, und dabei noch Zeit findet zum Faulenzen. Ich komme zu- gar nichts. Freilich, viel Schuld trägt sie mit daran. Ich denke ununterbrochen an sie. Jüngst sah ich sie tiefbewegt.

Ich habe da so'n armen Kerl von Diener, der manchmal Wege für mich besorgt, denn Frau Eilerts Mädchen hat wenig Zeit. Diesem sollten neulich, — er ist Vater von stark einem halben Dutzend Kinder, die Frau ist schwer brustleidend, seine paar Habseligkeiten gepfändet werden, weil er Steuern und was weiss ich noch alles, schuldig war. Zufällig erfuhr ichs durch meinen Friseur, der die Neuigkeiten des ganzen Viertels kennt. Ich steckte Anton ein paar Geldnoten in die Hand, als er kam um einige Commissionen für mich zu machen. Er heulte vor Freude. Natürlich musste das verdammte Plappermaul es weiter plaudern. Ihre Dienerschaft erfuhr es, schliesslich auch sie.

„Sie sind ein edler Mensch,“ sagte sie, mich mit ihren grossen, feuchten, blaugrünen Augen innig anblickend. Ich edel! Bon dieu, du weisst, dass keiner weniger als ich dieses Epitheton verdient!

Wenn die Leute nur nicht Kammerdienerthaten mit Herrenthaten verwechselten! Jemand Geld schenken, oder das Leben retten, liegt in der Macht jedes starkfäustigen, nicht unvermögenden Burschen.

Es giebt andere Thaten, zu denen ein alter Adel des Geistes erforderlich ist. Die können nicht alle thun. Weiss der Himmel, so eine habe ich noch nie vollbracht. . . . . .

(Schluss folgt.)



GOETHE AM AUSGANG DES JAHRHUNDERTS.

EIN EPILOG ZU DEN JÜNGST ERSCHIENENEN BIOGRAPHIEN.

VON

FRANZ SERVAES.

1.

Einem Aufwachen aus wirren Träumen vergleichbar, so überfällt den modernen Menschen ein eigenes Staunen, wenn ihn, auf seinen schaukelnden Irrfahrten, ein holdes Ungefähr den Inseln Goethes wieder zutreibt.

Er gewahrt den duftigen Nebelglanz. Sieht ruhige Massen in ruhigen Linien emporfliessen, in zarten Wipfeln schwanken und fein sich giebeln. Ein starker gesunder Duft strömt zu ihm her, wie von athmenden Wäldern und Feldern und von regenbefeuchteter Erde. Wohllaut schlingt sich darein, — sind's Vogelkehlen? sind's Engelsharfen? ist's das rhythmische Brausen der Wogen, die ruhig-ausrollend das Ufer belecken? Am Strande, welch Flirren! In sicheren Taktschlägen bewegt sich das Leben, pulst auf und nieder, verwirrt sich, entwirrt sich. Es glüht von Farben, die sich harmonisch binden. Drüberhin spielen Wolkenschatten . . . Aber ernst und klar, und immer wieder wohlwollend-heiter, blickt der leuchtende Himmel hoch hernieder.

Der weitumherverschlagene Irrfahrer lässt den Wind in die Segel gehen und treibt getrost den lange gemiedenen Gestaden zu.

Träumend liegt er im Kahn, lauscht den besänftigten Schlägen seines Herzens, und schaut und schaut. Auch indem er näher kommt, und ihm der Glanz der Dinge ins Auge dringt, kann er doch nicht aufhören, zu schauen. Das wächst ihm entgegen in schwillender Fülle, in strenger Anmuth und Pracht, und so weich doch, so kosend! Eine Heimath muss dort sein! . . . Wessen Heimath?

Er betritt das Ufer, und immer noch wird er des Schauens nicht müde. Seine Augen bleiben unersättlich. Doch weit entfernt von öder Gier. Gelassen nimmt er alles in sich auf. Er harrt der Bilder in Geduld und verdriesst nicht durch freches Sichzudrängen und gestikulirendes Geschrei. Eines erschliesst sich ihm nach dem Andern, entknospt sich zart und sonder Scheu.

Nach langer segenvoller Wanderung nimmt er tief-bewegten Abschied . . .

Jetzt treibt er wieder im eigenen Boot auf schwankem Meer. Aber seine Seele schaut dankbar zurück. Sie weiss sich ja umfriedet, diese Seele, deren jähes Zucken oft erschreckend ist. Bald wird neuer Wirbel über sie hereinbrechen. Sie weiss es und zittert nicht, mag's auch leise in ihr vibriren. Noch fühlt sie von der Kraft in sich, die von der Götterinsel strömte. Stärke ist dort zuhause, und gesättigte Harmonie, und Gleichmass der Seele.

Dort ist eine Heimath . . .

2.

Manche werden finden: Goethe sei nicht eine Insel, auf der man gelegentlich einmal lande; er sei der Continent, auf dem wir Alle stehen.

Man erlaube mir, mich darüber fürs erste noch nicht zu äussern. Bis ich anderes gesagt habe, worauf wir uns dann leichter verständigen werden.

Für mich war die Berührung mit Goethe ein Wiederfinden. Ich hatte ihn nicht grade streng gemieden, aber mich doch, die letzten Jahre über, abseits gehalten. Ich fühlte etwas Fremdes, Kühles, das ich so leicht nicht überwinden konnte.

Jetzt bin ich dem Zufall dankbar, der mich zu ihm zurückführte, und ich weiss, dass ich ihm nun öfter wieder begegnen werde. Der Zufall aber erschien in Gestalt einiger Biographien, die sich auf meinem Tische ansammelten und Berücksichtigung heischten. Die haben mich dann zum Studium des teueren Originals sachte wieder angeleitet.

Zuvor ein Wort über die Biographien selbst!

Eine der Biographien, die von Eugen Wolff, habe ich nicht gelesen. Sie ist nach Dem, was ich darüber hörte, ein Leitfaden, der das Erforschte klug zusammenfasst und gelegentlich eigene Auffassungen polemisch äussert. Eine besondere Specialität des Buches ist, dass es Goethes Verhältnis zur Gegenwart betont. Da dieses nun auch mein Thema ist, so wollte ich mir die Optik nicht verderben lassen.

Richard M. Meyers Biographie ist bekanntlich von der E. Hofmann'schen Verlagsbuchhandlung auf Grund eines Preisrichter-Votums mit dem ersten Preise gekrönt worden. Sie ist das Produkt einer erstaunlichen Belesenheit auf allen Gebieten der schönen und gelehrten Litteratur, in der Darstellung gewandt und sentenziös, aber, trotz heissen Bemühens, ohne eigentliche Wärme und Plastik. Auf keiner Seite lässt es sich verwischen, dass die Natur des Verfassers der Natur des Dichters völlig fremd, ja in den tiefsten Instinkten entgegengesetzt ist. Eine grosse Bewunderung für den Dichter, eine etwas vorwitzige Spürnase für die Geheimnisse der Technik, ein emsiges Sicheinbohren in Gefühle und Gesinnungen auch des Menschen, ein spionirendes Begleiten auf Lebenswegen und -Fahrten, — und doch keine Durchsättigung mit Goethe'schem Geist, Goethe'schem Naturell, Goethe'schem Weltblick. Peripher ist alles vortrefflich, central das Ganze morsch und verschleiert. Einen Theil der Schuld trägt dabei auch die landesübliche Methode litterarhistorischer Erforschung, die gar zu gelehrtenhaft beballastet ist und die holde Kunst des Verschweigens und Andeutens nicht bei sich ausgebildet hat. Nach irgendwelcher „Vollständigkeit" muss immer gestrebt werden, wenn auch, aus äusseren Gründen, noch soviel hat „unterdrückt" werden müssen. Die „schwebenden Fragen" der augenblicklichen Forschung müssen auf jeden Fall „gestreift" werden; der Kenner wenigstens soll spüren, dass der Verfasser „Stellung genommen" hat, wenn auch der Laie ahnungslos drüberwegliest. So sitzt man immer wie vor der Retorte, und Goethe-Homunculus zirpt gar altklug und hell. Wenn dann die elegant zugeschliffene Phiole einmal platzt, so sieht man, dass sie kein Leibliches umschlossen hielt, und dass das Geistige zerfliessen muss, weil es durch keine Lebensglut zusammengehalten wurde.

In genau die entgegengesetzten Fehler fällt das Buch von Weitbrecht, „Diesseits von Weimar". (Fr. Frommannscher Verlag, Stuttgart). Obgleich von einem Professor geschrieben, will es doch von moderner Forschungsart, zumal aber von Goethe-„Philologie" nichts wissen und lässt keine Gelegenheit, sie gründlichst schlecht zu machen, vorüber. Dadurch kommt ein Schimpfton in das Buch, der die oft feinen Kunstintentionen des Verfassers entstellt, und dem Ganzen den so intim gehassten Gelehrtenanstrich gerade in seinen fatalsten Merkmalen aufprägt. Ausserdem will Weitbrecht von Goethe nur den jungen anerkennen, den, der „diesseits von Weimar" liegt; den anderen lässt er lieber haussen. Der mag ja auch noch seine Vorzüge gehabt haben, aber dem Gaumen des wackeren Schwaben kann er nicht behagen. Faust, zweiter Teil! Himmelkreuzteufelssakra, was soll uns die infame Allegoristerei?! Und los geht das Geschimpfe, etwa im Ton des alten Vischer. Einen besonderen Zorn hegt Weitbrecht gegen die intime Erforschung der Lebensdetails und deren Verwendung zur Interpretation der Werke. Wenn wir wissen, meint er, dass Friederike Brion die Gretchengestalt und die Maria im „Götz" hat schaffen helfen, so wissen wir genug und brauchen uns den Zauber des Sesenheimer Idylls aus „Dichtung

und Wahrheit" nicht durch nähere Kenntnis der Wirklichkeit zerstören zu lassen. So darf etwa ein züchtiger Backfisch oder eine goetheselige alte Jungfer sprechen, aber kein Mann, der in der tieferen Erkenntnis Goethes einen Schritt in der Erkenntnis der Menschennatur machen möchte. Und was wird denn dadurch „zerstört"? Vielleicht — eine Legende! Aber nimmermehr ein Stück Dichtung aus einem Goethe'schen Werk, das doch sein eigenes Leben weiterführt, unabhängig von aller Forschung. — Es thut mir leid um das Buch von Weitbrecht. Denn es ist von einem Dichter und Künstler und von einem feinsinnigen Versteher goethischer Jugendlyrik geschrieben. Daher denn auch sein so rühmenswerthes Streben nach individueller Tonart. Nur sollte sie nicht bis zu subjektivistischer Verzerrung gehen.

Objektiv, besonnen, umsichtig zeigt sich Karl Heinemann in seiner Darstellung. Einen Hauptnachdruck legt er darauf, Zeit und Ort als Hintergrund der Persönlichkeit breit hinzumalen. Um das Milieu lebendig zu machen, sind zahlreiche Abbildungen gegeben, zu deren Hergabe sich die Verlagsbuchhandlung, E. A. Seemann in Leipzig, besonders eignete. Diese Bilder sind ein willkommener Schmuck und eine anschauliche Belehrung. Der Dichter selbst ist mit etwa dreissig Bildnissen vertreten. Daneben locken besonders seine Freundinnen und Geliebten, — man beneidet aufs neue Geschmack und Glück dieses einzigen Menschen. Die Welt, in der Goethe lebte und gedieh, wird Einem so nach der geistigen wie sinnlichen Seite anschaulich und vertraut. Oft scheint es, als ob der Biograph selber mit den Augen dieser Umgebung auf den Dichter schaute, im guten und üblen Sinne. Was er sagt, ist ein wenig die Ansicht von Toutlemonde; der Maassstab, den er an den Dichter anlegt, zumal in moralischen Dingen, ist nicht frei von Spiessbürgerlichkeit. Er spricht vernehmlich „zum deutschen Volke". Ich muss dabei an Goethes eigenes Wort denken: dass er nicht populär werden könne. Wozu ihm diesen exclusiv-aristokratischen Anstrich rauben?

Den Charakter eines Hausbuches trägt auch das Werk von Albert Bielschowsky (erschienen von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München). Doch führt es nicht Goethe zu uns, sondern uns zu Goethe. Die Individualität des Dichters finde ich nirgends so menschlich-schön erfasst wie hier; gleich die einleitende Charakterzeichnung legt davon gutes Zeugnis ab. Aber auch im Verlauf der Darstellung zeigt sich des öfteren, wie heimisch der Verfasser sich in Natur und Denkweise seines Helden gemacht hat. Eine wohlthuende Wärme und eindringliche Kraft belebt den Vortrag; wir dürfen mitfühlen und mitleiden. Walten und Einwirkung der Umwelt wird genügend berücksichtigt und geeigneten Ortes erklärt. Vielleicht herrscht hier und da eine gewisse Erzählerbreite und ist die ästhetische Beurteilung nicht hoch genug genommen. Ein abschliessendes Urteil ist übrigens noch nicht möglich, da der zweite Band des Werkes noch aussteht, und die Darstellung erst bis zur Rückkehr aus Italien vorgeschritten ist. —

3.

Was Keinem der Biographen gelungen ist, das ist: das Dämonische zu packen.

Wer es aber einmal gepackt hat, der muss es auch als den Mittelpunkt des Goethe'schen Wesens hinstellen, oder besser: als den Kampfpunkt, um den die Entwickelung sich vollzieht.

Als ein grossartiges Ringen mit dem Dämon, so sehe ich Goethes Leben vor mir.

Ihn niederzuzwingen und ganz seinem höheren Selbst gefügig zu machen, das war das heiss erstrebte Ziel. Es wurde niemals völlig erreicht, aber doch so sehr, als es menschlicher Kraft überhaupt möglich ist.

Bis schliesslich die Alterskühle die Ringerglut dämpft, und der greise Recke mit seinem Dämon gleichsam behaglich-schalkhaft plaudert. —

* * *

Die biographische Kunst in Deutschland ist zur Zeit noch wesentlich deskriptiver Natur. Oder gar räsonnirender, und das ist vollends vom Übel.

Man betrachtet seinen Helden, als eine gegebene historische Grösse, die eben da ist, und deren Leben so und so verlaufen ist. Man kennt dieses Leben, seine Thaten und Ereignisse, seine Strebungen und Leiden, man sucht im Einzelnen noch Manches zu erforschen und dann die Gesamtheit des Erforschten „in gebildeter Darstellung“ einem weiteren Leserkreise vorzulegen. Das ist rechtschaffen und brav und durchaus dankenswert, aber es erschliesst uns nicht die Tiefen.

Dazu würde vor allem wohl ein wenig Oppositionsgeist gegen den Helden gehören.

„Aber den haben unsere deutschen Biographen doch!“ Oder haben sie ihn nicht? Sie sagen doch mit löblichem Freimuth, wo ihnen etwas nicht gefällt. Dieser oder jener Vers ist schwach, dort ist in der Composition etwas nicht ganz klar, anderswo ist ein Charakter aus uncongruenten Teilen zusammengesetzt, schliesslich findet man gar, diese oder jene ganze Dichtung sei besser unterblieben. Ist das nicht kühn und aufrichtig und stark? Will man etwa noch mehr? Indes man geht ja ohnehin schon weiter. Man tadelt auch die Lebensentschliessungen des Helden. So meint der Eine, Goethe habe nicht nach Weimar gehen sollen. Oder nicht nach Italien, meint der Andere. Oder wenn er ging, habe er nicht so lange bleiben sollen. Oder länger, wenigstens ein Jahr länger, judicirt der Dritte. Und dann das mit den Weibern. Warum hat er Lili nicht geheirathet? Warum hat er Frau von Stein geopfert? Warum Christianen zu sich genommen? und wenn er's that, warum sie nicht früher — ehrlich gemacht?

Das sind alles Ausstellungen und Fragen, die in mehr oder weniger verkappter Form bald hier bald da auftauchen, wo immer von Goethe die Rede ist.

Dafür eine Lösung oder Antwort zu finden, möchte wohl auch der Verstand des Weisesten nicht ausreichen, — wenigstens nicht, solange man Goethen wie ein Floh auf dem Leibe herumhupft.

Das ist vielleicht ein wenig grob geredet, aber man wird mich schon verstehen.

So klein man ist, man muss sich doch dem Genius als Kämpfer gegenüberstellen. Sonst kann man niemals seinen Segen empfangen.

Nicht als eine gegebene Grösse und endliche Erscheinung, als Problem muss man Goethe fassen, wenn man in ihn eindringen will. Als menschliches, psychologisches Problem voll ewiger Phänomene und unendlicher Widersprüche. Dann wird man auch den Geruch des Dämons zu spüren kriegen.

Alle kleinliche, ästhetische oder moralische Tadel- und selbst Zweifelsucht muss man dann unterdrücken. Man muss Goethe als ein Ganzes nehmen, und das ist immer untheilbar, nothwendig und in allen seinen Lebensäusserungen gerechtfertigt. Es kann . . . nicht . . . anders sein. Begreifen — ist hier alles.

Aber um zu begreifen, muss man diesem Ganzen ein anderes Ganzes gegenüberstellen.

„Dich selbst etwa?“ hohnwitzeln die Gegner. — Ja, in gewisser Beziehung mich selbst. Den Complex menschlicher Geistes- und Willensphänomene, als deren winziges Atom ich mich selber weiss. Ein anderer Widerspruch ist hier nicht möglich. Wenn ich ihn nicht aus Mir heraufhole, — die Welt wird ihn mir nicht herleihen.

Man versuche einmal diesen Weg. Man sage einmal zu Allem, was Goethe gedacht und gethan hat: Nein! — sage dieses „Nein“ aus der Tiefe seines Selbst heraus, . . . und man wird etwas Wunderbares erleben!

Alle einzelnen Teile schiessen in lebendiger Hast zusammen und formen einen wundervollen Organismus. Leben und Sein quillt aus dem feinsten Äderchen, zittert bis in den äussersten Nerv. Ein Übermensch steht vor Einem, vor dem man vergehen möchte.

„Wo bist du, Mensch, des Stimme mir erklang,
„Der sich an mich mit allen Kräften drang?
„Bist Du es, der, von meinem Hauch umwittert,
„In allen Lebenstiefen zittert,
„Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!"

. . . Man verzeihe die kleine Unredlichkeit, dass ich hier, statt „Faust," — „Mensch" geschrieben habe. Aber es liess sich nicht anders geben. Soviel aber wird man begreifen: wer das Faustische in sich durchleben will, der muss den Erdgeist geschaut haben. Und wird der für den Adepten Goethes nicht die zürnenden Züge seines Meisters tragen müssen?

Der Erdgeist aber, der Teufel, und der Genius, man muss sie reizen, wenn sie sich offenbaren sollen. —

Doch ein wenig ernsthafter und ohne Bild gesprochen. Nur wer Goethe als unveränderliche und unzerstörbare Kraft empfindet, hat ein Recht, ihm zu widersprechen. Nicht mit der Anmassung, dass er Goethe belehren wolle, wie er es anders habe machen sollen. Sondern mit dem Instinkte der Gegenwehr und Selbsterhaltung, dass man keinerlei Elemente in sich aufnehme, die man nicht mehr organisch verschmelzen könne. Und daher mit dem festen und sprühenden Blick auf unsere Zeit und Zukunftsaspirationen: was die etwa schon überwunden haben? und was noch wird zu überwinden bleiben? Dann aber auch mit froher Dankgesinnung: Wessen wir uns bei Goethe als eines sichern Gegenwartgutes stolz erfreuen dürfen? und was wir als ewig unerreichbaren Schönheits- und Wahrheitsaspekt, als Ziel heissesten Strebens fort und fort vor uns sehen?

4.

Es ist also Goethe gegenüber ein doppelter Standpunkt möglich. Der eine heisst: ihn begreifen! der andere: ihn bewerten. Beides aber muss aus dem Vollen geschehen. Und beides lässt sich auch mit einander verbinden. Ja eines kann aus dem anderen erst fliessen.

Das Werk aber, das uns Goethe so hinstellt, ihn verstehend aus dem Tiefsten seiner individuellen Natur und ihn gleichzeitig abwägend gegen die ewigen Werte unserer gemeinsamen Menschennatur, das muss mit Notwendigkeit ein psychologisches Kunstwerk sein.

Dann muss aber die philologisch-historisch-ästhetisirende Betrachtungsweise der Gegenwart bereits überwunden sein, oder sie muss damit endgültig überwunden werden.

Ob dazu jetzt bereits der Zeitpunkt erschienen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Genug, ein solches Werk liegt in unseren Wünschen. Es gaukelt vor unserer Phanthasie. Auch damit ist, dünkt mich, schon Einiges gewonnen.

Vor allem wird man dann den „Werken" gegenüber zu einem weit sicheren, gerechteren und entschiedeneren Standpunkt gelangen. Diejenigen, in denen sich der Mensch nicht offenbart, in seiner gesteigerten Lebens- und Kunstthätigkeit, die nicht ein Stadium im Selbstverbrennungsprocess bedeuten, werden stillschweigend ausgeschaltet werden. Sie sind für unsere Erkenntnis belanglos. Sie können höchstens bei Gelegenheit als Farbe und Schattirung benutzt werden, um das Charakter- und Entwickelungsbild in alle Tiefen auszumalen.

Die eigentlichen Confessionswerke aber wird man überall in ihrem Wachstum verfolgen. Man wird sie auf Wegen und Stegen dem Dichter entgegenblühen sehen. Und den Dichter selbst sieht man pflücken, am hellen Tage oder in der Heimlichkeit der Nacht. Vollendet aber, zeigt das Werk eine erklommene Lebensstufe an, die dann als Trittbrett dient zu Höherem.

Doch auch das Absteigen wird man tiefer und feiner beobachten können.

Es wird oft einem Hinaufsteigen sehr ähnlich sehen, ja mehr noch einem Emporschweben. Und das braucht nicht einmal zu trügen. Die eine Wagschale sinkt, die andere schnellt aufwärts. So kann die reale Anschauung verblassen, und die visionäre Kraft dennoch stärker werden, wie beispielsweise in Goethes letzten Lebensjahren. —

Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, dass auf diesem Wege noch nichts gethan sei. Aber trotz allen Eifers und aller Emsigkeit, die Entstehungsgeschichte der Werke zu erforschen, ist man doch noch sehr in den Anfängen. Die Kenntnis der Psychologie des dichterischen Processes ist noch zu schwach entwickelt und zu wenig verbreitet. Man stellt sich dass Meiste noch zu primanerhaft vor. Mit ein paar Datirungen oder Quellennachweisen glaubt man schon etwas Grosses gethan zu haben. Als ob nicht hier die Forscherthätigkeit erst anfinge! Einen hübschen Anfang in der von mir gewünschten Methode hat R. M. Meyer mit seinem fleissig zusammengetragenen Aufsatz über „Goethes Art zu arbeiten," gemacht, (G. J. B. XIV. 167 ff.) obwohl ein für die Seelenkenntnis des Dichters so wichtiger Begriff wie der der „Anticipation" dabei unberücksichtigt geblieben ist.

In die biographischen Darstellungen ist hiervon noch wenig übergesickert, oder man hat die künstlerische Ausdrucksweise dafür noch nicht gefunden. Sonst würde man sich nicht die Besprechung der Werke bis zu dem unglückseligen Zeitpunkt aufheben, wo sie vor der Öffentlichkeit erschienen und damit für den Dichter selbst in gewissem Sinne tot waren. Das ist völlig unpsychologisch, da sie für den Menschen nur so lange einen Entwickelungsfactor bedeuten, als sie im Entstehen begriffen sind und das Herz des Dichters beunruhigen. Auch wird das Bild der einzelnen Epochen durch diese Darstellungsmethode oft völlig schief.

So ist ja wohl von „Faust" in Andeutungen und Winken des öfteren die Rede. Aber ein näheres Eingehen verspart man sich doch,bis zur Vollendung des ersten Teiles. So ist bei Bielschowsky der „Faust" noch gar nicht besprochen, bei Meyer erfolgt dies erst nach Schillers Tode und nach der „Natürlichen Tochter"(!). Wie soll man aber den jungen Goethe verstehen, den Frankfurter Doktor, wenn man ihm das Faustproblem nicht durch Dick und Dünn nachlaufen sieht?! Da bedeutet jede einzelne Szene bei ihrem Entstehen einen wichtigen Akt in der Entschälung der Individualität. Und jener erschütternde Hauptmoment erst, wo die führenden Gestalten dem inneren Blick des Dichterjünglings mit visionärer Zauberkraft aufgingen! Was bedeutet ein solcher Moment für das Leben des Dichters! Gewiss, wir kennen ihn nicht, wir haben kein schriftliches Zeugnis darüber. Aber wir müssen ihn trotzdem innerlich nacherleben, und der Biograph muss ihn seinen Lesern eindringlich machen.

Was bedeutet uns aber die Faustgestalt, was bedeutet sie für Goethe, nach dem Jahre 1806? Faktisch, nicht mehr als ein Mehlsack, den man sich glücklich vom Buckel gewälzt hat. Für den Frankfurter Goethe aber bedeutet diese Erscheinung -- Alles. Es kann daher mit nicht genug Lob anerkannt werden, dass Weitbrecht am Schluss seines Buches „Diesseits von Weimar" eine ausführliche und liebevolle Besprechung des „Ur-Faust" bietet, mag auch die Art der Besprechung ein wenig altfränkisch anmuten. Auch Heinemann widmet dem „Ur-Faust" eine kurze Betrachtung.

In ähnlicher Weise wie dem „Faust" geht es aber, bei der für den Biographen so fatalen Entstehungsweise der Goethe'schen Dichtungen, fast allen Werken. „Egmont", „Wilhelm Meister," „Iphigenia," „Tasso" sie alle werden bei den unpassensten Gelegenheiten erörtet, als der Brennpunkt ihres Interesses für den Dichter bereits erloschen war.

Man wird vielleicht einwenden: ich stelle unmögliche Forderungen. Darauf erwidere ich gelassen: Nichts ist unmöglich, was ein begabter Künstler sich ernsthaft vorgenommen hat, mag auch das „Ideal" niemals erreicht werden. Nur, — eine Künstlerhand muss thätig sein. Da liegt der Hund begraben.



5.

Wenn wir nun dem Ur-Phänomen der Goethe'schen Gesamtentwickelung getrost ins Auge blicken, so werden wir sagen dürfen: es bedeutet eine fortgesetzte Entwertherung.

Den Geist Werthers sucht Goethe in sich loszuwerden, das heisst weniger den Geist der Gefühlszerflossenheit und Sentimentalität — der war im Grunde ziemlich rasch überwunden — als vielmehr den Geist der Zügellosigkeit und quälenden Sinnlichkeit.

Der aber steckte tief in seiner Natur. Er war sein Dämon. Und Goethe hat ihn nie gering angeschlagen.

Nicht ohne Erschütterung kann man lesen, wie sein einziger Sohn August an eben Dem zu Grunde gegangen ist, was der Vater ein Leben lang in sich bekämpft hat. Man mag daraus ermessen, dass auch für den Dichter die Gefahr keine kleine war. Die höchste Harmonie und die betrübendste Disharmonie liegen hier dicht beieinander.

Doch Goethe war durchaus eine von Urbeginn glücklich ponderirte Natur. Er hat zwar die Wertherstimmung in sich durchgemacht mit einer explosiven Gewalt wie wenig Andere. Er bildet aber auch sehr rasch die Elemente der Gegenwirkung in sich heraus, weil sie gleichfalls, in reicher Möglichkeit, in seiner Natur lagen.

Man lese jene von Leidenschaft zerissenen Briefe, die der Achtzehnjährige in Leipzig an seinen Freund Behrisch und an Schwester Cornelie schrieb. Und man vergleiche damit die galante Lyrik, die ungefähr gleichzeitig entstand. Zwei Welten, die sich gegenseitig völlig fremd zu sein scheinen.

So gingen auch mit dem „Werther“ parallel übermütige Fastnachtsspiele und derbe Jugendpossen, und wie nah steht selbst die einfältig-gesunde Gestalt des Ritters mit der eisernen Hand! Doch gingen diese Doppelerscheinungen damals noch zwiespältig neben einander her. Darum findet Werther weder aussen noch innen ein Gegengewicht, er leidet gleichmässig an sich und an der Welt und geht daran zu Grunde. Später, als die Abklärung in Goethe weiter gediehen ist, da hat Tasso den Antonio, und Eduard (in den „Wahlverwandtschaften“) hat den Hauptmann. Auch im Faust liegen viele Wertherelemente angehäuft, denen er teils selbst mit der Kraft seines Gemütes und seiner Philosophie, teils Mephistopheles mit vernichtender Satire gegenübertritt.

* * *

Es waren zwei Triebe, die in Goethe dem Übermass und der Selbstverlorenheit entgegenwirkten.

Der eine wurzelte in der von Hause empfangenen guten Erziehung, in der fein-bürgerlichen Atmosphäre, der er entstammte. Es war der vom Vater ererbte aber von weit höherer Naturbegabung unterstützte Ehrgeiz, in der vornehmen Welt Geltung und Anerkennung zu finden, vielleicht eine beneidete Rolle zu spielen. Goethes Entwickelung, zumal seine „Erziehung“ durch Frau von Stein, brachte es mit sich, dass er in das Wesen wahrer Vornehmheit einen tiefen Einblick erhielt, und dass er die Uebermacht, die aus der vollkommenen Beherrschung guter Sitten fliesst, an sich und Anderen lebhaft erfuhr. Ihn darum einen „Schmeichler“ oder „Fürstenknecht“ zu schelten, ist ein Zeichen grosser Kurzsichtigkeit. Mag Goethe die Bedeutung des Fürstenadels überschätzt und sie mitunter selbst in kleinlichen Dingen gesucht haben, für sein Verhalten gegenüber den Grossen dieser Erde war doch weit mehr sein Stolz und sein Selbstgefühl massgebend als etwa eine falsche Demütigkeit. Er wünschte als König im Reiche des Geistes mit den Königen im Reiche irdischer Macht auf gleichem Fuss zu verkehren. Die Anerkennung, die er für sich, den Dichter und Menschen, errang, musste der Wertschätzung der gesamten Geistesentwickelung zu Gute kommen und hierdurch die Stellung der Kunst und Intelligenz, gegenüber der blossen Geburtsaristokratie, weit fürstlicher begründen.



Will man sich anschaulich machen, was Goethe in dieser Phase seiner Entwickelung vorstellt, so denke man an „Egmont.“ Indem hier, durch die leichte und glatte Beherrschung der guten Form, das Dämonische der ursprünglichen Naturanlage doch immer noch hindurch blitzt, äussert es sich als unwiderstehlicher Zauber der Persönlichkeit, als eine suggestive Gewalt, die Menschen und Herzen und beinahe das Schicksal zwingt. Es ist das die Dämonie der Liebenswürdigkeit, die aber nur dann zum Ausdruck kommen kann, wenn die wilden und ungestümen Triebe zwar da sind, jedoch der Idee einer schönen Menschlichkeit sich gehorsam untergeschmiegt haben.

Weit tiefgreifender für Leben und Zukunft hat sich in Goethe der andere Trieb geäussert, der sich einer Vergeudung seiner Lebenskraft entgegenstemmte. Fand doch gerade hier die Dämonie der Urkraft gewissermassen eine Verwendung. Statt einer zerstörenden erhält sie eine im höchsten Sinne schöpferische Wirksamkeit und gewährt so gleichsam eine Ableitung und Verteilung der Elektrizität auf hunderte von heilsamen Kräften. Ich spreche von jenem Hang zu allseitiger Ausbildung der Persönlichkeit, dem kostbaren Erbe der voraufgegangener Jahrhunderte der Renaissance, das Goethe als Letzter und Grösster in wundervollster Weise verwendet hat.

Goethe als Renaissance-Erscheinung ist eine zu bekannte Gestalt, als dass hier viel Worte darüber gemacht werden dürften. Bereits die Zeitgenossen schätzten das Kunstwerk seines Lebens höher noch als das Kunstwerk seiner Dichtung, und vor der Universalität seiner schöpferischen Begabung hat selbst ein Alexander vor Humboldt sich beugen müssen.

Das turbulente faustische Verlangen nach Umklammerung, nach Aufsaugung der ganzen Welt war bei Goethe mehr als ein ungestümer Jugenddrang. Es war der gebieterische Trieb seiner innersten Geistesnatur, zu dessen intensivster Befriedigung er die ganze Ökonomie seines Lebens anlegen und gestalten musste. In jähem Anprall war da nichts zu gewinnen. Wenn auch nicht nach streng durchgearbeiteten Plan, so doch mit höchster Besonderheit und Umsicht musste Eines nach dem Andern erworben, Eines mit dem Andern verbunden, eine stetige Wachstumsmöglichkeit offengehalten, ein künstlerisch freier Überblick gewahrt werden, und wie alles in die Persönlichkeit hineinwuchs, so musste es, in seiner Rückgabe an die Welt, auch wieder als ein Ausfluss dieser Persönlichkeit erscheinen.

Welch eine Bändigung des Triebes aber musste erfolgen, wenn so die Aufnahmearbeit des Geistes auf eine Reihe von Jahren und Jahrzehnten verteilt werden sollte! Wie musste die Ungeduld gezügelt werden! Der in den Hofkreisen erworbenen äusseren Kultur musste da eine gleichwertige innere Kultur hinzuerworben werden, um den geistigen Organismus jederzeit aufnahmebereit und verarbeitungsfähig zu machen. Eine hohe Selbstbestimmung musste Platz greifen, die ebensoviel abzuwehren als an sich zu ziehen hatte. Starke Erregungen des Gemüthes, wie sie die künstlerische Produktion unablässig zur Voraussetzung hat, mussten nach Möglichkeit eingeschränkt und gleichsam nur ausnahmsweise zugelassen werden, um die Stätigkeit des inneren Gleichgewichts nicht zu gefährden. Blieb doch trotzdem ein grosser Rest von Unwillkürlichem, Unberechenbarem, Mystischem!

Als folgenreichster Bundesgenosse für diese weit angelegte Arbeit einer grandiosen Selbsterziehung gesellte sich zu Goethe die Welt des klassischen Altertums. Dort glaubte er vorbildlich verwirklicht zu finden, was er für sich mit innigstem Bemühen erst erstrebte. Eine Menschheit, deren innerlichste Freiheit in der Maasshaltung bestand, und deren höchste Tugend daher „Sophrosyne“ hiess.

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet,

dieser Fundamentalsatz der goethischen Ethik, er ist, in seiner durchgreifenden Beziehung auf die eigene Person, dem Dichter vornehmlich in der Anschauung der Griechenwelt aufgegangen. Was aber für das Ethische galt, das galt auch

für's Aesthetische, ja in noch gesteigerten Maass. Denn für Goethe war die Ethik in allererster Linie ein Ausfluss seiner aesthetischen Bedürfnisse. Was ihm nicht „schön“ erscheinen konnte, das konnte ihm auch nicht „sittlich“ sein. Und da er in seinem Streben nach harmonischer Vollendung der Persönlichkeit das „Verworrene“ am meisten hatte hassen lernen, so schien ihm die innere gesetzmässige Ordnung gleichermassen als die Grundlage der sittlichen wie aesthetischen Kultur. Man weiss, wie er in diesem Punkte dermassen streng war, dass er erklärte, eine Ungerechtigkeit eher ertragen zu können als eine Unordnung, — worin ich ein unumwundenes Bekenntnis seines durchaus aesthetischen Egoismus erblicke.

Es ging also aus Goethes Allerindividuellstem hervor, wenn er bei den beiden grössten Zeitereignissen, die er miterleben durfte, innerlich kühl, ja abweisend blieb. Weder die französische Revolution noch die deutschen Befreiungskriege weckten in ihm einen sympathischen Widerhall. In Beidem erblickte er an erster Stelle eine Verworrenheit, eine Bedrohung der Kultur, eine Erschütterung des für den Werdegang der Ereignisse ihm so notwendig erscheinenden Gleichgewichts.

6.

In diesem Ruhebedürfnis Goethes steckt viel von der Würde eines alten Weltweisen, eine Verachtung der politisch-commerciellen Welt und ihres vergänglichen Getriebes, ein stetes Hinschauen auf das, was ewig, gesetzmässig und unwandelbar ist.

Soviel Bedrohliches seine Natur auch im Keime enthielt, soviel Quietistisches, Beharrendes bot sie auf der anderen Seite. Und diese andere Seite wuchs sich immer stärker und gebieterischer aus.

Goethe hatte von seiner gütigen Natur eine vor vielen köstliche Gabe empfangen: einen gesunden, stärkenden Schlaf. Der blieb ihm treu bis in sein höchstes Alter und machte gerade die Morgenstunden zur eigentlichen Zeit seiner dichterischen Produktion. Das Helle, Durchsättigte, Freudige seiner Dichtungen ist zweifellos vielfach mitbestimmt durch die Tageszeiten, in denen sie entstanden, während es andererseits bei Ibsen kein Zufall sein kann, dass er ein reger Nachtarbeiter ist.

Ein gleichmässiger Gang der physiologischen Funktionen befähigt den Organismus zu langem Ausdauern sowohl wie auch zu gelegentlicher Übernahme ausserordentlicher Strapazen. Andererseits stellt er seine strengen und bestimmten Anforderungen, und lässt sich davon auch unter abnormen Umständen nichts abzwacken. So spöttelt Frau von Stein über Goethe (in ihrem Drama „Dido“), dass ihn auch in der stürmischsten Leidenschaft das Andenken einer Geliebten nie um eine Stunde Schlaf gebracht habe.

Dieser phlegmatische Zug in Goethes Naturell, eine Heilkraft für ihn selber, zeigt sich nach aussen hin als jenes „Nolimetangere“ gegenüber den vielfachen Ansprüchen der Welt. Wer sich seiner Gunst erfreuen wollte, der durfte nichts Störendes, Zudringliches haben, weder in geistiger noch in geselliger Beziehung. Goethe liebte es, „bequeme“ Menschen um sich zu haben. Sie sollten etwas leisten, ja, jeder an seinem Platz, — nur lästig durften sie nicht fallen, weder mit Tendenzen noch mit Fragen.

Wir kommen hier auf das wichtige Kapitel: G o e t h e a l s E r z i e h e r.

— — Jedes Genie ist zur Einsamkeit verurteilt, mag es sich auch im Verkehr mit Menschen noch so gesellig erweisen. Die ungeheure Kluft, die zwischen ihm und seiner Umgebung vorhanden ist, lässt sich wohl zeitweise übersehen, nie ganz überbrücken. Und je älter das Genie wird, um so einsamer wird es. Je mehr es in sich hineinwächst, desto karger erschliesst es sich nach aussen, wenigstens mit Dem, was ihm sein Tiefstes und Heiligstes ist. Ein Freund, dem gegenüber der ganze Mensch sich öffnen könnte, ist undenkbar.



Goethe hatte nun zwar vielfachen Ersatz, in der Liebe sowohl wie im Mitstreben geistig hochstehender Männer. Nach dem Verlust der Frau von Stein, und deutlicher noch nach Schillers Tode, schloss er sich indes mehr und mehr in sich zusammen, bekam etwas Feierliches, Statuenhaftes! Zwar sehen wir manch schönes und blüthenreiches Zwischenspiel. Aber jedesmal danach war die Einsamkeit um so grösser und fühlbarer.

Nun gab es, um auf die Welt dennoch einzuwirken, eine doppelte Möglichkeit. Entweder diese Welt zu reformiren, ihr Ziele und Aufgabe zu stellen, die sie für die Zukunft stärker und gewaltiger machen sollten, sie zum „Uebermenschen“ hinzuführen, oder — die Welt zu lassen, wie sie ist, und nur dafür Sorge zu tragen, dass die vorhandenen Dutzendkräfte angemessen beschäftigt und vor der Sucht nach Extravaganzen behütet wurden.

Seiner ganzen Natur und Lebensanschauung nach konnte Goethe nur den zweiten Weg wählen. Für den ersten war er viel zu weltkundig und skeptisch. Einem künftigen Genie die Bahn frei zu machen, das konnte er nicht als seine Aufgabe betrachten. Möge dieses sehen, wie es sich durchzusetzen vermag! Er selber hat sich ja auch durchsetzen müssen! In der Hauptsache freilich ist ihm das leicht gefallen. Aber an Kampf und Schmerzen hat es auch ihm niemals gefehlt.

Als eine versöhnliche Natur wollte Goethe seinen Frieden mit der Welt haben, auch als Erzieher. Er wollte keine Aufgaben und Ziele stecken, die der Durchschnittsbegabung unerreichbar waren. Als praktischer Staatsmann hatte er ohnehin die Pflicht, für die Vielen zu sorgen, und nicht für die Wenigen. Maassgebend wurden schliesslich auch hier die Eindrücke von der französischen Revolution her. Da hatte er schaudernd gesehen, welcher Greuelthaten der entfesselte Durchschnittsmensch fähig wird, wenn ihn weder Pietät noch Selbstzucht vom Äussersten mehr zurückhalten.

So hat er die Kleinen und Mittelmässigen redlich gefördert. Gleich sein erster Schüler, sein intimstes Erziehungsprodukt, Fritz von Stein war von diesem Schlage. Man rühmt dessen Gutartigkeit, Anstelligkeit und Höflichkeit, von seinen Geistesgaben und Leistungen aber spricht man mit einer gewissen . . . Schonung. Der Fall ist typisch geblieben für alle folgenden. Immer mehr Mittelmässige drängten sich an Goethe heran und sahen sich gefördert. Die Grossen mussten einsam ihres Weges ziehen. Wenn Schiller eine Ausnahme bildet, so spricht das nicht für — Schiller.

Man kann aber die Kleinen und Mittelmässigen nicht fördern, ohne dass die Kleinen und Mittelmässigen wachsen, blühen und gedeihen, dass sie mächtig werden und sich vermehren, auf Kosten der Grossen und Ganzen.

Diese Folge hat Goethe gewiss nicht beabsichtigt. Leider hat er sie auch nicht vorausgesehen. Eingetreten ist sie trotzdem.

Wir sehen heute die Saat Goethes aufgegangen in üppiger Blüthe: der Philister führt das grosse Wort in Deutschland.

Das musste einmal gesagt werden, so hässlich es auch klingt.

Doch will ich gleich hinzufügen, das Goethe ganz gewiss nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist. Aber beigetragen hat er dazu. Ist es doch schon schlimm genug, wenn sich die Philister auf Goethe berufen können, um ihre Existenz damit zu rechtfertigen.

Sie sehen das dünne Fädchen, das sie mit Goethe verbindet. Aber sie sehen nicht den Gorgoschild, der sie von ihm fern halten sollte.

Sie haben sichs in seinem Schatten wohl sein lassen, haben sich vermehrt wie die Rebläuse, und wie die Rebläuse alle jungen Geistestriebe zerfressen und zerstört.

Ihr Verdienst ist es wahrlich nicht, wenn jetzt eine neue Bewegung hat aufkommen können, die sich auf eigene Faust freier entfaltet. Nur möge die junge Geistesbewegung zusehen, dass sie nicht trotzdem — der Reblaus verfalle. —

Was ist's nun wodurch die Philister sich als Pflegekinder Goethes fühlen? Es ist mancherlei. Unter anderem dieses:

Goethe war liebenswürdig, — sie sind es auch.
Goethe war ein guter Staatsbürger, — sie sind es auch.
Goethe lehrte die Selbstzucht, — sie glänzen vor eitel Dressur.

Bei der „Selbstzucht“ muss ich ein wenig verweilen. Sie ist des Philisters Paradestück. Leider ist sie gepaart mit einer grossartigen Heuchelei. Und leider erstreckt sie sich auf einen Gegenstand, der leider nicht vorhanden ist. Oder wo ist den jenes „Selbst,“ das da „erzogen“ werden soll? oder gar „überwunden“ werden? Haben diese Leutchen denn etwas anderes zu überwinden als ihre grenzenlose Nichtigkeit? — Aber die ist ja gerade das Resultat ihrer Art Selbstzucht und Selbstüberwindung!

Soso! Und das schaukelt sich behaglich auf dem Sternbild Goethes?! Goethes, der einen D ä m o n in sich zu überwinden hatte?! Aber man kennt ja diesen Dämon Goethes nicht! Kein Wunder!

7.

Doch da ist noch Eines, eine Hochburg, die sich der Philister gebaut hat, auf dem Felsen Goethes.

Goethe war o b j e k t i v, — der Philister ist es auch.

— —

Ich muss ein wenig innehalten, weil mich der Schreck sonst übermannen könnte.

— —

Die Objektivität — wer fühlte es nicht? — steht im engsten Zusammenhange mit der Selbstzucht. Wenn selbst der letzte Rest von individueller Persönlichkeit wegerzogen ist, dann ist man „objektiv“ — im Sinne des Philisters, der hier vielfach identisch ist mit dem deutschen Gelehrten.

Fanatiker der Objektivität giebt es auf allen deutschen Universitäten, zumal unter den Studirenden. Diesen Leuten ist auch das kleinste Zeichen von persönlichem Geist, persönlicher Auffassung, oder gar persönlicher Phantasie verhasst. „Unwissenschaftlich,“ „journalistisch“ ist noch das Mindeste, womit da gebranntmarkt wird.

Desgleichen verlangt man in der gesellschaftlichen Kultur eine geistige Uniformirung, ein Zurücktreten des Ich, die auf jede selbständige Geistesregung langsam ertötend wirken. „Taktlos,“ „vordringlich,“ „extravagant“ sind hier die ächtenden Worte.

Endlich der Künstler! Wehe ihm, wenn er etwas Anderes unternimmt, als die Welt mit Philisteraugen zu sehen! Wenn er mehr sein will als eine prompt reagirende photographische Platte, (natürlich mit der obligaten Verschönung, „Idealisirung“)! Hier wird man schon gröber behandelt. Es heisst jetzt einfach: „Der Kerl ist verrückt!“

Und alle diese Leute sind, mehr oder weniger, Goethe-Epigonen. Man könnte sie auch Goethe-Dekadenten, Goethe-Siechlinge nennen. Denn sie siechen an Goethe dahin. Ihre Adern sind ausgepumpt. Und ihr Gehirn ist es meist auch.

— — Was hat es nun mit Goethes eigener „Objektivität“ für eine Bewandtnis?

Sie ist, kurz gesagt, die letzte Aeusserung seines Renaissance-Strebens, eines leidenschaftlichen Trachtens nach Vervollständigung der Persönlichkeit.

Nietzsche hat das böse Wort gesprochen: Faust, der sich anfänglich anschickte, ein Weltbefreier zu werden, sei späterhin nicht viel mehr als ein — Weltreisender. Das ist ungerecht. Es müsste, um für den ganzen Goethe zutreffend zu sein, „Welteroberer“ heissen.

Denn ein geistiger Welteroberer höchsten Stiles — das ist Goethe, und sein Mittel der Besitzergreifung ist seine dichterische Anschauung. Sitzen und schauen, nichts denken, alles ruhig auf sich wirken, organisch in sich

werden lassen: das ist die Kunst, die er, zumal in Italien, in sich ausgebildet hat.

Es ist damit vorübergehend eine gewisse Auslöschung der Persönlichkeit verbunden, unzweifelhaft! Dem Gehirn ist Schweigen auferlegt. Der Körper befindet sich in einer Art Halbschlaf. Nur die vegetativen Prozesse gehen ihren Gang. Aber die ganze Seele lauscht. Eine geheime Vibration machte alle Nerven aufnahmebereit. Während das Bewusstsein schlummert, ist das Unbewusste fieberhaft wach.

Es sind das jene wunderbaren Momente, wo der Mensch über sich selbst hinauswächst; wo er ein Wissen hat von Dingen, die er nie erfuhr; wo er die Elektrizität der Erde in seinen Adern fühlt; wo er gleichsam kosmische Instinkte gewinnt; wo er das Fernstliegende verbindet und die Einheit des Auseinanderstrebenden begreift.

Man kann dies wohl einen mystischen Dämmerzustand nennen. Es ist jene „Dumpfheit," von der in Goethes Jugendjahren so viel die Rede ist, und die ihm als die höchste Schöpferstimmung galt. Sie hat sich später bedeutend geklärt. Aber sie blieb doch die Grundlage für seine „Anschauung," d. i. für eine Reception, die sich unmittelbar in Produktion umsetzt.

Auf diese Art war Goethe „objektiv," fromm und demütig-bescheiden gegenüber der grossen Natur, dem ungeheuren Weltganzen. Keine gefühllos registrirende Platte, sondern ein still und emsig aufsaugender Organismus. Die Welt, die zu ihm sprach, sie hatte vor Aeonen schon ihm getönt und weckte jetzt blos die eingeschlafenen Klänge.

„Hätte ich nicht die Welt," sagt Goethe einmal zu Eckermann, „durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz totes und vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch ausser uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Diesen Spruch mögen sich die „Objektiven" in ihr Stammbuch schreiben!

Wäre in Goethe nicht die unumschränkte Subjektivität gewesen, seine Objektivität wäre gänzlich ohnmächtig geblieben.

In der Anschauung der Welt genoss er sich selbst, — das ist sein Geheimnis, das Geheimnis seines Künstlernaturells.

Er wollte alles begreifen, mit allem sympathisiren können, nichts unter den Tisch werfen, — aber sein „höchstes Glück" blieb doch die „Persönlichkeit."

Jenen Trotz wollte er nicht aufgeben, anders zu sein, anders zu empfinden als alle Ubrigen.

> Meinen Wein
> Trink' ich allein;
> Niemand setzt mir Schranken,
> Ich hab' so meine eigenen Gedanken!

— heisst es im Schenken-Buch des „West-östlichen Divan."

8.

Mit diesem Verslein bringt sich Goethe in die Nähe von Leuten, die man sonst wohl als seinen Gegen-Typus bezeichnen könnte. Er hat sie, wo sie ihm im Leben begegneten, zum Teil mit Heftigkeit von sich gewiesen.

Ich nenne vier Namen, in deren Trägern sich für mich die Gegenlinie der Entwickelung verkörpert: Beethoven, Kleist, Schopenhauer und Nietzsche.

Sie alle haben Berührungen mit Goethe, aber was ihnen allen gemeinsam ist, das ist durchaus antigoethisch.

Diese Gegenlinie aber ist von nicht minder starkem Einfluss auf die Geistes-Physiognomie der Gegenwart geworden, als die Erscheinung Goethes.

— — Bettina erzählt, dass Beethoven in Zorn geraten sei, als er Goethe gegenüber Fürsten demütig gesehen habe. Diesem „ungebändigten



Menschen," wie Goethe ihn nennt, erschien es unerträglich, dass sich der Genius vor den Weltgrossen auch nur äusserlich, nur scheinbar, beuge.

Wir haben vorhin gesehen, was es mit dieser „Demut" Goethes faktisch auf sich hatte. Das schwächt aber die Bedeutung des Eindruckes, den Beethoven empfing, in keiner Weise ab.

Was für Goethe eine leere Form war, ein kluges Mittel, um sich zu behaupten, das war für Beethoven ein Aufgeben der Künstlerwürde.

Der Renaissancemensch Goethe mit seinem Streben nach Allseitigkeit, nach Selbstobjektivirung, nach Selbstzucht begegnet sich hier mit einer leidenschaftlichen und ungestümen Subjektivität, die Künstler war und nichts als Künstler sein will, die die Welt und ihre Satzungen hohnvoll von sich stösst, die in der Entfesselung der Dämone ihr eigentliches Wirken erkennt, und die darum ihr Märtyrerstigma leidensstolz mit sich herumträgt.

Dem harmonischen Typus stellt sich der heroische Typus, der tragische Typus des modernen Künstlers, gegenüber.

Der heroische Künstler strebt keine Versöhnung mit der Welt an. Er wirft der Welt den Fehdehandschuh hin und will lieber an ihr zu Grunde gehen als sich vor ihr beugen.

Kleist und Nietzsche, auch Hölderlin, haben dieses Schicksal erfahren. Schopenhauer hat es erwartet. Aber kraft seiner eisernen Natur hat er es, gleich Beethoven, überdauert.

Man muss derartige Gegensätze natürlich ohne Moralität betrachten. Es sind Temperamentsunterschiede, nichts anderes. Und jedes Temperament erweist sich in seiner Weise fruchtbar.

Auch sind ja selbstverständlich die Temperamente gemischt und damit die Gesamt-Persönlichkeits-Erscheinungen. Niemand, der nach Entfesselung strebt, wird darum die Selbstzucht einen leeren Wahn nennen. Auch hat ja der „Selbstüberwinder" Goethe sowohl an Energie des Persönlichkeitsausdruckes wie auch an gelegentlicher Nachgiebigkeit wider sich selbst durchaus nichts zu wünschen übrig gelassen. Ein kleines Mehr oder Weniger in der Mischung greift hier entscheidend ein in das Schwanken der Schale. Wohin aber die Schale sinkt, dahin sinkt auch das ganze Leben, und hiermit das Lebensschicksal, als notwendiger Ausfluss der ursprünglich-individuellen Temperamentsanlage.

Unabhängig davon ist jedenfalls die Frage, wodurch der Künstler mehr leistet: durch Weltbespiegelung oder durch Selbstenthüllung, Seelenoffenbarung; durch Leben für die Kunst oder durch Sterben für die Kunst; durch harmonische Vollendung oder durch tragischen Heroismus. Aber ich sehe nicht ein, was diese Frage hier soll. Jeder wird sie wiederum entscheiden nach seinem Temperament. Und im Grunde ist eine Entscheidung nicht nötig. Genug, der Doppeltypus existirt und ist, je nach der Richtung, schöpferisch-heilsam thätig. Will man aber darüber hinaus noch nach einer Synthese der beiden Typen suchen, so richte man Herz und Auge auf — Shakespeare.

9.

Aber auch für Goethe sind der Berührungen mit dem Gegentypus nicht wenige. Der junge Goethe steckt gewissermassen mit Haut und Haaren darin, wie denn „Werther" das Buch war, dem Beethoven wohl die tiefsten Erschütterungen verdankte. Auch trennte ihn ja schon sein Individualitätstrotz zeitlebens von den Philistern. Und wenn diese die Trennungslinie nicht sahen, so sah er sie um so mehr. In seinem Wohlwollen selbst liegt ein Grad von resignationsvoller Verachtung.

Durch Zweierlei aber ist er ein Ärgernis für die Philister geblieben, bis heute noch: Er hatte keine Moral, und er war ein Heide. Beides ist dem Philister ein Greuel. Wenn er Moral und Christentum nicht im Munde führen könnte, wo bliebe da sein Rückhalt! Dann müsste er ja am Ende moralisch und christlich — sein!

* * *

Goethe als Immoralist, — ein interessantes Kapitel, das uns vieles zu denken giebt!

Mir kommt's dabei weniger drauf an, dass er in der Kunst von jeder direkten Moral nichts wissen wollte, dass ihm das „Fabula docet" von jeher eine Zopfigkeit schien. Ich meine vielmehr sein Verhalten im Leben, und hier das Heikelste von allem, sein Verhältnis zu Frauen.

Goethe als Immoralist, das ist: Goethe als Erotiker. Er steht da so völlig jenseit von Gut und Böse, dass er einer der freiesten Bekenner der „Herrenmoral" für alle Zeiten ist.

Aber wieviel Zartheit und Feinheit, wieviel schmerzensvolle Gegenwehr umschliesst diese Herrenmoral! *L'art d'aimer c'est l'art de rompre*, sagt Bourget. Für Goethe war diese Kunst immer mit einer grausamen Entsagung, mit viel inneren Herzenszerwürfnissen verknüpft. Aber er übte die Kunst trotzdem. Ihm stand höheres auf dem Spiel als Frauenglück und Liebesglück: es galt, seinen Genius zu retten.

Goethes innerste Natur steckte voller Bedürfnisse nach Verkehr mit Frauen. Er musste etwas von Frauenatmosphäre um sich haben, wenn er gesund athmen sollte. Und stets schwingt etwas Erotisches leise mit, — wofern es nicht zu einer fürchterlichen dämonischen Macht anschwillt, die das Haupt des Dichters auf Momente in Nacht und Wolken verhüllt.

Aber dann mussten Blitze kommen und die Nacht zerteilen.

Denn dieselbe Natur, die die Nähe der Frauen so gebieterisch forderte, verbot doch das völlige Aufgehen in einer Frau. Jegliches Band auf Lebensdauer drohte die Instinkte des Individuums zu vernichten.

Goethes Abneigung gegen die Ehe wurzelt daher nicht etwa in einem theoretischen Princip, sie ist durchaus Naturstimme bei ihm.

„Aber Christianen hat er ja trotz alledem geheirathet!" — Ja! — weil sie keine Fessel für ihn bedeutete, weil er sich — dankbar erweisen wollte. Und dann hat er sie ja bekanntlich siebzehn Jahre lang — nicht geheirathet! Durch seine Heirath aber bewies er nur, wie sehr er Christianen als eine Unebenbürtige betrachtete, mochte er auch äusserlich alle Ehrerbietung, die seiner Gemahlin zukam, fordern. Sie war ungefährlich für ihn, weil sie sich ihm völlig unterordnete. Sie hätte niemals einen Stoss wider die Selbstherrlichkeit seiner Individualität wagen können. Sie war ihm bequem und unbedingt ergeben, und er liebte sie.

Die einzige ebenbürtige Frau, die er vielleicht hätte heirathen können, war Frau von Stein. Aber darin bewies er nur sein echtes Caesarenglück, dass es dazu nicht hat kommen können. Diese Frau war für eine gewisse Epoche seines Lebens unentbehrlich, er hat sich ihr offenbaren können, wie ganz gewiss nie wieder einem anderen Menschen, — aber die Folgezeit hat doch bewiesen, dass sie ein Hemmschuh für ihn hätte werden müssen. Und der Bruch, der dann erfolgt wäre, hätte für beide Teile weit schmerzlicher, für Goethe insbesondere viel einschneidender werden müssen, als das immerhin sanfte Auseinandergleiten der Wirklichkeit, das selbst freundschaftliche Berührungen späterhin nicht ausschloss.

Sehr charakteristisch aber ist sein Verhalten im „Fall Lili". Da liebte er und warb er und liess sich willenlos verloben. Dann aber wachte er auf und suchte zu entrinnen. Unternahm eine fluchtartige Reise nach der Schweiz, auf der er doch unablässig unter seiner Liebessehnsucht litt. Kehrte zurück, näherte sich wieder und sah abermals ein, dass er sich nicht könne fesseln lassen. So kam seine Berufung nach Weimar wie eine Erlösung, indem sie der unsicheren Schwüle jäh ein Ende machte.

Und Friederike? Da war die Kunst des Brechens noch schlecht bei ihm ausgebildet. Auch war er wohl mit dem Gemüt so tief dorthin verstrickt, dass er den besonnenen Überblick verlor und nun die Stricke zerreissen musste, gleichviel wie. So kam in seinen Weggang etwas von Unschönheit und Härte, worunter er selbst vielleicht mehr litt als die Geliebte. Und trotzdem

blieb sein Andenken dort heilig und wert. Jener Besuch beweist es, acht Jahre später, so voll von wehmütigem Stimmungszauber.

Trotzdem bleibt die Friederiken-Angelegenheit misslich, — wenigstens für die Moral der Philister und für die Weltkunde so mancher „Gemeinde-Mitglieder“.

Ich war zufällig dabei, als in einer Versammlung von Litterarhistorikern die schauderhafte Mär herumgetragen wurde, dass Friederike von Goethe einen Sohn empfangen habe. Irgend Jemand hatte die Kirchenbücher nachgeschlagen und das Entsetzliche darin entdeckt. Es wird mir ewig unvergesslich bleiben, was für Gesichter ich da um mich her sich zurechtfalten sah. So mögen etwa die Herren Aufsichtsräte der „Kreuz-Zeitung“ ausgesehen haben, als sie die Gewissheit von den Schandthaten ihres Hammerstein erhielten. Wie Blei legte es sich über die Versammlung. Man sprach plötzlich leiser, vergass sogar das Biertrinken. In Gruppen steckte man die Köpfe zusammen, und Unmuth, Zweifel, Bedrückung sprach aus den Mienen. Wer hätte das von Goethe gedacht? und von Friederiken, der Pfarrerstochter? Nun ja, dass sie sich geküsst hatten, das hat man ja gewusst! Aber dass sie auch —! Oh, oh, oh, oh! Dann war das Ganze ja nicht blos eine jugendliche Liebelei, es war ja — —

Ja, es war eine echte grosse und starke Liebe, mit all der Leidenschaft, Selbstvergessenheit, Trunkenheit und Hingabe, wie sie Blut und Jugend und Natur fordern! Goethe war eben kein Goethe-Philologe, sondern Goethe selbst. Er hat nachher den Weislingen im „Götz“ geschaffen und hat die Gretchentragödie gedichtet. Das that er nicht, weil ihn ein paar „unehrliche“ Küsse reuten. Er that's, weil er zum ersten Mal in den Abgrund von Schuld und Leben geblickt hatte, weil er zum ersten Mal dem Dunkelblick seines Dämons hatte standhalten müssen.

Er war eben ein Mensch mit gesunder, starker Geschlechtlichkeit und gesunden starken Bedürfnissen. Und er hat auch gewusst, dass er sich seiner „Sinnlichkeit“ nicht zu schämen brauchte. Denn er wusste fernerhin, wieviel von seiner besten Künstlerkraft gerade dort seinen Wohnsitz hatte.

Mögen ihn die Moralpfaffen darum immerhin verbrennen! Und wie oft haben sie ihn nicht schon verbrannt!

Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.

An diesem ewigen Wahrspruch werden sie alle zerscheitern.

10.

Es war der Heide Goethe, der also sprach.

Gerade „der Gott und die Bajadere“ ist eines der schönsten Bekenntnisse dieses Heiden. Es ist mir noch nie möglich gewesen, dieses Gedicht laut für mich hinzusprechen, ohne dass ich zum Schluss in Thränen hätte ausbrechen müssen. So sehr liegt die ganze Unbarmherzigkeit und Seelenrohheit unserer vermoralisierten, entnaturten Welt darin! und so wunderbar leicht, so selig lächelnd wird über diese Welt triumphirt! — Aber nur ein Gott vermag so zu triumphiren! . . .

Und dann jenes andere Gedicht, wo das Mädchen, dem man, auf's Geheiss einer neuen Religion, die heiligsten Rechte der Natur und Jugend aberkannt und damit ein sieches Dahinwelken und unfruchtbares Vergehen aufgeladen hatte, wo dieses hingeopferte Mädchen sich nachts aus seiner dunklen Sargkammer erhebt und als Vampyr in die Arme des Geliebten eilt! Das Mädchen war christlich getauft worden; aber: —

Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht . . . .
. . . Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht!

Die Natur lässt nicht mit sich spotten. Sie lässt sich auch nicht betrügen. Eher thut sie das Ungeheure und sprengt die Pforten des Grabes. Die fahlen Geister und Gespenster falscher Moralitäten treibt sie vor sich her, eine furchtbare Rächerin. Was man ihr abtrotzen will, das gerade fordert sie grimmig wieder ein. Und was man ihr aufbürden will, das stösst sie voll Abscheu von sich. „Menschenopfer" sind ihr „unerhört".

Goethe hatte im Christentum die naturfeindliche Tendenz erkannt, und deshalb musste er dessen Gegner sein. In den Grundtrieben seiner Natur musste er sich von ihm bedroht fühlen. Weder der nach allseitiger Ausbildung ringende Renaissancemensch, noch der von Schönheit und Würde der Sinnenwelt durchdrungene Griechenschüler, noch der das Walten der Erdenkräfte lebendig durchspähende Naturforscher konnten einer Weltanschauung Gefolgschaft leisten, die zwischen Natur und Mensch eine unauflösbare Dissonanz errichtete. Natürlich wusste Goethe, dass wir das Christentum, als ein Instinkt gewordenes Erbe zweier Jahrtausende, niemals ganz aus unserem Gefühlsleben werden ausmerzen können, dass es als Unwillkürliches in uns lebt, auch wo wir ihm mit den schärfsten Geisteswaffen entgegentreten. Und so vermochte er denn mit einzelnen christlichen Vorstellungen und Ideen als Mensch und Denker sich abzufinden, als Dichter mit der legendarischen Welt der Bibel und der Heiligen sich zu befreunden. Aber jeglicher Einengung seiner Geistes- und Sinnenfreiheit widerstrebte er absolut und instinktiv. Trotz all seiner oft bewiesenen Anpassungsfähigkeit, trotz höfischer Glätte und gesellschaftlicher Schmiegsamkeit, fühlte er sich in seiner grossartigen Natur für alles Handeln und Erdulden, Reden und Verschweigen doch nur vor sich selbst verantwortlich. Und so musste denn wohl die Gesamtheit seines Lebens und Dichtens wider alle specifisch christliche Forderungen zu einem positiven und ausgeprägten Widerspruch werden.

Diese souveräne Selbstherrlichkeit Goethes war die stärkste Wurzel seines Heidentums. Das Wort „Selbstzucht" gewinnt erst in dieser Beleuchtung seine volle und aristokratische Bedeutung. Es gewinnt jetzt einen Protestinhalt wider alle Zucht, die sich Andere ihm gegenüber etwa anmassen könnten. Freilich setzt diese Tugend ein ungemein sensibles, aber doch auch wieder robustes Gewissen voraus, damit unwürdige Übergriffe sowohl wie schwächende Reueanwandlungen gleichermassen ausgeschlossen erscheinen. Und dafür ist wieder die Grundvoraussetzung die, dass der Mensch, der also fühlt und handelt, fest in sich selber ruhe, dass er allen Stürmen zu trotzen wisse, stets im Gleichgewicht seiner Seelen- und Geisteskräfte. Wer „Heide" sein will, der muss vor allem seelisch gesund sein. Er darf des Christentums mit seinem raffinirten System suggestiver Gemütsbeschwichtigungen und übersinnlicher Surrogate nicht mehr bedürfen. Er muss dem Schmerz und der Wahrheit ins Auge blicken können, ohne zu zittern.

Wer Goethe in seinen „sinnlichen Ausschweifungen" verfolgt, wer ihn als Dichter mit antiker Unbefangenheit darüber reden hört, der muss sich dieser Seelenkraft bei ihm erinnern, um ihn gerecht und ernsthaft beurteilen zu lernen. Als er sich damals entschloss, Frau von Stein der neuen und sinnlicheren Liebe zu Christianen zu opfern, da war seine Liebe zu ihr noch keineswegs tot, und er hat sich seinen Entschluss in ernsten Kämpfen abgerungen. Aber er hat ihn dann durchgeführt, ohne überflüssige Worte der Klage oder des Grolls, — sehr im Gegensatz zu seiner pädagogischen Freundin, die sich bei Hof und in Gesellschaft und als Dichterin oft genug mit Worten wider ihn vergass. Das einzige Mal, wo Goethe auf jene lange Liebeszeit zurückblickt, da geschieht es in der gehaltensten Weise:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!



Aber ich hab' sie nicht mehr! — Schweig', und ertrag den Verlust! So spricht, knapp und herrlich, jener Mann, *qui a eu de grands chagrins*, — wie ein feiner französischer Seelenkenner und Diplomat auf seinem Gesicht zu lesen wusste, demselben Antlitz, das für gewöhnlichere Menschenkinder so undurchdringlich, so harmonisch-glücklich war.

11.

Aber trug er denn nicht in sich — Glück und Harmonie?

Oja, dank jener Heiden-Kraft, sich auszuleben und gleicherzeit gesund zu erhalten, brachte er es darin weiter, als irgend ein Anderer.

Mit einer Ängstlichkeit, die an Härte streifte, ja manchmal an Grausamkeit und Beschränktheit, die aber ein tiefer Instinkt der Selbsterhaltung war, schied er alles von sich aus, was irgend als drohende Dissonanz seinem olympischen Frieden sich nahte. Man hat es oft und lebhaft beklagt, dass er Heinrich von Kleist von sich wies. Hier liegt der Grund. Er witterte in ihm etwas von jener zerstörenden und auflösenden Kraft, die vielleicht in der Zukunft einmal neue Lebensbäume hervorbringen möchte, die aber zunächst nur als zündender Blitz und fressende Krankheit sich zu offenbaren schien. Jene massvolle Kraft der Lebensführung, die er als höchstes Gut sich angeeignet hatte, vermisste er da ganz. Wie als ob er eine Ansteckung befürchtete, stiess er die edle, Rettung heischende Hand zurück.

Es ist wahr: Kleist besass keine innere Harmonie, — er hat sie nicht einmal gesucht. Er war sich der Unmöglichkeit dieser Harmonie, wenigstens für sich und seinesgleichen, durch und durch bewusst. Er blickte mit zu unseligem Scharfblick in diese unvollkommene Welt, und er zog mit zu furchtloser Ehrlichkeit seine erschütternden Konsequenzen. Es war ein ganzer und furchtbarer Repräsentant vom „Gegentypus", — und das hat Goethen sein warnender Dämon verrathen.

Aber dieser Gegentypus ist siegreich geblieben, ganz sicher wenigstens in der Hauptsache. Die Harmonie der Welt ist zerstört. Ihr Traum wurde zum letzten Mal geträumt . . . von einem Halbgott, — und der hiess Goethe. Die armseligen Schlucker, die ihn ihm nachträumen möchten, kommen entwickelungsgeschichtlich nicht in Betracht.

Die tiefe Erkenntnis, die Kleist durch seinen selbstverhängten Tod gleich einer Brandfackel in die Welt schleuderte, die Beethoven in dem übermenschlichen Ringen seiner Tonwelt mystisch geschärften Ohren offenbarte, Schopenhauer hat sie kühl und deutlich ausgesprochen, hat sie als neuen, unaustilgbaren Keim dem Leib der Menschheit eingeimpft. Seitdem wagt kein Ehrlicher mehr zu leugnen, was Alle wissen müssen. Und Alle wissen: zwischen uns und Goethe steht — Schopenhauer.

Am meisten hat das Derjenige bewiesen, den ich als Vierten in der Reihe der Gegenlinie nannte: Nietzsche. Mit der ganzen Riesenkraft seines heroischen Geistes hat er sich daran gewagt, über Schopenhauer hinweg in die entschwindende Zone Goethe'scher Lebensbejahung und harmonischer Weltfreude zurückzugelangen, — und ist darüber zu Grunde gegangen. Er wollte uns das Lachen lehren. Aber er hat nie verbergen können, welch' schmerzensvolle Erkenntnis, welch' keimender Wahnsinn als Untergrund seines Lachens mitzittert. Und ein erlerntes Lachen, ist das noch ein Lachen?

Gewiss, völlig verlernt haben wir das Lachen noch nicht. Wir lachen weiter und werden weiterlachen, vielleicht mehr noch und vernehmlicher als früher. Nur lachen wir . . . anders. Und man braucht durchaus nicht mehr die Ohren zu spitzen, um das herauszuhören.

Zweiunddreissig Jahre hat Goethe unser Jahrhundert noch mitgelebt. Seitdem sind zweimal zweiunddreissig Jahre in die Welt gegangen, und die Menschheit ist immer unzufriedener, immer hastiger, immer nervöser geworden.



Das hat sich auch der Kunst als Stigma einprägen müssen. Und dieses Stigma fehlt selbst da nicht, wo man sonst im edelsten Sinne von einem Nachwuchs Goethes reden dürfte, etwa bei Gerhart Hauptmann, oder bei Detlev von Liliencron.

Beide sind, mit ihrer satten und freien Widerspiegelung des Lebens, in den von Goethe erschlossenen Bahnen weitergewandelt, aber Beide tragen für uns einen Zug von bitterer Resignation, wie er in diesem Grade unserem „Griechen“ fremd war. Bei Liliencron fällt das besonders auf. Er ist in so vieler Beziehung ein reines Kind geblieben, er hat eine solch leichte und selbstvergessene Art des Weltgenusses, dass die Schmerzenstöne, die sich manchmal von ihm losringen, etwas Überraschendes, Bedenkliches haben. Gerhart Hauptmann hingegen hatte schon bei seinem ersten Auftreten einen Zug von nervösem Pessimismus, der weit mehr der Abklärung als der Verschärfung harrte. Diese Abklärung trägt im schönsten Masse sein „Florian Geyer“, eine Dichtung, deren tiefe und männlich-milde Tragik sich den Augen unserer Zeitgenossen noch wenig entschleiert zu haben scheint.

Kurz, die Dissonanz kommt nie völlig zum Schweigen. Auch wo eine harmonische Gestaltung erstrebt wird, da muss die Dissonanz als unausmerzbarer Faktor von vornherein mit in Anschlag gebracht werden. Der moderne Mensch, wie er einmal gewachsen ist, ertrüge eine volle Harmonie überhaupt nicht mehr. Er lässt sich ja wohl von einem Ludwig von Hofmann, Stefan George u. a. die idyllische Harmonie des Paradieses in Tönen und Farben heraufzaubern, aber geniessen kann er das nur mit jener Sehnsucht, die sich ihrer eigenen Disharmonie und der Disharmonie der Welt bewusst bleibt. Und aus einem sehr verwandten Gefühl heraus sind diese Werke auch geschaffen worden. Sie suchen nach Harmonie und Verklärung — abseits von der Welt der Wirklichkeiten, nicht innerhalb jener Welt, wie Goethe sie zu träumen wusste und in seinem Leben zu gestalten suchte.

Sehnsucht, Resignation, Spott, Desillusionirung, müdes Lächeln, das sind die fünf Grundtöne der modernen Gefühlsskala. Nehmen wir Ibsen, Dostojewski, Zola, Maupassant, Turgenjew, Tolstoj, Jacobsen, Bourget, um in bunter Reihe auch einige Ausländer einmal zu nennen, so finden wir in allen diesen Repräsentanten des modernen Geistes die genannten Gemütserscheinungen in dieser oder jener Mischung wieder. Freilich sind sie alle auch Goethe vielfach verpflichtet, und insbesondere der französische Roman weist bis heute noch seine Spuren deutlich auf, wie denn die „Wahlverwandtschaften“ an Kühnheit der Problemstellung und Unbedingtheit der experimentellen Durchführung kaum wieder erreicht worden sind.

Aber soweit wir auch eine herrliche Nachblüthe Goethe'scher Kunstübung über alle Kulturnationen verbreitet sehen, das Urphänomen selber ist verschwunden. Goethe, der den Geist Werthers in sich selber besiegt hat, ist nach seinem Tode vom Geiste Werthers besiegt worden. Ein neuer Mensch ist auf den Plan getreten, von dem Werther ein erster Vorläufer war. Und dieser neue Mensch richtet sich ein, die Welt zu beherrschen und leidend auf dieser Welt zu verharren.

Eine ungetrübte Harmonie zwischen ihm und der Welt ist unerringbar. Der alte Christengeist hat das neu errungene Heidentum schon allenthalben angefressen, und wir haben erst abzuwarten, was an lebenskräftigem Neuem noch daraus entstehen wird.

Auf Goethe aber blicken wir zurück, wie auf eine versunkene Welt der Schönheit, Kraft und wundersamen Harmonie. Auf seiner seligen Insel hin und wieder zu landen, das wird uns eine oft begehrte Stärkung sein.

Im Übrigen müssen wir es zu ertragen wissen, dass uns die Insel nicht Continent sein kann.

DIE VIER TEUFEL.

EINE EXCENTRISCHE NOVELLE.

VON

HERMANN BANG.

AUTORISIERTE UEBERSETZUNG VON ERNST BRAUSEWETTER.

Die Glocke des Regisseurs ertönte. Allmälig nahm das Publikum seine Plätze ein, wobei das Getrampel auf der Gallerie, das Geplauder im Parkett, das Rufen des Apfelsinenjungen die Musik übertönte — und endlich kamen auch die blasierten Leute in den Logen zur Ruhe und warteten.

Es kam die Nummer: „les quatre diables" an die Reihe. Man sah es an dem ausgespannten Netz.

Fritz und Adolf liefen aus der Garderobe hinaus in das Künstlerfoyer, sie eilten den Gang entlang, wobei die grauen Mäntel um ihre Beine schlugen, riefen und klopften an die Thüre Aimée's und Louisens.

Die beiden Schwestern warteten schon, ebenfalls in fieberhafter Erregung, in ihren langen, weissen Gesellschaftsmänteln, die sie ganz einhüllten — während die Duenna mit ihrem schiefsitzenden Capothut unaufhörlich im Diskant Rufe ausstiess und verwirrt mit dem Puder, der Armschminke und dem zerdrückten Harz in den Händen hin und herlief.

„Kommt," rief Adolf: „es ist Zeit!"

Aber sie liefen alle noch einen Augenblick durcheinander, ganz kopflos, von dem Fieber ergriffen, das alle Artisten packt, wenn sie das Trikot auf ihren Beinen fühlen.

Die Duenna schrie am lautesten.

Nur Aimée streckte ruhig ihre Arme aus den langen Aermeln Fritz entgegen.

Und schnell, ohne sie anzusehen und ohne ein Wort zu reden, führte er mechanisch eine Puderquaste an den vorgestreckten Armen auf und nieder — wie es seine Gewohnheit war.

„Kommt!" rief Adolf wieder.

Sie gingen alle hinaus, Hand in Hand, und warteten. Sie stellten sich am Eingang auf und hörten von drinnen die ersten Takte des Liebeswalzers, nach dem sie arbeiteten:

Amour, amour,
oh, bel oiseau
chante, chante,
chante toujours.

Fritz und Adolf warfen ihre Mäntel zu Boden standen strahlend in rosa Anzügen da, ein so blasses Rosa, dass es fast weiss erschien. Ihre Körper wirkten wie nackt — jeder Muskel war zu sehen.

Die Musik hörte auf zu spielen.

Im Stall war es ganz leer und still. Nur ein paar Pferdeknechte waren, ohne sich stören zu lassen, damit beschäftigt, die Futterbüchsen zu untersuchen, und sie standen und hoben misstrauisch die schweren Behälter empor.

Die Melodie begann von Neuem: „die vier Teufel" betraten die Manège.

Das Beifallsklatschen erschien ihnen wie ein undeutliches Brausen, und sie unterschieden keine Gesichter. Es war, als wenn alle Fiebern ihres Körpers bereits vor Anstrengung zitterten.

Dann lösten Adolf und Fritz rasch die weiten Mäntel Louisen's und Aimée's, sie fielen auf den Sand hernieder, und die Schwestern standen unter dem Feuer von hunderten von Gläsern gleichsam nackt in ihren schwarzen Tricots da — wie zwei Negerinnen mit weissen Gesichtern.

Sie schwangen sich alle in's Netz hinauf und begannen zu arbeiten. Nackt schienen sie zwischen den rasselnden Schaukeln hin und her zu fliegen, deren Messingstangen leuchteten. Sie umarmten einander, sie fingen einander auf, sie feuerten sich gegenseitig durch Zurufe an; es war, als wenn die weissen und schwarzen Körper sich liebesheiss umschlangen und dann sich wieder lösten, sich abermals umschlangen und sich wieder lösten in lockender Nacktheit.

Und der Liebeswalzer mit seinen schläfrig schmachtenden Rhythmen tönte weiter, und die Haare der Frauen umflatterten, wenn sie durch die Luft flogen, weit ausgebreitet die schwarze Blösse — wie ein Atlasmantel.

Sie hörten nicht auf. Nun arbeiteten sie übereinander, Adolf und Louise oben.

Der Beifall klang zu ihnen hinauf, wie ein verwirrtes Gemurmel, während die Artisten in ihren Logen (wo auch die noch immer erregte Duenna, den rosengarnirten Capothut schief auf dem Kopfe, ganz vornan stand und mit ihren blossen schallenden Händen Beifall klatschte) die „Teufel“ mit ihren Gläsern beobachteten und den „Kniff“ bei ihren Anzügen herauszubekommen suchten, deren Gewagtheit in der Artistenwelt berühmt war:

„Oui, oui, ihre Hüften sind ganz nackt —“

„Der Kniff ist eben der, dass man die Lenden sieht,“ riefen sie in der Artistenloge durcheinander.

Die dicke Vorreiterin in dem „Ritterspiel aus dem sechzehnten Jahrhundert,“ Mlle. Rosa, legte ihr Glas schwer bei Seite.

„Nein, sie haben gar kein Corset an,“ sagte sie, ganz schwitzig in ihrem eigenen dicken Panzer.

Sie fuhren fort zu arbeiten. Das elektrische Licht wechselte zwischen Blau und Gelb, während sie durch die Luft fuhren.

Fritz schrie auf; an den Beinen hängend, fing er Aimée in seinen Armen auf.

Dann ruhten sie sich aus, indem sie auf dem Trapez nebeneinander sassen.

Ueber sich hörten sie das Rufen Louisens und Adolf's. Aimée sprach mit keuchender Brust von Louisens Arbeit:

„Voyez donc, voyez!“ rief sie.

Louise wurde von Adolfs Beinen aufgefangen.

Aber Fritz antwortete ihr nicht. Er starrte nur, während er mechanisch fortfuhr, seine Hände an der kleinen, aufgehängten Decke abzutrocknen, nach der Logenreihe hinab, die sich, hell und unruhig, unter ihnen wie die hellfarbige Umsäumung eines bunten Beetes hinstreckte.

Und plötzlich verstummte auch Aimée und starrte in derselben Richtung hinab, wie er, bis Fritz sagte, als risse er sich von etwas los:

„Wir sind an der Reihe,“ und sie erwachte mit einem Ruck.

Wieder trockneten sie ihre Hände an der Decke ab, und warfen sich herab, sodass sie an den Armen hingen, als wenn sie die Kraft ihrer Muskeln versuchen wollten. Dann setzten sie sich wieder hinauf. Die Seele wohnte in ihren Augen, mit denen sie die Entfernung zwischen den Trapezen massen.

Plötzlich schrieen sie beide:

„Du courage!“

Und Fritz flog rücklings dahin nach dem entferntesten Trapez, während Louise und Adolf oben einen langen, anhaltenden Schrei ausstiessen, als wollten sie ein Tier ermuntern.



Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

Ihre grosse Nummer begann. Sie stiessen sich rücklings ab, unter heiserem Rufen, flogen an einander vorbei und erreichten ihr Ziel. Sie wiederholten es und schrieen abermals. Und hoch oben, von der Rotunde, fiel plötzlich, während Louise und Adolf wie zwei sich unaufhörlich drehende Räder auf ihren Schaukeln herumkreisten, ein Regen von deutlich glitzerndem Gold wie eine goldene Staubwolke herab, die leuchtend langsam niedersank — durch den blanken weissen Strom der electrischen Lampen.

Einen Augenblick sah es aus, als wenn die Teufel durch einen strahlenden Goldschwarm flogen, während der Staub, der langsam herabsank, ihre Nacktheit mit tausenden strahlender Goldflittern übersäete.

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante
chante toujours.

Plötzlich schossen sie, einer nach dem andern, kopfüber durch den glänzenden Regen in das ausgespannte Netz hinab — und die Musik verstummte.

Sie mussten wieder und wieder vorkommen.

Verwirrt stützten sie einander, als würden sie plötzlich schwindlig. Sie gingen hinaus und kamen wieder herein. Dann liess der Beifall nach.

Stöhnend liefen sie in die Garderoben, und Adolf und Fritz warfen sich auf einer Matratze am Boden platt nieder, und hüllten sich in eine Decke ein. Da lagen sie eine Weile, sie waren kaum bei Besinnung.

Dann standen sie auf und kleideten sich um.

Adolf blickte von seinem Spiegel nach Fritz hin, der sich im Stallmeisterfrack präsentirte:

„Willst du Dienst thun?" fragte er.

Und Fritz sagte verdriesslich:

„Der Director hat mich darum gebeten."

Er ging zu den andern hinein, die beim Eingang die Stallmeisterwacht hatten und sich todtmüde, gleich ihm, heimlich für einen Augenblick abwechselten, um die schlaffen Körper an den Wänden zu ruhen. — —

Nach der Vorstellung versammelte sich die Truppe im Restaurant.

„Die Teufel" sassen, stumm, wie die andern, an einem Tisch für sich. An einigen Tischen begann man Karten zu spielen — immer ohne zu reden. Man hörte nur den Laut des Geldes, das über den Tisch hingeschoben wurde.

Die beiden Kellner standen wartend vor dem Buffet, und starrten stumpfsinnig all' die stillen Leute an. Dumm, die Beine gerade vor sich hingestreckt und mit schlaffherabhängenden Armen, als wäre ihnen alles gleich, blieben die Artisten längs der Wand sitzen.

Die Kellner begannen das Gas herabzuschrauben.

Adolf schob das Geld neben eines der Seidel hin und stand auf.

„Kommt," sagte er. „Wir wollen gehen!"

Und die andern drei folgten.

Die Strassen waren schon ganz still. Sie vernahmen keinen andern Laut, als ihre eigenen Tritte, während sie, je zwei und zwei, wie sie arbeiteten, dahinschritten. Sie erreichten ihre Wohnung und trennten sich im ersten Stockwerk auf dem dunkeln Flur mit einem leisen „gute Nacht!"

Aimée blieb auf dem Treppenabsatz im Dunkeln stehen, bis Fritz und Adolf zum zweiten Stock hinaufgekommen waren und die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Die beiden Schwestern gingen hinein und zogen sich aus, ohne ein Wort zu reden. Als Louise aber im Bett lag, begann sie von der Arbeit der Andern

zu plaudern, von denen, die in den Logen gewesen waren, von den Stammgästen: sie kannte alle Gesichter.

Aimée sass noch immer auf dem Rande ihres Bettes, halb angekleidet, ohne sich zu rühren. Louisens Geplauder wurde immer abgebrochener. Schliesslich schlief sie ein.

Aber ein Weilchen später erwachte sie wieder und setzte sich im Bett aufrecht hin. Aimée sass noch auf demselben Platz.

„Gehst du denn nicht in's Bett?“ fragte Louise.

Aimée löschte schnell das Licht aus.

„Ja, nun,“ sagte sie und stand auf.

Aber auch im Bett schlief sie nicht. Sie dachte nur an das Eine: dass ihre Augen und die Fritzens sich niemals mehr trafen, wenn er ihre Arme puderte. — — —

Auch Fritz und Adolf waren in ihrem Zimmer zur Ruhe gegangen. Aber Fritz warf sich nur wie gefoltert im Bette umher:

Galt das ihm? Und was wollte *sie* von ihm, sie, dieses Weib in der Loge? *Wollte* sie etwas? Aber warum sah sie ihn sonst immer so an? Warum streifte sie sonst so nah an ihm vorbei? *Galt* das ihm?

Er hatte keinen andern Gedanken, als dieses Weib. Vom Morgen bis in die Nacht hinein keinen andern. Nur sie. Er lief mit der *einen* Frage, wie ein Thier in seinem Käfig, umher: ob sie wirklich *wollte* — dieses Weib in der Loge?

Und ständig, überall merkte er den Duft ihrer Kleider, wenn sie hinunterkam und an ihm vorbeiging.

Immer dicht an *ihm* vorbei, wenn er als Stallmeister dastand.

Aber *galt* das denn ihm? Und *was* wollte sie?

Er fuhr fort, sich schmerzvoll hin und herzuwerfen, und er sagte einmal nach dem andern in's Dunkel hinaus, als wenn das Wort ihn fascinierte:

„Femme du monde!“

Einmal um's andere, ganz leise, wie in Verzauberung:

„Femme du monde — —“

Und er begann mit all' seinen Fragen wieder von Neuem: ob das ihm galt, ob das ihm galt? — —

Aimée war wieder aufgestanden. Ganz leise schlich sie durch das Zimmer hin. Im Dunkeln tasteten ihre Finger nach dem Rosenkranz in der Schublade, und sie fand ihn. —

Im Hause war es ganz still.

II.

„Die Teufel“ hatten „gearbeitet.“

Adolf schimpfte in der Garderobe, weil Fritz, wie er sagte ihren ganzen Contract zu Schanden machte durch seine ewigen Stallmeisterdienste, obschon die „Teufel“ davon befreit waren.

Aber Fritz gab ihm gar keine Antwort.

Jeden Abend zog er seine Stallmeisteruniform an und stellte sich neben dem Logenaufgang auf und wartete, bis „die Dame aus der Loge“ am Arm ihres Mannes die Treppe hinunterkam und an ihm vorbeiging — sie hielt sich jetzt oft im Stalle auf während der letzten Abtheilung — dann folgte er ihnen.

Sie sprach mit den Stallknechten, sie klopfte die Pferde, sie las laut die Namen, die an den Ständern angeschlagen waren. Fritz folgte ihr.

Zu ihm sagte sie nichts.

Aber sie that Alles *für* ihn — das *wusste* er —; und durch tausend kleine Bewegungen, durch ein Emporrichten ihres Rückens, dadurch, dass sie ihren Arm ausstreckte, durch einen Blitz ihres Auges stellten sie beide sich gleichsam im Geheimen für einander aus, und der Eine betastete den Andern, obwohl sie beständig einander fern blieben — immer dieselbe Entfernung, die



sie von einander trennte und trotz der sie doch verbunden waren, als wenn der gemeinsame Trieb sie in einer besondern Doppelschlinge gefangen hätte, die sie beide festhielt. Sie wechselte ihren Platz, las die Aufschrift eines neuen Standes und einen neuen Namen.

Fritz folgte.

Sie lachte, sie ging weiter; und sie ging zurück, um die Hunde zu liebkosen.

Fritz folgte nur.

Sie führte und er folgte.

Er schien sie nicht anzusehen. Aber seine Augen verweilten auf dem Saume ihres Kleides, auf ihrer ausgestreckten Hand mit dem Blick wilder Thiere, die gezähmt werden, einem lauernden, hasserfüllten Blick, der doch gleichzeitig sich seiner Ohnmacht bewusst ist.

Eines Abends kam sie auf ihn zu. Ihr Mann hatte sich ein Stück entfernt. Er schlug die Augen auf, und sie sagte leise:

„Fürchten Sie mich?"

Er schwieg einen Augenblick.

„Ich weiss nicht," sagte er dann, heiser und hart.

Und sie wusste nichts mehr zu sagen — verwirrt oder fast ängstlich (eine Angst, die sie plötzlich nüchtern machte) in Folge des begehrenden Blickes, den sie auf ihren Füssen brüten fühlte.

Sie wandte sich um und sie ging mit einem kurzen Lachen fort, das ihr eigenes Ohr verletzte. — —

Am nächsten Abend war Fritz nicht Stallmeister. Er hatte sich selbst gesagt, er wollte ihr aus dem Wege gehen, er hatte fest beschlossen, er wollte sie nicht mehr sehen. Er besass all jene überkommene Furcht, die den Artisten vor den Frauen als ihrem Verderben eigen zu sein pflegt. Er betrachtete sie als mystische Feinde, die auf der Lauer lägen und nur geboren wären, um seiner Kraft nachzustellen. Und wenn er sich einmal hingab — plötzlich, von unwiderstehlichem Drange ergriffen — geschah es mit einer Art verzweifelter Selbstaufgabe, mit einem rachsüchtigen Hass gegen das Weib, das ihn nahm und ihm ein Stück seines Körpers, einen Theil seiner Kraft raubte — das, was sein theures Werkzeug war, sein einziges Existenzmittel.

Aber vor dieser Dame in der Loge fürchtete er sich doppelt, denn sie war eine Fremde und keine von den Seinen. Was wollte sie von ihm? Selbst der Gedanke an sie peinigte sein Hirn, das nicht an's Denken gewöhnt war. Er wachte mit misstrauischer Angst über jede Bewegung dieser Fremden aus einer andern Rasse, als wollte sie ihm etwas geheimnissvolles Böses anthun, er wusste, er vermochte ihr nicht zu entfliehen.

Er wollte sie nicht mehr sehen — nein, er wollte sie nicht sehen.

Es wurde ihm leicht, das Gelübde zu halten; denn sie kam gar nicht mehr. Zwei Tage nicht, drei Tage nicht —. Am vierten Abend stand Fritz wieder als Stallmeister da. Aber sie kam nicht. Auch diesen Abend nicht. Auch am nächsten kam sie nicht.

So lang der Tag auch war, mit Angst dachte er: „Wenn sie kommt;" und am Abend empfand er einen dumpfen Zorn, eine brutale, aber stumme Wuth, weil sie nicht kam.

So hatte sie ihn also zum Narren gehalten. So hatte sie ihn also verspottet. So — ein Frauenzimmer! Aber er wollte sich rächen, er würde sie schon finden —

Und er sah, wie er sie mit Schlägen überhäufte, sie mit Füssen trat, sie misshandelte, sodass sie sich krümmte und halb todt liegen blieb: sie — das Frauenzimmer.

Stunden lang lag er nachts in stummer Wuth da. Und sein Begehren wuchs sich in diesen ersten schlaflosen Nächten so verzweifelt gierig fest, denn er hatte noch niemals schlaflos gelegen.

Dann endlich — am neunten Tage kam sie.

Vom Trapez aus erblickte er ihr Gesicht — als wenn er mit den Augen

eines Andern zu sehen vermöchte — und mit einem plötzlichen Rucke, wie in knabenhaftem Jubel, schleuderte er seinen schönen und schlanken Körper, an den gestreckten Armen hängend, hinaus in die Luft.

Sein ganzes Gesicht strahlte in schimmerndem Lächeln, und er schwang sich wieder empor.

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

Leicht wiegte er das Haupt im Walzertakt; und er ergriff Aimées Hand, fest und froh, wie seit sieben Tagen nicht, und er sprach zu ihr:

„Enfin — du courage," rief er laut.

Es klang wie ein Siegesschrei.

Und als er dann in seiner Stallmeisteruniform in den Stall hinauskam und s i e sah, stand er wieder stumm und feindlich und betrachtete sie gehässig mit demselben Blick, der ihr nicht recht in die Augen zu sehen wagte.

Aber nach der Vorstellung, im Restaurant, wurde er plötzlich wieder ausgelassen — fast wild. Er lachte und machte allerhand Kunststücke. Er spielte mit Tassen und mit Seideln, und liess seinen Cylinderhut balanciren — mit der Seite — auf der Spitze seines Stockes.

Die andern Artisten wurden von seiner lustigen Stimmung mitgerissen.

Der Clown Tom holte seine Harmonika und spielte, indem er mit seinen langen Beinen über die Stühle hinschritt.

Es entstand ein ungeheures Halloh. Alle machten Kunststücke. Mr. Fillis liess eine mächtige Düte auf seiner Nase balanciren und zwei, drei Clown kakelten, als wäre man mitten in einem Hühnerhof.

Aber Fritz schrie am lautesten, nachdem er auf einen Tisch gestiegen war; er spielte Ball mit zwei Glaskuppeln, die er von einem Gaskronleuchter abgeschraubt hatte, und schrie, über sein ganzes, freundliches Gesicht strahlend, in den Spectakel hinein:

„Adolf tiens!"

Adolf fing die Kuppel; er stand auf dem nächsten Tisch.

Die Artisten waren bald oben, bald unten, einige auf Tischen, andere auf Stühlen. Die Clown kakelten, die Harmonika stiess Klagetöne aus.

„Fritz tiens!"

Die Kuppeln flogen wieder hin und zurück — über die Köpfe der Clown hinweg. Fritz fing sie und wandte sich plötzlich um:

„Aimée tiens!"

Er warf sie gerade auf sie zu und Aimée sprang auf. Aber sie kam nicht mehr zur Zeit, und die Kuppel fiel zu Boden und zerbrach.

Fritz lachte und betrachtete das zersplitterte Glas von seinem Tisch herab.

„Das bringt Glück," sagte er und lachte; plötzlich stand er still und blickte in das Licht der Gaskrone hinauf.

Aimée hatte sich abgewandt. Bleich setzte sie sich wieder an der Wand nieder.

Der Spektakel dauerte an. Die Uhr war nahezu zwölf. Die Kellner schraubten das Gas herab. Aber die Artisten hörten nicht auf, sie verdoppelten nur den Lärm in dem Halbdunkel. Ringsum aus allen Ecken hörte man ein ohrenzerreissendes Kakeln und Schreien, auf dem Tisch unter dem Kronleuchter ging Fritz auf den Händen.

Er war der Letzte, der hinauskam — er war so aufgeregt, als wäre er betrunken.

In kleinen Häuflein schritten sie alle dahin. Nach und nach trennten sie sich, gruppenweise. Zum Abschied ertönten viele seltsame Laute in die Dunkelheit als letzte Grüsse hinaus.

„Night" rief Mr. Fillis, der durch die Nase sprach.

„Abend, Abend —"

Dann wurde es endlich still, und die vier Teufel schritten stumm, wie gewöhnlich, nebeneinander dahin.

Sie sprachen nicht mehr. Aber Fritz konnte sich noch nicht beruhigen. Er liess wieder seinen guten Hut in der Luft auf der Spitze seines Stockes herumkreiseln.

Sie erreichten ihre Wohnung und sagten sich gute Nacht.

In ihrem Zimmer machte Fritz beide Fenster weit auf und begann laut zu pfeifen, weit hinaus in die Gasse.

„Du bist verrückt!“ sagte Adolf. „Was Teufel fehlt dir eigentlich?“

Fritz lachte nur:

„Il fait si beau temps,“ sagte er nur und fuhr fort zu pfeifen.

Unten hatte auch Aimée ein Fenster geöffnet. Louise, die im Begriff war, sich auszuziehen, rief ihr zu, sie sollte es zu machen, aber Aimée blieb stehen und starrte in die enge Gasse hinaus.

Bisher hatte sie nicht begriffen — warum seine Augen leer geblieben waren, wenn er sie ansah, warum seine Stimme gleichsam müde geworden war, wenn er mit ihr sprach, auch nicht, dass seine Ohren halb geschlossen waren, wenn s i e redete —

Und es war, als wären sie nicht mehr dieselben, wenn sie einander noch so nahe sassen —

Und nun puderte er auch nicht mehr ihre Arme!

Das war seit gestern.

Er kam so eilig und ungeduldig hinein, wie es nun seine Gewohnheit war. Und sie streckte ihm ihre Arme entgegegen, und er starrte sie nur gedankenlos an, ohne sich auf etwas zu besinnen:

„So pudre dich doch,“ sagte er dann heftig und lief davon.

Und ohne zu begreifen, puderte sie langsam den linken Arm und dann den rechten —

Ach nein, ach nein — niemals hatte sie gewusst, dass man so leiden könnte.

Aimée lehnte den Kopf an den Fensterrahmen, und die Thränen begannen ihr über die Wangen herabzufliessen.

Nun wusste sie Alles. Nun verstand sie —

Plötzlich hob sie den Kopf wieder empor, sie hörte, dass Fritz auf einmal begonnen hatte, laut vor sich hinzusummen.

Das war der „Liebeswalzer.“

Lauter und lauter summte er — nun sang er.

Wie froh er sang, wie glücklich! Jeder Ton schmerzte sie, und doch blieb sie stehen: es war, als wenn dieser Gesang ihr Alles, ihr ganzes Leben ihr ins Gedächtniss zurückrief.

Wie gut sie sich darauf besann — vom ersten Tage an —

Louise rief sie wieder und mechanisch schloss sie das Fenster. Aber sie ging nicht zu Bett, still setzte sie sich nur in die dunkle Ecke.

Wie gut sie sich auf Alles besann.

III.

Wie deutlich Aimée den Fritz und Adolf noch sah, als sie das erste Mal zu ihnen kamen — als sie bei „Vater“ Cecchi „angenommen“ werden sollten.

Es war am Morgen, und Aimée und Louise lagen noch im Bett.

Und die Jungen hatten in der Ecke gestanden, mit geneigten Köpfen — sie trugen Leinenhosen, mitten im Winter, und Fritz hatte einen Strohhut. Und sie wurden ausgezogen, und Vater Cecchi befühlte sie und drückte ihre Beine und beklopfte ihren Brustkasten, bis sie weinten, während die alte Frau, die sie hingebracht hatte, nur ganz still, zusammengeschrumpelt mit mummelndem Munde dastand — nur die schwarzen Blumen auf ihrem Hut zitterten ein wenig.

Sie fragte nichts. Sie sah nur die Jungen an und folgte ihnen mit den Augen — wie sie nackt unter Cecchis Händen exercieren mussten —

Auch Aimée und Louise sahen vom Bett aus zu.

Vater Cecchi fuhr fort zu befühlen und zu beklopfen; das Leben der Jungen sass gleichsam in ihren angstvollen Augen.

Dann wurden sie „angenommen".

Die alte Frau sprach kein Wort. Sie rührte die Jungen nicht an und sagte ihnen nicht Lebewohl. Es war, als wenn sie die ganze Zeit, während ihre Hutblumen zitterten, nur etwas suchte — irgend etwas, das sie nicht fand. Und so ging sie auch zur Thüre hinaus, langsam, unentschlossen und machte sie hinter sich zu.

Fritz schrie einmal auf, ein langer Kinderschrei, als würde er gestochen. —

Aber dann gingen sie beide, er und Adolf, in ihre Ecke zurück und setzten sich, das Kinn auf ihre Kniee niedergebeugt und die geballten Hände fest gegen den Boden gestemmt — alle beide stumm nieder.

Vater Cecchi jagte sie in die Küche hinaus, Kartoffeln schälen. Aimée und Louise wurden ihnen nachgeschickt. Alle vier sassen sie stumm um die Schüssel herum.

Louise fragte:

„Woher kommt ihr?"

Aber die Jungen antworteten nicht. Sie kniffen nur die Lippen zusammen und blickten zu Boden.

Es verging einige Zeit, bis Aimée flüsterte:

„War das euere Mutter?"

Aber sie antworteten noch immer nicht — sondern sassen nur mit schluchzender Brust, als wenn sie innerlich weinten. Und man hörte nur den Laut der Kartoffeln, die in das Wasser hineinplumpsten, nachdem sie geschält waren.

„Ist sie todt?" flüsterte dann Louise.

Aber die Jungen antworteten noch nicht, und die beiden Mädchen sahen nur still von dem Einen zum Andern, während Aimée plötzlich ganz leise zu weinen begann und dann auch Louise — alle beide sassen sie und weinten.

Am nächsten Tage begannen die Jungen zu „arbeiten".

Sie lernten den „chinesischen Tanz" und den „Bauerntanz". Nach Verlauf von drei Wochen traten sie alle vier auf.

Wenn sie tanzen sollten, standen sie paarweise in den Coulissen, Aimée mit Fritz, Louise mit Adolf, mit starren Augen, und benetzten ihre Lippen mit der Zunge vor Angst, indem sie auf die Orchestermusik lauschten.

„Ziehe die Jacke herunter", sagte Aimée, die selbst vor Fieber kaum ruhig stehen konnte, und zog selbst Fritzens Jacke herab, die schief sass.

„Commencez!" rief Cecchi aus der ersten Coulisse. Der Vorhang war aufgegangen, sie sollten hinaus.

Sie sahen nicht die Lampenreihe und sie sahen nicht die Leute.

Mit erschrecktem Lächeln machten sie ihre einexercierten Schritte, indem sie den Takt zählten und die Lippen bewegten, die Augen hielten sie starr auf Cecchi gerichtet, der in der ersten Coulisse mit den Füssen den Takt trampelte.

„Nach links!" flüsterte Aimée Fritz zu, der es niemals zu behalten vermochte; sie schwitzte vor Angst für sie beide und musste für sie beide Gedächtniss haben.

Sie glichen alle zusammen Wachsfiguren, die sich auf einem Leierkasten herumdrehen.

Das Publikum klatschte und rief sie vor. Apfelsinen fielen auf die Bühne herab. Sie hoben sie auf und lächelten zum Dank dafür, obgleich sie sie Cecchi abliefern mussten, der sie nachts zu seinem Cognac mit Wasser ass, wenn er mit dem Agenten Watson Karten spielte.

Vater Cecchi spielte nämlich die ganzen Nächte durch mit dem Agenten daheim in ihrem Logis.

Die Kinder erwachten, wenn sie sich zankten und sahen mit aufgerissenen Augen von ihren Betten aus zu, bis sie todtmüde wieder in Schlaf fielen.

So verging die Zeit.

Die Cecchi-Truppe kam zu einem Cirkus, und alle vier machten das ganze Handwerk durch.

Sie begannen ihre Proben um halb neun. Zähneklappernd kleideten sie sich um und begannen in dem halbdunkeln Cirkus zu arbeiten. Louise und Aimée gingen auf der Leine, indem sie mit zwei Fahnen balancierten, während Vater Cecchi, der rittlings auf der Barrière sass, commandierte.

Dann wurde das Pferd vorgeführt, und Fritz sollte den Jockeysprung ausführen.

Vater Cecchi kommandierte, mit seiner langen Peitsche bewaffnet. Fritz sprang und sprang. Es gelang ihm nicht. Er fiel auf die Barrière herab. Er stützte sich auf das Pferd. Die Peitsche sauste daher und traf sein Bein, sodass es lange Striemen erhielt.

Vater Cecchi fuhr fort zu commandieren. Mit dem Weinen kämpfend sprang der Junge und sprang.

Er kam wieder nicht hinauf und fiel.

Die alten Wunden auf seinem Körper brachen auf und bluteten, sodass das alte Tricot Blutflecke bekam.

Vater Cecchi rief nur immer wieder: Encore — encore!

Athemlos, schluchzend zwischen den tiefen Athemzügen, sprang Fritz mit schmerzverzogenem Gesicht.

Die Peitsche traf ihn und verzweifelt sagte er:

„Ich kann nicht!“ Aber er musste von Neuem hinauf.

Das Pferd bekam doppelte Schläge und flog schnell mit dem schluchzenden Knaben dahin, dessen Glieder vor Schmerz zitterten: „Ich kann nicht!“ rief er qualvoll.

Die Artisten sahen stumm vom Parkett und den Logen aus zu.

„Encore!“ rief Cecchi. Fritz sprang wieder ab.

Bleich, mit weissen Lippen, in der Ecke einer Loge verborgen, sah Aimée, voll Angst und Erbitterung zu.

Aber Vater Cecchi hörte nicht auf. Eine Stunde dauerte es, fünf Viertelstunden. Fritzens Körper war nur eine einzige Wunde. Er fiel wieder und wieder, stampfte mit den Füssen in den Sand vor Schmerz und fiel abermals.

Nein, nun gelang es nicht mehr. Und er wurde mit einem Fluch fortgeschickt.

Aimée lief aus der Loge heraus; stöhnend vor Schmerz, verbarg sich Fritz wie ein Thier hinter einem Haufen Tonnenreifen. Athemlos, mit geballten Händen, stiess er in wilder Wuth abgerissene Flüche aus, eine Menge Gassenworte, Schimpfworte des Stalles.

Aimée sass ganz still. Nur ihre weissen Lippen bebten.

Lange sassen sie so hinter dem Haufen Reifen verborgen. Fritzens Kopf sank hinten gegen die Wand, und er schlief vor schmerzvoller Ermattung ein, während Aimée mit ihrem weissen Gesicht unbeweglich sitzen blieb, als wachte sie über seinen Schlaf.

— —

Jahre vergingen. Sie waren bereits erwachsen.

Vater Cecchi war todt. Er wurde von dem Huf eines Pferdes todtgeschlagen.

Aber sie blieben beisammen. Es ging mit ihnen auf und nieder. Sie waren bei grossen Gesellschaften und sie kamen auch zu ganz kleinen.

Wie deutlich Aimée noch das weissgekalkte und kahle Provinzpantheon sah, in dem sie in jenem Winter arbeiteten. Wie eiskalt es dort war. Sie trugen vor der Vorstellung drei Kohlenbecken hinein, und der ganze Circus füllte sich mit dem Rauch, sodass man kaum zu athmen vermochte.



Draussen im Stall standen die Artisten, blaugefroren, und hielten ihre nackten Arme über ein Kohlenbecken hin, und die Clown sprangen in ihren Shirtingschuhen auf dem blossen Boden herum, nur um sie warm zu erhalten.

Die Cecchitruppe arbeitete in allen Fächern. Sie tanzten, Fritz war Aimées Partner. Aimée war Parforcereiterin, Fritz schnallte als Stallmeister ihren Sattelgurt fester

Die Truppe plagte sich; sie füllte fast das halbe Programm aus.

Aber es ging nicht. Jede Woche verschwand ein Pferd aus den Ständen, das verkauft wurde, um für die andern Futter zu verschaffen. — Die Artisten, die Geld hatten, reisten fort, die zu bleiben gezwungen waren, hungerten — bis endlich Alles zu Ende war, und sie schliessen mussten.

Pferde, Costüme, Alles wurde ihnen fortgenommen. Das Gericht war gekommen und hatte reinen Tisch gemacht.

Es war an dem Abend des Tages, da dies geschehen war.

Die wenigen Artisten, die noch übrig waren, sassen stumm und betrübt in dem dunkeln Raum. Sie konnten nicht fort. Sie wussten auch nicht, wohin sie gehen sollten.

Im Stall auf einem Futterkasten sass der Director vor den leeren Ständen — und weinte, indem er fortwährend immer wieder dieselben Flüche in allen Sprachen murmelte.

Sonst war es ganz still, ganz todt.

Nur die Hunde — die hatte das Gericht vergessen — lagen traurig mit wachsamen Augen auf einem Haufen Stroh.

Die Cecchitruppe ging in das Restaurant hinein. Alles war verlassen. Der Wirth hatte sein Buffet geschlossen und die Gläser herabgenommen. Stühle und Tische standen staubig durcheinander.

Die vier sassen stumm in einer Ecke. Sie kamen von der Post. Das war ihr täglicher Gang. Sie holten Briefe von den Agenten — Absage auf Absage.

Fritz öffnete sie und las sie. Die andern drei sassen neben ihm und wagten nicht zu fragen.

Er öffnete Brief auf Brief und las langsam, gleichsam misstrauisch — und legte jeden Brief bei Seite.

Die Andern sahen ihn nur an — stumm und verzagt.

Da sagte er:

„Nichts.“

Und sie sassen wieder vor den traurigen Briefen, die ihnen nichts gebracht hatten.

Dann sagte Fritz:

„So geht es nicht weiter. Wir müssen eine Spezialität suchen.“

Adolph zuckte Achseln. „Es giebt auf allen Gebieten genug,“ sagte er höhnisch. „Erfinde etwas Neues!“

„Luftarbeit macht sich bezahlt“, meinte er gedämpft.

Die anderen schwiegen, und Fritz sagte, wie vorher:

„Wir könnten in den Kuppeln arbeiten.“

Wieder trat Schweigen ein, bis Adolf fast zornig rief:

„Du bist deiner Glieder wohl sicher?“

Fritz antwortete nicht. Es war eine Weile ganz dunkel und still.

„Wir könnten uns auch trennen“, sagte Adolf heiser und ganz leise. Sie alle hatten denselben Gedanken gehabt, und alle fürchteten sich davor. Nun war er ausgesprochen, und Adolf fügte hinzu, indem er in die Dunkelheit und in den verlassenen Raum vor sich hinstarrte:

„Man kann doch nicht immer weiter an derselben Schüssel hungern!“

Er sprach in unterdrücktem, erregtem Ton, wie Leute, die sich um des Teufel's Bart streiten; aber Fritz schwieg noch immer, ohne sich zu rühren, und starrte zu Boden.

Sie erhoben sich und gingen stumm hinaus. In allen Gängen war es kalt und dunkel.



Leise sagte Aimée, während sie dicht nebeneinander hinschritten, mit einer Stimme, die Fritz kaum zu vernehmen vermochte:

„Fritz, ich arbeite mit dir in der Luft!"

Fritz blieb stehen:

„Ich wusste es", sagte er leise und ergriff ihre Hand.

Louise und Adolf sagten nichts.

— —

Sie beschlossen in der Stadt zu bleiben. Fritz versetzte ihre letzten Ringe. Adolph blieb nur, um an die Agenten zu schreiben. Aber Fritz und Aimée arbeiteten.

Sie hatten ihr Trapez im Pantheon aufgehängt und begannen, jeden Tag zu arbeiten. Sie übertrugen einige der Parterre-Uebungen auf das Trapez und quälten, in Schweiss gebadet, stundenlang ihre Körper.

Viertelstunde um Viertelstunde ertönten Fritzen's Kommandoworte. Dann ruhten sie sich neben einander auf demselben Trapez, mit müdem und mattem Lächeln.

Sie begannen sich an die Arbeit zu gewöhnen und sie fingen mit den Hanloo-Voltaschen Uebungen an. Sie versuchten die Sprünge zwischen den Schaukeln, kopfüber fielen sie in das ausgespannte Netz hinab.

Aber sie setzten die Uebungen fort, indem sie sich durch Geschrei anspornten:

„En avant!"

„Ça va!"

„Encore!"

Fritz kam hinüber, Aimée fiel.

Sie setzten die Arbeit fort.

Die Seele lag in ihren Augen, wie Federn spannten sich ihre Muskeln; wie unterdrücktes Kampfgeschrei klangen ihre Stimmen: sie kamen hinüber.

Der eine folgte dem andern mit dem Blicke, wie gebannt, fieberhaft:

„En avant — du courage!"

Aimée war hinübergekommen: ihre Muskeln bebten, während sie an dem entferntesten Trapez hing. Sie versuchte noch einmal, und es glückte wieder. Eine Freude überkam sie. Es war, als wenn sie sich an der Kraft ihrer Körper berauschten. Sie flogen aneinander vorbei, und sie ruhten wieder, schweisstriefend, lächend — Hand in Hand.

Von Freude ergriffen, rühmten sie gegenseitig ihre Leiber, streichelten die Muskeln, die sie trugen, und blickten einander mit strahlenden Augen an:

„Ça va, ça va," riefen sie und lachten.

Sie begannen schwierigere Uebungen vorzunehmen. Sie erdachten sich neue Combinationen. Sie versuchten und sie berechneten. Sie vertieften sich in die Uebungen mit dem Eifer des Erfinders, verhandelten darüber und sannen auf Abwechselung. Fritz schlief fast nicht mehr: der Gedanke an die Arbeit hielt ihn während der Nächte wach.

Morgens, bevor die Sonne aufging, klopfte er an Aimées Thüre und weckte sie.

Und draussen entwickelte er bereits, noch während sie sich anzog, seine Pläne, erklärte ihr, mit lauter Stimme rufend, und sie antwortete, eifrig wie er, sodass sie das Haus mit ihren frohen Stimmen erfüllten.

Louise rieb sich die Augen und setzte sich im Bett aufrecht hin.

Sie hatte begonnen die Uebungen zu besuchen. Sie wurde von dem Fortgang der Arbeit mitgerissen; sie rief ihnen zu und sie applaudirte. Sie antworten von oben; der Raum hallte wider, immer erfüllt von ihren frohen Stimmen.

Nur Adolph sass stumm in einer Ecke beim Stall.

Eines Tages war auch er hineingekommen und hatte sich dort hingesetzt und sah zu. Niemand sprach zu ihm.

— —

Die Uebung war vorüber; ihre Kräfte waren zu Ende: schwer fielen sie in das ausgespannte Netz herab.

Fritz sprang auf den Boden hinunter und hob vorsichtig Aimée aus dem Netz heraus: froh hielt er sie einen Augenblick in den emporgestrekten Armen fest — wie ein Kind.

Sie zogen sich um; und sie gingen in eine kleine Kneipe hinüber, um zu essen.

Sie begannen von der Zukunft zu reden, davon, wo sie Engagement suchen könnten, von der Gage, die sie zu erlangen vermöchten, von dem Namen, den sie annehmen wollten — von dem Erfolge, der ihrer wartete.

Die beiden sonst so Stummen wurden beredt, sie lachten, sie bauten ihre Zukunft auf. Fritz ersann neue Uebungen — immer neue:

„Wenn wir es wagten," sagte Fritz, ganz heiss vor Eifer — wenn wir es wagten."

Und Aimée antwortete, die Augen auf ihn gerichtet:

„Warum nicht? Wenn du willst!"

Etwas in ihrem Ton rührte Fritz:

„Du bist tapfer", sagte er plötzlich und sah sie an: ihre Augen leuchteten ihm entgegen.

Und beide sassen, die Köpfe gegen die Wand gelehnt, starrten lange Zeit vor sich in die Luft hinaus und träumten.

Eines Tages versuchten sie zum ersten Mal den letztes Sprung, den, von dem sie sich einig waren, dass er die grosse Specialität bilden würde: er glückte — rücklings erreichten sie die Trapeze.

Von unten liess sich ein Ruf vernehmen. Es war Adolph. Mit emporgewandtem Gesicht, mit strahlenden Augen schrie er Bravo — Bravo, sodass es in dem leeren Raum widerhallte:

„Bravo, bravo!" schrie er wieder, von Bewunderung ergriffen.

Und sie begannen mit einander zu reden, alle vier, auch Louise, von oben und unten, erklärend und fragend.

An diesem Tage assen sie zusammen, und auch am nächsten. Sie sprachen alle von den Uebungen, es war, als wenn sie alle mit dabei wären. Fritz sagte:

„Ja Kinder — wenn wir zu vieren arbeiteten. Ihr, Adolph, oben — nur mit festen Barren und Mühlen und wir, wir beide, Aimée, unter euch — mit dem Todessprung — ja, wenn wir das thäten —"

Er fing an ihnen seinen neuen Plan zu erklären, indem er alle Evolutionen ausmalte; aber Adolf blieb stumm, und Louise wagte nicht zu antworten.

Aber am nächsten Tage sagte Adolf — er stand gesenkten Blickes vor ihm und setzte die Füsse vor und zurück:

„Probt ihr heute Nachmittag?"

Nein, Nachmittag probten sie nicht.

„Denn" — sagte Adolf — „man verliert seine Zeit, und die Glieder werden einem steif. —"

Am Nachmittag begannen Adolf und Louise zu proben. Die beiden Andern kamen und sahen zu. Sie ermunterten sie und belehrten sie.

Fritz sass heiter da und spielte mit Aimée's Hand.

„Ça va, ça va!" riefen sie beide von unten.

Oben flogen Louise und Adolf dreist zwischen den Schaukeln auf und ab:

„Ça va, ça va!"

Sie wussten, nun blieben sie beisammen.

Die Proben waren zu Ende. Die „Nummer" war fertig. Sie arbeiteten, wie Fritz es gewollt hatte. Sie nannten sich „die vier Teufel" und liessen sich in Berlin Costüme zeichnen und anfertigen.

Sie debutirten in Breslau. Dann zogen sie von Stadt zu Stadt. Der Erfolg blieb überall derselbe.

— —

Aimée hatte sich ausgezogen und war zu Bett gegangen.

Schlaflos lag sie da und starrte in die Finsterniss hinauf.

Ja — wie deutlich sie das alles sah vom ersten Tage an.

Das ganze Leben hatten sie zusammen verbracht — das ganze Leben, Seite an Seite.

Und nun war sie gekommen, sie, diese Fremde — und bei dem Gedanken biss das Akrobatenmädchen in ohnmächtiger, verzweifelter, rein physischer Wuth die Zähne zusammen — — um ihn zu verderben.

Was wollte sie von ihm, sie mit ihren Katzenaugen? Was wollte sie von ihm, mit ihrem Dirnenlächeln? Was wollte sie von ihm und warum bot sie sich ihm wie eine Metze an? Ihn vernichten, ihn ihr rauben, seine Kraft zerstören — ihn zu Grunde richten?

Aimée biss in ihr Bettuch, ballte ihre Kissen zusammen und fand keine Ruhe für ihre fieberheissen Hände.

Ihre Gedanken wussten nicht genug ohnmächtige Scheltworte, zornige Vorwürfe und rohe Beschuldigungen — bis sie wieder weinte; und wieder fühlte sie all' den lähmenden Schmerz, der sie Tag und Nacht, Tag und Nacht verfolgte.

IV.

Fritz lag mit geschlossenen Augen, sein Kopf ruhte in dem Schooss der Geliebten.

Langsam und langsamer glitt die Spitze ihrer Nägel leicht über sein blondes Haar hin.

Fritz blieb mit geschlossenen Augen liegen, sein Kopf ruhte leicht in ihrem Schooss: also wirklich — er, Fritz Schmidt aus der Frankfurter Gasse, er, der vaterlose Junge, dessen Mutter eines Tages, als sie betrunken war, in den Fluss sprang und dessen Grossmutter ihn verkauft hatte — ihn und den Bruder — für zwanzig Mark. —

Also wirklich, er, Fritz Schmidt, genannt Cecchi von den „vier Teufeln", war ihr Liebhaber geworden, der Liebhaber der „Dame aus der Loge." Das war sein Nacken, der auf ihren Knieen lag. Das war sein Arm, der ihren Leib umfassen durfte. Das war sein Hals, auf dem nun ihre Lippen ruhten.

Er, Fritz Cecchi von den „vier Teufeln"!

Und er öffnete halb die Augen, und er sah mit derselben nicht begreifenden, berauschten Verwunderung ihre feine Hand, die so weich war, die keine Arbeit verunstaltet hatte, ihre hellrothen, gewölbten Nägel, ihre mattweisse Haut, die er so gern weich und lange küsste —

Ja — die Hand glitt über seine Stirn hin.

Er war es, der im Athmen den Duft ihres Körpers empfand, der ihm nahe war, ihrer Kleider, deren Stoffe Wolken ähnelten — o wie seine Hände so gern über sie hinstrichen. —

Auf ihn wartete sie nachts an dem hohen Gitter, und sie fror während des Wartens, wie vor Kälte. Ihn führte sie durch den kleinen Garten des Palais und hing sich in jedem Gebüsch an ihn. —

Seine Lippen nannte sie ihre „Blume", seine Arme nannte sie ihr Verderben. —

Ja — solch sonderbare Worte sprach sie, sie sagte: seine Lippen seien eine Blume, seine Arme ein Verderben.

Fritz Cecchi lächelte und er schloss wieder seine Augen. —

Sie sah sein Lächeln und sie bog den Kopf über ihn herab und führte ihre Lippen weich über sein Gesicht hin.

Fritz fuhr fort zu lächeln — gebannt von derselben Verwunderung:

„Aber das ist sonderbar," sagte er leise und fuhr immer in demselben Tone fort: „Aber das ist sonderbar," und er drehte seinen Kopf ein wenig hin und her.

„Was denn?" fragte sie.

„Dies!“ erwiderte er nur und lag wieder still unter ihren Küssen, als fürchtete er aus einem Traum zu erwachen.

Er lächelte noch immer: in Gedanken wiederholte er ständig ihren Namen, immer wieder über ihren Namen erstaunt — einen von den grossen Namen, die von europäischem Klange sind und der selbst bis zu ihm, wie eine Sage, herabgelangt war.

Und langsam schlug er wieder die Augen auf und sah sie an und fasste mit beiden Händen nach ihren Ohren und lachte wie ein Junge, während er sie kniff — fester und fester: auch das durfte er — auch das.

Er richtete sich halb empor und schob seinen Kopf zu ihrer Schulter hinauf. Immer mit demselben Lächeln sah er sich in der Stube um:

All' das war ihm unterthänig, Alles, was ihr gehörte: diese tausend zerbrechlichen Nippgegenstände, die die seltsamen dünnbeinigen Möbel bedeckten: beinahe wagte er auch sie nicht zu berühren, er, der Jongleur, fasste sie so behutsam an, als würden sie zwischen seinen Fingern zerbrechen; bald konnte er voll Uebermuth (denn er war hier Herr, er, Fritz Schmidt) mit einem Luxustisch Ball spielen oder eine ganze Etagère balanciren, während sie lachte, immerfort lachte —

Die Gemälde waren ihm fremd, Bilder von Ahnen in der Tracht der „Restaurationszeit“ mit Galladegen und behandschuhten Händen. Es gab Augenblicke, da er plötzlich den Bildern laut, ausgelassen in's Gesicht lachte, wie ein Strassenjunge — unaufhörlich lachte, dass er, Fritz Schmidt, hier bei ihr sass, dem Sprössling dieser Ahnen, und dass sie nun die Seine war.

Und er fuhr fort zu lachen und zu lachen — ohne dass sie begriff, warum. Und zuletzt sagte sie:

„Aber warum lachst du denn?“

„Ja, ja,“ erwiderte er und hörte plötzlich auf zu lachen: „denn dies ist sonderbar, dies ist so sonderbar —“

Er empfand ein eigenthümliches, halb glückliches, halb scheues Erstaunen — dass er hier war.

Dass er hier Herr war!

Denn er fühlte sich als Herr: sie war ja sein. Er besass sie. In seinem uncivilisierten Hirn ruhten noch alle Gedanken von dem unbegrenzten Besitz des Mannes — dem Besitz der „Frauenzimmer“, — er, der Handelnde, der selbst im verzehrenden Genuss noch der Ueberlegene war und sie unter sich zerdrücken konnte.

Aber all' diese männlichen Urvorstellungen bei Fritz — dem es eine Wollust bereitete, sie zu bändigen und zu zähmen und zügellos zu gebrauchen — schwanden wieder macht- und hilflos vor seiner stummen, erneuten Verwunderung über sie: ihr unbedeutendstes Wort war von anderem Klang und hatte anderen Tonfall; ihre geringste Bewegung war von anderer Art; ihr Körper, jeder Theil desselben, war von anderer, fremder Schönheit, unentwickelt und zart. —

Und er wurde gefügig und furchtsam, und er schlug plötzlich die geschlossenen Augen auf, um zu sehen, es war kein Traum, und langsam liebkoste er ihre feinen, schlanken Finger: ja, es war die Wahrheit!

Ihre Hände glitten immer zögernder und zögernder durch sein Haar, und sein Athem wurde schneller, während er dalag, als wenn er schlief.

Plötzlich schlug er die Augen auf:

„Aber was wollen Sie denn von mir?“ sagte er:

„Du dummer Mann,“ flüsterte sie und hielt ihren Mund dicht über seiner Wange: „Du dummer Mann!“

Sie fuhr fort, nahe seinem Ohr zu flüstern — der Ton ihrer Stimme erregte ihn noch mehr, als ihre Liebkosungen —:

„Du dummer Mann, du dummer Mann —“

Und als wenn sie den schönen und apatischen Körper in einen Rausch einlullen wollte: flüsterte sie:

„Du dummer Mann, du dummer Mann!“

Aber er erhob sich nur, und sagte mit seinem ständigen Lächeln, während er neben ihr sass, ihren Kopf an seine Brust drückte und sie unsäglich zärtlich ansah:

„Könntest du hier schlafen?“ und er wiegte sie in seinem Arm wie ein Kind, bis sie beide lachten, Aug' in Auge.

„Du dummer Mann!“

Da flammten seine Augen auf, und er ergriff sie; schnell, ohne eine Wort, trug er sie vor sich her in erhobenen Armen, durch das Zimmer hin — dort hinein.

Nur die hellblaue Ampel sah still zu, wie ein schläfriges Auge. — — —

Der Tag graute, als sie schieden. Aber in allen Ecken auf den Stufen der Treppe, im Garten mitten vor dem stillen Hause — das so vornehm und ehrbar mit verhüllten Scheiben dalag — verlängerten sie noch die geistlosen Stunden ihres Stelldichein, während sie noch immer dieselben drei Worte flüsterte, die gleichsam der Refrain ihrer Liebesworte wurden (eine Liebe, deren einzige Seele der Instinkt war):

„Du dummer Mann!“

Dann riss Fritz sich loss, und die Gitterthüre fiel hinter ihm zu —

Aber sie blieb stehen und noch einmal kehrte er zurück. Er nahm sie noch einmal in seine Arme, und plötzlich lachte er — während er vor dem grossen Palais neben ihr stand.

Und als wenn ihre Gedanken sich begegneten, lachte auch sie — zum Hause ihrer Väter empor.

Und er begann — indem er mit seiner Neugier einen besonderen Triumph genoss — nach jedem einzelnen von den grossen steinernen Wappen über den Fenstern, nach jeder Inschrift der Portale zu fragen, und sie antwortete ihm und lachte und lachte.

Es waren die stolzesten Namen des Landes. Er kannte sie nicht, aber sie erzählte von jedem etwas.

Es war Geschichte von Ehrungen, Geschichte von Kämpfen. Geschichte von Schlachtensiegern.

Er lachte.

Da waren Schilde, die den Thron geschirmt hatten. Da waren Zeichen, die selbst auf St. Peters Stuhl hindeuteten.

Er lachte.

Gleich als würde sie von ihrer Unwürdigkeit selbst erhitzt, wurden ihre Liebkosungen heisser, roh und fast blasphemisch in diesem dämmernden Tageslicht, während sie fortfuhr zu erzählen, als wollte sie eines nach dem andern, Wort für Wort die Schilde ihres Vaterhauses herabreissen und in dem Schmutz ihrer Liebe zerschmettern.

„Und das!“ fragte er und zeigte auf ein Wappen.

„Und das?“

Und sie fuhr fort zu erzählen.

Es war Geschichte von Jahrhunderten. Hier waren Throne erbaut, und Königsthrone zusammengestürzt. Der war der Freund eines Kaisers. Der wurde der Tod eines Königs.

Und sie fuhr fort zu reden — flüsternd mit neckendem Spott, indem sie sich an die Schulter des Akrobaten lehnte und sich selbst dem Eindruck dieser Entweihung hingab.

Auch er wurde berauscht.

Es war, als sahen sie beide, hier vor ihren Augen, selbst die Vernichtung und genossen sie — genossen Minute für Minute den Fall dieses grossen Hauses — mit Wappen, Portalen, Schilden, Gedächtnisstafeln, Thurmspitzen — des Hauses, das unter dem Mühlsteine ihres Triebes vernichtet wurde und zusammenstürzte.

Dann riss sie sich endlich los, und sie flüchtete den Gang herauf.

Noch einmal wandte sie sich in der kleinen Thüre um und warf mit

winkender Hand — gleichsam als letzten Scherz — dem grossen Wappenschild auf dem Thürgiebel eine Kusshand zu und lachte. — —

Fritz ging nach Hause. Es war, als hätte er Flügel unter den Füssen. Er empfand gleichsam noch alle ihre Liebkosungen.

Ringsum erwachte die grosse Stadt.

Wagen ratterten die Strasse entlang. Es lagen auf ihnen alle Schätze des Blumenmarktes: Veilchen, frühzeitige Rosen, Aurikeln, Goldlack.

Fritz sang. Halblaut sang er die Verse des Liebeswalzers:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

Die Wagen fuhren noch immer an ihm vorbei. Die ganze Strasse wurde von all' den Düften erfüllt.

Die Blumenverkäufer, die, in grosse Decken eingehüllt, auf den Böcken sassen, wandten sich auf ihren Sitzen um und lächelten ihm zu.

Er sang noch:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

In seiner Gasse war es still und noch halbdunkel zwischen den hohen Häusern. Fritz ging langsamer. Noch immer summte er vor sich hin und er blickte an seinem Hause hinauf und hinab.

Einen Augenblick fuhr er zusammen — ihm war, als hätte er oben hinter den Scheiben ein Gesicht gesehen. — —

Bleich, mit zurückgehaltenem Athem lauschte Aimée hinter ihrer Thür: Ja, das war er.

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

Die Thüre oben wurde geschlossen, und Alles wurde still.

Weiss, wie eine Nachtwandlerin, die Hände gegen die Brust gedrückt, ging Aimée — zu Bett. Unbeweglich starrte sie dem grauenden Tage entgegen — einem neuen Tage.

V.

Es war spät, als Fritz Cecchi erwachte, und in Folge der Ermattung kam er nur nach und nach zum Bewusstsein, als er undeutlich sah, wie Adolf mitten im Zimmer seinen nackten Körper mit einem nassen Handtuch abrieb.

„Wachst du auch noch einmal auf," sagte Adolf höhnisch.

„Ja", erwiderte Fritz nur und fuhr fort, den Bruder zu betrachten.

„Du solltest jetzt auch aufstehen," sagte Adolph in demselben Ton.

„Ja", sagte Fritz; aber er fuhr fort, ohne sich zu rühren, den starken und unberührten Körper des Bruders anzustarren, dessen Muskeln in lebender Kraft spielten: er empfand eine dumpfe Wuth, den erbitterten und kläglichen Zorn eines Ueberwundenen.

Während er so dalag, den Bruder anstarrte und plötzlich die nackten Arme emporhob und fühlte, wie kraftlos sie waren, und wie er dann mit einem Ruck mit den Füssen gegen das Fussende des Bettes stiess und die Schlaffheit auch der Beinmuskeln empfand — da wurde er plötzlich von einer bleichen und wilden Erbitterung gepackt gegen sich selbst, gegen seinen Körper, gegen sein Geschlecht und gegen sie: die Diebin, die Räuberin, die Verderberin ... sie!

Sein Zorn war ein gedankenloser. Er wusste nur das eine: er hätte sie, wie ein Wahnsinniger, todtschlagen können. Todtschlagen mit geballten Fäusten. Stück für Stück todtschlagen. Sie todtschlagen, während sie schrie

und lachte. Sie todtschlagen, sodass sie nicht mehr jappte. Mit seinen Hacken und Füssen sie todttreten.

Abermals hob er seine Arme empor und presste seine Hände zusammen und er fühlte wieder das Versagen der kraftlosen Muskeln, während er in Wuth seine Zähne zusammenbiss.

Adolf ging hinaus und warf die Thüre zu.

Da sprang Fritz auf und begann nackt seinen Körper zu untersuchen. Er versuchte einige Uebungen und kam damit nicht zu Stande. Er machte Parterre-Gymnastik, und er konnte es nicht. Die müden Glieder zitterten nur widerspenstig.

Wieder versuchte er es. Er schlug sich selbst. Abermals versuchte er es. Er kniff sich mit seinen Nägeln.

Alles vergebens.

Er konnte nichts.

Er lief mit der Stirn gegen die Wand und versuchte abermals.

Es war vergebens.

Und schlaff setzte er sich vor den grossen Spiegel und betrachtete Muskel für Muskel seinen trägen und erschlafften Körper.

So war es also Wahrheit: sie raubten einem Alles: Gesundheit, Kraft, Muskelstärke. So war es also Wahrheit: Alles wurde einem zerstört: Arbeit, Lebensstellung, Name.

Ja, so war es.

Und es würde ihm gehen, wie den Andern, und es würde bald mit ihm vorbei sein.

Es würde ihm wie „the Stars“ gehen, die zwei Dirnen von Stadt zu Stadt schleppten und sie prügelten — bis sie schliesslich ins Irrenhaus gesperrt wurden.

Es würde ihm gehen, wie dem Jongleur Charles — der mit der Sängerin Adelina ein Verhältniss hatte — seine Glieder wurden schlaff, wie die eines Trinkers. Dann hängte er sich schliesslich auf.

Oder Hubert, der mit der Frau eines Stallknechts durchgegangen war und nun auf Jahrmärkten ritt, oder dem Jongleur Paul, der sich in die „Anita mit den Messern“ vergafft hatte und nun Ausrufer in einem Zelt war.

Ja, sie machten ihre Körper zu Heu.

Wieder erhob er sich.

Aber er w o l l t e nicht unterliegen.

Und er begann wieder zu arbeiten, seine Muskeln zu peinigen, seine Kraft anzuspannen, jede Fieber in seinem Körper aufzustacheln.

Es ging.

Und plötzlich zog er sich an. Er riss die Kleider auf den Leib, knöpfelte sie kaum zu und ging.

Er wollte proben — im Circus proben — am Trapez.

— —

Adolf, Aimée und Louise waren bereits bei der Arbeit und hingen in ihren grauen Blusen an den Trapezen.

Fritz zog sich um und begann am Boden zu arbeiten. Er ging auf den Händen, balancirte auf der rechten und auf der linken Hand, sodass sein ganzer Körper zitterte.

Die Andern sahen von ihren Schaukeln aus stumm zu.

Dann schwang er sich in's Netz hinauf, plötzlich und eifrig, und kletterte in die Schaukel gegenüber Aimée hinauf. Er schleuderte sich an den Armen hinaus, sodass der schlanke Körper gestreckt wurde, und begann.

Aimée blieb sitzen. Mit schlaflosen, schweren Augen starrte sie unverwandt diesen Menschen an, den sie liebte, diesen M a n n, den sie liebte und der von einer Liebesnacht bei einer andern herkam:

Jahr für Jahr hatten sie Körper an Körper zusammen gelebt.

Ihre Augen massen ihn — seinen Nacken, der sie getragen hatte, seine Arme, die sie aufgefangen hatten, seine Lenden, die sie umschlungen hatte . . .



Und all' die Gewohnheit des Handwerks, all die Kenntniss der Arbeit erhöhte ihre Qual.

Stumm, von fürchterlichem Leiden überwältigt — einem physischen Leiden, das so nur von ihr gefühlt werden konnte — starrte sie auf Fritz hin, der dort drüben arbeitete.

Aber Fritz erweckte sie:

„Warum fängst du nicht an," rief er hart.

„Ja."

Sie fuhr zusammen und mechanisch richtete sie sich in der Schaukel auf. Einen Moment nur trafen sich ihre Augen. Aber plötzlich sah Fritz ihr weisses Gesicht, die aufgerissenen Augen, den tiefen, unbeweglichen Körper, und er begriff Alles.

Und in demselben Augenblick empfand er auch einen unüberwindlichen, unbändigen Ekel über diesen Körper eines Weibes, einen Abscheu, einen Widerwillen gegen die Berührung desselben — eines andern Weibes, als dessen, das er liebte.

Einen unbezwinglichen, ihn durcheisenden Widerwillen — gleichsam einen Hass.

„Fangt an!" schrie Adolf.

„Fangt doch an!" rief Louise.

Aber noch zögerten sie.

Dann flogen sie aufeinander zu und trafen sich. Bleich massen sie einander und wieder flogen sie. Er fing sie auf, aber sie fiel. Sie begannen wieder, aber er stürzte.

Wieder fingen sie von Frischem an — Aug' in Auge; mit jedem Augenblick schienen sie bleicher zu werden — und beide fielen, Fritz zuerst.

Louise und Adolf lachten laut auf ihren Schaukeln. Adolf rief:

„Na, du hast heut' deinen glücklichen Tag!"

Louise schrie:

„Ihn hat einer mit dem bösen Blick angesehen," und wieder lachten sie dort oben in den Schaukeln.

Sie setzten beide die Uebung fort, und sie misslang wieder: Aimée liess los, Fritz schimpfte laut unten aus dem ausgespannten Netz.

Und plötzlich schalten sie alle durcheinander, erregt und erbittert, mit lauten, hohen Stimmen, nur Aimée blieb mit ihren aufgerissenen Augen sitzen, bleich, trotz aller Anstrengung ihrer Arbeit.

Wieder schwang sich Fritz empor, und abermals begannen sie. Beide schrieen, und beide flogen ab.

Sie flogen einander entgegen, und gleichsam zu gleicher Zeit erwachte bei ihnen beiden dieselbe Wuth. Sie fingen einander unter Geschrei, sie umschlangen sich in Wildheit.

Das war keine Arbeit mehr. Das war Kampf. Sie begegneten sich nicht mehr, sie griffen nicht, sie umarmten nicht. Sie rangen nur und packten sich wie Thiere.

Glühend schienen die beiden Körper mitten in der Luft ihre Stärke zu erproben — in verzweifeltem Kampf.

Sie hörten nicht auf. Sie gaben keine Commandoworte mehr. Sinnlos, in brutalem, unwiderstehlichem Hass tummelten sie sich, gleichsam selbst erschreckt, in einem furchtbaren Faustkampf durch die Luft.

Dann plötzlich stürzte Aimée mit einem Schrei — sie lag einen Augenblick wie leblos im Netz.

Fritz schwang sich in seine Schaukel empor und betrachtete mit zusammengebissenen Zähnen, bleich, wie eine Maske, die Ueberwundene.

Er stellte sich im Trapez auf und sagte:

„Sie kann nicht mehr arbeiten. Wir müssen tauschen — sie nimmt die obere Schaukel und Louise arbeitet hier."

Er sprach hart, wie jemand, der zu befehlen hat. Niemand antwortete, aber langsam begann Louise von der Kuppel zu Aimées Schaukel hinabzugleiten.

Aimée sagte kein Wort. Wie ein zusammengebrochenes Thier hatte sie sich nur halb im Netz emporgerichtet.

Dann kletterte sie langsam zu dem oberen Seil in der Kuppel empor.

Und sie arbeiteten wieder von Neuem.

Aber Fritzens Kräfte waren zu Ende. Selbst die Erbitterung griff ihn an. Seine Arme trugen ihn nicht mehr: er fiel und Louise stürzte.

„Was fehlt dir denn?" rief Adolf: „Du bist wohl krank."

„Nimm du die Kuppel — das wirst du wohl noch können — das geht ja nicht."

Fritz antwortete nicht, er sass gebeugten Hauptes da, als hätte er einen Schlag bekommen.

Dann sagte er — er murmelte es durch die zusammengepressten Zähne —

„Ja, wir können ja tauschen — für heute."

Er stieg vom Netz herab und ging hinaus. Die Knöchel seiner zusammengeballten Hände waren weiss. Ihm war es, als flüsterten die Stallknechte seinen Namen, und er schlich an ihnen voll Scham vorbei, wie ein Hund.

In der Garderobe warf er sich auf die Matratze. Er fühlte seinen Körper nicht mehr. Aber seine Augen brannten.

Er konnte sich nicht ruhig verhalten. Er begann sich wieder zu üben. Wie man einen schmerzenden Zahn peinigt und mit dem Druck des Fingers ein Geschwür zum Schmerzen bringt, fuhr er fort seine schlaffen Glieder auf die Probe zu stellen.

Er versuchte wie im Fieber, ob er dies könnte und ob er das könnte.

Er konnte nichts; wieder warf er sich hin, und abermals versuchte er. Und selbst dies Ringen mit den Versuchen ermattete ihn — vergebens — noch einmal!

So verging der Tag. Er wich nicht aus dem Cirkus. Er irrte um die Manège herum, wie das böse Gewissen um das Verbrechen.

Abends arbeitete er mit Louise oben in der Kuppel.

Er kämpfte wie ein Wahnsinniger mit seinen Gliedern, die ihm nicht gehorchen wollten. Er strengte die zitternden Muskeln wie in Verzweiflung an.

Es ging — einmal, noch einmal, noch einmal.

Er flog zurück, er flog hin, er ruhte wieder.

Er sah nichts — nicht die Kuppel, nicht die Logen, nicht Adolf. Nur das Trapez — das, das er erreichen sollte, und Louise, die vor ihm schaukelte.

Dann flog er ab, griff mit einem Schrei — es war, als wenn das Sausen des Blutes sein angsterfülltes Hirn sprengen wollte — nach Louisens Bein hinaus und fiel — hinab in das heftig auf- und abwogende Netz.

Es war in dem ungeheuren Raum still — still, als glaubte man ihn todt.

Da hob Fritz den Oberkörper halb empor. Er wusste nicht, wo er war. Nun besann er sich und mit furchtbarer Anstrengung sah er wieder die Manège, das Netz und die schwarze Verbrämung der Menschen, die Logen und — sie.

Und überwältigt von Verzweiflung, mehr über die Demüthigung, als über den Schmerz des Falles, hob er auf einmal die geballten Fäuste empor und sank wieder zusammen.

Die drei andern hatten ihre Vorführungen unterbrochen und riefen verwirrt einander zu. Wie ein Blitz war Adolf unten an dem herabhängenden Seil.

Er und zwei Stallmeister hoben Fritz aus dem Netz heraus, und sie stützten ihn, sodass es aussah, als wenn er selbst ging.

Dann erst glitt Aimée langsam an dem Seil herab. Sie ging, als wäre sie blind; — sie sah nichts.

Zwei Artisten standen am Eingang.

„Er kann dem Netz dankbar sein," sagte der eine.

„Ja," erwiderte der andere: „er wäre schon kalt geworden."

Aimée fuhr plötzlich zusammen — sie hatte die Worte gehört. Und als sähe sie es zum ersten Mal, mass sie mit einem einzigen langen Blick Netz und Seile und Schaukeln — die hohen, furchtbar hohen Schaukeln.



Der eine Artist folgte ihrem Blick.

„Auch schändlich hoch!“ sagte er.

Aimée nickte nur — ganz langsam.

Es war wieder still, und die Vorstellung nahm ihren Verlauf. Fritz war in der Garderobe von der Matratze aufgestanden und sass vor seinem Spiegel. Geschehen war ihm nichts; es war nur die Betäubung vom Fall.

Adolf zog sich an. Lange schwiegen sie still.

Dann sagte Adolf:

„Das siehst du wohl ein, so geht es nicht weiter?“

Fritz antwortete nicht. Bleich blieb er sitzen und wandte den Blick von seinem eigenen Gesicht im Spiegel ab.

Adolf war fertig, und sie hörten Louise an der Garderobenthür klopfen.

„Wirst du noch einmal fertig?“ fragte Adolf. „Sie warten.“

Fritz nahm die tickende Uhr von seinem Spiegel herab, und ging hinaus, wo die beiden Schwestern stumm warteten. Sie gingen still nach Hause. — Fritz an der Seite Louisens.

Die Demüthigung brannte in seiner Seele, als hätte er eine Wunde in seiner Brust.

VI.

Fritz und Adolf waren längst zu Bett, und Adolf schlief träge, mit offenem Munde, wie Akrobaten zu schlafen pflegen, deren Körper in schwerer Ruhe regungslos daliegt.

Aber Fritz konnte nicht einschlafen; er lag ausgestreckt auf dem Rücken, schlaflos in dumpfer Verzweiflung.

So war es denn also geschehen. So war es denn schon jetzt geschehen. Er konnte nicht mehr arbeiten.

Er umkreiste nur den einen Gedanken: er konnte also nicht mehr arbeiten. Und ganz langsam und ganz matt machte er sich klar, wie das gekommen war — Tag für Tag und Nacht für Nacht. Ruhig und ganz matt sah er das Alles vor sich: die blaue Stube und das hohe Bett und sich und sie. Den gelben Saal mit dem Ruheplatz hinter dem Schirm und die Porträts und sich und sie; die Treppe, auf der die Lampe ausging, und sich und sie . . . . .

Und den Garten, in dem er immer wieder umgekehrt war.

Und nun war Alles vorbei. Nun erntete er die Früchte.

Er wusste es.

Seine Gedanken wanderten in derselben trägen Weise weiter.

Aber wie er zu Grunde gerichtet war, konnte er auch sie zu Grunde richten. Ja, das konnte er.

Er konnte eine Nacht dort hingehen und sich die Thüre aufschliessen. Und wenn er dann dort war — bei ihr, mit ihr, (und wieder machten seine Gedanken Halt, und er sah das blaue Gemach und sich und sie) — dann konnte er, dann wollte er klingeln, das ganze Haus zusammenklingeln, bis ihr Mann und die Diener und die Mädchen, Alles zusammenlief und sie sahen — sie.

Ja, das konnte er!

Ja, das wollte er.

Und plötzlich sagte er, wie er das vor sich sah, noch einmal:

„Ja — das will ich — jetzt!“

Alle Ruhe verliess ihn: Ja, warum sollte er es nicht thun? Jetzt, wo der Plan noch frisch, sein Zorn noch neu und seine Gedanken stark waren? Ja, er wollte es jetzt thun.

Und schnell, ohne Licht anzuzünden, begann er seine Kleider zusammenzusuchen, sie anzuziehen — ohne Geräusch, um nicht Adolf zu wecken — indem er es ständig vor sich sah: sich selbst und sie in der blauen Stube, mitten in der blauen Stube sich und sie. Dort sollte es geschehen.

Er stiess in der Eile an einen Stuhl und plötzlich blieb er still auf dem Bett sitzen, voller Angst, dass Adolf erwachen könnte. Er durfte nicht aufwachen.

Dann zog er sich lautlos mit zurückgehaltenem Athem weiter an.

Er wollte jetzt fort — er musste fort!

Er trat zu hart auf und musste wieder inne halten.

Adolf drehte sich im Bett herum und murmelte:

„Was Teufel giebts denn?"

Und dann sagte er:

„Wo willst du hin?"

Fritz antwortete nicht. Halb angekleidet warf er sich unter die Bettdecken, um sich zu verbergen — und er zitterte plötzlich, wie ein ertappter Dieb.

Und bald darauf, als er wieder Adolf's ruhige Athemzüge vernahm, begann er abermals sich weiter anzukleiden, indem er aber im Bett liegen blieb: in fortwährender witternder Angst, als stehle er seine eignen Kleider — — — und indem ihm bewusst war, warum er eigentlich dort hin wollte!

Nun war er wieder auf. Er tastete sich vorwärts mit einem Lächeln über jedes Anstossen, das er vermied, indem er an der Wand entlang ging — ohne zu athmen, listig, wie ein Trinker, der sich ungesehen zu seiner Flasche schleicht.

Und es gelang ihm, die Thür zu öffnen und wieder zuzumachen und hinaus und hinunter zu kommen, indem er noch immer schleichend dahin wanderte . . . . . .

Und ihm war bewusst, dass er schamlos sei, wie ein Hund. Und er sagte: Morgen kann ich also auch nicht arbeiten. Und er wusste: Na — also ganz in's Verderben hinein!

Und er lief — lief nur immer schneller, an den Häusern entlang, im Schatten derselben . . . . . .

Zu Hause hatte ihn niemand gehört — ausser Aimée.

Sie folgte ihm — glitt die Treppe hinab, zum Hause hinaus, hinüber auf die andere Seite der Gasse . . . . .

Wie zwei Schatten, die einander jagten, verfolgten sie sich durch die stillen Strassen.

So erreichte Fritz das Palais und das kleine Gitter: nun war er drinnen, nun erstarb sein Schritt . . . . . Aimée stand in einer Thüröffnung verborgen, den Fenstern des Palais, gegenüber.

Sie sah ein Licht sich an den Fenstern des ersten Stocks entlangbewegen. Sie sah zwei Schatten hinter den Spitzenvorhängen dahingleiten:

Das waren sie!

Das Licht kam zurück, sie sah die Schatten wieder — dann wurde es ausgelöscht . . . . . Nur ein bläulicher Schein leuchtete still hinter dem letzten Fenster:

Dort waren sie — dort hinter den Scheiben, das waren sie.

Mit zurückgehaltenem Athem, in der Qual der Eifersucht starrte Aimée nach diesen Scheiben hin: alle, alle diese Bilder kamen und marterten sie zu gleicher Zeit

All' die Bilder, welche die letzte Qual der Verlassenen sind — und die vor ihr, dem Akrobatenmädchen, auftauchten, obschon sie noch keusch war — es war, als wurden sie von lebenden Händen auf diese Scheibe gezeichnet, hinter der er war, hinter der sie sich befanden.

Und ihr ganzes Leben, das in Aufopferung verlebt war; ihr ganzes Dasein, das milde Hingebung gewesen war; alles, was sie gedacht hatte, jeder ihrer zärtlichen Gedanken, jeder gemeinschaftliche Plan — Alles sank vor diesen Bildern gleichsam in den Boden — diesen Bildern der beiden Körper.

Ihr ganzes Leben, Stück für Stück, Erinnerung für Erinnerung, Gedanke für Gedanke zerbrach, wurde verschlungen, vernichtet und schwand in dem einzigen: dem Sehnen, dem Sehnen der Verlassenen . . . .

Es blieb nichts übrig: nicht ihre Hingebung, nicht Zärtlichkeit, nicht ihre Opferwilligkeit — nichts...... Es wurde in ihrem Unglück herabgewürdigt, es wurde in ihrer Verlassenheit verdorben, es fiel in seine Ursprünglichkeit zurück:

Der Trieb — der allmächtige, allesvernichtende Trieb.

Stunden vergingen.

Es war als konnte Aimée nicht mehr leiden. Wie im Schlaf starrte sie matt nach dem hellblauen Schein hin.

Dann öffnete sich die Gitterthüre und fiel wieder in's Schloss.

Das war er!

Und Aimée sah ihn qualvoll, grau in dem grauenden Tag, langsam an sich vorbeigehen.

VII.

„Aimée“, sagte Louise in einem Ton, als wollte sie sie aufwecken: „schläfst du?“

Aimée erhob nur den Arm — merkwürdig langsam — und band ihre langen Haare auf.

„Man sollte es fast meinen“, sagte Louise.

Und Aimée sass wieder vor ihrem Spiegel, in dem sie ihr eigenes Bild sah — ohne sich zu rühren — als wenn zwei Schlafende mit offenen Augen einander anstarrten.

Langsam zog sie ihre Bluse an und stand auf und ging hinaus — mit demselben seltsamen Blick, als folgte sie einer unsichtbaren Erscheinung, und mit dem Gang eines Automaten, als wäre die Seele in ihrem todten Körper in Schlummer gesunken.

Louise folgte ihr, und sie gingen beide hinaus in den dunkeln Raum, in dem Fritz bereits auf der Schaukel wartete.

Es war, als hätte Aimée niemals so sicher gearbeit, wie heute: wie in mechanischem Tempo machte sie ihre Griffe, liess los und flog.

Sie arbeitete wieder mit Fritz, und es war, als wirkte ihre Ruhe auf ihn zurück: wie die todten Räder und Theile einer Maschine trafen sie sich, trennten sie sich und trafen sich wieder. Und wieder ruhten sie in den gegenüberhängenden Schaukeln.

Es war, als sah Aimée in dem ganzen, weiten Raum nur das, beständig nur das: seinen Körper.

Diesen spielenden Körper, die bewegte Brust, den athmenden Mund, die Adern, die heiss klopften, — das Alles konnte still und kalt werden.

Still und ganz kalt.

Diese springenden Muskeln; die Hände, die sie ergriffen, der Nacken, in dem das Leben sass — Alles würde still und kalt werden.

Die Arme unbeweglich und die Muskeln wie Stein und die Stirn kalt und der Hals todt und die Brust hoch und still.

Und die Hand dort, die fiel dann so schwer herab, wenn sie aufgehoben wurde.

Arme und Beine und Hände — todt.

Sie arbeiteten wieder. Sie flogen und trafen sich.

Jede Berührung stachelte sie an: wie warm er auch anzufühlen war, würde er doch kalt werden, wie sehr auch alles an ihm bebte, würde er doch so still werden.

Sie dachte nicht mehr daran, warum. Sie dachte nicht nicht mehr an sich. Sie sah nur das Todesbild, sie sah das, was sie sah.

Ihn — kalt und still.

Und gleich einem Geistesgestörten, der seiner geheimen Manie folgt, wurde sie schlau und falsch. Wie ein Morphiumsüchtiger, der seine Lust befriedigen will, wurde sie überaus erfindungsreich.

Sie bekam die Zähigkeit des Monomanen, der stets nur an eines denkt.
Sie suchte Fritz, den sie lange scheu vermieden hatte.

Als die Probe zu Ende war, fing sie an allein zu arbeiten. Sie übertrug all' die Uebungen der unteren Schaukel auf die Kuppel. Sie rief zu Fritz hinunter, und sie hielt ihn in der Manège zurück, indem sie ihn ausfragte und ihn um seinen Rath bat — einschmeichelnd, wie ein Lehrling seinen Meister.

Sie wagte Alles dort oben in der Kuppel. Sie spielte mit dem Tode. Dreist lockte sie ihn.

Sie beobachtete seine Unsicherheit, als wollte sie sie messen. Sie suchte Hilfe in seiner Kraftlosigkeit, die er verbergen wollte. Sie versuchte das Gewagteste und sie rief:

„Wir werden schon zeigen, was wir können! Wir werden uns nicht überflügeln lassen!"

Sie reizte ihn. Er ertheilte ihr Rathschläge. Er kletterte an den schwebenden Seilen zu ihr in die Trapeze hinauf.

Sie floh gleichsam vor ihm zwischen den rasselnden Schaukeln. Sie schwang sich von Trapez zu Trapez über die gähnende Tiefe.

Und wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, begann er, es ihr nachzumachen, während sie ihn mit ihren Rufen anfeuerte. Sie hatte gleichsam die Kraft des Fiebers in ihrem heftig angespannten Körper, er wandte seine letzte Kraft an, wie im letzten Lebenskampf.

Sie schrie:

Ça va — ça va!

Er schwang sich vor und griff:

Ça va — ça va!

Die Artisten, die aus und eingingen, blieben in der Manège stehen und sahen zu.

Er wurde noch eifriger. Er wagte Alles, was sie wagte. Von Schaukel zu Schaukel flog sie — wild, mit fliegendem Haar vor ihm, als zeigte sie ihm den Weg.

Sie trafen sich und sie griffen sich. Ihr Körper war kalt, als umfingen ein paar Marmorarme seinen heissen und zitternden Leib.

Dann hörte sie auf, aber er setzte die Uebung fort. Sie sass zusammengekrochen in ihrer Schaukel und stachelte ihn durch gedämpfte, gleichsam knurrende Zurufe an — sie sass im Dunkeln und betrachtete ihn.

Fritz stöhnte und ergriff im Herniedersausen das schwingende Seil: es sah aus, als stürzte er herab — hinaus in das grosse Dunkel.

Aimée blieb auf ihrer Schaukel sitzen: sie hörte, wie er dumpf in's Netz fiel. Dann ertönte sein Schritt in der weichen Erde der Manège — Tritte, die schnell erstarben.

Es war ganz dunkel. Nur von der Kuppel her kam gedämpftes Licht. Der ganze ungeheuere Raum lag im Schweigen da.

Noch immer sass Aimée zusammengekrochen auf dem Trapez zwischen Netz und Seil. Dann erhob sie sich. Die Haspen der Schaukeln und Schnüre rasselten leise.

Sie wurden emporgehoben und geprüft.

Wie ein Schatten machte sich Aimée etwas im Dunkeln zu schaffen — eifrig, wie in einer Werkstatt.

Die Messingknöpfe der Schaukeln leuchteten, als wären es Katzenaugen.

Sonst war es ganz dunkel.

Leise schlugen die Seile der Schaukeln aneinander.

Sonst war es ganz still.

— —

Lange machte sich Aimée etwas in der Kuppel zu schaffen.

Dann ertönte eine laute Stimme unten aus dem Dunkel der Manège.

Es war Fritz. Er rief:

„Aimée! Aimée!"



„Ja, ich komme!“ lautete die Antwort.

Aimée erfasste das rechte Seil. Langsam glitt sie herab, als schwebte sie einen Augenblick schweigend über ihm, der unten wartete.

„Ich komme“, sagte sie wieder und war bei ihm.

VIII.

„Die vier Teufel“ sollten Benefiz haben.

Es war am Abend vorher — nach der Vorstellung. Das Publikum ging vom Circus nach Hause.

Adolf klopfte an Aimée's und Louisens Thür, und sie gingen alle vier den Gang entlang.

Keiner von ihnen sprach ein Wort und still setzten sie sich an ihren gewöhnlichen Tisch im Restaurant. Die Seidel wurden gebracht, und sie tranken schweigend. Es war, als führte Aimée selbst die kleinste Bewegung (schon die Art, wie sie das Glas anfasste) mit Ueberlegung aus und so langsam, als wenn sie Alles, selbst das Geringste, abmessen wollte.

In dem Restaurant ging es lärmend zu. Bib und Bob feierten ihren Geburtstag, und ein Kreis von Artisten setzte sich rings um ihren Tisch.

Einer machte Taschenspielerkunststücke, und der Clown Trip ahmte einem gewissen Rigolo nach, indem er sein Hintergestell hin- und herdrehte.

Die „Teufel“ blieben allein für sich in ihrem Winkel sitzen.

Still verschwanden die Balletdamen, die wartend an den Wänden gesessen hatten — sie wurden von eiligen Herren abgeholt. An einem Seitentisch spielten die Agenten Karten.

Die Clown fuhren fort, Lärm zu machen. Einer von ihnen spielte auf einer Okarina, und ein halbes Dutzend Cri-cris antworteten. Der Clown Tom überreichte als Geburtstagsgeschenk dem Collegen Bob einen Kohlkopf, der mit Schnupftabak gefüllt war, und alle begannen zu schnupfen und zu niesen, wie im Chor zu schnupfen und zu niesen, während die Cri-cris schrieen. Oben auf dem Tisch ahmte der Clown Trip noch immer dem Rigolo nach mit seinen Drehungen und Windungen.

Die „Teufel“ sassen noch immer still.

Der „Plakatmann“ kam mit dem Kleistertopf und der Tasche hinein und schlug an den beiden Tafeln die Programms für morgen an. Der Name „les quatres diables“ stand drei Mal darauf.

Adolf stand auf und ging hin und betrachtete das Programm. Er bat einen der Agenten, es ihm zu übersetzen, und der Agent stand vom Spieltisch auf und übersetzte langsam aus der fremden Sprache — während Adolf zuhörte —:

„Indem wir ein hochgeehrtes Publikum und alle unsere Gönner versichern, dass wir zu dieser unserer Vorstellung Alles aufbieten werden, zeichnen wir ehrerbietigst

Les quatres diables.“

Adolf nickte, indem er Wort für Wort den fremden Text verfolgte. Dann kehrte er zum Tisch zurück und starrte nach dem Plakat mit seinen merkwürdigen Buchstaben hin, mass es mit zufriedenem Blick und sagte:

„Schöne Buchstaben.“

Und Louise und Fritz standen auch auf und gingen hin und besahen es — einer nach dem andern.

Die Cri-cris kreischten, als sollten alle Trommelfelle gesprengt werden. Der Clown Tom musizierte, indem er kleine pfeifende Instrumente in seinen aufgerissenen Nasenlöchern anbrachte.

Auch Aimée hatte sich erhoben. Sie stand still hinter Fritz und Louise, während der Agent fortfuhr dieselben Worte zu übersetzen:

„Zeichnen wir ehrerbietigst

Les quatres diables.“



Louise lachte, da sie sich mit der fremden Sprache fast die Zunge zerbrach; und sie begannen sich über die Buchstaben und Laute lustig zu machen, die der Agent ihnen vorsagte, diese merkwürdigen Laute, indem sie beide denselben Satz nachspotteten: „zeichnen wir ehrerbietigst" — — — —

Es klang so komisch, dass die Andern hinzukamen; und sie begannen alle — die Clown und die Gymnastiker und die Damen — zu lachen und zu rufen und nachzuspotten, laut, jeder in seiner Sprache, wobei Alles im Lachen ertrank — dieselben Worte in einem grossen, lauten, spottlustigen Chor:

„Zeichnen wir ehrerbietigst

Les quatres diables."

Die Cri-cris schrieen. Hoch oben auf zwei Tischen wendet sich Trip in seinen Rigolo-Drehungen.

Da lachte auch Aimée, laut und lange — als letzte von allen, während ganz allmälig der Lärm nachliess.

Die Teufel kehrten zu ihrem Platz zurück.

Adolf holte Geld vor und legte es neben ihre Seidel. Dann standen die drei auf, aber Fritz blieb sitzen. Er wollte noch nicht nach Hause.

„Gute Nacht," sagten Adolf und Louise.

„Gute Nacht," erwiderte Fritz nur und rührte sich nicht.

Aimée blieb stehen; einen Augenblick betrachtete sie ihn, mass ihn, als litte sie noch einmal bei dem Gedanken an diese letzte Nacht.

„A demain, Aimée," sagte er.

Langsam wandte sie den Blick von ihm ab:

Gute Nacht!

Sie ging in den grossen Gang hinaus. Hier war es dunkel. Die Laterne des Plakatmannes stand am Boden — das gelbe Papier des Plakats leuchte ihr in dem Lichtschein entgegen. Die beiden andern warteten bereits vor der Thüre. Sie folgte ihnen allein.

Zwischen den hohen Häusern war es todt und still.

Aimée betrachtete die grossen Steinmassen mit den Fenstern darin, ihren Augen, den fremden Augen.

Der Himmel war hoch und klar. Aimée blickte nach den Sternen empor, von denen man sagte, dass sie Welten seien, andere Welten.

Und dann sah sie wieder nach den Häusern und Thüren und Fenstern und Laternen und den Pflastersteinen hinüber — als wäre jedes Ding ein merkwürdiges Wunder — das sie zum ersten, einzigen Mal sah.

„Aimée," rief Louise.

„Ja, ich komme."

Wieder starrte sie nach den langen Hausreihen hin, die dunkel und verschlossen dalagen — Steinhaus an Steinhaus — zwischen denen ihre Schritte erstarben . . . .

Hinter ihr schrieen die schmetternden Cri-cris, und sie hörte die Clown lachen.

„Aimée," rief Louise wieder.

„Ja."

Aimée holte sie ein. Die Beiden standen Arm in Arm unter dem Schein einer Laterne und warteten auf sie.

Louise warf den Nacken zurück und blies den Athem leicht in die Luft hinaus:

„Mein Gott," sagte sie, „kommst du denn nicht mit?"

Und wie sie auf Adolf's Arm gelehnt im Licht der Laterne dastand, blickte sie die todte und unbekannte Strasse hinunter, aus der sie soeben herkamen und deren Halbdunkel sich hinter ihr schloss.

„So eine Gasse finde ich gemütlich!" sagte sie.

Und sie begann wieder lachend die drei hochkomischen Worte nachzusprechen: zeichnen wir ehrerbietigst, und sagte dann, indem sie noch ein letztes Mal den Blick die todte Gasse entlang schweifen liess:



„Ja, wie d i e wohl heissen mag?"

„Ach," meinte Adolf: „man passiert soviele Gässchen".

Und sie gingen weiter — in die nächsten Häuserreihen hinein.

— —

Fritz war sitzen geblieben. Die Andern, die am Clowntische, luden ihn zu einem Glase ein. Er schüttelte aber nur den Kopf. Und einer der Clown rief:

„Ach, er hat etwas besseres vor — gute Nacht." — Und Alle lachten:

Die Andern erhoben ihre Gläser und fuhren fort zu lachen: Bib und Bob hatten sich eine Angel hergerichtet und angelten alle Hüte der Artisten von den Kleiderhaltern herunter.

Fritz stand auf und ging zur Restaurationsthüre hinüber, die nach der Strasse offenstand, und setzte sich an einen Tisch draussen auf dem Vorplatz unter ein paar Lorbeerbäume.

Eine unendliche Langweile, ein namenloser Ekel hatte ihn überkommen.

Er sah die flüsternden Paare, die auf- und abgingen und sich aneinanderdrückten. Im Dunkeln schnäbelten sie sich und lachten verliebt. Die Frauen drehten sich wollüstig, und die Männer scharwenzelten und brüsteten sich voreinander, wie die Thiere des Feldes, die sich paaren wollen . . . .

Plötzlich lachte Fritz kurz und scharf auf.

Er dachte an den Clown Tim, den sie den Herrn mit den Hunden nannten — ja, Tim hatte recht.

Und Fritz sah diesen Tim vor sich mit seinem stillen, unbeweglichen traurigen Gesicht, das dem einer Bildsäule glich, mit dem feinen, rothen, geschweiften und schwermüthigen Munde — wie der eines Weibes.

Fritz sah ihn daheim in seinem Logis, in der grossen Stube, in der er ein ganzes Haus für seine Hunde aufgebaut hatte — ein zweistöckiges Haus, in dem alle Hunde wohnten, übereinander . . . . .

Dort lagen die Thiere, jedes in seinem Raum für sich, still, den Kopf durch die Oeffnung hinausgestreckt, und starrten nur immer mit Augen vor sich hin, die ebenso traurig waren, wie die Tim's.

Und Tim sass mitten unter ihnen.

Was für eine stille Gesellschaft das war.

Alle diese Hunde waren castriert — und Tim meinte, diese Thiere wären menschlicher, als die Menschen.

Ja, Tim hatte recht: die Menschen waren Thiere. Und die Augenblicke des Lebens, in denen wir l e b t e n, waren thierisch.

Thiere waren sie — Thiere, die sich befriedigen wollten.

Thoren waren sie; Thoren waren wir Alle.

Wir hegten und pflegten uns, wir arbeiteten — mit tausendfältiger Mühe. Wir gaben Tage, Jahre, unsere Tugend, unsere Kraft, die Frische unsers Hirn hin — und eines Tages hat das Thier sich in uns erhoben, das Thier, das wir nun einmal sind.

Fritz lachte. Und er betastete unwillkürlich diesen seinen Körper, den er ein ganzes Leben lang gepflegt und in einem Vierteljahr zu Grunde gerichtet hatte.

Ein Artist kam durch die Thüre hinaus. Er wartete einen Augenblick, dann kam auch seine Frau heraus, und sie watschelten längs des Trottoirs davon.

Fritz sah ihnen nach und fuhr fort zu lachen.

Und dann d i e, die sich verheiratheten. Verloren d i e s e nicht ihre Körper? Die sich für Lebenszeit paarten, die ihr tägliches Brod assen und der Fortpflanzung dienten.

Wie dicke Drohnen schwollen sie auf und legten sich einen Bauch zu bei ihrem regelmässigen Leben! Und sie zogen Kinder auf zur Fortsetzung dieses Lebens.

Thoren — Thoren!

Fritz blieb stehen und starrte nach den auf und ab wandernden Paaren hin. Sie wurden immer zärtlicher. Sie suchten den Schatten auf und feilschten immer unverblümter.



Drinnen lärmten die Clown. Die Cri-cris' schrieen. Es klang über alle Köpfe hinaus, in alle Gesichter hinein, zu all' diesen Paaren — wie ein Triumphgesang der Dummheit.

Fritz stand auf.

Er schleuderte ein Geldstück auf den Tisch.

Dann ging er.

Drinnen in der Restauration stieg der Lärm. Sie brüllten, sie schrieen und lachten. Fritz begann zu singen. Und Alle fielen pfeifend, schreiend und kakelnd ein; mit Clowngrimassen, mit Gebärden aus der Manège, mit verdrehtem Munde sangen sie:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante
chante toujours.

Draussen auf dem Vorplatz blieb man stehen. Die Paare sahen durch die Thüren und Fenster hinein und lehnten sich aneinander und lachten.

Dann summten sie zu zwei und zwei die Melodie der Clown. Bis weit hinaus in die Dunkelheit hörte man sie summen:

Amour, amour.
oh, bel oiseau,
chante, chante
chante toujours.

Fritz war auf den Platz hinausgekommen. Drinnen sah er die verrückten Clown, draussen die Liebespaare die Köpfe leicht im Takt bewegen.

Und plötzlich begann der Akrobat zu lachen; an eine Laterne gelehnt, lachte und lachte er — wild, wahnsinnig, ohne sich beherrschen zu können.

Da kam ein] Vertreter der Ordnung auf ihn zu und starrte diesen Herrn im Cylinderhut an, der die öffentliche Ruhe störte.

Aber der Herr fuhr nur fort zu lachen, sodass er sich schüttelte, indem er zu singen versuchte

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante
chante toujours.

Da fing auch der Wächter der Ordnung zu lachen an — ganz urplötzlich, ohne zu wissen warum.

Aber drinnen fuhren sie fort:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante
chante toujours.

Fritz drehte sich um.

Er ging — — dorthin!

IX.

Noch einmal erdröhnte der Beifall, und Louise erschien wieder.

Dann begannen die Stallmeister das grosse Netz zusammenzuziehen. Es klang, als wenn das Grosssegel gehisst wird, während die Musik schwieg.

„Herr Fritz und Mlle. Aimée werden den grossen Sprung ohne Netz ausführen.“

Ein paar Stallknechte harkten mit grossem Eifer den Sand der Manège glatt. Dann war Alles fertig. Wie eine salutirende Garde warteten die Stallmeister, als der „Liebeswalzer“ wieder ertönte.

Fritz und Aimée kamen Hand in Hand hinein. Grüssend verneigten sie sich mitten unter den zugeworfenen Blumen. Dann schwangen sie sich hinauf an den langen, wartenden Seilen.

Die Augen Tausender folgten ihnen.

Nun waren sie oben. Eine Sekunde ruhten sie sich, Seite an Seite.

Wie ein Schauder durchfuhr es die Menge, als Fritz losliess und dahinflog — ein Schauder, der wie über einen einzigen Körper hinzitterte.

Aber niemals hatten sie sicherer gearbeitet. In der athemlosen Stille griffen ihre Hände fest um die rasselnden Schaukeln.

Fritz flog hin und zurück.

Aimée's Augen hingen an ihm — gross und mattglänzend, wie ein paar Lampen, die bald erlöschen werden.

Der Walzer schwoll an, und das Spiel der Schaukeln wurde heftiger.

Wie aus athembeklemmter Brust kam der angsterfüllte Beifall.

Nun löste Aimée ihr Haar auf, als wollte sie sich in einen dunkeln Mantel einhüllen; aufgerichtet wartete sie in der Schaukel vor Fritz. Die grossen Sprünge begannen.

Sie flogen, sie sausten dahin. Wie der Schrei der Vögel tönten ihre Commandoworte über der Musik hin, und es war, als wenn die Gedanken Aller sich verwirrten.

„Aimée du courage!"

Er flog wieder.

„Enfin du courage!"

Er griff wieder zu.

Aimée sah nur ihn — seinen Körper; es war ihr, als leuchtete er. Der Beifall ertönte wieder dröhnend! Der Walzer schwoll an, er jubelte förmlich.

Er wartete auf sie.

Aimée wusste nichts weiter, als dass sie plötzlich ihre Hand emporhob, und, sich weit von der schwebenden Schaukel hinausschwingend, die Haspe löste, an der sie hing.

Und Fritz flog daher.

Sie sah nichts mehr, und es ertönte kein Schrei.

Nur ein Geräusch, als fiele ein Sandsack auf den Boden der Manège, wie sein Körper niederfiel.

Ein Tausendstel eines Augenblicks wartete Aimée auf ihrer Schaukel: Sie wusste erst jetzt, dass der Tod eine Wollust ist — dann liess sie los, schrie und stürzte hinab.

— —

Als wenn alle Fesseln gesprengt würden, waren Hunderte voll Entsetzen geflüchtet. Männer setzten über die Barrièren und liefen davon, Frauen strömten in den Eingängen zusammen und flüchteten.

Niemand wartete, Alles floh. Der Schrei der Frauen klang, als würden sie mit Messern gestochen.

Drei Aerzte liefen herbei und knieten bei den Leichen nieder. — —

Dann war es still geworden. Als wenn sie sich verbergen wollten, schlichen die Artisten in ihre Garderoben, ohne sich auszuziehen. Bei jedem Laut fuhr man zusammen.

Ein flüsternder Stallknecht kam zu den wartenden Aerzten hin, und sie hoben die Leichen auf und legten sie in dasselbe Segel.

Stumm trugen sie sie hinaus — durch den Gang und den Stall, wo die Pferde in ihren Ständen unruhig wurden. Die Artisten folgten, ein seltsamer Trauerzug — in den mannigfaltigen Costümen der Pantomime.

Der grosse Rüstwagen wartete.

Adolf stieg hinauf und legte sie dort in das Dunkel — beide, zuerst Aimée und dann den Bruder, neben einander hin. Ihre Hände waren so dumpf auf den Boden des Rüstwagens niedergefallen.

Dann fiel die Thür zu.

Man vernahm wieder einen Schrei, und eine Frau stürzte vor und klammerte sich an den Wagen.

Das war Louise, die sie langsam forttrugen.

— —

Ein Kellner des Restaurants lief den langen, öden Gang entlang — voll Angst, wie in Gespensterfurcht, mitten in all' der Helligkeit.

Er schrie nach einem Arzt.

Eine Dame läge in der Restauration in Krämpfen.

Einer von den drei Aerzten eilte herbei, und es wurde nach einem Wagen gerufen.

Er fuhr vor — mit prangendem Wappen auf den Thüren, und eine Dame wurde, vom Arzte gestützt, hinausgeführt. —

Ihre Equipage musste einen Augenblick halten. Der Rüstwagen versperrte die Gasse.

Dann kam die Equipage vor und fuhr weiter. — —

Auf der Strasse war viel Licht und Gedränge.

Zwei junge Leute waren unter einer Laterne stehen geblieben. Mit frohen, forschenden Blicken schauten sie über den grossen Platz hin.

Zwei andere kamen hinzu und erzählten von dem „Ereigniss“.

Es wurde etwas geflucht und man erklärte mit vielen Handbewegungen. Dann zogen die beiden Neuigkeitsbringer weiter.

Die beiden andern Herren blieben stehen.

Der eine von ihnen schlug mit dem Stock auf die Pflastersteine.

„Na,“ sagte er, „mon dieu — pauvres diables!“

Und gleich darauf begannen sie wieder, die Augen auf die wimmelnde Menge gerichtet, zu summen:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours!

Die Stöcke mit den Silberknöpfen leuchteten. Die jungen Männer schlenderten in ihren langen Mänteln weiter:

Amour, amour,
oh, bel oiseau,
chante, chante,
chante toujours.

HANS VON BÜLOW'S

PLAN EINES DEUTSCHEN NATIONALTHEATERS.

VON

KARL HECKEL.

Hans von Bülow hatte im Jahre 1872 eine längere Concertreise nach Amerika projectirt. Er entschloss sich aber noch in letzter Stunde zu einer Verschiebung mit Rücksicht auf Rubinstein, der für denselben Winter bereits eine Tournée vereinbart hatte.

Bülows Bedürfniss nach künstlerischer Thätigkeit liess ihn jedoch nicht feiern, sondern drängte ihn Umschau zu halten nach einer Stätte, die ihm Gelegenheit bot „Erspriessliches zu wirken" und wo man bereit war seine Kraft „während der Dauer eines Jahres in einer seinem Rufe und seinen Fähigkeiten würdig entsprechenden Weise zu verwerthen."

Gelegentlich eines Concertes, das er im Frühjahr desselben Jahres in Mannheim zum Besten der Bayreuther Bühnenfestspiele gegeben hatte, war Bülow mit meinem Vater Emil Heckel schriftlich und persönlich in Verkehr getreten. Er hatte durch ihn Kenntniss von den Verhältnissen am Mannheimer Hof- und Nationaltheater erhalten und durfte dieses als wohl geeignet für die ersehnte Wirksamkeit erachten. Dieser Umstand veranlasste ihn, seinen Plan meinem Vater mitzutheilen und als er begeisterte Aufnahme fand, denselben in seinen Einzelheiten in einer Reihe von Briefen darzulegen. Diese werden in der von Frau Marie von Bülow veranstalteten Ausgabe der „Briefe und Schriften" Bülows zum Abdruck gelangen.

Was Bülow in Mannheim anstrebte, war die Verwirklichung des Namens N a t i o n a l t h e a t e r.

Mögen auch die Vorbereitungen zu den Bühnenfestspielen in Bayreuth befruchtend auf diesen Gedanken eingewirkt haben, eine Nachahmung des Bayreuther Planes ist in keiner Beziehung zu erkennen. Die Absicht eine „Bayreuth-Filiale" zu errichten, wie mit charakteristischer Terminologie die Gegner behaupteten, lag dem Sinn der Betheiligten fern.

Das Mannheimer Theater verdankte lange Zeit die Erhaltung seines Ruhmes nicht zum geringen Theil der Eigenart seiner Verwaltungsform. Weder Director noch Intendant, sondern drei vom Gemeinderath gewählte kunstsinnige Bürger leiteten als „Theater-Comité" die Mannheimer Bühne. Nachtheile oder Vortheile dieser Form überwogen je nach der persönlichen Begabung der zu diesem Ehrenamte Berufenen, immer aber bildete diese Einrichtung, welche fünfzig Jahre andauerte, einen widerstandsfähigen Damm gegen seichte Possen- und Operettengelüste.



Als Kapellmeister fungirte während sechsunddreissig Jahren Vincenz Lachner.

Seine Verdienste für das Mannheimer Theater sind bekannt. Sie wurden zum Theil aufgehoben durch sein feindseliges und unwürdiges Verhältniss zur „neudeutschen Kunst.“

Als durch die Begründung des ersten Wagnervereins ein frischer Wind in die stillstehenden Gewässer hineinblies, wurde man sich erst der gefährlichen Gifte und Dünste bewusst, welche diese jahrelange Stagnation zum Nachtheil einer künstlerischen Entwickelung ausathmete. Keine pietätvolle Anerkennung früherer Verdienste vermochte mehr über diese Erkenntniss hinwegzutäuschen. Vincenz Lachner sah sich genöthigt um seine Entlassung resp. Pensionirung einzukommen.

Dieser Umstand gab Bülow Veranlassung zunächst Emil Heckel seine Bereitwilligkeit zu erklären die Musikleitung (Theater und Concert) in Mannheim zu übernehmen und ihn zur „Insinuation an betreffender Stelle“ zu ermächtigen.

Das Theatercomité schien anfangs nicht abgeneigt die gebotene Gelegenheit zu ergreifen. Heckel ersuchte daher Bülow ihm seine „Bedingungen“ mitzutheilen.

Die Antwort bildet ein Document zur Geschichte der Reform der deutschen Bühne. Noch besitzen wir bis zur Stunde kein Theater, das sich rühmen dürfte sein Repertoire in Uebereinstimmung zu wissen mit Bülows Grundsätzen, wie sie in diesem Brief zum Ausdruck gelangen.*)

München, 7. Juli 1872.

Geehrtester Herr!

Ihr Brief hat mir sehr heiss gemacht. Ich war ganz und gar nicht darauf vorbereitet dass mein neulicher Impromptu-Gedanke so bald seiner Verarbeitung in Sonatenform entgegengehen sollte.

Recapituliren wir kurz wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist. Als sich vor ungefähr vier Wochen mein amerikanisches Reiseprojekt für nächsten Winter zerschlug und ich mich entschliessen musste, dasselbe auf 365 Tage hinauszuschieben, beschäftigte mich natürlicher Weise die offene Frage, was mit diesen 365 Tagen wohl am besten anzufangen sei? Zu europäischen Concerttourneen fühlte ich mich innerlich sehr wenig disponirt — trotz aller familienväterlicher Mahnungen meines Inneren; ich hatte die 61 Concerte der ersten Monate dieses Jahres noch ziemlich bleiern im Magen. Wäre es nicht möglich, in anderer Weise z. B. als Dirigent, Geschmacksbildner u. s. w. mich der musikalischen Welt während jenes Interims in vielleicht nachhaltigem Grade nützlich zu machen? Und wo etwa? Und da fiel mir das vor Kurzem verwaiste Mannheim ein mit seinen schönen Kunsttraditionen, seiner städtischen Unabhängigkeit, seinen immer noch respektablen Resten früheren Glanzes. Das zunächst Bestechende war dabei freilich immer das neue Mannheim, der Vorort der Wagner-Vereine und Ihre energische Ausnahms-Persönlichkeit. Der Gedanke reizte mich, diesem Mannheim ein Jahr lang meine Dienste zu widmen

*) Die erstmalige Veröffentlichung erfolgt an dieser Stelle mit ausdrücklich ausnahmsweiser Genehmigung von Frau Marie von Bülow und der Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, Leipzig.



und es zu versuchen, die ausdauernde Berufsunermüdlichkeit, mit der ausgestattet zu sein ich bei aller Bescheidenheit nicht ableugnen kann, der Hebung der Musikzustände in Concert und Oper daselbst zu Gute kommen zu lassen, so dass ihre Bedeutung als süddeutsche Musikculturstadt mittelst eines durch meine Wenigkeit ertheilten akuten Impulses unter der darauf erfolgenden dauernden Leitung eines nicht in der Eile sondern mit der durch mein Provisorium ermöglichten reiflichen Ueberlegung zu erwählenden Musikers eine neue — im Hinblicke auf die etwas erschlaffte letzte Vergangenheit — glänzendere „Aera“ inauguriren könne. (Entschuldigen Sie die „bedenkliche“ stylistische Beschaffenheit vorliegender Ergiessung; nach der letzten Tristanaufführung bin ich erkrankt und habe mich zur Zeit leider noch nicht ganz genügend wieder erholt.) Nun — macht mich Ihr Brief plötzlich aus den Wolken fallen durch seine beinahe positiven Andeutungen, dass jene „Träumerei“ aus einer Münchner chambre garnie nicht ungegründete Aussicht habe, sich realisiren zu lassen. Ja, Sie informiren sich schon — nicht offiziel — aber quasi offiziös — nach meinen Bedingungen.

Hm! Bedingungen — Sie meinen die subjektiven, materiellen? Es fällt mir schwer mich selbst zu taxiren — ich ziehe es vor mich von einem „Beeidigten,“ d. h. competenten Taxator abschätzen zu lassen. Ob der Wille etwas Extraordinäres zu leisten, auch zur That werden wird, das weiss die Zukunft — mir darf er hierbei nicht als Massstab gelten und wenn ich auf die Frage Antwort geben muss, so würde ich nur einfach sagen können: lassen Sie mich dasselbe gelten was mein Vorgänger galt. Ueber diesen Punkt wird eine Verständigung leicht zu erreichen sein. Uebrigens bei mir heisst es „time is money“ — lassen Sie mir verschiedene Urlaube zusichern zu Concertreisen während der Saison z. E. einmal 10 Tage für Holland u. s. w. zu Zeiten, wo ein Musikdirektor mich am Theaterdirektionspulte vertreten kann.

Aber ein Andres, Wichtigeres: die objektiven, sachlichen Bedingungen. Und bezüglich dieser muss ich rigid, catonisch, uncoulant vorgehen. Die Mannheimer Oper müsste sich entschliessen mit einem grossen nationalen Beispiele voranzugehen, müsste die deutsche Fahne aufpflanzen, keine andere neben ihr dulden: Beethoven, Mozart, Gluck, Weber, Spohr, Marschner, Wagner — in erster Linie und von fremden nur solcher Autoren Werke, in denen deutscher Kunstgeist waltet wie: Cherubini, Mehul, Spontini, Boieldieu u. wenige Andere. Mit Einem Worte ein klassisches, deutsches Repertoir ungestört durch „welschen Tand.“ Bei der Auswahl dieser Werke würde man sich natürlich immer von der Qualität der vorhandenen Kräfte leiten lassen müssen, diese jedoch eben nicht im Dienste des Fremdländischen ver- und missbrauchen dürfen (auch um das zu erziehende Publikum nicht über die Grundsätze der Leitung zu beirren) — allzuschwierige Aufgaben natürlich bei Seite liegen lassend. — Ferner (ich habe doch Recht, das Orchester in M. als den tüchtigsten Faktor des dortigen Musiklebens, als den Träger des in demselben zu erzielenden Fortschrittes zu betrachten?) und darin würde ich eine Hauptaufgabe für mich ersehen: es müssten im Laufe des Winters zwölf sinfonische Conzerte bequem d. h. mit genügender Vorbereitungszeit zu Stande gebracht werden können, deren äusseres Gelingen nicht in Frage zu

stellen sein wird, falls dem Publikum nur Gutes in guter (sagen wir nicht gleich „Muster“) Ausführung geboten würde.

Sagen Sie nun, geehrtester Herr, finden Sie diese flüchtige Programmskizze extravagant, utopisch? Keinesfalls scheint sie mir undeutsch „antinational“ zu sein. Aber werden die massgebenden Leiter des Kunstinstituts sie gutheissen mögen oder können? Ich kenne genugsam alle die Hindernisse die sich in der Praxis der Verwirklichung des Einfachsten entgegenstellen, gebe mich desshalb keinen sanguinischen Hoffnungen hin. Nicht blos „Tristan und Isolde“ sind unmöglich! Andererseits scheint es mir gar zu verzagt, am Muthe künstlerisch und patriotisch gesinnter Bürger zu verzweifeln. Vide Meistersinger: Schlussrede Hans Sachsens.

Doch genug — vielleicht schon zu viel für heute. Aber, obgleich vereint durch gemeinsame ideale Interessen, kennen wir uns Beide doch noch zu oberflächlich. Ich war es Ihnen schuldig, Sie ein wenig über mich zu orientiren. Einstweilen freundschaftliche Grüsse Ihres

Hochachtungsvoll ergebenen

Hans v. Bülow

Kgl. bayr. Hofkapellmeister a. D.

Es ist charakteristisch für den Mangel eines gesunden, deutschen Selbstbewusstseins auf ausserpolitischem Gebiet, dass man der Oeffentlichkeit diese Aufforderung Bülows „mit einem grossen nationalen Beispiel voranzugehen“ vorenthalten musste. Schon das Gerücht Bülow werde keine französischen Opern dirigiren genügte um die feindliche Voreingenommenheit zu vermehren.

Bald zeigte es sich, dass die Theaterverwaltung das Genie als das „Ewig-Genierliche“ werthete und nach einer berechenbaren Ziffer Umschau hielt. Auch mochte man befürchten „das rothe Gespenst der Zukunftsmusik mit Bülow zu beschwören“, obwohl seine Freunde mit Recht darauf hinwiesen, welche Verdienste sich gerade Bülow um die Klassiker erworben habe, und obwohl er selbst von Anfang an erklärt hatte, dass er bereit sei zu kommen, „nicht um das Institut zukünftlerisch, sondern um es klassisch einzuschulen.“

Die Energie mit der einige Freunde für ihn eintraten, gab Bülow Veranlassung keine sofortige Entscheidung zu verlangen, sondern sich noch einige Zeit zuwartend zu verhalten, ohne jedoch mit dem Theatercomité direct in Verbindung zu treten.

Er ermächtigte Heckel selbstständig für ihn zu handeln, als sein „Vertreter und alter ego“ und verlangte nur Eines: „stricte festzuhalten an seinem vertraulichen und doch zugleich offiziellen Programme: „Nationaloper und zwölf Orchesterconcerte.“

Auch in späteren Briefen wiederholte er die gleiche Forderung als conditio sine qua non. „So lange die Opern von Mozart, Gluck, Marschner, Weber, Spohr, Wagner, die die Grundlage einer deutschen Bühne bilden müssen, nicht in würdiger Vorstellungsweise dem Repertoire einverleibt sind, darf kein ausländisches, noch so verdienstvolles gediegenes Produkt vor das Lampenlicht.“

Hieran hielt er strenge fest, entschlossen jede Concession noch so mässiger Art zu verweigern, weil „Prinzipfestigkeit das Noththuendste ist wenn wir aus dem Dreck herauskommen wollen, in dem wir bis an den Hals, bis über die Ohren stecken, dem Drecke der

Stil-, der Charakterlosigkeit, des internationalen Dilettantismus, Pfuscherianismus."

Von einflussreicher Seite war Kapellmeister Reiss aus Kassel als Nachfolger Lachners vorgeschlagen worden. Die Unterhandlungen mit Reiss, für dessen Candidatur sich wenig Sympathie ergab, führten jedoch zu keinem Abschluss. Die Parteiwogen in der Theaterstadt am Rheine gingen hoch. Das Theatercomité, das sich auch jetzt noch nicht für Bülow entschied, vermochte ihrem Anpralle nicht mehr zu widerstehen. Es reichte beim Gemeinderath seine Demission ein.

Noch ehe dieser eine Entscheidung traf, wandten sich prinzipielle Gegner der beabsichtigten Reform durch einen schmeichlerisch gehaltenen Brief eines Mannheimer Commis an Bülow mit der Frage über den Stand der Angelegenheit. Bülow antwortete ausweichend in nachstehendem Schreiben.

Ew. Wohlgeboren

bedaure ich recht sehr, deren gefl. Anfrage die gewünschte Antwort nicht ertheilen zu können, da zu einer solchen bis dato jeder positive Anhaltspunkt fehlt. Sicher ist jedenfalls, dass Sie an Ihrem Wohnorte weit eher Aufklärung über eine wie gesagt auch mir sehr dunkle Sachlage empfangen könnten, z. B. durch meinen Freund und gewissermassen Bevollmächtigten Herrn Musikverleger Emil Heckel.

Hochachtungsvoll und ergebenst

H. v. Bülow,

Königl. bayr. Hofkapellmeister a. D.

München, 10. August 1872.

Der beabsichtigte Zweck der Interpellation sollte sich bald enthüllen, als in dem „Münchener Theater-Journal" die Mittheilung erschien, Bülow habe auf eine briefliche Anfrage, was eigentlich von den Agitationen, die seinetwegen in Mannheim in Scene gesetzt seien, zu halten wäre, geantwortet, dieselben hätten nie auf einem serieusen Grund geruht.

Diese Unterschiebung und der Zusatz der Redaction: „Demnach wäre die Sache als ein Staatsstreich zu betrachten, welchen gewisse Leute, um an's Ruder unseres Kunstinstitutes zu gelangen, ausüben wollen" erregten grosses Aufsehen und veranlassten Bülows ritterliche Natur nunmehr selbst öffentlich das Wort zu ergreifen, indem er dem „Münchener Theater-Journal" folgenden Brief zusandte.

Geehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir die ergebene Bitte nachfolgende Berichtigung einer Notiz aus Mannheim in Nr. 33 Ihres geschätzten Blattes Raum geben zu wollen. Mein Schweigen könnte mich zum Mitschuldigen der in beregter Notiz enthaltenen Verdächtigung meiner Mannheimer Freunde stempeln. Es ist richtig, dass ein mir unbekannter Einwohner Mannheims, nämlich ein Herr Viktor Cahn, — übrigens in artigerer Weise als jene Notiz ausführt — eine Anfrage an mich gerichtet hat, ob zwischen dem verehrl. Theatercomité und meiner Wenigkeit Unterhandlungen gepflogen worden seien und zu welchem Ergebnisse dieselben geführt hätten oder noch führen könnten. Es ist falsch, dass ich darauf geantwortet habe, die bezüglichen Gerüchte ruhten

auf keinem serieusen Grunde. Ich habe erwidert, dass bisher noch kein direkter Briefverkehr zwischen dem verehrl. Theatercomité und mir stattgefunden habe, dass mein für eventuelle Unterhandlungen bevollmächtigter Freund Herr Emil Heckel in Mannheim in der Lage sein würde, ihm die gewünschten Aufklärungen vollständiger zu geben, als mir zur Zeit möglich sei. Dieser Erklärung habe ich heute die weitere Erklärung hinzuzufügen, dass ich meinerseits die Mannheimer Angelegenheit bisher s e h r s e r i e u s genommen habe, wie meine seiner Zeit bekannt zu gebenden Bedingungen unwiderleglich beweisen dürften.

Hochachtungsvoll ergebenst

München, 18. August 1872.

Dr. Hans v. Bülow,
Königl. bayr. Hofkapellmeister a. D.

Dieser Brief wurde von Bülow weniger im eigenen Interesse erlassen, als zur Rechtfertigung seiner Freunde; denn das gegnerische Vorgehen hatte ihm bereits den höchsten Widerwillen gezeitigt sich überhaupt noch mit dem Mannheimer Projekt zu beschäftigen. „Dass ich keine sogen. Stellung suche, wissen sie, schrieb er an Heckel, wenn ich eine suchte, so könnte ich vielleicht auch brillantere erhalten. Mannheim reizte mich, weil ich glaubte, dort künstlerischen Ernst treiben zu können. — — — Leid thut mir nur bei der verfahrenen Sache die unsägliche Mühe, der eines besseren Resultates werthe schöne Eifer, den Sie, geehrter Herr, pour le roi de Prusse verschwendet haben!"

Besondere Umstände veranlassten ihn auf eine baldige Entscheidung zu drängen. Dieselbe erfolgte in charakteristischer Weise.

In der Gemeindeverwaltung in Mannheim trat ein Wechsel der Personen und politischen Parteien ein, bei welcher Gelegenheit ein C o m p r o m i s s zu Stande kam, der die neuerwählten Gemeinderäthe veranlasste die bereits bewilligte Demission des Theatercomités abzulehnen und dasselbe zum Verbleiben im Amte aufzufordern. Die künstlerischen Interessen wurden den parteipolitischen — wo wäre es im neuen deutschen Reich je anders gewesen?! — hinten angesetzt.

Auch Vincenz Lachner liess sich, um Mannheim vor Bülow zu bewahren, bereit finden bis auf Weiteres wieder auf seinem Posten auszuharren.

Bülow nahm diese Nachricht zwar „betrübten Herzens" aber doch mit Humor entgegen. In seiner Antwort an Heckel heisst es: „Na — ich sahs gleich Anfangs so voraus — aber Sie haben mich immer wieder ermuthigt — ich ziehe den Hut vor Ihrer Energie und Ausdauer. Mögen diese Eigenschaften bald in anderer Beziehung von einem glücklichen Resultate gekrönt werden. Trösten wir uns mit dem Bewusstsein unserer Wunderkraft Kranke geheilt, Todte wieder aufgeweckt zu haben!"

Zwei Monate später sandte Bülow „intim" einen Hoffnungsstrahl für die Zukunft nach Mannheim, indem er Heckel über eine persönliche, offenherzige Unterredung mit dem Grossherzog von Baden berichtete und mittheilte, dass das Mannheimer Wagnerconcert „auf den liebenswürdigen, wohlmeinenden Fürsten sehr grossen Eindruck gemacht" und dass die Oppositionsbemühungen zum Besten der Mannheimer Bühne „sogar eine Stütze an höchster Stelle finden dürften."

In einer Nachschrift zu einem anderen Briefe heisst es: „Das Interessanteste an der Sache wäre mir, wenn meine Idee indirect zu einer radikalen lokalen Revolution zu Gunsten des Wagnervereins geführt haben könnte.“

Diese Muthmassung bestätigte sich erst einige Jahre später, indem Heckel das Ehrenamt eines Präsidenten des Mannheimer Hof-Theatercomités übernahm und der neudeutschen Kunst eine würdige Heimstätte schuf.

Bülow gab auf Veranlassung seiner Freunde wiederholt Concerte in Mannheim. Aber die Möglichkeit ihn für das Mannheimer Theater zu gewinnen und diesem durch die ausschliessliche Pflege deutscher Kunst eine nationale Sonderstellung und eine hohe künstlerische Bedeutung zu verleihen, war verscherzt.

Bülows vornehme Natur, welche pecuniäre Vortheile stets hinten anstellte, wo es sich um künstlerische Prinzipien handelte, erscheint in dieser seither unbekannten Episode aus seinem reichen Leben im hellsten Lichte. Vermöge der elementaren, mächtigen Suggestion, welche von ihm ausging — ein Kapellmeister muss eine elektrische Batterie im Leibe haben, bemerkte er einmal zu mir — wäre er wohl im Stande gewesen auch bei Andern jene ausdauernde Festigkeit zur Durchführung seines bedeutsamen Planes zu bewirken. Zum mindesten aber hätten auf ihn selbst jene Worte Anwendung gefunden, welche er mit Beziehung auf Liszts reformatorische Bekämpfung werthloser fremdländischer Opern in Weimar schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre niederschrieb (Bülow's Briefe und Schriften I 413):

„Liszt allein wird dem Skandale kein Ende machen, aber das Schauspiel, dass einer der lebenden — freilich der einzige frischthätige — Kapellmeister, mit Erfolg das Werk einer radikalen Regeneration des Opernwesens, so weit eine solche unter den gegebenen politischen und socialen Verhältnissen möglich ist, unternimmt und fortführt, kann doch vielleicht auf den Nachwuchs ermunternd und belebend wirken.“



MORITURI.

VON

ALFRED KERR.

I.

Ich will gleich zu „Fritzchen“ kommen. Fritzchen ist sehr aufschlussreich. Es ist das sudermännischste der drei Stücke und giebt zugleich, wenn ich recht unterrichtet bin, Kunde von der Vereinfachung des Autors. Vereinfacht hat er sich bereits seit dem Drama von Röcknitz, Wiedemann und der Bacchantin-Madonna. Am Ende wär' es wider die Gerechtigkeit, zu leugnen, dass dieser erfolgreiche Theaterschriftsteller zugleich ein strebsamer Theaterschriftsteller ist. Es sei ferne von uns. Nur auf die Analyse seiner Einfachheit möcht' ich nicht gern verzichten.

Was fällt mir da für ein Theatermotiv ein. Es ist eins der allerwirksamsten Theatermotive: und es besteht in folgendem. Jemand ist im Begriff —. Doch, um mitten in die Sache zu kommen: ehe Turiddu im Zweikampf fällt, nimmt er Abschied von seiner Mutter, ohne dass sie es ahnt. Ich gehe nur etwas besorgen, Mutter, sagt er; mit gewaltsam verhaltenen Empfindungen und dem Versuch, ruhig zu scheinen. Er weiss aber, dass er sterben geht. In der knappen, wuchtigen Rächertragödie des Verga ist dieser Abschied der stärkste Augenblick. Auch die tragische Operette, die ein Musikant daraus machte, wirkt einmal stark. Es ist derselbe Augenblick: der Abschied des Sohnes, eh' er im Zweikampf fällt, von der ahnungslosen Mutter. Angstschwüle Geigen zittern in steigenden Sextolen ein bang schwirrendes Asmoll-Thema. Niemand hat es zu hören vermocht, ohne inmitten dieser Bumbum-Sphäre erregt und bewegt zu sein. Der Grund liegt nicht in der Musik, sondern im Stofflichen: in eben jenem Abschied eines Sohnes, eh' er im Zweikampf fällt, von der ahnungslosen Mutter. Das Motiv, in seiner melodramatischen Schlagkraft, brauchte man nicht grade beim Verga zu finden; es war oft genug Episode gewesen, wenn es gleich hier die entwickeltste Gestalt hatte.

Fritzchens Autor bringt für sicher packende Nuancen eine harmlose Teilnahme mit. Auf der Wirksamkeit dieses Theatermotivs erbaute er ein Stück. Er aber sagte sich: wenn der Abschied des Duellanten von einer Person so stark wirkt, muss er von drei Personen dreimal so stark wirken. Man kann ein Stück schreiben, in dem nichts als der Abschied des Duellanten stattfindet. Die wirksame Episode wurde zum Selbstzweck, der Dramenbestandteil zum alleinigen Drameninhalt poussiert. Man arbeitete also bloss noch mit theatralischem Extrakt. Nicht nur eine Mutter ward zum letzten Mal umarmt, sondern auch ein Vater und eine Cousine. So geartet war die erste einfache Grundlage, die sich unser Autor geschaffen hatte.

Wie er schon ist: er sann auf Verschärfungen. Die Hauptperson unter den Leidtragenden, diese Mutter, durfte nicht bloss eine schwer unglückliche Mutter sein. Was konnte sie Bedauernswertes ausserdem haben? Sie musste auch eine schwer kranke Mutter sein. Die Rührungselemente waren so gesteigert, und im Vorbeigehn brachte er ihr zwei Kontrastchen an. Erstens: sie muss an dem Unglückstage — zufällig, ganz im Gegenteil — von einer besonderen Ehrung des Sohnes träumen. Zweitens: sie muss die

Verderberin des Jungen — ganz im Gegenteil, zufällig — für seinen guten Engel halten. Dreifach arme Frau! Zugleich aber liess sich durch die Krankheit eine weitere, recht raffinierte Verschärfung gewinnen. Vater und Cousine können jetzt jenes aufregende Spiel des gewaltsam zurückgehaltenen Schmerzes, (das im Urmotiv nur der Duellant übt) auch ihrerseits übernehmen. So dass statt eines einfachen, durch ein dreifaches Zurückhalten furchtbarer Qualgefühle eine unglaublich geladene und gepresste Stimmung entsteht. Man betrachte rasch die Situation. Erstens die Cousine. Sie trauert nicht nur als Cousine, sondern auch als Braut, und ihr Gram gilt nicht nur dem Tode, sondern zugleich einer entdeckten Untreue, — aber die Gesamtheit dieser Empfindungen hat die Märtyrerin zu verbergen; noch mehr: sie muss, zum Kontrast, gegen die Tante heiter scheinen. Märtyrerin! Märtyrerin! Ebenso der Vater. Er muss in den geladensten Szenen, auch er, explosiv-dramatisch schweigen. Und doch ist grade seine Seele —. Hier kommt ein neuer Trumpf. Grade seine Seele wird jetzt mit besonderen Verschärfungen versehen. Eine so kleine Tummelfläche kontrastiertester Gefühle, wie diese, ist selten. Er ist zunächst Vater. Die ursprüngliche Absicht verwandter Duellmotive ist, Vaterschmerz über einen Zweikampf zu zeigen. Er trauert also über den aussichtslosen Zweikampf. Zugleich wird er hier Offizier: er billigt ihn. Mehr noch: er freut sich über ihn, als der Sohn nach einigem Zweifel zum Duell zugelassen wird. Und jetzt, als ob diese Kontrastgefühle nicht genügten, wird er rasch gewaltsam zu einem moralisch Schuldigen gemacht, der durch seinen Rat die ganze verhängnisvolle Thorheit des Jungen angestiftet hat; er muss auch Reue fühlen. Also durch die Begriffe Vater, Offizier und Draufgänger wird ermöglicht, dass eine der vier Hauptgestalten gegen die Haupthandlung zugleich Schmerz, Billigung, Freude und Gewissensbisse empfindet. Man überschlage jetzt noch einmal diesen Vater mit seinen komplizirten Empfindungen, noch einmal diese Cousine mit ihren mannichfachen Gefühlen, noch einmal diese Mutter mit den ihrigen; man rechne jetzt zu den Gefühlen der drei Leute diejenigen des Helden, der als Offizier schweigend den Tod erwartet, zweitens schuldlos zu leiden glaubt und drittens eine Andre liebt, als um derentwillen er totgeschossen wird; man zähle jetzt alle diese bedrohlich auf den Gipfel getriebenen Herzenserregungen und Spannungen zusammen, mit denen siebzehn Akte hätten gefüllt werden können, und bedenke, dass der Autor einen einzigen damit geladen hat: — und man wird sagen, das Hermann Sudermann die harmloseste Poetennatur ist, die noch über deutsche Erde wandelte.

II.

Was der vereinfachte Sudermann bietet, ist die feinste Verhüllung einer Sensationsleistung. „Der Abschied des Duellanten“, dramatisches Genrebild, mit Verschärfungen. Aber alles so geschickt gemacht, dass der Fall auch ganz zwanglos und harmlos betrachtet werden kann: als irgend eine Duellsache, die sich irgend eines Tages in irgend einem Adelshause abspielt. Wie viel Geriebenheit war nötig, die Schlagerchen zusammenzutragen; wieviel mehr Geriebenheit, diese Geriebenheit vergessen zu machen. Das Stück kann in seiner jetzigen Gestalt nötigenfalls auch als ergreifende Satire gegen das Duell betrachtet werden. Nur: die Züge, aus denen die stärksten Sensationen fliessen, haben mit der Frage an sich nichts zu schaffen; die Krankheit der Mutter nicht, die besondere Schuld des Vaters nicht, das Martyrium der Cousine nicht. Natürlich stimmt auch sonst nicht alles, wie immer bei Gewaltsachen, und der wundeste Punkt ist jenes „Denn Ihr, Ihr rietet's mir! O!“ Es hätte vielleicht genügt, dass Fritzchen im eigenen jugendlichen Leichtsinn handelte, nicht unter fremdem Einfluss. Aber die Verschärfung wäre da verloren gewesen. Nun ist es etwas sehr Vages, dass der leibliche Vater Fritzchen verleitet haben soll. Er hat ihm geraten, etwas

zu erleben. Schön. Erleben heisst nicht unter allen Umständen, fremde Frauen —. Um es kurz zu sagen: der Zusammenhang dieses Ehebruchs mit der väterlichen Aufforderung ist ganz lose. Die Verantwortung des Alten für die That lächerlich gering und das Gerede Fritzchens ist darum sehr frech. Auch Fritzchens Besuch im Vaterhaus dürfte ein dunkler Punkt sein. Nicht dass er überhaupt erscheint; aber dass er zu einer Zeit erscheint, wo nichts entschieden ist, als dass er seine Keile bekommen hat; wo er noch nicht weiss, ob er sich schlagen darf. Wie unpsychologisch: Fritzchen, der Duellant, mag allenfalls nach Haus kommen; Fritzchen, der bloss Geprügelte, kommt nie. Doch diese Verdrehung war nötig, damit die wirksame Nachricht von der Zulassung zum Duell in die Handlung platzen darf: sie wird die Quelle jener wirksamen Freude des Vaters.

III.

Sudermann hat sich also vereinfacht. „Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht; sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist; und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht.“ So diktierte der kleine, krumme Rabbi Saul, der sich nachmals Paulus nannte, an das Volk der Römer. Es scheint aber, dass unser dramatischer Schriftsteller weniger sein Herz beschnitten hat als seine Äusserlichkeiten. Die Sudermannsche Eigenart bestand einst in einer gewissen Verve des Fehlerhaften. Ein Teil dieser Fehler wird nicht mehr sichtbar; sie scheinen verschwunden. Wer schärfer blickt, erkennt lachend, dass sie noch da sind. Es bietet sich hier das seltsame Schauspiel, dass ein Schriftsteller auf dem Wege ist, der Kritik die Waffen zu entwinden, und doch mit den alten Mitteln wirkt. Er arbeitet so, dass ihm weniger nachzuweisen ist. Er zwingt die gescheitesten Männer, festzustellen, dass er sich vereinfacht hat: und die Katze lässt das Mausen nicht.

Was „Fritzchen“ anlangt, so ist es, nehmt alles nur in allem, ein glänzendes Theaterstück. Sudermann gab hier eine Szene, so konzentriert, und von so starker Schlagkraft, wie es in Frankreich, der Heimat solcher Szenen, keine geben wird. Das ist ja im Prinzip weit mehr als selbst Sardou, — und dazu mit dem Schein des litterarischen Anstands. Auch Sudermanns Gegner werden zugeben, dass dieses Stück die letzte Vollendung der durchtriebenen Geschicklichkeitskunst anbahnen hilft; dass der gewiegte Gruppierer hier auf einem Talmigebiet die bis jetzt erreichbare Höhe erklettert hat. Zwar ist „Fritzchen“ nicht preussisch, wie man in Wien geglaubt hat (Kleist ist preussisch, und Fontane ist preussisch, und Sudermann erscheint mehr als internationaler Bühnenschriftsteller); aber es bleibt ein grotesker Ruhm der Deutschen, des Volks der Undramatiker, in diesem einen Mann so ziemlich die ganze Welt an rein theatralischer Potenz übertrumpft zu haben. In dreissig Minuten so viele und starke Seelenrevolutionen vor dem Parkett so glatt hinzulegen wie in „Fritzchen“: es ist, auf anderm Gebiet wie Chopin's Desdurwalzer, der in einer Minute fertig sein muss, ein tragisches Kunststück. Es ist ein Reiterstück. Eine ironische Anerkennung wird man dem deutschen Meister des Surrogats nicht versagen können. Er erscheint unserem begrenzten Erkennen als ein grosses Machergenie. Möglicherweise als das grösste in Europa seit Meyerbeer. Doch — vielleicht wird er in diesen Blättern überschätzt.

IV.

Kostbar, dass in den drei Todesdramen dieses Mannes die Todesstimmung fehlt. Ja, es sind Todesstücke ohne Ewigkeitsgehalt. Hier giebt es zwar etwas

weniger Pose und etwas mehr Traurigkeit als sonst; aber keinen Vergänglichkeitston. Erschütternd und rührend und voller Ewigkeit erscheint der kleistische Seufzer: und der die Zukunft auf des Lebens Gipfel, heut wie ein Feenreich noch überschaut, liegt in zwei engen Brettern duftend morgen, und ein Gestein sagt Dir von ihm: er war! Der schmerzvolle Ruf des Homburgers wirkt hinreissend, weil er vom blühenden Leben aus, vor den Augen des Betrachters, unter die Todesstimmung tritt. Von Neueren hat Schnitzler (sogar Georg Engel, dessen „Hexenkessel" bei Gott ein schlechtes Stück, aber doch mehr wert ist als Teja) den Eintritt der Todesstimmung gezeigt, wesentlich feiner und ergreifender. Bei Sudermann stehn die Leute schon im Beginn so gut wie unter der Sense; man sieht sie nicht vom Leben aus darunter treten; ich spreche von den zwei ersten Dramen, denn das äusserlich angereihte dritte kommt nicht ernstlich hier in Betracht. Bei Sudermann also stehn die Leute von vornherein vor dem Sterben. Da zeigt er wohl, wie eben Leute vor dem Sterben sind? Da enthüllt er wohl feinere seelische Einzelheiten, die im Menschen vor dem Hinabgehn sich ereignen? Ach nein. Zwar finden zwei Jünglinge, dass sie ihr Leben anders hätten einrichten können. Aber keine bricht durch von den grossen, ewigen, freien, hellsehenden Empfindungen, die an der Schwelle des Ausgangs in fernem, staubentrücktem Licht alles wahrnehmen. Ganz putzig und ganz erbärmlich erscheinen vollends diese Todesdramchen, wenn man durch einen unvorhergesehenen Zufall an Hannele denkt. An dieses unsterbliche Requiem, welches in Wahrheit den Zusammenhang des Erdenmenschen mit der Unendlichkeit in flackernden Ahnungen aufdämmern lässt. Jetzt erkennt man mit apodiktischer Gewissheit, wiederum lachend, dass Sudermanns drei Dramchen nicht grade aus einem schauernden Sichversenken in die Todesidee entstanden sind; sondern aus der viel einfacheren Absicht, einem Theaterpublikum Handlungen mit den Reiz des Todes im Hintergrund zu bieten. Einfach in gewissem Sinne ist er ja. Er sagte sich wohl, und es war ihm vielleicht auch gesagt worden, dass er allzulange allzuendlich war. Etwas riet ihm jetzt, die Sonne nicht zu lieb zu haben und nicht die Sterne, — komm, folge mir ins dunkle Reich hinab. Dieser Idee widmete er drei abendfüllende Einakter. Er deichselte drei neue Werke auf Ewigkeitsperspektiven. Und er hatte das Glück, dass die erste deutsche Bühne sie so unerlaubt gut spielte, dass man fast ihr Wesen darüber vergass.

V.

Ich komme rasch zum ersten und zum letzten Stück. Über „Teja" bedarf es wirklich nicht vieler Worte. Der Autor will zu einer bestimmten Szene gelangen. Der letzte Gothenkönig Teja hat mit einer Gothin eine Art Liebesgespräch, unter den seltsamsten Umständen, in der Nacht vor seinem Untergang. Das ist der Clou. Auf ihn kam es wohl an. Um dieses Szenchen zu ermöglichen, müssen fünftausend geschlagene Gothen in den bittren Tod gehn. Der Clou ist nach Sudermannscher Art auf Kontraste gestellt, in ziemlich dickem Stil. Das sinnige Plaudern soll kontrastiert werden: erstens zu dem Blutmenschen, welcher also plaudert, zweitens zum allgemeinen furchtbaren Hunger, drittens zu dem morgigen Sterben. Die Absicht spricht sehr deutlich, die Elemente sind sehr genau zurechtgelegt, die Ausführung ist sehr schwach. Der Clou bietet eine Zwiesprach' etwas gartenlaubigen Charakters mit allerhand gewollten Niedlichkeiten und einen ehrenwert beabsichtigten Humor, der aber nicht zustande kommt. Ganz nach unberühmten Mustern steht Teja der Frau zuerst feindselig-rauh gegenüber, um sie nachher lieb zu finden. Die gemachte Kindlichkeit der jungen Bühnengothin wirkt im verändertem Gewand nicht weniger unselig als in dem sonst bei Sudermann bräuchlichen. Das Ende des Gothenfürsten ist nicht so vermenschlicht wie durch Süsslichkeit verkleinlicht. Er wird schier zu Zähren gerührt

durch die holde Rede des Mädchens und erklärt in Sentimentalität den Tod für die Frauen als letztes Ziel. Nicht ohne Aufdringlichkeit fügt er hinzu: „Wahrlich, wir sind ein Volk von Königen; schad' um uns!" Na ja. Sudermannsche Gothik. Das Ganze erscheint als ein schlaffes und nicht sehr kurzweiliges Produkt schriftstellerischer Berechnung. Nicht das Grellste und Beleidigendste, aber wahrscheinlich das Wertloseste, was Sudermann abgefasst hat.

Mehr Freude macht dem Betrachter das „Ewig-Männliche", das mit den zwei Todesdramen an einem Abend gegeben wird und mit ihnen, trotz aller willigen Deutungen, im Grunde so eng zusammenhängt wie mit der Jungfrau von Orleans. Das Todesmotiv verschwindet hier fast ganz. Auch wo es ins Scherzhafte gewendet, auftritt, scheint es eher nachträglich eingefügt, als in der ursprünglichen Anlage vorhanden. Aber gleichviel! Sudermann erscheint in diesem Versspiel als ein ziemlich Neuer. „Mir ist, als säh' ich ihn hier zum ersten Mal". In diesen ironischen und graziösen Zeilen ist leichter Geist und Feinheit. Alles was an Feuilletonismus in dem Manne schlummert, und was im ernsten Drama oft so fatal bemerkbar wird, wächst sich hier nach der guten Seite aus. Kleine Hofsatire und kleine Satire gegen die Frau, die ewig trügerische und sinnenfrohe, ein paar nette Repliken gegen das Duell, alles von recht bemerkenswerter Untiefe, aber in Versen, die Ludwig Fulda neidgelb machen dürfen: es ist sehr hübsch. Und von neuem fragt sich der Betrachter, ob Herr Sudermann nicht eher befähigt ist zu einem schillernden, leichten Spiel denn zur Tragik, als bei welcher die Glaubwürdigkeit in höherem Masse gefordert wird. Schon einmal hat sich diese Frage erhoben, als er die Schmetterlingsschlacht veröffentlichte, — jenes poesiehafteste seiner Dramen, das (bei aller Missglücktheit und aller Komödianterei) an das lieblichfeine Gespinnst eines Gegenwart-Märchens erinnerte. Wenn er so noch oft kommt, soll er noch oft willkommen sein. Freilich lassen sich damit keine Tamtamerfolge erlisten; aber vieleicht schwindet damit der Hass, den mancher Gute heut gegen ihn hegt. Ein berechtigter Hass: denn er entspringt aus dem groben Missverhältnis zwischen der Stellung, die Sudermann in der Geschichte unserer Litteratur verdient, und derjenigen, die er in der Gegenwart einnimmt.

RUNDSCHAU.

VERGESSENE SOZIALE SCHRIFTEN.

Eine sehr verdienstliche litterarische Unternehmung scheint uns die von Eduard Fuchs in München herausgegebene „Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze“ zu sein. Der Hauptzweck derselben ist, ältere vergriffene oder vergessene sozialwissenschaftliche Schriften, die für das Studium des Sozialismus von Wichtigkeit sind, insbesondere auch solche, die nur in Sammelwerken, Gesammtausgaben oder Zeitschriften des In- und Auslandes erschienen, daher den Meisten unbekannt und unerreichbar und doch von erheblichem, bleibendem Werte sind, dem Publikum zu einem billigen Preis und nach freier Auswahl (jedes Heft ist einzeln zu haben) in vorzüglicher Ausstattung zugänglich zu machen. Auch moderne Arbeiten solcher Art sind aber nicht ausgeschlossen. Dabei soll die Auswahl durch keinen Parteistandpunkt beeinflusst sein und die Sammlung alles in den oben abgesteckten Kreis Gehörige bringen, was wissenschaftlichen Wert hat und als Material zum Studium der Gesellschaftswissenschaft dienen kann, gleichviel ob die betreffenden Schriften dem utopistischen oder sogenannten wissenschaftlichen, dem christlichen oder dem Kathedersozialismus oder sonst einer sozialistischen Richtung angehören.

Von den bereits erschienenen Heften führen wir an: das Evangelium eines armen Sünders und die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte von Wilhelm Weitling, „der hessische Landbote“ von Georg Büchner, die Philosophie in der Sozialdemokratie von Prof. Huber, die Vorrede zum System der erworbenen Rechte von Lassalle und die Utopia von Thomas Morus.

Als demnächst erscheinend werden angekündigt: der Sonnenstaat von Campanella, das Gesetz der Freiheit von Gerard Winstanley (1651) und vier Schriften von Cabet, darunter auch Ikarien.

Vor uns liegt das neueste Heft, die Utopia, mit einem biographischen und bibliographischen Vorwort des Herausgebers, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. E. Wessely (XXII und 171 Seiten). Die Utopia ist zum ersten Mal im Dezember 1516 in Löwen erschienen, und zwar auf Veranstaltung des Erasmus von Rotterdam.

Diese Ausgabe war voll von Druckfehlern. Morus, der davon natürlich nicht sehr erbaut war, korrigierte das Buch und Erasmus sandte es an einen damals hochberühmten Basler Buchdrucker, Frobenius genannt, der die neue Ausgabe übernahm und im März 1518 zustande brachte. Schon im November desselben Jahres brachte Frobenius eine zweite fertig, welche für die fehlerfreieste gehalten wird.

Und nach dieser zweiten Basler Ausgabe mit allen Zuthaten ist die uns vorliegende Übersetzung derselben angefertigt. Wir finden das Bild der Insel Utopia und ein Genrebildchen, welches — allerdings ohne alle Rücksicht auf die Wirklichkeit — darstellt, wie der grosse Reisende Hythlodaeus, der fünf Jahre in Utopia zugebracht, im Garten eines von Morus bewohnten Hauses in Antwerpen, diesem und seinem Freunde, Peter Aegidius, seine Erlebnisse, Beobachtungen und Ideen mitteilt, welche eben den Inhalt des Buches ausmachen. Auch ein junger Aufwärter des Morus ist da, Johann Clement, der später Professor des Griechischen in Oxford wurde. Beide Bilder sind wahrscheinlich von Ambrosius Holben gezeichnet. Sodann ein paar Randleisten und eine Vignette von Hans Holbein, das ABC der Utopier samt vier Versen in ihrer Schrift und Sprache mit beigefügter lateinischer Übersetzung. Der Herausgeber stellt dem Buche eine Reproduktion des berühmten von Hans Holbein angefertigten Porträts von Morus bei, wofür wir ihm dankbar sind. Auch die Briefe, die der Basler Ausgabe beigefügt sind, fehlen nicht und erregen durch die Bedeutung ihrer Verfasser und die lebensvolle Unmittelbarkeit des Inhalts unser lebhaftes Interesse. So ein Brief von Erasmus an Frobenius, von Budaeus an Lupsetas.

Das Wort Utopia wird sehr häufig als gleichbedeutend mit Faselei gebraucht. In diesem Sinn ist es nun allerdings kaum auf irgend ein Buch weniger anwendbar,



als auf das von Morus. Darin steckt vielleicht mehr originale Sozialphilosophie, kritischer oder positiver Art, als in irgend einem andern sozialistischen oder kommunistischen Werke bis auf den heutigen Tag. Und die Form der Darstellung ist dabei so glücklich gewählt, dass selbst der Blödeste durch die Lektüre nicht ermüdet werden kann. Wir begreifen es heute noch sehr leicht, wie dieses Buch seinem Verfasser bei allen einigermassen gebildeten und vorurteilslosen Geistern seiner Zeit sofort höchste Anerkennung erwarb, und können es trotz der 380 Jahre, die seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, noch im besten Sinne des Wortes als ein modernes und aktuelles bezeichnen.

J. PLATTER (Zürich).

EIN FRAUENPARADIES.

Von Dr. FRANZ OPPENHEIMER.

„In jedem Betracht waren die Frauen den Männern gleichgestellt; sie erhielten dieselbe Erziehung und verrichteten die gleiche Arbeit (nur dass ihnen der leichtere Teil zugewiesen wurde;) jedes Mittel wurde angewendet um die häusliche Sklavenarbeit zu beseitigen oder wenigstens zu verringern; notwendige Verrichtungen derart wurden den jungen Leuten unter 17 Jahren übertragen. Die Löhne der Frauen machten sie unabhängig von der Versorgung durch die Ehemänner; und die Genossenschaft war der Familienvater, der reichlich für die Erziehung und Bedürfnisse aller Kinder sorgte. So war das Weib Arbeitsgenosse, Kamerad und Freund ihres Gatten, ihm gänzlich gleich an Rechten, — und nicht eine Dienstmagd, eine blosse Null, eine Sklavin, wie im jetzigen Zustande der Gesellschaft.

Da kein Ehehindernis bestand; da jeder des Anderen Gaben und Charakter kannte, da kein anderer Beweggrund sie bestimmen konnte, als reine Achtung und echte Liebe, so waren alle Ehen der Mitglieder Liebesehen. Wenn Johann zu Marie sagte: „Ich liebe dich," so brauchte sie nur zu erwidern: „Du stehst mir an; also heirate mich." Dann wurde das Komité verständigt, die Genossenschaft sorgte für eine Wohnung, der Geistliche gab sie zusammen, und sie wurden Mann und Frau im vollen Genuss aller Rechte und in derselben Unabhängigkeit, wie zuvor.

Wenn Eheleute sich nicht vertragen hätten, so hätten sie es sehr leicht gehabt, eine Scheidung von Tisch und Bett so lange durchzuführen, wie es ihnen beliebte. Johann sagte nur zu Marie oder umgekehrt: „Ich kann es mit deiner bösen Laune, scharfen Zunge oder liederlichen Art nicht mehr aushalten u. s. w. Wenn du dich nicht besserst, werde ich ausziehen und im allgemeinen Speisesaal essen und im Schlafsaal der Ledigen schlafen." Da die Kinder sämtlich in der Schulanstalt mit Lager, Trank und Unterweisung versorgt waren, so hätte diese Drohung zu jeder beliebigen Zeit ausgeführt werden können, ohne Unbequemlichkeit oder materiellen Verlust und ohne schlimme Folgen für das leibliche und geistige Wohl der Kinder.

Die Scheu vor einem derartigen öffentlichen Bruch und vor dem Spott der Genossen brachte es zuwege, dass die Gatten sich freundlich behandelten und stets als Liebesleute mit einander lebten. Jeder Beweggrund zur Unkeuschheit war so aus dem Wege geräumt und die Macht der Umstände hat dahin geführt, dass Pflicht und Interesse sowohl Mann als Weib bestimmten, sich treu zu lieben und alle Ehrbarkeit und christliche Tugend werkthätig zu üben."

Der Leser, der diese merkwürdige Schilderung liest, wird geneigt sein zu glauben, er habe einen Abschnitt aus einem jener nicht mehr so seltenen Bücher vor sich, welche von einem Phantasiestaat der Zukunft im historischen Perfektum berichten, als sei das Erträumte, Künftige ein Geschehenes, Wirkliches. Man nennt solche Phantasie bekanntlich „Utopia"; sie alle, von der Thomas Morus'schen Utopia an, bis auf Cabet's Ikarien, Fourier's Phalansterien, Hertzka's Freiland und den Bebel'schen Zukunftsstaat, enthalten ähnliche begeisterte und begeisternde Schilderungen einer künftigen Sittlichkeit, eines künftigen Menschenglückes, ganz, wie das obige Citat.

Aber trotz dieser merkwürdigen Ähnlichkeit handelt es sich hier lediglich um einen historischen Bericht. Die gesamte Schilderung ist die sinngetreue Übersetzung eines Briefes, welcher ein wegen seiner nüchternen Klarheit bekannter britischer Nationalökonom veröffentlicht hat, Mr. John Finch, und den William Pare in seinem Buche: Über genossenschaftlichen Landbau (London 1870. S. 85. ff.) abdruckt. Das Buch behandelt den einzig existierenden echten Versuch, die Landwirtschaft durch eine Genossenschaft vereinigter Landarbeiter zu betreiben und verdient wegen der in vieler Hinsicht sehr interessanten Ergebnisse eine grössere Beachtung, als es bisher in Deutschland gefunden hatte.

Als um das Jahr 1830 die Wogen der agrarischen Empörung in Irland am höchsten gingen, beschloss ein irischer Edelmann, Mr. John Scott Vandeleur, mit denselben Grundsätzen einen Versuch in der Landwirtschaft zu wagen, durch

welche es in der Industrie seinem Freunde und Lehrer [illegible] wenig [illegible] war, in dem welt[illegible]ten Versuche von New-Lanark an einer [illegible] [illegible] Arbeiter binnen kürzester Zeit respektable Bürger und fleissige Helfer zu machen. Diese Grundsätze waren: Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, Fürsorge für Wohnung und Nahrung, Erziehung und Unterhaltung. Nie [illegible] gesagt hatte sich in New-Lanark [illegible] herausgestellt, dass eine derartige Behandlung der „lebenden Werkzeuge“ das beste [illegible] Geschäft ist; denn die Gewinne der Fabrik stiegen dabei fast ins Masslose.

Die irische Landwirtschaft war einer solchen Wandlerung vielleicht noch bedürftiger, als die britische Industrie, denn es war schlechterdings nicht mehr möglich, mit den Landarbeitern auszukommen. Durch wirtschaftliche Aussaugung, politische Unterdrückung, religiöse Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, durch Hunger und Whisky [illegible] entnervt und [illegible] versagten sie [illegible] vor der einfachsten Arbeit. Die Gutsbesitzer erhielten ihre Rente nur zum Teil oder gar nicht und waren ihres Lebens und Vermögens nicht sicher. Mord und Brand, Fehdezug und Einbruch grassierten wie eine Pest auf der grünen Insel, und die Behörden waren machtlos.

Die schlimmste Grafschaft Irlands war Clare und das schlimmste Gut in Clare war Ralahine, die Besitzung Vandeleurs. Jüngst fiel der Inspektor, Namens Hastings, von zwei Kugeln durchbohrt vor den Augen seiner jungen Gattin. Alle Bande frommer Scheu waren gelöst, die Bestie entfesselt.

Mit diesen Leuten wagte der Gutsherr seinen kühnen Versuch — und er gelang, um es vorweg zu nehmen, nach jeder Richtung hin glänzend. Er [illegible], die er zu einer Genossenschaft verband, Gut und Inventar zu einem festen Preise in Pacht, bei dem er [illegible] selbst reichlich seine Rechnung fand; denn er hatte nie zuvor so viel [illegible] Für ausreichende Wohnung hatte er schon vorher [illegible] und ebenso für [illegible] Versorgung mit Wirtschafts[illegible] durch Einrichtung eines kleinen Konsumvereins.

Von [illegible] an waren die Männer und [illegible] wie ausgewechselt. Die [illegible] den Ertrag ihrer Mühe selbst geniessen zu können, steigerte ihren Fleiss und vermehrte ihre [illegible] in einem für Irland unerhörten Masse. Sie arbeiteten doppelt so viel und [illegible] so gut, wie vorher und [illegible] nichts mehr durch Böswilligkeit und fast nichts mehr durch Unachtsamkeit. Des Besitzers Rente kam ohne Schwierigkeit ein, und seine Arbeiter hatten noch sehr beträchtliche Überschüsse.

Noch viel erstaunlicher waren aber die moralischen Ergebnisse des [illegible]. Die Leutchen waren von dem [illegible] an [illegible] und [illegible]. Sie wurden — für einen irischen Landarbeiter unerhört — etwas an [illegible] und [illegible], sie liessen ihre Kinder ausser dem [illegible] noch in [illegible] unterweisen; Trunksucht und Raufereien waren verschwunden. [illegible] so [illegible] kein einziger mehr die [illegible] O'Connell's besuchte; kein [illegible] kam mit dem Gericht mehr in Berührung. Und wie hoch sie als Gatten und [illegible] standen, wie [illegible] ihrer Frauen war, hat uns John Finch [illegible].

Der glänzend [illegible] und [illegible] immer glänzender [illegible] fand ein jähes Ende, ohne Schuld der armen Genossen. Vandeleur [illegible] im Spiel sein Vermögen, [illegible] und sein Gut wurde für die [illegible] versteigert. Die Genossen [illegible] das Gesetz nicht [illegible], [illegible] der Errungenschaften [illegible] und sanken in [illegible] ihre alte Roheit zurück, mit ihnen die ganze Grafschaft, die [illegible] und die durch ihre [illegible] so beeinflusst hatten, [illegible] kaum noch Agrarverbrechen [illegible], während der [illegible] im [illegible] Irland eher noch heller [illegible].

Verfasser ist mit William [illegible] der festen Überzeugung, dass der [illegible] als tausend und eine Nacht [illegible] Erfolg von Ralahine kein Zufall war, sondern die notwendige Folge [illegible] der Grundsätze [illegible] welche sich als eine [illegible] und [illegible] Genossenschaft [illegible]. Er hat in einem kurz [illegible] umfassenden Werke, [illegible] Genossenschaft: Versuch einer [illegible] Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage[*] [illegible] eine grosse Anzahl ähnlicher Wirtschafts[illegible] die [illegible] Ausnahme [illegible] des [illegible] und der [illegible] der Sahara [illegible] und [illegible] Zeit [illegible] den Versuch [illegible] diese Erfolge [illegible] Thatsache [illegible] zu erklären. Auf dieses Werk müssen wir [illegible] Leser verweisen, welche ein tieferes Interesse an den dargestellten Fragen empfinden.

Um aber die ganze Grösse des [illegible] zur Anschauung zu bringen, der zwischen dem Frauenparadiese Ralahine

[*] Bei Duncker und Humblot, Leipzig [illegible]

und der Frauenhölle anderswo besteht, sei es uns gestattet die Schilderung an den Schluss unseres Berichtes zu setzen, welche Finch von dem Zustande der Frau in der jetzigen Gesellschaft entwirft, ein Bild, in den düstersten Farben gemalt, und doch, leider! keine Karrikatur, sondern ein treues Konterfei einer bösen Gegenwart:

„Vergleichen wir die Stellung der Frauen in Ralahine mit ihrer gewöhnlichen Stellung, wie sie jetzt gesellschaftlich bestimmt ist. Jetzt versagt man ihnen alle politischen und sozialen Rechte; ein barbarisches Gesetz erkennt sie nicht einmal als vernunft-begabte Wesen an; die meisten Wege zur Unabhängigkeit sind ihnen verschlossen. Sie sind zu blossen Anhängseln ihrer Väter und Gatten herabgedrückt, nicht einmal Herren über ihr eingebrachtes Heiratsgut. In den wohlhabenden Klassen sind sie durch eine Erziehung entwürdigt, die schlimmer ist, als Unwissenheit, weil man sie zu nichts besserem macht, als zu albern lächelnden, singenden, klavierspielenden, hüpfenden Puppen, zu niedlichen Spielzeugen für ihre Herren und Gebieter. In den armen Klassen sind sie zumeist gequälte, arme Haussklaven; und wenn ihre Männer trunksüchtig, faul oder lasterhaft sind, wie leider so oft, dann ist ihre und ihrer Kinder Lage weit trauriger, als die der westindischen Plantagensklaven.

Aber welche Sklaverei kann auch nur ein Hundertstel so empörend, welche Tyrannei kann auch nur den hundertsten Teil so grausam sein, als die Lage Tausender unglücklicher Frauen in den Grossstädten dieses so streng christlichen Landes? Einmal vom Pfade der Ehrbarkeit verlockt durch die listigen Kniffe und lügnerischen Vorspiegelungen eines reichen und liederlichen Herrn der Schöpfung, dem unsere Gesetze so grossmütig freie Bahn gelassen haben, können sie sich durch keine noch so bittere Reue, durch keine verspätete Tugend mehr erheben, sondern sind dazu verdammt in Verlassenheit, Elend und Verachtung ein jammervolles Dasein zu fristen, Opfer der Armut, Erniedrigung, Reue, Prostitution, Krankheit, Verzweiflung und eines frühen Todes."

So schrieb Finch im Jahre 1838. Ist es seitdem besser geworden oder schlimmer?

MODERNE KUNST UND LITTERATUR AUF DEM SOZIALDEMOKRATISCHEN PARTEITAG.

Von Dr. GEORG SWARZENSKI.

„In unsern Tagen der politischen „Kämpfe, da heftige Geburtswehen die „Lösung der sozialen Frage verkünden, „jetzt, da die Ritter der Arbeit sich „enger und enger zusammenschliessen und „ihre Massen organisieren zum entscheiden-„den Ansturm gegen die scharf verteidigte „Hochburg des Kapitals, jetzt, da nur Krieg „und Kriegsgeschrei die Lüfte erschüttert, „inmitten all der Wirrnisse dieses Zusammen-„stosses, die es vielen unserer Mitbürger „kaum gestatten, das nackte Dasein durchzu-„bringen, — in einem derartigen Moment „von Kunst (in diesem Zusammenhange) „sprechen zu wollen, das mag auf den „ersten Blick hin gar seltsam erscheinen." So beginnt Walter Crane einen Aufsatz über Kunst und Volkstum. Noch auffallender freilich erscheint es, wenn jetzt die Verhandlungen der politischen Partei, in deren Innern dieser Kampf am heftigsten tobt, eine ernsthafte Debatte über Kunst und Litteratur gezeitigt haben. Auffallend, und zwar erfreulich auffallend; denn es beweist, dass das Interesse dieser Partei sich nicht in den materiellen Fragen der Parteipolitik absorbiert hat, dass der Vorwurf, den man der Sozialdemokratie zu machen pflegt, der Kultur im allgemeinen, Litteratur, Kunst und Wissenschaft im besonderen, feindlich gegenüberstehen, eine bewusste oder unbewusste Unwahrheit enthält. Weniger erfreulich war allerdings die Veranlassung zu dieser „Kunst"-Debatte, aber zugleich sehr charakteristisch für die thatsächlichen Zustände und für eine sachgemässe Beurteilung der Frage.

Edgar Steiger hat (als Redakteur) in der „neuen Welt", der Unterhaltungsbeilage fast aller sozialdemokratischen Zeitungen, moderne Romane und Dichtungen von Hans Land, Mackay, Gustav Falke u. a. veröffentlicht. Er wurde deshalb auf das Thörichste angepöbelt, besonders im „Hamburger Echo" von den Genossen Frohme und Berard; und wurde jetzt auch auf dem Parteitag zur Verantwortung gezogen. Auf all die albernen Redensarten, mit denen die Modernen kritisiert und verurteilt wurden, brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen. Denn die jetzt von dieser Seite auf dem sozialdemokratischen Parteitag ausposaunte Weisheit deckt sich vollkommen mit dem landläufig-spiessbürgerlichen Gewäsch. Es ist dies traurig und merkwürdig zugleich: Die Partei, die am konsequentesten die Gleichberechtigung des Weibes anerkennt und erstrebt, beklagt sich, dass die modernen Produkte der Litteratur einer Frau nicht in die Hand gegeben werden können; — die Verfechter der Weltanschauung, die eine nivellierende Moral als unzulänglich verwerfen, die die Konsequenzen dieser Weltanschauung im Rechtsleben zum Beispiel praktisch anzuwenden bereit sind, berufen

sich in ihrem Sturm gegen die Modernen auf eben diese Moral; — die Partei, die sich des Ernstes des politischen und allgemeinen Lebens wohl am meisten bewusst ist, erwartet von der Kunst dasselbe „erbärmliche Behagen“, das als Schönheitsdusel, Erhebung u. s w. den Ästhetik-Unterricht der höheren Töchterschule durchsäuselt. — Wenn nun Bebel diesen Standpunkt der Partei so charakterisiert, dass sie „politisch und ökonomisch zwar auf dem radikalsten Standpunkt steht, es in ihr aber auch Leute giebt, die in Bezug auf Litteratur und Kunst durchaus konservativ sind“, so sagt er damit, dass thatsächlich die Sozialdemokratie in dieser Beziehung noch auf keinem konsequenten Standpunkt steht. Denn eine Partei, die, wie diese, neben dem politischen Programm eine bestimmte Lebensanschauung in sich trägt, die „in alle Gebiete reformierend eingreift, kann — so sagt Bebel selbst — auch auf dem Gebiet der Kunst und Litteratur nicht einen Standpunkt vertreten, der nach und nach als veraltet angesehen wird.“ Aber dieser Standpunkt ist einmal vorhanden, und er hat in der Debatte Blüten gezeitigt, die an Verständnislosigkeit, Prüderie und Moralfatzkerei sich mit allem messen können, was von anti-umstürzlerischster Seite vorgebracht zu werden pflegt. Doch noch zehnmal kümmerlicher und verständnisloser erscheint mir die sogenannte bürgerliche Presse, die sich über den Parteitag, „der ihnen einmal ästhetisch kommen wollte“(!) höhnisch zu lächeln erlaubt, die sich über die „soliden Familienväter der Partei“ lustig macht, und in den Verhandlungen nur ein Überhandnehmen der Philistrosität erkennt. Freilich heut haben sie gut reden, heut, da bereits breite Schichten der gebildeten Kreise den modernen Bestrebungen in Kunst und Litteratur gewonnen sind. Es ist aber noch gar nicht so lange her: die lebendigen Kunstanschauungen hatten schon längst ihren bahnbrechenden Kampf begonnen, als eben diese Presse in ungezählten Pamphleten nichts als Schmutz und Hohn warf auf alles neue, das sich da rührte. Dass die Kreise, die das Hauptkontingent zur sozialdemokratischen Partei stellen, dem kühnen Entwicklungsgang unserer modernen Kunst nicht folgen konnten, darf doch wahrlich niemanden Wunders nehmen. Bei Männern, die im Ringen der körperlichen Arbeit erschöpft, von politischen Aufgaben in Anspruch genommen, garnicht oder doch nur unter dem Einfluss einer der ödesten Kunstepochen vorgebildet sind, müssen all' die banausenhaften Thorheiten, die die Spezialdebatte zeitigte, verschwinden gegenüber der Thatsache, dass überhaupt eine Kunstdebatte auf einem politischen Parteitage ernstlich angeregt und durchgeführt werden konnte. Das ist das wesentliche und auch eigentümlich moderne der Gothaer Tage.

Und das Resultat der Debatte?

Zunächst das rein sachliche Resultat: Steiger hat Recht behalten: Er soll das Blatt in seinem Sinne weiter redigieren, obgleich wohl der grössere Teil des Parteitages durch verständnislose Reden und alberne Zwischenrufe seinen gegensätzlichen Standpunkt kundgegeben hat und von den 200000 Lesern des Blattes der grösste Teil sogar Ärgernis an dem Blatt nehmen wird. Diese Erkenntnis, dass, wer neue Gebiete dem Volksverständnis erschliessen will, sich nicht an das Auffassungsvermögen des grossen Publikums, sondern an die wenigen geistig hervorragenden wenden soll, — sowie der tapfere Entschluss, dem entsprechend auch praktisch vorzugehen, ist einer der interessantesten und charakteristischsten Beweise der Stärke dieser Partei.

Aber hat die Debatte des Parteitages nicht noch ein weiteres Resultat gezeitigt, — ein Resultat, das weit hinausgreift über die Grenzen der Interessen der Partei, in deren Rahmen der Zwist sich erhob? können wir aus den Verhandlungen in Gotha nicht Konsequenzen ziehen, die wichtig sind für unser gesamtes modernes Kunstschaffen? Denn bei aller Verständnislosigkeit und Engherzigkeit im einzelnen durchzog doch die Debatte ein grosser Gedanke, — das volle Bewusstsein des tiefen Ernstes und der hohen Wichtigkeit der künstlerischen Aufgaben. Und diese Erkenntnis des sozialen Zusammenhanges und Einflusses der Künste muss diesen selbst Kraft und Stärke bringen. Ein gewaltiges Bedürfnis der Volksseele hat man in der Kunst gesehen. Die Bevorzugung geschlechtlicher Probleme, pathologischer Motive und der Kombination beider Themen erkannte man als nicht identisch mit moderner Kunst. Mit Recht. Sie sind modern, als kulturelle Charakteristika unserer gährenden Zeit, interessant für den feinfühligen Beobachter. Aber durchaus nicht modern, als Erzeugnisse frischer Jugend. Für diese Kunst soll freilich das „Volk“ nicht gewonnen werden. Fremd stehen beide einander gegenüber, können und sollen sich nicht verstehen. Es ist eine Luxuskunst, wenn auch im besten Sinne, die das Volk gern vermissen darf. Aber auch jene modernen Künstler, gesunde, kräftige Naturen, die oft nur durch die eigentümliche Entwickelung ihres Kunstschaffens der Allgemeinheit entfremdet sind und zu dieser in einem bewussten oder unbewussten Gegensatz stehen, mögen erkennen, dass sie die grösste und schönste Aufgabe

aller Kunst so nicht erfüllen können. Verhüte es der Himmel, dass ich des Künstlers Individualität unterdrücken, dem Publikum unterstellen will! Aber darüber müssen wir uns klar sein, dass das Schicksal des Künstlers, dessen Schaffen für die Allgemeinheit wertlos ist, — tragisch ist. Eine Kluft trennt ihn von seinem Volke. —

Überbrückt wird diese Kluft, aufgelöst in eine Harmonie diese Dissonanz des produktiven und konsumierenden Kunst-Empfindens, nur wenn das Niveau der Allgemeinheit gehoben, und auch diejenigen, die „über" der Allgemeinheit zu stehen berufen sind, ihr Denken und Thun nach den Gesichtspunkten leiten, die wir „soziale" nennen. In dem Bewusstsein, einer verantwortungsreichen Pflicht gegen die Menschheit wird auch das Wirken der stärksten Individualitäten den Zusammenhang mit der Allgemeinheit nicht verlieren und ihrem Bedürfnis entsprechen können.

Dieses für jedermann, Künstler und Nichtkünstler, wichtige Resultat sprechen mit beredter Stimme die Verhandlungen des Gothaer Parteitages.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

FRANKREICH.

Recht reichhaltig ist der Inhalt der letzten Hefte der Revue bleue. Den Aufsatz über Comte haben wir schon angeführt. Ernst Tissot, über dessen Gespräch mit Gabriele d'Annunzio wir seiner Zeit referirten, hat nun auch den zweiten grossen Italiener, den richtigen Antipoden d'Annunzios, Antonio Fogazzaro in seiner Klause zu Vicenza interviewt. Fogazzaro bewundert übrigens d'Annunzio, den er als aufrichtiger Katholik nicht lieben kann, ganz ausserordentlich als Künstler. „Alles könnte er machen," sagte er zu Tissot, „selbst einen frommen katholischen Roman. — Welch ein Künstler." Fogazzaro ist Stadtverordneter von Vicenza, wo er eine sehr geachtete Stellung einnimmt. Er beschäftigt sich eifrig mit der Evolutionstheorie, die er mit den Lehren der katholischen Kirche zu versöhnen hofft. Augenblicklich hat er ein Werk über den katholischen Philosophen Rosmini unter der Feder. Trotz seiner intensiven, aufrichtigen Frömmigkeit will übrigens Fogazzaro von einer Wiederherstellung des Kirchenstaates durchaus nichts wissen. — Über Paul Verlaine berichtet Maurice Spranck interessante Einzelheiten. Er wendet sich besonders gegen die Thorheit, dass man nach dem Erscheinen der „Invectives" dem Dichter keine Statue mehr setzen will, obwohl doch in dieser Publikation nur Charakterfehler hervortreten, die allen längst bekannt waren und die das grosse Verdienst Verlaines um die französische Litteratur in keiner Weise vermindern.

* * *

Einen Aufsatz Daudets über die letzten Tage Goncourts enthält das letzte Augustheft der Revue de Paris. Goncourt ist bekanntlich im Hause Daudets gestorben und so gewinnen diese Mitteilungen in Tagebuchform einen ganz einzigartigen Wert. Die innige Freundschaft hat diese Zeilen diktirt und ein scharfer Beobachter und Psychologe hat sie geschrieben. Wir lernen die enge Freundschaft der beiden Männer kennen' die trotzdem einen gewissen Gegensatz zulässt. Der Respekt, aber auch die zeitweilige Ungeduld des Jüngeren und die feine Rücksicht und der unschuldige Eigensinn des Aelteren werden prächtig gezeichnet. — Über das Verhältnis von Georg Sand zu Musset, das in letzter Zeit wieder viel diskutirt wird, berichtet Maurice Clouard an der Hand von Briefen, die ihm von der Schwester des Dichters zur Verfügung gestellt wurden. Viel Neues kommt dabei aber nicht heraus. Interessant ist noch die Schilderung des Krönungsfestes in Moskau von Louis de Turenne.

* * *

Die letzte Volkszählung in Frankreich mit ihren ungünstigen Resultaten hat natürlich auch in der französischen Zeitschriftenlitteratur Beachtung gefunden. So hat A. Fougos im „Correspondent" zwei lange Aufsätze über die Entvölkerung Frankreichs veröffentlicht. Aber die Heilmittel, die er vorschlägt, sind von einer verdammt allgemeinen Natur. Die Franzosen sollen keine Parteipolitik treiben, ernste Dinge ernst behandeln und dann noch, jeder für sich, über dieses Problem nachdenken. — Na also!

* * *

Kein sonderlicher Freund der Frauenbewegung ist Dr. P. Cornut, der in den „Etudes religieuses" einen Brief von Joseph de Maiskoe veröffentlicht, in welchem zugegeben wird, dass die Frauen keineswegs zur Mittelmässigkeit verdammt sind, sondern der Vollkommenheit fähig sind, aber nur der weiblichen Vollkommenheit. Was ist das?

* * *

Wertvolle Mitteilungen über die Zustände in Brasilien enthält ein Aufsatz von Oliveira Lima in der „Nouvelle Revue." Der Verfasser schildert die Un-

ruhen in den ersten Zeiten der Republik und rühmt den Marschall Peixoto, dem es gelungen ist, Brasilien von dem schweren Übel der Militärrevolten zu heilen.

* * *

In der Revue des deux mondes findet man einen interessanten Aufsatz Chamberlains über das Verhältnis Richard Wagners zu Frankreich. Im Augustheft schreibt der Maler G. Dubufe über das Ideal und die Zukunft der Kunst. Schöne, schwungvolle Sätze, die aber den Leser nicht sonderlich fördern. Der langen Rede kurzer Sinn besagt, dass der Künstler ein Neuschöpfer ist — eine Weisheit, die längst trivial geworden ist. O. G. Heidenstamm giebt ausführliche Analysen der bedeutenden schwedischen Romane der letzten Jahre und René Doumiz kühlt an Edmund von Goncourt in scharfschneidiger Weise sein Mütchen.

* * *

In der Revue scientifique entwickelt Charles Richet ausführlich die biologische Rolle, welche der Schmerz im Haushalt der Natur spielt. Das gelingt ihm auch sehr gut. Aber wenn er uns dann auffordert, auf unsere Fähigkeit, recht viel Schmerz zu erleiden, noch besonders stolz zu sein und es gar nicht anders zu wünschen, so ist das wirklich ein bischen viel verlangt.

* * *

Über die Arbeitslosigkeit in einigen Pariser Industrien hat der Direktor der Magazine des Louvre, E. Honoré, in der Réforme sociale eine längere Arbeit veröffentlicht. Diese Arbeitslosigkeit trifft besonders die Pariser Spielwaarenindustrie, die oft todte Saison hat. Darunter leiden besonders die Handwerker, die zu Hause arbeiten, weniger aber die eigentlich Angestellten. Diese sind meistens nur zeitweilig engagirt, suchen nur einen Nebenverdienst und ihre Eltern oder ihre Männer sind im Stande, sie zu unterhalten.

JUNGFRANKREICH.

Die ernsteren litterarischen Zeitschriften, für die nicht jeder Tote „der grosse Tote“ ist, befinden sich dem verblichenen Edmond de Goncourt gegenüber in einiger Verlegenheit. Sie erweisen seiner Riesenarbeit, seinem heissen litterarischen und künstlerischen Bemühen die vollendetste Hochachtung, aber sie können sich nicht zur Liebe zwingen; die Anerkennung, die viel mehr dem Manne als seinem Werke gilt, bleibt kühl reserviert, fast ironisch. Wenn er nicht die Akademie, deren Zusammensetzung manches Kopfschütteln erregt, noch gegründet hätte, so wüssten Viele über ihn garnichts zu sagen. Denn wer hat Lust, das riesige Mémoirenwerk der Brüder noch einmal durchzublättern, oder wer denkt daran, in ihren Werken, die die litterarischen Kreise einst so erregt haben, einen unmittelbaren künstlerischen Genuss zu suchen? Die Goncourts werden bereits mit den Augen der Nachwelt als die Vertreter einer vergangenen nicht mehr lebendig fortwirkenden Litteraturepoche betrachtet, und die Kritik stellt schon eine Bilanz auf, wieviel von den Schöpfungen der Brüder für das Verständnis späterer Generationen überhaupt noch übrig sein würde. Der Voranschlag, der von den meisten gemacht wird, ist sehr bescheiden; die einen glauben an das litterarische Fortleben der „Frères Zemgano“ oder von „Germinie Lacerteux“, andere meinen, dass die beiden Brüder überhaupt nur als interessante Typen, als Sammler und Mémoirenschreiber erscheinen werden, und dass man für ihre eigenen künstlerischen Produktionen nur eine blasse Erinnnerung bewahren wird.

In der „Revue blanche“ giebt Lucien Muhlfeld in lockerem Zusammenhange die Gedanken wieder, welche die Nachricht von dem Tode Goncourts unmittelbar in ihm anregte. — Er hatte nicht den Erfolg, der seinen Verdiensten entsprach. Sein Bruder Jules war ein geschickter und fruchtbarer Virtuose von starker Phantasie, immer zur Improvisation bereit; Edmond war der methodische Kopf, die Konsequenz der Anschauung, die unerschütterliche Ehrlichkeit der Ausführung gehörten ihm. Für ihn gab es nur die Befriedigung seines künstlerischen Bewusstseins, ein Paktieren mit dem Geschmacke der Menge blieb ihm fremd. Aber wenn auch sein Schaffen von den Forderungen des Publikums gänzlich unbeeinflusst blieb, so litt er doch grausam unter seinen beständigen Misserfolgen. Er verachtete das Publikum und fürchtete es zugleich; ihm fehlte das naive unerschütterliche Siegesbewusstsein seines glücklicheren Mitstreiters Zola, dessen Überlegenheit er nicht anerkennen wollte. Die Jünger des Naturalismus folgten dem Meister von Médan und nicht seiner Kunst, die in ihrer Art zu eng, zu spezialisiert war, als dass man sie ohne Gefahr nachahmen konnte. Als die jüngeren Schriftsteller, teils aus Opposition gegen Zola, teils von seiner aristokratischen Erscheinung angezogen, sich pietätvoll zu ihm zurückfinden wollten, da verstand er sie nicht mehr, er war vereinsamt, in der Entwicklung stehen geblieben.

Wie von der Fruchtbarkeit des Abbé Prévost nur seine „Manon Lescaut“ übrig geblieben ist, so wird vielleicht Goncourts,



„Germinie Lacerteux“ in einer zukünftigen Kollektion der Meisterwerke des 19. Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz einnehmen. „Es giebt glücklichere Autoren, denen man nicht soviel vorhersagen kann. Aber mehr kann man dem Andenken Goncourts nicht versprechen. Trotz seinen hervorragenden Eigenschaften, da er im Grunde nur ein exzentrisches Talent war, das keine Tradition direkt fortsetzt und auch keine von Wichtigkeit beginnt, wird er offenbar nur in die petitsmaitres eingereiht werden Der Misserfolg bleibt ihm nach dem Tode treu, und noch jenseits des Styx wird sein Schatten zürnen.“

In derselben Nummer der „Revue blanche“ findet der feine Kritiker Gustave Kahn noch einige treffende Worte über das Gesamtwerk der beiden Goncourts. Edmond hat selbst den Gesichtspunkt aufgestellt, unter dem ihre Wirksamkeit aufzufassen ist. Er betrachtet sich als den Erfinder des modernen Romans, der Naturalismus ist sein Programm, seine Romane und Dramen sind die Muster einer neuen Kunst, an die andere sich angelehnt haben. Weniger Ansprüche stellt er für ihre gemeinsame historische Thätigkeit, und gerade hier wird sich ihnen die Anerkennung am wenigsten versagen.

Sie haben die Geschichte mit persönlicher, selbständiger Auffassung dargestellt, ihre Studien über das 18. Jahrhundert sind nicht zu umgehen. Wenn sie auch nicht die Höhen der Zeit dargestellt haben, ihren wahrsten Ausdruck in Wissenschaft und Philosophie, so haben sie doch die äussere Kultur des Jahrhunderts mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit geschildert, sie haben, aus unzähligen Dokumenten schöpfend, das tägliche Leben mit seinen Sitten und Moden lebendig und farbenreich rekonstruiert. Sie haben das Verständnis für die Rococoperiode, der sie innerlich verwandt waren, wieder erweckt, wie sie auch durch die Entdeckung der japanischen Kunst eine tiefe Wirkung auf die schaffenden Zeitgenossen ausgeübt haben. Sie gehören als Sammler und Kritiker zu den wichtigsten Begründern des Exotismus in Kunst und Litteratur.

In „L'Ermitage“ macht René Boylesve über den inneren Mangel im Talente der Goncourts sehr interessante Ausführungen, die als wertvoller Beitrag zu einer allgemeineren Dichterpsychologie dienen können, wenn er auch seine Behauptungen etwas auf die Spitze getrieben hat. Doch im ganzen ist seine Kritik sehr überzeugend.

Weder die farbenprächtige Darstellung Gautiers noch die melodische Beredsamkeit Flauberts gingen von der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung aus. Die Goncourts betasteten sozusagen die Dinge. Sie waren distinguierte Herren mit feiner Haut, mit nervösen weichen Händen, mit scharfen, aufmerksamen Augen, die sich an der kleinsten Bewegung, an der feinsten Nüance erfreuten. Wie ihre unzähligen bibelots und Kuriositäten, so sammelten sie auch ihre Beobachtungen. Mit ihren fein ausgebildeten Organen empfingen sie vom Kleinsten die stärksten Impressionen, und indem sie versuchten, die Wirklichkeit in einer genau entsprechenden Phrase zu konservieren, machten sie ein Ragout, nach dem sich heute noch mancher Feinschmecker die Finger leckt. Ihre aus Beobachtungsbrocken und Bröckchen mühsam zusammengesetzten Werke hatten niemals eine hinreissende Wirkung; ihre Augenblicksbilder schufen eine Erregung, wie sie der Kinematograph hervorbringt. Der Ruf der Goncourts beruht auf ihrem Künstlersinn, auf ihrer unendlich feinen, stets wachen, vibrierenden Impressionsfähigkeit. Wie steht es damit? fragt Boylesve?

Es ist eine Verirrung, das Gesicht als den künstlerischen Sinn des Menschen zu erklären. Aller Irrtum der Goncourtschen Kunst ist aus diesem kindlichen Postulat hervorgegangen. Man könnte sagen, dass sie auch angefangen haben, mit dem Auge zu denken. Ein Prinzip von so grosser Naivität einmal zugelassen, kann man nicht mehr über diese Definition des Schönen erstaunen: „Man hat oft versucht das Schöne in der Kunst zu definieren. Was ist es? Das Schöne ist das, was den nicht erzogenen Augen als abscheulich erscheint. Das Schöne ist das, was Eure Geliebte und Eure Magd instinktiv für schrecklich halten.“ Mit dieser Behauptung ist die Lehre von der Décadence begründet.

Es giebt keinen kunstbegabten Sinn. Die Sinne werden immer nur mehr oder weniger vollkommene Instrumente sein, durch die das materielle Element der Kunst, die äussere Welt, dem Gehirn enthüllt wird. Nur die Intelligenz hat das erhabene Vorrecht, die wirre Masse der sinnlichen Wahrnehmung zu schlichten und in Schönheit zu ordnen, was eben die Vollendung des Kunstwerks bedeutet.

Den Goncourts verdankt man vielleicht das moderne Vorurteil, dass die lebhafte Empfänglichkeit den Künstler macht. Die Sensibilität an sich ist unfruchtbar; sie ist vielleicht nicht einmal der wesentliche Vorzug des Schriftstellers. Ihnen fehlte die wichtigste Gabe, das suggestive Element; sie fanden die Worte nicht, die Herz und Geist zwingen. So wenig wie die katalogisierende Beschreibung eines Kunstwerks jemand rühren kann, den das Werk selbst in Ekstase versetzen würde.

Man hat den Misserfolg der Goncourts allein mit dem stumpfen Unverstande der Menge entschuldigen wollen. Gewiss kann das Publikum über den Wert eines Kunst-

werks nicht richten, am allerwenigsten, wenn der Gedanke sich über das gewöhnliche erhebt, oder wenn der Schriftsteller für zarte, leise, angedeutete Regungen ein aufmerksames Feingefühl verlangt. Wenn aber das Werk der Goncourts, das in den Niederungen des Lebens verweilend, sich weder in die Höhen des Gedankens erhebt, noch nach irgend einer Idealität strebt, dem Publikum kalt und fremd bleibt, so kann der Grund wohl in ihrer Kunst selbst gesucht werden. Ihnen fehlt eben die Zauberkraft des Dichters, die Fähigkeit aus der Tiefe einer eigenen Welt zu schöpfen. Wären sie blind gewesen wie Homer, so hätten sie vielleicht überhaupt nicht schaffen können. Wenn Edmond de Goncourt von Guy de Maupassant sagte: „Ein ganz reizender Geschichtenerzähler, aber ein grosser Schriftsteller, nein! nein!“ so empörte er sich, vielleicht unbewusst, gegen die grosse Eigenschaft, die ihm fehlte und die Maupassant eben hatte.

So kam es, dass sie die Menge nicht befriedigen konnten, andrerseits aber auch feinfühligere Naturen unbefriedigt liessen, die nicht mit der Haut sondern mit der Seele fühlen wollten. Aber rein und gross stehen die beiden Brüder da, wenn man ihr Leben betrachtet, ihr aufreibendes unbeirrbares Streben nach einer Kunst, die ihr Ideal war, von der sie trotz der brennenden Sehnsucht nach äusseren Erfolgen nicht die geringste Forderung aufgegeben haben.

* * *

Im „Mercure de France“ entwirft ein Mann namens Paul Gérardy, indem er von den bekannten Invektiven Nietzsches in der „Götzendämmerung“ ausgeht, ein erschütterndes Bild von dem Niedergange der deutschen Volksseele, von unserem totalen geistigen Bankrott. Einiges mag dem Manne gern preisgegeben werden, z. B. der Militarismus und das unheimliche Institut des Reserveoffiziers, das die ohnehin nicht berühmte Selbständigkeit der bürgerlichen Klasse in Deutschland völlig zu untergraben droht. Aber es giebt neben dem offiziellen Deutschland noch ein anderes, und wer vom Militarismus spricht, muss ihm als ergänzenden Gegensatz, als sein mittelbares Produkt auch den Sozialismus gegenüberstellen. Es wäre ebenso unrecht, wenn man das französische Volk nach dem vor dem Zaren aufgeführten Bauchtanze beurteilen wollte.

Unsere Wissenschaft soll nur Brillenforschung und Etikettenkleberei sein. Ob Männer wie Virchow, Wundt, Helmholtz auch darunter verstanden sind? An diese und viele andere hat der Autor offenbar nicht gedacht, denn als die anerkannten Spitzen der deutschen Wissenschaft sind ihm erschienen — Langbehn mit seinem „Rembrandt als Erzieher“ und Max Nordau mit seiner „Entartung!“ Das genügt.

Schlimmer noch ergeht es unserer Litteratur. Unsere modernen Schriftsteller leben ausschliesslich von Plagiaten, sie machen jede Wandlung mit, die vom Auslande als modern importiert wird. „Die schlechten kleinen Farcen von Hauptmann, die man in Frankreich kennt, sind typisch für diese Metamorphosen.“ Zur Ehre des Kritikers soll angenommen werden, dass er die Werke unseres ersten lebenden Dramatikers garnicht kennt.

Ist Herr Gérardy schrecklich in seinem Hass, so wird er noch schrecklicher in seiner Liebe, da er sich verpflichtet fühlt, die „guten, aufrichtigen und ehrenhaften Epigonen,“ Keller, Geibel, Heyse, Storm, Meyer gegen die bösen Modernen zu verteidigen.“ Sie waren gewiss keine grossen Geister, aber sie waren ehrlich und haben, ohne Lärm, einige anständige Bücher zu schreiben gewusst.“ Das genügt auch.

Man kann sich übrigens allgemeine Beurteilungen über eine ganze Litteratur noch viel leichter machen. Die „Demivierges“ von Marcel Prévost sind in bald 150 Auflagen erschienen. Also sind die Franzosen — —

A. ELOESSER.

SKANDINAVIEN.

Den Charakter der Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industrie, die von dem Lettersted'schen Verein, in Stockholm herausgegeben wird, habe ich in meiner Übersicht (in Heft 4) kurz zusammengefasst. Die neuesten Hefte, die mir seitdem wieder zugegangen sind, enthalten unter Anderm eine sehr übersichtliche Studie über die „Südpolarforschung und ihre Resultate“ von Ahlenius Karl. Der Autor spricht sehr einer erneuten Südpolarerforschung das Wort, indem er die Gegensätze zwischen der Natur des Nord- und Südpolargebietes zusammenfasst und zeigt, welch wichtige wissenschaftliche Aufschlüsse die Südpolarforschung liefern könnte. In einem interessanten Aufsatz „Die Theaterverhältnisse unserer Zeit“ von Gerhardt Schjelderup zeigt der Verfasser, dass überall die Bühnen von ihrer Aufgabe: den Geschmack des Publikums zu bilden, abgewichen sind und genötigt, sich vielmehr nach demselben zu richten. Selbst bei den subventionierten Theatern spielt die Geldrücksicht die Hauptrolle. Anstatt zu sagen: Nationaltheater (Hoftheater) haben nur Berechtigung, wenn sie aus-

schliesslich im Dienste der Kunst arbeiten, meinen unsere Regierungen und Parlamente mehr als genug für die Kunst zu thun, wenn jährlich eine bestimmte Summe beigesteuert wird. Ueber Deutschland meint der Verfasser: Hier sind die Verhältnisse etwas besser (als in Frankreich), aber selbst die bestunterstützten Hoftheater sind im Ganzen genommen vom Geschmack des Publikums abhängig. Daher sind sie ausserordentlich vorsichtig, wenn es sich um neue Versuche handelt. Auch das Repertoire der Hoftheater bietet eine merkwürdige Mischung von guten und schlechten Dingen. Natürlich muss auch Rücksicht genommen werden auf die konventionelle Moral und die herrschenden politischen Strömungen. Vor allem aber ist es seine Pflicht, ein elegantes, oft äusserst blasiertes Publikum zu amüsieren, das oft mehr empfänglich ist für äussere Wirkungen, als für tiefere Kunsteindrücke. — In einem Artikel „Träume bei den Indianern“ enthüllt U. Sverdrup die Seelenlehre der Indianer, ihre Auffassung von den Träumen und welche Bedeutung dieselben für das Leben der Indianer haben.

Eine bisher noch nicht erwähnte Revue möchte ich in der „Finsk Tidskrift för Vitterhet, Vetenskap, Konst och Politik“ herausgegeben von Schybergson und Willebrand (Helsingfors) vorführen, da mir erst jetzt ein Jahrgang derselben zuging. Auch von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft. Sie ist nun bereits in ihrem 21. Jahrgang. Es ist mir hier natürlich unmöglich, auf den reichen Inhalt eines ganzen Jahrganges einzugehen. Es mag nur gesagt sein, dass die in schwedischer Sprache erscheinende Zeitschrift Beiträge der ersten Autoren enthält, wie Ahrenberg, Juhani Aho u. A. Besonders erwähnen will ich hier aber eine überaus ausführliche Studie über Sudermann von Johannes Öhquist, in der nicht nur ein völliges Charakterbild des Dichters geboten, sondern auch jedes einzelne Werk behandelt wird. Öhquist steht auf dem Standpunkt, dass in Sudermanns Schaffen zwischen den Romanen und Dramen sich eine tiefe Kluft befindet, dass dieselben zwei verschiedene Welten bedeuten. Gemeinsam sei beiden nur die Intensität und Ursprünglichkeit des künstlerischen Temperaments. Als Erzähler sei Sudermann Phantast, er scheue sich selbst nicht, das mystische Land der Romantik zu betreten. „Der Inhalt, die Fabel der Erzählung treten in den Vordergrund und die Spannung wird die Triebfeder. Die Darstellung des inneren Menschen tritt zurück vor der Schilderung äusserer Ereignisse. Weder Sprache noch Motivierung halten sich an die Wirklichkeit. Der Verfasser fühlt sich selbst im Zauberkreis seiner Fabel festgebannt. Er ist ein Sklave seiner eigenen Geschöpfe und er findet nicht den befreienden Humor, der ihn über sie hinausheben könnte.“ — Im Drama dagegen fühlte er sich nicht nur sachlich, sondern auch geistig frei: er kommt in unmittelbare Berührung mit den Ideen seiner Zeit. Erst im Drama hat Sudermann sich selbst gefunden und hört auf, nur ein Unterhaltungsschriftsteller zu sein; erst hier wird er Künstler und bisweilen sogar der Verkünder einer neuen Kunst.

Zu der von der Neuen deutschen Rundschau seiner Zeit veranstalteten Enquête über die Dramen „Talisman“, „Jugend“, „Hannele“ und „Ehre“ und den damals erhaltenen Antworten meint Öhquist: Die Absperrung der Alten von ihrer Umgebung, das ist die Ursache, dass sie dem Angriff der Jungen nicht widerstehen konnten, denn zu dem Siege der Jungen hat ohne Zweifel in erster Reihe ihre kluge Taktik beigetragen: getrennt marschieren, vereint schlagen. Jeder von ihnen hat versucht, seine eigene Originalität beizubehalten und zu schützen, aber er hat zugleich die der andern im Auge behalten und ununterbrochen mit ihnen Berührung gehabt. In diesem gemeinsamen Interesse, diesem ständigen gegenseitigen Stützen, liegt zum wesentlichen Theil die siegreiche Kraft der neuen Künstlergeneration.“

Aus dem Inhalt der letzten Hefte der Zeitschrift Tilskueren herausgegeben von Galschiöt (Kopenhagen. Nordischer Verlag) seien ausser dem auch in Deutschland bekannt gewordenen Aufsatz Björnson's über die moderne norwegische Litteratur,“ zwei Novellen, die merkwürdiger Weise denselben Titel „J. Taage“ führen, eine von Henri Nathausen und eine von Thoralv Klavenaes hervorgehoben. Thoralv Klavenaes bietet eine Jagderzählung, in der der autosuggestive Schreckenseinfluss des Verirrens im Walde in packender und spannender Weise dargestellt wird. Die Skizze von Nathausen ist eine dieser feinen psychologischen Dialognovellen mit Verzicht auf jede äussere „Handlung“, wie sie die neue nordische Litteratur so zahlreich liefert. Unter den wissenschaftlichen Aufsätzen will ich auf eine Studie über die „Agrarbewegung in Frankreich“ von Franz Pio aufmerksam machen. Der Artikel enthält eine Uebersicht über die Geschichte und Ziele der Agrarsyndikate, jener eigenartigen Organisation der französischen Ackerbauer. Diese vor 13 Jahren im kleinen Massstab begründete Association ist heute über ganz Frankreich verbreitet. Ihr anfängliches

Ziel war nur gemeinsamer Einkauf von Kunstdünger unter sachverständiger Anleitung und Ausnutzung der Vortheile, die sie gemeinsam als Grosskonsumenten erlangen konnten. Nach der 1884 erfolgten Aenderung des französischen Vereinsgesetzes änderten sich auch die Aufgaben dieser Organisation, die sich bald über ganz Frankreich ausdehnte und in den politischen Kampf eintrat. Zu den Wahlen 1889 traten die Agrarsyndikate mit einem eigenen Programm auf und erlangten in der neuen Deputiertenkammer eine Majorität, die sich mit auf dieses Programm verpflichtet hatte. So setzten sie 1892 die von ihnen verlangten landwirtschaftlichen Zölle durch. Daneben schufen die Syndikate Provinzorganisationen, die zu Vorkämpfern der einzelnen verschiedenen agrarischen Interessen wurden. Schon 1890 zählten die Agrarsyndikate 600000 Mitglieder, sie sind heute die grösste professionelle Vereinigung Frankreichs. Ihre praktische Thätigkeit besteht aus Folgendem: 1. sie besorgen direkten Masseneinkauf, sind also eine Art Kommissionär für die Mitglieder. Daneben errichteten die Syndikate „Konsumvereine“, die Maschinen, Dünger, kurz alle Verbrauchsartikel an die Landleute liefern. 2. sie vermitteln den direkten Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte. Bei der zentralisierten Organisation findet hier zunächst eine Art Warentausch statt, die weinbauenden Distrikte liefern Wein und erhalten dafür Getreide u. s. w., alles also aus erster Hand, ohne die Spesen und Kosten des Zwischenhandels. Dieser Verkauf von Syndikat zu Syndikat ist allerdings erst im Werden, verheisst aber eine grossartige Zukunft. Dann werden die Produkte aber auch an Grosskonsumenten, wie der Staat, die städtischen Konsumvereine etc. verkauft und hiermit die direkteste Verbindung zwischen Producent und Konsument geschaffen. 3. sie geben die Basis für korporative Produktion, indem die landwirtschaftlichen Rohprodukte des einzelnen Mitglieds in Syndikatsfabriken zu Industrieprodukten umgewandelt werden. So sind gemeinsame Meiereien errichtet, die Errichtung von Spiritusfabriken ist in Aussicht genommen etc. 4. durch Errichtung von Volksbanken, teils auch durch Erteilung direkten Kredits verschaffen sie den Ackerbauern die notwendigen Barmittel. Die Volksbanken dienen zugleich als Sparkassen. Auch hierin befindet sich die Organisation erst im Stadium des Werdens, und hat noch nicht die Höhe erreicht, die das landwirtschaftliche Kreditwesen in Deutschland besitzt. Wichtig ist aber der Versuch der Errichtung von Warenbanken, an die die Ackerbauer ihre Produkte liefern und dafür Geld erhalten können. 5. haben sie Assekuranzanstalten errichtet in Form kleiner lokaler, auf Gegenseitigkeit beruhender Institute. Auch gegenseitige Kranken- und Hilfs-Kassen sind errichtet. — Das Eigenartigste an dieser ganzen Sache sind nicht die einzelnen Institutionen, denn die existieren in andern Ländern auch, sondern die innere Verbindung, der einheitliche Zusammenschluss von diesen Allen. Zu bemerken ist aber, dass die Mitglieder mehr aus den grossen und mittelgrossen Grundbesitzern, als aus den kleinen und kleinsten bestehen. — Der Raum gestattet mir leider nicht, auf die weitgehenden sozialen Perspektiven, die Pio in seinem Artikel entwickelt, näher einzugehen.

In den neuen Heften der Zeitschrift Kringsjaa (Kristiania, Olaf Norli), die nach dem Muster der „Revue des Revues“ Artikel aus allen Zeitschriften der Welt in Auswahl bringt, will ich hier nur die Originalbeiträge erwähnen, da die andern ja teilweise in den Zeitschriftenübersichten der andern Länder erwähnt werden. Da ist namentlich der für Kringsjaa illustrierte Artikel von Björnson „über die moderne norwegische Litteratur“ aufzuführen. Ferner lieferte Vetle Visli eine feine kleine, etwas philosophisch angehauchte Erzählung „Farlig evne“, der bekannte nordische Dichter Nils Collet Vogt eine illustrierte Schilderung Capri's und Sylfest Muldal ein kleines Gedicht: Ich weiss nicht, welchen Weg.

Endlich liegen mir noch ein paar Hefte der Zeitschrift „Samtiden“ herausgegeben von Gerhard Gram vor (Bergen, John Griegs Verlag). Gemäss ihren geringeren Umfang bringt die Zeitschrift kleinere Arbeiten. Auf dem Gebiet der Dichtung ein Fragment „Herbst“ von S. Obstfelder, auf sozialem Gebiet einen Artikel von Flodström „Eine sozialkapitalistische Gesellschaftsordnung,“ der sich aber weder durch sonderliche Klarheit noch durch Weite des Blickes auszeichnet. Es ist eine jener Projektmachereien, wie man ihnen heute vielfach begegnet, die nicht erkennen, dass soziale und wirtschaftliche Entwickelungen den Gang ihrer inneren Notwendigkeit gehen, sondern die glauben mit einer „Idee“ die „Frage“ lösen zu können.

E. BRAUSEWETTER.

DEUTSCHLAND.

Das „Museum“ (Spemann) entwickelt sich in seinen 14tägigen Heften als die hervorragendste populäre Sammlung von Nachbildungen berühmter Kunstwerke. Die Reproduktionen erfolgen mit dem feinsten Geschmack. Um unsern Lesern auch von



der textlichen Behandlung einen Begriff zu geben, setzen wir die interessanten Ausführungen L. Kämmerers über die Technik der Zeichnungen hierher — ein selten in diesem Zusammenhang behandeltes Kapitel.

Ein Hauptreiz bei dem Studium der Handzeichnungen liegt in den intimen psychologischen Schlussfolgerungen, die es anregt und ermöglicht. Schon eine Betrachtung unter rein technischen Gesichtspunkten giebt mannigfachen Aufschluss über das künstlerische Fühlen und Denken einzelner Meister und ganzer Epochen.

Feder, Kreidestift, Pinsel verlangen ganz verschiedene Handhabung, gewähren ganz verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten. Auch das Material, auf dem die Skizze entworfen wird, Pergament, glattes oder rauhes, weisses oder getöntes Papier, beeinflusst die Wirkung und erheischt vom Künstler Ueberlegung und Anpassung. Es lässt sich also aus der Wahl der technischen Hilfsmittel erraten, worauf der Maler schon bei der Vorbereitung seiner Gemälde den grössten Wert legt, ob er den scharfen Umriss, die weiche Modellierung oder die malerische Haltung des Ganzen für das Wichtigste erachtet, in welcher Richtung seine stärksten künstlerischen Instinkte liegen.

Müssig ist die Frage, ob die Entwicklung der Technik von dem Willen und der Geniekraft des Schaffenden abhängt, oder ob sie vielmehr es ist, die, bedingt durch äussere Umstände, wie mechanische Erfindungen und Entdeckungen, dem Künstler die Möglichkeit neuer Ausdrucksweise eröffnet. Wir nehmen nur wahr, dass Stilwandlungen meist mit Wandlungen der Technik parallel sich vollziehen. Auch die Zeichentechnik hat ihre Geschichte, die uns in vielen Fällen die Stilgesichte erklären hilft Vor allgemeiner Verbreitung der Papierfabrikation, die in China erfunden, im Mittelalter hauptsächlich von Arabern betrieben, erst am Ende des XII. Jahrhunderts im Occident eingeführt wurde, bedienten sich die Künstler des Pergaments oder auch dünner Holztäfelchen für ihre Skizzen. Diese Täfelchen wurden sorgfältig geglättet und mit einer aus Knochenmehl oder Bleiweiss hergestellten Paste überzogen, auf der man, wie auf dem ähnlich zugerichteten Pergament oder Papier, mit dem Silberstift, der den heutigen Graphitstift, vertrat, zeichnen konnte. Ein aus solchen Holztafeln bestehendes Skizzenbuch eines Malers vom Ende des XIV. Jahrhunderts bewahrt die Königliche Bibliothek zu Berlin. Der Silberstift ist ein Metallgriffel mit angeschmolzener Silberspitze; er erzeugt hellgraue klare Linien. Die mit ihm ausgeführte Zeichnung ist im wesentlichen auf Kontur und Schraffierung, die keine besonders kräftigen Schatten giebt, beschränkt, daher meist etwas flach, mager und ohne tonige Wirkung. Zum schnellen Festhalten der von der Natur gemachten Beobachtungen, der charakteristischen Hauptlinien eines Kopfes, eines Gewandes oder einer Landschaft, empfahl sich der Silberstift schon durch seine bequeme Handhabung, die nicht, wie Feder und Pinsel, flüssige Farbstoffe verlangte. Er war deshalb der beliebteste Skizzierstift im fünfzehnten Jahrhundert und von niederländischen und deutschen Malern viel benutzt. Hans Holbein der Aeltere z. B. führte ein Skizzenbuch auf seinen Wanderungen mit sich, in das er zahlreiche Bildnisse mit dem Silberstift einzeichnete, die er dann vielfach später mit der Feder, hie und da auch mit Wasserfarbe überging. Auch Albrecht Dürer benutzte den Metallstift für seine Naturskizzen auf der niederländischen Reise 1520—21 mit Vorliebe, ebenso haben sich Skizzenbücher mit Silberstiftzeichnungen von Hans Baldung Grien, Johann Lucas Cranach u. a. erhalten, und noch im Jahre 1663 sehen wir Rembrandt das Bildniss seiner Gattin Saskia in dieser Technik entwerfen, obwohl sie gegen Ende des XVI. Jahrhunderts durch den Graphit- oder Bleistift mehr und mehr verdrängt worden war.

Kräftigere Effekte giebt die Federskizze her. Der Gänsekiel zieht breitere Linien als der Metallstift, lässt auch ein An- und Abschwellen derselben und damit ausdrucksvollere Modulierung zu. Noch breiteren Vortrag erlaubte die Schwanen- und die Rohrfeder (aus Schilfrohr), während Pfauen- und Rabenfedern für besonders zarte Linienzeichnung sich eigneten. Je nach den benutzten Farbstoffen, unter denen sich neben der gewöhnlichen Schreibtinte die schwarze Tusche, die bräunliche, aus dem Saft des Tintenfisches gewonnene Sepiafarbe und der ebenfalls braune Bister besonderer Beliebtheit erfreuten, ist die Wirkung der Federzeichnung verschieden. Dürer bevorzugte sie namentlich für Kompositionsentwürfe, während er Naturstudien meist in Silberstift, Kreide oder Kohle ausführte. Die Vorzeichnung für den Holzschnitt wurde ebenfalls mit der Feder auf dem Holzstock entworfen. Die Meister der venezianischen Schule, wie Carpaccio, Tizian und Campagnola, haben diese Zeichentechnik in eigenartiger Weise ausgebildet. Wie willig die Feder der besonderen künstlerischen Absicht sich fügt, lehrt ein Vergleich der in ganz verschiedener Manier ausgeführten Zeichnungen eines Pisanello, Mantegna, Carpaccio, Pergino im fünfzehnten, eines Lionardo, Raffael, Michelangelo Tizian, Cambiaso, Dürer, Urs Graf, Franz Floris im

sechszehnten, eines Guercino, Callot, Claude Lorrain, Elsheimer, Rembrandt, Lafage im siebzehnten Jahrhundert. Oft nahm man auch den Pinsel zu Hilfe, um der Federzeichnung mehr Nachdruck und Plastik zu verleihen; die so mit Tusche lavierten Zeichnungen sind namentlich im siebzehnten Jahrhundert häufig, wo der malerische Sinn sich selbständiger entfaltete. Zum Aufhöhen der Lichter bediente man sich bei Federzeichnungen sowohl wie bei Kreide- und Tuschzeichnungen der weissen Kreide oder des Bleiweiss, das in flüssigem Zustande mit dem Pinsel aufgetragen wurde. Ganz besonders notwendig und wirksam erwies sich dies Verfahren bei Zeichnungen auf getöntem oder gefärbtem Papier, den sogenannten Clairobscurzeichnungen, deren wir zahlreiche von Hans Baldung Grien, Albrecht Altdorfer, Urs Graf und anderen deutschen, besonders auch schweizer Künstlern des XVI. Jahrhunderts besitzen.

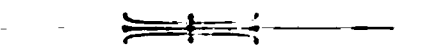
Die durchweg mit dem Pinsel ausgeführte Tuschzeichnung in Wasser- oder Deckfarben (Aquarell oder Gouache) kommt im Ganzen selten als Skizziertechnik in Betracht; allerdings haben Rembrandt und andere Niederländer des XVII. Jahrhunderts in ein- oder mehrfarbigen Tuschzeichnungen auch Entwürfe hinterlassen, meist aber stellen die Aquarelle und Gouachen selbständig durchgeführte malerische Kunstwerke dar, die ebensowenig wie die Oelskizzen und Cartons der Maler zu den Handzeichnungen im engeren Sinne zu zählen sind.

Der Rötelstift — aus weichem Thoneisenstein, wie er im Alpenkalk Tirols, Bayerns und Steyermarks vorkommt, hergestellt — war besonders geeignet und benutzt für Aktstudien, da er weiche Modellierung und durchsichtige Schattengebung begünstigte, auch leicht Korrekturen zuliess. Die italienischen Meister, Lionardo da Vinci und Andrea del Sarto voran, bedienten sich häufiger wie die Deutschen der Röteltechnik, die Agostino Carracci zu blendender Virtuosität ausbildete. Für die graziöse Sinnlichkeit eines Boucher und Watteau war der Rötelstift das passendste Ausdrucksmittel; auch Chodowiecki zeichnete seine Bildnisse grösseren Formats in roter Kreide, die ausserdem den Vorteil einer Vervielfältigung des Blattes durch Umdruck gewährte.

Die schwarze Kreide ist in der Handhabung dem Rötel durchaus verwandt; auch sie bereichert die Strichzeichnung durch breite, malerische Effekte, die man, wie bei der Rötelzeichnung, durch Benutzung des Wischers (der Estompe) noch verstärken kann. Die farbigen Kreiden, die seit dem XVII. Jahrhundert in Holland in Gebrauch kommen und hauptsächlich in der Pastellmalerei des XVIII. Jahrhunderts Anwendung finden, sind als Zeichenmaterialien ebenfalls dem Rötel gleichzustellen. Die Kohle dagegen hat einen etwas spröderen Charakter, sie erzeugt einen weniger fest in sich zusammenhängenden Strich, der durch eine Gummilösung fixiert werden kann. Die Maler des sechszehnten Jahrhunderts haben Kreide und Kohle unterschiedslos gebraucht, wo es sich um Blätter grösseren Formats handelt.

Die ältere Kunstlehre sah die Zeichnung als das gemeinsame Fundament aller bildenden Künste an und wies ihr daher die wichtigste Rolle bei der Ausbildung der Künstler zu. Es lässt sich oft, besonders in den Zeiten des Manierismus, beobachten, wie die im künstlerischen Elementarunterricht beliebte Zeichentechnik ausschlaggebend für den Kunststil wurde. In dieser Hinsicht geben die seit dem XVI. Jahrhundert auf dem Büchermarkt erscheinenden „Reissbüchlein“ und Anleitungen zum Zeichnen interessante Aufschlüsse.

Im Allgemeinen darf man sagen, dass mit der grösseren Weichheit des Zeichenmittels die Zeichnungen meist an Energie der Strichführung und an persönlichem Charakter einbüssen, während die Feder- und Stiftzeichnung uns ähnlich wie die Handschrift am unmittelbarsten das Temperament, die nervöse Konstitution, die Erziehung oder Verbildung des Zeichners offenbart.



Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



DER ANTISEMITISMUS.

VON

S. LUBLINSKI.

Seit Zola sein imperatorisches Manifest im Figaro erliess, will die Diskussion über den Antisemitismus nicht mehr verstummen. Auch die hartnäckigen, antisemitischen Siege in Wien haben die Aufmerksamkeit der zeitgenössischen Ärzte und Quacksalber in mehr als wünschenswertem Masse dieser in ihren fundamentalen Ursachen noch immer unergründeten Bewegung zugewandt. Nur seh ich nicht, dass all die heissen Diskussionen, die sich darüber entfachten, den elementaren Grundfehler solcher Debatten bisher zu vermeiden wussten. Der aber liegt darin, dass immer nur solche Gründe und Beweise berücksichtigt werden, die sich im klaren Bewusstsein der Führer und Anhänger bereits zu einem System krystallisirt haben. Das mag genügen, wo es sich um grosse, organisirte Parteien handelt, die nach jahrzehntelangen Wehen und Krisen sich zu sicheren Programmen und festen Prinzipien mühsam durchgerungen haben. So weit aber ist es mit der antisemitischen Bewegung absolut nicht. Sie vielmehr ist so recht ein Tummelplatz für allerhand Querköpfe und verschrobene, individualistische Metaphysiker. In dieser Partei sind die Führer und Generale oft in der entschiedensten Mehrzahl. Und jeder von ihnen hat seine Spezialphilosophie. Die einen, wie das „Magazin“ einmal sehr fein bemerkte, hassen die Juden vor allem darum, weil sie Christus gekreuzigt, die anderen, weil sie Christus hervorgebracht haben.

Sehr viel Unklares, manche Meinungsverschiedenheit muss da mit unterlaufen, und wie bei allen individualistisch gestimmten Parteibewegungen überwiegen die Instinkte und Imponderabilien ganz entschieden den klaren Verstand. Ziemlich billig wäre es darum, wenn man die oft höchst drollig ungeschickten Argumentationen, die einer ringenden Empfindung unklaren Ausdruck leihen, durch gewandte, gefühlvolle Dialektik einfach wegkapern wollte. Das ist wohl eine Wiederlegung des einzelnen Antisemiten oder auch der vereinzelten antisemitischen Broschüre. Aber eine wirklich exakte Erklärung dieser Bewegung, an der es dem Soziologen vor allem liegt, wird damit nicht gegeben. Und das hat auch wohl Zola gar nicht gewollt. Er verfolgte offenbar nur einen praktisch-politischen Zweck. Mit moralischem Pathos und feiner Ironie warf er sich diesem Feinde entgegen, der in Frankreich und in Paris mit solchen Waffen vielleicht noch zu besiegen ist. Wir in Deutschland müssen aber schon einen ganz andren Apparat in Bewegung setzen. Und das erste, was uns in diesem Falle Not thut, das sind möglichst viel Beiträge zur Naturgeschichte des Antisemitismus.

Zwei Erklärungsversuche für den Kausalnexus der antijüdischen Bewegung erfreuen sich einer besonderen Popularität im Deutschen Sprachgebiet — der eine von verblüffender Einfachheit, der zweite schon sehr komplizirt. Was also ist die Ursache des Antisemitismus? Nun, nichts anders, als die teuflische Politik des Fürsten Bismarck, oder, in Wien, des Grafen Taaffe! Diese beiden wollten damit nämlich dem verhassten Liberalismus etwas am Zeuge flicken. Und wer es nicht glauben will und gar noch meinen sollte, dass elementare, tiefgehende Volksbewegungen, wie diese, nicht durch einen einzelnen Mann, auch den grössten nicht, veranlasst werden könnten, der mag noch in aller Eile die Berliner Fortschrittsblätter oder die „Neue Freie Presse“ lesen! Lässt er sich aber selbst dann noch nicht bekehren, dann ist er vom antisemitischen Gift schon gründlich „verseucht“ — von fortschrittlichen Redakteuren kann ihm nicht mehr geholfen werden!

Ernster zu nehmen ist die zweite populäre Erklärung, die im Antisemitismus den „Sozialismus der dummen Kerle“ erblickt. Diese Erklärer lehnen sich an die marxistische Geschichtsauffassung an, welche gegenwärtig manchen Tief- und mehr noch Flachköpfen als ein unantastbares Evangelium gilt. Diese alle werden sich mit einer solchen Definition des Antisemitismus vollkommen zufrieden geben — ausgenommen der neugierige Psychologe und Anhänger einer monistischen Geschichtsphilosophie. Diesem aber kann eine Deutung historischer Gesetze, die im letzten Grunde dualistisch bleibt, unmöglich gefallen. Denn es ist ein Dualismus, wenn auch ein verkappter, einfach zu dekretiren, dass die Materie die Grundbedingung wäre und nicht der Geist und Gedanke — so sagt es Marx. Oder auch umgekehrt, wie Hegel meint. Eine nette Identitätsphilosophie, die den einen Gegensatz kurzer Hand zum Sohn des andern macht! Vater und Sohn mögen sich sehr nahe stehen, aber identisch sind sie nicht. Der Gegensatz bleibt bestehen, ganz wie bei gewissen Atheisten der liebe Herrgott, den sie mit ihrem grimmigsten Hass beehren, wenn sie auch nicht mehr an ihn glauben. Das geschichtliche Geschehen auf rein materielle, ökonomische Grundlagen zurückzuführen, ist eben so schief und dualistisch, wie jene andere Konstruktion, welche die Weltgeschichte in den planvollen Hirnen der grossen und kleinen Männer, des Genius oder des Spiessbürgers entstehen lässt. Diese schönen Sachen werden wohl nur vom Standpunkt des Betrachters abhängen. Subjektive Erscheinungsformen sind sie, da auch der helläugigste und geübteste Beobachter die ganze einheitliche, objektive Thatsache mit e i n e m Blicke nicht umfassen kann. Natürlich wird diese Thatsache auch ihre einheitliche Ursache haben, und da das „Ding an sich“ für die Erklärung sozialer Erscheinungsformen nicht gut herbeibemüht werden kann, so müssen wir eben zu der einzigen Einheit greifen, die wir kennen, zum menschlichen Individuum. In ihm sind die wirtschaftlichen Ursachen und Einwirkungen der Umwelt, das Unbewusste im weitesten Sinne, ebensogut wirksam, wie die energischen, zielbewussten Strebungen einer planvoll bauenden Intelligenz. Ohne gleichwertige Ausbildung einer historischen und statistischen Psychologie wird sich die Marxistik niemals zu einer exakten Wissenschaft der Geschichte erheben. Sie bleibt dann immer stark einseitig, und ein subjektives — nicht einmal ein feineres, subjektives — Element lauert latent in allen ihren Konstruktionen. Dies zur Warnung für

alle, die hier etwa eine Betrachtung nach dem Schema der materialistischen Geschichtsphilosophie erwartet haben. Die mitbeteiligten, wirtschaftlichen Bedingungen des Antisemitismus erkenne ich an, ohne sie weiter zu verfolgen. Sie fallen wohl auch ins Gewicht, sind aber schon zu oft ins Treffen geführt. Die Betrachtung der psychologischen und Gemüts-Motive ist an und für sich schon interessanter und überdies auch mehr am Platz bei einer so zerfahrenen, reaktionär-romantischen Bewegung, als der Antisemitismus eine ist. — —

II.

Die Reichsgründung vor fünfundzwanzig Jahren kam für die damalige Generation so furchtbar plötzlich und unerwartet, dass sie den daraus sich ergebenden Umformungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens vollkommen wehrlos gegenüberstand. Die erste und natürlichste Folge der geänderten Verhältnisse war ein gewaltiger Aufschwung von Industrie und Handel, wie er bis dahin nur im jungen Kontinent Amerika bekannt war. Noch heute erzählen sich die Geschäftsleute gar wehmütig, wie verhältnismässig leicht sich in den siebziger Jahren die Vermögen machen liessen. Damals erst wurde Berlin eine Industrie- und Kaufmannsstadt. Bis dahin hatte auch quantitativ das Offizier- und Beamtenelement einen wesentlichen Prozentsatz der Bevölkerung gebildet. Man kann sagen, dass in jenen Tagen eine ganz neue Stadt gegründet wurde, die sich, wie manche Städte jenseits des Oceans, in fabelhaft kurzer Zeit zu einem Weltzentrum entwickelte. Und böse Tage kamen für alle Behäbigen, für die Ehrenfesten und Soliden, die schwerfällig mit einem komisch ängstlichem Schritt für Schritt ihre einförmige Lebensbahn durchmassen. Nur der skrupelloseste, behendigste und stärkste Schwimmer behauptete sich in dem erregten Meer. Die einzigen Eigenschaften, welche emporhoben, waren kecker Wagemut, eine schweifende Beweglichkeit und stürmischer Nützlichkeitssinn. In diesem ersten Jahrzehnt von Neu-Berlin war der Parvenu so recht an der Tagesordnung. Nicht nur im Geschäftsleben hatte er seine goldene Zeit — auch im Salon und in der Presse. Das bitterböse Wort, dass Journalisten Menschen wären, die ihren Beruf verfehlt, ist damals wirklich am Platz gewesen. Denn vor allem brauchte diese neue Journalistik findige und fingerfertige formale Talente, die mit ziemlich groben Mitteln zu unterhalten, zu verblüffen, zu bewitzeln und ins Bockshorn zu jagen verstanden. Es galt eben, eine blind und wüst zusammengewürfelte, unorganische Masse mit schleunigem Lesestoff zu versorgen. Diesem Publikum durfte man mit einer ausgereiften Kenntnis und ausgereiften Weltanschauung nicht ankommen. Die rein technischen Talente und schweifende Routiniers hatten darum vollkommen die Oberhand. Menschlich aber war es, dass diese Herren sich fühlten. Sie hatten nicht den Zwang mühsamer Studien durchgemacht, sondern sich gar oft gewaltsam vom Kettengang des bürgerlichen Lebens losgerissen — ohne dabei doch zum Scheitern zu kommen. Im Gegenteil, sie ernteten Geld und Ehren im neuen Beruf und lernten Kunststücke und Mätzchen, die ihnen der brave Durchschnittsmensch so bald nicht nachmachen konnte. Warum sollten sie da nicht stolz sein, mitleidig auf die schwerfälligen Tölpel herabblicken und jeder

ehrfürchtigen Pietät den Laufpass geben? Vor mir liegt eine kleine Broschüre, die vor siebzehn Jahren in Leipzig erschienen ist. „Das Judentum und die Tagespresse“ betitelt sie sich und ihre Lektüre ist höchst interessant — man fühlt doch, dass seither vieles, sehr vieles, gründlich anders und besser geworden ist. Mit Ingrimm wirft der anonyme Verfasser sich der ungebildeten, witzelnden Kritikerschaar entgegen, die pietätlos alles in den Staub zerrt — sogar die Dramenstücke eines Rudolf v. Gottschall oder Gustav zu Puttlitz. Nun, darin wird sich ja wohl auch heute noch nichts geändert haben. Aber der gegenwärtige Berliner Kritiker hat für diese „verrissenen“ Herren doch einen besseren Ersatz — hat Hauptmann, Halbe, Wolzogen, allenfalls noch Sudermann und Wildenbruch. Der Berliner von damals aber — und hier wird unser Anonymus satirisch — nannte Paul Lindau und Oskar Blumenthal seine besten Dramatiker. Für diese wurde machtvoll ins Reklamehorn gestossen, nicht etwa, weil sie Juden waren oder mit Juden liirt — so meint es der Broschürenschreiber — sondern weil zwischen den Zeitungs- und Theaterjournalisten ein Verhältnis natürlicher Sympathie bestand. Alles ernste, ehrliche Kunststreben ging gründlich flöten und die Phrase und Sucht nach dem Erfolg beherrschten dieses Gebiet, wie eben jedes andere. Da war es denn kein Wunder, wenn tiefere Naturen ein grimmer Ekel erfasste. Dem ehrlichen Manne kochte das Blut in den Adern und auch mancher von der jüngeren Generation, der stille, ungeklärte Ideale mit sich herumtrug, ballte die Faust. Diesen glimmenden Unwillen fachte die Katastrophe des Gründerjahres zur hellen Flamme empor. Die Gegner fassten wieder Mut, denn es war die erste, grosse Niederlage ihrer gehasstesten Feindin, der vielgerühmten und vielverwünschten — Realpolitik.

Ja, diese Realpolitik! Sie ist gleichsam die Erbsünde, welche dem neuen deutschen Reich als Morgengabe in die Wiege gelegt wurde. Sie hat sich in alle Parteien geschlichen, sie hat sie gespalten und zertrümmert und die innerpolitischen Kämpfe zugleich verwirrt und vergiftet. Mit diesem Wort Realpolitik verbindet sich heute der Sinn eines ideenleeren, grundsatzlosen Machtstrebens, das sich nicht der grossen Verantwortung auf Jahrhunderte hinaus bewusst bleibt und über den engen Zaun augenblicklichster, endlichster Bedürfnisse niemals hinausschaut. Wer die besten Fäuste und den besten Knüppel, die unverschämtesten Ellbogen hat, gilt als hervorragender Realpolitiker, der die Ideologen stolz verachten darf. Diese Verachtung aber beantwortet der Ideologe mit fanatischem Hass und gerade in unsern Tagen musste es sich fügen, dass dieses eigentlich ganz berechtigte Gefühl aus bestimmten Gründen zum Judenhass entartete. Insofern also — ein Zugeständnis an den fortschrittlichen Philister — mag Fürst Bismarck, der Vater der Realpolitik, auch als der Vater des Antisemitismus beansprucht werden. Aber er wurde ein Vater sehr wider Willen und mag jetzt an den hässlichen Zügen seines realpolitischen Kindes wenig Freude haben. Denn er selbst verstand ursprünglich ganz, ganz etwas anders unter Realpolitik. Nicht etwa die brutale Gewalt wollte er predigen, sondern im Gegenteil dem wilden Ansturm revolutionärer Kräfte hielt er die patriarchalische Ehrfurcht für das geschichtlich Gewordene entgegen, die freudig demütige Unterordnung unter die Realität der Thatsachen. Eine solche Thatsache aber, an der er nicht

rütteln lassen wollte, war ihm sein geliebter Preussenstaat. Schon in der Konfliktszeit machte er immer wieder der Fortschrittspartei den Vorwurf, dass sie über Deutschland Preussen völlig vergessen hätte. „Sie wollen von Preussen nichts wissen, weil es Ihrem Parteistandpunkte, Ihrem Parteiinteresse nicht konvenirt, weil es Ihnen konvenirt, Preussen entweder nicht oder als Domaine des Nationalvereins bestehen zu lassen. — Was müssten wir, was müsste ein preussisches Ministerium thun, um Ihr Vertrauen zu gewinnen? Es müsste sich von Preussens Verfassung lossagen, es müsste sich von Preussens Traditionen, von Preussens Geschichte, vom preussischen Volksgefühl vollständig lossagen.“ Der preussische Volksgeist aber, wie Bismarck in der berühmten Rede vom 22. Januar 1864 wuchtig ausführte, ist durch und durch monarchisch, und Preussens Traditionen verlangen ein energisches Festhalten der mühsam errungenen Grossmachtsstellung. Auf eine Erwiderung des Führers der Altliberalen, des Grafen Schwerin, dass es doch nicht anginge, Preussen und Deutschland völlig zu scheiden, erwiderte Herr von Bismarck sehr bezeichnend: „Das ist ja schon geographisch unmöglich, ein Blick auf die Karte lehrt das schon. Es fragt sich in Deutschland nur, wer soll führen? — oder, wie der Herr Vorredner sich ausgedrückt hat, wer soll im andern aufgehen?“ Diese letzte Frage nun wurde von den Einheitsschwärmern kurzer Hand dahin beantwortet, dass Preussen in Deutschland aufzugehen hätte. Bismarck aber wollte es umgekehrt. Er hatte jedenfalls den Vorteil dabei, dass er sein Ziel klar erkannte, während seine politischen Gegner unklaren Wünschen und unfertigen Traumvisionen fieberhaft nachjagten. Ein Deutschland im politischen Sinn gab es noch nicht und darum konnte sich jeder ein Ideal davon nach individueller Laune behaglich und phantastisch ausgestalten. Aber dieses Ideal selbst stand unerschütterlich fest, und gerade weil es nur so höchst unklar empfunden wurde, war die Leidenschaft, mit der man ihm diente, um so heisser und stärker. Diese Leidenschaft schöpfte ihre Gesetze aus sich selbst; sie anerkannte keine Rechtsordnung, die sich ihr entgegenstellte, keine Pietät. Insofern waren diese Deutschschwärmer völlige Realpolitiker, als ihnen zur Erreichung ihrer Ziele jedes, aber schlechthin auch jedes Mittel recht gewesen wäre — auch Barrikaden, Blut und Eisen. Ihnen gegenüber vertrat Bismarck das Bestehende, den alten Preussenstaat mit seinem noch halb patriarchalischen Königstum. Seine Realpolitik war nur die folgerechte und pietätvolle Vertretung des konservativen Prinzips. Sie war, genau so wie die revolutionäre seiner Gegner, weit mehr Ideen- als krasse Thatsachenpolitik. Aber es war das Unglück oder tragische Verhängnis seiner Laufbahn, dass er in keinem Momente seines Lebens eine Partei zur Verfügung hatte, die ihn aus prinzipieller Überzeugung unterstützte. So auch damals. Denn selbst die Konservativen, diese beste Stütze von Bismarcks altpreussischer Politik — waren keine reinen Preussen mehr. Die Jahre der Revolution hatten auch an ihnen ihre umwandelnde Kraft glänzend bewährt. Weltbürgerlich, absolut und allgemeingültig, wie das Programm des Liberalismus, war auch das konservative Prinzip geworden. Nur noch hie Freiheit, hie Autorität lautete der Schlachtruf und nicht etwa hie Preussen, hie Russland oder — Österreich. Wenn man dem Gegner gelegentlich Mangel an Patriotismus zum Vorwurf machte, so ward man doch oft selbst der Sünde blos. Wer nur Preusse und nichts

als Preusse war, musste den Annektionen von Hannover und Kurhessen unbedingt zustimmen, da sie für den unfertigen Staat geradezu ein Lebensinteresse bildeten. Aber einer folgerechten, konservativen Weltanschauung musste die Entthronung legitimer, angestammter Herrscher wie eine frevelhafte, revolutionäre Gewaltthat erscheinen und in der That, die konsequenten Altkonservativen waren heftig empört über die Wendung, welche 1866 ihnen brachte. Trotzdem setzte Bismarck seine rein preussische Politik damals wirklich durch und zwang sogar durch die Gewalt seines Genius den rechten Flügel der Liberalen und den linken der Konservativen in seinen Bann. Dadurch aber brach er diesen Parteien ihr innerstes Prinzip, gleichsam ihr Herz aus. Was er ihnen zum Ersatz bot, das National- und Staatsgefühl, war doch etwas zu Äusserliches und neu Empfangenes, um den Parteien wirklich schon in Fleisch und Blut zu dringen. Zunächst verfielen diese Herren dem allgemeinen Fehler aller Neophyten — der Übertreibung. Sie pochten auf ihr Nationalgefühl, schrieen es von allen Dächern und forderten jedem Dichter und Denker in deutschen Landen seinen patriotischen Pass ab. Ein Zeitalter gehässigter, politischer Verfolgung und unerhörter Intoleranz brach über Deutschland herein. Zu dieser ersten Bescheerung der Realpolitik kam eine nicht minder erbauliche zweite. In den ruhigeren Stunden, die das nationale Fieber zuweilen doch übrig liess, traten die Differenzen zwischen liberaler und konservativer Weltanschauung scharf hervor, und die Regierungsmajoritäten der achtziger Jahre, jene Kartellmajoritäten berüchtigten Angedenkens; drohten in alle vier Windrichtungen spurlos zu zerstieben. Darum musste ein neuer Köder gesucht werden, ein gemeinsamer Brodkorb für das widerspänstige Paar — und das Resultat dieses Suchens war die Bismarck'sche Schutzzollpolitik, die denn auch mehr als zwölf Jahre ihre volle Wirkung that. So recht bezeichnend für das Wesen der Kartellparteien war dieser Schutzzoll. Die beiden grundverschiedenen Gesichter des Zwittergeschöpfes offenbarten sich hier — der starr nationale, aufgedonnerte Idealismus, der die „nationale Arbeit" schützen und züchten, förmlich aus dem Boden stampfen wollte, und die naive Unverschämtheit der Interessentenkreise, die in krasser Selbstsucht den ganzen Staat für sich in Anspruch nahmen. Besonders anmutig war keines der beiden Gesichter, und ihr Anblick wirkte furchtbar erbitternd auf die Masse des Volkes. Die brutalen Ausnahmegesetze der Nationalen und die einseitige Begünstigung der Grossgrundbesitzer und der grossen Industriellen schärften den revolutionären Groll und trieben den Hass des Proletariers zur Siedehitze empor. So war die ursprünglich ganz patriarchalische und wirklich ethische Politik des Fürsten Bismarck zu einer bösartigen Karrikatur entartet. Und sofort fanden sich auch Idealisten, die alle Unbehaglichkeiten dieser Lage den Juden in die Schuhe schoben.

Noch mehr aber als mit der Regierung waren die kleinbürgerlichen Idealisten unzufrieden mit dem entschiedensten Gegenspiel jeder modernen Regierung — mit der Sozialdemokratie. Diese ging gerade in jener Zeit aus dem Heerlager Lassalles zu Marx hinüber — sie proklamirte den Klassenkampf. Das war nur die ganz logische Folge davon, dass das Bürgertum der ersten Reichszeit noch kein soziales Gewissen besass, kein Verständnis für die Forderungen des Arbeiterstandes. So konnte sich auch keine grossangelegte, radikale Reform-

partei, wie Lassalle sie einst erstrebte, aus allen Schichten des Volkes langsam herausbilden. Noch viel weniger aber konnten die aufgeregten Massen sich dem sozialen Patriarchalismus einer leidlich wohlwollenden Regierung unterwerfen. So sahen sich die Arbeiter ganz auf sich selbst zurückgewiesen und mussten alle anderen Klassen fortan als Feinde betrachten, die erbittert zu bekämpfen wären. Das verstärkte, verschärfte und verbitterte den revolutionären Grundton der sozialdemokratischen Propaganda und erweckte ihr zahllose Feinde im gebildeten Bürgertum. Zwar hatte auch schon Lassalle mit revolutionären Gedanken zuweilen gespielt. Aber einer Revolution, wie er sie plante, hätte wohl auch mancher demokratische Idealist aus dem Bürgertum jubelnd zugestimmt. Eine „ideale“ Revolution wäre das geworden, wie im tollen Jahre 1848, wo eine begeistert-phantastische Jugend auf die Barrikaden stürmte, um sich dann, nach errungenem Siege, mit den bisherigen Lenkern des Staates sentimental und freudetrunken wieder zu versöhnen. Der konstitutionelle König hätte nur schleunigst noch ein sozialer werden müssen. Vielleicht, dass man ihn auch noch gezwungen hätte, auf den Balkon zu treten, um entblössten Hauptes die Schaaren der Gefallenen an sich vorüberziehen zu lassen — und alles, alles wäre dann wieder gut gewesen. Aber von diesen ungemütlichen, wildgewordenen Proletariern fürchtete man noch ganz andere Dinge — Guillotinen, Petroleusen und derlei Teufelswerke mehr. Bei dieser lieblichen Aussicht liefen verschiedene Gänsehäute auch über manchen waschechten demokratischen Rücken, und was Philister war in deutschen Landen schrie in hellem Zorn nach Staatsanwalt und Polizei. Die Pariser Kommune, mit der die deutschen Sozialisten ganz offen sympathisirten, schien die schlimmsten Befürchtungen noch übertreffen zu wollen. Durch dieses Symptom erst fühlte sich Fürst Bismarck, nach eigenem Geständnis, veranlasst, der Arbeiterbewegung als unversöhnlicher erbitterter Bekämpfer gegenüber zu treten. Nicht der gewaltthätige Staatsmann Bismarck war es, auch nicht Bismarck der Millionärezüchter und Vertreter der Bourgeoisie, der sich mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und Stellung den Arbeiterbataillonen stürmisch entgegenwarf, sondern jener andere, patriarchalische und königstreue Bismarck, den dieser zügellose und pietätlose, revolutionäre, verhetzende Klassenkampf ins innerste Herz getroffen hatte. Ganz den gleichen Ingrimm empfanden viele, in dieser Beziehung ihm ähnliche Naturen, welche sonst vielleicht von seiner Politik nichts wissen mochten. Und auch hier suchten die ergrimmten Idealisten nach Prügelknaben für ihre enttäuschten Hoffnungen, und in Ermangelung eines besseren verbrannten sie den Juden. Eugen Dühring ist es gewesen, der die „Entartung“ der Arbeiterbewegung zum Klassenkampf den Hebräern auf's Konto schrieb, und viele, gar viele, haben ihm das nachgebetet. — —

III.

Das sind einige der wichtigsten sekundären Ursachen des Antisemitismus, gleichsam die recht stattlichen Nebenflüsse, deren Zustrom dem Hauptgewässer erst seine reissende, unwiderstehlich niederwerfende Gewalt verlieh. Jedoch die eigentlich bewegende, primäre Ursache fällt in ein ganz anderes Gebiet. Sie liegt in dem begründet,

was ich als „Renaissance des Mittelalters“ bezeichnen möchte und ferner noch im Charakter des modernen Judentums. Das Wort „Mittelalter“ hat freilich in seiner Beziehung zum Antisemitismus einen gewissen Nebensinn erhalten, der einer geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis wenig entspricht. Aber von diesem, von dem sogenannten „finsteren“ Mittelalter soll hier auch gar nicht die Rede sein. Nicht entartete Einzelformen jener Epoche, wie Inquisitionen und Scheiterhaufen, sind gemeint, sondern ein Grund- und Wesenszug, der die ganze mittelalterliche Kulturwelt erbaute und auch in unseren Tagen wieder schöpferische Kräfte entfaltet hat. Dieser Grund- und Wesenszug des Mittelalters lag in dem Bestreben, das Unsinnliche zu versichtbaren und das Subjektive zu objektiviren — das Traumhaft-Persönliche zu einem Gegenständlich-Sozialen zu gestalten. Das Geschlecht des Mittelalters hatte einen sehr strengen, logisch durchaus vollkommenen Begriff des unsichtbaren und unendlichen, kurzum des abstrakten Gottes. Der aber genügte ihm nicht. Es wollte, ohne dieses Abstrakte und Unendliche dabei aufzugeben, zugleich ein sichtbares Zeichen, ein greifbares Symbol für seine Empfindung haben — und es erschuf sich den Statthalter Christi, den Papst. Noch viel willkürlicher, deduktiver und persönlicher verfuhr der mittelalterliche Mensch mit den Ergebnissen des Staats- und Völkerlebens. Dass Verfassung und Rechtsordnung nur menschlich-zeitliche Produkte mit einem ganz eigenständigen Leben wären und nur geboren würden, um wieder zu sterben — dieser Gedanke wäre einem Sohn des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts niemals in den Kopf gegangen. Er umkleidete die massiven Institutionen des Feudalstaates mit seinen unendlichen Träumen und spekulativen, ewigen Gedanken. Und er deutete, vergewaltigte und verrenkte sie, bis sie leidlich-weidlich in sein Ewigkeitssystem schliesslich hineinpassten. So trat dann dem Papst die heilige Kirche zur Seite mit ihren Sakramenten und Gnadenmitteln, durch welche jede winzigste Handlung der Alltäglichkeit zum Überirdischen, Unendlichen erhoben wurde. So geschah es im Mittelalter und nicht gar viel anders geschieht es in unseren Tagen. Auch der moderne Mensch ist auf der Jagd nach einem unbekannten, unendlichen Gott, der aber durchaus kein unsichtbarer sein soll. Man will ihn schauen, fassen und greifen in aller seiner Herrlichkeit. Umgekehrt auch soll das Sichtbare und Bestehende, das räumlich und zeitlich kaum erst Verwirklichte, durchaus nicht einen nur endlich begrenzten Charakter in sich tragen. Wenn etwa ein Vegetarianer seine Pflanzenkost empfiehlt, wenn ein Kleiderreformer neue Schnitte und Trachten findet oder ein zwergiger Sozialpolitiker den Kreuzzug gegen den Alkohol beginnt, dann begnügt man sich keineswegs nur damit, rein praktische Momente ins Feld zu führen und mit langsamer Erziehung still und systematisch auf die Massen einzuwirken — sondern die Sache erhält sofort den Stich ins Metaphysische. Man schafft sich Systeme und Dogmen, weckt die Glut religiöser Überzeugung im Herzen der Anhänger und eröffnet mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft und Charakter den rasenden, fanatischen Kampf gegen die „Macht der Finsternis.“ Nicht viel anders wird es, wenn es statt der Laster und Leiden einmal auch den Freuden des Lebens gilt. Auch dann muss es Metaphysik und Religion, Idealismus und Konventikeln geben — und handelte es sich selbst um einen Klub von Radfahrern oder Verein der Bergfexe. Die erneuerten olympische Spiele und der Sieges-

zug der Heilsarmee sind bezeichnende Symptome dieses modernen Mittelalters. Natürlich musste diese Geistesrichtung schliesslich auch in die Politik hinübergreifen und sich zugleich einen bleibenden Niederschlag grosser theoretischer Weltanschauungen verschaffen. Die kühnste dieser Theorien ist die Philosophie Nietzsches — Übermensch, sichtbarer Gott; die zweitkühnste das Dogma der Sozialdemokratie — Zukunftsstaat, Himmel auf Erden, versichtbarte Hierarchie. Aber gerade diese Extremsten biegen sich wieder um, lenken nach Innen zurück und aus dem Versichtbarten wird wieder das Unsichtbare, der abstrakte Gedanke und die überquellende, unendliche Empfindung. Für unsere Betrachtung kommen daher mehr die Mittelstufen in Frage, die kompakter in ihrer Gestalt verharren, sich schärfer abzeichnen und darum auch eine viel augenblicklichere Wirksamkeit üben. Hier tritt dann an Nietzsches Stelle Eugen Dühring, der nicht Übermenschen will, die gute Europäer sind, sondern Nationalgötter, einen typischen Germanen. Mit viel mehr Recht als Nietzsche könnte gerade Dühring von der blonden Bestie sprechen. Und wieder die Sozialdemokratie wird auf dieser Stufe durch jene mittelständigen Kleinbürger ersetzt, die in dem gegenwärtigen Zustand von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft etwas Unantastbares, Ewiges, Heiliges erblicken. Nationaler Radikalismus und konservatives Kleinbürgertum saugen alle ihre Kraft und Zähigkeit nur aus dieser mittelalterlichen Geistesrichtung, welche mit menschlichem Auge unendliche Götter sehen will. Aber es ist eben unseres Auges Fluch, dass es nur dualistisch sieht. Darum muss auch die sichtbare Kirche durch eine nicht minder sichtbare, hierarchisch abgestufte Hölle ergänzt werden. Und dem sieghaft-sichtbaren Lichtgott musste eine Nachtgestalt, der Geist des Bösen, zur Seite treten. Die allerverschiedensten Namen führte in früheren Zeiten dieser Geist. Man nannte ihn Ahriman, Loki, Antichrist. Heute aber heisst er Kapitalist und Heerdentier — Jude!

Aber gerade um diesen letzten Gegensatz voll zu würdigen, müssen wir noch tiefer graben. Es fragt sich vor allem, aus welchen innersten seelischen Eigenschaften dieses neue Mittelalter herausgewachsen ist. Dann erst ist ein sicherer Vergleich möglich, ob eben der Jude, besonders der moderne Jude, einen wirklichen Gegensatz dazu bildet. Um es kurz zu machen, das moderne Mittelalter entstand aus einer heftigen Reaktion des Historischen und Bestehenden gegen jenen apriorischen Rationalismus, der mit der Waffe des abstrakten Dogmas mechanisch umformend an das blühende Leben tritt. Diese Reaktion kann doppelter Art sein. Zuweilen nämlich setzt sich das Organische dem Mechanischen entgegen und die induktive Methode der deduktiven. Es wird dann gepredigt, dass diese lebendige Welt kein träger Rohstoff wäre, den der Mechanikus nur so nach Belieben formen und kneten dürfte — das flüssige Werden empört sich gegen das steinerne Sein. Diese Art Opposition ist die höchste und modernste und zukunftsreichste. Zum Rationalismus verhält sie sich, wie ein freier, weiter, hochgebildeter und durch und durch moderner Sozialreformer sich zum sozialdemokratischen Heerdentier verhält. Aber um so weit zu gelangen, dazu gehört eine Selbstzucht und ein Feinsinn, der nicht eben vielen gegeben ist. Viel bequemer ist der zweite Weg, den die Reaktion auch meistens einschlägt und der direkt ins Mittelalter führt. Da handelt es sich keineswegs um den grossen und

einfachen Grund- und Urkonflikt zwischen Sein und Werden, sondern es steht ein Sein hier gegen das andere. Die fertige Apriorität des gedanklichen Dogmas wird ersetzt und bekämpft durch die nicht minder fertige Posteriorität sozialer Zustände. Dogma hier und Dogma dort — jeder hält das Endliche und Vergängliche für ein Unendliches und Heiliges.

Mittelalterlich sind im Grunde beide, der Rationalist wie der gegenständliche Konservative. Aber letzterer hat wenigstens den Vorteil, dass innerhalb seiner abgeschlossenen, fertigen Konstruktionen doch immerhin warmes Leben pulsiert. Er ruht auf der Erde, hängt an den alten Sitten und Gebräuchen, saugt ruhmreiche Traditionen in sich ein und umkleidet all sein Thun und Lassen mit einem gemütvoll idyllischen Zauber. Obwohl also auch er eigentlich nur ein Knecht und Sklave seiner Umwelt ist, fühlt er sich doch in seinem Bewusstsein als freier Mann, der keine Ketten trägt, nur freiwillige Blumenguirlanden. Der unerbittliche Rationalist, der unter dem Zwange des Gedankens in zuckenden Menschenleibern formt und knetet, muss diesem Konservativen als ein rasender Despot erscheinen, als der geborene Tyrann, der sich zugleich selbst vor dem eigenen Götzen sklavisch im Staub wälzt. Und der Freie und Freiheitsliebende hasst ingrimmig diesen Despoten. Dazu aber kommt nach der andern Seite auch der Hass des Gebundenen. Der Konservative ist in heimischer Sitte und heimischem Brauch innig eingewöhnt, er kann davon nicht lassen und als höchste Tugend entwickelt sich ihm daraus die Pietät, die patriarchalische Ethik. Als Verruchtester unter den Verruchten erscheint ihm der Zügel- und Pietätlose, der krasse, flüchtige Egoist, der nirgendswo festhaftet, der Witzige und Freche. Dieser Hass mischt und mengt sich mit jenem anderen und wird zu einem einzigen bäumenden Gefühl, dass die Brust des modernen Mittelalterlichen bis zum Zerspringen füllt. Um diesen Stimmungen Luft zu machen, konnte er in der That kaum einen besseren Prügelknaben finden, als gerade den — modernen Juden.

Jene Erzählung vom Bau der Stiftshütte in der Wüste, in welcher sie dann ihre Bundeslade herumführten, ist mir immer als ein höchst merkwürdiges Symbol des jüdischen Nationalcharakters und jüdischen Schicksals erschienen. Die Bundeslade, das war das Gesetzbuch der Juden und sie enthielt alle Paragraphen und Rechtsordnungen eines peinlichen Zeremoniells. Die Juden aber, die sich diesem rigorosen Paragraphen voll ängstlicher Treue zu unterwerfen hatten, waren damals noch ein — schweifender Nomadenstamm. Mit Recht mag die Kritik bestreiten, dass die Thora und die fünf Bücher Mosis schon in der Wüste geschrieben wurden. Um Gesetze schriftlich fixiren zu können, dazu ist notwendige Vorbedingung ein Reichtum von überliefertem Recht, von Sitten und Gebräuchen, wie sie sich nur langsam, sehr langsam, im sesshaften Leben des Ackermanns oder des Städters zu entwickeln pflegen. Grossstilig, einfach und klar sind die Gesetze eines Nomadenstammes — zehn Gebote sind da schon zu viel. Dafür aber war jene Sage von der Stiftshütte in der Wüste gleichsam eine prophetische Ahnung all' der künftigen Schicksale des jüdischen Stammes. Als nämlich die Juden ihrer Heimat endgültig beraubt waren und, zerstreut und vereinzelt, unter fremden Völkern gespenstisch weilten, da wollten sie sich immer noch, mit instinktiver Zähigkeit,

als eine Nation behaupten. Eine Nation aber ohne territorialen Untergrund, ohne Staat, oft auch ohne gemeinsame Sprache, ist ganz einfach ein Nomadenstamm. Nur dass diese Nomaden nicht in der Wüste lebten, sondern in einem Völkermeer, welches sie zu verschlingen und zu absorbieren drohte. Dagegen konnte nur der „Zaun der Gesetze“ helfen, peinlich ausgeklügelte Zeremonien, uralte Sitten und Gebräuche. So ergaben sich die merkwürdigsten Widersprüche im jüdischen Wesen. Es war schweifend, ruhelos und phantastisch, wie der Geist des Nomaden, und zugleich zäh, hartnäckig, geduldig, wie die schwerfällige Seele eines erdgebundenen Bauern. Beide Eigenschaften aber waren nur Treibhauspflanzen, die jedes natürlichen Bodens ermangelten. Dem Nomaden fehlten die Wüste und die Sterne, dem Bauern die Ackerscholle. Der jüdische Nomade hatte nicht den grossen Sinn und nicht die Poesie, die Wüstenluft mitunter gewährt, auch nicht das frechheroische Räubertum. Ihm blieb nur die Vagabondage, das tückische Halsabschneiden und unehrenhaftes Umhertaumeln in unsolider Berufsart. Ebenso brachte ihre Traditionstreue den Juden mehr Schaden als Nutzen. Die höchsten schöpferischen Kräfte entspringen mitunter einer Tradition, die fest im Heimatboden wurzelt. Da lernt der Mensch, sich den Dingen der Umwelt zu unterwerfen und den Geheimnissen der Natur mit innerem Gehör zu lauschen. Wenn sich jedoch, nach solch inniger Versenkung, eine Individualität machtvoll wieder emporringt — dann ist der originale Genius vollkommen fertig. Aber selbst noch die schwächste und kleinste Kraft gewinnt Geruch und Farbe, Stärkung und Eigenart, wenn sie im Heimatboden wurzelt. Etwas Ewiges und Grossstiliges hat sich immer nur aus einer dauerhaften, monumentalen Tradition entwickeln können. So dauerhaft sich nun auch immer die jüdische Tradition erwies, so wenig monumental war sie. Ihre Schöpfung und Norm blieb schliesslich immer der Talmud, diese Riesensammlung winzigster Citate und wunderlicher Rechtssachen. Der jüdische Geist, der wilde Schweifer, blieb rettungslos an jedem Zeremoniell hängen, an den dünnen Fäden haarsträubend winziger Begriffsspaltereien. So fanden sich in diesem Stamm eine steife Spitzfindigkeit und schweifende Vagabondage zu wenig erquicklichem Bündnis zusammen. Und das änderte sich auch nach der Emanzipation nicht, trat vielmehr in der modernen europäischen Form vielleicht noch greller in die Erscheinung. Für die neuen, unbefestigten und schwankenden, darum oft noch unreinlichen und höchst verdächtigen Berufe des modernen Lebens bewies der nomadisch geschulte Jude eine erstaunliche Virtuosität. Ich meine das Geldgeschäft, die politische Agitation, die Journalistik und die Schaubühne. In allen diesen Berufen liefen sie den germanischen Mitbewerbern entschieden den Rang ab und an den bedenklichen Erscheinungen dieser Gewerbe waren auch viele, sehr viele Juden beteiligt. In der Journalistik besonders verletzte jener eigentümliche, jüdische Witz, den wir an dieser Stelle, in einer Abhandlung über den Antisemitismus, durchaus nicht übergehen können.

Der jüdische Witz ist ein Produkt jener seltsamen, schwerfälligen und landlosen Bauernzähigkeit, die einerseits das überlieferte Zeremoniell angstvoll umklammert hielt und ausgestaltete und dabei doch immer auf dem Sprunge sein musste, von Haus und Hof verscheucht und der Urquelle ihrer Traditionen, der heiligen Bücher beraubt zu werden. Immer neue

Gestaltungen und wechselnde Lebensformen ergaben sich daraus, und die Frage war, wie sie mit den alten Traditionen in Einklang bringen. Es entwickelte sich eine zeremoniell-juristische Dialektik, die immer schärfer, subtiler, spitzfindiger und abstrakter wurde, bis sie in so feine, leichte Luft gelangte, dass sie zu hüpfen, zu tollen und tanzen begann, allen Ernst und alle Spannung verlor, in lautes, ironisches Gelächter gellend umschlug. Durchaus ein Kind des toll gewordenen Scharfsinns ist der jüdische Witz, der sich allerdings bei einem Heinrich Heine, der zufällig zugleich ein grosser Dichter war, mit Phantasie und philosophischer Weltanschauung innig vermählen mochte. Bei seinen Epigonen aber, den Journalisten von heute, überwiegt eine freche und verwegene, dürre und abstrakte Spitzfindigkeit. Die Verketzer der jüdischen Witzlinge dürfen freilich nicht vergessen, dass diese haarscharfe Dialektik auch nur einem Bedürfnis des Gemütes entsprungen ist, einem Verlangen des Herzens, das teure Erinnerungen nicht lassen kann. Aber hier gerade bewahrheitete sich der Satz, dass, wer das Schwert gebraucht, auch durch das Schwert umkommt. Dieser virtuose Witz wurde selbstständig und pietätlos und kehrte sich gegen die eigene Nährmutter, das Gemüt. Die Generationen von Juden in Osteuropa, die in der Zeit von 1820 bis etwa 1870 geboren wurden, entstammten zumeist noch sehr frommen Familien. Das zeremonielle Joch drückte die aufstrebenden Geister und nur nach schweren Kämpfen rissen sie sich los. Aus diesen Kämpfen aber flammte ein heisser Hass empor. Die Pietät für alte Überlieferung ging in die Brüche, und frei und fessellos überliess der talmudistische Witz sich seinem souveränen Spiel. Diejenigen der modernen Juden, die zu den Sozialdemokraten übertraten, waren eigentlich von allen nach die konservativsten Juden. Sie ersehnten sich einen Ersatz für das Dogma und glaubten nun an den Zukunftsstaat. An Stelle des Talmud stellten sie ihre Dialektik in die Dienste einer juristisch-sozialen Geschichtskonstruktion. Die ganz und gar Abtrünnigen aber waren die sogenannten liberalen Juden, jene souveränen Individuen, die keine anderen Götter mehr kannten, als Witz und Dialektik. Damit gelang es ihnen glänzend in Neu-Berlin, wie schon erwähnt. Die Mehrzahl der modernen Juden also schied sich in rationalistische Dogmatiker und in egoistische geistige Nomaden, die nach Lust und Laune wüst und planlos einhertollten. Die politischen Juden dieser Art feierten ihre Orgien in der Kulturkampfzeit, wo die Ultramontanen so recht erfahren mussten, wie tief der jüdische Witz verwunden kann. Aber auch gegen die Protestanten kehrten sie sich, wie überhaupt gegen alle konservativen oder, wie ich sie nenne, mittelalterlichen Kräfte des deutschen Volkslebens. Diese wieder benutzten das Attentatsjahr 1878 zu einer heftigen Reaktion sowohl gegen die dogmatischen wie individualistischen Juden — der Antisemitismus wurde geboren.

Die stärksten Beweger und Erreger der Judenhasses in Deutschland sind zweifellos Stöcker und Dühring gewesen. Diese beiden, grundverschieden in ihren Ansichten und in ihrer ganzen Weltanschauung, gehören doch in ganz gleichem Grade zu jenen mittelalterlichen Naturen, welche sichtbare Götter und leiblich-heilige Institutionen begehren. Beide auch gingen von der nationalen Basis aus — wenn das Ziel auch ein verschiedenes war. Dühring möchte das altgermanische, phantastisch-heldenhafte Heidentum wieder ins Leben rufen, während Stöcker auf dem lutherisch-monarchischen Standpunkt verharren bleibt.

Beiden wird dabei der Jude ein willkommener Antichrist. Dühring, der sich selbst einen alten Schweden nennt, dieser trotzige, kampffrohe und berserkerhafte Germane, nahm sich besonders den spiritualistischen, abstrakten, spindeldürren und fahrigen Juden zum Vorwurf. Er, der eine freie und stolze Hingabe an die Naturmächte predigte, entfachte die gesammelte Glut seines Zornes gegen diese verbissenen Dogmatiker, ganz gleichgültig, ob sie nun Orthodoxe oder Rationalisten waren. Denn den dogmatischen Wolf im logischen Schafspelz erkannte das vom Hass geschärfte Auge des blinden Philosophen ganz gut auch im modernen Reformjuden. Gegen diese Art von Judentum richtet sich sein Hass eigentlich noch in weit höherem Grade, als gegen die sogenannte „Judendreistigkeit" der Witzlinge. Heinrich Heine kommt bei ihm fast besser weg als Spinoza. Was er aber von diesem sagt, ist meinem Gefühl nach — die selbstverständlichen Übertreibungen abgerechnet — vollkommen begründet. Zu Unrecht hat der starr systematische und seine Substanz dogmatisch kristallisierende Spinoza den grösseren Descartes verdrängt, der die innerlich reichere und psychologisch genialere Natur gewesen ist. Dührings Abneigung gegen die Juden geht tiefer, als der Hass Stöckers. Gerade das Eigenartige am Judentum, die Neigung zu substantiirter, haarspalterischer Dogmatik dürfte sich der positive Kirchenmann noch am ehesten gefallen lassen. Gegen ein orthodoxes Judentum, dass sonst in seinen Schranken bleibt, hätte er gewiss nichts einzuwenden. Wie sein Gott der bibelfeste, konservative Kleinbürger ist, so sein Antichrist der sozialdemokratische und der ganz freigeistige, liberale, moderne Jude. Beiden gemeinsam jedoch, Stöcker und Dühring, diesen erdgeborenen, organisch schwerfälligen Naturen, ist die Abneigung gegen das Schweifende und Nomadenhafte im modernen Judentum, gegen das Hin- und Herüber von einem Extrem zum andern. Aber der tieferblickende ist Dühring auch hier. Er hat erkannt, dass dieses Nomadentum und diese hastigen Sprünge auch nur ein uraltes Erbteil aus der Wüste und der so oft erlebten Diaspora sind. Beweis dafür die merkwürdige Interpretation, die sich Jesus von Nazareth von dem deutschen Philosophen gefallen lassen muss. Diese Stelle ist so bezeichnend für Dühring, dass ich mich einer kurzen Wiedergabe nicht enthalten kann. „Christus", so sagt er, „ist nichts anderes, als der geistige Neu-Hebräer. Die Betonung eines Prinzips der Feindesliebe, zu dem sich in älteren Kundgebungen wohl das Gegenteil — (soll wohl heissen Gegenstück) — aber praktisch kaum merkbare Spuren fanden, tritt doch nicht ganz aus dem Hebräercharakter heraus, der sich in paradoxen Umkehrungen gefällt und sozusagen kopfsteht, wenn es mit den angestammten Füssen nicht mehr scheint weiter gehen zu wollen." Dühring also sieht in der Liebespredigt nur ein plötzliches Umschlagen und ein Kopfstehen der uralten Selbstsucht, die sich aus ihren eigenen Irrgängen nicht mehr zu retten weiss. Diese totale Umwertung der Werte ist ihm aber zu paradox und widert ihn an. Die höchste unter den möglichen Tugenden gegen den Feind ist für Dühring nur die Gerechtigkeit, die zu üben schon sauer genug fällt. Feindesliebe aber ist ihm ganz einfach ein Unsinn, eine wüste, paradoxe Umkehrung, ein echt jüdisch taumelndes Fangballspiel. Dadurch unterscheidet sich Dühring sehr scharf von Friedrich Nietzsche, der sonst vielfach auf überraschend ähnlichen Wegen wandelt.

Aber Nietzsche hatte gerade seine ästhetische Freude an solch' ungeheuerlichen Paradoxen, an einer verwegenen Umkehrung, oder, in seiner Sprache, Umwertung der Werte! Wenn auch Zarathustra aus Gründen seiner Metaphysik und Ethik schlecht genug auf Christus und auf den jüdischen „Sklavenaufstand in der Moral" zu sprechen ist — für den ästhetischen Nietzsche hatte dieses Schauspiel doch einen unendlichen Reiz. Er kostete alle Nüancen, Farben und Töne, die schaurigen Seelentiefen, die bei diesem moralischen Erdbeben sich klaffend öffneten und war den Juden dankbar für diesen raffinirten Genuss. Das kann freilich nicht Wunder nehmen, da er ja selbst ein gleich paradoxer, verwegener Umwerter war. Ihm erschienen die Juden sogar als ein wertvolles Amalgalm für das Metall, aus welchem sein zukünftiger Übermensch geschmiedet werden sollte. Auch das Nomadische im modernen Juden hatte einen grossen Reiz für ihn. Gerade dieses Streifen und Schweifen, dem in keiner Ecke und keinem Winkel, in keinem der vielen Vaterländer warm wurde, sondern das rastlos immer hinausstrebte durch die Sonnengluten der Wüste und die Gletscherwände des Gebirges — musste dem Dichter des Zarathustra als die höchste, vornehmste Tugend jener freien Geister erscheinen, welche den Knoten der Zukunft knüpfen. Nietzsche war eben vor allem ein guter Europäer — und die modernen Juden sind es auch. Dühring aber ist ein in der Scholle wurzelnder, prononzirt sesshafter Nationalgermane — und die modernen Juden, obwohl sie gern möchten, können es ihm nicht nachmachen. Natürlich meine ich immer den modernen Durchschnittsjuden, der keine Zeit zur Versenkung ins deutsche Volkstum, zum Studium Goethes, der Lyrik oder des Nibelungenliedes hat. Der moderne Durchschnittsjude — das ist eine bittere Wahrheit — wird im Kerne seines Wesens immer bleiben, was er ist. Rationalist wird er sein, Dogmatiker und feurig prasselnder Pathetiker, oder ein spitzfindiger Witzbold. Darum darf es gar nicht Wunder nehmen, dass er in einer Zeit, die nach persönlichen Göttern und persönlichen Teufeln schreit, zum ständigen Prügelknaben aller sesshaften Schollenbauern geworden ist. Schollenland aber ist noch der grösste Teil von Osteuropa — Deutschland und Österreich mit eingeschlossen. Daher der furchtbare Hass, der sich plötzlich über die Juden entlud. Und diese selbst sehnen sich gleichfalls nach Schollengebundenheit; des ewigen Wanderns sind sie gründlich überdrüssig. Gerade dieses Volk, das in der langen Exilszeit einen Ballast peinlich befolgter Gebräuche mit sich herumschleppt, wäre vorzüglich geeignet, wenn es erst in festem Boden wurzelte, ein substantielles, volkstümliches Leben mit handgreiflich ausgestatteten Lokalsitten zu entwickeln. Und danach geht auch der jüdische Drang schon seit einem Jahrhundert — seit Mendelssohn. Endlich, endlich wollen sie feste Wurzeln schlagen. Aber wie und wo? An der Lösung dieses Problems hängt die ganze Judenfrage, die im Grunde weiter nichts ist, als ein Kampf zwischen nomadischer und sesshafter Kultur. Ein solcher Kampf ist notwendig, ist gut und heilsam und wird immer sein. Nomadisch ist alles Junge, Aufstrebende und Werdende, das aber zugleich noch ein Unfertiges ist, ein ruchloser Frevel und hunnische Zerstörungswut. Das ist ganz einfach ein Naturgesetz menschlicher Entwicklung. Gar nicht Naturgesetz aber, sondern ein plumper, historischer Zufall, eine kolossale Dummheit der Weltgeschichte ist es,

wenn dieses Nomadentum einem bestimmten Volksstamm zur Last fällt. Dieser Zufall, diese Dummheit muss durchaus korrigirt werden — aber wie?

Doch zunächst möchte ich den sehr beliebten Einwand zurückweisen, als wäre die Abneigung gegen die Juden nur gleichsam ein Missverständnis, indem man den Hass gegen eine gewisse Berufsart auf den ganzen Volksstamm überträgt. Gemeint ist damit das Geldgeschäft. Aber einmal ist es durchaus kein Zufall, wenn eine bestimmte Rasse besondere Neigung für bestimmte Berufe zeigt. Dies hängt mit ihrer ganzen Struktur, ihrem ethnographischen und historischen Charakter innig zusammen. Dann aber entspricht dieser Einwand auch durchaus nicht der Wahrheit. Die Abneigung gegen jüdische Dichter, Schriftsteller, Maler und Professoren ist in den interessirten Kreisen mindestens eben so gross als der Hass gegen die Börsenleute in der grossen Masse des Volkes. Und das geht ganz natürlich zu, ohne Wunder und Hexerei. Denn auch auf geistigem Gebiet ist der Jude vorzugsweise schweifender Europäer, dessen Sohlen nirgens festhaften. Er ist ein kühner Experimentator, ein Akrobat der zitternden Nervenkunst, ein Einsauger der feinsten Nüancen und stürmischer Vorahner keimender Werte und Stimmungen. Das regt ihn auf, wirft ihn hin und her und selten nur wandelt er mit ruhig grossem Schritt auf alten oder neuen Bahnen. Immer auf dem Sprunge, spähend und unruhig, in einem ewigen Zickzack, spielt er ein oft sinnbetäubendes Fangballspiel mit der Sprache, mit den Farben, mit Gedanken und Ideen. Natürlich nicht etwa der Jude allein, sondern überhaupt jeder Geist im neunzehnten Jahrhundert, der den Sturmatem einer grossen Zukunft spürt. Aber es ist eben wieder das Verhängnis, dass durch die zahlreiche jüdische Beteiligung der guten Sache in den Augen des Gegners ein höchst einseitiger Stempel aufgedrückt wird. Alles, was mehr national, als europäisch fühlt und denkt, säumt nicht, bei einem Angriff auf die moderne Litteratur auch den Juden zum Zielpunkt zu nehmen. Zur Probe schlage man nur einmal einzelne Nummern der vornehmen, gediegenen „Grenzboten" auf. Dort wird die junge Litteratur abwechselnd bald als pariserisch und bald als jüdisch bezeichnet. Schopenhauer wird bedauert, dass er durch seine vielen jüdischen Anhänger gleichsam kompromittirt ist. Mit grosser Erleichterung sieht ein antisemitischer Anhänger des Philosophen von Frankfurt die verhasste, schwarze Schaar zu Nietzsche und Wagner abschwenken. Wir gönnen dem Manne sein Vergnügen. Ein höchst eigenartiger Antisemit von dieser Art ist auch der bekannte Rembrandtverfasser und ihm hat sich als jüngster Anhänger Ola Hansson zugesellt, der frühere raffinirte Pariser. Seit seiner Bekehrung ist er sehr schlecht auf jüdische Journalisten und Schriftsteller zu sprechen, sowie besonders auch auf die „Berliner" moderne Litteratur. Laura Marholm aber, gemäss ihrer Theorie, dass die Frau ohne den Mann nur eine Haut wäre über einer Leere, befolgt das Beispiel ihres Gatten und markirt scharf den Unterschied, welcher die deutsche Frau von der „geputzten Jüdin" trennt. Dieses sage ich nicht, um das hochverdiente Schriftstellerpaar in widerlicher Weise zu verdächtigen. Aber zweifellos zeigt es von einer tiefgehenden inneren Notwendigkeit, wenn solch' hohe und freie Geister antisemitische Anwandlungen spüren. In diesen beiden ist ein ewiger Kampf zwischen raffinirt

modernem und nordgermanisch nationalem Wesen. Wenn die Sehnsucht nach einem festen Boden in ihnen sich regt, nach grossen und derben Strichen, nach einer machtvollen Synthesis, die im bewussten Gegensatz zur zerflatternden Dekadence und nervenseiltänzerischen Akrobatik steht — dann springt auch sofort die uralte Abneigung gegen das Judentum heraus. Die Juden sind wohl, soweit sie der Moderne dienen, kühne Partisane und verständnisvolle Geniesser, aber keine eigentlich schöpferischen Geister. Ihnen fehlt eben jenes Langdauernde, Granitene, das für die letzte und höchste künstlerische Thätigkeit nicht zu entbehren ist. Auch hier liegt einfach das Problem vor, wie kann dieser kulturelle Nomadenstamm zur Sesshaftigkeit und felsenharten Ruhe erdgeborener Generationen zurückgewöhnt werden? Dem einen oder anderen Juden, dessen Stirn der Genius küsste, mag es vielleicht gelingen, sich in ein fremdes Volkstum hineinzubohren, hineinzufühlen, hineinzuwühlen, bis es ihm seine tiefsten Geheimnisse offenbart. So geschah es mit Heine. Aber auch wie dieser würde er auf den Durchschnitt seiner Landsleute doch nur in dem wirken, was an ihm frech-witzig, geistreich, springend und gut europäisch wäre.

Also wo wir auch hingreifen, überall ist die Judenfrage noch ein ungelöstes Problem. Man beachtet sie in Deutschland nur weniger als früher, da hier der politische Antisemitismus in einem vorläufigen Rückgang begriffen scheint. Die jüngeren Christlich-Sozialen haben das mittelalterliche Bedürfnis nach einem sichtbaren Gott und Teufel entschieden verloren und gehen vom Kleinbürgertum langsam wieder zu den Fabrikarbeitern über. Das ist eine durchaus logische Entwicklung, die darum eine gewisse Dauer verbürgt. Als seit dem Fall des Sozialistengesetzes eine neue sozialpolitische Ära heraufgezogen war, mussten sich die Christlich-Sozialen ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder erinnern und den Konkurrenzkampf mit der Sozialdemokratie beginnen. Dem Zukunftsstaat und der Internationale stellten sie den modernen Staat und das nationale Kaisertum entgegen. So hatte es auch schon Stöcker gewollt. Aber Pfarrer Naumann, der Thronerbe Stöckers, erkannte, dass er einen guten Teil vom Reformprogramm seiner Gegner mit übernehmen musste, um sie desto wirksamer zu bekämpfen. Das aber bedingt eine gänzliche Umgestaltung des Nationalstaates, der in seiner gegenwärtigen, preussisch-agrarischen und grosskapitalistischen Gestalt für wirklich grosse sozialpolitische Reformen nicht zu haben ist. So kann also Naumann nicht, wie es Stöcker that, an eine kompakte, soziale Klasse anknüpfen, und irgend ein Kleinbürgerideal zu seinem Gott erheben. Damit aber fällt eine der treibenden Kräfte des politischen Antisemitismus. Noch weniger kann Naumann natürlich die Hierarchie des Zukunftstaates acceptieren. Er ist ein entschiedener, leidenschaftlicher Nationaldeutscher und hegt die grössten Erwartungen für die Zukunft seines Volkes. Nach seiner Meinung stehen noch blutige Weltkriege bevor, und er wird nicht müde, eine Verstärkung der Heeresmacht zu predigen, damit der Deutsche, der Zukunftsdeutsche, bei Teilung der Erde ja nicht zu kurz kommt. Das erinnert ein wenig an Dühring, und es könnte scheinen, als ob diese Idee des sichtbaren Gottes — diesmal Rassen-Nationalgottes — auch bei den jüngeren Christlich-Sozialen zu finden wäre. Ganz gewiss, so ist es auch und für die Zukunft kann dieser Keim sich wirklich noch zu einem neu verstärkten und potenzierten Antisemitismus herauswachsen. Vor-

läufig aber überwiegen bei den jüngeren Christlich-Sozialen die ökonomischen und Arbeiterfragen alles andere — sogar schon ihr eigenes Christentum. Ihre Religion soll ihnen nur noch die Wärme des Gefühls und Kraft der Begeisterung geben, nicht mehr, wie noch bei Stöcker, eine Richtschnur für ihr praktisch-politisches Verhalten. Ist es doch schon so weit gekommen, dass Paul Göhre dem Ausspruch des Kaisers „Christlich-Sozial ist Unsinn“ beinah beistimmt. Mit einem Wort, die jüngeren Christlich-Sozialen beginnen sich zu einer national-radikalen Reformpartei umzubilden. Dann aber — was dann? Nun dann braucht nur jener „Weltkrieg“ zu kommen, ein siegreicher Kampf gegen England oder gegen Russland, welcher neue Flutwellen nationalen Hochgefühls emporschiessen lässt — und der Antisemitismus des Hofpredigers wird durch den Judenhass Eugen Dührings ersetzt.

Also auch dieser Ausweg führt in weitem Bogen doch wieder auf die alte Strasse zurück. Und nochmals ergiebt sich die Notwendigkeit, das Problem der Judenfrage bis auf die Wurzel zu packen und auszureissen — dass es für immer zum Stillstand kommt. Alles läuft darauf hinaus, diese Nomadenkultur zu einer sesshaften zu gestalten. Ob dazu die Begründung eines völkerrechtlichen Judenstaates notwendig wäre, mag eine spätere Zukunft entscheiden. Aber auch die leidenschaftlichsten Assimilationsjuden könnten von den Zionisten gar manches lernen. Eine Pflanze, die fest in dem einen Erdreich gewurzelt hat, kann schliesslich auch in ein anderes übertragen werden und bei sorgsamer Pflege dort Wurzel schlagen. Ich erinnere hier an Heine und Börne in ihrem Verhältnis zum grössten Dichter deutscher Nation, zu Goethe, und zum Nationalbuch der Juden, zur Bibel. Börne betrachtete Goethe immer nur mit den stumpf dogmatischen Augen des radikalen Politikers aus den dreissiger Jahren und auch in Bibel und Judentum sah er nur, wie einst die Voltairianer des achtzehnten Jahrhunderts, Erzeugnisse eines wüsten Aberglaubens. Und Heine? Er war wahrlich ein viel freierer Geist als Börne, kein Dogmatiker der Partei, ein grosser Dichter und genialer Denker, der mit allen Poren die universale europäische Bildung in sich eingesogen hatte. Und doch — welch feines Verständnis hatte der Jude Heine daneben für deutsches Volkstum, und wie warm und tief wusste er, trotz gelegentlicher Ausfälle, Wolfgang Apollo zu würdigen. Ebenso auch würdigte er die gewaltige Poesie und die sonderbaren Schnörkeleien des alten Testaments. Gar oft erschien es ihm wie ein Fluch, als Jude geboren zu sein, öfter noch brach ein grandioser Stolz über die welthistorischen Thaten seines Stammes in ihm hervor. Diesen Weg nun muss auch der moderne Durchschnittsjude gehen und durch Studium und Erziehung zu ersetzen suchen, was bei Heine der Instinkt des Genius vermochte. Die zionistische oder nationaljüdische Bewegung ist ein offenbares Symptom dafür, dass diese Erkenntnis in immer weiteren Kreisen um sich greift. Bisher wurde nationaljüdisches Wesen immer nur unter den Orthodoxen gepflegt. Die anderen Juden, wenn sie sich nicht voll assimilieren konnten — und die Durchschnittsjuden konnten das nicht — begnügten sich damit, gute oder mitunter auch herzlich schlechte Europäer zu sein. Wenn nun plötzlich Stimmen laut werden, die die Begründung jüdischer höherer Schulen und Gymnasien verlangen — was man bisher so ängstlich immer vermied — und wenn gelegentlich das kecke Wort fällt, die Juden müssten sich freiwillig wieder in Ghettos zu-

sammenthun, die allerdings keine mittelalterlichen Winkelgassen zu sein brauchten, sondern im Gegenteil mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet wären — so mag man über solche Vorschläge achselzuckend zur Tagesordnung übergehen. Aber ein richtiger Instinkt liegt diesen Tendenzen doch zu Grunde. So lange das unstete, moderne, schweifende Judentum nicht in irgend einer Form ein erdgebundenes Volkstum geworden ist, so lange wird der Antisemitismus immer von neuem sein struppiges Haupt erheben. Erst wenn die Judenschaften der einzelnen Staaten sich als Nationalitäten konstituiert haben werden, mit ihren Schulen, interner Beamtenschaft und auch gemeinsamer Gesellschaftspflege, dann wird sich klar erkennen lassen, ob und wie weit überhaupt die einzelnen Splitter dieses Volkes noch assimilationsfähig sind — ob sie in ihre „Gastvölker“ vollkommen aufgehen. Wenn ja, dann wird sich ein solcher Nationaljude allerdings nicht mehr mit der überraschenden Leichtigkeit von heute der fremden Volksart anzupassen wissen. Ohne bittere Schmerzen und heisse Kämpfe dürfte es da schwerlich abgehen. Aber die nun einmal wirklich errungene Anpassung wird dafür auch viel tiefer, gründlicher, dauernder sein. Wirklich eine Anpassung, die den Juden vollständig auslöscht bis ins innerste Herz hinein. In solchen Ländern ist dann für immer die Judenfrage von der Tagesordnung abgesetzt. Gehen aber auch nach geschehener nationaler Konstituierung die Juden in ihrer grossen Mehrzahl in die fremden Völker nicht auf, dann wird die Judenfrage wirklich brennend und ihre Lösung zu einer europäischen Notwendigkeit. Dann kann es kommen, dass bisherige Antisemiten und Zionisten sich zu gemeinsamem Wirken die Hände reichen. Jedenfalls für jeden, der eine endgültige Lösung des jüdischen Problems erstrebt, ob er nun Assimilationsjude, Zionist oder Antisemit ist, scheint es nur einen Ratschlag an die Adresse der modernen Juden zu geben: sich national zu konstituiren, so merkwürdig dieser Rat auch klingt, und so wenig wir ihn für diese Stelle, an der wir reden, zu einem fanatischen Programm machen möchten.

WER HAT RECHT?

VON

M. SCHWANN.

Der Maler Schönhoff stand vor seiner Staffelei und pinselte. Die Arbeit ging ihm nicht recht von der Hand. Er legte die Palette hin, trat zurück und wischte sich mit der Rechten über die Stirne. Doch den Druck, der da sass, brachte er nicht fort. Seitdem er sein schönes, helles Atelier hatte aufgeben müssen, seitdem er hier in einem Zimmer seiner kleinen Wohnung seine ärmliche Werkstätte aufgeschlagen hatte, war dieser Druck gekommen und ging nun nicht mehr fort. Das Urbild, dessen Porträt der Maler nahezu fertig vor sich hatte, musste eine leidlich hübsche Frau sein. Aber die Schönheit gefiel ihm nicht recht.

„Lüge — Lüge — Gemeinheit!“ — zischelte es über seine Lippen heraus. „Das Weibsbild sieht ja gar nicht so aus. Der ganze Charakter, den diese Züge verraten, ist Phantasie, Erfindung, Lüge.“ Und mit einem höhnischen Lächeln griff er wieder zu seinem Handwerkszeug, mischte mit dem Pinsel einige Farben, fuhr unter die Augen der Schönheit, mischte abermals und zog der leisen Falte von dem Nasenflügel zum Mundwinkel nach. Dann trat er abermals zurück, stürzte wieder vor und mit wenigen Pinselstrichen nahm er den Augen das glänzende Licht. In kaum zehn Minuten war mit dem Bilde eine erschreckende Veränderung vorgegangen. Ein brutales Gesicht mit dem Ausdruck plattester Alltäglichkeit starrte aus dem schweren Goldrahmen hervor. Jeder Liebreiz war verwischt. Protzentum und halbversteckte tiefsinnliche Genusssucht war alles, was übrig blieb. Er nahm das Bild lächelnd aus dem Rahmen heraus, stellte diesen beiseite, und wieder vor die Staffelei tretend, lachte er hellauf:

„So gefällst du mir, du ekelhafte Fratze! — Keinen Goldrahmen solltest du haben, gar nichts! So, in der ganzen Wirkung deiner unverzierten Rohheit solltest du die Menschen anglotzen.“ — Und nach einer kleinen Pause: „Was sie wohl für Augen machen würde, wenn sie sich so sähe?“

Er zog die Uhr. „Donnerwetter, gleich muss sie kommen! Also weg mit diesen neuen Pointen! — Oder — soll ich? — Soll ich sie einmal so lassen? Es wäre schon der Mühe wert, den Schrecken zu sehen. — Pah, die erschrickt überhaupt nicht. Die sieht gar nicht, was das Bild jetzt sagt. Wahrheit! Die sieht ja der nicht, dessen Augen nicht wahr und treu sind. Die Madame hat — ich will wetten — noch einen Gefallen an der starken Veränderung. Sie fasst die Geschichte womöglich als Kompliment auf. Also lassen wir die Sache einfach! Warten wir's ab!“

So murmelte er vor sich hin. Er setzte sich auf ein Tabouret und versank in Gedanken. Aber nicht für lange! Da draussen vor seiner Thüre rumorte es, als wäre die Hölle losgelassen. Kinderstimmen tobten durcheinander. Ein Ball klatschte in raschen Zwischenräumen auf den Boden. Und jetzt — bums — knallte der Ball gegen die Atelierthüre. Schönhoff sprang auf. Unwirsch eilte er zur Thüre, riss sie auf und polterte hinaus:

„Wollt ihr jetzt bald einmal Ruh' geben, ihr verdammten Racker! Das ist ja der reinste Hexensabbath mit euch!“

Die angeschnaubten Kinder, ein Knabe von zehn, ein Mädchen von sechs Jahren, waren augenblicklich still und drückten sich in die Ecke.

Schönhoff warf zur Bestärkung seiner Zurechtweisung die Thüre so furchtbar hinter sich zu, dass das schon etwas altersschwache Schloss wieder aufsprang und die Thüre nahezu handbreit offen blieb. Immer noch brummend fuhr er im Atelier umher, und ein ganz vernichtender Zornesblick fiel dabei auf das Porträt der armen Metzgersfrau, die da so protzig goldbehangen vor ihm stand.

„In's Licht, du alte Kanaille, in's volle Licht!" — rief er höhnisch — „damit man deine Schönheit vollkommen sehe!" — Und mit dem Fusse suchte er der Staffelei eine Wendung zu geben. Der Stoss war zu stark. Das Bild kippte vornüber und schlug mit dem Gesichte platt auf den Boden.

„Himmelkreuzdonnerwetter, das auch noch!" — polterte der wütende Mann heraus. Er bückte sich nieder, hob die misshandelte Dame auf und — o weh! Ein grosser, bunter Klatsch — das ganze Porträt! Kaum waren noch einzelne Züge zu erkennen, denn das Rehfell, auf welches das Bild niedergefallen war, hatte mit seinen Haaren eine ganz eigentümliche, schon mehr schottische Malerei angerichtet. Das reinste Bild einer Aussätzigen schien vor ihm zu stehen, doch während er noch weiter wetterte und brummte, kam es plötzlich von der Thürspalte her in trockenstem, selbstverständlichstem Ton:

„Und zerbrach zwei Reihen Zähne,
Blinder Eifer schadet nur."

Die Kinder hatten sich leise an die Thüre herangeschlichen, als sie den Vater so rumoren hörten. Sie hatten das Unglück mit angesehen, und da drängte sich dem Knaben ganz von selbst die Moral seiner schönen Katzengeschichte über die Lippen, die er eben in der Schule gelernt hatte. Zu sich selbst hatte er das Wort gesprochen; er war weit entfernt, dem Vater eine Lehre geben zu wollen, aber um so wirkungsvoller war nun das monoton dahergestammelte Urteil.

„Willst du deinen losen Mund halten, du naseweiser Bengel!" — fuhr der Vater herum und rannte auf die Thüre zu. Kreischend flohen die Kinder den Gang hinab. Er aber fasste sich an der Thüre, schloss sie und dann — dann brach er in ein so furchtbares Lachen aus, dass ihm die Thränen in die Augen traten. Als er sich mühsam von seinem Humoranfalle erholt hatte, zog er hastig die Uhr.

„Sie darf den Schaden nicht sehen!" — Eben wollte er hinauseilen, seiner Frau den Auftrag zu geben, ihn für heute bei der Metzgersfrau mit Kopfweh zu entschuldigen, damit ihm Zeit bleibe, die Sache bis morgen wenigstens wieder einigermassen leidlich in Ordnung zu bringen, als er unter der Thüre auf sein Verhängnis stiess. Er hatte das Läuten ganz überhört, und jetzt verlor er für den Augenblick vollkommen die Besinnung.

„Guten Morgen, Herr Schönhoff! Da bin ich! Hoffentlich heute zum letzten — Ja, aber um Gottes willen, was ist denn das?"

Mit bleichem Schrecken stierte die Dame nach der Staffelei. Schönhoff hatte versucht, ihr den Ausblick durch seine Gestalt zu verdecken. Aber die Dame hatte sich um ihn herumgeschoben und stand nun mitten im Atelier.

„Was das ist?" — versetzte der Maler trocken, während er die Thüre schloss. „Das ist ein Unglück. Das Lauseding ist umgefallen. Aber in acht Tagen haben wir die Geschichte wieder glatt."

„In acht Tagen?" — fuhr nun das Urbild der umgefallenen Frau mit kaum verhaltenem Aerger heraus. „Was glauben Sie denn? In fünf Tagen ist ja schon meines Mannes Geburtstag. Dazu wollte ich das Bild haben. Sie wissen es doch. Ich sagte es Ihnen ja."

„Ganz recht!" — erwiderte der Maler gleichmütig. „Aber wenn's nicht fertig wird, müssen Sie eben den Geburtstag Ihres Mannes um ein paar Tage verschieben. Ich kann doch nichts dafür, dass der Festtag schon so bald ist."

Diese trocken ironische Bemerkung brachte die Dame nun vollends aus dem Häuschen. Den Geburtstag verschieben! Das war doch das Allerhöchste.

Und diese Gleichgültigkeit von einem solchen Menschen, so einem — Hungerleider!

„Nein," fuhr die Frau empört heraus, „jetzt danke ich für das Bild. Ich werde zum Photographen gehen und eine grosse Photographie machen lassen. Die wird schon noch fertig. Und dabei komme ich noch besser fort. Ihnen scheint es ja so wie so nicht besonders um das Bild zu thun zu sein. Sie haben es ja so dick." — Das war hintereinander herausgesprudelt. Nach dieser Erleichterung ihres überwallenden Herzens aber merkte die gute Frau, dass sie etwas zu weit gegangen. Sie setzte daher nach einer Räusperung hinzu: „Indess — vielleicht komme ich später dann wieder auf den Auftrag zurück. Ich muss mir überlegen . . ."

Sie wollte noch ein Stückchen weiter reden. Da aber donnerte es ihr plötzlich von der Gegenseite entgegen: „Und ich, Madame, danke sowohl später wie jetzt für Ihre Aufträge. Oder glauben Sie, es mache mir ein besonderes Vergnügen, solche Bilder zu malen. Lieber gar keine! Lieber Holz hacken! Der Diamant in der Brosche — sagten Sie vorgestern — sei noch nicht recht herausgekommen; man sehe weder die Fassung ordentlich, noch seinen feinen Schliff. Die Breloques an der Uhrkette passten Ihnen nicht; sie seien nicht deutlich erkennbar u. s. w. Lassen Sie doch Ihre Diamanten und Ihren goldenen Zauber malen, von wem Sie wollen! Jeder Schmierpeter wird das ja auf's Beste besorgen. Aber bleiben Sie einem Künstler vom Halse mit Ihren Aufträgen!"

Das hatte er nun wieder im letzten Wehgefühl, das ihm die eben abgeworfenen Sklaven- und Lohndienerketten verursacht, hervorgesprudelt. Aber jetzt lagen die Ketten da, zerbrochen, zerrissen. Er war wieder frei, und hoch empor richtete sich sofort wieder sein ganzer Künstlerstolz, sein ganzer rauschender Lebensübermut. Er sah das verdutzt gekränkte Gesicht der Frau gegenüber. Ruhig ging er zur Staffelei, nahm das verkleckste Bild herab und stellte es gegen die Wand. Dann hub er lächelnd an:

„Nein, Madame, wenn Sie sich malen lassen wollen, so sollten Sie dem Künstler die Anordnungen überlassen. Er muss imstande sein, für jeden das Richtige zu treffen. Und wissen Sie, wie Sie sich malen lassen sollten? Wie Sie eine Freude für einen echten Künstler wären? In leichtestem Faltenkostüm, oder besser noch nackt. Müde hingelagert auf ein üppiges Farbenpolster. Nicht als Göttin der Liebe etwa, sondern als Weib des Genusses. Champagnerflaschen in der Nähe, halbgeleerte Krystallbecher! Blumen! bunte, stark duftende Blumen! Der Atlas, welcher sich über Ihre Brust spannt und sie krachend einengt, müsste weg. So, wie Sie sind, so gehören Sie auf ein Bild, und ein Rubens könnte seine helle Freude an Ihnen haben. Aber so, wie Sie es jetzt wünschten, war die ganze Geschichte nichts. Das ist Unsinn. Das Urbild einer modernen Bacchantin in besseren Jahren, — so — so sehe ich Sie."

Das war nun das Tollste, was er dieser Frau sagen konnte. Wohl hatte es einige Male in ihren Augen aufgezuckt. Wohl hatte es um ihre Mundwinkel verdächtig gespielt, denn weit klarer, als sie sich dessen bisher selbst bewusst war, hatte ja dieser Menschen- und Lebenskünstler ihr ihre wirkliche Natur offenbart. Heimlich regte sich da wohl die Lust, und einmal sogar war sie daran gewesen, mit einem Kichern an den so lose und doch so bestimmt plaudernden Mann heranzutreten. Dann aber kam plötzlich die ganze Feigheit äusserer Ehrbarkeit über sie, von der sie in Wahrheit ja gar nichts wusste, und wäre es Abend gewesen statt hellen, lichten Morgens, sie hätte für sich selbst nicht einstehen können. Aber der Morgen, das kalte Tageslicht rettete sie, es rettete sie die ganze „herzlose Unverfrorenheit" dieses Menschen da, denn unbestimmt hatte sie aus seinen Worten doch herausgefühlt, das der Mann gar nicht als Mann zur Frau sprach, sondern als Künstler zu seinem Objekt. Der musste entweder verrückt oder aber ein total verkommenes Individuum sein, und so entlud sich ihre Ehrbarkeit plötzlich in zornigen Worten:

„Mir das!? Von Ihnen! Mir, mir, einer verheirateten Frau von einem verheirateten Manne! Eine solche Unverschämtheit! Nein, Herr, wir haben ausgeredet mit einander. Adieu!"

„Aber, Madame, sie verstehen mich ja vollkommen falsch. Ich sagte Ihnen ja, dass ich Sie nur so malen möchte."

„Ja wohl, malen! Ich weiss schon, wie das gemeint ist. Die Malerei kenne ich, Sie verkommenes Subjekt, Sie!"

Und rauschend zog sie von dannen. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, so stürzte der Maler zum Fenster und riss es auf.

„Luft — Luft — Licht!" — murmelte er dabei, und dann sich plötzlich wieder der eben erlebten Scene erinnernd, lächelte er, lachte: „Das war mal wieder so eins von Deinen alten Stücklein. Freilich, ein bisl stark! Aber was liegt daran? Seien wir froh, dass wir sie nicht schon ganz verlernt haben!"

Da trat seine Frau in's Atelier. Frau Elwira war eine stattliche Person mit offenen hellen Augen und muntern Zügen. Im Augenblick flunkerte freilich etwas von Sorge und Befangenheit in ihrem lieben Gesichtchen herum, als sie frug:

„Was hast Du denn mit der Frau angefangen? Sie war ja ganz ausser sich und lief, als ich sie frug, mit Zorn- und Scheltworten davon."

„Nichts habe ich mit ihr angefangen," — versetzte der Maler. „Ich habe ihr nur den Vorschlag gemacht, sich nackt malen zu lassen, so als betrunkene Bacchantin in besseren Jahren."

„Aber um Himmels willen, Udo, wie kommst Du denn dazu? Du weisst doch, wie solche Leute denken und wie sie einen derartigen Vorschlag aufnehmen müssen!"

„Eben deshalb, weil ich es weiss! Die Malerei kenne sie, gab sie mir zur Antwort und nannte mich ein verkommenes Subjekt und sonst noch Verschiedenes. Was liegt daran? Lass sie laufen, die Bagage! Von deren Geld werden wir nicht froh."

„Ja, Udo! Aber ein bisl mehr Rücksicht auf mich könntest Du doch nehmen. Du weisst doch, dass die Frau mir ihre Schwägerin als Patientin zuführte, Die verliere ich nun auch. Und wovon wollen wir denn leben, wenn es so weiter geht?" — erwiderte die Frau ernst.

„Wovon leben?" — fuhr er heraus. „Von Rücksichten etwa? Willst Du es? Ja, dann pfeife ich auf meine Kunst und bewerbe mich um eine Stelle als Portier oder Bahnwärter. Da können wir dann leben. Und steige ich da hinunter, so wird sich auch Deine Kundschaft mehren, denn so ist es doch nichts, weder für Dich noch für mich. Entweder ganz Geschäftsmann und Lohnsklave — oder aber heraus aus dem Dreck!"

Frau Elwira hatte vor drei Jahren, als sie sah, wie schwer ihr Mann mit der Not des Tages zu kämpfen hatte, den herzhaften Entschluss gefasst, ihm mit eigener Arbeit im Kampfe um die Existenz an die Seite zu treten. Sie hatte den Hebammenberuf erwählt und all die schwierigen und opferheischenden Anstrengungen des Vorbereitungskurses in der staatlichen Entbindungsanstalt hatte sie mit wahrer Tapferkeit ertragen. Dann hatte man ihr nach dem auf's beste bestandenen Examen das staatliche Patent gegeben, und sie hatte sich in der Stadt niedergelassen in der frohen Aussicht, dass nun ihre Arbeit flott beginnen würde. Alle Aerzte hatten es begrüsst, dass endlich einmal eine besser gebildete Frau sich diesem verantwortungsvollen Berufe gewidmet, und wo sie hinkam, versicherte man ihr, sie würde einmal eine tüchtige Praxis gewinnen. Ja wohl, Prosit die Mahlzeit! Wohl meldeten sich nach und nach einige tapfere Frauen aus ihrem Bekanntenkreise, aber als die nun wieder daran gingen, mit lieber Fürsorge ihre Freundinnen zu gleichem Schritt zu bewegen, was bekamen sie da nicht alles zu hören! Die ganze erbärmliche Spiessbürgerei rückte in's Feld, und es regnete Ausreden, die manchmal selbst wie Vorwürfe klangen. „Wie konnte die Frau einen solchen Beruf wählen? Das ist doch die reinste gesellschaftliche Selbst-

erniedrigung! — meinte die eine, und die andere fertigte die Werberin mit der Bemerkung ab, sie sei halt nicht so überspannt grössenwahnsinnig, dass sie sich zu ihrer Entbindung an die Frau eines Künstlers wende, dafür seien andere Frauen da. Und wieder eine sprach davon, dass sie den Mann nicht begreifen könne, der seiner Frau das Handwerk nicht gelegt; mit seinem Künstlerstolz und seiner Kunst und seinem Taktgefühl müsse es wohl nicht weit her sein, sonst hätte er auf dieses Opfer seiner Frau verzichtet. Die vierte kam und suchte die Frau Elwira damit zu beruhigen: sie solle froh sein, wenn ihr Mann vorwärts komme und sie von der Ausübung ihres Berufes befreit bliebe. Und lange war die Frau nicht davon zu überzeugen, dass Frau Elwira an ihrem Berufe eine hohe, eine wirklich ideale Freude habe. — Eine fünfte sagte, sie geniere sich offengestanden, eine Frau von gesellschaftlicher Stellung zu diesem niedern Dienste zu rufen, und so regnete es, wie gesagt, Sprüche und Ratschläge, so dass Frau Elwira bald erkannte, mit der Praxis werde es so schnell nicht gehen, wie sie sich habe träumen lassen. Und nun kamen auch die Aerzte und gestanden einer nach dem andern ihre Täuschung. „Wir können nichts machen,“ — hiess es nun. „Da hören die Frauen nicht auf unsere Empfehlungen, sondern das besorgen sie selbst in ihren Klatsch- und Kaffeegesellschaften.“ Einer der angesehensten Aerzte hatte einer Dame die Frau Schönhoff empfohlen. Bei seinem nächsten Besuche erfuhr er, dass die Dame sich an eine andere Hebamme gewendet, die ihr von einer Freundin empfohlen worden sei. Er machte Kehrt und ging mit der Weisung: dann lassen Sie sich von Ihrer Freundin auch einen andern Arzt empfehlen! — Es nützte nichts. Es hiess einfach, der Arzt sei ein Grobian. Wenige Monate später bekam Frau Elwira von einem andern Arzt zu hören, sie würde überhaupt keine oder nur langsam eine Praxis bekommen und zwar aus drei Gründen: erstens sei sie den Frauen zu fein; ja, wenn sie im wollenen Umschlagtuche und ohne Hut und Handschuhe käme, dann vielleicht; zweitens sei ihr ihre Bildung und gesellschaftliche Gewandtheit ein Hindernis; drittens verfüge sie nicht über die Gabe des Klatsches und die Kenntnis der Stadtneuigkeiten und Familienintimitäten, die den Damen im Wochenbett die alten Hebammen so angenehm erscheinen liessen. Den höchsten Triumph aber spielte eine Dame aus den oberen Beamtenkreisen aus: man wisse ja, dass Künstler immer sehr frei seien und dächten; aber Maler Schönhoff verkehre bekanntlich fast ausschliesslich mit Leuten von freiester, ja selbst radikalster Gesinnung; da müsse man sich wohl hüten, mit ihm und seiner Frau in Berührung zu kommen.

So standen die Dinge. Was an erbärmlicher Kleinlichkeit in der Stadt aufzubringen war, das wurde gegen Frau Elwira in's Feld geführt, und nur ganz wenige dachten daran, dass diese Frau ihren Beruf vielleicht auch aus Neigung gewählt haben könne, dass die Ausübung ihres Berufes ihr mithin eine innere Freude und Zufriedenheit geben musste, die weit grösser war, als all das Glück, was in Kaffeegesellschaften von dieser Menschenelite feilgeboten wurde. Immer wieder hatte ihr Mann es ihr gesagt: „Du siehst nach der verkehrten Windrichtung! Die Leute da oben haben sich zu einer allzu verschrobenen Moral und geistigen Blasiertheit verstiegen, als dass Du auf Verständnis rechnen könntest. Wie viele haben denn da noch die einfache Kraft, nicht etwa einen Beruf selbst auszuüben, sondern auch nur zu begreifen, dass jeder ernste Beruf, den ein Mensch mit ganzer Sammlung ergreift, ihn sofort adelt, dass eine solche Selbstadelung ihn augenblicklich weit über die bankerotte Halbenergie dieser lippenklappernden Gesellschaft emporhebt, und dass ein selbstgeadelter Mensch sehr wohl darauf verzichten kann, sich täglich und stündlich von allem möglichen Gelichter seine Vortrefflichkeit bestätigen zu lassen, wie die es gegenseitig in ihren Gesellschaften thun? Nein, wenn ich Dir etwas wünsche, so ist es das eine, dass ich mit meinen Arbeiten so durchdringe, dass Du nicht mehr auf Bezahlung zu sehen brauchst. Du kannst Dir dann in den armen Kreisen der Stadt Deine Patienten suchen, und ich bin sicher, da wirst Du auf Verständnis weit eher und auf Dankbarkeit in überreichem Masse stossen.“



So hatte er zu ihr gesprochen, denn ihnen beiden kam ja kein Gedanke daran, dass sie je aus äusseren Rücksichten ihren Beruf etwa wieder aufgeben solle. Wie hatten sie beide aufgejauchzt, wenn Frau Elwira eine neue Patientin bekam! Wie hatte er Tag für Tag sich an ihrer Freude erfreut, wenn alles gut ging, wie mit ihr gesorgt und gebangt, bis der vierte Tag vorüber war, und es hiess: „Alles in Ordnung! Temperatur 36,9, Puls ausgezeichnet!" — Wohl hatte er Rücksicht genommen auf den Beruf seiner Frau, auf die Beschränktheit der Gesellschaft, aber jede Rücksicht hat doch auch ihre Grenze. Sie durfte doch nicht zu voller Charakterlosigkeit ausarten. Jetzt aber kritisierte man gar seinen Umgang, um die Ablehnung seiner Frau zu motivieren; man war niedrig denkend genug, sie entgelten zu lassen, was er verbrach, und dazu kam dann noch diese Metzgersfrau, oder „Fleischkonservenfabrikantensgattin", wie man in München gesagt hätte, während man sie hier kurzweg „Frau Fabrikantin" nannte, mit ihrer aufdringlich protzenhaften Gönnerschaft. Da lief denn das Mass einmal über.

„Ich habe Sie gestern im Theater gesehen," hatte dieser weibliche Mäcen vor einigen Tagen erzählt. „Sie drückten sich zwar hinter die Säule, damit man Sie da hoch oben nicht sehen solle, aber ich habe Sie doch gesehen, und der Herr Regierungsrat, neben dem ich in der Balkonloge sass, sah Sie auch." — Ja wohl, Schönhoff war an dem Abend im Theater gewesen und zwar auf der Gallerie, aber er hatte sich nicht hinter die Säule gedrückt, um nicht gesehen zu werden, sondern um nichts zu sehen, als den Vorgang da unten auf der Bühne, und dann auch, ja, um anderen Leuten die Bewegung zu verbergen, welche da unten eine echte Künstlerin in seinem Innern entfacht hatte. Die Auslegung seiner Gönnerin war ihm daher so ekelhaft vorgekommen, dass er beinahe schon vor einigen Tagen gegen sie losgebrochen wäre.

So hatte sich bei ihm eine ganze Masse „Stimmung" angesammelt, und die Stimmung war heute Morgen endlich einmal explodiert. Darum wies er auch nur seine Frau kurz ab, als sie ihm mit neuen Vorstellungen kam.

„Es geht einmal nicht zusammen, freier Künstler werden zu wollen durch Unfreiheit und stete Rücksichtnahme nach allen Seiten und aus allerlei praktischen und nützlichen Gründen."

Seine Frau aber erwiderte: „Du bist zu schroff. Du siehst alles zu schroff, es ginge schon, wenn Du nur ein ganz klein wenig mehr an Dir halten könntest. Aber Du wirst ja nie vernünftig. Da heissts immer gleich: Entweder — oder!"

„Ja wohl: entweder — oder! Und bewahre mich das Schicksal davor, dass ich je in dieser Weise vernünftig werde!" — rief er aus. „Gerade aus, dem Trieb der eigenen Natur nach, das Auge zum Lichte der Wahrheit! So muss es gehn! So allein gehts! Oder habe ich nicht recht?"

„Nein, Du hast nicht recht. Denn nicht einen Menschen wirst Du finden, der auf Dein Entweder — oder wirklich seinem ganzen Wesen nach gestimmt ist. Du selbst bist es nicht. Aber wer kann Dir das klar machen? Du wirst es schon noch einmal eingestehen, dass Du nicht recht hattest, und bittere, schwere Erfahrungen werden es sein, die Dir das Geständnis abpressen!"

Nach diesen fast harten Worten verliess Frau Elwira das Atelier. Er aber brummte ihr nach: „Und wenn ich es je eingestehe, dann ist's eben alle mit mir. Dann hat mich das Leben, die einfache Not eben geradeso zerbrochen und zerrieben, wie sie es mit andern ehrlichen Kerlen gemacht hat."

So hatte Frau Elwira es fertig gebracht, dass seine Stirn sich wieder umwölkte, dass das Gespenst der Sorge, der elendesten Nahrungssorge wieder vor seinen Augen erschien, und so sass er nun da, sich abquälend mit Gedanken und Plänen, die doch alle die schönsten Luftschlösser waren. „Ja, wenn einer käme und mir ein grosses Bild bestellte! Wenn ich dann einmal so recht aus Herzensgrund schaffen und arbeiten könnte, was mir gefällt! Ein grosses, grosses Bild! Der Tanz um das goldene Kalb z. B. Da würde ich den goldenen Götzen auf den Altar erheben mit seinem gefrässigen Kälber-

gesicht. Und um den Altar, auf den Stufen des Altars müsste die „Gesellschaft‘ lagern: Könige und Fürsten, Geheimräte, Minister und Generäle, Priester in Bäffchen und Kutten, die ganze blühende Gesellschaft in üppigster Seelennacktheit, schwelgend, zechend, tanzend, in tollster Gewissenlosigkeit und mit ausgesuchtestem Raffinement. Und meine Metzgersfrau sollte einen Ehrenplatz haben zwischen einem nackten Jüngling, dem eben der erste Bartflaum spriesst, und einem Rauchfass schwingenden Pfaffen. Den Altar würde ich dann mit samt seinen Stufen auf einem grossen erhöhten Podium stehen lassen. Auf wem aber dieses Podium ruht, das müsste ein roter, goldverbrämter Damastvorhang verhüllen. Nur an einer Stelle würde ich den Vorhang zurückschlagen und den Einblick in diese Unterwelt frei lassen. Und da müsste es denn wimmeln von ächzenden, stöhnenden, jammernden Gestalten, gebeugt von der schweren, auf ihren Köpfen, Schultern und Armen ruhenden Last. Männer, Weiber, Greise, Kinder in bunter Mischung, alle entkräftet von Hunger und Arbeit, Krankheit, Sorge und Not. Und ihre Füsse müssten stampfen in dem blutdampfenden, entsetzensvollen Brei zerquetschter Leichen und sterbender Menschen, es müsste die Pestluft zu riechen sein, die diesem Boden entströmt. Zu dem Zugang aber müsste es strömen in drängender Hast, eine unabsehbare Menschenmenge, immer neu, immer mehr, und sie alle, alle getrieben von gleicher Not, von gleicher Begier, da unten vielleicht ein Ende ihres Jammers zu finden. So, so würde ich es malen, das Weltelendsbild, und die Leute würden schreien: Seht den Sozialdemokraten! Seht den Anarchisten! Aber was läge daran? Künstler bin ich und frage den Teufel nach dem Geschrei der Leute. Ich könnte ihnen ja sofort ein Gegenbild malen, und da würde ich die Leute der Kunst und Wissenschaft zeigen bei ihrer stillen Arbeit; ich würde den Arbeiter zeigen, der in gesunder, geregelter Arbeit seines Lebens froh geworden; ich würde den Altar des goldenen Kalbes in den Hintergrund rücken und von dem Menschenstrome, der ihm zueilt, würde ich einzelne Gestalten sich lostrennen und zu jener Stätte den Weg nehmen lassen, wo aus schaffender Geistesarbeit, gepart mit geordneter Händearbeit, das Land zu blühen beginnt, und Glück und Friede ihren Einzug halten. Und dieses Bild einer andern, kommenden, sich eben gebärenden Welt würde ich mit dem ganzen lockenden Liebreiz der Natur umweben; jede Farbe, jede Blüte, jedes Glück müsste Zufriedenheit atmen; es sollte ein Bild der Schönheit sein, wie es nur immer ein schönheitsfreudiges Herz begehren mag. Ja, wenn ich könnte, wenn ich könnte“ — — —

Und so sass er da, der Maler Schönhoff, und rieb sich die Stirne. Er konnte die Bilder ja nicht malen, die vor seinem geistigen Auge schwebten. Er konnte nicht, denn dazu hätte es einer Anleihe bei den Leuten von der goldenen Kälberreligion bedurft, und den Weg konnte er ja nimmer finden. Was — was sollte er nun thun? — Ach, darüber hatte er schon so oft vergeblich nachgedacht, dass er sich diesen Gedanken nun nicht mehr hingeben mochte. Plötzlich fuhr er auf, ging zur Thüre und pfiff hinaus. Die Kinder kamen und sahen ihm nach den Augen. „Dürfen wir ein bisl hierbleiben?“ — frug die Kleine schmeichelnd.

„Ja wohl, Schatz, wenn Ihr lieb seid und nicht zuviel Spektakel macht!“

Und sie blieben da. Aber im Atelier lag noch die ganze trübe Stimmung der vorigen Stunde. Sie teilte sich den Kindern mit. Scheu gingen sie herum, blieben da stehen und hier, flüsterten mit einander, während der Vater sich in die Sophaecke gesetzt hatte und einige Kunstzeitschriften durchblätterte.

„Da ist es!“ — flüsterte die Kleine dem Bruder zu. „Dreh's einmal um!“ — Sie standen vor dem verunglückten Bilde der Metzgersfrau. Der Knabe sah scheu zum Vater hinüber, dann nach einem nochmaligen aneifernden „Thu's doch!“ fasste er sich den Mut und drehte das Bild um. Und da standen sie nun und kicherten.

„Die Nas'!“ — sagte die Kleine. „Sie sieht aus, als hätte sie einer schief gedrückt.“



„Und das Auge hier“, versetzte der Bruder, „ist blau und gelb, als hätte es eine Plötsch bekommen.“

„Und der Mund, als wollt' sie singen,“ kam die Antwort zurück.

So gingen die schnurrigen Bemerkungen weiter, sie lachten und kicherten, aber leise, ganz leise. Der Vater hatte es aber doch bemerkt. Ueber den Rand der Zeitschrift spitzte er nach den Kindern hinüber. Ein Lächeln flog über sein Gesicht, und dann, dann bohrten sich seine Augen in die Gruppe und verfolgten Zug um Zug die Bewegungen der Kleinen. Leise stand er auf, that aber, als ob er sie gar nicht bemerkte, ging hinter die Staffelei und holte eine alte Leinwand hervor, die schon mehrfach als Studienunterlage gedient hatte. Er rückte die Staffelei so, dass die Kinder ihn nicht, er sie aber sehr wohl sehen konnte, husch ging es mit den Pinseln über Palette und Leinwand. Das flog nur so, und bald war die Stellung glücklich fixiert.

„Das sind ja wir!“ — rief die Kleine plötzlich, als sie von der Betrachtung des seltsamen Kunstwerks genug hatte und leise hinter den Vater trat. Und auch der Junge eilte herbei und sagte: „Ah!“ Und dann wurde abgemacht zwischen Vater und Kindern, dass das Bild fertig gemalt werden solle. Tag für Tag mussten die Kleinen antreten, und um ihre Freude immer neu zu beleben, malte der Vater fast alle Tage in das verunglückte Bild der Metzgersfrau eine neue groteske Entstellung hinein. Da lachten die zwei dann wieder und standen davor mit ihren Bemerkungen, und das Bild wurde fertig. Das umgefallene Porträt war natürlich auch auf dem neuen Bilde mit all' seinen Entstellungen und Klecksen. Und die beiden Kinder davor waren so glücklich, so reizend und mit so viel echtem Humor gemalt, wie es eben nur ein sonniges Künstlerherz zu schaffen vermag. Schönhoff hatte ja auch nichts weiter zu thun. So konnte er in aller Gemütsruhe und Gemütsfreude sein neues Bild vollenden. Die Farbenstimmung, die Feinheit der Zeichnung, die ganze lichtvolle Anmut des Vorwurfs mussten jeden vom ersten Sehen gefangen nehmen. Es war unstreitig das Beste, was ihm bisher gelungen war, ein echtes Meisterstück, denn dieses Bild hatte die Liebe gemalt. Und als es dann endlich fertig war, sagte der Maler ruhig: „Das kommt nach München in die Ausstellung!“ Es kam hin und wurde angenommen.

Nach drei Wochen aber kam die Post und brachte zwei Briefe mit dem Poststempel München, einen grossen von der Jury und einen kleinen ohne aufgedrückte Adresse. Schönhoff öffnete den grossen zuerst, und da fiel ihm das Diplom in die Hände, durch welches man ihm Mitteilung von der Verleihung der goldenen Medaille machte. Und der kleine war von einem bekannten Kunsthändler, welcher dem Maler ebenso mitteilte, dass er einen Liebhaber für das Bild habe. Aber der angesetzte Preis von 8000 Mark sei zu hoch.

Schönhoff hatte das Bild nicht verkaufen wollen, weil es ihm unter der Arbeit immer mehr an's Herz gewachsen war. Nur zu gern hätte er es für sich behalten. Darum hatte er einen Preis angesetzt, auf den, wie er hoffte, wohl keiner hereinfallen würde. Aber jetzt war trotzdem ein Liebhaber da, und die goldene Medaille würde deren wohl noch mehrere anziehen. Also was nun? — Er beschloss, dem Manne zu schreiben, dass er das Bild für 8000 Mark haben könne. „Nicht einen Pfennig lasse ich ab!“ — brummte er vor sich hin.

Jetzt aber hatte er noch etwas anderes, Näherliegendes zu thun. Er rief der tapfern Frau Elwira. Und sie kam.

„Da du alte Schachtel!“ — rief er, ihr die Briefe hinhaltend. „Nun rede noch mal was!“

Sie las die Briefe und jauchzte auf. Und dann nahm sie den Kopf des Mannes zwischen ihre Hände und sagte: „Ja, du bist ja einen ganz braven Kerli, und schöni kannst du malern, aber — recht hatte ich doch.“



DREI TAGE AN EINER BAUERN-UNIVERSITÄT.

VON

SONJA KOWALEWSKA.

AUS DEM RUSSISCHEN ÜBERSETZT VON LOUISE FLACHS-FOKSCHANEANU.

„Meine Herrschaften! Die Reisenden nach Upsala, Motala, Tornea, Vestross!" ruft der Schaffner aus, indem er die Thür des Eisenbahn-Wartesaals in Stockholm angelweit öffnet. Das ungeduldige Reisepublikum, das bereits seit einer Viertelstunde vor den geschlossenen Thüren steht und wartet, stürzt jetzt zur Freitreppe. Draussen ist ein herrlicher Aprilmorgen. Die Sonnenstrahlen dringen durch das Glasdach der Halle und streuen stellenweise Regenbogenfarben aus. Vorn, unter der dunklen, letzten Wölbung des Bahnhofs wird ein Stück von so glänzendem Blau sichtbar, dass das Auge davon geblendet wird. Auf dem Bahnhof herrscht heute ungewohntes Leben. Die Reisenden laufen hin und her und beeilen sich, um in den drückend überfüllten Coupés noch Platz zu finden. Die Träger zwängen mit Mühe ganze Berge von Felleisen, Plaids und Bündel in die Gepäcksnetze der Coupés. Von überall her hört man erzürnte Stimmen und ungeduldige Proteste. Der Tumult hat sich ein wenig gelegt; es ist allen gelungen, sich, so gut es eben ging, zu placiren. Die Coupéthüren werden zugeschlagen. Durch die offnen Fenster streckt man die Arme zum letzten, raschen Händedruck hinaus. Die Locomotive beginnt zu keuchen und ihre schweren Flügel zu schwingen. Der lange Zug setzt sich langsam in Bewegung, dann geht es schneller und schneller. So lange der Bahnhof sichtbar bleibt, sieht man dort noch immer weisse Schnupftücher wehen, die von der grossen Schaar der Begleitenden als letzte Grüsse in der Luft geschwenkt werden. Ich glaube, es giebt kaum ein Land in der Welt, wo die Gewohnheit, Freunde zur Bahn zu begleiten, so entwickelt wäre, wie in Schweden. Jeder, der auch nur für kurze Zeit verreist, wird gewöhnlich nicht blos von allen Hausgenossen, sondern auch von vielen Bekannten begleitet, so dass auf den Bahnhöfen immer zahlreiches Publikum versammelt ist.

Auf dieser Bahnstrecke, die von Stockholm nach dem Innern des Landes führt, herrscht im Winter gewöhnlich keine grosse Bewegung; es giebt wenig Reisende und der Zug besteht im Ganzen aus fünf, sechs Waggons. Heute aber ist es da ganz besonders lebhaft: es beginnen die Osterferien. Die Aemter bleiben einige Tage geschlossen; die Schüler haben Vacanzen; der „Riksdag" hat seine Session für zwei Wochen unterbrochen.

Der arbeitende Teil der Stockholmer Bevölkerung besteht in seiner Mehrheit, wie in allen grossen Städten, nicht aus einheimischen, sondern aus zugereisten Elementen, die blos des Studiums oder Erwerbes wegen auf einige Zeit — einige Monate oder Jahre — hinkommen. Die Meisten von diesen stehen mit der Provinz noch in lebhafter Verbindung; desshalb ergiesst sich bei Eintritt der Weihnachts- und Frühjahrsferien ein Strom von Reisenden aus Stockholm in die Provinz, und zu dieser Zeit sind gewöhnlich alle Eisenbahnzüge überfüllt; infolge des vorzeitig erschienenen Frühlings, der die Leute aus der Stadt lockt, ist in diesem Jahr der Zufluss sogar stärker als je. Unter den jetzt Reisenden befinden sich Beamte, Studenten und Literaten,

die Mehrzahl aber bilden Parlamentsmitglieder; die Meisten von diesen sind Grossgrundbesitzer oder Bauern und sie alle beeilen sich die zweiwöchentlichen Ferien zu benützen, um zu Hause Umschau zu halten und einen Blick auf die Felder und Saaten zu werfen. Mit diesem Zug, dem ersten bei Beginn der Ferien, reisen stets so viele Deputirte des „Riksdags", dass er sogar scherzweise der „Riksdagsche" genannt wird. Rings herum sehe ich die mir wohlbekannten Gesichter aus den illustrirten Zeitschriften, welche immer die Züge aller nur irgend wie hervorragenden Parlamentsmitglieder reproduciren. Die Coupés der I. Classe sind vorzugsweise von den Mitgliedern der ersten Kammer besetzt, welcher fast ausschliesslich Grossgrundbesitzer angehören. Die zweite Kammer besteht aus viel demokratischeren Elementen.*)

In einem der Waggons der III. Classe bemerke ich einige typische Gestalten in langschössigen, zimmetbraunen Kaftans aus grober, im Hause gewebter Leindwand, um den Hals grosse carrirte Kattuntücher — die übliche Tracht der Dalekarlischen Bauern. Alle haben denselben Typus — magere Gesichter mit weit hervorstehenden Backenknochen, wie aus grau-gelbem Pappendeckel. Alle, selbst die jungen, haben zwei tiefe Höblen in den Wangen — infolge der Gewohnheit, fortwährend an der Pfeife schmatzend zu saugen. Die Stirn ist schmal und hoch, an den Schläfen platt gedrückt, die Haare sind schütter, glatt und bis zum Nacken herab kreisrund geschnitten. Auf den Gesichtern liegt der Stempel des Eigensinns und aus den kleinen, zwei Spalten ähnlichen, wasserblauen Augen blicken Klugheit und Schlauheit. Die Pfeife nicht aus dem Mund nehmend, von Zeit zu Zeit den ätzenden Tabaksaft ausspeiend, horchen sie alle mit sichtlichem Interesse auf eine dünne, pfeifende Stimme, die von den Lippen eines magern, hagern Greises kommt, bei dem sich der dalekarlische Typus noch stärker ausdrückt, als bei den Uebrigen. Jetzt dreht sich die Unterhaltung um Wirtschaftsangelegenheiten: „Um wie viel haben Sie die jungen Ochsen verkauft?" — „Wann beginnen Sie mit dem Düngen?" Gestern noch erörterten dieselben Menschen die wichtigsten Reichsangelegenheiten und ihre Meinungen entschieden den Ausgang der Abstimmung in einer für Schwedens Handel sehr bedeutungsvollen Frage — es ist die im schwedischen Parlament unter der Benennung „Dalekarlier" bekannte Gruppe, deren Einfluss es hauptsächlich zuzuschreiben ist, dass Schweden plötzlich seine früheren Freihandelstendenzen aufgegeben und die Bahn des Protectionismus eingeschlagen hat.

Der Alte mit der dünnen pfeifenden Stimme, dem die Uebrigen so aufmerksam zuhören, ist Liss-Olaf-Larson, eine in Stockholm so populäre Persönlichkeit, dass sogar Lieder auf ihn gedichtet wurden, die von den Schulknaben eifrig gesungen werden — und das ist selbstverständlich der höchste Beweis der Berühmtheit.

Er ist einer der reichsten Bauern Dalekarlien's, einer Provinz, die in der Geschichte Schwedens eine so hervorragende Rolle spielt und in welcher der Bauernstand sich eines grossen Einflusses erfreut.

Liss-Olaf-Larson besitzt dort ein grosses Grundstück und man behaupet auch, er habe in der Bank ein Kapital von einer halben Million Kronen liegen. Diese Berichte sind vielleicht übertrieben. Dem klugen, schlauen Bauern ist es gar nicht unangenehm, unter seinen Nachbarn als Reicher zu gelten und die entsprechende Verehrung zu geniessen; er selbst aber schwatzt niemals über sein Vermögen. Wie viele Schätze er durch jahrelange Sparsamkeit im Haushalte in seinem Geldkasten aufgehäuft hat, weiss keiner genau, am allerwenigsten wissen es seine erwachsenen Söhne, die er darüber im Unklaren

*) Der Census der Wahlfähigkeit für die erste Kammer ist verhältnissmässig sehr hoch: man muss nicht weniger als 4000 Kronen jährliches Einkommen haben. Die Mitglieder werden von den Landtagen und den Städten auf neun Jahre gewählt. Zur Wahlfähigkeit für die zweite Kammer ist blos ein Einkommen von 800 Kronen jährlich erforderlich, wobei die Wahlen auf drei Jahre durch directe Abstimmung vorgenommen werden und man einen Candidaten auf 60000 Dorf- und 10000 Stadtbewohner rechnet.



lässt. Von dem obligaten dreijährigen Besuch der Elementarschule abgesehen, liess er ihnen keine andere Ausbildung angedeihen; sie müssen einfache, im Hause erzeugte Bauernkleidung tragen. Er selbst geht ganz wie die Knechte vom Hof arbeitend hinter dem Pflug einher. Seine Frau und die Töchter kleiden sich wie einfache Bäuerinnen und verrichten die gröbsten ländlichen Arbeiten: melken selbst die Kühe und putzen hinter dem Vieh weg. Daheim, zwischen zwei Parlamentssessionen, führt Liss-Olaf-Larson selbst ein ebenso hartes, mühseliges Leben, wie alle seine Hausgenossen. Seinem Gutsbesitzersauge entgeht nicht die unbedeutendste Kleinigkeit, und ohne sein Wissen und Wollen wird kein Groschen ausgegeben.

Liss-Olaf-Larson hat bloss die Volksschule beendet, aber sein Naturverstand und die vieljährige Uebung im parlamentarischen Leben haben reichlich die Mängel der ersten Bildung wettgemacht. Er spricht im Parlament zwar nicht viel und nicht oft — dafür aber bildet jede Rede, die er mit seiner dünnen, pfeifenden Stimme hält, fast ein Ereigniss. Alle seine Gegner fürchten seinen trocknen Humor, und sein praktischer Verstand gewann ihm unter seinen Landsleuten eine solche Verehrung, dass sein Wille in ganz Dalekarlien fast als ein Gesetz gilt. Seine Stärke liegt aber nicht darin, sondern in der Gewandtheit, die Rechnungen zu führen. In Angelegenheiten der Staatscassa-Verwaltung bringt er die ganze kleinliche Sparsamkeit, die ganze Groschenberechnung des Geizes, eines alten Bauern-Geizhalses hinein. Wenn Liss-Olaf-Larson sich im Verlaufe des ersten Teiles der Parlaments-Session im Schatten hält, so tritt er dafür auf den ersten Plan, wenn alljährlich das Projekt des Staatsbudgets an die Reihe kommt — die Vergleichungen mit alten Rechnungen, die Beurteilung neuer Projecte, neuer vom Staate geforderten Ausgaben. Mit jedem, der sich mit dem Verlangen um materielle Unterstützung, sei es für Kriegszwecke oder zum Bau neuer Strassen oder zur Errichtung von Elementarschulen oder für eine wissenschaftliche Unternehmung an das Parlament wendet, beginnt Liss-Olaf-Larson ohne Erbarmen zu feilschen. Er handelt ebenso hartnäckig mit denjenigen, die um bescheidene Geldsubsidien von einigen tausend Kronen bitten, wie mit jenen, die den Plan einer breiten Staats-Reorganisation vorlegen, die Ausgaben von Millionen erfordert. Er handelt aus Gewohnheit, aus Princip, von der vorgenommenen Ueberzeugung ausgehend, dass jeder bereit ist, von der Krone mehr zu fordern und jeder, wenn man mit ihm gehörig handelt, dasselbe um die Hälfte des Preises leisten wird. Es ist oft drollig mit anzusehen, wie so mancher hohe Würdenträger oder gelehrte Professor dem eigensinnigen Bauer heimlich den Hof macht, ihm scherzend seine hohen Theorien darlegt und, im Innern sich vor Aerger krümmend, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen Larson's Bemerkungen und Erwägungen anhört.

Der Einfluss der Bauern-Partei wächst immer an und die Zahl der Bauern im schwedischen Parlament vergrössert sich mit jedem Jahr.

Wenn nun die Frage der Volksbildung überall eine Frage von grösster Wichtigkeit bildet, so ist es begreiflich, dass sie in so einem demokratischen Lande wie Schweden auf dem ersten Plan steht.

Ich hatte schon oft von den sogenannten Bauern-Universitäten Schwedens gehört. Und schon längst wollte ich diese Einrichtungen näher kennen lernen. Desshalb nahm ich, als ich die Bekanntschaft des Rectors einer dieser Universitäten machte und er mich aufforderte, bei ihm einige Tage zu verbringen, seine Einladung dankbar an und beschloss, die ersten Ferien an unserer Stockholmer Universität zu benützen, um meinen Dorf-Collegen zu besuchen. Auf diese Weise geriet ich heuer in den sogenannten „Riksdags-Zug“. Mit der Eisenbahn musste ich bis fünf Uhr nachmittags fahren und dann meine Reise noch drei Stunden im Wagen fortsetzen. An der kleinen Station Sale erwartete mich ein Tarantass, den man von der Schule aus für mich geschickt hatte. — Mein Pferdelenker, ein junger, schöner Bursch mit Haaren ähnlich dem hellen Werg und mit solchen Lazuraugen, die man sonst nirgend als in Schweden sieht, entpuppte sich bald als Zögling jener Schule, wohin

ich mich begab. Auf der Station kam er auf mich zu und reichte mir mit einem freundlichen Lächeln auf seinem breiten Gesicht die grosse, schwielige Hand und drückte mit Gefühl die meine.

In der Folge erfuhr ich, dass die Nachricht von der Ankunft eines Stockholmer weiblichen Professors in ihrer Schule eine gewisse Aufregung unter den Schülern hervorgerufen hatte, und dass sie sogar mit einander gezankt hatten, wer von ihnen mich abholen soll.

Jedesmal, wenn wir auf einen Stein auffahren oder unser Taranlass im Schmutz stecken bleibt, wendet sich mein Rosselenker zu mir und lächelt verwirrt, als ob er um Entschuldigung bitten wollte für sich, das Pferd und für den Fahrweg. Sein kluges, offenes, junges Gesicht gefiel mir ausserordentlich und ich hätte sehr gerne mit ihm sprechen, ihn über die Schule befragen wollen; wir waren aber beide verlegen, nach einigen misslungenen Versuchen, ein interessantes Gespräch anzuknüpfen, verstummten wir, setzten unsere Fahrt schweigend fort und beschränkten uns darauf, einander freundlich anzulächeln.

Unser Weg führte bergan. Obgleich in Schweden die Strassen im allgemeinen sehr gut unterhalten werden, pressen sich Dank der vom Frühling aufgelockerten Erde und der lehmigen Beschaffenheit des Bodens die Räder nur mit Mühe durch den dichten klebrigen Brei und wir bewegen uns im Schritt vorwärts. Rund um uns die gewöhnliche schwedische Landschaft: Der nicht hohe Föhren- oder Tannenwald, in dem nur selten die weissen, jetzt kahlen Birkenstämme durchschimmern oder die mit flaumigen Kätzchen bedeckten Weidenzweige, die sich rötlich zu färben beginnen. Aus dem Gehölz tritt bald da, bald dort eine graue Birkenrinde hervor, die von gelblichem Moos und dunkelbraunen Blättern des vorjährigen Farnkrauts bedeckt ist. Stellenweise wird der Wald von kleinen Strecken beackerter Erde durchschnitten, wo ein Bauernhof mit grellrot getünchten Mauern und Dach prangt. Dörfer in unserm Sinne giebt es in Schweden nicht. Die Bauern siedeln sich in gewissen Entfernungen von einander an und die roten Häuschen, wie grosse Mohnblumen unter den grauen Birken und dunkelgrünen Wäldern zerstreut, verleihen der ganzen Landschaft einen eigenartigen Charakter. Die Gegend hat überall ein graues, kaltes Colorit. Aus den Morästen und Wiesen erhebt sich ein gelblich-weisser Nebel. Hie und da wird auf dem Grund der Risse und Spalten der Birkenrinden der schmutzige Schnee vom Vorjahr sichtbar; das Klima ist hier, im Binnenland viel rauher als in Stockholm und überhaupt an der Küste des Meeres. Der Boden scheint dürftig und wenig ergiebig zu sein. Er ist mit seinen Gaben nicht verschwenderisch, und der Mensch muss hartnäckig mit ihm kämpfen, um ihm ein Almosen zu entreissen. Während ich auf dem öden Weg in dem unangenehmen Halbdunkel einer kalten Frühlingsdämmerung mitten durch diese dünnen Wälder und die dürftigen Felder fuhr, dachte ich an den Zweck meiner Reise und es erschien mir seltsam — wie konnte sich die Idee von Bauern-Universitäten in diesem armen, gottverlassenen Lande entwickeln? Aber der Weg wandte sich jetzt plötzlich nach links, und vor uns stand wie aus der Erde hervorgewachsen ein massives, steinernes, von einem grossen Garten umgebenes Gebäude. Das ist die Universität. Sie wurde im Jahre 1886 erbaut und der Bau sammt Grund kostete 75000 Kronen.

Die ganze Familie des Rectors kam mir auf der Treppe entgegen und begrüsste mich sehr herzlich. Der Rector selbst, Herr Holmberg, ein Mann von etwa 40 Jahren, besitzt den Doctorgrad der Philosophie von der Sunds-Universität und hat einige pädagogische Werke veröffentlicht. Seine Gattin etwa 35 Jahre alt, ist eine noch hübsche, blonde Frau mit einem runden, rosigen Gesicht und mit naiven, echt schwedischen, blauen Augen. Sie ist die Schwester des bekannten schwedischen Poeten Bot und besitzt selbst einige literarische Begabung: sie schrieb mehrere Erzählungen aus dem Volksleben und veröffentlichte einen Band Gedichte. Sie haben keine Kinder, einige junge Mädchen, entfernte Verwandte, leben bei ihnen. Ich will nebenbei bemerken, dass es in Schweden, wie überall, viel mehr Frauen als Männer

giebt und es hier sehr gebräuchlich ist, dass die jungen Mädchen nach Erlangung der Volljährigkeit für ein oder zwei Jahre das Elternhaus verlassen und zu entfernten Verwandten oder auch zu Bekannten ziehen, um zu sehen, wie man in anderen Familien lebt, um „sich zu zeigen und Leute zu sehen". Im Hause eines jeden Dorf-Geistlichen oder Lehrers trifft man fast immer zwei oder drei junge Mädchen, die gegen eine nicht hohe monatliche Bezahlung als zeitweilige Mitglieder der Familie gelten, an allen häuslichen Angelegenheiten und Arbeiten teil nehmen und sich unter Leitung der Frau Pastorin in der Wirtschaft ausbilden.

Die Wohnung des Rectors, rein und gemütlich, trägt den Stempel einer altmodischen Häuslichkeit. Das Empfangszimmer ist ziemlich geräumig, im Winkel steht ein grosser Kachelofen, der eine Menge von blühenden Pflanzen und verschiedener im Hause verfertigter Nippes trägt. Ein grosser Kameelgarnteppich auf der Diele, ein mit Perlen gestickter Lampenuntersatz, eine Anzahl gestickter Kissen in der Sophaecke, mit bunten Seiden gestickte Schutztücher auf den Fauteuils — das alles spricht beredsam von langen Winterabenden, da sich die ganze Familie um die Lampe versammelt, von einer langjährigen Reihe von Weihnachtsbäumen mit ihren obligaten Ueberraschungen und Geschenken, von dem ganzen friedlichen Hergang eines beschaulichen Familienlebens, wo das weibliche Element vorherrscht, wo sich keiner beeilen muss und allen sehr viel Musse zur mühseligen Verfertigung von allerlei überflüssigen Kleinigkeiten bleibt.

Im Speisezimmer erwartet uns schon das Abendbrot, wie gewöhnlich in Schweden aus einer grossen Menge der verschiedenartigsten kalten Speisen bestehend. Für heute sind alle Beschäftigungen in der Schule bereits beendet. Nach dem Abendessen begeben wir uns alle in das Empfangszimmer. Der Rector lässt sich in seinen Schaukelstuhl nieder, dieses unvermeidliche Möbelstück in jedem schwedischen Haus. Die Frau Rectorin und die Fräulein nehmen aus den Arbeitskörbchen ihre Strick- und Stickarbeiten heraus. Nach einigen Minuten hört man an die Thür klopfen und ins Zimmer treten zehn Mann Schüler — junge Bauern in langem Kaftan, mit ihren nägelbeschlagenen Stiefeln ziemlich viel Lärm verursachend, obgleich sie sichtlich bestrebt sind, leise aufzutreten. Da sie im Empfangszimmer heute eine fremde Person bemerkten, bleiben sie anfangs in der Thür stehen und sehen verlegen umher, aber die Hausfrau ladet sie freundlich ein, einzutreten und sie verteilen sich dann an dem gemeinsamen Tisch.

„Bei uns ist es schon so eingerichtet," sagt mir der Rector, „dass ein Teil der Schüler den Abend mit uns verbringt. Da man sie alle in unserm kleinen Empfangszimmer nicht unterbringen kann, so wechseln sie ab. Manchmal führen wir allgemeine Gespräche oder ich lese etwas vor, zuweilen treiben wir Musik. Alle lernen singen und einige von ihnen, die eine besonders schöne Stimme haben, bitten meine Frau, sie auf dem Klavier zu begleiten, und es kommt auch vor, dass sie unter ihrer Leitung sogar ein Quartett einstudiren. Die übrigen Schüler unterhalten sich inzwischen auf ihre Weise, vorzugsweise mit Turnübungen oder damit, dass sie ihre Kräfte im Faustkampf versuchen."

Tatsächlich hörte man vom Hof her laute Stimmen und Stampfen mit den Füssen. Bisweilen vernahm man plötzlich ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas Schweres zu Boden gefallen wäre und dann erklang herzliches Gelächter.

„Erzählen Sie mir ausführlicher, wie steht es eigentlich um Ihre Schule und wie verhält es sich im allgemeinen mit den Bauern-Universitäten in Schweden!" bat ich den Rector.

„Bitte . . ." erwiderte er. „Vorerst muss ich Ihnen aber den historischen Gang ihrer Entwicklung erzählen und erst nachher deren gegenwärtigen Zweck und Bedeutung berühren."

Wie alle Menschen, die sich einer Sache ganz widmen, spricht der Rector gern von der seinigen und wie er nur einen Zuhörer vor sich sieht,

der sich für dieselbe interessirt, ist er auch sofort bereit, eine lange Vorlesung zu halten. An jenem Abend erfuhr ich von ihm folgendes:

„Die Idee zur Errichtung höherer Volksschulen für die Bauern entstand zuerst in Dänemark um das Jahr 1850 und ihr Begründer war der bekannte Theologe und Philosoph Grundwig. Er ging von rein religiösen Ueberzeugungen aus. Die ganze Geschichte der Menschheit erschien ihm als eine erfüllte Offenbarung. In allen historischen Begebenheiten, in allen bürgerlichen und politischen Umwälzungen fand er die Verkündigung eines und desselben göttlichen Gedankens, überall erblickte er die Handlung der göttlichen Vorsehung. „Je eingehender man die Geschichte studirt, mit desto grösserer Verehrung dringt man in die Gnade und Weisheit des Schöpfers ein, desto mehr überzeugt man sich von den erhabenen Wahrheiten der christlichen Religion," sagte er. „Der ungebildete Mensch kann nicht wahrhaftig sein, der wissende Christ darf daher im Reiche Christi das Volk nicht im Zustande der Finsterniss und Unwissenheit halten. Man muss es zum klaren, bewussten Verständniss der erhabenen Wahrheiten des Christentums erwecken; man muss seinen Verstand entwickeln, seinen Gesichtskreis erweitern, ihm die Geschichte in ihrer wahren (christlichen) Beleuchtung zeigen und es dadurch vor schlechten Einflüssen der Lügen-Wissenschaften bewahren, deren Opfer es im entgegengesetzten Falle sehr leicht werden könnte."

„Selbstverständlich ist eine solche christlich-philosophische Beleuchtung der Geschichte, die Grundwig für das Volk forderte, beim Unterricht von Kindern schwer anzuwenden. Der Verstand des Kindes ist blos fähig, sich einzelne Thatsachen anzueignen, blos der des Erwachsenen kann ihren allgemeinen Sinn erfassen. Damit also die Bildung in Wahrheit für das Volk nützlich sei, d. h. seiner sittlichen Entwicklung diene, darf man sich nicht auf Schulen für die Unmündigen beschränken. Wie hoch auch die letzteren stehen mögen, können sie doch niemals diese Ziele ganz erreichen. Es ist unerlässlich, dass es Anstalten giebt, wohin sich die jungen Männer aus dem einfachen Volke in jener Periode ihres Lebens wenden, da sie am aller empfänglichsten für neue Eindrücke und schon im Stande sind, sich eine Lebensanschauung zu bilden, die alle ihre Handlungen leiten könnte.

So raisonnirte Grundwig und solche Erwägungen führten ihn zur Errichtung der ersten Schule für erwachsene Bauern. Diese Schule hatte grossen Erfolg und bald fand Grundwig viele Nachfolger. In Dänemark betrachtete man die Errichtung höherer Schulen für das Volk als eine Art christlichen Werkes und die Zahl solcher Schulen vermehrte sich mit jedem Jahr. Die meisten von ihnen wurden aus Privatmitteln gegründet. Viele reiche Leute opferten zu deren Errichtung einen grossen Teil ihres Vermögens: nicht wenige hervorragende Männer der Wissenschaft verzichteten dieser wegen auf eine glänzende Universitätscarrière. So zum Beispiel wurde der bekannte Physiker Paul de la Cour, der Erfinder des optischen Telegraphen, mehr als einmal an dänische oder deutsche Universitäten berufen und zog es vor, sein ganzes Leben als einfacher Lehrer in der Bauernschule in Alsen (in Jütland) zu bleiben.

Anfangs trug der Unterricht in den höheren Bauernschuleu einen rein religiösen Charakter und war speciell darauf gerichtet, das sittliche Niveau des Volkes zu heben.

Die grösste Aufmerksamkeit wandte man dem Geschichts-Unterrichte zu, wobei an erster Stelle selbstverständlich die Geschichte der Juden stand, des Volkes Gottes, welchem die Vorsehung die hohe Mission auferlegte, die Menscheit zum Empfange des Messias vorzubereiten. Auf dem zweiten Plan erschien die vaterländische Geschichte, aber auch diese wurde in einer gewissen christlich-philosophischen Beleuchtung vorgetragen. Im Laufe der Zeit veränderte sich jedoch der enge, theologische Charakter der dänischen Schulen einigermassen sowohl unter dem Einflusse einiger begabter Männer, die an ihrer Spitze standen, als auch einfach infolge der Anforderungen des Lebens.



Neben der Geschichte wurde der Unterricht in der elementaren Mathematik, den Naturwissenschaften und vielen anderen gemeinnützlichen Gegenständen eingeführt, ohne Rücksicht darauf, ob sie direct zur Entwicklung der Sittlichkeit unter den Bauern dienten oder nicht. Jetzt zählt man in Dänemark mehr als 40 Schulen für erwachsene Bauern und viele erhalten vom Staate Subsidien. Obgleich der Unterricht einen mehr weltlichen Charakter erhalten hat und sich keineswegs in den Händen der Geistlichkeit befindet, hat die Mehrzahl dieser Schulen nichtsdestoweniger den äussern Charakter der religiösen Einrichtungen bewahrt. In jeder Schule führen die Schüler ein gemeinschaftliches Leben. Eine Mahlzeit von spartanischer Einfachheit vereinigt täglich den Rector, die Lehrer und die Zöglinge, wobei die Mittagszeit unter lehrreichen Gesprächen vergeht. Ueberhaupt muss das ganze Leben des Rectors der Schule gewidmet sein, und darf sich durch nichts von dem Leben der einfachen Bauern unterscheiden, denen es als lebendes Beispiel dienen muss. Seine Frau versieht die gemeinsame Haushaltung und sorgt für alle materiellen Bedürfnisse der Zöglinge. Man sagt, dass ihre Pflichten so schwer und die ganze Lebensweise so erschöpfend sei, dass wenig Frauen, die Comfort nur einigermassen gewöhnt sind, es länger als einige Jahre zu ertragen vermögen und sie gewöhnlich an Schwindsucht sterben. Die meisten Rectoren an den dänischen Schulen für das Volk sind zum dritten oder vierten Mal verheiratet, versichert Herr Holmberg.

In Schweden und Norwegen ging die Gründung der ersten Bauern-Universitäten infolge anderer Gründe vor sich, sie fällt mit der Veränderung der Constitution dieser Länder, die am 22. Juni 1866 erfolgte, zusammen. Im Vergleich zu den Verhältnissen in andern europäischen Staaten genossen die Bauern auf der Skandinavischen Halbinsel seit Altersher grosse politische Rechte. Die Leibeigenschaft existirte niemals in Schweden, bis zum Jahre 1866 aber besass der Adel immerhin Privilegien. Die andern drei Stände hatten zwar in der schwedischen Ständeversammlung ihre Vertreter, aber in so unbedeutender Zahl, dass die meisten Stimmen dem Adel gehörten, der de facto auch die erste Rolle in Sachen der Landesverwaltung spielte. Im Jahre 1866 aber veränderte eine radicale Reform der Constitution diese Sachlage. In Norwegen hob man den Adel gänzlich auf, in Schweden wurden den Adeligen die harmlosen Rechte belassen, die Wappen in dem sogenannten Rittersaal aufzubewahren, ihren Familiennamen das Teilchen „of" beizufügen und ihre Frauen und Töchter bei Hofe vorzustellen. In politischer Beziehung aber wurden die Rechte aller, die der ganz Armen ausgenommen, egalisirt. Das Stimmrecht bei den Wahlen der Abgeordneten für die zweite Abteilung des Parlamentes wird jedem Besitzer von einem noch so kleinen Stück Erde ebenso zuerkannt wie Jedem, der 800 Kronen jährlicher Steuer bezahlt; das politische Uebergewicht liegt in den Händen der Bauern, dem zahlreichern Stande in Schweden, wenn man die Stände der Torpare (Farmer) und der einfachen Schindelbauern nicht mitzählt, die oft auch diesen verhältnissmässig niedern Census nicht erreichen und desshalb an den Wahlen nicht teilnehmen.

Gleichzeitig mit dieser politischen Umwälzung wurde in Schweden und Norwegen der obligate und unentgeltliche Unterricht für das Volk eingeführt. Die Landstände und die Stadtgemeinden sind verpflichtet, in ihren Kreisen so viele Elementarschulen zu unterhalten, dass in denselben für jedes Kind ohne Unterschied des Geschlechtes Platz sei; alle Elementarschulen in Skandinavien sind nämlich für Knaben und Mädchen gemeinschaftlich. Die Mittel für diese Schulen entnimmt man den allgemeinen Steuern; von den Schülern wird keine Bezahlung eingehoben. Legen die Eltern ein Armutszeugniss vor, so lässt man ihren Kindern sogar unentgeltlich Bücher, auch Stipendien zukommen. So hat Keiner einen Vorwand, sein Kind nicht in die Schule zu schicken; wenn ein solcher Fall doch vorkommt, nimmt man das Kind mit Gewalt fort und verurteilt die Eltern zu einer beträchtlichen Geldstrafe. Diese droht ebenso jedem Meister wie jedem Fabrikanten, der ein Kind in seine Dienste

oder in die Fabrik nimmt, das kein Zeugniss über den Besuch eines dreijährigen Curses in der Elementarschule besitzt.

Das Alter der Schüler in diesen Schulen schwankt zwischen 8 bis 13 Jahren. Der Unterricht umfasst das Lesen, Rechtschreiben, die vier Species der Arithmetik und die Elementarkenntnisse in der vaterländischen Geschichte und Geographie. Den Schülern werden auch einige Gebete beigebracht, die vor Beginn und nach Schluss des Unterrichtes gelesen werden. Der eigentliche Religionsunterricht gehört nicht in den Lehrplan der Elementarschule; diese lernen die Kinder bei dem Geistlichen, wenn sie nach Beendigung der Schule sich für die Confirmation vorbereiten. Früher war dieselbe für alle Kinder obligatorisch, deren Eltern der (lutherischen) Staatskirche angehören, vor einigen Jahren wurde jedoch durch einen Beschluss des Parlaments der Confirmations-Zwang aufgehoben, und man fordert dieses Actenstück weder bei Eheschliessungen noch beim Eintritt in den Staatsdienst. In Privat-Anstalten und Fabriken nehmen die Eigentümer nach altem Brauch ungern nicht confirmirte junge Leute auf.

Von den Lehrern und Lehrerinnen der Volksschule fordert man ein Diplom eines Lehrerseminariums, dessen Curs fast demjenigen unserer Realgymnasien gleich ist. Ihr Gehalt schwankt zwischen 400 und 1200 Kronen jährlich auf dem Lande, zwischen 900 und 2500 Kronen in den Städten.

Bei dem raschen Anwachsen der Elementar-Volksschulen die nach der Staatsumwälzung vom Jahre 1866 gegründet wurden, war zu befürchten, dass sich ein Mangel an fähigen und fachkundigen Lehrern für diese Schulen fühlbar machen werde. Diese Befürchtung erwies sich jedoch als unbegründet, Dank dem Umstande, dass gerade damals in den Kreisen der intelligenten, armen Universitätsjugend Schwedens und Norwegens ein starkes Interesse für das Volkswohl erwachte.

Wirft man einen Blick auf die schwedische und norwegische Literatur vom Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, so staunt man über den Reichtum an Romanen und Erzählungen aus dem Bauernleben, die damals erschienen. Das erste derartige Erzeugniss der Epoche der Bauernliteratur waren die berühmten Erzählungen Björnson's. Sie sündigen erheblich durch die Idealisirung und sind nicht frei von jener sentimentalen, romantischen Strömung, welche die ganze skandinavische Literatur der frühern Periode erfüllte.

Unvergleichlich treuer und eine grössere Kenntniss des geschilderten Milieus bekunden in Norwegen Harnberg und in Schweden Strindberg mit seinem herrlichen Roman „das Leben in Schkera“; dasselbe gilt von den Erzählungen aus dem Volksleben zweier schwedischen Schriftstellerinnen: Frau Agrel und Benedictsson (die letztere bekannter unter dem Pseudonym Ernst Ahlgren).

Wie es gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, kam auch hier der bekannte cercle vicieux zur Geltung, d. h. es äusserte sich eine Wechselwirkung zwischen Buch und Leben. Dieser Ueberfluss an Volkssujets in der Literatur bezeugte, dass in der intelligenten Gesellschaft das Interesse für das Volksleben erwachte, andererseits weckten die lebhaften hinreissenden Erzählungen der talentvollen Schriftsteller dieses Interesse selbst, zeigten der städtischen Jugend neue Ideale und erregten in ihr das Streben, den klassischen Staub der Universitätshörsäle und den der Beamtenkanzleien abzuschütteln und das zerrissene Band zwischen ihr und dem Volk zu erneuern. Die jungen Männer, welche die Universität glänzend absolvit hatten, gingen jetzt, statt wie früher einander die Stellen abzujagen, als Lehrer an die Volksschulen. Zu dieser Zeit enstand also naturgemäss der Gedanke, sowohl in Schweden als auch in Norwegen Schulen für erwachsene Bauern zu gründen. Die ersten Schulen dieser Art in Norwegen wurden nach dem Muster jener errichtet, welche sich bereits so grosser Erfolge in Dänemark erfreuten. Sie schlugen jedoch bald eine ganz andere Richtung ein. An der Spitze standen die talentvollsten Führer der Volkspartei in Norwegen: Björnson und Ulman.



Der erstere hielt in allen möglichen Meetings begeisterte Reden; schrieb glühende Artikel in allen Zeitungen und Zeitschriften und trieb zum Dienste des Volkes alles an, was unter der damaligen Jugend Talent und feinen Sinn besass. Ulman hatte zu jener Zeit eben die Universität beendet; Dank seiner Beredsamkeit bei den Studentenversammlungen genoss er bereits eine solche Popularität, dass gleich bei seinem Austritt aus der Universität sich das Wahlcomité der demokratischen Partei in Christiana an ihn mit dem Antrag wandte, ihn als Canditat für das Parlament aufzustellen; er verzichtete jedoch auf diesen schmeichelhaften Antrag, der ihm so rasch die politische Laufbahn eröffnen sollte, und zog es vor, sich ganz der Sache der Volksschulen zu widmen.

Da er selbst nicht genügend Kapital besass, um eine eigene Schule zu errichten, und er keine von den in Norwegen bereits bestehenden Schulen für vollkommen gut befand, begann er damit, dass er von Ort zu Ort reiste, drei, vier Monate lang in irgend einem der entferntesten Dörfer und Örtchen Norwegens blieb und dort den Bauern Vorlesungen hielt. Einige Jahre lang führte Ulman mit seiner jungen Frau ein solches Nomadenleben. Anfangs erfreute er sich eines nur mässigen Erfolges. Die Ortsgeistlichkeit, wohin er auch kommen mochte, verhielt sich ihm gegenüber misstrauisch, häufig sogar feindlich, da sie in ihm einen gefährlichen Concurrenten ihres eigenen Einflusses auf das Volk erblickte. Die Bauern selbst zeigten anfangs keinen besondern Eifer für die Wissenschaft, den Vorlesungen Ulmans gegenüber blieben sie kühl und warteten, was noch alles daraus entstehen wird. Da Ulman zu seinem provisorischen Aufenthalt absichtlich immer nur stille Orte, wohin am allerwenigsten die Strahlen der Aufklärung hätten dringen können, wählte, so vermochte er manchmal nicht mehr als 10—15 Hörer um sich zu versammeln; er verzagte doch nicht und docirte mit demselben Interesse, als ob er sich an ein zahlreiches, auserlesenes Publicum wenden würde. Nach und nach begann aber der Ruf seiner Vorlesungen zu wachsen und sich unter den Bauern zu verbreiten und von allen Seiten strömten ihm Hörer zu. Schliesslich wurde seine Popularität so gross, dass das norwegische Parlament beschloss, ihm bedeutende Subsidien zur Gründung einer nach seinem Gutdünken und seinem Programm einzurichtenden Schule für erwachsene Bauern zu gewähren. Zur selben Zeit erhielt Ulman selbst eine kleine Erbschaft, die er auch für diesen Zweck verwendete. Jetzt ist seine Schule oder wie man sie heisst, seine Bauern-Universität in Siljan eine der grössten und umfangreichsten Gründungen dieser Art in Norwegen. Sie weicht bedeutend ab von jenem ursprünglichen Plan, an den Grundwig sich hielt, und sorgt vielmehr für die allgemeine Bildung und Politik als für die religiöse Erziehung der Bauern.

In Schweden wurden die ersten höheren Schulen für die Bauern nicht durch Privatinitiative, sondern aus Staatsmitteln gegründet, weil die sogenannte Bauernpartei im Parlament von allem Anfang an in ihr Programm die Sorge um die Gründung solcher Schulen aufnahm.

„Die Zukunft Schwedens liegt in den Händen der Bauern,“ sagt mir Herr Holmberg. — „Das Industriewesen wird sich bei uns kaum so sehr entwickeln, wie im Westen, und Schweden wird wahrscheinlich lange vorzugsweise ein Agriculturland bleiben. Der Grossgrundbesitz geht indess unzweifelhaft dem Ende entgegen und der Boden zerfällt in immer kleinere Teile. In allen Ländern, wo die Bauern bedeutenden Wohlstand geniessen und als politischer Stand die Macht präsentiren, beklagen sie sich gewöhnlich darüber, dass sie immer als Repräsentanten des verstocktesten Conservatismus und Gegner jeder Neuerung und Reform erscheinen. Aber das hängt natürlich nur damit zusammen, dass die sittliche und geistige Entwicklung des Volkes nicht Hand in Hand mit der Entwicklung seines materiellen Wohlstandes geht. Im Grunde, glaube ich, giebt es keine angenehmere Situation zur Entwicklung der idealsten Seiten im Menschen als die des kleinen Eigentums. Seine sorgenfreie Existenz, seine Arbeit bringt ihn der Natur näher,

giebt ihm nicht stündlich Veranlassung zum Contact mit andern Menschen, erweckt in ihm nicht die Instinkte der Kämpfe und Concurrenz und lässt ihm genügend Musse für die Betrachtung und den Genuss des Lebens."

„Bei uns in Schweden sind die Bauern bei weitem nicht so reich, wie in andern Ländern, wie zum Beispiel in Frankreich. Ausgenommen den südlichen Teil Schwedens, zeichnet sich der Boden nirgend durch grosse Fruchtbarkeit aus und bedarf überall einer fleissigen Bearbeitung. Der kleine Grundbesitz der Bauern kann durch fleissiges Mitarbeiten aller Hausgenossen zumeist bloss im Verlaufe des Sommers die Familie ernähren. Dann folgen lange Wintermonate, da allen viel freie Zeit bleibt. An jenen Orten, wo der Boden sehr schlecht und die Bevölkerung sehr arm ist, sucht jeder Bauer irgend einen ergänzenden Erwerb für die Winterzeit, aber dort, wo der Boden allein im Stande ist, ihn und die Familie zu ernähren, zieht er es — der dem Menschen eigenen Faulheit gemäss — vor, im Winter auszuruhen. Dazu kommt noch, dass jeder Verkehr mit der Aussenwelt infolge der örtlichen und klimatischen Verhältnisse in Schweden in den Wintermonaten schwerer wird und an andern Orten, wie zum Beispiel südlich von Stockholm, auf den Inseln zur Zeit der Herbststürme und Schneeverwehungen die Bauern zuweilen das Haus ganze Wochen nicht verlassen. Selbstverständlich müssen während einer solchen unvermeidlichen Unthätigkeit und Einsamkeit in dem unentwickelten Menschen alle tierischen Instinkte erwachen. Und thatsächlich brauchen Sie von Stockholm nur einige Stunden weiter zu fahren, und Sie können auf wirkliche Wilde stossen. Fragen Sie einen beliebigen schwedischen Juristen und er wird Ihnen sagen, dass es kein noch so bestialisches Verbrechen, keine noch so grobe Entartung aller sittlichen Gefühle giebt, die nicht alljährlich unter der Bevölkerung von Schkera erscheinen würden. Der materielle Wohlstand dieser Bevölkernng ist dabei ziemlich ansehnlich. Bedenken Sie selbst, wie wichtig es ist, Schulen zu gründen, wohin sich die erwachsenen jungen Bauern zur Zeit ihrer Wintermusse wenden und wo sie einen Vorrat an Wissen und Anregungen schöpfen können, die imstande sind, ihrem ganzen Leben Form und Inhalt zu geben."

„Aber erlauben Sie," unterbrach ich hier Herrn Holmberg, „dass Einer freiwillig seinen erwachsenen Sohn von der Arbeit weg in eine solche Schule schicke, in welcher dieser bloss abstractes Wissen sammelt, aber keinen directen Vorteil für sich erhält, das setzt doch schon eine grosse Dosis von Idealismus voraus . . ."

„Und es zeigt sich in der That, dass ein solcher Idealismus bei den Bauern existirt," erwiderte mir Herr Holmberg. „In diesem Augenblick bestehen in Schweden bei einer Bevölkerung von fast 4 Millionen 25 solcher höheren Schulen oder wie wir sie heissen, Bauern-Universitäten. Sich zu irgend einer Specialität in den Schulen auszubilden, dazu fehlt es bei uns nicht an Gelegenheit. Gewerbe- und landwirtschaftliche Schulen giebt es fast in jeder Provinz, Gymnasien und Universitäten in Sund und Upsala dienen als Baumschulen für künftige Geistliche, Beamten und Juristen. Die Bauernuniversität muss aber einen ganz andern Zweck verfolgen: Da man den Bauer vom Acker nicht entfernt und aus ihm keine für die eine oder andere Specialität geeignete Maschine macht, muss in ihm das menschliche Bewusstsein erweckt, ihm wenigstens das allgemeine Verständniss für die Schätze, die der Menschheit auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu Gebote stehen, gegeben und die Teilnahme an jenen Genüssen, welche den intelligenten Schichten der Gesellschaft zugänglich sind, ermöglicht werden. Wie Sie sehen, ist dieser Zweck ganz ideal. Die Bauern-Universität erteilt weder Diplome noch Rechte, sie bietet ihren Schülern keinen unmittelbaren Vorteil. Andererseits fordert man, obgleich das Studium an den Gymnasien mit ihrem achtjährigen Unterricht in den todten Sprachen unentgeltlich ist, an den Bauern-Universitäten von den Schülern, die kein Armutszeugniss vorlegen, einen relativ hohen Betrag — 50 Kronen im Jahr. Und nichtsdestoweniger giebt es keine einzige von diesen 25 Schulen in Schweden, welcher die Schüler nicht, oft von sehr

entfernten Ortschaften zuströmen würden. Nicht nur die vermögenden Bauern, sondern selbst die armen Farmer und Schindelbauern schicken oft auch ihre Söhne dahin. So mancher arme Teufel sammelt im Laufe vieler Jahre Kupfergroschen, die er sich nicht nur an den Vergnügungen, sondern auch an wichtigern Dingen abspart, um die Möglichkeit zu haben, einen oder zwei Winter in der höheren Schule zu verweilen. Wenn er später in sein Dorf zurückkehrt, gedenkt er im Laufe seines übrigen Lebens mit rührender Begeisterung und Ehrfurcht der Jahre des Lernens, wie der glücklichsten Zeiten seines Daseins. Gewöhnlich bleibt er im Briefwechsel mit dem Rector und hält es für seine heilige Pflicht, ihm von allen wichtigsten Ereignissen seines Lebens Mitteilungen zu machen: Vom Tode der Eltern, von seiner Verehelichung, von der Geburt des ersten Kindes u. s. w. Ich kann Ihnen einen ganzen Stoss solcher Briefe zeigen, in welchen die Schüler, viele Jahre nach dem Verlassen der Schule, sich an mich um Rat in den intimsten Fragen ihres Lebens wenden. An jeder unserer höheren Schulen giebt es ein jährliches Fest, zu welchem alle ehemaligen Schüler kommen, denen dies nur irgendwie möglich ist, und diese Feste machen in einem gewissen Sinne die Erhaltung des Bandes zwischen den früheren Schülern und der Schule möglich. Die begeisterten Erzählungen jedes Heimkehrenden erwecken auch in den andern jungen Leuten seines Umkreises den Wunsch, zu studiren."

In Norwegen und Dänemark sind die meisten Bauernschulen für Männer und Frauen gemeinschaftlich. In Schweden giebt es jedoch überall zwei Curse: einen Wintercurs für Männer und einen Sommercurs für Frauen. Und bemerkenswert ist es, dass ein junger Mann oder ein junges Mädchen, die selbst eine solche Schule besuchten, ungern mit denen eine Ehe eingehen, die nicht dieselbe Bildung besitzen. Es kommt vor, dass ein „studirter Bursch" sich eine Braut herausspäht, aber ehe die Hochzeit stattfindet, fordert er, dass sie an der Bauern-Universität studire und im Hinblick darauf wird die Hochzeit auf ein oder zwei Jahre verschoben. Manchmal geht das soeben getraute junge Pärchen zusammen an eine der gemeinschaftlichen Schulen.

Es ist auch begreiflich, dass die nach Hause kommenden Schüler viele neue, bis dahin auf dem Lande unbekannte Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen mitbringen. Fast sicher kann man voraussagen, dass nach Eröffnung einer höheren Bauernschule an irgend einem Ort bald darauf einige öffentliche Bibliotheken entstehen, ein „Gesangverein" gegründet wird, eine Zeitung zu erscheinen beginnt. Dagegen vermindert sich die Zahl der Schenken und Wirtshäuser. Auf diese Weise ist der culturelle Einfluss jeder höheren Schule auf die ganze Umgebung der Ortschaft sehr gross.

„Selbstverständlich spielt die Persönlichkeit des Rectors, der den Anstalten vorsteht, in den Bauernschulen eine grosse Rolle. Von ihm hängt sowohl die Wahl anderer Lehrer als auch der Charakter des ganzen Unterrichts ab. In materieller Hinsicht ist nach schwedischen Begriffen die Stellung des Rectors eine sehr gute, eine viel bessere beispielsweise als die Stellung der meisten Lehrer an den Gymnasien; er erhält 3—4000 Kronen Gehalt und überdies freie Wohnung und gewöhnlich noch ein Stück Erde und Garten. Demzufolge melden sich bei jeder Vakanz der Rektorstelle einer höheren Bauernschule immer so viel begabte, gebildete Candidaten, dass man bei der Wahl sehr streng sein kann."

„Der Rector wird auf fünf Jahre gewählt, wenn er aber gewissenhaft seine Pflicht erfüllt und seine Schule gut leitet, so wählt man ihn nach Ablauf dieser Frist von neuem. So zum Beispiel leite ich diese Anstalt seit ihrer Gründung und hatte auch nicht einmal den geringsten Conflikt — weder mit den Schülern noch mit ihren Eltern, noch mit den Vorgesetzten."

„Und wer sind diese?"

„Die Hauptverwaltung der Schule befindet sich in den Händen eines Rates von fünf Mitgliedern — ich selbst und zwei andere werden alljährlich von der Landgemeinde gewählt und die übrigen zwei von einer besonderen Korporation, die aus allen jenen Personen besteht, welche für die Schule

gespendet haben. Es sind zum grössten Teil Bauern, und unser Aufsichtsrat besteht gleichfalls aus Bauern. Alle bekunden zumeist viel Tact und Feingefühl in allen ihren Beziehungen zu dem Rector; wenn sie sehen, dass er seine Aufgabe erfüllt und sich um die Schule kümmert, so lassen sie ihm sehr viel Actionsfreiheit und verschonen ihn mit kleinlichen Chicanen."

„Und wie sind ihre Beziehungen zur Ortsgeistlichkeit?" fragte ich.

„Die Geistlichkeit hat auf unsere Schulen gar keinen Einfluss," antwortete Herr Holmberg. „Anfangs schienen die Geistlichen zu schmollen, da sie vermuteten, dass wir ihren Einfluss auf das Volk untergraben wollen. Allmählich sahen sie jedoch ein, dass wir unsere eigenen Wege gehen, uns in ihre Angelegenheiten nicht einmengen und Doctrinen, die ihnen gefährlich wären, nicht predigen. Dann wurden sie freundlicher. Mit unserm Gemeinde-Pastor leben wir in Frieden und Eintracht, wie es sich für gute Nachbarn geziemt, und er besucht uns oft, aber blos als unser guter Bekannter und nicht in der Eigenschaft eines Seelenhirten. Religion gehört nicht in den Lehrplan, und dies umsoweniger, als manche Schüler nicht der Staatskirche angehören. In der Umgebung sind verschiedene Secten sehr verbreitet; es giebt bei uns besonders viel Anabaptisten und wir bemerkten, dass sie unsere Schule sehr eifrig zu besuchen begannen, seitdem sie sich davon überzeugten, dass wir gar keine Versuche machten, sie zur Staatskirche zu bekehren."

„Ueberhaupt bemühen wir uns, jede Dogmatik vom Unterricht so viel als möglich fern zu halten. Genaue Programme, die für alle Schulen obligatorisch sind, giebt es nicht, und es hängt vom Rector ab, die Curse nach der Art der Schüler und der Erfordernisse des Augenblickes zu ändern. Ich wiederhole, es hängt in dieser Sache überhaupt viel von der Persönlichkeit und der grössern oder geringern Begabung des Rectors selbst ab. Hat er es einmal verstanden, den Bauern Vertrauen einzuflössen, so lassen sie ihm vollen Spielraum natürlich nur unter der Bedingung, dass er die Verantwortung trägt und sich der Sache mit ganzer Seele widmet."

„So haben ich und meine Frau uns zum Beispiel", sagt Herr Holmberg seiner Gattin einen zärtlichen Blick zuwerfend, „hier so eingelebt, dass uns die Schule vollkommen die Kinder, die uns Gott nicht gegeben, ersetzt, und es werden bald 15 Jahre sein, dass all unser Sorgen und Sinnen ausschliesslich nur ihr gilt."

„Meinem Mann wurde mehr als einmal eine einträgliche und glänzende Stellung angeboten", sagt mir Frau Holmberg mit Stolz. „Als er ein noch junger Mann war, redeten ihm die Professoren in Sund eindringlich zu, an der Universität zu bleiben und die Gelehrten-Laufbahn einzuschlagen. Mein Bruder und andere Literaten bemühten sich, ihn für die Gründung einer Zeitschrift einzunehmen. Wir haben es aber noch niemals bedauert, dass er auf alle diese Vorschläge verzichtete, da ihm wahrscheinlich keine andere Thätigkeit eine solche Befriedigung geboten hätte, wie diese."

Die Augen des Ehepaars erstrahlten in so heller Zufriedenheit, dass man es ihnen ansah, wie sehr sie sich Beide an dem rechten Platze fühlen und wie sie ihre Arbeit lieben.

Im Gespräch über die Bauern - Universitäten verging unbemerkt sehr rasch die Zeit. Die Zeiger an der grossen Wanduhr in der Ecke des Empfangszimmers zeigten schon auf 11 — eine ungewohnt späte Stunde auf dem Lande. Wir verabschiedeten uns für heute und man geleitete mich in das Fremdenzimmer, wo ich wieder eine ganze Reihe gestickter kleiner Kissen, Schutztücher und Teppiche entdeckte.

Am nächsten Morgen weckte mich schon um sechs Uhr früh der Lärm im Corridor und das Scharren vieler Füsse in schweren Bauernstiefeln. Die ganze obere Etage in der Schule besteht aus kleinen, einfenstrigen Zellen, in denen sich zwei Betten, eine Kommode, ein grosser Holztisch und ein Bücherständer befinden. Dies bildet die Unterkunft für die Schüler. Da das Gebäude blos 30 solcher kleiner Räume enthält, ist für 60 Zöglinge Platz vorhanden, in diesem Jahre kamen aber deren 85 zusammen und man musste einige als Pensionäre bei den Bauern in der Nachbarschaft unterbringen.

Das Schuljahr beginnt mit dem 1. November und währt bis Anfang oder Ende April, je nach dem die Arbeit zu Hause bei einem frühen oder späten Frühling dringend ist oder nicht. Die Schule selbst besteht aus 4 geräumigen, hohen, gut ventilirten Sälen, an deren Wänden Karten und verschiedene Abbildungen hängen.

In einem der Säle steht ein grosser Globus. Bei der Schule befindet sich auch eine ziemlich grosse Bibliothek. Neben dem Rector giebt es noch einen Lehrer, und überdies wird alljährlich auch ein Gesang- und Zeichenlehrer engagirt.

Zur Erhaltung der Schulen wirft das Parlament 3800 und die Ortsgemeinde 4700 Kronen aus. Ausserdem wird, wie ich bereits erwähnte, von jedem Schüler eine jährlicher Beitrag von 50 Kronen eingehoben. Von diesem Gelde werden dem Rector an Gehalt 4000, seinem Gehilfen 2000 und anderen externen Lehrern je 800 Kronen im Jahr zugewiesen. Der Rest wird für Beheizung und Beleuchtung und den Ankauf von Büchern und Lehrmittel verwendet.

Der Unterricht beginnt um 7 Uhr morgens: Rechtschreiben, Arithmetik, Anfangsgründe der Geometrie, Zeichnen von Plänen verschiedener landwirtschaftlicher Einrichtungen, Unterricht in Geschichte und Geographie füllen den ganzen Vormittag aus. Das mittlere Alter der Schüler schwankt zwischen 18 und 25 Jahren; es giebt aber unter ihnen auch ältere. Da ist zum Beispiel ein dem Aeussern nach schon bejahrter Mann, mit verbauertem Gesicht, das dichte rötliche Haar etwas ergraut: er ist 33 Jahre alt und man kann ihm, seinem Aussehen nach gute 40 beimessen. Er gehört dem Stand der besitzlosen Torpare an und ist von Beruf Schmied. Im Laufe ganzer zehn Jahre sammelte er Geld, um den Winter in der Schule zu verbringen und jetzt, wiewohl ihm das Studium bei weitem nicht so leicht ankommt, wie seinen viel jüngeren Collegen, lernt er sehr eifrig, mit einer gewissen Wut darauf los, il veut en avoir pour son argent.

Alle Kenntnisse, die er in der Elementarschule erworben, sind längst aus seinem Kopf verdunstet. Die groben Hände, ganz andere Arbeit gewohnt, sind unbeholfen und führen mit Mühe die Feder; man sieht, dass jede geistige Anspannung ihm ungeheure Mühe kostet. Grosse Schweisstropfen treten ihm allmählig auf die rote Stirne.

„Sind Sie mit Ihrem Aufenthalt in der Schule zufrieden und thut es Ihnen denn nicht leid um das für das Studium verausgabte Geld?“ fragte ich ihn.

„Ach, was fällt Ihnen ein! Ich war ja doch, glaube ich, gar kein Mensch, ehe ich herkam!“ antwortet er mir im Ton aufrichtiger Ueberzeugung.

Bei seinen jüngern Collegen verhält es sich anders. Die Fülle von Kenntnissen, die sich die Schüler im Laufe eines einzigen Winters anzueignen vermögen, überraschte mich geradezu. Sie bekunden in Geschichte und Geographie ein merkwürdiges Gedächtniss für Namen, Jahreszahlen und Begebenheiten: sie verstehen die Arithmetik ausgezeichnet und lösen die schwierigsten Aufgaben im commerciellen Rechnen mit Leichtigkeit. Einige von ihnen begannen auf eigenes Verlangen sich mit Geometrie und Algebra zu befassen und kamen in der letztern schon bis zu den Gleichungen zweiten Grades. Das alles im Verlaufe eines Winters!

„Sie werden gar nicht glauben, wie empfänglich diese gesunden, jungen Köpfe für die Bildung sind, wie unermüdlich sie sich dieselbe einprägen,“ sagte mir Herr Holmberg. „Man kann wirklich annehmen, dass ihr Gehirn aus weichem Lehm gemacht ist! Was immer man ihnen auch mitteilen, von welcher neuen Lehre man ihnen berichten mag, prägt sich alles sofort in ihre Köpfe ein. Das, was die Kinder in einigen Jahren nicht hätten erlernen können, eigneten sich die Jünglinge in wenigen Monaten an. Dies ist das dankbarste Alter zum Lernen.“

„Ermüdet sie aber nicht diese angestrengte Beschäftigung? Wirkt dieser plötzliche Uebergang von der Muskel- zur geistigen Arbeit nicht schlecht auf ihre Gesundheit ein?“ fragte ich.

„In den ersten zwei, drei Wochen nach ihrem Eintritt in die Schule leiden sie thatsächlich oft an Congestionen“, erwiderte Herr Holmberg. „Ich glaube aber, das hängt einfach damit zusammen, dass sie die sitzende Lebensweise nicht gewöhnt sind und unter dem Mangel an Bewegung leiden. Jetzt haben wir einen Turnlehrer berufen und an den Abenden veranstalten wir Spiele und Wettrennen. Das hilft ausgiebig und schon gegen Ende des ersten Monats gewöhnen sich alle Schüler sehr gut an die Schulordnung und klagen nicht mehr über Unwohlsein.“

Infolge der oft geäusserten Wünsche der Schüler wurden heuer specielle Abteilungen für Zeichenunterricht errichtet und viele von den jungen Leuten zeigen in dieser Hinsicht grosse Fähigkeiten. Man zeigte mir einige Baupläne von Häusern, die von den Bauern selbst entworfen, die einem Schüler der Architecten-Schule in Stockholm Ehre gemacht hätten. Ebenso bemerkte ich, dass sich alle Zöglinge eine ausgezeichnete kalligraphische Handschrift aneignen, aber alle nach derselben Art, so dass es fast unmöglich ist, eine Schrift von der andern zu unterscheiden. Ob dies mit der bei ihnen besonders entwickelten Fähigkeit zum Nachahmen oder mit einer eigenartigen Unterrichtsmethode zusammenhängt, kann ich nicht bestimmen; diese vollständige Gleichartigkeit aller Handschriften in der Schule ist so auffallend und bildet eine so bekannte Tatsache, dass man mir sogar diesbezüglich eine sehr drollige Geschichte erzählte: Der Lehrer der Kalligraphie, ein junger Mann, der seit Kurzem verheiratet war, unternahm in den ersten Ferien für einige Tage eine kleine Reise. In seiner Abwesenheit händigte der Briefträger das Postsäckchen der jungen Frau ein, die in eine nicht geringe Aufregung geriet, als sie darin Briefe mit der Schrift ihres Gatten an Stine, Grite — mit einem Wort an alle „Schönen“ der Umgebung vorfand! Natürlich erwies es sich, dass es Abschiedsbriefe der Schüler waren; aber die Aehnlichkeit aller Schriftzüge mit der ihres Mannes war so gross, dass sie der armen Frau einige unangenehme Minuten verursachte.

Nachmittag sind in der Schule die interessantesten Beschäftigungen. Manchmal veranstaltet der Rector, um die Schüler an die Procedur bei den allgemeinen Wahlen zu gewöhnen, in Form von Spielen — Wahlen. Man wählt Gemeindemitglieder, dann wird eine Sitzung abgehalten und darauf wird irgend eine von den Fragen, die am häufigsten im Bauernleben vorkommen, entschieden. Ein anderes Mal liest der Rector irgend etwas vor und daran schliesst sich eine allgemeine Besprechung des Gelesenen. Heute erzählte Herr Holmberg seinen Hörern von der Entdeckung Amerika's. Von seiner Darstellung selbst hingerissen schilderte er ihnen mit beredten Worten dieses hinreissendste Geschichtspoëm: wie viele Hindernisse Columbus auf seinem Wege überwinden musste, wie schwer er mit seiner eigenen Mannschaft fertig werden konnte; wie Tage auf Tage vergingen und Muthlosigkeit die Matrosen erfasste, welche List Columbus anwenden musste, um sie zu überreden sich noch eine Woche, noch einen Tag zu gedulden; wie endlich alle seine Kunstgriffe erschöpft waren und es schon entschieden war, das Schiff zur Rückkehr zu wenden, wie man im Augenblick, da alles verloren schien, die Stimmen der Schiffsjungen von den Mastbäumen hörte: Land! Land! Und welche Begeisterung hat diese uns allen aus der Kindheit bekannte Erzählung in diesen jungen Hörern erweckt, für die sie noch den ganzen Reiz der Neuheit hatte! Dazu ist noch alles, was Amerika betrifft, für die schwedischen Bauern von grossem Interesse, da die Auswanderung dahin sehr bedeutend ist und es fast keine einzige Bauernfamilie giebt, in der nicht einer von den Verwandten sein Glück in der neuen Welt gesucht hätte.

Im Lehrzimmer ist es so still, dass man, glaube ich, eine Fliege vorbeisurren hören könnte. Alle haben die Augen auf den Lehrer gerichtet und nur das Schnaufen manches zu sehr hingerissenen Hörers, der seine Gefühle nicht beherrschen kann, verrät die Aufregung und unterbricht die Stille. Mich dünkt, so mancher von den populären Professoren unserer Universitäten wäre froh, wenn es ihm blos ein einzigesmal gelänge, sein Auditorium so zu be-

geistern, wenn man ihm nur einmal so zuhören würde, wie man heute Herrn Holmberg zuhörte.

Der nächste Tag war ein Feiertag, und es gab keinen Unterricht.

Ich benutzte diesen Tag dazu, um in Gesellschaft des Rectors und seiner Frau einige ihrer bekannten Bauern und Farmers zu besuchen; die Annehmlichkeit dieser kleinen Reise bestand blos darin, dass wir im Laufe des Tages fünf Tassen Kaffee, zur Hälfte mit Cichorie vermengt, trinken und ein gutes halbes Pfund trockener, ranziger Biscuits verschlucken mussten, die von den vorsichtigen Hausfrauen im Laufe vieler Monate im Paradeschrank für etwaige Gäste aufbewahrt waren. Aber fortgehen, ohne etwas zu nehmen, hiesse tief beleidigen.

Bei den meisten Bauern besteht das zweistöckige Haus aus fünf Zimmern. Oben drei Schlafräume: der eine für den Hausherrn und seine Frau, der zweite für alle weiblichen, der dritte für alle männlichen Familienmitglieder: unten eine geräumige Küche, welche als Wohnstube dient, und das Empfangszimmer, das gewöhnlich mit dem Schlüssel abgesperrt ist und blos bei besonderen Anlässen geöffnet wird. Alle bewohnten Räume sind äusserst einfach eingerichtet: eine kahle Diele, kahle Wände, Holzbänke; selbst jene prunkhaften Monumental-Familienbetten, die man bei den französischen und Schweizer Bauern bemerkt, fand ich bei den schwedischen nicht; blos im Empfangszimmer sah ich in allen Häusern, wohin ich kommen mochte, einige Neigung zur Eleganz. An den Fenstern, die leider nur zu selten geöffnet werden, hängen weisse Musselin-Vorhänge. Eine Wand muss unfehlbar von einem mit billigem Kattun überzogenen Divan mit gerader Lehne eingenommen werden. Auf der Diele vor diesem ehrwürdigen Möbelstück ist ein kleiner, gewebter Teppich von den grellsten Farben ausgebreitet. Die Wände sind mit Chromolitographien behängt. In der Ecke eine Kommode, mit einem weissen Tischtuch bedeckt, und darauf stehen verschiedene billige und geschmacklose Nippes, offenbar die neuesten Fabrikserzeugnisse. Schöne alte Gegenstände, die von Geschlecht zu Geschlecht übergehen, goldene Verzierungen oder kunstvolles Schnitzwerk — Dinge, die man in jeder reichern Bauernfamilie in Norwegen zuverlässig findet, sah ich bei den Bauern in diesem Teil Schwedens gar nicht. Und dies ist um so befremdender, da auch hier die Bauernfamilien gewöhnlich einige Jahrhunderte lang in ihrem Haus wohnen und dasselbe sehr ungern, nur im Falle äusserster Notwendigkeit an Fremde verkaufen. Auch hier der gewohnte Hergang: Vor 20 Jahren gab es, sagt man, in jeder Familie eine Menge alter Habseligkeiten, aber plötzlich kamen Händler aus Stockholm gefahren und überzeugten die Bauern bald, dass ihr ganzes altes Gerät zu gar nichts nütze und dass man es leicht gegen eine Menge glänzender, neuer Gegenstände vertauschen könne, so dass jeder einigermassen alte, wertvolle Gegenstand in diesem Teil Schwedens bereits eine Seltenheit bildet.

Ungeachtet ihres schlechten Geschmackes und des mangelhaften Verständnisses, alte Sachen zu schätzen, sind die Bauern auch hier wie überall in Skandinavien grosse Aristokraten und verachten jeden, der nicht auf eigenem Grund geboren ist. Von einem der hiesigen Bauern erzählte man mir folgendes: Seine Tochter verliebte sich in einen jungen Ingenieur, der aus Stockholm gekommen war, um die Eisenbahn zu bauen. Im Laufe des ganzen Sommers sahen sich die jungen Leute im Geheimen, und gegen Herbst war die Sache zwischen ihnen so weit gekommen, dass das Mädchen bald Mutter werden sollte. Da erschien der junge Ingenieur, der einer guten Bürgerfamilie angehörte und auf allen Matrimoniallisten der besten Stockholmer Gesellschaft als begehrenswerter Bräutigam angeführt wurde, bei dem Vater seiner Geliebten und hielt um ihre Hand an, in der festen Ueberzeugung, keinen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Aber es kam nicht so! Der eigensinnige Alte jagte ihn fort und war sogar noch darüber entrüstet, dass dieser nichtssagende Städter, der in seinem Leben noch kein eigenes Stück Brot gegessen, davon zu träumen wagte, man werde ihn in einer Familie aufnehmen, die bereits seit 20 Generationen eigenhändig ihr eigenes Feld bearbeitet. „Und

was die Sünde der Tochter betrifft, so werden wir sie auch ohne dich bemänteln!“ fügte der alte Bauer hinzu; und thatsächlich verheiratete er bald nachher seine Tochter mit einem armen Bauer aus der Nachbarschaft, den er als Knecht zu sich ins Haus nahm.

Im Uebrigen, meint Herr Holmberg, sehe man in den Bauernfamilien hinsichtlich der Sittlichkeit der Mädchen überhaupt durch die Finger, und bekommt ein Mädchen ein Kind von einem Manne, den sie aus welcher Ursache immer nicht heiraten kann, so hindert das in keiner Weise einen anderen passenden Bräutigam, sie zu heiraten.

Ungleiche Ehen sind äusserst selten, und junge Bäuerinnen heiraten Torpare in Björnsons Romanen viel häufiger als im wirklichen Leben.

Das Verhältniss des Torpare zum Bauern ist gewöhnlich folgendes: Für die Erlaubniss, sein Haus auf dem Grund des Bauern zu errichten, bezahlt der Torpare nicht in Geld, sondern durch Frohndienste, indem er sich verpflichtet, jährlich eine gewisse Anzahl von Tagen zu arbeiten. Seinen Unterhalt erwirbt der Torpare, indem er an arbeitsfreien Tagen irgend ein Handwerk betreibt oder sich als Taglöhner bei einem andern Bauern verdingt. An manchen Orten bedingt sich übrigens der Torpare das Recht auf einen gewissen Teil von den Feldproducten des Bauern aus, an deren Bearbeitung er sich beteiligt hat.

Die Verbindlichkeiten zwischen dem Torpare und dem Bauern sind mitunter ziemlich verwickelt und verworren. Man sollte glauben, dass gerade solche Verhältnisse, wobei das Haus Eigenthum des Einen und der Grund, auf welchem es erbaut wurde, eines Andern ist, zu unendlichen Zwistigkeiten Veranlassung geben; indessen werden merkwürdiger Weise die Contracte fast immer blos mündlich abgeschlossen — auf Treu und Glauben. Erst in den allerletzten Jahren, und das nur in seltenen Fällen, begannen sie zu schriftlichen Abmachungen Zuflucht zu nehmen, und Herr Holmberg versichert, es ereigne sich fast gar nicht, dass es zwischen Bauer und Torpare zu einem Process komme, und die Bauern thäten ihren Torparen nur selten Unrecht.

Im Allgemeinen ist der Standesunterschied zwischen Bauern und Torparen ein grosser, aber auch in dieser Richtung üben die höheren Schulen einen sehr wohlthätigen Einfluss auf die Sitten aus.

„Zu Beginn des Schuljahrs“ sagt mir Herr Holmberg, „bemerken wir, dass die Bauernsöhnchen sich in abgesonderten Haufen fern von den andern halten. Später aber bringen die gemeinsamen Beschäftigungen und der Wetteifer im Lernen nach und nach alle näher aneinander, der Bauernstolz verliert sich, und am Schlusse des Jahres herrschen unter allen Schülern einfache, kameradschaftliche Beziehungen, frei von jedem Standesunterschied. Nicht selten entwickelt sich sogar in der Schule zwischen dem jungen Bauern und dem Torpare eine innige Freundschaft, die das ganze Leben hindurch währt.“

„Ich muss gestehen,“ fügte Herr Holmberg hinzu, „dass die jungen Männer in dieser Beziehung besser als die Mädchen sind. Für die letzteren besteht in der Schule ein Sommercurs vom 1. Mai bis zum 1. September. Neben den theoretischen Unterrichtsgegenständen lehrt man sie noch verschiedene weibliche Handarbeiten und in diesen Curs schreiben sich oft Mädchen verschiedener Stände ein — nicht blos die Töchter der Bauern und Torpare, sondern auch die jungen Bürgerinnen aus den Nachbarstädtchen.“

„Wie sehr wir uns auch bemühen, sie einander näher zu bringen, und aufzuklären, dass Keine Grund hat, der andern gegenüber gross zu thun — alle unsere Bemühungen führen zu nichts! Die Bäuerin befreundet sich blos mit der Bäuerin, die Torparentochter blos mit der Torparentochter, die Bürgerin blos mit der Bürgerin. Es ist manchmal drollig zuzusehen, wie die Städterin über die Bäuerin die Nase rümpft und die reichen Bäuerinnen ihrerseits die armen Bürgerinnen verachten; ja, was man auch sagen mag, das Standesgefühl ist bei den Frauen stärker entwickelt als bei den Männern.“

„Ist des denn wirklich wahr?“ fragte ich Frau Holmberg.

Mit schwerem Herzen bestätigte sie die Worte ihres Gatten, bemühte

sich jedoch, diese für uns Frauen so ungünstige Beobachtung erstens dadurch zu erklären, dass die häusliche Beschäftigung der Mädchen in ihnen die Kleinlichkeit mehr als in den Knaben entwickelte und zweitens dadurch, dass ihr Schulbesuch kürzer währe und sich desshalb der wohlthätige Einfluss der Schule nicht so stark wie bei den Männern bethätigen könne.

Was die letztern betrifft, so kann ich nach meinen Besuchen bei den Bauern die Veränderungen noch höher schätzen, welche der sechsmonatliche Aufenthalt in der Schule in ihrem Benehmen, ihrer Sprache und hauptsächlich in ihrem Denken bewirkt. Am ersten Tag nach meiner Ankunft kostete es mich der Sprache wegen eine gewisse Anstrengung, mich mit den Schülern zu unterhalten: Alle sprechen das Schwedische vollkommen richtig, aber nicht so, wie in Stockholm gesprochen wird und mit einem etwas provinzialen Accent, den ich anfangs nur schwer verstand; andererseits bemerkte ich, dass es auch ihnen schwer fiel, meine fremdländische Aussprache zu verstehen. Wir gewöhnten uns jedoch bald aneinander und schon am zweiten Abend verstanden wir uns sehr gut und ich konnte mich mit ihnen ebenso frei unterhalten, wie mit meinen eigenen Hörern in Stockholm.

Nachdem ich mich bei der gestrigen Vorlesung des Herrn Holmberg davon überzeugt hatte, welches dankbare Auditorium diese naive, heisse Bauernjugend bildete, stellte sich bei mir ein Gefühl des Wetteifers ein und ich wollte, dass man auch mir mit solcher Aufmerksamkeit zuhöre, wie gestern ihm. Desshalb erklärte ich am letzten Tag meines Aufenthaltes, ich würde etwas vorlesen. Mein Anerbieten wurde mit lebhafter Dankbarkeit begrüsst.

Ich hatte aus Stockholm die Volkserzählungen von Leo Tolstoi mitgebracht, welche vor Kurzem ins Schwedische übersetzt worden waren, und wählte als Erstes die Erzählung: „Ist das Feuer einmal ausgebrochen, so ist es schwer zu löschen.“ Meine Lecture wurde häufig von lautem Lachen unterbrochen. Nach Schluss derselben begannen die Schüler, wie gewohnt, ihre Meinungen über das Gelesene auszutauschen.

„Ja, das ist schon einmal so — die Not mit den Weibern! Immer geht der Streit von ihnen aus!“ äusserte sentenziös und selbstgefällig einer von den jungen Leuten.

„Nun, nicht die Weiber allein sind Meisterinnen im Zanken! Erinnert euch nur an die Säcke!“ bemerkte ihm darauf der Rector.

Dieser geheimnissvolle Hinweis auf Säcke hatte eine magische Wirkung: sie rief sofort eine helle Röte auf den Wangen einiger junger Leute hervor, unter denen sich auch jener befand, der soeben ein so anmassendes Urteil über die Weiber gefällt hatte, und sie verbargen sich verlegen hinter den Schultern der Kollegen.

Ich bat um Aufklärung und erfuhr folgendes: in den höheren Schulen für das Volk müssen die Schüler für ihre Nahrung selbst sorgen, und obgleich viele von ihnen von sehr weit herkommen, bringen sie aus Sparsamkeit gewöhnlich Vorrat an Nahrungsmitteln für den ganzen Winter mit. Sie treffen von Hause mit einem grossen Leinwandsack versehen, ein, der mit Brot, getrockneten und geräucherten Fischen, rohen Eiern, geselchten und Erbswürsten vollgepfropft ist. Alle diese Säcke werden in einem eigenen Raum aufgeschichtet und der Fürsorge der Dienerin übergeben, die damit nicht wenig Ungelegenheiten hat. Obgleich alle diese Säcke einander wie zwei Tropfen Wasser ähnlich sehen, kennt jeder Bauer seinen Sack und den Inhalt bis auf die geringste Kleinigkeit sehr genau. Wehe, wenn das unglückselige Mädchen sich einmal irrt und die Wurst des Einen in den Sack des Andern legt! Daraus entstehen endlose Streitigkeiten und auf eine ähnliche Tragödie, die vor einigen Wochen die ganze Anstalt in Aufruhr brachte, hatte jetzt der Rector angespielt. Diese unangenehme Erinnerung an die Säcke verdarb ein wenig die gute Stimmung. Um den schlechten Eindruck zu verwischen, erklärte ich noch etwas vorlesen zu wollen, und wählte diesmal Tolstois Erzählung: „Wie viel Erde der Mensch braucht.“

Meine Wahl war jedoch keine sehr glückliche, denn die Schüler waren

thatsächlich nicht im Stande, den moralischen Gedanken dieser Erzählung zu erfassen.

„Ach, welch ein Narr! Er stiess auf sein Glück, verstand aber nicht es festzuhalten! Man hätte ihn erst belehren und dann beginnen lassen sollen!“ bemerkte tiefsinning einer von den Burschen und diese Bemerkung gab offenbar den Gesammt-Eindruck so gut wieder, dass ich im ersten Augenblick keine Erwiderung fand. Hätte ich ihnen erklären sollen, dass es sich nicht darum handelte; dass der Verfasser in dieser Erzählung ausdrücken wollte, wie nichtig alles irdische Streben im Vergleich mit der Ewigkeit sei? Allein diese Philosophie der Entsagung entsprach offenbar wenig dem Geschmack aller dieser jungen, gesunden, kräftigen Menschen, die sich des Lebens freuten. Sie begreifen nicht, dass man um eines höhern, aber bestimmten Zieles willen auf das irdische Heil verzichtet. Gestern zum Beispiel liessen sie sich von Columbus hinreissen, und ich bin überzeugt, dass viele von ihnen in jenem Augenblick im Stillen wünschten, es möge sich auch ihnen die Gelegenheit bieten, für eine gute Sache zu leiden. Wenn man ihnen aber predigt, dass es gar keine irdischen Güter giebt, so verstehen sie das nicht und keine metaphysischen Argumente der Welt werden ihnen die physische Erkenntniss rauben, dass auch das Irdische seine Reize hat und es der Mühe wert sei, dafür zu leben und zu arbeiten.

„Was ist denn das eigentlich? Dasselbe was auch unsere Laesare*) predigen, nicht wahr?“ fragte mich einer der Schüler ruhig.

Die philosophische Tendenz interessirte sie offenbar gar nicht; dafür umsomehr die reale, concrete Seite der Erzählung.

„Giebt es wirklich bei Ihnen in Russland eine Gegend, wo man tausend Rubel bezahlt und dann von so viel Erde Besitz nehmen darf als man in einem Tag laufend umkreisen kann?“ fragte mich ein Schüler und ich glaubte in seinem lebhaften Gesicht, seinen glänzenden Augen zu lesen, dass in seinem Kopfe schon der kühne Gedanke auftaucht, sich in dieses gesegnete Land zu begeben. Doch wird er sicherlich klüger sein als Pachom, er wird vorher einen ganzen Monat sich üben und nicht zu laufen beginnen, ehe er seine Kräfte nicht geprüft hat.

„Nein, ich glaube nicht, dass es eine solche Gegend giebt! Der Verfasser hat es ersonnen, als Gleichniss . . .“ musste ich sagen.

„Das ist also ein Märchen!“ bemerkte verächtlich mein Partner und entfernte sich augenscheinlich tief enttäuscht; jetzt interessirte ihn die Erzählung gar nicht mehr.

Andere Schüler überhäuften mich mit Fragen: wie die russischen Bauern leben, ob sie arm sind, ob sie viel Grund und Boden besitzen, ob sie solche Schulen wie in Schweden haben.

Bis spät in die Nacht sprach ich mit ihnen über Russland.

Als ich mich dann zu Bette begab, konnte ich lange nicht einschlafen — immer wieder kam mir der Gedanke an meine ferne Heimat in den Sinn. Und ich dachte bei mir: wird es mir wohl einmal im Leben bescheert sein, in einem abgeschiedenen, stillen russischen Dörfchen einem Häuflein junger russischer Bauern von Schweden zu erzählen, wie ich heute den Schweden von Russland erzählte?

*) Laesare oder Pietisten, eine religiöse Secte in Schweden, die an die englischen Quäker erinnert.



RAOUL UND IRENE.

VON

MARIA JANITSCHEK.

(Schluss.)

Irene würdigt mich in letzter Zeit mehr und mehr ihres Vertrauens. Es ist schurkisch von mir, dieses Vertrauen entgegen zu nehmen, habe ich doch Wünsche die — Manchmal möchte ich beinahe glauben, sie sei — mir gut. Sie seufzt, und sieht mir mit einem Ausdruck so schmerzlichen Flehens und Fragens in die Augen, dass ich ganz verwirrt werde. Was will sie von mir?

Paul hat den Tag seiner Hochzeit festgesetzt. Er kommt seltener zu Frau Blanc. Aergern ihn die Leute, die er dort findet? Mich dünkt das thöricht. Eine anmutige Frau hat naturgemäss einen Stab Verehrer um sich. Mir ist vielmehr die Alte im Wege, die in letzter Zeit wieder unaufhörlich Irene umstrickt. (Ich bitte um Verzeihung für den Kalauer, es ist wirklich so, sie arbeitet an unnatürlich langen Strümpfen für Waisenkinder.) Ein Offizier und ein junger Professor, die ich häufig bei Irenen treffe, gefallen mir nicht übel. Der erstere macht Gedichte, und der zweite huldigt leidenschaftlich dem Reitsport. Man sieht, der Beruf hat nichts gemein mit den innern Anlagen eines Menschen. Weil ich von Gedichten spreche! . . . . . Neulich komm ich zu Frau Blanc. Der Diener lässt mich in ihr Zimmer. Sie käme gleich. Das Fenster neben ihrem Schreibtisch steht offen. Ein unartiger Wind hat die zierliche Mappe mit Briefschaften herabgeworfen. Feine weisse und bunte Blätter liegen durcheinander auf dem Boden. Ich bücke mich, und hebe die Briefe auf. Selbstverständlich lege ich sie, ohne einen Blick nach ihrem Inhalt zu werfen, auf den Tisch zurück. Da guckt noch ein vorwitziges, weisses, grosses Blatt, — kein Brief — unter den Fransen des Fauteuils hervor. Ich greife nach ihm. Unwillkürlich bleibt mein Auge auf ihm haften. Es ist ein — Gedicht. Ich begehe die Niederträchtigkeit es zu lesen.
„Cismoll“ steht darüber. Hier ist es.

Schliess deine Augen, die braunen,
Und hör mich an.
Auf umbrandeter Klippe den Kaiserpalast,
Den marmorpfeilergeschmückten kennst du.
In der blauen Mondnacht kam der Sturm
Und wollte Einlass in die Fürstenhalle
Und zerschlug die glänzenden Fensterscheiben,
Die purpurverhangenen . . . .

Schliesse die Augen, die braunen,
Neig mir dein Ohr:
Warum beim ersten Kommen
Zerbrachst du Fenster und Thor? . . .

Warum beim ersten Kommmen
Deines Antlitzes wilder Glanz,
Warum hast du nicht sanft genommen
Meiner Seele weissen Kranz?

Als du zum zweitenmale kamst
Da warst kein Sturm du mehr,
Als stiller Regen glittest du,
In meine Seele schwer.

Schliess deine Augen, die reinen . . . .
Als Regen glittest du —
Schliess deine Augen zu. — — — — — —

Nun müssen wir beide weinen . . . . . .

Als ich zu Ende gelesen, schwindelte mir. Da tritt sie herein. Ich gehe ihr entgegen, das Blatt zwischen den Fingern, und ziehe ihre Hand an meine Lippen. Beim Anblick des Papiers wird sie glutrot, und so verlegen, dass sie mich nicht anzusehen wagt.

„Sind Sie die Verfasserin?"

Sie senkt den Kopf und nickt. Mir schwinden fast die Sinne. Ich kniee vor ihr nieder und drücke mein Gesicht in ihre Hände. Als ich aufblicke, rollen zwei Thränen ihre Wangen herab.

Ich kam zu Hause wie ein Wahnsinniger an. Gilt das Gedicht mir? Wenn nicht, warum wurde sie so verlegen, wesshalb diese Thränen? Warum entrüstet sie sich nicht über meine Freiheit?

O, nicht e i n e, eine ganze Fülle von Erfahrungen hat mir dieses Blatt Papier gebracht.

Ich habe eine Seele in ihr entdeckt.

Jetzt bitte ich ihr ab, dass es Augenblicke gab, in denen ich in ihr nur eine Geliebte zu erwerben hoffte. Eine Champagnergenossin. Ich glaube, ich werde in ihr eine Gefährtin besitzen, eine, die Schulter an Schulter mit mir geht. O Irene, wie beginne ich dich zu lieben!

Ich kann nicht zu ihr hin. Ich müsste ihre Kniee umfassen, und ihr alles gestehen.

Heute morgen kam ein Billet von ihr: „Warum kommen Sie nicht?" Nachmittag war ich dort.

Ich traf sie von einem Kreis Bekannter umgeben.

„Wie gehts Paul Landorff?" fragte sie mir Thee einschänkend leichthin.

„Ich glaube gut," entgegnete ich. „Ich habe ihn einige Tage nicht gesehen."

Sie blickte mich traurig an.

Sie meint wohl, sie sei Schuld, dass ich meinen Freund vernachlässige. Die langweiligen Gäste rührten sich nicht von der Stelle. Sie seufzte einigemale leise auf, was ihr von Maman einen stumm verweisenden Blick eintrug. O dieses alte Weib!

Ich stehe einem Rätsel gegenüber. Heute kam ich zu ihr. Sie empfing mich kalt, abstossend, beinahe verletzend. Dabei brannten ihre Wangen wie von einer innern Aufregung. „In vierzehn Tagen heiratet Paul," sagte ich im Laufe des Gesprächs. Ich dachte die Neuigkeit würde sie interessiren, da der Termin der Hochzeit ursprünglich für sechs Wochen später anberaumt war.

Sie schnellte von ihrem Sessel auf.

„Reden auch Sie nur von dieser Hochzeit? Ich begreife nicht. Jeder der hereintritt weiss von nichts anderm zu sprechen. Als ob mich das kümmerte wann — als ob es gar nichts anders mehr in der Welt gebe als Paul Landorffs Hochzeit.“

Ich machte ein verblüfftes Gesicht, und bat um Entschuldigung.

Sie schwimmt in Thränen. Die Alte und ihr Hausarzt geben ihr Brom und Chloral. Sie verschmäht beides. Sie will wach bleiben um zu weinen. Das arme Weib! Und ich, der sie liebt, gehe neben ihr her und kenne nicht die Ursache ihres Leids. Wenn ich sie nur einmal allein träfe. Aber daran ist gegenwärtig kein Gedanke.

Gestern erzählte ich Paul von ihr.

„So, krank ist sie,“ sagte er trocken. „Davon wusste ich nichts. Glaube es sind nur hysterische Zustände. Sie hat keine Kinder.“

Heute, heute. — — — — —

S' ist Mitternacht. Mir ist, als ob ich ein Wunder erlebt hätte und daran sterben müsste vor Glück . . . Der Boden tanzt unter meinen Füssen. Ich war bei ihr. Sie war einen Augenblick allein. Ich wagte es ihre beiden Hände zu ergreifen, und tief in ihre Augen schauend, sie um den Grund ihres Kummers zu fragen. Sie neigte ihren Kopf an meine Schulter.

„Erraten Sie es denn nicht? Sie!“ schluchzte sie unter hervorbrechenden Thränen. Da kam jemand. Sie liess sich auf ihren Sessel fallen und drückte das Taschentuch vors Gesicht.

O Irene; rate ich recht????

In der Oper gewesen. Im letzten Akt erschien sie. Ein dunkelblaues, schweres Kleid umhüllte ihren herrlichen Leib. Sie sah erhitzt, verweint aus. Ihr erster Blick galt — unserer Loge. Ich grüsste hinüber, und sie dankte mir, wie es schien mit — schmerzlichem Lächeln. Wenn sie so dasitzt, mit tief gesenkten Lidern, die Mundwinkel etwas herabgezogen, das gelbe Haar leise vom Kopfe aufstehend, möchte ich sie mit jener Kaiserin Eudoxia vergleichen, deren Bildnis ein alter Maler uns überliefert hat. Es liegt viel monarchisch Starres in ihrer Haltung. Und doch sprudelt hinter dieser abweisenden Aussenseite ein warmer Quell jungfrischen Sehnens. Schliess Deine Augen, die reinen . . . . Nun müssen wir beide weinen . . . . . . Noch that ichs nicht. Aber ich fühle, ferne steht es mir nicht mehr. Es ist ein quälendes Verhängnis. Sie scheint ihrem Mann herzlich zugethan zu sein, und doch . . . . . der Zwiespalt zerreisst ihr das Herz. Die Alte streut Pfeffer in ihre Wunden, ich wollte wetten, sie ahnt alles. Deshalb blickt sie mich so forschend und missbilligend an. Ich ging für einen Augenblick hinüber.

„Sind Sie allein?“ fragte Irene. Ich nickte, über diese Frage beglückt. „Maman wird gleich erscheinen,“ setzte sie müde hinzu.

„Maman“ erschien auch. Sie dankte mir kaum. Ich begreife selbst nicht, weshalb ich so thöricht bin und zögere Irenen das zu sagen, was ich früher oder später doch sagen werde. Denn dass ich ein Recht zu meinem Geständnis habe, bezweifle ich nicht. Fasse ich ihr

ganzes Benehmen mir gegenüber zusammen, ihre Launen, ihre Verwirrung, ihre Thränen, dann wieder ihre sonnige Liebenswürdigkeit, und das — das zuletzt Geschehene, so kann ich nicht zweifeln, dass ihre Neigung mir gehört. Es ist die Neigung eines Mädchens. Ein Weib würde nicht kämpfen, sondern ergreifen was es begehrt. Doch Irenens Ehe ist keine Ehe. Er ist stets weit von ihr. Sie hat sich die ganze Scheu vor der Liebe und ihrer unerbittlichen Forderung bewahrt. In ihrer äussern Erscheinung liegt das schon ausgeprägt, dieses abwehrende kühl Jungfräuliche.

Nun ist sie ratlos in ihrer Brünne, unter der die goldnen Flammen ihrer Liebe lodern. Ich will dich erlösen du Asenkind mit dem Lichthaar!

Draussen brennen die Sterne am winterlichen Himmel.

Dass sich nicht Blumen aus der Erde hervordrängen! Dass sich die Vögel nicht aus dem Süden herbeitummeln! Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe. Sie zittern und schwingen immerfort: cismoll, cismoll!!

In ihrem Schlafzimmer brennt Licht.

Dort sitzt sie am Rand ihres Lagers, das Goldhaar gelöst, und gedenkt dessen, der hier unten vom Fieber geschüttelt zu der Gardine hinaufstarrt, die sein Schönstes verhüllt.

Was geht mich Deine Hochzeit an, Paul? Ich werde nicht auf ihr erscheinen. Was geht mich die ganze Welt an, sie ausgenommen die Einzige!

Es geht nicht so länger. Ich sterbe vor Sehnsucht nach ihr. Morgen stürze ich mich ihr zu Füssen.

Schliesse die Augen, die reinen,
Und hör mich an . . . .

Heute Morgen. Was wird heute Abend sein?

Vor acht Tagen zum letztenmal diese Blätter berührt.

Eigentlich Unsinn das ganze Vorhaben.

Schöne Gräfin Stanisla, du hast aus mir einen Dummkopf gemacht. Besser übrigens als etwas anderes, Comtesse. —

Andere junge Leute betränken sich in meinem Falle, oder scherzten sich bei Dirnen halbtot. Ich finde keinen Geschmack an der Betäubung.

Als ob die Leute mir's ansähen! Jeder der auf der Strasse mir begegnet scheint mich mitleidig zu betrachten. Eigentlich müssten sie lachen. Denn — es war höchst komisch, höchst heiter, wie aus einer Shakespearischen Narrenkomödie. —

Es ist Dämmerung. Eine Dämmerung voll Sterne. Ich stürze aus meinem Hause. Mein Pelz steht offen trotz der Winterkälte, ich spür es nicht. Musikklänge, von irgend einer Eisbahn her, dringen zu mir, sie beflügeln meine Sohlen. In einer stillen, vornehmen Strasse, vor dem stillsten, vornehmsten Hause mache ich Halt und ziehe die Glocke. Der Portier öffnet mir, ich eile die Treppe hinauf, werfe dem mir entgegenkommenden Diener meinen Pelz zu, und eile der Zofe voran,

Sie meint besorgt ob die gnädige Frau auch empfängt, sie sei heute sehr unwohl, habe den Divan noch nicht verlassen. Was geht das mich an? Mich empfängt sie. „Herr von —" höre ich das Mädchen melden, die Portière rauscht nieder und ich liege vor der angebeteten Frau auf den Knien. Sie überlässt mir stumm ihre Hände, dann richtet sie sich auf. Sie ist überaus blass, ihre blaugrünen Augen phosphoresciren. . . . . .

„Maman wird gleich erscheinen, vorher — versprechen Sie mir . . . . dass . . . . sagen Sie ihm nie, was . . . . Sie — sehen . . . ."

„O Irene," will ich ausrufen, „sei doch nicht so verzehrend stolz du Göttliche," — da verliert sie die Fassung, ein Thränenschwall bricht aus ihren Augen, — „Paul, Paul, dass du mir das anthun konntest!" schreit sie verzweifelt auf, und sinkt in die Kissen des Sofa's.

War das nicht lustig für — den Zeugen?

Das Wetter ist prachtvoll. Ich habe mit einigen Freunden eine famose Schlittenparthie gemacht.

Paul ist mit seiner jungen Frau nach Frankreich gereist. Frau Blanc liegt an einer Gehirnentzündung krank.

Wie glücklich das weibliche Geschlecht doch organisirt ist! Ein Kummer und sofort ist eine Krankheit bei der Hand mit Betäubung, mitfühlenden Freunden, besorgten Aerzten, kurz und gut einem starken Läutapparat, der alle Welt in Kenntnis von dem Vorgefallnen setzt, und zur Theilnahme zwingt.

Alles erkundigt sich bei mir nach Frau Blancs Befinden. Vermag nicht Auskunft zu geben, meine Herrschaften. Uebrigens wie kommen Sie dazu mich . . . . . .

Gestern debutirte ich wieder einmal im Colleg des Professor Kreidner. Er sprach über soziale Wirthschaftsstatistik und die Abänderung gewisser Gesetze. Ein sehr interessantes Thema aber — nicht für alle.

„Ich bin ein Esel."

Ein Schusterjunge schrieb es mit Kreide an unsere Hausthüre. Noch niemals hat mich ein Satz so tief ergriffen und überzeugt wie dieser.

Ob ich nicht doch einmal hingehen sollte mich nach ihrem Ergehen zu erkundigen? Der Gatte soll in Shanghai sein, selbst Prinz Hohenwart ist augenblicklich abwesend. Er hat eine Rechtsstreitigkeit in Wien auszufechten, bei der es sich um den nicht geringen Nachlass von einer Million Gulden handelt. Es ist zu wünschen, dass er gewinnt, denn man behauptet, die Summe seiner Schulden übersteigt die Einwohnerzahl unserer Stadt.

Ich gehe doch hinauf zu ihr. Sie kann ja nicht dafür, dass sie —

Warum nur gerade ihn?

Ich kanns doch nicht über mich bringen. Beim Hausthor kehrte ich wieder um.

Gestern war ich oben. Sie sass in einem weissseidnen Schlafrock am Fenster. Sie sieht aus wie eine Lilie, auf die ein Hagel niedergegangen ist. Ach Gott, sie sieht wunderbar schön aus in ihrer Gebrochenheit.

Weichen Gesichtern verleihen Thränen einen verschwommenen Ausdruck, härter gemeisselten geben sie verführenden Reiz. Sie ist schlank geworden, und die Krankheit hat ihr das byzantinisch Starre geraubt.

„Gnädige Frau," sagte ich, ihre Hand küssend, „ich danke Ihnen, dass Sie wieder gesund sind."

Sie ahnt nichts von der Tragödie, die sich in mir abgespielt hat. Sie lächelte schmerzlich.

„Ja es ist ein angenehmes Bewusstsein der Hand der Aerzte entronnen zu sein."

„Wir reisen nächste Woche an den Genfersee," sagte Maman hereintretend.

Könnten Sie das nicht allein besorgen, verehrte Frau, hätte ich gerne geantwortet.

„Ich mag nicht reisen," rief Irene im launischen Tone eines Backfisches. Sie sieht aus wie siebzehnjährig, wenn sie mit schmollenden Lippen der Alten widerspricht.

Mich dünkt — — — — — — — — — — — — —

Es ist zu toll. Nun hebts wieder zu grünen und blühen an, in mir. Also die Enttäuschung hat nichts gefruchtet, die Demütigung nichts weiter erreicht als das, was in mir glühte, noch mehr zum Glühen zu bringen. Hydra. . . . .

Ich bin oft bei ihnen. Mit der Alten, allmählige Aussöhnung. Mich scheint sie leiden zu können, nur ihn hat sie gehasst. Und das verarge ich ihr nicht. Packt doch auch mich zuweilen eine ähnliche Stimmung gegen ihn. Wie wohl die Beziehungen zwischen ihm und Irenen gewesen sein mögen? Ob er — Freiheiten genoss? Ich weiss nicht, ich kann mir keinerlei Intimität zwischen ihnen Beiden vorstellen. Er ist ein so herber, abweisender Charakter.

Wie kommt es nur, dass keine Vorstellung, wie niedrig sie auch sei, meine Neigung zu dieser Frau verkleinert? Sie hat mich zu einem lächerlichen Kerl gemacht, und doch . . . . Wie wenn ich mein Herz in ihre frische noch unvernarbte Wunde presste, dass sie sich mit ihrem Blut und Fleisch über ihm schlösse? Wie wenn ich ihre weiche Stimmung benützte, um sie für mich zu gewinnen? Wenn doch alles würde, was ich so heiss erwünscht?

Er ist angekommen und hat mich besucht. Seine Seele scheint durch nichts ihr Gleichgewicht verlieren zu können.

„Die Tabellen zu meinem Buch sind endlich fertig gestellt. Da brach ich schnell unsere Reise ab," sagte er leichthin, „um nun die letzten Abzüge und Correcturen durchzusehen. Ich schreibe eine Ab-



handlung über Wirtschaftsstatistik. Jetzt kann ich ja ungestört arbeiten, das ewige Wirtshausrennen ist nicht mehr nötig."

Und diesen trocknen Patron hat sie geliebt!

Ich sass ihr zu Füssen und spielte mit den Troddeln ihres Hauskleides.

„Ist es wahr?" fragte sie leise.

„Natürlich," rief ich instinctiv erratend was sie meinte, und fühlte die Röte des Zornes mir ins Gesicht steigen. „Es ist wahr. Er scheint im Glück seiner Flitterwochen ganz aufzugehen, spricht von nichts anderm als den Nackenlöckchen seiner Frau, ihrer schanken Taille, ihrer Kunst zu küssen."

Zuerst erblasste sie ein wenig, dann lachte sie hell auf.

„Sie sind ein Lügner. Solche Gespräche führt er nicht."

„Ich will nicht dass Sie ununterbrochen an ihn denken," rief ich gereizt.

„Kind," lächelte sie, und streichelte begütigend meine Hände. Ich entzog sie ihr.

Ich mag nicht — spielen.

Sie warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Ich fühlte dass ich im Begriff war, meine Fassung zu verlieren, da sagte sie etwas, das mich wieder still machte.

„Ich sehne mich so nach Egbert. Kopf und Herz sind mir wund. Ich möchte mich an einer starken Brust ausruhen."

Ich sass beschämt da, und blickte in ihr schönes, leidendes Gesicht. Ausruhen möchte sie sich, und hat niemand an dessen Schulter sie es thun kann.

„Ich zweifle, dass es einen Mann auf Erden giebt, der Ihr — Freund sein möchte, gnädige Frau," sagte ich.

Sie warf mir einen erschreckten Blick zu.

„Sprach ich ausschliesslich von Männern? Ich zöge vielleicht eine Frau vor. Ich war immer ziemlich einsam, habe nie eine Schule besucht, nie Unterhaltungen wie andere junge Mädchen genossen. Meine Eltern deren einziges Kind ich war, trieben einen wahren Cult mit mir. Sie vergönnten mich Niemanden. Die grossen Reisen die wir alljährlich machten, verhinderten von vornherein jede innigere Anschliessung an Freunde. Als Mama starb, zog Vater auf eine Besitzung in Südfrankreich, die er einmal käuflich an sich gebracht hatte. Hier im Schatten hundertjähriger Bäume, durch hohe Mauern von der übrigen Welt abgegrenzt, durch den eintönigen Gesang des nahen Meeres in sanfte Melancholie gewiegt, verbrachten wir mehrere Jahre. Ich dachte nie anders als dass es immer sofort gehen würde, denn Vater war in den letzten Jahren reisemüde geworden. Ich sah mich als altes Fräulein mit silbernen Haaren auf diesen Moosbänken sitzen und dem Schlummer entgegenträumen, den die Menschen Tod nennen, der mir nur eine geringe Veränderung meines jetzigen Traumlebens zu bedeuten schien. Eines Tages erschien ein Mann, der meinem Vater Grüsse von Freunden aus Cypern brachte —"

„Dieser Mann trug in seinen Kleidern einen Duft von Seetang und Romantik der —"

„Sie haben recht, der mich voll heisser Sehnsucht nach der Welt, nach Zerstreuung, nach lachenden Menschen erfüllte. Er warb um

meine Hand, erhielt sie, und — die Einsamkeit hatte eine andere Gestalt angenommen. In ihren Grundformen war sie dieselbe geblieben."

„Und Ihr Vater?"

„Starb im ersten Jahr unserer Ehe, während ich eben meine erste, einzige, grosse Reise mit Egbert machte."

„Und wie kamen Sie hierher?"

„Egberts Mutter lebte hier."

„Und das Haus in der Provence, mit dem stillen von hohen Mauern umschlossen Garten?"

„Ist verkauft worden."

„Wie schade!"

„Aber in zwei Jahren gedenkt Egbert sich von seiner Stellung zurück zu ziehen, dann wollen wir hier friedlich und zufrieden leben."

„Meinen Sie?"

Dieser Egbert scheint mir ein gefühlloser Fisch zu sein, sonst könnte er unmöglich seine Frau allein lassen.

Irene hielt grausamerweise in ihren Confessionen inne, eben als sie interessant zu werden versprachen. Ich liess sie nicht ruhen.

„Und hier, hier gerieten Sie gleich in den Strudel der Gesellschaft?"

„O nein, dafür sogrt schon Maman" antwortete sie lächelnd. „Maman ist sehr eifersüchtig."

„Im Namen ihres Sohnes . . . ."

„Mag sein. Ich verkehre mit wenig Familien. —"

„In einer derselben trafen Sie —" Sie nickte.

„Er war anders wie die übrigen. (Welche sagte das nicht von ihrem „Er"). Ich lud ihn ein mich zu besuchen."

„Er thats lange nicht, — dann —"

„Packte er gleichsam meine Seele mit beiden Fäusten und starrte in ihr Innerstes —"

„Und?"

„Er liess sie bald los. Er muss etwas entdeckt haben, das ihm misfiel. Er übersah dass sie —"

„Fahren Sie fort Irene!"

„Dass sie in seinen Händen zurückgeblieben war. Um — fertig mit mir zu werden, verheiratete er sich."

„Sie mögen recht haben. Und jetzt, was thut das arme Waisenkind von Seele?"

„Es — fröstelt."

Sie sah wunderschön aus in ihrer melancholischen Naivität. Furchtbar jung und thöricht. Ich liebte sie noch viel mehr als sonst.

Was mag er missfälliges an ihr gefunden haben? Denn wie aus allem hervorgeht, war er nahe daran sein Knie vor ihr zu beugen.

Mir ist flau zu Mut. Ob es nicht das beste wäre: auf und davon? Freilich, ich glaube auf der dritten Eisenbahnstation würde ich das Coupé verlassen und zurückeilen. Es ist um den Verstand zu verlieren.

Acht Tage mags her sein, da traf ich Paul.

„Saperment du siehst schlecht aus," rief er mir die Hand schüttelnd, „Junge, Junge! Na. Komm doch manchmal zu uns hinaus, die Luft

meiner Häuslichkeit wird dir wohl thun. Keine Zeit hast du," setzte er auf meine Einwendung hinzu, „ja alle Wetter, nimmt sie dich denn jeden Tag in Anspruch?"

„Wer?" fragte ich trocken.

„Na wer? Glaubst du, du lebst in der Wüste? Immer die alte Geschichte, wenn eine Ältere einen Jüngern ins Joch spannt."

„Red keinen Unsinn."

„Mund halten, das weiss ich besser."

„Die Verläumdung wird ihr nicht wehe thun."

„Welche Verläumdung?"

„Ach was, lassen wir diesen Stoff ein für allemal," sagte ich unwirsch.

„Es sollte ja nur eine harmlose Bemerkung sein," fuhr er fort. „Kein Mensch sieht ihr ihre vierunddreissig Jahre an. Adieu Alter." Ich sprang dem rasch davon Eilenden nach.

„Du hör, weshalb kommst du gar nicht mehr hin?" stotterte ich, um ihn fest zu halten. Mein Interesse an dem berührten Thema war aufs heftigste erwacht.

„Was soll ich bei ihr machen?" entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit. „Geist besitzt sie nicht, Witz noch weniger, ihr Äusseres ist für meinen Geschmack nicht anziehend, das Juvenile an ihr ärgert mich, denn wenn man dessen letzten Grund nachspürt —"

„So entdeckt man ihn in einem unbefriedigtem Herzen."

„Meinetwegen. Sie soll sichs doch zum Kuckuck befriedigen lassen."

„Wenn der Richtige käme," sagte ich über Paul hinweg blickend.

Er lachte auf.

„Du irrst. Dieses Weib bringen keine vier Pferde vom „Pfade der Tugend," wie man die Angststrasse zaghafter Gemüter so poetisch bezeichnet. Sie geht ihren Tritt weiter aus — Bornirtheit wie die meisten Frauenzimmer."

Hätte ich den Grund von Pauls Abneigung gegen sie erkannt?

War es vielleicht der, dass sie ihn abwies, als er in sie zu dringen begann?

Ich betete sie innerlich noch glühender an. Aber — eins. Bei dem Heil meiner Seele, das kann ich ihr nicht vergeben. Und doch ists gerade das, wofür sie am wenigsten verantwortlich gemacht werden kann: ihre vierunddreissig Jahre. Vierunddreissig Jahre! Mein Vater pflegt zu sagen: mit zwanzig beginnt das Weib alt zu werden. Und sie ist vierzehn mehr! Ich möchte sie schlagen dafür. Ich lief gleich von Paul weg zu ihr. Hohenwart war dort. Er hat gewonnen und sieht sehr vergnügt aus. Während sie mit ihm kokettirte, denn das that sie unleugbar, hatte ich Musse sie zu betrachten. Natürlich! Wo hatte ich denn früher meine Augen gehabt? Dieses volle überreif ausgebildete Fleisch des Unterkinns! Diese beginnenden Hahnenfüsse um die Augen, wenn sie lacht. Die Furche die sich von der Nase herab bis in die Mundwinkel zieht.

Ueberhaupt der ganze Körper mit seinen breit ausladenden Hüften, den majestätischen Schultern, die mich früher entzückt haben! Es ist die Fülle die das reife Alter anzusetzen beginnt, nicht das holde elastische Pfirsichfleisch der Jugend, das sie besitzt. Diable, wo hatte ich meine Augen gehabt?

Ich entfernte mich bald wieder.

Ich besitze nicht die Freiheit des Geistes mich über solche Äusserlichkeiten hinweg setzen zu können.

Ich verlange vom Weibe Jugendschönheit. Schönheit ohne Jugend ist mir widerwärtig. Wolkenloser Herbsttag aber — Herbsttag, der unendlich verschieden ist vom Lenz.

Ich hasse die Wehmut solcher Herbsttage.

Es ist doch kein rechtes Sichfreuen können mehr, wenn die Sonne auch noch so brennt und leuchtet. Ich könnte die Lippen berühren, auf die vierunddreissig Sommer ihre bleichenden Küsse gedrückt haben.

Leb wohl meine Irene! Du bist schuldlos daran, aber — ich kann nicht.

Ich kann nicht. . . . .

Gestern bei Landorffs gewesen.

Sie geht ganz im Mutterglück auf, das sie demnächst erwartet. Sie ist runder und hausfraulicher denn je. Das Glück tropft ihr nur so aus den Augen. Er behandelt sie wie seine Urgrosstante mit herzlicher Ehrerbietung. Sie bedient ihn wie eine Magd. Der Alte sieht zu, und strahlt über das Glück seiner Kinder.

Heute begegnete ich Hohenwart, der mit Irenen aus der Blumenhalle kam. Sie ging mit gesenkten Augen an mir vorüber. Sie sieht blass aus, recht vergrämt, alt. Sie sah mich nicht.

Wie lange werde ich es noch aushalten ohne sie?

Ich wiederstehe tapfer. Denn — beglücken, das kann sie mich doch nicht mehr.

Wir sind eigentlich erbärmliche Wichte. Immer schauen wir durch die Brille eines Andern die Verhältnisse an. Wenn der nun dunkle Gläser trägt? So reich müsste jeder sein, um sein eigenes Glas zu besitzen.

Warum hat mir der Thor nur das gesagt? Kannte er meine Schwäche?

Hols der Teufel!

Gestern war ich bei ihr. Als ich auf dem Puff zu ihren Füssen sass, ergriffs mich so toll, dass mir — die Augen übergingen.

„Raoul,“ sagte sie sanft, die eine Hand auf meinen Kopf legend, und mit der Andern meine Rechte ergreifend, „Raoul, Sie sind ein Kind.“

Ach, was kam sie von selbst auf das leidige Thema! Nun sollte es ausgeschöpft werden.

„Für wie alt halten sie mich?“ fragte ich.

„Für achtundzwanzig bis dreissig Jahre,“ gab sie harmlos zurück.

„Herrgott, und meinen Sie, dass ich in diesen Jahren noch als nachschreibendes Studentlein herumspazieren würde?“

„Warum nicht?“ meinte sie, „Studien sind doch an kein bestimmtes Alter gebunden.“

„Ich bin zwanzig Jahre alt, gnädige Frau."
„Nicht möglich, Sie scherzen," lachte sie auf.
„Und Sie sind achtzehn," sagte ich frech.
„Ein wenig mehr," gab sie schelmisch zur Antwort.
„Viel mehr?"
„Aber welche Ungezogenheit," rief sie, mir einen leichten Schlag versetzend, „wer wird Damen nach so heiklen Dingen fragen."
O diese erbärmliche Kleinheit der Frauen, die immer das scheinen wollen, was sie nicht sind!
Aber eins ist Thatsache, Je mehr ich dieser Frau zu vergeben habe, um so heftiger liebe ich sie.

Ihr Benehmen gegen mich bleibt sich gleich, obschon sie nun weiss, dass ich fast ein Kind gegen sie bin. Augenscheinlich liegt ihr blutwenig daran, in welchen Beziehungen wir zu einander stehen.
„Irene," bat ich, „jagen Sie diesen Hohenwart zum Teufel, ich ertrage es nicht ihn hier zu sehen."
„Keine Unvernünftigkeiten," sagte sie kühl. „Er ist mein alter Bekannter."
„Sie lieben ihn," versetzte ich.
„Ich liebe ihn nicht, aber er ist mir sehr gut, solchen treuen Menschen setzt man nicht den Stuhl vor die Thüre."
Verdammtes Mitleid des Weibes!
„Wenn Sie glaubten dass — Ihre Hingabe einen von Ihnen Ungeliebten aus einer Gefahr errettete, würden Sie das Opfer bringen?"
Sie errötete bis über die Ohren, verliess ihren Platz, und machte sich an ihrem Blumentisch zu schaffen. Die Alluren eines Backfisches! Ich hasse die Vertraulichkeiten der Freunde einer Frau.
Dieses Betasten ihrer Psyche, diese Händedrücke und andern „Selbstverständlichkeiten", die ihnen gewährt werden. Wenn ich ein Weib besässe, heiliges Feuer, keine Fingerspitze dürfte sie mir den „Freunden" hinreichen.

Landorff ist Vater eines „gesunden Jungen." Er macht ein gleichgültiges Gesicht dazu.
„Nun ja," sagte er, „ich habs nicht anders erwartet. Du bist übrigens krank, Freund, Du leidest," setzte er ernsthaft hinzu, „an der Hyperbelosis. Jedes Verhältnis erscheint Dir in unnatürlich vergrösserten Formen, jeder Mensch ein Gigant, jedes kleine Mädchen eine Sybille."
„Kleine Mädchen," lachte ich, „seit wie lange —"
„Du wirst eine lächerliche Figur," rief er erbost, „ich weiss wohl das man mit zwanzig Jahren noch eine Kaulquappe ist, (er zählt um sechs mehr), aber das Kaulquappenthum macht man mit sich allein ab."
„Und ich?" fragte ich gereizt.
„Du prahlst damit und übersiehst, dass man dich auslacht."
„Wer lacht mich aus?"
Er blieb die Antwort schuldig.
Ich gab sie mir selbst, und werde ihr gemäss handeln. Nur ein einziger kann es sein, und dieser soll Rede stehen. Eigentlich bin ich Paul dankbar. Er treibt mich nur schneller zu dem Schritt, den ich früher oder später doch gethan hätte.

was die Sünde der Tochter betrifft, so werden wir sie auch ohne dich bemänteln!“ fügte der alte Bauer hinzu; und thatsächlich verheiratete er bald nachher seine Tochter mit einem armen Bauer aus der Nachbarschaft, den er als Knecht zu sich ins Haus nahm.

Im Uebrigen, meint Herr Holmberg, sehe man in den Bauernfamilien hinsichtlich der Sittlichkeit der Mädchen überhaupt durch die Finger, und bekommt ein Mädchen ein Kind von einem Manne, den sie aus welcher Ursache immer nicht heiraten kann, so hindert das in keiner Weise einen anderen passenden Bräutigam, sie zu heiraten.

Ungleiche Ehen sind äusserst selten, und junge Bäuerinnen heiraten Torpare in Björnsons Romanen viel häufiger als im wirklichen Leben.

Das Verhältniss des Torpare zum Bauern ist gewöhnlich folgendes: Für die Erlaubniss, sein Haus auf dem Grund des Bauern zu errichten, bezahlt der Torpare nicht in Geld, sondern durch Frohndienste, indem er sich verpflichtet, jährlich eine gewisse Anzahl von Tagen zu arbeiten. Seinen Unterhalt erwirbt der Torpare, indem er an arbeitsfreien Tagen irgend ein Handwerk betreibt oder sich als Taglöhner bei einem andern Bauern verdingt. An manchen Orten bedingt sich übrigens der Torpare das Recht auf einen gewissen Teil von den Feldproducten des Bauern aus, an deren Bearbeitung er sich beteiligt hat.

Die Verbindlichkeiten zwischen dem Torpare und dem Bauern sind mitunter ziemlich verwickelt und verworren. Man sollte glauben, dass gerade solche Verhältnisse, wobei das Haus Eigenthum des Einen und der Grund, auf welchem es erbaut wurde, eines Andern ist, zu unendlichen Zwistigkeiten Veranlassung geben; indessen werden merkwürdiger Weise die Contracte fast immer blos mündlich abgeschlossen — auf Treu und Glauben. Erst in den allerletzten Jahren, und das nur in seltenen Fällen, begannen sie zu schriftlichen Abmachungen Zuflucht zu nehmen, und Herr Holmberg versichert, es ereigne sich fast gar nicht, dass es zwischen Bauer und Torpare zu einem Process komme, und die Bauern thäten ihren Torparen nur selten Unrecht.

Im Allgemeinen ist der Standesunterschied zwischen Bauern und Torparen ein grosser, aber auch in dieser Richtung üben die höheren Schulen einen sehr wohlthätigen Einfluss auf die Sitten aus.

„Zu Beginn des Schuljahrs“ sagt mir Herr Holmberg, „bemerken wir, dass die Bauernsöhnchen sich in abgesonderten Haufen fern von den andern halten. Später aber bringen die gemeinsamen Beschäftigungen und der Wetteifer im Lernen nach und nach alle näher aneinander, der Bauernstolz verliert sich, und am Schlusse des Jahres herrschen unter allen Schülern einfache, kameradschaftliche Beziehungen, frei von jedem Standesunterschied. Nicht selten entwickelt sich sogar in der Schule zwischen dem jungen Bauern und dem Torpare eine innige Freundschaft, die das ganze Leben hindurch währt.“

„Ich muss gestehen,“ fügte Herr Holmberg hinzu, „dass die jungen Männer in dieser Beziehung besser als die Mädchen sind. Für die letzteren besteht in der Schule ein Sommercurs vom 1. Mai bis zum 1. September. Neben den theoretischen Unterrichtsgegenständen lehrt man sie noch verschiedene weibliche Handarbeiten und in diesen Curs schreiben sich oft Mädchen verschiedener Stände ein — nicht blos die Töchter der Bauern und Torpare, sondern auch die jungen Bürgerinnen aus den Nachbarstädtchen.“

„Wie sehr wir uns auch bemühen, sie einander näher zu bringen, und aufzuklären, dass Keine Grund hat, der andern gegenüber gross zu thun — alle unsere Bemühungen führen zu nichts! Die Bäuerin befreundet sich blos mit der Bäuerin, die Torparentochter blos mit der Torparentochter, die Bürgerin blos mit der Bürgerin. Es ist manchmal drollig zuzusehen, wie die Städterin über die Bäuerin die Nase rümpft und die reichen Bäuerinnen ihrerseits die armen Bürgerinnen verachten; ja, was man auch sagen mag, das Standesgefühl ist bei den Frauen stärker entwickelt als bei den Männern.“

„Ist des denn wirklich wahr?“ fragte ich Frau Holmberg.

Mit schwerem Herzen bestätigte sie die Worte ihres Gatten, bemühte

sich jedoch, diese für uns Frauen so ungünstige Beobachtung erstens dadurch zu erklären, dass die häusliche Beschäftigung der Mädchen in ihnen die Kleinlichkeit mehr als in den Knaben entwickelte und zweitens dadurch, dass ihr Schulbesuch kürzer währe und sich desshalb der wohlthätige Einfluss der Schule nicht so stark wie bei den Männern bethätigen könne.

Was die letztern betrifft, so kann ich nach meinen Besuchen bei den Bauern die Veränderungen noch höher schätzen, welche der sechsmonatliche Aufenthalt in der Schule in ihrem Benehmen, ihrer Sprache und hauptsächlich in ihrem Denken bewirkt. Am ersten Tag nach meiner Ankunft kostete es mich der Sprache wegen eine gewisse Anstrengung, mich mit den Schülern zu unterhalten: Alle sprechen das Schwedische vollkommen richtig, aber nicht so, wie in Stockholm gesprochen wird und mit einem etwas provinzialen Accent, den ich anfangs nur schwer verstand; andererseits bemerkte ich, dass es auch ihnen schwer fiel, meine fremdländische Aussprache zu verstehen. Wir gewöhnten uns jedoch bald aneinander und schon am zweiten Abend verstanden wir uns sehr gut und ich konnte mich mit ihnen ebenso frei unterhalten, wie mit meinen eigenen Hörern in Stockholm.

Nachdem ich mich bei der gestrigen Vorlesung des Herrn Holmberg davon überzeugt hatte, welches dankbare Auditorium diese naive, heisse Bauernjugend bildete, stellte sich bei mir ein Gefühl des Wetteifers ein und ich wollte, dass man auch mir mit solcher Aufmerksamkeit zuhöre, wie gestern ihm. Desshalb erklärte ich am letzten Tag meines Aufenthaltes, ich würde etwas vorlesen. Mein Anerbieten wurde mit lebhafter Dankbarkeit begrüsst.

Ich hatte aus Stockholm die Volkserzählungen von Leo Tolstoi mitgebracht, welche vor Kurzem ins Schwedische übersetzt worden waren, und wählte als Erstes die Erzählung: „Ist das Feuer einmal ausgebrochen, so ist es schwer zu löschen." Meine Lecture wurde häufig von lautem Lachen unterbrochen. Nach Schluss derselben begannen die Schüler, wie gewohnt, ihre Meinungen über das Gelesene auszutauschen.

„Ja, das ist schon einmal so — die Not mit den Weibern! Immer geht der Streit von ihnen aus!" äusserte sentenziös und selbstgefällig einer von den jungen Leuten.

„Nun, nicht die Weiber allein sind Meisterinnen im Zanken! Erinnert euch nur an die Säcke!" bemerkte ihm darauf der Rector.

Dieser geheimnissvolle Hinweis auf Säcke hatte eine magische Wirkung: sie rief sofort eine helle Röte auf den Wangen einiger junger Leute hervor, unter denen sich auch jener befand, der soeben ein so anmassendes Urteil über die Weiber gefällt hatte, und sie verbargen sich verlegen hinter den Schultern der Kollegen.

Ich bat um Aufklärung und erfuhr folgendes: in den höheren Schulen für das Volk müssen die Schüler für ihre Nahrung selbst sorgen, und obgleich viele von ihnen von sehr weit herkommen, bringen sie aus Sparsamkeit gewöhnlich Vorrat an Nahrungsmitteln für den ganzen Winter mit. Sie treffen von Hause mit einem grossen Leinwandsack versehen, ein, der mit Brot, getrockneten und geräucherten Fischen, rohen Eiern, geselchten und Erbswürsten vollgepfropft ist. Alle diese Säcke werden in einem eigenen Raum aufgeschichtet und der Fürsorge der Dienerin übergeben, die damit nicht wenig Ungelegenheiten hat. Obgleich alle diese Säcke einander wie zwei Tropfen Wasser ähnlich sehen, kennt jeder Bauer seinen Sack und den Inhalt bis auf die geringste Kleinigkeit sehr genau. Wehe, wenn das unglückselige Mädchen sich einmal irrt und die Wurst des Einen in den Sack des Andern legt! Daraus entstehen endlose Streitigkeiten und auf eine ähnliche Tragödie, die vor einigen Wochen die ganze Anstalt in Aufruhr brachte, hatte jetzt der Rector angespielt. Diese unangenehme Erinnerung an die Säcke verdarb ein wenig die gute Stimmung. Um den schlechten Eindruck zu verwischen, erklärte ich noch etwas vorlesen zu wollen, und wählte diesmal Tolstois Erzählung: „Wie viel Erde der Mensch braucht."

Meine Wahl war jedoch keine sehr glückliche, denn die Schüler waren

thatsächlich nicht im Stande, den moralischen Gedanken dieser Erzählung zu erfassen.

„Ach, welch ein Narr! Er stiess auf sein Glück, verstand aber nicht es festzuhalten! Man hätte ihn erst belehren und dann beginnen lassen sollen!" bemerkte tiefsinnig einer von den Burschen und diese Bemerkung gab offenbar den Gesammt-Eindruck so gut wieder, dass ich im ersten Augenblick keine Erwiderung fand. Hätte ich ihnen erklären sollen, dass es sich nicht darum handelte; dass der Verfasser in dieser Erzählung ausdrücken wollte, wie nichtig alles irdische Streben im Vergleich mit der Ewigkeit sei? Allein diese Philosophie der Entsagung entsprach offenbar wenig dem Geschmack aller dieser jungen, gesunden, kräftigen Menschen, die sich des Lebens freuten. Sie begreifen nicht, dass man um eines höhern, aber bestimmten Zieles willen auf das irdische Heil verzichtet. Gestern zum Beispiel liessen sie sich von Columbus hinreissen, und ich bin überzeugt, dass viele von ihnen in jenem Augenblick im Stillen wünschten, es möge sich auch ihnen die Gelegenheit bieten, für eine gute Sache zu leiden. Wenn man ihnen aber predigt, dass es gar keine irdischen Güter giebt, so verstehen sie das nicht und keine metaphysischen Argumente der Welt werden ihnen die physische Erkenntniss rauben, dass auch das Irdische seine Reize hat und es der Mühe wert sei, dafür zu leben und zu arbeiten.

„Was ist denn das eigentlich? Dasselbe was auch unsere Laesare*) predigen, nicht wahr?" fragte mich einer der Schüler ruhig.

Die philosophische Tendenz interessirte sie offenbar gar nicht; dafür umsomehr die reale, concrete Seite der Erzählung.

„Giebt es wirklich bei Ihnen in Russland eine Gegend, wo man tausend Rubel bezahlt und dann von so viel Erde Besitz nehmen darf als man in einem Tag laufend umkreisen kann?" fragte mich ein Schüler und ich glaubte in seinem lebhaften Gesicht, seinen glänzenden Augen zu lesen, dass in seinem Kopfe schon der kühne Gedanke auftaucht, sich in dieses gesegnete Land zu begeben. Doch wird er sicherlich klüger sein als Pachom, er wird vorher einen ganzen Monat sich üben und nicht zu laufen beginnen, ehe er seine Kräfte nicht geprüft hat.

„Nein, ich glaube nicht, dass es eine solche Gegend giebt! Der Verfasser hat es ersonnen, als Gleichniss . . ." musste ich sagen.

„Das ist also ein Märchen!" bemerkte verächtlich mein Partner und entfernte sich augenscheinlich tief enttäuscht; jetzt interessirte ihn die Erzählung gar nicht mehr.

Andere Schüler überhäuften mich mit Fragen: wie die russischen Bauern leben, ob sie arm sind, ob sie viel Grund und Boden besitzen, ob sie solche Schulen wie in Schweden haben.

Bis spät in die Nacht sprach ich mit ihnen über Russland.

Als ich mich dann zu Bette begab, konnte ich lange nicht einschlafen — immer wieder kam mir der Gedanke an meine ferne Heimat in den Sinn. Und ich dachte bei mir: wird es mir wohl einmal im Leben bescheert sein, in einem abgeschiedenen, stillen russischen Dörfchen einem Häuflein junger russischer Bauern von Schweden zu erzählen, wie ich heute den Schweden von Russland erzählte?

*) Laesare oder Pietisten, eine religiöse Secte in Schweden, die an die englischen Quäker erinnert.



RAOUL UND IRENE.

VON

MARIA JANITSCHEK.

(Schluss.)

Irene würdigt mich in letzter Zeit mehr und mehr ihres Vertrauens. Es ist schurkisch von mir, dieses Vertrauen entgegen zu nehmen, habe ich doch Wünsche die — Manchmal möchte ich beinahe glauben, sie sei — mir gut. Sie seufzt, und sieht mir mit einem Ausdruck so schmerzlichen Flehens und Fragens in die Augen, dass ich ganz verwirrt werde. Was will sie von mir?

Paul hat den Tag seiner Hochzeit festgesetzt. Er kommt seltener zu Frau Blanc. Aergern ihn die Leute, die er dort findet? Mich dünkt das thöricht. Eine anmutige Frau hat naturgemäss einen Stab Verehrer um sich. Mir ist vielmehr die Alte im Wege, die in letzter Zeit wieder unaufhörlich Irene umstrickt. (Ich bitte um Verzeihung für den Kalauer, es ist wirklich so, sie arbeitet an unnatürlich langen Strümpfen für Waisenkinder.) Ein Offizier und ein junger Professor, die ich häufig bei Irenen treffe, gefallen mir nicht übel. Der erstere macht Gedichte, und der zweite huldigt leidenschaftlich dem Reitsport. Man sieht, der Beruf hat nichts gemein mit den innern Anlagen eines Menschen. Weil ich von Gedichten spreche! . . . . . Neulich komm ich zu Frau Blanc. Der Diener lässt mich in ihr Zimmer. Sie käme gleich. Das Fenster neben ihrem Schreibtisch steht offen. Ein unartiger Wind hat die zierliche Mappe mit Briefschaften herabgeworfen. Feine weisse und bunte Blätter liegen durcheinander auf dem Boden. Ich bücke mich, und hebe die Briefe auf. Selbstverständlich lege ich sie, ohne einen Blick nach ihrem Inhalt zu werfen, auf den Tisch zurück. Da guckt noch ein vorwitziges, weisses, grosses Blatt, — kein Brief — unter den Fransen des Fauteuils hervor. Ich greife nach ihm. Unwillkürlich bleibt mein Auge auf ihm haften. Es ist ein — Gedicht. Ich begehe die Niederträchtigkeit es zu lesen.

„Cismoll“ steht darüber. Hier ist es.

Schliess deine Augen, die braunen,
Und hör mich an.
Auf umbrandeter Klippe den Kaiserpalast,
Den marmorpfeilergeschmückten kennst du.
In der blauen Mondnacht kam der Sturm
Und wollte Einlass in die Fürstenhalle
Und zerschlug die glänzenden Fensterscheiben,
Die purpurverhangenen . . . .

Schliesse die Augen, die braunen,
Neig mir dein Ohr:
Warum beim ersten Kommen
Zerbrachst du Fenster und Thor? . . .

Warum beim ersten Kommmen
Deines Antlitzes wilder Glanz,
Warum hast du nicht sanft genommen
Meiner Seele weissen Kranz?

Als du zum zweitenmale kamst
Da warst kein Sturm du mehr,
Als stiller Regen glittest du,
In meine Seele schwer.

Schliess deine Augen, die reinen . . . .
Als Regen glittest du —
Schliess deine Augen zu. — — — — — —

Nun müssen wir beide weinen . . . . . .

Als ich zu Ende gelesen, schwindelte mir. Da tritt sie herein. Ich gehe ihr entgegen, das Blatt zwischen den Fingern, und ziehe ihre Hand an meine Lippen. Beim Anblick des Papiers wird sie glutrot, und so verlegen, dass sie mich nicht anzusehen wagt.

„Sind Sie die Verfasserin?"

Sie senkt den Kopf und nickt. Mir schwinden fast die Sinne. Ich kniee vor ihr nieder und drücke mein Gesicht in ihre Hände. Als ich aufblicke, rollen zwei Thränen ihre Wangen herab.

Ich kam zu Hause wie ein Wahnsinniger an. Gilt das Gedicht mir? Wenn nicht, warum wurde sie so verlegen, wesshalb diese Thränen? Warum entrüstet sie sich nicht über meine Freiheit?

O, nicht eine, eine ganze Fülle von Erfahrungen hat mir dieses Blatt Papier gebracht.

Ich habe eine Seele in ihr entdeckt.

Jetzt bitte ich ihr ab, dass es Augenblicke gab, in denen ich in ihr nur eine Geliebte zu erwerben hoffte. Eine Champagnergenossin. Ich glaube, ich werde in ihr eine Gefährtin besitzen, eine, die Schulter an Schulter mit mir geht. O Irene, wie beginne ich dich zu lieben!

Ich kann nicht zu ihr hin. Ich müsste ihre Kniee umfassen, und ihr alles gestehen.

Heute morgen kam ein Billet von ihr: „Warum kommen Sie nicht?" Nachmittag war ich dort.

Ich traf sie von einem Kreis Bekannter umgeben.

„Wie gehts Paul Landorff?" fragte sie mir Thee einschänkend leichthin.

„Ich glaube gut," entgegnete ich. „Ich habe ihn einige Tage nicht gesehen."

Sie blickte mich traurig an.

Sie meint wohl, sie sei Schuld, dass ich meinen Freund vernachlässige. Die langweiligen Gäste rührten sich nicht von der Stelle. Sie seufzte einigemale leise auf, was ihr von Maman einen stumm verweisenden Blick eintrug. O dieses alte Weib!

Ich stehe einem Rätsel gegenüber. Heute kam ich zu ihr. Sie empfing mich kalt, abstossend, beinahe verletzend. Dabei brannten ihre Wangen wie von einer innern Aufregung. „In vierzehn Tagen heiratet Paul," sagte ich im Laufe des Gesprächs. Ich dachte die Neuigkeit würde sie interessiren, da der Termin der Hochzeit ursprünglich für sechs Wochen später anberaumt war.

Sie schnellte von ihrem Sessel auf.

„Reden auch Sie nur von dieser Hochzeit? Ich begreife nicht. Jeder der hereintritt weiss von nichts anderm zu sprechen. Als ob mich das kümmerte wann — als ob es gar nichts anders mehr in der Welt gebe als Paul Landorffs Hochzeit.“

Ich machte ein verblüfftes Gesicht, und bat um Entschuldigung.

Sie schwimmt in Thränen. Die Alte und ihr Hausarzt geben ihr Brom und Chloral. Sie verschmäht beides. Sie will wach bleiben um zu weinen. Das arme Weib! Und ich, der sie liebt, gehe neben ihr her und kenne nicht die Ursache ihres Leids. Wenn ich sie nur einmal allein träfe. Aber daran ist gegenwärtig kein Gedanke.

Gestern erzählte ich Paul von ihr.

„So, krank ist sie,“ sagte er trocken. „Davon wusste ich nichts. Glaube es sind nur hysterische Zustände. Sie hat keine Kinder.“

Heute, heute.. — — — — —

S' ist Mitternacht. Mir ist, als ob ich ein Wunder erlebt hätte und daran sterben müsste vor Glück . . . Der Boden tanzt unter meinen Füssen. Ich war bei ihr. Sie war einen Augenblick allein. Ich wagte es ihre beiden Hände zu ergreifen, und tief in ihre Augen schauend, sie um den Grund ihres Kummers zu fragen. Sie neigte ihren Kopf an meine Schulter.

„Erraten Sie es denn nicht? Sie!“ schluchzte sie unter hervorbrechenden Thränen. Da kam jemand. Sie liess sich auf ihren Sessel fallen und drückte das Taschentuch vors Gesicht.

O Irene; rate ich recht????

In der Oper gewesen. Im letzten Akt erschien sie. Ein dunkelblaues, schweres Kleid umhüllte ihren herrlichen Leib. Sie sah erhitzt, verweint aus. Ihr erster Blick galt — unserer Loge. Ich grüsste hinüber, und sie dankte mir, wie es schien mit — schmerzlichem Lächeln. Wenn sie so dasitzt, mit tief gesenkten Lidern, die Mundwinkel etwas herabgezogen, das gelbe Haar leise vom Kopfe aufstehend, möchte ich sie mit jener Kaiserin Eudoxia vergleichen, deren Bildnis ein alter Maler uns überliefert hat. Es liegt viel monarchisch Starres in ihrer Haltung. Und doch sprudelt hinter dieser abweisenden Aussenseite ein warmer Quell jungfrischen Sehnens. Schliess Deine Augen, die reinen . . . . Nun müssen wir beide weinen . . . . . . Noch that ichs nicht. Aber ich fühle, ferne steht es mir nicht mehr. Es ist ein quälendes Verhängnis. Sie scheint ihrem Mann herzlich zugethan zu sein, und doch . . . . . der Zwiespalt zerreisst ihr das Herz. Die Alte streut Pfeffer in ihre Wunden, ich wollte wetten, sie ahnt alles. Deshalb blickt sie mich so forschend und missbilligend an. Ich ging für einen Augenblick hinüber.

„Sind Sie allein?“ fragte Irene. Ich nickte, über diese Frage beglückt. „Maman wird gleich erscheinen,“ setzte sie müde hinzu.

„Maman“ erschien auch. Sie dankte mir kaum. Ich begreife selbst nicht, weshalb ich so thöricht bin und zögere Irenen das zu sagen, was ich früher oder später doch sagen werde. Denn dass ich ein Recht zu meinem Geständnis habe, bezweifle ich nicht. Fasse ich ihr

ganzes Benehmen mir gegenüber zusammen, ihre Launen, ihre Verwirrung, ihre Thränen, dann wieder ihre sonnige Liebenswürdigkeit, und das — das zuletzt Geschehene, so kann ich nicht zweifeln, dass ihre Neigung mir gehört. Es ist die Neigung eines Mädchens. Ein Weib würde nicht kämpfen, sondern ergreifen was es begehrt. Doch Irenens Ehe ist keine Ehe. Er ist stets weit von ihr. Sie hat sich die ganze Scheu vor der Liebe und ihrer unerbittlichen Forderung bewahrt. In ihrer äussern Erscheinung liegt das schon ausgeprägt, dieses abwehrende kühl Jungfräuliche.

Nun ist sie ratlos in ihrer Brünne, unter der die goldnen Flammen ihrer Liebe lodern. Ich will dich erlösen du Asenkind mit dem Lichthaar!

Draussen brennen die Sterne am winterlichen Himmel.

Dass sich nicht Blumen aus der Erde hervordrängen! Dass sich die Vögel nicht aus dem Süden herbeitummeln! Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe. Sie zittern und schwingen immerfort: cismoll, cismoll!!

In ihrem Schlafzimmer brennt Licht.

Dort sitzt sie am Rand ihres Lagers, das Goldhaar gelöst, und gedenkt dessen, der hier unten vom Fieber geschüttelt zu der Gardine hinaufstarrt, die sein Schönstes verhüllt.

Was geht mich Deine Hochzeit an, Paul? Ich werde nicht auf ihr erscheinen. Was geht mich die ganze Welt an, sie ausgenommen die Einzige!

Es geht nicht so länger. Ich sterbe vor Sehnsucht nach ihr. Morgen stürze ich mich ihr zu Füssen.

Schliesse die Augen, die reinen,
Und hör mich an . . . .

Heute Morgen. Was wird heute Abend sein?

Vor acht Tagen zum letztenmal diese Blätter berührt.

Eigentlich Unsinn das ganze Vorhaben.

Schöne Gräfin Stanisla, du hast aus mir einen Dummkopf gemacht. Besser übrigens als etwas anderes, Comtesse. —

Andere junge Leute betränken sich in meinem Falle, oder scherzten sich bei Dirnen halbtot. Ich finde keinen Geschmack an der Betäubung.

Als ob die Leute mir's ansähen! Jeder der auf der Strasse mir begegnet scheint mich mitleidig zu betrachten. Eigentlich müssten sie lachen. Denn — es war höchst komisch, höchst heiter, wie aus einer Shakespearischen Narrenkomödie. —

Es ist Dämmerung. Eine Dämmerung voll Sterne. Ich stürze aus meinem Hause. Mein Pelz steht offen trotz der Winterkälte, ich spür es nicht. Musikklänge, von irgend einer Eisbahn her, dringen zu mir, sie beflügeln meine Sohlen. In einer stillen, vornehmen Strasse, vor dem stillsten, vornehmsten Hause mache ich Halt und ziehe die Glocke. Der Portier öffnet mir, ich eile die Treppe hinauf, werfe dem mir entgegenkommenden Diener meinen Pelz zu, und eile der Zofe voran,

Sie meint besorgt ob die gnädige Frau auch empfängt, sie sei heute sehr unwohl, habe den Divan noch nicht verlassen. Was geht das mich an? Mich empfängt sie. „Herr von —“ höre ich das Mädchen melden, die Portière rauscht nieder und ich liege vor der angebeteten Frau auf den Knien. Sie überlässt mir stumm ihre Hände, dann richtet sie sich auf. Sie ist überaus blass, ihre blaugrünen Augen phosphoresciren. . . . . .

„Maman wird gleich erscheinen, vorher — versprechen Sie mir . . . . dass . . . . sagen Sie ihm nie, was . . . . Sie — sehen . . . .“

„O Irene,“ will ich ausrufen, „sei doch nicht so verzehrend stolz du Göttliche,“ — da verliert sie die Fassung, ein Thränenschwall bricht aus ihren Augen, — „Paul, Paul, dass du mir das anthun konntest!“ schreit sie verzweifelt auf, und sinkt in die Kissen des Sofa's.

War das nicht lustig für — den Zeugen?

Das Wetter ist prachtvoll. Ich habe mit einigen Freunden eine famose Schlittenparthie gemacht.

Paul ist mit seiner jungen Frau nach Frankreich gereist. Frau Blanc liegt an einer Gehirnentzündung krank.

Wie glücklich das weibliche Geschlecht doch organisirt ist! Ein Kummer und sofort ist eine Krankheit bei der Hand mit Betäubung, mitfühlenden Freunden, besorgten Aerzten, kurz und gut einem starken Läutapparat, der alle Welt in Kenntnis von dem Vorgefallnen setzt, und zur Theilnahme zwingt.

Alles erkundigt sich bei mir nach Frau Blancs Befinden. Vermag nicht Auskunft zu geben, meine Herrschaften. Uebrigens wie kommen Sie dazu mich . . . . . .

Gestern debutirte ich wieder einmal im Colleg des Professor Kreidner. Er sprach über soziale Wirthschaftsstatistik und die Abänderung gewisser Gesetze. Ein sehr interessantes Thema aber — nicht für alle.

„Ich bin ein Esel.“

Ein Schusterjunge schrieb es mit Kreide an unsere Hausthüre. Noch niemals hat mich ein Satz so tief ergriffen und überzeugt wie dieser.

Ob ich nicht doch einmal hingehen sollte mich nach ihrem Ergehen zu erkundigen? Der Gatte soll in Shanghai sein, selbst Prinz Hohenwart ist augenblicklich abwesend. Er hat eine Rechtsstreitigkeit in Wien auszufechten, bei der es sich um den nicht geringen Nachlass von einer Million Gulden handelt. Es ist zu wünschen, dass er gewinnt, denn man behauptet, die Summe seiner Schulden übersteigt die Einwohnerzahl unserer Stadt.

Ich gehe doch hinauf zu ihr. Sie kann ja nicht dafür, dass sie —

Warum nur gerade ihn?

Ich kanns doch nicht über mich bringen. Beim Hausthor kehrte ich wieder um.

Gestern war ich oben. Sie sass in einem weissseidnen Schlafrock am Fenster. Sie sieht aus wie eine Lilie, auf die ein Hagel niedergegangen ist. Ach Gott, sie sieht wunderbar schön aus in ihrer Gebrochenheit.

Weichen Gesichtern verleihen Thränen einen verschwommenen Ausdruck, härter gemeisselten geben sie verführenden Reiz. Sie ist schlank geworden, und die Krankheit hat ihr das byzantinisch Starre geraubt.

„Gnädige Frau," sagte ich, ihre Hand küssend, „ich danke Ihnen, dass Sie wieder gesund sind."

Sie ahnt nichts von der Tragödie, die sich in mir abgespielt hat. Sie lächelte schmerzlich.

„Ja es ist ein angenehmes Bewusstsein der Hand der Aerzte entronnen zu sein."

„Wir reisen nächste Woche an den Genfersee," sagte Maman hereintretend.

Könnten Sie das nicht allein besorgen, verehrte Frau, hätte ich gerne geantwortet.

„Ich mag nicht reisen," rief Irene im launischen Tone eines Backfisches. Sie sieht aus wie siebzehnjährig, wenn sie mit schmollenden Lippen der Alten widerspricht.

Mich dünkt — — — — — — — — — — — —

Es ist zu toll. Nun hebts wieder zu grünen und blühen an, in mir. Also die Enttäuschung hat nichts gefruchtet, die Demütigung nichts weiter erreicht als das, was in mir glühte, noch mehr zum Glühen zu bringen. Hydra. . . . .

Ich bin oft bei ihnen. Mit der Alten, allmählige Aussöhnung. Mich scheint sie leiden zu können, nur ihn hat sie gehasst. Und das verarge ich ihr nicht. Packt doch auch mich zuweilen eine ähnliche Stimmung gegen ihn. Wie wohl die Beziehungen zwischen ihm und Irenen gewesen sein mögen? Ob er — Freiheiten genoss? Ich weiss nicht, ich kann mir keinerlei Intimität zwischen ihnen Beiden vorstellen. Er ist ein so herber, abweisender Charakter.

Wie kommt es nur, dass keine Vorstellung, wie niedrig sie auch sei, meine Neigung zu dieser Frau verkleinert? Sie hat mich zu einem lächerlichen Kerl gemacht, und doch . . . . Wie wenn ich mein Herz in ihre frische noch unvernarbte Wunde presste, dass sie sich mit ihrem Blut und Fleisch über ihm schlösse? Wie wenn ich ihre weiche Stimmung benützte, um sie für mich zu gewinnen? Wenn doch alles würde, was ich so heiss erwünscht?

Er ist angekommen und hat mich besucht. Seine Seele scheint durch nichts ihr Gleichgewicht verlieren zu können.

„Die Tabellen zu meinem Buch sind endlich fertig gestellt. Da brach ich schnell unsere Reise ab," sagte er leichthin, „um nun die letzten Abzüge und Correcturen durchzusehen. Ich schreibe eine Ab-



handlung über Wirtschaftsstatistik. Jetzt kann ich ja ungestört arbeiten, das ewige Wirtshausrennen ist nicht mehr nötig."

Und diesen trocknen Patron hat sie geliebt!

Ich sass ihr zu Füssen und spielte mit den Troddeln ihres Hauskleides.

„Ist es wahr?" fragte sie leise.

„Natürlich," rief ich instinctiv erratend was sie meinte, und fühlte die Röte des Zornes mir ins Gesicht steigen. „Es ist wahr. Er scheint im Glück seiner Flitterwochen ganz aufzugehen, spricht von nichts anderm als den Nackenlöckchen seiner Frau, ihrer schanken Taille, ihrer Kunst zu küssen."

Zuerst erblasste sie ein wenig, dann lachte sie hell auf.

„Sie sind ein Lügner. Solche Gespräche führt er nicht."

„Ich will nicht dass Sie ununterbrochen an ihn denken," rief ich gereizt.

„Kind," lächelte sie, und streichelte begütigend meine Hände. Ich entzog sie ihr.

Ich mag nicht — spielen.

Sie warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Ich fühlte dass ich im Begriff war, meine Fassung zu verlieren, da sagte sie etwas, das mich wieder still machte.

„Ich sehne mich so nach Egbert. Kopf und Herz sind mir wund. Ich möchte mich an einer starken Brust ausruhen."

Ich sass beschämt da, und blickte in ihr schönes, leidendes Gesicht. Ausruhen möchte sie sich, und hat niemand an dessen Schulter sie es thun kann.

„Ich zweifle, dass es einen Mann auf Erden giebt, der Ihr — Freund sein möchte, gnädige Frau," sagte ich.

Sie warf mir einen erschreckten Blick zu.

„Sprach ich ausschliesslich von Männern? Ich zöge vielleicht eine Frau vor. Ich war immer ziemlich einsam, habe nie eine Schule besucht, nie Unterhaltungen wie andere junge Mädchen genossen. Meine Eltern deren einziges Kind ich war, trieben einen wahren Cult mit mir. Sie vergönnten mich Niemanden. Die grossen Reisen die wir alljährlich machten, verhinderten von vornherein jede innigere Anschliessung an Freunde. Als Mama starb, zog Vater auf eine Besitzung in Südfrankreich, die er einmal käuflich an sich gebracht hatte. Hier im Schatten hundertjähriger Bäume, durch hohe Mauern von der übrigen Welt abgegrenzt, durch den eintönigen Gesang des nahen Meeres in sanfte Melancholie gewiegt, verbrachten wir mehrere Jahre. Ich dachte nie anders als dass es immer sofort gehen würde, denn Vater war in den letzten Jahren reisemüde geworden. Ich sah mich als altes Fräulein mit silbernen Haaren auf diesen Moosbänken sitzen und dem Schlummer entgegenträumen, den die Menschen Tod nennen, der mir nur eine geringe Veränderung meines jetzigen Traumlebens zu bedeuten schien. Eines Tages erschien ein Mann, der meinem Vater Grüsse von Freunden aus Cypern brachte —"

„Dieser Mann trug in seinen Kleidern einen Duft von Seetang und Romantik der —"

„Sie haben recht, der mich voll heisser Sehnsucht nach der Welt, nach Zerstreuung, nach lachenden Menschen erfüllte. Er warb um

meine Hand, erhielt sie, und — die Einsamkeit hatte eine andere Gestalt angenommen. In ihren Grundformen war sie dieselbe geblieben."

„Und Ihr Vater?"

„Starb im ersten Jahr unserer Ehe, während ich eben meine erste, einzige, grosse Reise mit Egbert machte."

„Und wie kamen Sie hierher?"

„Egberts Mutter lebte hier."

„Und das Haus in der Provence, mit dem stillen von hohen Mauern umschlossen Garten?"

„Ist verkauft worden."

„Wie schade!"

„Aber in zwei Jahren gedenkt Egbert sich von seiner Stellung zurück zu ziehen, dann wollen wir hier friedlich und zufrieden leben."

„Meinen Sie?"

Dieser Egbert scheint mir ein gefühlloser Fisch zu sein, sonst könnte er unmöglich seine Frau allein lassen.

Irene hielt grausamerweise in ihren Confessionen inne, eben als sie interessant zu werden versprachen. Ich liess sie nicht ruhen.

„Und hier, hier gerieten Sie gleich in den Strudel der Gesellschaft?"

„O nein, dafür sogrt schon Maman" antwortete sie lächelnd. „Maman ist sehr eifersüchtig."

„Im Namen ihres Sohnes . . . ."

„Mag sein. Ich verkehre mit wenig Familien. —"

„In einer derselben trafen Sie —" Sie nickte.

„Er war anders wie die übrigen. (Welche sagte das nicht von ihrem „Er"). Ich lud ihn ein mich zu besuchen."

„Er thats lange nicht, — dann —"

„Packte er gleichsam meine Seele mit beiden Fäusten und starrte in ihr Innerstes —"

„Und?"

„Er liess sie bald los. Er muss etwas entdeckt haben, das ihm misfiel. Er übersah dass sie —"

„Fahren Sie fort Irene!"

„Dass sie in seinen Händen zurückgeblieben war. Um — fertig mit mir zu werden, verheiratete er sich."

„Sie mögen recht haben. Und jetzt, was thut das arme Waisenkind von Seele?"

„Es — fröstelt."

Sie sah wunderschön aus in ihrer melancholischen Naivität. Furchtbar jung und thöricht. Ich liebte sie noch viel mehr als sonst.

Was mag er missfälliges an ihr gefunden haben? Denn wie aus allem hervorgeht, war er nahe daran sein Knie vor ihr zu beugen.

Mir ist flau zu Mut. Ob es nicht das beste wäre: auf und davon? Freilich, ich glaube auf der dritten Eisenbahnstation würde ich das Coupé verlassen und zurückeilen. Es ist um den Verstand zu verlieren.

Acht Tage mags her sein, da traf ich Paul.

„Saperment du siehst schlecht aus," rief er mir die Hand schüttelnd, „Junge, Junge! Na. Komm doch manchmal zu uns hinaus, die Luft



meiner Häuslichkeit wird dir wohl thun. Keine Zeit hast du," setzte er auf meine Einwendung hinzu, „ja alle Wetter, nimmt sie dich denn jeden Tag in Anspruch?"

„Wer?" fragte ich trocken.

„Na wer? Glaubst du, du lebst in der Wüste? Immer die alte Geschichte, wenn eine Ältere einen Jüngern ins Joch spannt."

„Red keinen Unsinn."

„Mund halten, das weiss ich besser."

„Die Verläumdung wird ihr nicht wehe thun."

„Welche Verläumdung?"

„Ach was, lassen wir diesen Stoff ein für allemal," sagte ich unwirsch.

„Es sollte ja nur eine harmlose Bemerkung sein," fuhr er fort. „Kein Mensch sieht ihr ihre vierunddreissig Jahre an. Adieu Alter." Ich sprang dem rasch davon Eilenden nach.

„Du hör, weshalb kommst du gar nicht mehr hin?" stotterte ich, um ihn fest zu halten. Mein Interesse an dem berührten Thema war aufs heftigste erwacht.

„Was soll ich bei ihr machen?" entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit. „Geist besitzt sie nicht, Witz noch weniger, ihr Äusseres ist für meinen Geschmack nicht anziehend, das Juvenile an ihr ärgert mich, denn wenn man dessen letzten Grund nachspürt —"

„So entdeckt man ihn in einem unbefriedigtem Herzen."

„Meinetwegen. Sie soll sichs doch zum Kuckuck befriedigen lassen."

„Wenn der Richtige käme," sagte ich über Paul hinweg blickend.

Er lachte auf.

„Du irrst. Dieses Weib bringen keine vier Pferde vom „Pfade der Tugend," wie man die Angststrasse zaghafter Gemüter so poetisch bezeichnet. Sie geht ihren Tritt weiter aus — Bornirtheit wie die meisten Frauenzimmer."

Hätte ich den Grund von Pauls Abneigung gegen sie erkannt?

War es vielleicht der, dass sie ihn abwies, als er in sie zu dringen begann?

Ich betete sie innerlich noch glühender an. Aber — eins. Bei dem Heil meiner Seele, das kann ich ihr nicht vergeben. Und doch ists gerade das, wofür sie am wenigsten verantwortlich gemacht werden kann: ihre vierunddreissig Jahre. Vierunddreissig Jahre! Mein Vater pflegt zu sagen: mit zwanzig beginnt das Weib alt zu werden. Und sie ist vierzehn mehr! Ich möchte sie schlagen dafür. Ich lief gleich von Paul weg zu ihr. Hohenwart war dort. Er hat gewonnen und sieht sehr vergnügt aus. Während sie mit ihm kokettirte, denn das that sie unleugbar, hatte ich Musse sie zu betrachten. Natürlich! Wo hatte ich denn früher meine Augen gehabt? Dieses volle überreif ausgebildete Fleisch des Unterkinns! Diese beginnenden Hahnenfüsse um die Augen, wenn sie lacht. Die Furche die sich von der Nase herab bis in die Mundwinkel zieht.

Ueberhaupt der ganze Körper mit seinen breit ausladenden Hüften, den majestätischen Schultern, die mich früher entzückt haben! Es ist die Fülle die das reife Alter anzusetzen beginnt, nicht das holde elastische Pfirsichfleisch der Jugend, das sie besitzt. Diable, wo hatte ich meine Augen gehabt?

Ich entfernte mich bald wieder.

Ich besitze nicht die Freiheit des Geistes mich über solche Äusserlichkeiten hinweg setzen zu können.

Ich verlange vom Weibe Jugendschönheit. Schönheit ohne Jugend ist mir widerwärtig. Wolkenloser Herbsttag aber — Herbsttag, der unendlich verschieden ist vom Lenz.

Ich hasse die Wehmut solcher Herbsttage.

Es ist doch kein rechtes Sichfreuen können mehr, wenn die Sonne auch noch so brennt und leuchtet. Ich könnte nie Lippen berühren, auf die vierunddreissig Sommer ihre bleichenden Küsse gedrückt haben.

Leb wohl meine Irene! Du bist schuldlos daran, aber — ich kann nicht.

Ich kann nicht. . . . .

Gestern bei Landorffs gewesen.

Sie geht ganz im Mutterglück auf, das sie demnächst erwartet. Sie ist runder und hausfraulicher denn je. Das Glück tropft ihr nur so aus den Augen. Er behandelt sie wie seine Urgrosstante mit herzlicher Ehrerbietung. Sie bedient ihn wie eine Magd. Der Alte sieht zu, und strahlt über das Glück seiner Kinder.

Heute begegnete ich Hohenwart, der mit Irenen aus der Blumenhalle kam. Sie ging mit gesenkten Augen an mir vorüber. Sie sieht blass aus, recht vergrämt, alt. Sie sah mich nicht.

Wie lange werde ich es noch aushalten ohne sie?

Ich wiederstehe tapfer. Denn — beglücken, das kann sie mich doch nicht mehr.

Wir sind eigentlich erbärmliche Wichte. Immer schauen wir durch die Brille eines Andern die Verhältnisse an. Wenn der nun dunkle Gläser trägt? So reich müsste jeder sein, um sein eigenes Glas zu besitzen.

Warum hat mir der Thor nur das gesagt? Kannte er meine Schwäche?

Hols der Teufel!

Gestern war ich bei ihr. Als ich auf dem Puff zu ihren Füssen sass, ergriffs mich so toll, dass mir — die Augen übergingen.

„Raoul," sagte sie sanft, die eine Hand auf meinen Kopf legend, und mit der Andern meine Rechte ergreifend, „Raoul, Sie sind ein Kind."

Ach, was kam sie von selbst auf das leidige Thema! Nun sollte es ausgeschöpft werden.

„Für wie alt halten sie mich?" fragte ich.

„Für achtundzwanzig bis dreissig Jahre," gab sie harmlos zurück.

„Herrgott, und meinen Sie, dass ich in diesen Jahren noch als nachschreibendes Studentlein herumspazieren würde?"

„Warum nicht?" meinte sie, „Studien sind doch an kein bestimmtes Alter gebunden."



„Ich bin zwanzig Jahre alt, gnädige Frau."
„Nicht möglich, Sie scherzen," lachte sie auf.
„Und Sie sind achtzehn," sagte ich frech.
„Ein wenig mehr," gab sie schelmisch zur Antwort.
„Viel mehr?"
„Aber welche Ungezogenheit," rief sie, mir einen leichten Schlag versetzend, „wer wird Damen nach so heiklen Dingen fragen."

O diese erbärmliche Kleinheit der Frauen, die immer das scheinen wollen, was sie nicht sind!

Aber eins ist Thatsache, Je mehr ich dieser Frau zu vergeben habe, um so heftiger liebe ich sie.

Ihr Benehmen gegen mich bleibt sich gleich, obschon sie nun weiss, dass ich fast ein Kind gegen sie bin. Augenscheinlich liegt ihr blutwenig daran, in welchen Beziehungen wir zu einander stehen.

„Irene," bat ich, „jagen Sie diesen Hohenwart zum Teufel, ich ertrage es nicht ihn hier zu sehen."

„Keine Unvernünftigkeiten," sagte sie kühl. „Er ist mein alter Bekannter."

„Sie lieben ihn," versetzte ich.

„Ich liebe ihn nicht, aber er ist mir sehr gut, solchen treuen Menschen setzt man nicht den Stuhl vor die Thüre."

Verdammtes Mitleid des Weibes!

„Wenn Sie glaubten dass — Ihre Hingabe einen von Ihnen Ungeliebten aus einer Gefahr errettete, würden Sie das Opfer bringen?"

Sie errötete bis über die Ohren, verliess ihren Platz, und machte sich an ihrem Blumentisch zu schaffen. Die Alluren eines Backfisches! Ich hasse die Vertraulichkeiten der Freunde einer Frau.

Dieses Betasten ihrer Psyche, diese Händedrücke und andern „Selbstverständlichkeiten", die ihnen gewährt werden. Wenn ich ein Weib besässe, heiliges Feuer, keine Fingerspitze dürfte sie mir den „Freunden" hinreichen.

Landorff ist Vater eines „gesunden Jungen." Er macht ein gleichgültiges Gesicht dazu.

„Nun ja," sagte er, „ich habs nicht anders erwartet. Du bist übrigens krank, Freund, Du leidest," setzte er ernsthaft hinzu, „an der Hyperbelosis. Jedes Verhältnis erscheint Dir in unnatürlich vergrösserten Formen, jeder Mensch ein Gigant, jedes kleine Mädchen eine Sybille."

„Kleine Mädchen," lachte ich, „seit wie lange —"

„Du wirst eine lächerliche Figur," rief er erbost, „ich weiss wohl das man mit zwanzig Jahren noch eine Kaulquappe ist, (er zählt um sechs mehr), aber das Kaulquappenthum macht man mit sich allein ab."

„Und ich?" fragte ich gereizt.

„Du prahlst damit und übersiehst, dass man dich auslacht."

„Wer lacht mich aus?"

Er blieb die Antwort schuldig.

Ich gab sie mir selbst, und werde ihr gemäss handeln. Nur ein einziger kann es sein, und dieser soll Rede stehen. Eigentlich bin ich Paul dankbar. Er treibt mich nur schneller zu dem Schritt, den ich früher oder später doch gethan hätte.

Im Vorzimmer bei Frau Blanc.

Hohenwart sass drei Stunden bei ihr um mein Weggehen abzuwarten, ich aber wollte das seine abwarten.

Ich glaube wir hatten beide rothe Köpfe. Irene warf ab und zu einen besorgten Blick auf uns, sah mich liebevoll an, und drückte Hohenwart, ohne dass es gerade sehr notwendig war, zweimal die Hand. Schliesslich erhob er sich.

„Amüsiren Sie sich gut, gnädige Frau!" und dabei sieht er mit vieldeutigem Lächeln von mir auf sie.

Ich folgte ihm auf dem Fusse.

„Dürfte ich mir erlauben zu fragen, was Sie mit Ihren letzten Worten andeuten wollten?" sagte ich mich vor ihm aufstellend.

Er mass mich lächelnd.

„Ich könnte wahrhaftig nicht mehr angeben —"

„Das ist keine Antwort, Durchlaucht," versetzte ich trocken, „vielleicht geben Sie diese lieber meinem Kartellträger, den ich morgen Ihnen zu senden die Ehre haben werde."

Er neigte den Kopf mit geringschätzigem Blicke.

„Soll mir willkommen sein."

Die Hohenwarts sind übrigens weit jüngeren Adels als wir. Im siebzehnten Jahrhundert begegnet man ihren Namen noch unter den Kaufleuten, die für den grossen Kurfürsten Waaren aus Frankreich und Holland lieferten. Erst Mitte des achtzehnten werden sie geadelt. Anfangs unseres Jahrhunderts erhob sie Friedrich Wilhelm in den Grafenstand, den er später zu einen erblichen Fürstenrang umwandelte.

Mein Vater soll erst den Ausgang des Kampfes esfahren. Uebrigens, es ist ja nicht mein Debüt.

Paul hat mir die Bitte, mein Sekundant zu sein, abgeschlagen. Ich fand Ersatz für ihn in Kraptow der gern zusagte. Das werde ich übrigens Paul nie vergessen.

„Wenn du Dummheiten machen willst, mach sie zum mindestens allein. Mein Name wäre mir zu schade dazu." Der gute Freund! Wurstigkeit, heisst das edle Wort hinter das ähnliche Menschen wie er, ihre Gleichgültigkeit gegen alles verbergen, was sie aus ihrer dicklichen Ruhe bringt. Als ich nicht unterlassen konnte ihm einige Bemerkungen über seine Freundschaftlichkeit zu machen, sagte er:

„Wenn Ernst an der Sache wäre! Aber es ist ja pure Coquetterie von dir."

Auf mein verwundertes Gesicht:

„Du willst i h r imponiren, sie vielleicht zu einer That herausfordern. Ich kann dir im vorhinein versichern, dass die kein Gott zu einer That bewegt. Erlasse mir das Nähere. Sie wird weinen, sich auf den Boden wälzen, dir vielleicht schwören, dass sie dich toll liebt, aber „schlecht k a n n ich nicht werden," in der Pose eines weiblichen Josef ausrufen."

Es ist vorbei. Zwanzig Schritte Distanz. Dreimaliger Kugelwechsel. Er schoss wie ein Lyriker. Ich wollte grossmütig sein. Erst zuletzt. . . . . Ein kleiner Denkzettel könnte nicht schaden,

dachte ich mir. Die Kugel streifte ihm leicht die Schulter. Eine harmlose Fleischwunde.

Irene hat die Stadt verlassen. Das Duell ist Geheimnis geblieben, dafür sorgte seine Durchlaucht.

Heute habe ich ihre Adresse erfahren.

Sie wohnt in der Umgebung von hier auf einem Landhaus, das „Maman“ gehört.

Man weigerte sich mich zu ihr zu lassen. Sie wäre nicht zu Hause. Dann warte ich bis morgen, sagte ich ruhig.

Hierauf wollte man mir mit der Miene der Wichtigkeit gestehen, dass sie „krank“ wäre. Sie muss strenge Weisungen gegeben haben, mich nicht vorzulassen.

„Das ist nicht wahr,“ herrsche ich den Diener an, da bat er mich ganz kleinlaut ihm zu folgen.

Sie kam uns auf der Treppe entgegen.

„Ich wollte eben ausgehen,“ sagte sie mit einem Blick auf den Menschen, „es ist nett, dass Sie mich besuchen.“

Wir durchschritten nebeneinander den Garten, der die Villa umgiebt.

„Fidonc, gnädige Frau,“ sagte ich, „Sie heucheln wie eine Comödiantin.“

Nun wars geschen.

Sie sank auf eine Bank und drückte das Taschentuch vor das Gesicht. An dem convulsischen Beben ihres Leibes erkannte ich, dass sie schluchzte. Ich liess mich neben ihr auf die Bank nieder und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Irene, liebe, gute Irene, zürnen Sie mir? Um Ihretwillen habe ich seiner geschont, ist das der Lohn dafür? Haben Sie kein freundliches Wort für mich? Ich hätte fallen können . . .“

„O er ist grossmütiger als Sie.“

„Wie,“ rief ich, und fühlte ein Brennen in meinen Wangen, „wie soll ich das verstehen?“

„Er gab mir sein Ehrenwort Ihnen —“

Ich sprang auf. Ich wollte hinwegstürzen. Ausser meinem Vater will ich niemand mein Leben schuldig sein. Sie hing sich an mich.

„Wohin wollen Sie?“

„Zu ihm, um ihn einen Schuft zu nennen.“

„Raoul!“ sie sank mit aufgehobenen Händen vor mir nieder, „Raoul, erbarmen Sie sich. Keinen neuen Skandal. Sie machen mich unmöglich, Sie zwingen mich zu fliehen.“

Ich beugte mich über sie.

„Ist das Liebe zu ihm?“

„Schon einmal,“ sagte sie sich erhebend, schwach, „habe ich Ihnen erklärt, dass ich ihn nicht liebe, ihm aber gut bin, ihn als Freund achte. Und — überdies, einen Prinzen Hohenwart schiesst man nicht wie den ersten Besten zusammen.“

„Ah! In der That, dass wusste ich nicht. Ich dachte Mensch sei Mensch, Leben sei Leben . . .“

„So meinte ich es nicht . . .“

„Hoffentlich,“ sagte ich ihr ins Auge sehend, „ich möchte nichts Erbärmliches an Ihnen entdecken.“

„Nichtwahr, Sie gehen ruhig nach Hause?“

„Das weiss ich nicht.“

„Raoul“

„Wie, wenn ich — Bedingungen daran knüpfte,“ flüsterte ich ihr zu.

„Welche Bedingungen?“

Sie ist wirklich harmlos. Ich drückte meine Lippen auf ihre Hand.

„Wenn ich schon ehrlos bin, so will ich doch mindestens —“

„Ehrlos?“ . . . .

„Gewiss, ich werde mein Leben fortan als Geschenk eines grossmütigen Rivalen zu betrachten haben —“

„Ach Gott —“

„Aber Ihre Liebe soll mich blind, taub, stumm machen —“

„Raoul!“

„Irene!“

Ich presste sie an mich.

„Spiel keine Komödie! Du liebst deinen Gatten nicht, liebst Hohenwart nicht, ich kann wohl sagen, auch Paul hast du nicht geliebt, nein Irene, du hast ihn nicht geliebt,“ sie wehrte sich wie eine Wahnsinnige in meiner Umschlingung, „lass dein Leben nicht ausklingen, ohne einen Glücklichen geschaffen zu haben, du, hörst du? Ich liebe dich mehr als du ahnst dass man dich lieben kann, ich verzeihe dir — alles, — o ja, ich habe dir viel zu verzeihen — alles, aber —“

Der Brunhilde war es gelungen sich von mir loszumachen, sie stand da, schwerathmend, roth, mit zerzaustem gelben Haar, zornig, schön, schön genug um zum Verbrechen zu reizen.

„Nun gehe ich,“ sagte ich ruhig, „Sie wissen alles, Ihre Sache —“

„Sie wollen von mir erpressen was ich —“

„Nein, nein,“ ich ergriff ihre Hand, „ich will nichts erpressen, ich wollte Sie nur vorbereiten, damit Sie nicht zu sehr erschrecken, wenn die Stunde, meine Stunde über Sie kommt, denken Sie daran Irene!“

Ich ging. Langsam. Als ich ein Stück weiter war, sah ich mich um. Sie stand noch an derselben Stelle, die Augen wie abwesend vor sich gerichtet. Hatte endlich das Zittern meiner Seele sich der ihren mitgetheilt? Ich flog zurück und in ihre Arme. Meine Lippen suchten die ihren. Als ob man aus einem marmornen Kelch Feuer tränke! . . . . .

Dann lief ich fort.

Nun weiss ich, dass sie mich nimmer lassen kann.

Landorff war bei mir.

„Wir sind doch die Alten, wenn ich dir auch als Philister erscheine, he?“

Ich weiss nicht, so herzlich wie früher kann ich ihm nicht mehr begegnen.

„Du weisst, dass Hohenwart nach Italien gereist ist?“

„Seit wann?“ fragte ich erstaunt.

„Seit gestern. Ich kam eben von einem Ausflug zurück, als er



den Zug bestieg. Er war in einige Mäntel gehüllt, und sein Kammerdiener leistete ihm Dienste als ob er gelähmt wäre." Die Schlaue! Hat sie ihn gewarnt?

„Höre Raoul," sagte Paul im Laufe des Gesprächs, „vergiss mir auch die Schutzleute nicht. Du scheinst ein toller Kerl zu sein, der sich einbildet im sechzehnten Jahrhundert zu leben. Hier kann man sich nicht a la Cellini aufführen."

„Sei Du ruhig," lachte ich, „mit deiner Polizeifurcht erreicht man weniger als mit meiner Unbekümmertheit."

Er sah mich forschend an. Ich fühlte wie ich unter seinen Blicken errötete. Der Tölpel.

Die Geschichte vom Eisen, das man schmieden soll, solangs warm ist, hat ihre Berechtigung. Meine Thusnelda war heute als ich sie im Smoking besuchte — sie ist wie alle Weiber auf das Aeussere ihrer Anbeter eitel, — viel weniger herb als sonst. Sie reichte mir mit niedergeschlagenen Augen die Rechte. Ich begnügte mich nicht mit den Fingerspitzen, und bog ungestüm ihren Kopf an meinen Mund. Sie stiess einen Schrei aus, und stemmte die Hand gegen meine Brust. Ich bin ihr aber an Stärke überlegen. Zuletzt fühlte ich ihre Lippen sich gegen meine pressen. Sie küsst mit geschlossnen Augen. Sie schämt sich. Das verdammte Geziere! „Wessen man sich wirklich schämt, das thut man nicht, Irene," flüsterte ich ihr ins Ohr. „Du s p i e l s t die Verschämte." Sie errötete brennend. Die Alte hat die Gicht und hütet das Zimmer. Die Gute!

Irene wird täglich fassungsloser und — schöner. Sie scheint langsam zu erkennen, dass Paul nur auf ihren Intellect wirkte, ich aber — sie ist köstlich in ihrer Verwunderung über sich selbst. —

Mir wird es immer deutlicher, dass noch keiner die Hand ernsthaft nach ihr ausgestreckt hat. Ihr Gatte kam mit der Kühle des rechtmässigen Forderers, und die Andern scheint ihr erster Widerstand zurückgestossen zu haben. Die Narren! Je weiter der Graben ist, desto höhere Lust darüber hinwegzusetzen. Sie ist ganz verwundert über diese Art der Werbung . . . .

Es ist hübsch ein Weib, das man lieb hat, zu erziehen. Sie ist ganz unerzogen in diesem Punkte . . . .

Neulich, als wir uns küssten, rief sie plötzlich: ich kann nicht mehr, und rannte schluchzend davon.

Komm nicht mehr zu mir, schreibt sie heute, ich muss mich sonst töten.

Es ist infam von mir, aber ich thu's. Ich gehorche ihr. Sie hat nun erkannt so oder so, und spricht n o c h vom Töten.

Warum kommst du denn gar nicht mehr? (Nach einer Woche.) Als ich hinauskomme ist sie byzantinisch steifer als sonst. Man darf sich nie von einer Frau erwarten lassen. Während sie dies thut reflectirt sie, und hat Musse zum Posiren.

Unerwartet muss man sie ereilen.

Vier Tage nicht draussen gewesen. Entweder biegts oder brichts jetzt. Ich bin müde. Seit sechs Monaten umgirre ich sie. Ich bin schon das Muster eines Asketen ihretwegen geworden, demnächst wird man mich zur Anbetung auf einen Kirchenaltar ausstellen können.

Sie schreibt nicht, und ich gehe nicht hin.

Heute Abend war ich draussen. Sie kam mir bleich wie eine wandelnde Leiche entgegen. Bei meinem Anblick fuhr sie erschreckt zurück. Wie muss i c h erst aussehen? Ich biss sie in die Lippe vor Wut.

„Wie lange noch die Komödie?"

„Ich müsste sofort Hand an mich legen wenn ich —"

„So thus doch dann, zum Teufel," sagte ich gemein, „aber vorher —"

Sie bleibt standhaft.

Heute habe ich den grässlichsten Moment meines Lebens gehabt. Es war Nacht. Ich und Irene auf dem Balcon. Ich erlaube mir eine kleine Vertraulichkeit, sie fährt auf, ist im Nu auf der Brüstung und — ich weiss noch immer nicht wie ich es angefangen habe, sie rechtzeitig zu erhaschen. Das Teufelsweib!

Nun bin ich ratlos. So gehts nicht mehr weiter, und anders will sie nicht. Ich, der Zwanzigjährige, kann doch nicht eine vierunddreissigjährige Frau heiraten. Lieber als gemeiner Soldat nach Indien gehen oder sich eine Kugel vor den Kopf schiessen. Nur keine Lächerlichkeit.

Sie riecht so gut, deshalb liebe ich sie so wahnsinnig . . . . .

Freilich verträgt sich das, dummer Junge. Man kann davor zittern sich lächerlich zu machen, hingegen tollkühn allen Gesetzen zum Trotz seine Persönlichkeit durchsetzen.

Eine Dirne zu heiraten würde ich dreist vor der Gesellschaft verantworten, aber eine Frau die älter als ich ist, niemals.

Heute ein peinlicher Auftritt.

Es klopft an die Thüre spät nachmittags. Herein tritt s i e. Sie, Irene die stolze Byzantinerin. Mit gesenktem Haupte trat sie auf mich zu und streckte mir stumm die Hände entgegen. Was sich in diesem Augenblicke meiner bemächtigte? Wut, grenzenlose Wut. „Wie kommen Sie dazu mich zum Mitschuldigen zu machen, wenn Sie Ihren Ruf einbüssen?" rief ich zornig. „Wie die Frau die ich anbete, zu compromittiren?" Hyperbelosis! Sie eilte weinend davon.

Wenn eine anständige Frau ihrem Fall nahe ist, verliert sie vielmehr den Verstand als ein Mädchen. Irene benimmt sich ununterbrochen wie eine Wahnsinnige. Sie schreibt mir täglich ein Dutzend Briefe und läuft stets selbst sie zur Post zu tragen, wo sie bereits Aufsehen erregt.

Ich will sie gemein haben und doch hasste ich sie, wenn sie die letzten Grenzen des Erlaubten überschritte.

Gestern sass sie drei Stunden lang meinem Fenster gegenüber auf einer Bank und starrte herüber. Ich nahm Hut und Stock und



eilte fort, um des quälenden Anblicks los zu sein. Auf der Strasse lief sie mir nach. Sie wich nicht, bis ich sie in einen Wagen hob, und nach Hause brachte.

„Was willst du denn von mir?“ fragte ich sie finster „wenn du das nicht thust, was ich wünsche, so lass mich in Ruhe.“

„Da hast du mich,“ stammelte sie, und warf sich vor mich hin. Ich glaube ich habe sie geschlagen. Meine Augen waren voll Blut gefüllt.

„Du sollst dich nicht verwerfen, Weib,“ schrie ich sie an, „du sollst nicht, hörst du?“

„Du willst es ja doch,“ sagte sie tonlos, das schöne Haar auf den Boden schleifend. Es war ein höllischer Anblick für mich.

Ich heirate sie einfach. Ich kann nicht anders. Wenn nur der eine verdammte Gedanke nicht wäre! Der eine! Ich habe ihre Sinnlichkeit geweckt. Die treibt sie mir entgegen. Nichts anders, keine seelische Notwendigkeit. Seit damals im Garten beginnt ihre Glut. Zuerst schüchtern dann heftiger und heftiger. Heute! — Und dabei habe ich die Ueberzeugung, dass ihr erster Schritt aus meinen Armen sie in die des Todes führen wird. Paul hat recht. Das ist eine unheilvolle Natur. Und er kannte sie ja nicht einmal so wie ich!

Hätte ich das alles geahnt!

Hols der Teufel. Die Menschheitsapostel erwecken zuerst die Seelen ihrer Weiber, dann — das übrige. Ich habs umgekehrt gemacht. Weshalb Bedenken, Junge?

Die Alte ist gestorben. Es war nicht Gicht, sondern Brustwassersucht, woran sie litt. Wieder ein glänzender Triumph für die Wissenschaft der Aerzte.

In acht Wochen soll Capitän Blanc hier eintreffen.

Meine Koffer waren gepackt. — Sie hat sich auf dem Bahnhof beinahe unter die Locomotive geworfen. Man brachte sie bewusstlos nach Hause.

Ich glaube, auch ich verliere den Verstand. Ich liebe sie, sie liebt mich. Sie will mein sein, ich liebe sie aber so sehr, dass ich sie nicht töten kann. Und sie ist so schwach, zu schwach um, wie sie sagt, ihre Hingabe überleben zu können. Sie ist zu sehr Weib um mit offenen Augen sich zu sagen, dass, je höher ein Individuum steht, um so mehr königliche Rechte ihm zukommen. Sie ist ein klägliches Weib, wie ich ein kläglicher Mann bin. Ich liebe sie mehr als mich selbst, aber eine ironische Bemerkung über unser ungleiches Alter, könnte mich — wenn sie meine Frau wäre, zum Revolver greifen machen.

Paul hat recht. Wir verdienen nichts Besseres als Schutzleute, wir Modernen mit dem ausgebildeten Geruchssinn und der zehrenden Todesangst uns lächerlich zu machen.

Sie sitzt im Garten, schwarzgekleidet, blass, hager, mit grossen eingefallnen Augen, aus denen verweinte Nächte herausschauen.

Meine Irene! Ich knie vor sie hin, und lege mein Haupt in ihren Schooss. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern. Sie ist ganz mäuschen-

still. Ganz Demut, ganz Weib. Und auf einmal rieselt ein warmer Regen auf mich nieder.

Wie müssen diese Augen das Weinen gewöhnt sein! Ich umschlinge die theuere Gestalt, küsse ihr Antlitz, ihr knisterndes Haar. Da kommt Sonnenschein in ihr Gesicht. Der Regen versiegt. Ihre Lippen trinken mir den Odem weg, die Berührung ihrer streichelnden Hände macht meine Nerven schreien. Ihr Geruch berauscht mich. Ach wenn ich dieses Weib doch einmal, endlich! ganz umschliessen, die verdammten Hüllen von ihrem zitternden Leibe reissen dürfte, der wie eine Flamme ist, die mit tausend goldnen Lippen nach dem Sturm dürstet.

Aber — sie töten? Nein. Sie, für immer an mich fesseln? Nein. Ich kanns nicht.

Die Wolken ziehen sich immer drohender über unsern Häuptern zusammen. Immer drohender. . . . . . .

Heute stürmte Landorff zu mir ins Zimmer.

„Pfui," sagte er sich vor mir aufpflanzend, „wenn ich nicht mit Deinem Alten Mitleid hätte —"

„Was willst du denn?" fragte ich verwundert.

Er sah mich an und wurde ruhiger.

„Du bist krank, Raoul, meiner Seel' du bist krank. Ich nehme mein Wort zurück. Hör Junge, mach was du willst, aber verlasse die Stadt, es geht so nicht. Sie zeigen mit den Fingern auf euch."

„Auf —"

„Euch, jawohl. Du machst ja das Weib unmöglich, man wird sie ins Irrenhaus bringen."

Ich griff mir mit beiden Händen an den Kopf, mir wurde schwarz vor den Augen.

„Ich kann nicht ohne sie fort, Paul, du hast ja vielleicht erfahren —"

„Natürlich hab ich das, deshalb komme ich ja her. Geh doch mit ihr fort."

„In ein paar Wochen kommt ihr Mann."

„Es giebt doch Mittel und Wege eine Heirat zu lösen, will sie nicht?"

„Sie wollte schon, aber — ich will nicht."

„Wie? Hör ich recht? Du liebst sie bis zur Tollheit und —"

„Ich kann nicht Paul. Unsere Jahre, bedenke doch den Unterschied unserer Jahre. . ."

„Mensch," schrie er, und schlug sich vor den Schädel, „nach so viel Besinnungslosigkeit, das einzig Vernünftige, die einzige Befreiung — in einem Monat könnt ihr wieder getrennt sein —"

„Ich werde sie bis zur Verrücktheit lieben —"

„Wie? dann, dann begreife ich — nichts mehr —"

„Ich bitte dich, ich bin nicht allein. Ich habe Familie, Freunde, Bekannte. Sie werden ihre Blicke vor mir senken um mich nicht in Verlegenheit zu setzen, sie werden ahnen, dass dieses Weib mich toll gemacht hat, und ich von ihr berauscht zum Altar taumelte, der für mich nichts weiter als einen — Betthimmel bedeutet; sie werden ihr die Kleider vom Leibe reissen und ihre Reize durchwühlen, um den zu finden, der mich wahnsinnig gemacht hat, ihr, der Reinen, Einzigen, Göttlichen, diese verdammte Brut, diese, diese —"

Paul warf sich auf mich. Ich glaube ich habe zu toben angefangen.

„Es giebt nur ein Mittel,“ rief er, „erbarme dich über dich selbst und benimm dich noch drei Tage wie ein normaler Mensch. Alles soll gut werden.“

Er stürzte davon.

Sakerment. Ein blöder Gedanke! Wenn er meinen Vater hierher citirte! Der Alte ist ohnehin schon seit langem in Besorgnis um mich. Verdammte Freunde mit ihrem unerwünschten Diensteifer!

Sie ist wieder in der Stadt in ihrer alten Wohnung. Die ganze Dienerschaft ist entlassen, nur eine alte Köchin behielt sie. Die ist so ziemlich in Alles eingeweiht. Ein unverschämtes Kupplerinnengesicht. Ich möchte sie anspeien, so oft sie mir mit vielsagendem Lächeln öffnet. Und Irene zittert vor ihr, und schlägt die Augen nieder wenn sie mit ihr spricht. Wie erbärmlich ist dieses Gefühl der Unsauberkeit, die das Weib gleich an sich zu empfinden vermeint. Wir fühlen uns nie besudelt. Sie besudeln sich selbst durch ihre steten Gedanken an Besudelung.

Heute brachten wir die ganze Nacht Brust an Brust zu. Unsere Lippen sind zerfleischt und wund. Ihr Mund gehört mir, er muss büssen für alles übrige mir Versagte. Ich war ganz in ihre gelbe Haarmähne eingewühlt, als sie plötzlich bitter zu schluchzen anfing.

„Was hast du denn?“ fragte ich betroffen.

„Der arme Egbert, der arme Egbert,“ winselte sie.

An meiner Brust weint sie um den Andern! Ich ballte ihr eine Flechte zwischen die Zähne, dass sie zu klagen aufhörte.

„Kannst ihm ja angehören,“ sagte ich hämisch, „ich habe sein Recht nicht verletzt.“

„Ich kann nicht mehr,“ stöhnte sie, ihr Gesicht auf das meine drückend.

„Das hast du dir auch bei Paul gedacht.“

Sie zuckte zusammen und — lachte. Mitten aus der tiefsten Tragik heraus, ein übermütiges Backfischlachen.

„Du, wenn ich denke, wie dumm ich damals war. Das hab ich für Liebe gehalten! Dieses armselige kleine Gefühl, diese winzige Unruhe.“

Ich hatte ihr rosiges Ohrläppchen zwischen den Zähnen.

„Sei ruhig, sonst beiss ich dirs ab. Red’ von niemand, nur von mir und dir.“

In drei Tagen kommt ihr Mann. Eben schickte sie mir die Depesche her. Er muss etwas erfahren haben. — Sie liegt auf der Erde und rauft sich das Haar. Grosser Gott, was soll ich thun?

Stundenlang bin ich in der Stadt umhergeirrt, ohne zu wissen, wohin meine Füsse mich trugen.

„Eine Dame hat sich zweimal nach Ihnen erkundigt,“ sagte mir das Mädchen als ich nach Hause kam. Irene! Ich stürzte zu ihr.

„Mein armes Lieb, komm in meine Arme!“

Sie sank auf die Knie vor mir. Meine Thränen benetzten ihre Stirne.

„Höre Irene, es ist — bitter, was ich jetzt sage, aber es bedeutet den einzigen Ausweg den ich für dich finde, — von mir rede ich nicht — mir wird was ich verdiene — sei Egbert wieder was du ihm warst.

Ich habe dich nicht entehrt, Irene, du kannst ihm ruhig in die Augen blicken.“

„Raoul,“ schrie sie, „jetzt, wo ich mit allen Fibern, mit jedem Nerv mich von ihm abgewendet habe, zurückfinden zu ihm? Unmöglich. Es ist mir ganz unmöglich. Ganz, Raoul, ich bin aus ihm fort, verstehst du das? Er ist mir ein Fremder, fremder als fremd, jeder Unbekannte ist mir vertrauter als er, denn ich kann nicht verstehen wie ich ihm so viel . . . . . alles gewähren konnte. Ich — hasse ihn — —“

„Nicht zurückfinden . . . Weib, Weib, ich bitte, ich beschwöre dich, thus, versuch es!“

„Ich kann nicht,“ rief sie aufspringend und sich schüttelnd dass ihre Haare wild flogen. „Lieber —“

Ich rannte weg.

Ohne dass sie's weiss will ich L. verlassen. Der einzige Ausweg für uns beide! Blanc mit seiner ruhigen Manneswürde wird sie wieder zur Vernunft bringen. Sie wird sich ergeben. Er nimmt sie auf seine Reisen mit, sie zerstreut sich . . . . . .

Ich werfe in Eile meine Sachen in die Koffer, der Diener holt mir einen Wagen, da ist der Bahnhof, nein, Gott sei Dank, sie ist nicht da. Ein Billet nach Genf. Warum gerade dorthin, ich weiss nicht, der Name kommt mir zufällig auf die Lippen, es hätte ebenso gut Nizza, oder Cöln sein können. . . . . Ich springe ins Coupé, allein, allein, Gott sei Dank! Der Zug setzt sich in Bewegung. Ich will mich freuen aber — es geht nicht. Teufel, die Müdigkeit und dabei die glühende Unrast, ich möcht am liebsten wieder hinausstürzen, zurück, zurück . . . . aha da kommts schon. Aber hier in der Westentasche, da ist ein Freund der mich ruhig machen wird. Chloral! In letzter Zeit mein Wein, mein Brod, meine Mutter die mich in Schlaf wiegt. Ich esse statt zwei sechs Pulver, das wird wirken, ich werde schlafen bis München. —

Mein Kopf schmerzt unsinnig.

Ich sehe keine zehn Schritte weit. Nacht in den Augen. Der Wagen hält vor den „Jahreszeiten.“ Man frägt mich etwas, ich nicke. Dann bin ich auf einmal in einem Zimmer, in einem Zimmer mit jenem entsetzlichen internationalen Pomadengeruch, mit dem aufgeschlagenen Waschkasten, und der feuchten, grauen Flanelldecke auf dem Bett. Teufel, ist das ekelhaft. Und warum nur das alles eigentlich? Ich hätte so schön . . . . ja warum bin ich nur fort? Wohin will ich denn? Es ist sehr gut, dass ich dieses Buch mechanisch herausgezogen habe, um darin zu schreiben. Das ordnet die Gedanken ein wenig.

Da unten steht ein Schutzmann und glotzt herauf. Ob das nur zufällig ist? Schutzmann?! Warum bringt mir dieses Wort — etwas nickt in mir und lächelt.

Ach ja, Schutzmann. Paul der . . . . . Landorff! Schade dass er nicht hier ist! War doch ein netter Junge. Bis zuletzt. Da rannte er, glaube ich davon, nun — ja warum nur? O wie mich die Schläfen schmerzen! Da drüben schlagen sie ein Placat an. „Einziges Auftreten von Irene Abendrot.“

Irene! ! ! ! ! ! ! ! —

Sie haben mich ins Bett gebracht.

„Leiden Sie oft an solchen Zufällen?“ fragt ein Mann mit einer Brille, über mich gebeugt. Die Leute scheinen ihn geholt zu haben. Er wohnt nebenan und heisst Doctor Siebmaier.

Ich, Ohnmachtsanwandlungen?!

Auf einmal muss ich ihm ins Gesicht lachen, und springe aus dem Bett.

„Bestellen Sie mir bitte Sect, und ein ordentliches Diner, ich habe seit sechsundvierzig Stunden nichts gegessen als Chloral. Muss heute noch weiterreisen.“

Weil er ein so dummes Gesicht macht, drücke ich selbst auf die Klingel. Man bringt mir Essen. Er schickt sich an zu gehen.

Zwei Fremde standen sich gegenüber, jeder dem Andern zum Anspeien gleichgültig.

„Reisen Sie weit?“ fragte er mit nachdenklicher Miene sein Geld einstreichend.

„Nach L.“ antwortete ich innerlich jubelnd.

„Ich dachte, Sie kämen von dort?“

Natürlich, Schafskopf, deshalb gehe ich schleunigst wieder dahin zurück!

Das Essen war vortrefflich.

Ich habe alle im Hotel reichlich beschenkt. Diese guten Menschen! Sie wünschen mir eine glückliche Reise. Ich gehe mir mein Weib zu holen. Die Sonne muss sich verstecken vor meinem Glück. Wenn alles klappt kann ich übermorgen mit Irenen wieder hier im Hotel sein auf dem Weg nach Italien. Sie soll sich einen Ort dort aussuchen um einige Wochen auszuruhen bis wir uns einschiffen. Denn ich will mit ihr nach Indien hinüber, o ich bin ganz klar bei Verstande, nach Indien, wo ich keine Tanten und Onkels habe, die — lächeln könnten, ... dort wollen wir uns küssen bis wir sterben. . . . . .

Im Coupé. Mein Vater wird sich nicht weigern mir mein Erbtheil auszubezahlen. Ich bin ja sein einziger Sohn. Ohne Geld kämen wir nicht weit. Sie darf mir nichts mitnehmen.

Endlich sind wir aus Baiern. Ich möchte weinen vor Glück. O Irene, mein Weib, so hat doch die Liebe zu dir meine Feigheit besiegt; du sollst aus mir einen ganzen Kerl gemacht haben! Ob ihre Lippen schon heil sind?

Sie hat keine Ahnung wo ich bin. Wenn sie sich ängstigte! Nun ich verliess sie ja erst vorgestern. Heute Nacht will ich noch zu ihr.

Herrgott, wie ist mir? Wann sollte Blanc kommen? Ich weiss nicht heute oder morgen. Aber was geht er mich an? Ich hole meine Braut, wenn er sich weigert sie herauszugeben, schlage ich ihn nieder.

L.! Meine Aufzeichnungen sind beendet. Das nächste Blatt soll sie, sie schreiben, die Asentochter mit dem Goldhaar und der Keuschheit der Griechengöttin Athena.

Spät Abends wurde heftig an der Klingel der Eilertschen Wohnung gezogen. Frau Eilerts Dienstmädchen kam erschrocken zu

öffnen. Raoul von Starewski, leichenblass, ein verzerrtes Lächeln um die Lippen stand im Corridor.

„Bitte Koffer herein besorgen," sagte er flüchtig, und wollte in die Wohnung stürzen.

„Aber — Sie sind ja von uns ausgezogen," sagte das Mädchen geängstigt, den jungen Menschen anstarrend.

„So, bin ich das?" lächelte er, „mag sein," fügte er hinzu, sich durch das wirre Haar fahrend, „ich habe so viel auf der Reise zu denken gehabt . . . . . . aber die Hände kann ich mir doch bei Ihnen waschen."

Er blickte das Mädchen bittend an. „Die Koffer können im Hausflur stehen bleiben, ich habe einen eiligen Weg vor."

Die Dienerin bat ihn einzutreten, und führte ihn in das früher von ihm bewohnte Zimmer, wo sie ihm Wasser ins Waschbecken goss.

Er sah sich glückselig lächelnd in dem Raum um, wusch sich, bürstete sich und eilte dann davon.

Unterwegs riss er sich den Hut vom Kopfe. Die frische Nachtluft schien ihm wohl zu thun. Er murmelte ununterbrochen einen weiblichen Namen vor sich hin, verirrte sich in den Gassen, fluchte zornig, und riss endlich an der Glocke eines ihm wohlbekannten Hauses in einer stillen, vornehmen Strasse. Der Portier öffnete schläfrig, warf aber dann einen tief verwunderten Blick auf ihn. Ehe er noch Zeit gefunden hatte, hinauf zu leuchten, war Raoul schon die Treppen emporgesprungen und läutete Sturm.

Eine fremde Person öffnete sofort, auf dem mit Teppichen belegten Corridor brannte das Gas. Er sah verwundert um sich, da erschien die Köchin.

„Kann ich hinein?" sagte er, sich seines Ueberziehers entledigend. Die Alte schien starr geworden zu sein.

„Ja, wissen Sie denn nicht, Herr Baron?" . . . .

„Was denn?" fragte er ahnungslos.

„Na so was, na so was!" zeterte das Weib, die Hände über den Kopf zusammenschlagend.

„Ja was ist denn?" Die Augen Starewskis gingen weit auf, „reden Sie augenblicklich!"

„Na so was, na so was!" kicherte die Person.

Nun wars mit Raouls Geduld zu Ende. Er packte sie an den Schultern.

„Reden Sie sofort oder —" rief er sie unsanft schüttelnd.

Sie machte einen Schritt zurück und grinste ihn höhnisch ins Gesicht.

„Na . . . na . . . aber so was, das Sie das nicht wissen . . . . ich . . . . hihi, denken Sie: die Gnädige . . . . die . . . . die . . . die Gnädige . . . fort, mit der Durchlaucht, fort . . alle beide . . . durchgebrannt miteinander, durchgebrannt, ja, aber, Herr Jeses, Herr Jeses . . . na . . . na . . . ."

Raoul war an die Wand getaumelt, sie schob ihm rasch einen Stuhl hin. Er stiess ihn mit dem Fuss zurück. „Reden Sie!"

Seine Augen hefteten sich drohend auf sie.

Nun, nun, erschrecken Sie nicht gleich so, es ändert nichts, und der Mühe wert . . ."

„Reden Sie!"

„Ja aber . . .“

„Reden Sie!“ brüllte er die Hände ballend.

Na, na, reden Sie, reden Sie, ich red ja schon. Wie der . . . der . . . . ich mein die . . . . mir wird schon selbst ganz schwummelich . . . . . wie also, die Frau mein ich, erfahren hat, dass Sie verreist seien, fing sie wie eine Tolle an, na, — Sie kennen das schon —“

„Weiter, weiter . . . . .“

„Das war vorgestern. Am Abend kam der Prinz an. Er fand sie am Boden liegend mit zerrissenem Haar, na, ein Anblick sag ich Ihnen, dass Einer von der Lieb hätt' kurirt werden können. Ich liess ihn hinein, weil ich froh war, dass ein Mannsbild kam, was ihr vielleicht den Kopf zurechtsetzen konnte. Er redete ihr zu, wie einem kranken Pferd. Sie kamen nicht ganz gut davon. Dann befahl er mir, sie anzukleiden.

Ich zog ihr Schuhe an, und legte ihr einen Mantel um. Er redete immer auf sie ein, ganz nahe an ihrem Ohr, und dabei streichelten sie seine Hände. Zuletzt war sie ganz willenlos. Er trug sie die Treppe hinab, und fuhr mit ihr in einem geschlossnen Wagen davon. Gestern ist der Capitain angekommen. Er ist augenblicklich weitergereist, ihr nach, wie sie sagen . . . . . Die Polizei soll sowas wie eine Spur von ihnen entdeckt haben. Eine saubere Frau das, aber ich habs immer gesagt, wies eine mit ihrem Mann macht so —“

Die Alte sah sich plötzlich allein, Raoul war fortgestürzt. Von der Treppe her schallte noch sein schneidendes Gelächter.

Instinctiv eilte er nach Hause.

Als die Dienerin ihm die Thüre öffnete, und seine wildrollenden Augen, den Schaum vor seinem Munde sah, prallte sie entsetzt zurück.

Aber es war schon zu spät.

Er hatte sich auf sie gestürzt, und sie zu Boden geschlagen. Auf ihr Hülfegeschrei eilte ein hochgewachsener, weisslockiger Greis herbei, sein Vater, der einer Depesche Pauls folgend, eben hier angekommen war. Es gelang ihm nicht den Tobsüchtigen zu beruhigen. Wärter mussten geholt werden, die ihn fesselten und vorläufig ins Spital brachten.

Man hofft indes ihn heilen zu können. Er ist zu schwach, zu schwach selbst, um eine ernsthafte Krankheit zu haben.



GERHART HAUPTMANN'S „VERSUNKENE GLOCKE".

VON

PAUL SCHLENTHER.

Zwischen „Florian Geyer" und „der versunkenen Glocke" liegt ein knappes Jahr. Wider alles Hoffen des Dichters hatte beim „Florian Geyer" die Bühnenwirkung versagt. Der Art und Kunst dieses cyklopischen Dramas gegenüber werden Theater und Publikum nicht immer so spröde bleiben, wie beim ersten Schlag. Aber dieser erste Schlag ging fehl. Das wuchtige Werk versank. Tief erschüttert, irre geworden an sich selbst, sah der Dichter ihm nach in den Abgrund. Wie dunkel diese Stunden der Enttäuschung waren, ist kein Geheimniss geblieben. Mit der Aufrichtigkeit, die dem Manne ziemt und den Künstler ziert, hat Gerhart Hauptmann sein Weh offen eingestanden, als ihm bald nach „Florian Geyers" Sturz für „Hannele" der Grillparzerpreis zuerkannt wurde. Vom fernen Wien her kam diese Huldigung seines dichterischen Genius ebenso unerwartet, wie zuvor der Berliner Misserfolg. Aber diese Huldigung warf in des Dichters bewölkte Brust einen frohen Sonnenstrahl. Erst dadurch mag er genug Freiheit über sich selbst gewonnen haben, um den seelischen Stimmungen jener düsteren Zeit künstlerische Gestalt geben zu können. Wenn das der Fall ist, so haben jene Wiener Preisrichter Ruhmvolleres bewirkt, als sie je ahnen durften. Dieser Preis war dann mehr als Goldes werth. Er hat dann nicht nur ein Meisterwerk belohnt, er hat auch geholfen, ein anderes Meisterwerk entbinden. Er gab dem Dichter den Glauben an sich selbst zurück, den freien Mut, zu sagen, was er litt. Dieser Mut hob die alte Kraft empor, und so entstand kaum nach eines Jahres Frist „die versunkene Glocke".

Wie Meister Gerhart am „Florian Geyer", hat auch Meister Heinrich an seiner Kirchenglocke lange gegossen. Nun ward die Glocke, die heller klingen soll, als alle früheren Glocken desselben Meisters. Aber wie ein Drama noch nicht vollendet ist, wenn es schwarz auf weiss in den Druckbogen steht, so ist auch eine Glocke noch nicht vollendet, so lange sie in der Werkstatt bleibt. Erst wenn der Theatervorhang drüberfällt, ist ein Drama fertig. Erst wenn sie unter dem Thurmkreuze weit hinaus in die Lande läutet, ist eine Glocke fertig.

Wie Hauptmann's Geyerdrama auf dem Weg über die Bühne versank, so geschieht es der neuen Glocke Meister Heinrichs auf dem Wege von der Werkstatt hinauf zur neuen Kirche hoch oben im Waldgebirg. Am achtspännigen Wagen, der die schwere, eiserne Masse auf schmalen, steilen Bergpfaden hart neben dem Abgrund hinaufschleppen soll, bricht ein Rad. Die Glocke schiesst kopfüber viele Klafter tief in ein unergründliches Wasserloch. Der Meister aber, der sein Werk versinken und ertrinken sieht, stürzt — „wars willig? widerwillig?" — nach. Freunde aus dem Dorf, die die Glockenfahrt begleiteten, finden ihn in der Bergeinsamkeit auf, vor der Hütte eines verrufenen alten Weibes.

Am frühen Morgen desselben festlichen Tags, an dem die Glocke zum ersten Mal hoch droben läuten sollte, bringen sie auf einer Tragbahre den verunglückten Glockengiesser seiner Frau ins Haus zurück. Meister



Heinrich liegt auf den Tod. Im Fieber sucht er nach Ursachen seines Unglücks. Er sucht sie in seinem verlornen Werke selbst. In eigenen Zweifeln an der Bühnenkraft des vielgeliebten „Florian Geyer" mag es gewesen sein, dass Meister Gerhart den Meister Heinrich klagen liess: „Ja, mein Werk war schlecht: die Glocke, Magda, die hinunterfiel, sie war nicht für die Höhen — nicht gemacht, den Widerschall der Gipfel aufzuwecken .... Im Thale klingt sie, in den Bergen nicht! .... Noch einmal denn: mein jüngstes Werk misslang. Beklommnen Herzens stieg ich hinterdrein. .... Sie fiel hinab wohl hundert Klaftern tief und ruht im Bergsee. Dort im Bergsee ruht die letzte Frucht von meiner Kraft und Kunst. Mein ganzes Leben, wie ich es gelebt, trieb keine bessre, konnte sie nicht treiben: So warf ich's denn dem schlechten Werke nach. .... So Glock', als Leben, keines kehrt mir wieder .... der Dienst der Thäler lockt mich nicht mehr."

Wie der Dichter der „Einsamen Menschen", der „Weber", des „Hannele" im „Florian Geyer" zum ersten Mal den gewaltigen Anstieg aus räumlichen und zeitlichen Engen des eigenen Daseins auf die weltgeschichtliche Höhe der Jahrhunderte gewagt hatte und scheinbar dabei gestrauchelt war, so wollt' auch Meister Heinrich fortan „im Klaren überm Nebelmeere wandeln und Werke wirken aus der Kraft der Höhen." Weil er das nicht vermochte, will er trotz Weib und Kindern sterben. Aber er stirbt nicht. Auf wunderbare Weise wird er gesund. Er wird „noch einmal seinen Schritt ins Leben wenden, noch einmal wünschen, streben, hoffen, wagen — und schaffen, schaffen." Dies Wunder hat freilich kein tröstender Preisrichter vollbracht. Dies Wunder, das Frau Magda zunächst ach so jubelnd begrüsst, dies Wunder, an dem sie dann selber sterben soll, vollführt der junge Zauber eines fremden, weiblichen Wesens.

Kaum erstanden, verlässt Meister Heinrich sein Dorf im Thale, seine Frau und seine Knaben. Er steigt hinauf zu jenen wilden Waldeshöhen, wo im Thurm des Kirchleins, das kaum erbaut, ein Blitz vernichtete, seine versunkene Glocke klingen sollte. Dort lässt er sich in einem verlassenen Hüttenwerk nieder und schmiedet angeblich Schmuck für sein Liebchen. Das Heimatsdorf ist entsetzt über solchen unerhörten Frevel. Der Seelenhirte des Dorfes macht sich auf, „das verstiegne Lamm zurückzuretten". Zunächst kanzelt dieser Pastor die liebliche Verführerin ab: „Du freches Ding! nicht mir, dem Weib allein, noch seinen Kindern —: du nahmst der ganzen Menschheit diesen Mann!" Aber dann tritt ihm dieser Mann selbst entgegen, so frei und leicht und stark und frühlingsfroh und königlich, wie ihn der gute Pfarrer nie zuvor gesehn, und auch so schaffensfreudig und so voller Zuversicht, wie er ihn noch nie gesehn hatte:

> Was in mir wächst, ist werth, dass es gedeihe,
> Werth, dass es reife. Wahrlich, sag' ich Euch! —
> Es ist ein Werk, wie ich noch keines dachte:
> Ein Glockenspiel aus edelstem Metall,
> Das aus sich selber, klingend, sich bewegt.
> Wenn ich die Hand, wie eine Muschel, lege
> So mir ans Ohr und lausche, hör ich's tönen —
> Schliess ich die Augen, quillt mir Form um Form
> Der reinen Bildung greifbar auf.

Keiner bestehenden Christenkirche gilt dies Glockenspiel der Einbildung. Es gilt einem Tempel der Einbildung. Aus seinem Kunsthandwerk ist, wie den Freimaurern aus ihrer Kelle, dem Meister das Sinnbild für Höheres, für Unbestimmtes geworden. Der Realist schwebt zum Ideal empor:

> Nennt immerhin mein Werk, wenn ich es nannte:
> Ein Glockenspiel! Dann aber ist es eines,
> Wie keines Münsters Glockenstube je
> Es noch umschloss, von einer Kraft des Schalles,
> An Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
> Der brünstig brüllend ob den Triften schüttert;

Und so: mit wetternder Posaunen Laut
Mach' es verstummen aller Kirchen Glocken
Und künde, sich in Jauchzen überschlagend,
Die Neugeburt des Lichtes in die Welt.

Ein Menschheitbeglückungstraum erfüllt ihn ganz. Wie aber seine Worte und in ihnen seine Gefühle immer höher aufsteigen, kehrt unser leiser Gedanke von diesem verzückten Meister Glockengiesser heim zu einem stillen Dichter unsrer Tage, der durch die unbeschönigte Darstellung irdischen, zeitlichen Jammers Menschenfurcht und Menschenmitleid im Tiefsten erregt hatte und nun in hellen Jubeltönen das neue Lied von der Glocke, das Lied einer versöhnten, schönen Zukunft singen lässt. Die Sehnsucht, die den aufgereizten Webern aus dem Eulengebirge nie gestillt wurde, die Hoffnung, die sich dem sterbenden Bettelkind nur im Todestraum erfüllt, hier springt und singt alles das aus dem festen Glauben einer starken, wachen, reifen Manneskünstlerbrust hervor und jauchzet dem zu, was vorhin der Pfarrer in so viel engerem Sinne „die ganze Menschheit" genannt hatte.

Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel.
. . . .
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Hass und Groll und Wuth und Qual und Pein
Zerschmilzt in heissen, heissen, heissen Thränen.

Das Buhldirnchen an seiner Hand versteht ihn ganz. Der Seelsorger vom Thal unten, obwohl kein starrer Eiferer, sondern nur ein milder Mahner, kann ihm nicht folgen. Väterlich warnend tritt er vor ihn hin, wie einst der alte Vockerat vor seinen Johannes. Der Geistliche, der seiner Gemeinde über das Jenseits predigt, will in diesem Falle von „verstiegnen Dingen" nichts wissen und hält sich an das, was diesseits von Gut und Böse liegt. Er hält dem „Verstiegnen" seine Christenpflicht vor, seine Bürgerpflicht, seine Gatten- und Vaterpflicht und muss ihm dann auch sagen: „Bis an den Hals steckt ihr im Bösen und eure Hölle himmlisch ausgeschmückt: sie hält euch fest." Er sagt dem Ungläubigen noch Eins; von jener Glocke, die unten im Bergsee liegt und nun beiden ein Symbol des vergangenen Meisterlebens unten im Thale wird, prophezeit der Priester: „Sie klingt euch wieder, Meister! Denkt an mich!"

Aber mit dem häuslichen Herd, wo sie entstand, soll für den Meister auch die versunkene Glocke abgethan sein. Mit übermenschlichen Kräften arbeitet er (halb Kirche und halb Königsschloss) an seinem neuen Werk, dessen „hochgethürmter Bau in einsam freier Luft zur Sonnennähe seinen Knauf soll heben." Aber dieselben geheimen Kräfte, die ihm halfen, versagen sich dem Vollbringen. Dieser Mann der That, der nicht, wie Johannes Vockerat, die feiernde Dämmerstunde liebt, der schaffen oder schlafen will, fällt in einen qualvollen Halbschlummer; was er träumt ist — der Pfarrer hatte recht — die alte versunkene Glocke. Tief niedergeschlagen wacht er auf und sucht bei der Liebsten vergeblich Labung.

Gieb meiner Seele den erhabnen Rausch,
Dess sie bedarf zum Werk! Denn: wie die Hand
mit Zang' und Hammer mühsam wirken muss,
Den Marmor spalten und den Meissel führen,
Wie dies missräth und jenes nicht gedeiht,
Und sich der Fleiss ins Kleinste muss verkriechen —
Verliert auch oft sich Rausch und Zuversicht,
Verengt sich oft die Brust, der Blick ermattet,
Der Seele klares Vorbild schwindet hin.
In all dem Tagelöhner-Werkelkram
Dies himmlische Geschenk nicht einzubüssen,
Das — sonnenduftig — keine Klammer hält,
ist schwer. Und flieht's, entflieht der Glaube mit.

Sie will ihn durch die gewohnten Genüsse trösten. Er aber klebt an seiner unverrichteten Sache. Sie fühlt schmerzlich, dass sein eingebildetes Werk ihm mehr gilt als ihre spielenden Reize. Aber als ihm die Nöthe des Lebens, die Rache seiner Schuld scharf auf den Leib rücken, schüttelt er noch einmal das alles ab, im Hoffnungsblick auf die Geliebte: „Du bist die Schwinge meiner Seele, Kind, zerbrich mir nicht!“ Und nun, da Körper und Geist im Sieg über die Mächte der Vergangenheit gestärkt sind, ist er auch wieder zum Spiel der Liebe bereit. Aber alles hat er doch nicht abgeschüttelt von den Mächten der Vergangenheit. Zu den Küssen der Geliebten drängt kältende Reflexion, die sich wiederum erhitzt bis zur Gespensterfurcht: Sein böses Gewissen — der Pfarrer hatte recht geweissagt — hört den Klageton seiner versunkenen Glocke, sieht, von den eigenen Kindern im Krüglein dargebracht, die Thränen seiner ertrunkenen Frau, die er verliess.

Aus nassen Grüften steigt seine Vergangenheit wider ihn auf; geängstigt stösst er mit wildem Fluch die sündhaft-holde Gegenwart des schon schwangeren Liebchens von sich weg. Was er besitzt, verlässt er; was er verloren hat, findet er nicht mehr. Den ungetreuen Hausvater, den schlimmen Christen empfangen die Nachbarn unten im Dorf mit Steinwürfen und hetzen ihn wieder hinauf in die Wildniss des Waldes, wo er seine Bergschmiede und den Bau seiner Zukunft in Flammen aufgehn sieht. Ein ganz Gebrochener schleppt er sich bis vor die Hütte jenes verrufenen alten Weibes, wo er schon einmal zu Tode erschöpft niedergesunken war. Die Alte ist eine kluge Frau. In ihrer Weltweisheit blitzt noch einmal sein ganzes Leben an ihm vorüber, dann giebt sie ihm den Erlösungstrank, und dann ist es vorbei.

Dieses Künstlers Erdenwallen, wie es hier in seinen natürlichen Vorgängen dem Dichter nacherzählt wurde, könnte sich überall und immer begeben. Es hängt nicht ab von Raum und Zeit; der Dichter hat Zeit und Raum auch nur flüchtig angedeutet. Als Schauplatz sind wieder seine schlesischen Heimatberge gedacht, wo auch das Hannele her ist; die alte Waldfrau spricht im Dialekte der Weber aus dem Eulengebirge. Aber in die Bergbezirke Rübezahls zog fremde Kultur ein. Was Heinrich der Glockengiesser in seinen guten Bürgerjahren schafft, deutet auf die Blüthenzeit und den Blüthenort des deutschen Kunstgewerbes. Als Gerhart Hauptmann vor einigen Jahren zum Frommen Florian Geyers eine fränkische Forschungsreise unternahm, bannte seine entzückten Sinne fast noch mehr als Rotenburg und Würzburg die alte Stadt Nürnberg mit ihren Kunstschätzen und Künstlererinnerungen. Schon sein Florian Geyer spricht das Wort: „Gott grüss die Kunst“ aus der vollen, von Adam Kraft und Peter Vischer erfüllten Seele des Dichters, auf den Grösse wirkt. Nun schmücken Werke Peter Vischers und Adam Krafts auch die gute Stube des schlesischen Glockengiessers, der in seinen Lehr- und Wanderjahren gewiss einmal die Glocken von Sanct Sebaldus und Sanct Lorenz hat läuten hören. Seine ehrbare Hausfrau Magda darf gekleidet gehn, wie die Frau des Hans Sachs oder des Dürer, obgleich ihre Kinder den Vater Papa nennen, obgleich Tabakspfeife und Schwefelhölzchen schon in Gebrauch sind. Aber auch die finstern Seiten jenes glänzenden Zeitalters der deutschen Kunst treten in Hauptmanns neuem Werk hervor. Für Ketzer und Sünder brennen Scheiterhaufen im Land. Die Alte im Walde gilt den Leuten als Hexe, die man schmoren sollte, und nur ein humanistisch angewehter Schulmeister wagt sich zu der nüchternen These vor: „Hexen giebt es nicht!“. Wer so weit wie Heinrich der Glockengiesser vom rechten Wege bürgerlicher Pflichten abweicht, gilt seinen Zeitgenossen als besessen von bösen Geistern.

Diesen Volksaberglauben hat der Dichter benutzt, um aus seiner Künstlertragödie ein Märchendrama zu schaffen. „Die versunkene Glocke“ ist das erste Märchendrama, das Gerhart Hauptmann für die Bühne vollendete. „Hannele“ wurde fälschlich so genannt. Bei „Hannele“ liegt alles Ereigniss in den Grenzen irdischer Wirklichkeit; was dort überirdisch scheint, vollzieht



sich nur im Fiebertraum des Kindes, der an sich **auch** eine irdische Wirklichkeit ist. Die bösen Geister „der versunkenen Glocke" hingegen führen in ihrer übermenschlichen Existenz ein ganz reales Leben. Der Dichter verlangt von unserer Illusion denselben Glauben an sie, den wir dem Dorfpfarrer, dem Dorfschulmeister und dem Dorfbalbierer nicht vorenthalten.

Die Bühnendarstellung, die den Traumgestalten Hanneles etwas Subsistenzloses, Schemenhaftes geben müsste, darf hier bei diesem Wald- und Bergspuk fest ins Fleisch und Blut gehn. Von der Illusion des Zuschauers wird der sichere Glaube an diese Zauberwesen gefordert, denen der Dichter Boecklins Farbenfülle und Lebenswärme, denen er auch Boecklins Humor gegeben hat.

Ueberall greifen diese Geister ein, wo sich Heinrichs des Glockengiessers Schicksal wendet. Jenes Wagenrad, das er am liebsten, wie das feurige Sonnenrad der Sage, zündend durch die Welt triebe, zerbricht der bocksfüssige, ziegenbärtige **Waldschrat**, ein urgesunder, munterer Bursch von strotzender Naturkraft, lustig, genussfroh, unanständig und stark, in seinem menschenfeindlichen Schabernack von naiver Grausamkeit, wie ein Knabe, der Fliegen quält, zerstörend wie ein Orkan, der durch die Baumkronen tobend bricht, doch ohne Grösse. Seinen heidnisch-weltlichen Sinn ärgert das Glockengebimmel. Die Glocke stürzt daher in den Bergsee und gelangt so auf das Gebiet eines froschartigen Wassermanns, des **Nickelmanns**, der an die Schwerkraft des Erdmittelpunkts so verhaftet ist, dass er aus seinen Brunnenbecken und Wassertrögen immer nur auf Nabelhöhe emporsteigen kann. Er hütet die versunkene Glocke, und er sieht auch, ihm selbst ein schauriges Wunder, wie Heinrichs Frau, die vor Gram ins Wasser ging, mit ihren Todtenfingern dort unten der Glocke Klöppel rührt, so dass sie laut hinauf dem Meister ans Gewissen schlägt. Der Wassernix ist culturbeleckter, tiefsinniger, schwermütiger, als der Waldneck. Er ist schon ein philosophischer Frosch. Er kennt die Sehnsucht. Ihn plagen die Grillen seiner Eifersucht. Bedachtsam und betrachtsam, wohl auch verachtsam blickt er von seinen Brunnenrändern ins Menschliche hinein. Wenn den Waldschrat die Menschen stören, so stellt er ihnen ein Bein: er wirkt körperlich gegen ihre Körper. Der Nickelmann hingegen macht sich seelisch bemerkbar. Er quält den Menschen, der ihn ärgert, mit bösen Träumen. Wie jedes feuchte Element, so sind ihm auch die Menschenthränen dienstbar. In seiner Welterfahrung ist er mit christlichen Anschauungen so vertraut, dass er, wie ein Pfarrer, den strafenden Gott, das Schreckgespenst von Schuld und Sühne vor ein beladenes Gewissen zu zaubern vermag. Mit derselben Glocke, die der Waldschrat ins Wasser stiess, lässt Nickelmann dem Glockengiesser ins Gemüth läuten, denn er missgönnt diesem das Liebchen. Nickelmann streckt seine feuchten, tausendjährigen Arme nach dem reizenden Kinde aus, das er an eines Menschen Brust glühend erwarmen sieht, das bald auch ein Menschenkind unter dem Herzen trägt. Und wirklich, als auch sie von Heinrich dem Glockengiesser verstossen wird, zieht der Wassermann mit sanfter Gewalt auch sie herab in seinen Brunnen. Berührt von Menschlichkeit, sinkt das luftige leichte Waldvöglein schwer in den Schlamm zu Kröten und Fröschen.

Auch dieses liebliche Kind, **Rautendelein**, ein Elfchen unter den Elfen, ist in seinen Einwirkungen auf menschliche Schicksale kein guter Geist. Sie kennt sich und erzählt selbst von ihren kleinen Schandthaten, wie Puck in Shakespeares „Sommernachtstraum". Sie gehört nicht zu denen ihres Geschlechts, von denen Ariel vor dem Lager des schlummernden Faust sagt:

> Kleiner Elfen Geistergrösse
> Eilet wo sie helfen kann,
> Ob er heilig, ob er böse,
> Jammert sie der Unglücksmann.

Als Rautendelein helfen möchte, kann sie nicht mehr helfen; denn sie selbst ist es, durch die ihr Unglücksmann, Heinrich der Glockengiesser, ent-



heiligt wird. Ihn verwandelnd verwandelt sie sich selbst. Der Waldschrat, mit dem sie auf dem Neckfusse steht, war naiv und bleibt naiv. Nickelmann, der mit ihr äugelt, ist längst sentimentalisch geworden. In Rautendelein geht eine Entwicklung vor. Sie war naiv und wird nun sentimentalisch. Anlage zu dieser Wandlung war immer da. Schon früh beschäftigt sie der Wunsch, ihre dunkle Herkunft zu erfahren. Aber sie ist rasch getrost:

Kann es nicht sein, füg' ich mich drein.

Doch als dem Kindersinn dieses unbekannten Wesens ein Menschenherz nahe tritt, lernt sie, die bisher nur lachen konnte, auch weinen. Sehnsucht überkommt sie zu den Menschen. Sie möcht' es ihren Bergbächen nachthun:

Da ist kein Wässerlein so dünn und klein,
Es will und muss ins Menschenland hinein.

Nickelmann warnt:

Lass du die Knechtlein ihrer Wege gehn,
Den Menschen Wäsche waschen, Mühlen drehn,
In ihren Gärten wässern Kohl und Kraut,
Ich weiss nicht was verschlucken, brrr, mir graut.

Aber Nickelmann warnt und fleht umsonst.

Rautendelein eilet nun wirklich zu helfen. Als heilende Fee tritt sie an das Sterbelager Heinrichs des Glockengiessers. Sein Leib wird gesund, aber seine Seele bleibt im Banne Der, die seinen Leib genesen liess. Rautendelein zieht den Sterblichen in ihren Zauberkreis; unter ihrem Kusse scheinen sich ihm „alle Himmelsweiten" zu öffnen und „ahnungsweis ergreift er ihre Welt". Er folgt ihr nicht am Gängelband. Gerade an ihr entfaltet sich seine Persönlichkeit freier. Zwischen Elfchen und Menschensohn entsteht ein Verhältniss von gegenseitigem Geben und Empfangen. Er wird Uebermensch, wenn auch nur in seinem Willen; sie wird menschlich, wenn auch nur in ihren Wünschen. Kaum ist sie ihm nah, so tritt an sie die Auffassung heran, die von ihr und ihresgleichen unter Menschen gilt.

Aber wir dienen froh und bereit,
Weil uns beherrschet, der uns befreit.

Sie ahnt etwas von einem Bann, von dem Geister ihrer Art zu erlösen wären, von einem Fluch, unter dem sie alle, wissend oder nichtwissend, stehn. Sie nähert sich der christlichen Anschauung, dass in verderblichen Geistern ihrer Art das Heidenthum der alten Gottheiten weiterspukt, und sie muss sich den Spott des Waldschrat gefallen lassen: „Den Heiland wirst Du nicht gebären". Indem sie den Menschen durch ihre natürliche Wildheit entheiligt, wird sie selbst durch ihn heiliger. Wie sein Fleisch und Blut in ihrem Körper zu quillen beginnt, so geht auch ein Stück Christenthum, das er verliert, in sie ein.

Er dagegen ist schon ein halber Heide. Wie die alten indogermanischen Sonnenanbeter schwört er schon „bei Hahn und Schwan und Pferdekopf", den Symbolen des Sonnencultes; die christliche Legende vom verlorenen Sohne muss sich in seiner Anschauung mit Gott Freyr vertragen; aus seinem überspannten, von ihr gesteigerten Selbstbewusstsein heraus sieht er in sich eine Synthese von Christus und dem Licht- und Frühlingsgotte Balder. Der todte Heiland soll „strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll, ein Jüngling, in den Maien niedersteigen."

Seines Mädchens Zauberkünste, mit denen sie die äussere Natur beherrscht, wollen ihm die Wege zur höchsten Vollkommenheit ebnen. Heinrich aber kann diese Wege nicht wandeln. Er hat Augenblicke, wo seinem pflichtgewohnten Menschensinn ihr ganzes Wesen wie eine Kinderei vorkommt, die bunte Schmetterlinge zärtlich liebt und lachend tödtet. Er erwehrt sich: „Ich aber bin was mehr als solch ein Falter!" Sie jedoch ist kein Waldschrätlein und darf mit tiefem Ernste fragen: „Und ich? bin ich nicht mehr als solch ein Kind?" Dieser menschliche Ernst lähmt ihre übermenschliche Kraft. Als

menschlicher Eifer, sittliche Entrüstung gegen ihren Geliebten einschreiten, kann sie nicht mehr helfen, und bei allen Geistern ihrer Art sucht sie vergeblich Hilfe. Im Kampfe gegen menschlich-sittliche Mächte ist sogar seine Menschenkraft stärker als ihr Hocuspocus. Diese Beiden, die mit einander ihr Bestes getauscht haben, fragen sich selbst, wer den andern zerbrechen wird; beiden wird derselbe Zwiespalt ihres Inneren klar: „fremd und daheim dort unten — so hier oben fremd und daheim.“ Aber in dieser Halbheit ist keine Dauer. Der Ruf der Urheimat zieht jedes von Beiden wieder dorthin, woher es kam. Mit den dumpfen Schlägen seiner versunkenen Glocke treibt den Menschen das Gewissen weg, und Rautendelein sinkt über den Brunnenrand in Nickelmanns trübes Gebiet. Die Elfenwelt trauert um Balders Tod. Aber den sterbenden Balder umschwebt mit der ganzen Unbestimmtheit des Traumes, bald fern, bald nah, bald unbekannt, bald innig vertraut sein blasses, mattes, schon schmerzlich und schwer an seiner Liebe tragendes, unhold-holdes Verhängniss. Noch einmal umweht ihn ihr lichter Geist, noch einmal fühlt er die alte Kraft seiner Hände, aber beides flackert zum letzten Mal auf, und dann stirbt Heinrich der Glockengiesser in den Armen seiner Elfe: die Wirklichkeit stirbt am Märchen und im Märchen.

Dieses Märchen, das von wunderbarer Dichterhand aus Leben und Phantasie zusammengewoben ist, hat einen Schluss, in dem sich das Gewebe zu verwirren droht. Beide Welten fluten schliesslich durcheinander, wie im Traume, wo dieses Gewebe allein Realität hat, wo diese Realität gerade in ihrer Verworrenheit besteht. So geht der Dichter des „Hannele“ zuletzt auch hier auf einen Todestraum aus, und zuletzt steht auch hier wieder die Bühne vor der schweren Frage, wie sie das Unbegreifliche begreifen, wie sie die Symbole realisiren soll.

Zwischen Geisterwelt und Menschenwelt lässt der Dichter eine vermittelnde Gestalt treten. Es ist jene alte Frau, vor deren Hütte Heinrich der Glockengiesser zweimal im Sterben liegt. Sie hat in beiden Welten ihren Platz. Für die Menschen im Dorf ist sie „die alte Wittichen“, ein Weib wie andre mehr, die im Hexenrufe stehn; für die Geister ist sie „die Buschgrossmutter“, von der Rautendelein ihre Zauberkünste gelernt hat. Diese Alte tritt nur zweimal in den Vordergrund: ganz zu Anfang und ganz gegen Schluss. Dort gehört sie mehr zur Geisterwelt, denn sie füttert mit brummiger Güte die kleinen Kobolde des Waldes, und auch Waldschrat nennt sie seine Grossmutter; die Menschen aber, die gegen sie zetern oder zagen, lässt sie ihre geistige Ueberlegenheit fühlen, eine unerschütterliche Ruhe der Verachtung: sie ist unter den Geistern die Einzige, die in dieser Ruhe und Ueberlegenheit Grösse hat. Was Heinrich dem Glockengiesser nicht glückt, Mensch zugleich und Uebermensch zu sein, ist dieser uralten Frau gelungen. Sie weiss all' seine Schmerzen und steht über solchen Schmerzen. Christ wie Heide gelten ihr gleich. Ihr klangen Heinrichs Glocken so wenig gut, wie ihm selbst, denn sie wohnt nicht mehr im Thale; sie hat in den Bergen festen Fuss gefasst. Wie sie ihren kleinen Erdmännchen wohl gethan hat, so erweist sie zuletzt, wo sie Mensch beim Menschen steht, auch ihm eine Wohlthat. Sie braut ihm Tränke, die ihn von den Qualen des Lebens nun endlich doch erlösen. Und in ihre Weine mischt sie ihre Wahrheiten und ihre Weisheit. Sie ist einsilbig und regt doch mit ihren kargen Worten die Erkenntniss seiner selbst breit in ihm auf. Die verrufene Hexe setzt ihm ein christliches Wort wider die Brust: er ward berufen, aber nicht auserwählt! Sie weiss es, dass seine Todten ihm zu mächtig sind. Und sie, die das Leben ihm nicht giebt, sondern von ihm nimmt, wird ihm wie eine Mutter.

Die alte Wittichen steht skeptisch über allen religiösen Dingen. Sie kümmert sich weder um Balder noch um Christus. Von Freya und Freyr, von Loki und dem Meister Thor, die in den Vorstellungen der anderen Geister leben und herrschen, will sie so wenig wissen, wie von dem Gott, mit dessen Kreuz ihr der Priester entgegen tritt. Aus der unmittelbarsten Naturanschauung, der vornehmsten Bedingung alles Lebens nimmt sie



ihr Gleichniss der Grösse her. Von dem Menschensohne, der zertreten vor ihr liegt, dem sie rathen und helfen soll, sagt sie das stolz-mitleidige Wort: „Der dort hat die S o n n e nie gesehen." Sie selbst aber sieht die Sonne. Sie begrüsst sie schon früh Morgens nach altheidnischer Vorstellung als das güldene Ei, das dem — Sonnenaufgang verkündenden — Hahn seine Henne gelegt hat. Auch Nickelmann, der Wassergreis, fühlt sich der Sonne näher, als das arme Menschenvolk, von dem er verächtlich spricht:

Mit Schmachterarmen langt es nach dem Licht,
Die Sonne, seine Mutter, kennt es nicht.

Balder ist ihm ein „Sonnenbote", der den Köcher mit den „Sonnenpfeilen" trägt. Auch in Rautendelein, dessen goldenes Haar aus Sonnenstrahlen gesponnen ist, lebt dieselbe Vorstellung. In ihrem Geliebten erscheint ihr Balder, der Sonnenheld. Aber Meister Heinrich, der Mensch, sucht in sich selbst vergeblich den Sonnenhelden. Das mächtige Gottesauge, um das alle diese Geister schwärmen, wird auch ihm ein Sinnbild seines höchsten Strebens. Im Fieber schreckt ihn der Gedanke, dass die Sonne flieht. Als er sterben soll, beglückt ihn der Glaube, dass die Sonne kommt, dass ihm seine Glocken aus der Sonne klingen. Zeitlebens sucht er die Sonne. Ihren Untergang begleitet seine Klage:

Die Sonne allen Purpur um sich hüllend,
Steigt in die Tiefen . . . lässt uns hier allein,
Die wir, des Lichts gewohnt, nun hilflos schauen,
Uns ganz verarmt der Nacht ergeben müssen.

Die Sonne ist ihm Urmutter. Sie wird ihren verirrten Kindern das Erlösungsfest geben, das nach alter heidnisch-christlicher Uebergangsvorstellung Balder und Christus, Beiden in Einem, gelten soll. Für dieses Fest war Heinrichs Tempel bestimmt. Das war in guten Stunden seine Zuversicht.

Auch in bösen Stunden folgt seine Pein demselben Sonnenziel:

'Ich bin der Sonne ausgesetztes Kind,
Das heim verlangt; und hilflos ganz und gar
Ein Häuflein Jammers, grein' ich nach der Mutter,
Die ihren goldnen Arm sehnsüchtig streckt
Und nie mich doch erlangt.

Da der Dichter für sein Märchen aus den Sonnenculten aller Völker die mannigfaltigsten Vorstellungen zusammenträgt, da er mit Bewusstsein nicht nur heidnisches und christliches Germanenthum durcheinander wirkt, sondern auch alttestamentarische und antike Elemente einfügt, so darf im Zusammenhang dieses deutschen Märchens an Ikarus erinnert werden.

Auch Heinrich der Glockengiesser fliegt auf zur Sonne. Er hebt sich von der Niederung, wo ihm Herd und Werkstatt massvoll gediehen. Sein Denken sucht eine überirdische Kunst, sein Fühlen sucht eine übermenschliche Liebe. Am Ubermasse dieses Doppelwollens stürzt er.

Meister Heinrich sinkt mit allen seinen guten und bösen Geistern der versunkenen Glocke nach. Der Dichter des „Florian Geyer" aber ist sicher aufwärts gestiegen und steht nun lichtumflossen da, im wundervollen Scheine einer höheren Poesie.



DIE AMME.

NOVELLETTE

VON

K. BARANZEWITSCH.

NACH DEM RUSSISCHEN BEARBEITET VON ALFRED LOREK.

„Das ist hübsch, dass Sie kommen, Lunarsky!" Und den eintretenden, jungen Mann traf ein warmer, freudiger Blick unter den langen, dunkeln Wimpern Nina's hervor. Es war einer von jenen Blicken, die zu dem reichlichen Arsenal Nina's gehörten und ihren Mann, den armen Sergei stets bis zur Raserei trieben, sobald ein anderes Wesen männlichen Geschlechts damit beglückt wurde. Sein grösster Kummer dabei war aber, dass er schweigen und so thun musste, als ob er garnichts merke. Was sollte er anders? Er konnte doch unmöglich seiner Frau befehlen die Leute so anzusehen, wie es ihm gerade passte. Wenn er ihr gesagt hätte: „ich will nicht, dass Du den und den so und so ansiehst, ich will, dass Du es unterlässt ihm solche Blicke zuzuwerfen!" dann wäre die Antwort ein silberhelles Lachen gewesen und sie hätte gefragt: „und wie sollen die Blicke also beschaffen sein, die ich dem und jenem schenken darf? Ganz wegsehen kann ich doch wohl nicht gut!!" Ja, wie sollten die Blicke beschaffen sein! Mache das 'mal Jemand vor ohne selbst eine komische Figur abzugeben!

Es war daher nur natürlich, dass bei Lunarsky's Erscheinen Sergei's Gesichtsmuskeln nervös zu zucken begannen und seine Augen unruhig von seiner Frau zum Gast und wieder zu jener zurückwanderten. Doch er hielt an sich und suchte den Ruhigen zu spielen. Vielleicht klang es sogar ein wenig übertrieben ruhig, als er, sich an seine Frau wendend, sagte:

„Bitte, reiche mir doch einmal den Braten!"

Nina schob ihrem Mann achtlos die Schüssel hin und Sergei fast ganz den Rücken drehend (was er, nebenbei bemerkt, äusserst taktlos fand) wandte sie sich wieder Lunarsky zu und wiederholte:

„Wirklich hübsch, dass Sie kommen! Und wann gehen Sie nach der Krim?"

„Wahrscheinlich Ende Juni", antwortete der Angeredete, jedes Wort langsam und mühevoll durch die Nase hervorstossend.

„Ich darf wohl hoffen, dass Sie auf dem Heimweg bei uns auf unserm Gut Station machen werden. — Sie müssen ja sowieso vorüber!?"

Eine ungeschickte Verbeugung war die Antwort.

„Weshalb reisen Sie eigentlich in die Krim?" warf Sergei ziemlich unliebenswürdig hin.

„Weshalb ich in die Krim gehe?" wiederholte der Andere sehr verbindlich die Frage „um mich zu erholen und der Luftveränderung wegen."

„So, so! Ich glaubte schon, um sich einer Kur zu unterziehen!"

Lunarsky machte ein sehr betretenes Gesicht und stotterte pikirt: „Oh nein, ich bin Gottlob ganz gesund!"

Nina sah ihren Gatten strafend an.

Die übrigen noch um den Esstisch versammelten Personen schwiegen.

Es waren vier an der Zahl. Sergei's Vater, ein alter, korpulenter Herr mit einem sogenannten Bankdirektorbart (und thatsächlich war er auch Bankdirektor), eine Tante Sergei's, eine gezierte, alte Dame mit gefärbtem Haar, welche fortwährend ihre Lorgnette an die Augen führte, ein Studiosus juris, ein Vetter des Hausherren und endlich Nina's Gesellschafterin, ein Fräulein Frisch, ein dürres, altes Fräulein mit unglaublich langer Taille und sehr grossen, rothen Händen.

„Ich glaube, es ist Zeit, dass wir aufbrechen", sagte Sergei mit einem bedeutungsvollen Blick auf seinen Vater.

Der alte Herr sah auf die Wanduhr, nahm dann der Sicherheit halber, langsam seine goldene Uhr aus der Tasche, verglich und sagte bedächtig: „Wir haben noch eine volle Viertelstunde zu unserer freien Verfügung."

„Ich wünschte, wir hätten sie wirklich zu unserer Verfügung!" flüsterte ihm Sergei mit besonderer Betonung des „unserer" bissig zu, ohne seine Frau anzusehen, die eifrig und halblaut mit Lunarsky plauderte. „Aber Du vergisst die Damen", meinte er laut.

„Die Damen?! Wieso?

„Ihnen genügt eine Viertelstunde meist nicht!"

„Ein reizendes Urtheil über Dich, Nina!" meinte der alte Herr scherzend.

„Ich bin es nicht anders gewöhnt," erwiderte sie flüchtig und wandte sich von Neuem an Lunarsky.

Sergei riss wüthend an der Glocke und befahl dem eintretenden Diener barsch: „Vorfahren lassen!"

* * *

In dem einen Wagen sassen Nina und Sergei und ihnen gegenüber Frl. Frisch und die Amme Agrafena mit der sechswochenalten Sinja. Im folgenden Wagen fuhr Sergei's Vater mit der alten Tante, dem Studiosus und Lunarsky. Der alte Herr liess sich wohlgefällig von dem leicht federnden Wagen auf Gummirädern dahinführen, rauchte mit Behagen seine Cigarre und verdaute das eben genossene solenne Frühstück.

„Und wohin gehen Sie von der Bahn aus", frug der Alte Lunarsky scherzend. „Sie müssen sich heute unbedingt noch etwas zerstreuen. Sie sehen verstimmt aus, mein Lieber. Was ist Ihnen?"

„Nichts, oh garnichts" stotterte der Andere verlegen hervor.

„Nun, dann ist es ja gut, sehr gut," spöttelte der Alte weiter und indem er sich in den Fond des Wagens zurücklegte, deklamirte er pathetisch: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" —

„Sie deklamiren ja grässlich!" unterbrach ihn Lunarsky.

„Mag sein, mein Lieber, mag sein! Ich verstehe das auch nicht so — aber Nina sollten Sie 'mal das sprechen hören: himmmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt — einfach wundervoll!"

Lunarsky erröthete, drehte sich um und gewahrte, am Rücken des Kutschers vorbeiblickend, die schmetterlingsartigen Bänder auf Nina's Hut. Ihm war traurig zu Muth und er bedauerte der Einladung des Alten, in seinem Wagen Platz zu nehmen und mit zur Bahn zu fahren, gefolgt zu sein.

Währenddessen schmollte im ersten Wagen Sergei mit seiner Frau und beobachtete dabei eingehend die Amme. „Gar kein übles Weib" dachte er. „Dem Pass nach ist sie erst achtzehn Jahre — wie früh die Mädchen auf dem Dorfe heirathen." Die Sonnenstrahlen fielen grell auf das junge, frische Gesicht der Amme und gaben demselben etwas Mädchenhaftes. Sergei verglich es in Gedanken treffend mit einer Pfirsich. „Dieses schlanke, graziöse Weib" — dass sie graziös sei, war ihm heute, als sie in den Wagen stieg, ganz besonders aufgefallen — „könnte wahrhaftig mancher Dame unserer Gesellschaft ein Paroli bieten" und dadei blickte er seitwärts flüchtig nach seiner Gattin hin. Dieselbe sass steif in der einen Ecke des Wagens, die Lippen fest aufeinander gebissen, wodurch die kleine, zierliche Nase etwas Unschönes, Her-

vortretendes erhielt. Sergei fand sie in diesem Augenblick hässlich und ärgerte sich ausserdem über ihr Kokettieren mit Lunarsky. „Einen grösseren Fatzke, als diesen dummen Jungen, der nur eben erst die Schulbank verlassen hat, konnte sie sich auch nicht aussuchen. Aber so sind die Frauen. Ueber ihnen Allen schwebt das Fatum verschiedener faux pas. Alles geht gut und schön und plötzlich ohne jeden Grund: cascadée la vertue. Alles geht zum Teufel und der Mann ist chocirt. Und das Letztere ist das schlimmste an der Sache. Was fehlt ihr eigentlich? Einfach unbegreiflich! Wozu das Ganze?" Sergei verglich sich in Gedanken mit Lunarsky und konnte nicht umhin sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sich den Vorzug zu geben. „Er ist gross, breitschultrig, nicht zu dick und nicht zu dünn und — soweit ihm bekannt — haben seine blauen Augen noch auf ein jedes weibliche Wesen Eindruck gemacht. Lunarsky dagegen ist schmalschultrig, engbrüstig, so garnicht männlich und wie ihm scheint, sogar etwas verwachsen. Und dabei sieht er blasiert und verlebt aus. Nein, nein, Geschmack haben unsere Frauen nicht mehr — alle sind sie verschroben und hysterisch."

„Höre 'mal, Agrafena, Du solltest den Sonnenschirm aufspannen!" wandte er sich an die Amme.

Sie wurde aus irgend einem Grunde dunkelroth und griff mit den grossen Händen ungeschickt nach dem Sonnenschirm.

„Warte, ich werde Dir helfen, so geht es nicht!"

Er öffnete den Schirm und reichte ihn der Amme. Die kleine Sinja streckte die Händchen nach der Spitzengarnitur des Schirmes aus, strampelte und reckte sich und kreischte vor Freude.

„Na, und wie steht es mit Deinem Mann?" frug Sergei gutmüthig, konnte dabei aber nicht umhin ein wenig spöttisch pfiffig zu lächeln.

„Mit meinem Mann?" wiederholte sie, „ich weiss es nicht."

„Wass heisst dass? Er hat doch das Geld erhalten?"

„Gewiss doch Herr, gewiss!" (Sie fuhr nach Bauernart mit den Fingern unter die Nase, besann sich aber noch rechtzeitig, griff in die Tasche und zog das Taschentuch hervor. Im Wagen machte sich ein scharfer unangenehmer Patchouligeruch bemerkbar.)

„Pfui Teufel! Auch ein Odeur!" entrüstete sich Sergei. „Bitte, sorge doch dafür," wandte er sich an seine Frau, „dass sie sich in Zukunft anderer Wohlgerüche bedient."

Nina sah ihren Mann und hierauf die Amme an und kehrte sich dann, ohne ein Wort zu sagen, ganz mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, wieder ab, um von neuem vor sich hin zu starren.

„Also das Geld hat er bekommen?"

„Natürlich hat er es bekommen, Herr, natürlich — und wir danken auch herzlichst dafür. Jetzt können wir doch wenigstens eine Kuh anschaffen..... Die Kinder bekommen doch wenigstens Milch!"

„Wieviel Kinder hast Du denn," frug er lachend weiter.

„Eines Herr . . . ein Mädchen . . . . was denken Sie auch?" und die Amme wurde plötzlich verlegen und suchte das Gesicht hinter dem Hut des kleinen Kindes zu verbergen. „Das Andere haben wir von der Schwester . . . . Die Schwester ist tot . . . . es ist eine Waise . . . . fünf Jahre ist sie nun schon tot, die Schwester . . . . das Kind war damals acht Jahre alt . . . . so ein Unglück!"

Sergei begannen die Einzelheiten zu langweilen, er suchte das Gespräch abzulenken: „Na also, was ist es mit Deinem Mann?"

Agrafena wurde ernst. „Er will durchaus nicht, dass ich mit den Herrschaften mitreise — durchaus nicht. Ach, was hat er mich mit Bitten gequält! Ganz schrecklich, Herr!"

„Du siehst doch aber ein, dass es für Dich vortheilhafter ist mit uns zu gehen — und für ihn auch. Jetzt könnt Ihr Euch eine Kuh und ein Pferd und weiss Gott was noch Alles kaufen . . . . . eine ganze Wirthschaft!"

„Freilich Herr, freilich!" antwortete sie, sah dabei jedoch verlegen zu

Boden und unsicher setzte sie hinzu: „wie hätten wir sonst so viel Geld beschaffen können!“

Er drehte sich selbstgefällig den Schnurrbart und meinte leutselig: „Na siehst Du!“ Dabei blickte er die Amme nochmals von oben bis unten an, ungefähr so wie der Besitzer sein Eigenthum, der Asiate die erstandene Sklavin, der Sportsman ein Pferd. Und es war auch ein ganz geschäftsmässiger Gedanke, der ihm durch den Kopf fuhr: „kein übler Handel! Uebrigens,“ resumirte er in Gedanken weiter, „ist es ja wirklich eine Art Leibeigenschaft, in der sie sich befindet. Sie wird gepflegt und gehegt, mit Leckerbissen gefüttert und Alles wird gethan um sie zufrieden und bei guter Laune zu erhalten — aber nicht rühren darf sie sich, ohne Erlaubniss keinen Schritt aus dem Hause thun, oder ohne Begleitung, immer wird sie überwacht, beobachtet und selbst ihr Mann darf sie nicht besuchen. Und doch werfen sich die jungen Frauen vom Dorf schon nach einjähriger Ehe dieser süssen, sättigenden, keine Arbeit heischenden Sklaverei mit Wollust in die Arme. Sie wollen eben Sklaven sein — und dafür gut leben, essen und trinken. Ihre Sache!“

„Ich habe ihm garnicht gesagt, dass wir heute schon reisen,“ nahm Agrafena das Gespräch wieder wichtig auf. „Er wollte durchaus, dass ich ihm mittheilen solle, wann wir abfahren, damit er Abschied nehmen könne — aber die gnädige Frau wollte nicht, dass er kommt . . . . . und so weiss er gar nicht, dass ich ihm ausrücke.“ Und dabei lachte sie vergnügt vor sich hin.

Sergei antwortete nicht und rauchte schweigend seine Cigarre. Abermals betrachtete er die junge „Sklavin,“ wie er sie in Gedanken nannte, eingehend und je eingehender er das jugendfrische, üppige Bauernweib mit den Augen prüfte, desto besser gefiel es ihm. Und plötzlich kam ihm der ganz unvermittelte Gedanke, dass eine kleine Poussirerei der Amme doch auch seine Reize haben müsste. Er musste selbst innerlich über diese Idee lachen und dennoch setzte sie sich immer mehr in ihm fest. Am Meisten reizte ihn dabei der Gedanke, dass es eben nie mehr als eine Poussirerei werden konnte . . . . . war es doch die Amme seines Kindes. Das aber war ja gerade das Originelle. Er war übersättigt durch die andersartigen Erfolge, die er stets bei den Frauen gehabt, und daher war der Vorgeschmack des Genusses ihm viel werthvoller, als der Genuss selbst. Und ausserdem rächte er sich dadurch doch mindestens ein wenig an seiner Frau für ihre, wenn auch ganz unschuldige, aber doch ungehörige Liebäugelei mit Lunarsky.

Wieder sah er die Amme an, aber dieses Mal mit ganz anderen Blicken. Ein Stück Lebemann aus früheren Zeiten war wieder in ihm erwacht. Agrafena jedoch sass ihm gegenüber: verständnisslos, ruhig, mit von der Hitze geröthetem Gesichtchen und begegnete seinen herausfordernden Blicken mit rührender Naivität. Sie bemerkte nicht einmal da etwas, als seine Augen mehr als gut war zu verrathen begannen.

„Sie versteht mich nicht, — garnicht! Oh, wie dumm, wie dumm ist sie! Mit der kann man sich wahrhaftig verteufelt viel erlauben,“ dachte Sergei und berührte ziemlich herausfordernd mit seinem lackbeschuhten Fuss ihren derben, grossen Stiefel. Er erröthete wie ein auf böser That ertappter Schulbube und sah sich vorsichtig nach seiner Frau um. Aber Nina sah und hörte nichts und blickte in Gedanken versunken vor sich hin.

„Natürlich, sie denkt an den Fatzke Lunarsky,“ grollte er innerlich, wandte dann aber sofort seine Aufmerksamkeit der Amme zu. Sie schien ihm verlegen seinen Blicken auszuweichen — d. h. thatsächlich redete er sich das nur ein und — es gefiel ihm ungemein. Er war überzeugt, dass es ihm bereits in der kurzen Zeit gelungen sei ihr weibliches Interesse zu wecken, und dieses Interesse hielt er bei allen weiblichen Wesen für das wichtigste und ausschlaggebendste Moment. Seiner Ansicht nach war das Weib schon in dem Augenblick, wo es auch nur das flüchtigste kaum wahrnehmbare Interesse für einen Mann aufkommen liess, verloren und meist, wenn auch oft unbewusst, bereits Mitschuldige an dem Vergehen, welches der Mann sich später

herausnehmen würde. Das heisst, sie war in der Gegenwart schon für das Zukünftige verantwortlich zu machen.

Sergei drückte seinen Lackbeschuhten fester und fester auf den Fuss der Amme. Endlich spürte sie etwas — aber sie zog nur den Fuss ruhig fort und sah ihn erstaunt an.

„Oh, wie dumm, wie dumm," polterte er vor sich hin. Es bemächtigte sich seiner eine ganz unerklärliche Aufregung, er fühlte sich wieder jung und frisch; er hatte endlich das so lang ersehnte Spielzeug gefunden.

„Ja, was so ein junges, hübsches Weib nicht alles aus Einem machen kann," dachte er, „aber wie dumm sie ist, wie unglaublich dumm."

* * *

Als der Wagen in der Einfahrt des Bahnhofs hielt, sprang er leicht wie ein Jüngling heraus und reichte seiner Frau ziemlich unliebenswürdig die Hand. Lunarsky stand bereits am Wagenschlag. Sergei warf ihm einen halb spöttischen, halb vernichtenden Blick zu, was jenen aber nicht zu veranlassen vermochte von Nina's Seite zu weichen. Hinter den Dreien ging Sergei's Vater, langsam und behäbig und brummte vor sich hin: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt." Der junge Rechtsgelehrte an seiner Seite hatte sich ein Monocle eingeklemmt und fixirte das Publikum.

Man begab sich in den Wartesaal erster Klasse, wo Lunarsky sich sofort einen Platz neben Nina eroberte, während Sergei an Agrafena's Seite blieb. Langsam rückte er ihr immer näher und berührte zum Schlus wie versehentlich ihren entblössten Unterarm. Sie sah ihn an und rückte ein wenig weiter. Dieser kurze Blick genügte Sergei bereits sich einzubilden, er habe schon gesiegt. Er redete sich ein, dass in jenem Blick etwas wie Verständniss und Verwunderung gelegen habe. Endlich also hatte sie begriffen, hatte gemerkt, dass er sie nicht aus Versehen berührt habe, sondern dass es im Gegentheil durchaus beabsichtigt war. Und ihm schien es, als zweifle sie einerseits noch und fürchte sich falsch zu verstehen, während sie andererseits bereits sich über ihre Entdeckung zu freuen begann.

Alles dies existirte aber nur in der Einbildung des guten Sergei.

Und er beschloss ihre Zweifel zu zerstreuen. Er rückte noch näher heran, so dass sein Knie das ihre berührte und begann mit der kleinen Sinja zu scherzen. Den Kopf weit vorgestreckt, berührte er fast das Gesichtchen des sich an die Amme fest anschmiegenden Kindes und damit auch das Gesicht der Amme selbst. Und jetzt erröthete Agrafena wirklich. Einen Augenblick schämte sich Sergei selbst über das falsche Spiel, das er spielte — aber nur einen Augenblick. Wieder begann es ihn unwiderstehlich zu reizen, wieder schlug ihm das Herz höher und er sah die Amme mit nicht mehr misszuverstehenden Blicken an.

Und jetzt hatte ihn das junge Weib thatsächlich verstanden. Sie erröthete bis unter die Haarwurzeln und wandte sich verschämt ab.

Er schwelgte in dem Gefühl seines Sieges und freute sich ihrer Verlegenheit. Unverwandt starrte er sie an.

Da riss ihn Nina's scharf klingende Stimme aus seinen Träumen: „Pass doch auf, Agrafena, sieh' auf das Kind!" fuhr sie die Amme hart an.

Sinja hatte die Gelegenheit ausgenutzt, war vom Schoss der Amme halb heruntergeglitten und baumelte nun mit den nackten Beinchen vergnügt in der Luft herum. Die Windeln lagen an der Erde.

Nina sah ihren Mann und dann die Amme durchdringend an und sich wieder Lunarsky zukehrend, beantwortete sie dessen letzte Frage, während ein spöttisches, verächtliches Lächeln ihren Mund umspielte.

„Wie lange wir auf dem Gut bleiben werden? Wahrscheinlich bis zum September!"

„Oh, ich glaube sogar länger," warf Sergei rasch ein.

„Jedenfalls erwarten wir Sie," sagte Nina mit einer Betonung, die deutlich ausdrückte: ich erwarte Sie.

Lunarsky verbeugte sich. Das erste Glockenzeichen wurde gegeben und Alles eilte zu den Waggons. Sergei ging dicht hinter der Amme. Der Schaffner, dem er die Billets für eine ganze Wagenabtheilung I. Klasse vorzeigt, öffnete dienstbeflissen die Waggonthür. Sergei hielt sich noch immer dicht hinter Agrafena und als sie sich Beide in dem engen, halbdunkeln Corridor befanden, durchblitzte ihn plötzlich der Gedanke das junge Weib mit beiden Händen um die Taille zu fassen. Gedacht, gethan!

Die Amme fuhr ärgerlich auf: „Was soll das, Herr, lassen Sie die Spielerei — ich werde es der gnädigen Frau sagen!"

„Bist Du verrückt?! Was fällt Dir ein!" fuhr er sie streng an, „ich wollte Dich bei Seite schieben, um vorbeizukommen!" Aber die Sache war ihm trotz der äusserlichen Ruhe sehr unangenehm und der Ton, in dem er die Rüge ertheilte, klang nicht ganz rein und fest. Er setzte sich in die dunkelste Ecke und zündete sich eine Cigarre an. Agrafena stand, ihm den Rücken kehrend, am Fenster. Nina befand sich noch auf dem Bahnsteig und plauderte mit Lunarsky weiter.

Sergei's Vater trat an das Fenster heran und die kleine Sinja in die Backen kneifend, berichtete er mit tragikomischem Entsetzen: „Fast hätte mich eben so ein Bauernkerl hier mitten vor allen Leuten auf den Bahnsteig niedergesetzt! Hätte bei meinem Körperumfang ein Bild abgegeben, was? Rennt den Zug wie wild entlang, offenbar auf der Suche nach Jemand und natürlich gerade gegen mich an. Uebrigens geh' in den Waggon, Nina, es hat schon zum zweiten Mal geläutet! Du vergisst doch nicht wegen des Hauses, Sergei?"

„Es giebt doch nichts Schrecklicheres, als Abreisende auf die Bahn zu begleiten," bemerkte der Student, um doch auch etwas zu sagen.

„Und wer zwingt Sie dazu?" frug Nina.

„Die Gefühle der Verwandtschaft!" versuchte er sich heraus zu reden.

„Gefühle der Verwandtschaft!" lachte sie ihn aus, „sehr gut ausgedrückt, wirklich sehr gut!"

„Da ist er, da ist er!" rief in diesem Augenblick Sergei's Vater, indem er sehr drollig den zu Tode Erschrockenen spielte, „und gerade wieder dahin, wo ich stehe, rennt er!"

Den Bahnsteig hinauf kam ein junger Bursche dahergestürmt, in hohen Stiefeln, im Bauernhemd und starrte mit angstverzerrten Zügen in jedes Wagenfenster hinein. Als Agrafena ihn erblickte, erbleichte sie und trat rasch in das Innere des Wagens zurück. Aber der Bauer hatte sie schon bemerkt, stürzte an das Fenster heran und beide Hände zu demselben erhebend, bat er: „Agrafena!"

Sie trat wieder an das Fenster: „Was willst Du denn, wozu kommst Du hierher?" frug sie unwillig.

„Agrafena!" . . . . (Die Stimme des Burschen zitterte und Töne innigster Freude und tiefsten Weh's klangen gleichzeitig aus dem einen Wort hervor.) „Agrafena . . . . . . liebe, gute Agrafena! . . . . also wirklich? . . . . Herrgott das kann ja nicht sein!!"

„Was hast Du denn gedacht? glaubst wohl, die Herrschaften haben Spass gemacht? Hast doch das Geld bekommen?!"

„Das Geld! . . . . Ach das Geld!!" und indem er sich fest an das Fenster klammerte, flehte er: „Agrafena . . . . liebe Agrafena!"

„Na, was bedeutet denn das!" brüllte Sergei, ans Fenster tretend den armen Kerl an: „was willst Du, Freundchen, he? Was hast Du hier zu suchen?!" und er stellte sich in seiner ganzen Breite und Wohlgenährtheit vor das Fenster.

„Das ist mein Mann . . . . ich erzählte Ihnen, Herr . . . . .," fiel Agrafena, die jetzt hinter Sergei stand, zaghaft ein.

„Dein Mann! Nun schön!! Aber was will der Kerl denn hier?" und



sich etwas aus dem Fenster hinauslehnend, sah er dem Burschen streng und wie er meinte, vernichtend in das Gesicht.

Der aber liess sich nicht beirren, blieb stehen und murmelte nur bescheiden: „verzeihen Sie . . . . aber . . . . aber . . . .!"

Weiter kam er nicht! Jetzt mischte sich auch Nina und zwar sehr erregt hinein: „Habe ich Dir nicht verboten zu uns zu kommen," donnerte sie ihn an, „und jetzt kommst Du gar hierher um Skandal zu machen. Dummer Bauernkerl, mach', dass Du fortkommst!"

„Man müsste ihn einfach abführen lassen," ereiferte sich nun auch der Herr Studiosus der Rechte, „Gendarm, rief er, Gendarm!!"

Einer der auf jedem russischen Bahnhof Wache habenden Gendarmen, welcher nur wenige Schritte vom Ort der Handlung Posto gefasst hatte, that als ob er nicht höre, drehte sich um und ging nach der entgegengesetzten Seite.

„Ich bitte Euch, nicht so laut, nicht so aufgeregt!" mischte sich jetzt auch Sergei's Vater hinein, und an den jungen Burschen herantretend, zog er ihn leise ein wenig vom Fenster fort und frug freundlich: „Also Du bist der Mann der Agrafena?"

„Ja Herr — der Mann," antwortete der Bauer und dabei rannen ihm die dicken Thränen über die Backen.

„Du weinst," rief der Alte, mit halb gespieltem, halb wirklichem Entsetzen, „ein Mann, der weint!" Und Nina mit den Augen bedeutend, dass sie von der Plattform in das Innere des Waggons treten solle, fuhr er fort: „Denkt Euch nur, er weint . . . . so ein stattlicher, fester, hübscher Kerl, weint!"

Der Herr Studiosus lachte so herzlich auf, dass ihm sein Monocle entfiel und auf den Steinfliesen in tausend Scherben zerbrach.

„Also worüber weinst Du," fuhr der Alte fort. „Deine Frau reist weg, schön — aber sie kommt doch wieder . . . . und ausserdem hat man Euch reichlich dafür bezahlt."

Der Bauer drängte sich wieder zum Fenster, ohne ein Wort auf all' das zu erwidern und rief hinein: „Agrafena, ... liebe, gute . . . . werden wir uns denn auch wiedersehen?"

„Gewiss! Im Herbst!" antwortete der Alte für sie.

„Agrafena, komm einen Augenblick heraus!" bat der Bauer.

„Ach, was Dir einfällt, ... ich kann nicht!"

„Und darf nicht, musst Du hinzusetzen!" liess sich Nina's scharfe Stimme hören.

„Es ist wirklich unausstehlich! Die Leute fangen schon an aufmerksam zu werden! Man müsste ihn abführen lassen!" bemerkte der Student auf Französisch.

„In drei Minuten geht der Zug ab," antwortete der Alte in derselben Sprache.

„Agrafena!" flehte der Bursche wieder.

„Was denn!"

„Komm doch nur auf einen Augenblick heraus!"

„Wir fahren gleich ab!" Sie stand dunkelroth vor Scham und Verlegenheit in einiger Entfernung vom Fenster und wiegte die kleine Sinja auf den Armen. Ihre grossen, schwarzen Augen, die kalt auf dem Mann ruhten, verriethen etwas Hartnäckiges, Eigenwilliges und deutlich konnte man in ihnen lesen, dass sie auch nicht zu ihrem Mann hinausgegangen wäre, wenn man es ihr selbst nicht verboten und wenn der Zug noch ein wenig gewartet hätte. Ja, ein feiner Menschenkenner hätte unfehlbar gewahren können, dass sich zwischen ihr und dem Bauern da draussen bereits eine unüberbrückbare Kluft aufgethan hatte. Und der schlichte Bauer fühlte es instinktiv. Er fasste plötzlich mit beiden Händen in die Fensteröffnung, zog den Körper empor und steckte den Kopf bis zu den Schultern in den Wagen hinein.

„Du kommst nicht heraus?" frug er flüsternd.

„Nein, bist Du aber auch!" rief sie erschreckt, aber der Ton verriet, dass sie sich geschmeichelt fühlte, so geliebt zu werden.

Das dritte Klingelzeichen wurde gegeben. Mit unerschütterlicher Ruhe

ging der Gendarm den Zug entlang, die allzu nah an den Wagen Stehenden zurückdrängend. Als er an den Burschen kam, schob er ihn sanft mit der Schulter bei Seite.

„Agrafena!“ schluchzte der Bauer auf, packte sich an den Kopf, riss sich die Mütze ab und warf sie verzweifelt auf die Fliesen. Die Fenster des Waggons glitten schnell eines nach dem andern an ihm vorüber — das Fenster, an dem sein Weib stand, sah man nur noch von Weitem. Der Bauer klammerte sich an einen Laternenpfahl, drückte die heisse Stirn gegen das Eisen und begann fürchterlich zu weinen.

„Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,“ flüsterte Sergei's Vater im Vorbeigehen Lunarsky zu, „sehen Sie, mein lieber Freund, der ist wirklich zu Tode betrübt. Glauben Sie nicht auch?“

„Weiss ich nicht,“ antwortete dieser zerstreut. „Wo speisen Sie zu Mittag?“

Der Alte sah ihn erstaunt an. „Ich — immer zu Hause“ sagte er nach einer Weile. „Kommen Sie mit?“

„Ich nehme dankend an.“

Der Alte nahm seinen Arm, sah ihn forschend an und sagte spöttisch: „Ja, ja zu Tode betrübt . . . aber Sie spielen nur betrübt . . . nach solchen Scharmützeln, wie Sie eines diesen Winter gehabt, ist man nicht zu Tode betrübt, genau wie man sich nach einem Dutzend Austern nicht satt gegessen hat. Der aber — hören Sie nur, wie der dumme Kerl heult . . . so ganz nutzlos!“

Um den immer stärker schluchzenden Bauern hatte sich währenddessen eine Gruppe Neugieriger gebildet. Die Meisten unter ihnen sahen voll Theilnahme auf den weinenden, armen Kerl.

„Hat man ihn bestohlen?“ frug ein altes Bauernweib.

„Ach wo! Seine Frau ist abgereist“ antwortete der dicke Zeitungsverkäufer hinter seinem Tisch vor.

„Die Frau?“ sagte die Alte verwundert, „und ich dachte schon, er hat ernstlichen Kummer!“

„Ja, ja, meinte der Zeitungsverkäufer und schüttelte mit dem Kopf: es giebt doch sonderbare Käuze — und das ist noch dazu ein ganz ausnehmend komischer Kauz!!“

Der Gendarm trat jetzt hinzu und klopfte dem Burschen freundschaftlich auf die Schulter: „Nun, nun, Freundchen, geh Deiner Wege, — hast genug geweint!“

„Du hast gut reden, — was geht Dich auch fremder Leute Kummer an!“ antwortete jener, indem er sich die dicken Thränen mit der Hand aus den Augen wischte. „Aber ich habe sie geliebt, und wie geliebt — von ganzer Seele!“

„Und wirst sie eben weiter lieben!“

„Ich schon . . . . aber sie, sie wird mich nicht lieb behalten!“

„Warum denn nicht?“

„Warum? Ich weiss nicht! Aber sie ist nicht eine von denen, die lieb behalten! Sie ist nicht ernsthaft genug! Verstehst Du! Jetzt ist es aus!“

„Weshalb hast Du sie dann aber in den Dienst gehen lassen?“

„Weshalb? Und wovon sollten wir leben? Wir wollten doch essen und trinken!“ Und wieder begann er zu schluchzen. „Sie selbst hat es ja gewollt! Wir werden viel Geld verdienen, hat sie gesagt, wir werden es leichter haben — was sollte ich da machen?!“

„Natürlich, sie hat es so leichter,“ lachte der Gendarm spöttisch auf, „und Du sieh zu, wie Du's trägst, denkt sie sich. Aber jetzt, Freundchen, geh nach Hause!“ befahl er streng mit plötzlich ganz verändertem Ton. „Du verursachst einen Auflauf — und das darf nicht sein . . . . Geh!“

Und er machte vor dem vorübergehenden Hauptmann der Gendarmerie Front.

Der Bauer liess die Laterne los, wischte sich nochmals mit der flachen Hand die Augen aus, nahm dem Gendarm die Mütze aus der Hand, die dieser aufgehoben hatte, setzte sie sich, ohne daurauf zu achten, verkehrt auf und torkelte halb geistesabwesend dem Ausgang zu.



DAS NEUE RITTERDRAMA.

VON

ALFRED KERR.

Das neue Ritterdrama birgt nicht, wie das alte, eine Sehnsucht nach der Wiederkehr vergangener Zeiten. Es zeigt die Ritter im Kampfe mit der Gegenwart; die Gegenwart im Kampfe mit den Rittern. Die Ritter haben keine Knappen mehr und sind nicht immer strahlende Gestalten. Sie sind oft lachhaft, oft bedauernswert, oft auffallend rüde. Sie werden nicht am glänzenden Hofe des mächtigen Kaisers gezeigt, weil das, in Deutschland, die Censur verbieten würde. Es giebt keine Erstürmung von Burgen, aber Kapitulation von Rittergütern. Das Gottesgericht hat die himmlisch-inbrünstigen Formen abgelegt und den Inhalt wichtigen Schautentums angenommen.

Das neue Ritterstück zeigt in seinen erschütterndsten und grössten Erscheinungen, nämlich bei August Strindberg, die tragischen Nachteile eines gewissen Ehrgefühls; des „Ehrgefühls, welches die höheren Klassen ererben — von wo? von der Barbarei, von der asiatischen Urheimat, von dem Rittertum des Mittelalters? — und welches sehr schön ist, jetzt aber unvorteilhaft für das Bestehen der Art.“ Jeder, der mit tiefem und weitem Blick sieht, wird am Rittertum die Merkmale des Untergangs heut als das Wesentliche sehen; er wird die ganze Bewegung erfassen, den Riesenprozess des Weltgeschehens, der neue Werte und neue Menschen aus den Fluten gehoben hat und ihnen für eine gewisse Zeit die Kommandobrücke wie die Maschinenräume ausliefert. Er wird die Aussichtslosigkeit im Kampf der Ritter gegen diese Mächte zuerst erkennen und entweder Teilnahme bereit haben, wie Strindberg, oder Hohn, wie ein Plebejer, oder Gleichmut, wie ein Geschichtsbetrachter, für die Überbleibsel des alten Kriegeradels, „welcher jetzt vor dem neuen Nerven- oder Grossgehirn-Adel untergeht.“ So ähnlich sah auch Jules Lemaître die Dinge, der als zartfühliger Republikaner halb bedauernd, halb befriedigt ausruft: les rois s'en vont. Kleiner ist es für einen tragischen Dramatiker, die gelegentlichen Unannehmlichkeiten mit tötlichem Ausgang vor allem wahrzunehmen, welche die Ritter vereinzelt der heutigen Menschheit bereiten können; ein Zustand, der mit dem grossen Ganzen der Entwicklung weit weniger zusammenhängt als mit der zufälligen Haltung einiger Regierungen. Unter diesem kleineren Gesichtspunkte dürften Duelldramen entstehen. Immerhin: auch sie können bedeutungsvoll werden und tiefgreifend, wenn zwei ganze Menschen einander gegenübertreten, von denen der eine im Charakter für die Merkmale des Rittertums Wurzeln bietet, der andre in seinem Wesen die Züge des modernen Menschen begründet zeigt. „Freiwild“ von Arthur Schnitzler, diesem Dichter, welcher auf andrem Gebiete manches letzte Wort gesagt und manche letzte Empfindung geweckt hat, ist ganz zweifellos ein Duellstück. Es zeigt im ersten Akt den Anlass zu einer Forderung, im zweiten die Ablehnung dieser Forderung, im dritten die Folgen dieser Ablehnung. Hat er zwei ganze Menschen hingestellt? Hat er zwei Welten klarwerden lassen? Ist er, über das zufällige, zeitliche Problem hinaus, zu ewigeren Dingen gelangt? Die Antwort, fiat justitia et pereat mundus, heisst: nein.

Den reinen Kunstwert eines Problemstücks abzuschätzen ist leicht. Man nimmt das Problem als gelöst an. Ein französisches Drama, siebziger Jahre,

das die Untrennbarkeit der Ehe behandelt; ein deutsches Stück, vor achtundvierzig, das die Schuldhaft behandelt: — was beide nach eingeführter Scheidung und aufgehobener Schuldhaft taugen, stellt ihren Kunstwert dar. Der Betrachter denkt sich die Duellsitte abgeschafft. Der Gedanke ist berechtigt, denn sie hat nicht immer bestanden und besteht nicht überall; es ist vielleicht kein Zufall, dass diese unklare und heuchlerische Einrichtung nur bei christlichen Völkern vorkommt; auch erst seit dem Mittelalter. Die Sitte besteht heut bloss in Europa, aber nicht einmal in allen europäischen Landen, und wo sie besteht, ist ihr eine Tausendstel-Minderheit unterworfen; neunhundertneunundneunzig Teile machen nicht mit. Die sozialistische Weltanschauung breitet sich stärker aus und trägt zur Abschaffung der Zweikämpfe bei. Die Verringerung ihrer Zahl ist im deutschen Reichstag festgestellt worden; zugleich die wachsende Beteiligung der Juden, aus der wiederum geschlossen werden kann, dass das Duell sicher ruiniert wird. Wenn es in absehbarer Zeit verschwindet: was bliebe von Schnitzlers Drama übrig? Dieser Rest ergäbe den Kunstwert des Stücks.

Die Antwort ist nicht trostlos Wer einen Dichter, den Dichter der „Liebelei“, in diesem Schauspiel sucht, wird ihn finden; wenn er auch zugleich einen neuen Schnitzler daneben findet. Der ungewöhnlich feine Umriss des Ganzen, diese Linien, wie vom Silberstift gezeichnet, diese meisterliche Schlankheit, kurz das, was dieser Glückliche im gegenwärtigen Deutschland allein besitzt: das ist vorhanden. Die Innigkeit und Weichheit, die er früher gezeigt, ruht, wenn schon in flüchtigem Abglanz, über dem Verhältnis des einen der beiden Helden zu einem jungen Mädchen. Der Humor, der in „Liebelei“ das Gegenspiel der Tragik wird, tritt hier an einer Anzahl von Schmierenkomödianten auf, satirisch verschärft, zuweilen mit leichter lustspielmässiger Auftragung. Eine ungewöhnliche dramatische Begabung, die das theatralische Moment in der achtungsvollsten Bedeutung dieses Wortes in sich birgt, spricht aus dem Werke; so stark, wie sie Schnitzler nie hätte vermuten lassen; so stark, wie sie in Deutschland keine drei Leute haben; und Schnitzler wendet nie ein unvornehmes Mittel an. Das Ende seines ersten Aufzugs, wo sich aus einer plänkelnden, flatternden, leichten Milieuschilderung in haarscharfen, knappen, energischen Strichen ein Drama herauszulösen beginnt, Schlag auf Schlag, aufwärtsgehend bis zum Aktschluss: das gehört in der Komposition zum Glänzendsten, was die neue deutsche Dramatik hervorgebracht hat. Hier allein würde es klarwerden, dass ein seltener Künstler auch dieses Werk geschrieben hat, welches in Schnitzlers Entwicklung, so gewiss es verfehlt ist, eine neue Linie zu beginnen scheint.

Der Dichter hätte nicht das leichte Schicksal einer Schauspielerin, der ihre körperliche Anständigkeit eine Ausnahmestellung zuweist, mit dem schwereren Geschick eines geächteten Mannes als ebenbürtig zusammenspannen sollen. Beide sind Freiwild, doch sie könnte zehn leidliche Auswege haben, wo er anscheinend nicht einen hat; durch d i e s e Gleichstellung wird seine ernste Sache herabgezogen. In der Behandlung des Problems bleibt Schnitzler, wo minder feine Köpfe blosse Theoretiker werden, ein Künstler: durch die besondre Lage seines Falls, der in der Ablehnung einer Forderung besteht, sodass im Falle selbst, in den nothwendigen Auseinandersetzungen begründet ist, wenn der theoretische Inhalt des Problems zur Sprache kommt. Erörterung i s t hier Handlung. Wie aber fasst der Dichter das Problem? Er will parteilos sein. Ist er es? Es bildet den äusseren Hauptfehler seines Stücks, dass es weder rein tendenzlerisch, das heisst ein Schmarren ist, noch so tief angelegt in der Charakterzeichnung, dass es im letzten Sinne zu den tout-comprendre-Werken gezählt werden könnte. Gefühlsmässig lässt sich wahrnehmen, dass er seinen Ritter nicht als schwarzen Mann hinstellen wollte, sondern gewisse Sympathieen auch ihm entgegenbringt. Er zeigt einen geladenen, verzweifelten Soldaten, aber er zeigt nicht ganz, wie diese Verzweiflung grade in dem Problematischen des ritterlichen Berufs wurzelt; hier genügen kleine Andeutungen nicht. Er wollte nicht gegen ihn Partei nehmen; und schliesslich kam doch

herausnehmen würde. Das heisst, sie war in der Gegenwart schon für das Zukünftige verantwortlich zu machen.

Sergei drückte seinen Lackbeschuhten fester und fester auf den Fuss der Amme. Endlich spürte sie etwas — aber sie zog nur den Fuss ruhig fort und sah ihn erstaunt an.

„Oh, wie dumm, wie dumm," polterte er vor sich hin. Es bemächtigte sich seiner eine ganz unerklärliche Aufregung, er fühlte sich wieder jung und frisch; er hatte endlich das so lang ersehnte Spielzeug gefunden.

„Ja, was so ein junges, hübsches Weib nicht alles aus Einem machen kann," dachte er, „aber wie dumm sie ist, wie unglaublich dumm."

* * *

Als der Wagen in der Einfahrt des Bahnhofs hielt, sprang er leicht wie ein Jüngling heraus und reichte seiner Frau ziemlich unliebenswürdig die Hand. Lunarsky stand bereits am Wagenschlag. Sergei warf ihm einen halb spöttischen, halb vernichtenden Blick zu, was jenen aber nicht zu veranlassen vermochte von Nina's Seite zu weichen. Hinter den Dreien ging Sergei's Vater, langsam und behäbig und brummte vor sich hin: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt." Der junge Rechtsgelehrte an seiner Seite hatte sich ein Monocle eingeklemmt und fixirte das Publikum.

Man begab sich in den Wartesaal erster Klasse, wo Lunarsky sich sofort einen Platz neben Nina eroberte, während Sergei an Agrafena's Seite blieb. Langsam rückte er ihr immer näher und berührte zum Schlus wie versehentlich ihren entblössten Unterarm. Sie sah ihn an und rückte ein wenig weiter. Dieser kurze Blick genügte Sergei bereits sich einzubilden, er habe schon gesiegt. Er redete sich ein, dass in jenem Blick etwas wie Verständniss und Verwunderung gelegen habe. Endlich also hatte sie begriffen, hatte gemerkt, dass er sie nicht aus Versehen berührt habe, sondern dass es im Gegentheil durchaus beabsichtigt war. Und ihm schien es, als zweifle sie einerseits noch und fürchte sich falsch zu verstehen, während sie andererseits bereits sich über ihre Entdeckung zu freuen begann.

Alles dies existirte aber nur in der Einbildung des guten Sergei.

Und er beschloss ihre Zweifel zu zerstreuen. Er rückte noch näher heran, so dass sein Knie das ihre berührte und begann mit der kleinen Sinja zu scherzen. Den Kopf weit vorgestreckt, berührte er fast das Gesichtchen des sich an die Amme fest anschmiegenden Kindes und damit auch das Gesicht der Amme selbst. Und jetzt erröthete Agrafena wirklich. Einen Augenblick schämte sich Sergei selbst über das falsche Spiel, das er spielte — aber nur einen Augenblick. Wieder begann es ihn unwiderstehlich zu reizen, wieder schlug ihm das Herz höher und er sah die Amme mit nicht mehr misszuverstehenden Blicken an.

Und jetzt hatte ihn das junge Weib thatsächlich verstanden. Sie erröthete bis unter die Haarwurzeln und wandte sich verschämt ab.

Er schwelgte in dem Gefühl seines Sieges und freute sich ihrer Verlegenheit. Unverwandt starrte er sie an.

Da riss ihn Nina's scharf klingende Stimme aus seinen Träumen: „Pass doch auf, Agrafena, sieh' auf das Kind!" fuhr sie die Amme hart an.

Sinja hatte die Gelegenheit ausgenutzt, war vom Schoss der Amme halb heruntergeglitten und baumelte nun mit den nackten Beinchen vergnügt in der Luft herum. Die Windeln lagen an der Erde.

Nina sah ihren Mann und dann die Amme durchdringend an und sich wieder Lunarsky zukehrend, beantwortete sie dessen letzte Frage, während ein spöttisches, verächtliches Lächeln ihren Mund umspielte.

„Wie lange wir auf dem Gut bleiben werden? Wahrscheinlich bis zum September!"

„Oh, ich glaube sogar länger," warf Sergei rasch ein.

„Jedenfalls erwarten wir Sie," sagte Nina mit einer Betonung, die deutlich ausdrückte: ich erwarte Sie.

Lunarsky verbeugte sich. Das erste Glockenzeichen wurde gegeben und Alles eilte zu den Waggons. Sergei ging dicht hinter der Amme. Der Schaffner, dem er die Billets für eine ganze Wagenabtheilung I. Klasse vorzeigt, öffnete dienstbeflissen die Waggonthür. Sergei hielt sich noch immer dicht hinter Agrafena und als sie sich Beide in dem engen, halbdunkeln Corridor befanden, durchblitzte ihn plötzlich der Gedanke das junge Weib mit beiden Händen um die Taille zu fassen. Gedacht, gethan!

Die Amme fuhr ärgerlich auf: „Was soll das, Herr, lassen Sie die Spielerei — ich werde es der gnädigen Frau sagen!"

„Bist Du verrückt?! Was fällt Dir ein!" fuhr er sie streng an, „ich wollte Dich bei Seite schieben, um vorbeizukommen!" Aber die Sache war ihm trotz der äusserlichen Ruhe sehr unangenehm und der Ton, in dem er die Rüge ertheilte, klang nicht ganz rein und fest. Er setzte sich in die dunkelste Ecke und zündete sich eine Cigarre an. Agrafena stand, ihm den Rücken kehrend, am Fenster. Nina befand sich noch auf dem Bahnsteig und plauderte mit Lunarsky weiter.

Sergei's Vater trat an das Fenster heran und die kleine Sinja in die Backen kneifend, berichtete er mit tragikomischem Entsetzen: „Fast hätte mich eben so ein Bauernkerl hier mitten vor allen Leuten auf den Bahnsteig niedergesetzt! Hätte bei meinem Körperumfang ein Bild abgegeben, was? Rennt den Zug wie wild entlang, offenbar auf der Suche nach Jemand und natürlich gerade gegen mich an. Uebrigens geh' in den Waggon, Nina, es hat schon zum zweiten Mal geläutet! Du vergisst doch nicht wegen des Hauses, Sergei?"

„Es giebt doch nichts Schrecklicheres, als Abreisende auf die Bahn zu begleiten," bemerkte der Student, um doch auch etwas zu sagen.

„Und wer zwingt Sie dazu?" frug Nina.

„Die Gefühle der Verwandtschaft!" versuchte er sich heraus zu reden.

„Gefühle der Verwandtschaft!" lachte sie ihn aus, „sehr gut ausgedrückt, wirklich sehr gut!"

„Da ist er, da ist er!" rief in diesem Augenblick Sergei's Vater, indem er sehr drollig den zu Tode Erschrockenen spielte, „und gerade wieder dahin, wo ich stehe, rennt er!"

Den Bahnsteig hinauf kam ein junger Bursche dahergestürmt, in hohen Stiefeln, im Bauernhemd und starrte mit angstverzerrten Zügen in jedes Wagenfenster hinein. Als Agrafena ihn erblickte, erbleichte sie und trat rasch in das Innere des Wagens zurück. Aber der Bauer hatte sie schon bemerkt, stürzte an das Fenster heran und beide Hände zu demselben erhebend, bat er: „Agrafena!"

Sie trat wieder an das Fenster: „Was willst Du denn, wozu kommst Du hierher?" frug sie unwillig.

„Agrafena!" . . . . (Die Stimme des Burschen zitterte und Töne innigster Freude und tiefsten Weh's klangen gleichzeitig aus dem einen Wort hervor.) „Agrafena . . . . . . liebe, gute Agrafena! . . . . also wirklich? . . . . Herrgott das kann ja nicht sein!!"

„Was hast Du denn gedacht? glaubst wohl, die Herrschaften haben Spass gemacht? Hast doch das Geld bekommen?!"

„Das Geld! . . . . Ach das Geld!!" und indem er sich fest an das Fenster klammerte, flehte er: „Agrafena . . . . liebe Agrafena!"

„Na, was bedeutet denn das!" brüllte Sergei, ans Fenster tretend den armen Kerl an: „was willst Du, Freundchen, he? Was hast Du hier zu suchen?!" und er stellte sich in seiner ganzen Breite und Wohlgenährtheit vor das Fenster.

„Das ist mein Mann . . . . ich erzählte Ihnen, Herr . . . . .," fiel Agrafena, die jetzt hinter Sergei stand, zaghaft ein.

„Dein Mann! Nun schön!! Aber was will der Kerl denn hier?" und

[illegible]

„[illegible] Deine Frau reist weg, [illegible] man [illegible]

Der Bauer [illegible] wieder zum Fenster, ohne ein Wort auf all das zu erwidern [illegible] werden wir [illegible]"

„[illegible]!" antwortete der Alte für sie.

„Agrafena, komm einen Augenblick heraus!" bat der Bauer.

„Ach, was [illegible] ich kann nicht!"

„[illegible] darf nicht [illegible]!" liess sich Nina's scharfe Stimme hören.

„Es ist wirklich [illegible]. Die Leute fangen schon an aufmerksam zu werden! Man müsste ihn [illegible] lassen!" bemerkte der Student auf Französisch.

„In drei Minuten geht der Zug ab," antwortete der Alte in derselben Sprache.

„Agrafena!" flehte der Bursche wieder.

„Was denn?"

„Komm doch nur auf einen Augenblick heraus!"

„Wir fangen gleich an!" Sie stand funkelroth vor Scham und Verlegenheit in einiger Entfernung vom Fenster und wiegte die kleine Sinja auf den Armen. Ihre grossen, schwarzen Augen, die stät auf dem Mann ruhten, verriethen etwas Hartnäckiges, Eigenwilliges und deutlich konnte man in ihnen lesen, dass sie auch nicht zu ihrem Mann hinausgegangen wäre, wenn man es ihr [illegible] nicht verboten und wenn der Zug noch ein wenig gewartet hätte. Ja, ein feiner Menschenkenner hätte unfehlbar gewahren können, dass sich zwischen ihr und dem Bauern da draussen bereits eine unüberbrückbare Kluft aufgethan hatte. Und der [illegible] Bauer fühlte es instinktiv. Er fasste plötzlich mit beiden Händen in die Fensteröffnung, zog den Körper empor und steckte den Kopf bis zu den Schultern in den Wagen hinein.

„Du kommst nicht heraus?" frug er flüsternd.

„Nein, [illegible] Du aber auch!" rief sie erschreckt, aber der Ton verriet, dass sie sich geschmeichelt fühlte, so geliebt zu werden.

Das dritte Klingelzeichen wurde gegeben. Mit unerschütterlicher Ruhe



ging der Gendarm den Zug entlang, die allzu nah an den Wagen Stehenden zurückdrängend. Als er an den Burschen kam, schob er ihn sanft mit der Schulter bei Seite.

„Agrafena!" schluchzte der Bauer auf, packte sich an den Kopf, riss sich die Mütze ab und warf sie verzweifelt auf die Fliesen. Die Fenster des Waggons glitten schnell eines nach dem andern an ihm vorüber — das Fenster, an dem sein Weib stand, sah man nur noch von Weitem. Der Bauer klammerte sich an einen Laternenpfahl, drückte die heisse Stirn gegen das Eisen und begann fürchterlich zu weinen.

„Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt," flüsterte Sergei's Vater im Vorbeigehen Lunarsky zu, „sehen Sie, mein lieber Freund, der ist wirklich zu Tode betrübt. Glauben Sie nicht auch?"

„Weiss ich nicht," antwortete dieser zerstreut. „Wo speisen Sie zu Mittag?"

Der Alte sah ihn erstaunt an. „Ich — immer zu Hause" sagte er nach einer Weile. „Kommen Sie mit?"

„Ich nehme dankend an."

Der Alte nahm seinen Arm, sah ihn forschend an und sagte spöttisch: „Ja, ja zu Tode betrübt . . . aber Sie spielen nur betrübt . . . nach solchen Scharmützeln, wie Sie eines diesen Winter gehabt, ist man nicht zu Tode betrübt, genau wie man sich nach einem Dutzend Austern nicht satt gegessen hat. Der aber — hören Sie nur, wie der dumme Kerl heult . . . so ganz nutzlos!"

Um den immer stärker schluchzenden Bauern hatte sich währenddessen eine Gruppe Neugieriger gebildet. Die Meisten unter ihnen sahen voll Theilnahme auf den weinenden, armen Kerl.

„Hat man ihn bestohlen?" frug ein altes Bauernweib.

„Ach wo! Seine Frau ist abgereist" antwortete der dicke Zeitungsverkäufer hinter seinem Tisch vor.

„Die Frau?" sagte die Alte verwundert, „und ich dachte schon, er hat ernstlichen Kummer!"

„Ja, ja, meinte der Zeitungsverkäufer und schüttelte mit dem Kopf: es giebt doch sonderbare Käuze — und das ist noch dazu ein ganz ausnehmend komischer Kauz!!"

Der Gendarm trat jetzt hinzu und klopfte dem Burschen freundschaftlich auf die Schulter: „Nun, nun, Freundchen, geh Deiner Wege, — hast genug geweint!"

„Du hast gut reden, — was geht Dich auch fremder Leute Kummer an!" antwortete jener, indem er sich die dicken Thränen mit der Hand aus den Augen wischte. „Aber ich habe sie geliebt, und wie geliebt — von ganzer Seele!"

„Und wirst sie eben weiter lieben!"

„Ich schon . . . . aber sie, sie wird mich nicht lieb behalten!"

„Warum denn nicht?"

„Warum? Ich weiss nicht! Aber sie ist nicht eine von denen, die lieb behalten! Sie ist nicht ernsthaft genug! Verstehst Du! Jetzt ist es aus!"

„Weshalb hast Du sie dann aber in den Dienst gehen lassen?"

„Weshalb? Und wovon sollten wir leben? Wir wollten doch essen und trinken!" Und wieder begann er zu schluchzen. „Sie selbst hat es ja gewollt! Wir werden viel Geld verdienen, hat sie gesagt, wir werden es leichter haben — was sollte ich da machen?!"

„Natürlich, sie hat es so leichter," lachte der Gendarm spöttisch auf, „und Du sieh zu, wie Du's trägst, denkt sie sich. Aber jetzt, Freundchen, geh nach Hause!" befahl er streng mit plötzlich ganz verändertem Ton. „Du verursachst einen Auflauf — und das darf nicht sein . . . . Geh!"

Und er machte vor dem vorübergehenden Hauptmann der Gendarmerie Front.

Der Bauer liess die Laterne los, wischte sich nochmals mit der flachen Hand die Augen aus, nahm dem Gendarm die Mütze aus der Hand, die dieser aufgehoben hatte, setzte sie sich, ohne daurauf zu achten, verkehrt auf und torkelte halb geistesabwesend dem Ausgang zu.

DAS NEUE RITTERDRAMA.

VON

ALFRED KERR.

Das neue Ritterdrama birgt nicht, wie das alte, eine Sehnsucht nach der Wiederkehr vergangener Zeiten. Es zeigt die Ritter im Kampfe mit der Gegenwart; die Gegenwart im Kampfe mit den Rittern. Die Ritter haben keine Knappen mehr und sind nicht immer strahlende Gestalten. Sie sind oft lachhaft, oft bedauernswert, oft auffallend rüde. Sie werden nicht am glänzenden Hofe des mächtigen Kaisers gezeigt, weil das, in Deutschland, die Censur verbieten würde. Es giebt keine Erstürmung von Burgen, aber Kapitulation von Rittergütern. Das Gottesgericht hat die himmlisch-inbrünstigen Formen abgelegt und den Inhalt wichtigen Schautentums angenommen.

Das neue Ritterstück zeigt in seinen erschütterndsten und grössten Erscheinungen, nämlich bei August Strindberg, die tragischen Nachteile eines gewissen Ehrgefühls; des „Ehrgefühls, welches die höheren Klassen ererben — von wo? von der Barbarei, von der asiatischen Urheimat, von dem Rittertum des Mittelalters? — und welches sehr schön ist, jetzt aber unvorteilhaft für das Bestehen der Art.“ Jeder, der mit tiefem und weitem Blick sieht, wird am Rittertum die Merkmale des Untergangs heut als das Wesentliche sehen; er wird die ganze Bewegung erfassen, den Riesenprozess des Weltgeschehens, der neue Werte und neue Menschen aus den Fluten gehoben hat und ihnen für eine gewisse Zeit die Kommandobrücke wie die Maschinenräume ausliefert. Er wird die Aussichtslosigkeit im Kampf der Ritter gegen diese Mächte zuerst erkennen und entweder Teilnahme bereit haben, wie Strindberg, oder Hohn, wie ein Plebejer, oder Gleichmut, wie ein Geschichtsbetrachter, für die Überbleibsel des alten Kriegeradels, „welcher jetzt vor dem neuen Nerven- oder Grossgehirn-Adel untergeht.“ So ähnlich sah auch Jules Lemaître die Dinge, der als zartfühliger Republikaner halb bedauernd, halb befriedigt ausruft: les rois s'en vont. Kleiner ist es für einen tragischen Dramatiker, die gelegentlichen Unannehmlichkeiten mit tötlichem Ausgang vor allem wahrzunehmen, welche die Ritter vereinzelt der heutigen Menschheit bereiten können; ein Zustand, der mit dem grossen Ganzen der Entwicklung weit weniger zusammenhängt als mit der zufälligen Haltung einiger Regierungen. Unter diesem kleineren Gesichtspunkte dürften Duelldramen entstehen. Immerhin: auch sie können bedeutungsvoll werden und tiefgreifend, wenn zwei ganze Menschen einander gegenübertreten, von denen der eine im Charakter für die Merkmale des Rittertums Wurzeln bietet, der andre in seinem Wesen die Züge des modernen Menschen begründet zeigt. „Freiwild“ von Arthur Schnitzler, diesem Dichter, welcher auf andrem Gebiete manches letzte Wort gesagt und manche letzte Empfindung geweckt hat, ist ganz zweifellos ein Duellstück. Es zeigt im ersten Akt den Anlass zu einer Forderung, im zweiten die Ablehnung dieser Forderung, im dritten die Folgen dieser Ablehnung. Hat er zwei ganze Menschen hingestellt? Hat er zwei Welten klarwerden lassen? Ist er, über das zufällige, zeitliche Problem hinaus, zu ewigeren Dingen gelangt? Die Antwort, fiat justitia et pereat mundus, heisst: nein.

Den reinen Kunstwert eines Problemstücks abzuschätzen ist leicht. Man nimmt das Problem als gelöst an. Ein französisches Drama, siebziger Jahre,





das die Untrennbarkeit der Ehe behandelt; ein deutsches Stück, vor achtundvierzig, das die Schuldhaft behandelt: — was beide nach eingeführter Scheidung und aufgehobener Schuldhaft taugen, stellt ihren Kunstwert dar. Der Betrachter denkt sich die Duellsitte abgeschafft. Der Gedanke ist berechtigt, denn sie hat nicht immer bestanden und besteht nicht überall; es ist vielleicht kein Zufall, dass diese unklare und heuchlerische Einrichtung nur bei christlichen Völkern vorkommt; auch erst seit dem Mittelalter. Die Sitte besteht heut bloss in Europa, aber nicht einmal in allen europäischen Landen, und wo sie besteht, ist ihr eine Tausendstel-Minderheit unterworfen; neunhundertneunundneunzig Teile machen nicht mit. Die sozialistische Weltanschauung breitet sich stärker aus und trägt zur Abschaffung der Zweikämpfe bei. Die Verringerung ihrer Zahl ist im deutschen Reichstag festgestellt worden; zugleich die wachsende Beteiligung der Juden, aus der wiederum geschlossen werden kann, dass das Duell sicher ruiniert wird. Wenn es in absehbarer Zeit verschwindet: was bliebe von Schnitzlers Drama übrig? Dieser Rest ergäbe den Kunstwert des Stücks.

Die Antwort ist nicht trostlos Wer einen Dichter, den Dichter der „Liebelei“, in diesem Schauspiel sucht, wird ihn finden; wenn er auch zugleich einen neuen Schnitzler daneben findet. Der ungewöhnlich feine Umriss des Ganzen, diese Linien, wie vom Silberstift gezeichnet, diese meisterliche Schlankheit, kurz das, was dieser Glückliche im gegenwärtigen Deutschland allein besitzt: das ist vorhanden. Die Innigkeit und Weichheit, die er früher gezeigt, ruht, wenn schon in flüchtigem Abglanz, über dem Verhältnis des einen der beiden Helden zu einem jungen Mädchen. Der Humor, der in „Liebelei“ das Gegenspiel der Tragik wird, tritt hier an einer Anzahl von Schmierenkomödianten auf, satirisch verschärft, zuweilen mit leichter lustspielmässiger Auftragung. Eine ungewöhnliche dramatische Begabung, die das theatralische Moment in der achtungsvollsten Bedeutung dieses Wortes in sich birgt, spricht aus dem Werke; so stark, wie sie Schnitzler nie hätte vermuten lassen; so stark, wie sie in Deutschland keine drei Leute haben; und Schnitzler wendet nie ein unvornehmes Mittel an. Das Ende seines ersten Aufzugs, wo sich aus einer plänkelnden, flatternden, leichten Milieuschilderung in haarscharfen, knappen, energischen Strichen ein Drama herauszulösen beginnt, Schlag auf Schlag, aufwärtsgehend bis zum Aktschluss: das gehört in der Komposition zum Glänzendsten, was die neue deutsche Dramatik hervorgebracht hat. Hier allein würde es klarwerden, dass ein seltener Künstler auch dieses Werk geschrieben hat, welches in Schnitzlers Entwicklung, so gewiss es verfehlt ist, eine neue Linie zu beginnen scheint.

Der Dichter hätte nicht das leichte Schicksal einer Schauspielerin, der ihre körperliche Anständigkeit eine Ausnahmestellung zuweist, mit dem schwereren Geschick eines geächteten Mannes als ebenbürtig zusammenspannen sollen. Beide sind Freiwild, doch sie könnte zehn leidliche Auswege haben, wo er anscheinend nicht einen hat; durch *diese* Gleichstellung wird seine ernste Sache herabgezogen. In der Behandlung des Problems bleibt Schnitzler, wo minder feine Köpfe blosse Theoretiker werden, ein Künstler: durch die besondre Lage seines Falls, der in der Ablehnung einer Forderung besteht, sodass im Falle selbst, in den nothwendigen Auseinandersetzungen begründet ist, wenn der theoretische Inhalt des Problems zur Sprache kommt. Erörterung *ist* hier Handlung. Wie aber fasst der Dichter das Problem? Er will parteilos sein. Ist er es? Es bildet den äusseren Hauptfehler seines Stücks, dass es weder rein tendenzlerisch, das heisst ein Schmarren ist, noch so tief angelegt in der Charakterzeichnung, dass es im letzten Sinne zu den tout-comprendre-Werken gezählt werden könnte. Gefühlsmässig lässt sich wahrnehmen, dass er seinen Ritter nicht als schwarzen Mann hinstellen wollte, sondern gewisse Sympathieen auch ihm entgegenbringt. Er zeigt einen geladenen, verzweifelten Soldaten, aber er zeigt nicht ganz, wie diese Verzweiflung grade in dem Problematischen des ritterlichen Berufs wurzelt; hier genügen kleine Andeutungen nicht. Er wollte nicht gegen ihn Partei nehmen; und schliesslich kam doch

etwas wie ein Angeklagter heraus. Dieser Oberleutnant Karinski ist gegen Frauen nicht bloss von frecher Zudringlichkeit, sondern auch zu leichtsinniger Verleumdung bereit, er bietet einen Augenblick seine Hand zu der verlogenen Posse eines Scheinduells, er ist schon vorher gewaltthätig, er wird als eigensinnig geschildert, und er sieht mit der Hartnäckigkeit eines sozial beschränkten Kopfs in seinem Berufe die Welt. Was die ganze Erscheinung hebt, ist die verwegene Entschlossenheit, die auf Alles oder Nichts geht. Ein Teil seiner Eigenschaften sind unzweifelhaft typische Rittereigenschaften, aber das Beste — die Entstehung dieser Züge — fehlt. Der Gegenpart, Rönning, wehrt sich gegen das Duell. Er liebt das Leben nach schwerer Krankheit und ist voll Neigung zur Unabhängkeit. Das ist alles; man hört es, ohne das Gehörte in andrer Hinsicht als gegen das Duell bethätigt zu sehn. Er hat blos diejenigen Züge, die für die Erörterung seines Duellstandpunkts in Betracht kommen. Er ist nicht ein Mensch; er ist eine Seite eines Menschen. Und weil er sich nicht schlagen will, schiesst ihn der Andre kommentlos über den Haufen. Das ist der Ausgang.

* * *

Es ist die Frage, was dieser Ausgang sagt? Etwa: es ist besser, ihr schiesst Euch regelrecht, als dass Ihr unregelrecht erschossen werdet? Darum ein Drama zu schreiben konnte nicht die Absicht sein. Dieser Lehrsatz wäre auch recht speziell: weil das Erschossenwerden nicht stets so sicher ist. Und er wäre falsch: weil eine geregelte Schiesserei nicht gerechter ausfällt als eine wilde. Der Dichter gab dem Duellgegner zuletzt jedenfalls eine Waffe in die Hand; hier liegt der Schlüssel. Er wollte wohl pessimistisch zeigen, dass auch der Grossgehirn-Adel schliesslich ins Faustrecht zurückfällt: dass leider die ultima ratio doch nichts Höheres als der Appell an die Tierheit, schopenhauerisch zu reden, ist. Er zeigte sehr fein, und abseits von gradlinigem Doctinarismus, wie ein letzter Rest unbewussten Rittertums auch im modernen Menschen schlummern kann, und wie nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten. Dieser Zug, stärker betont, hätte dem Drama etwas Ewiges geben können. Der spiritualistische Duellgegner im Stück betrachtet den körperlichen Mut nicht folgerichtig als eine „Unteroffizierstugend", wie sehr folgerichtig der frankfurtische Philosoph, sondern es bäumt sich etwas in ihm, als das Vorhandensein dieser Unteroffizierstugend in ihm bezweifelt werden könnte; er bleibt, obwohl er schon abreisen wollte, und wird so getötet. Eine ältere Ästhetik hätte hier die „tragische Schuld" des Helden gesehen. Zugleich aber kann dieser entscheidende Zug anders aufgefasst werden: der Idealist, der Gläubige trotzt auf Vernunft und Recht, und darum bleibt er. Der Glaube, es kann mir von Rechts wegen nichts geschehen, lässt ihn die Sache bis zum Ende verfolgen; der Unsinn siegt, und er muss untergehn; er aber war im Recht.

Nein, er war garnicht im Recht! Er zeigt schon vorher eine logisch anfechtbare Stelle. Er handelt im Grunde nicht anders als Karinski. Was giebt den Anlass zur Forderung? Eine Ohrfeige, die er dem Leutnant versetzt, weil er verleumderisch über eine Dame spricht. Auch sein Vorgehen ist ja Selbsthilfe. Auch er reagiert mit körperlichen Mitteln ungesetzlich auf die Handlung eines Andren, auch er beweist durch diesen Schlag so wenig die Ehrenhaftigkeit der Dame, wie Karinski die seinige durch das Duell. Zwar ist sein Vorgehen minder gefährlich, da Ohrfeigen nicht tötlich wirken, aber auch er wählt nach eignem Ermessen aus seiner Sphäre ein Mittel zur Sühne: er muss es sich gefallen lassen, wenn der Andre eins aus der seinigen wählt. Der Grossgehirn-Adel hat offenbar noch Momente in denen ihm vor seiner Gottähnlichkeit bange wird und atavistische Ritterneigungen hervorkommen: es triumphiert der Apell an die Tierheit. So kann man in diesem





neuen Ritterstück eine schiefe Prämisse sehn; man kann aber auch eine besonders feine Absicht in dieser Schiefheit erblicken.

* * *

Das Thema im weiteren Sinn könnte humoristisch gefasst werden. Der Humor ruht ja stets auf einem Gegensatz. Hier wäre der wundervolle Gegensatz die Kluft zwischen erdenfreiem Wollen und den erdenschweren Grundlagen. Die Komik der Ritter vom Geist liefe hinaus auf den lachenden Entsagungsruf: stell' deinen Fuss auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist. Die Ritter von der Faust bieten auf endlichere Art humoristische Gegensätze. Etwa den: zwischen der äusseren, strammen Biderbheit und einem inneren Schwindlertum. Ihn wählte Hartleben in dem Ritterdrama vom „Ehrenwort“. Humoristisch hat er ihn, Gott ist mein Zeuge, nicht behandelt. Wie sonst? satirisch? Die Satire darf bitter ernst bleiben, wenn sie Widersprüche zornig und schneidend aufdeckt. Schneidend und mit innerem Zorn. Dieser Hannoveraner ist zeitweilig des Dafürhaltens, ein Satiriker zu sein. Wenigstens liess er auf das Titelblatt eines Dramas drucken, es sei eine Satire. Doch er hat manchen hübscheren Einfall gehabt, als eben diesen. Überflüssig zu sagen, dass seine Satire jedesmal soziale Satire ist. Ach Gott, er scheint durchaus geeignet, Herrengesellschaften von sehr verschiedenen sozialen Anschauungen zu belustigen. Satiren hin, Satiren her. Weiss er, warum er kein Satiriker ist? Darum: weil in seiner Brust kein Schrei wohnt. Weil das Wesen *seiner* Kunst eine tiefe Hundeschnäuzigkeit birgt. Dieser manchmal feinen und öfter hinreissend komischen Kunst. Und weiss er, warum er kein grosser Humorist ist, sondern mehr ein lustiger Bruder? Darum: weil in seiner Brust nichts vom Jean Paul steckt. Weil ihm die weiche, gütige Grösse fehlt und die Fähigkeit heissen lachenden Mitfühlens. Er ist ein Cyniker. Und weiss er, warum er kein grosser Cyniker ist, sondern ein kleiner? Darum, weil sein Cynismus auf Kleinigkeiten geht, aber noch nie auf die letzten Dinge ging. Weil er frei ward von auffälliger Gesellschaftsphilisterei, aber nicht von aller letzten Philisterei. Weil er gegen Ewigkeitscyniker selbst ein Philister ist. Er sieht die Menschen schliesslich doch in Kleidern. Zwar Frauen nicht immer; jedoch: die Menschen. Es sei, wie es sei: er hat uns manche lustige Stunde geschenkt. Und ein Possenspiel (so las ich irgendwo), wenn es auch von zehen Menschen nur einen froh gemacht, lasset es euch gefallen. Am Ende steckt gar weniger Wurstigkeit in ihm, als er sich merken zu lassen getraut. Am Ende auch geht dieser Humorist noch in sich. Jedenfalls aber: Mensch, werde wesentlich! Der Ritter ist bei ihm der Lump. Er zeigt einen schoflen, schofelsten Burschen, welcher die Gebote der äusseren Ehre, das ist der Ritterehre, prompt erfüllt. Der Lump darf zum Duell fordern, ein Ehrenmann wird zerschossen. Die Gemeinheit triumphiert also von Rechts wegen. Das heisst: beinahe — zum Glück kommt es nicht so weit; denn ein zugereister Freund u. s. w. Als Kunstwerk ist dieses Schauspiel von grosser Gottverlassenheit. Ganz poesielos, ganz dürr, ganz ohne Saft und in Einzelheiten plump. Man dürfte Herrn Hartleben hiernach nicht beurteilen. Es ist auch nicht geschehen. Mit dem sachlichen Inhalt allein aber wird man sich nicht befassen. Dass die Corpsehre nicht die wahre Sittlichkeit ist: wer kein Schimpanse ist, weiss das. Der Satz macht kein Stück aus. Da war mir der verblichene Roberts lieber. In seinem Schauspiel „Satisfaction“ bot er in der Tendenz putzigen Unsinn. Sein heldischer Duellgegner ist nur gegen das Pistolenduell. Dann nur gegen das Duell mit jugendlichen Gegnern. Dann überhaupt. Dann schiesst er sich, freudig, der lieben Frau zu Liebe. Er ist Revolutionär, doch er sagt ernst: „Ich weiss, was ich meiner Uniform schuldig bin!“ (ohne damit das Abbürsten zu meinen). Na, es ist heiter. Aber die Gestalten sind annähernd lebendig. Bei Hartleben sind sie Schemen.

vortretendes erhielt. Sergei fand sie in diesem Augenblick hässlich und ärgerte sich ausserdem über ihr Kokettieren mit Lunarsky. „Einen grösseren Fatzke, als diesen dummen Jungen, der nur eben erst die Schulbank verlassen hat, konnte sie sich auch nicht aussuchen. Aber so sind die Frauen. Ueber ihnen Allen schwebt das Fatum verschiedener faux pas. Alles geht gut und schön und plötzlich ohne jeden Grund: cascadée la vertue. Alles geht zum Teufel und der Mann ist chocirt. Und das Letztere ist das schlimmste an der Sache. Was fehlt ihr eigentlich? Einfach unbegreiflich! Wozu das Ganze?" Sergei verglich sich in Gedanken mit Lunarsky und konnte nicht umhin sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sich den Vorzug zu geben. „Er ist gross, breitschultrig, nicht zu dick und nicht zu dünn und — soweit ihm bekannt — haben seine blauen Augen noch auf ein jedes weibliche Wesen Eindruck gemacht. Lunarsky dagegen ist schmalschultrig, engbrüstig, so garnicht männlich und wie ihm scheint, sogar etwas verwachsen. Und dabei sieht er blasiert und verlebt aus. Nein, nein, Geschmack haben unsere Frauen nicht mehr — alle sind sie verschroben und hysterisch."

„Höre 'mal, Agrafena, Du solltest den Sonnenschirm aufspannen!" wandte er sich an die Amme.

Sie wurde aus irgend einem Grunde dunkelroth und griff mit den grossen Händen ungeschickt nach dem Sonnenschirm.

„Warte, ich werde Dir helfen, so geht es nicht!"

Er öffnete den Schirm und reichte ihn der Amme. Die kleine Sinja streckte die Händchen nach der Spitzengarnitur des Schirmes aus, strampelte und reckte sich und kreischte vor Freude.

„Na, und wie steht es mit Deinem Mann?" frug Sergei gutmüthig, konnte dabei aber nicht umhin ein wenig spöttisch pfiffig zu lächeln.

„Mit meinem Mann?" wiederholte sie, „ich weiss es nicht."

„Wass heisst dass? Er hat doch das Geld erhalten?"

„Gewiss doch Herr, gewiss!" (Sie fuhr nach Bauernart mit den Fingern unter die Nase, besann sich aber noch rechtzeitig, griff in die Tasche und zog das Taschentuch hervor. Im Wagen machte sich ein scharfer unangenehmer Patchouligeruch bemerkbar.)

„Pfui Teufel! Auch ein Odeur!" entrüstete sich Sergei. „Bitte, sorge doch dafür," wandte er sich an seine Frau, „dass sie sich in Zukunft anderer Wohlgerüche bedient."

Nina sah ihren Mann und hierauf die Amme an und kehrte sich dann, ohne ein Wort zu sagen, ganz mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, wieder ab, um von neuem vor sich hin zu starren.

„Also das Geld hat er bekommen?"

„Natürlich hat er es bekommen, Herr, natürlich — und wir danken auch herzlichst dafür. Jetzt können wir doch wenigstens eine Kuh anschaffen ..... Die Kinder bekommen doch wenigstens Milch!"

„Wieviel Kinder hast Du denn," frug er lachend weiter.

„Eines Herr . . . ein Mädchen . . . . was denken Sie auch?" und die Amme wurde plötzlich verlegen und suchte das Gesicht hinter dem Hut des kleinen Kindes zu verbergen. „Das Andere haben wir von der Schwester . . . . Die Schwester ist tot . . . . es ist eine Waise . . . . fünf Jahre ist sie nun schon tot, die Schwester . . . . das Kind war damals acht Jahre alt . . . . so ein Unglück!"

Sergei begannen die Einzelheiten zu langweilen, er suchte das Gespräch abzulenken: „Na also, was ist es mit Deinem Mann?"

Agrafena wurde ernst. „Er will durchaus nicht, dass ich mit den Herrschaften mitreise — durchaus nicht. Ach, was hat er mich mit Bitten gequält! Ganz schrecklich, Herr!"

„Du siehst doch aber ein, dass es für Dich vortheilhafter ist mit uns zu gehen — und für ihn auch. Jetzt könnt Ihr Euch eine Kuh und ein Pferd und weiss Gott was noch Alles kaufen . . . . . eine ganze Wirthschaft!"

„Freilich Herr, freilich!" antwortete sie, sah dabei jedoch verlegen zu



Boden und unsicher setzte sie hinzu: „wie hätten wir sonst so viel Geld beschaffen können!“

Er drehte sich selbstgefällig den Schnurrbart und meinte leutselig: „Na siehst Du!“ Dabei blickte er die Amme nochmals von oben bis unten an, ungefähr so wie der Besitzer sein Eigenthum, der Asiate die erstandene Sklavin, der Sportsman ein Pferd. Und es war auch ein ganz geschäftsmässiger Gedanke, der ihm durch den Kopf fuhr: „kein übler Handel! Uebrigens,“ resumirte er in Gedanken weiter, „ist es ja wirklich eine Art Leibeigenschaft, in der sie sich befindet. Sie wird gepflegt und gehegt, mit Leckerbissen gefüttert und Alles wird gethan um sie zufrieden und bei guter Laune zu erhalten — aber nicht rühren darf sie sich, ohne Erlaubniss keinen Schritt aus dem Hause thun, oder ohne Begleitung, immer wird sie überwacht, beobachtet und selbst ihr Mann darf sie nicht besuchen. Und doch werfen sich die jungen Frauen vom Dorf schon nach einjähriger Ehe dieser süssen, sättigenden, keine Arbeit heischenden Sklaverei mit Wollust in die Arme. Sie wollen eben Sklaven sein — und dafür gut leben, essen und trinken. Ihre Sache!“

„Ich habe ihm garnicht gesagt, dass wir heute schon reisen,“ nahm Agrafena das Gespräch wieder wichtig auf. „Er wollte durchaus, dass ich ihm mittheilen solle, wann wir abfahren, damit er Abschied nehmen könne — aber die gnädige Frau wollte nicht, dass er kommt . . . . . und so weiss er gar nicht, dass ich ihm ausrücke.“ Und dabei lachte sie vergnügt vor sich hin.

Sergei antwortete nicht und rauchte schweigend seine Cigarre. Abermals betrachtete er die junge „Sklavin,“ wie er sie in Gedanken nannte, eingehend und je eingehender er das jugendfrische, üppige Bauernweib mit den Augen prüfte, desto besser gefiel es ihm. Und plötzlich kam ihm der ganz unvermittelte Gedanke, dass eine kleine Poussirerei der Amme doch auch seine Reize haben müsste. Er musste selbst innerlich über diese Idee lachen und dennoch setzte sie sich immer mehr in ihm fest. Am Meisten reizte ihn dabei der Gedanke, dass es eben nie mehr als eine Poussirerei werden konnte . . . . . war es doch die Amme seines Kindes. Das aber war ja gerade das Originelle. Er war übersättigt durch die andersartigen Erfolge, die er stets bei den Frauen gehabt, und daher war der Vorgeschmack des Genusses ihm viel werthvoller, als der Genuss selbst. Und ausserdem rächte er sich dadurch doch mindestens ein wenig an seiner Frau für ihre, wenn auch ganz unschuldige, aber doch ungehörige Liebäugelei mit Lunarsky.

Wieder sah er die Amme an, aber dieses Mal mit ganz anderen Blicken. Ein Stück Lebemann aus früheren Zeiten war wieder in ihm erwacht. Agrafena jedoch sass ihm gegenüber: verständnisslos, ruhig, mit von der Hitze geröthetem Gesichtchen und begegnete seinen herausfordernden Blicken mit rührender Naivität. Sie bemerkte nicht einmal da etwas, als seine Augen mehr als gut war zu verrathen begannen.

„Sie versteht mich nicht, — garnicht! Oh, wie dumm, wie dumm ist sie! Mit der kann man sich wahrhaftig verteufelt viel erlauben,“ dachte Sergei und berührte ziemlich herausfordernd mit seinem lackbeschuhten Fuss ihren derben, grossen Stiefel. Er erröthete wie ein auf böser That ertappter Schulbube und sah sich vorsichtig nach seiner Frau um. Aber Nina sah und hörte nichts und blickte in Gedanken versunken vor sich hin.

„Natürlich, sie denkt an den Fatzke Lunarsky,“ grollte er innerlich, wandte dann aber sofort seine Aufmerksamkeit der Amme zu. Sie schien ihm verlegen seinen Blicken auszuweichen — d. h. thatsächlich redete er sich das nur ein und — es gefiel ihm ungemein. Er war überzeugt, dass es ihm bereits in der kurzen Zeit gelungen sei ihr weibliches Interesse zu wecken, und dieses Interesse hielt er bei allen weiblichen Wesen für das wichtigste und ausschlaggebendste Moment. Seiner Ansicht nach war das Weib schon in dem Augenblick, wo es auch nur das flüchtigste kaum wahrnehmbare Interesse für einen Mann aufkommen liess, verloren und meist, wenn auch oft unbewusst, bereits Mitschuldige an dem Vergehen, welches der Mann sich später

[illegible] würde. Das konnte er war in der Gegenwart schon für die Zukunft [illegible].

Sergei drückte seinen Lackstiefel fester und fester auf den Fuss der Amme. Ihr schien sie etwas — aber sie zog nur den Fuss ruhig fort und sah ihn erstaunt an.

„Oh, wie dumm, wie dumm!“ dachte er vor sich hin. Er kam sich wie ein ganz junger Mensch bei seinem ersten Abenteuer vor; er fühlte sich wieder jung und frisch; er hatte endlich das so lang ersehnte Abenteuer gefunden.

„Ja, was so ein junges, altes Ding von der Welt nicht alles aus Einem machen kann!“ dachte er, „aber wie dumm sie ist, wie unglaublich dumm.“

* * *

Als der Wagen in der Einfahrt des Bahnhofs hielt, sprang er leicht wie ein Jüngling heraus und reichte seiner Frau ziemlich unliebenswürdig die Hand. Lunarsky stand bereits am Wagenschlag. Sergei warf ihm einen halb spöttischen, halb verächtlichen Blick zu, was jenen aber nicht zu veranlassen vermochte, von Nina's Seite zu weichen. Hinter den Dreien ging Sergei's Vater, langsam und bedächtig und brummte vor sich hin: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt!“ Der junge Reisegefährte an seiner Seite hatte sich ein Monocle eingeklemmt und fixirte das Publikum.

Man begab sich in den Wartesaal erster Klasse, wo Lunarsky sich sofort einen Platz neben Nina eroberte, während Sergei an Agrafena's Seite blieb. Langsam rückte er ihr immer näher und berührte zum Schlus wie versehentlich ihren entblössten Unterarm. Sie sah ihn an und rückte ein wenig weiter. Dieser kurze Blick genügte Sergei bereits sich einzubilden, er habe schon gesiegt. Er redete sich ein, dass in jenem Blick etwas wie Verständniss und Verwunderung gelegen habe. Endlich also hatte sie begriffen, hatte gemerkt, dass er sie nicht aus Versehen berührt habe, sondern dass es im Gegentheil durchaus beabsichtigt war. Und ihm schien es, als zweifle sie einerseits noch und fürchte sich falsch zu verstehen, während sie andererseits bereits sich über ihre Entdeckung zu freuen begann.

Alles dies existirte aber nur in der Einbildung des guten Sergei.

Und er beschloss ihre Zweifel zu zerstreuen. Er rückte noch näher heran, so dass sein Knie das ihre berührte und begann mit der kleinen Sinja zu scherzen. Den Kopf weit vorgestreckt, berührte er fast das Gesichtchen des sich an die Amme fest anschmiegenden Kindes und damit auch das Gesicht der Amme selbst. Und jetzt errothete Agrafena wirklich. Einen Augenblick schämte sich Sergei selbst über das falsche Spiel, das er spielte — aber nur einen Augenblick. Wieder begann es ihn unwiderstehlich zu reizen, wieder schlug ihm das Herz höher und er sah die Amme mit nicht mehr misszuverstehenden Blicken an.

Und jetzt hatte ihn das junge Weib thatsächlich verstanden. Sie erröthete bis unter die Haarwurzeln und wandte sich verschämt ab.

Er schwelgte in dem Gefühl seines Sieges und freute sich ihrer Verlegenheit. Unverwandt starrte er sie an.

Da riss ihn Nina's scharf klingende Stimme aus seinen Träumen: „Pass doch auf, Agrafena, sieh' auf das Kind!“ fuhr sie die Amme hart an.

Sinja hatte die Gelegenheit ausgenutzt, war vom Schoss der Amme halb heruntergeglitten und baumelte nun mit den nackten Beinchen vergnügt in der Luft herum. Die Windeln lagen an der Erde.

Nina sah ihren Mann und dann die Amme durchdringend an und sich wieder Lunarsky zukehrend, beantwortete sie dessen letzte Frage, während ein spöttisches, verächtliches Lächeln ihren Mund umspielte.

„Wie lange wir auf dem Gut bleiben werden? Wahrscheinlich bis zum September!“

„Oh, ich glaube sogar länger,“ warf Sergei rasch ein.



„Jedenfalls erwarten wir Sie,“ sagte Nina mit einer Betonung, die deutlich ausdrückte: ich erwarte Sie.

Lunarsky verbeugte sich. Das erste Glockenzeichen wurde gegeben und Alles eilte zu den Waggons. Sergei ging dicht hinter der Amme. Der Schaffner, dem er die Billets für eine ganze Wagenabtheilung I. Klasse vorzeigt, öffnete dienstbeflissen die Waggonthür. Sergei hielt sich noch immer dicht hinter Agrafena und als sie sich Beide in dem engen, halbdunkeln Corridor befanden, durchblitzte ihn plötzlich der Gedanke das junge Weib mit beiden Händen um die Taille zu fassen. Gedacht, gethan!

Die Amme fuhr ärgerlich auf: „Was soll das, Herr, lassen Sie die Spielerei — ich werde es der gnädigen Frau sagen!“

„Bist Du verrückt?! Was fällt Dir ein!“ fuhr er sie streng an, „ich wollte Dich bei Seite schieben, um vorbeizukommen!“ Aber die Sache war ihm trotz der äusserlichen Ruhe sehr unangenehm und der Ton, in dem er die Rüge ertheilte, klang nicht ganz rein und fest. Er setzte sich in die dunkelste Ecke und zündete sich eine Cigarre an. Agrafena stand, ihm den Rücken kehrend, am Fenster. Nina befand sich noch auf dem Bahnsteig und plauderte mit Lunarsky weiter.

Sergei's Vater trat an das Fenster heran und die kleine Sinja in die Backen kneifend, berichtete er mit tragikomischem Entsetzen: „Fast hätte mich eben so ein Bauernkerl hier mitten vor allen Leuten auf den Bahnsteig niedergesetzt! Hätte bei meinem Körperumfang ein Bild abgegeben, was? Rennt den Zug wie wild entlang, offenbar auf der Suche nach Jemand und natürlich gerade gegen mich an. Uebrigens geh' in den Waggon, Nina, es hat schon zum zweiten Mal geläutet! Du vergisst doch nicht wegen des Hauses, Sergei?“

„Es giebt doch nichts Schrecklicheres, als Abreisende auf die Bahn zu begleiten,“ bemerkte der Student, um doch auch etwas zu sagen.

„Und wer zwingt Sie dazu?“ frug Nina.

„Die Gefühle der Verwandtschaft!“ versuchte er sich heraus zu reden.

„Gefühle der Verwandtschaft!“ lachte sie ihn aus, „sehr gut ausgedrückt, wirklich sehr gut!“

„Da ist er, da ist er!“ rief in diesem Augenblick Sergei's Vater, indem er sehr drollig den zu Tode Erschrockenen spielte, „und gerade wieder dahin, wo ich stehe, rennt er!“

Den Bahnsteig hinauf kam ein junger Bursche dahergestürmt, in hohen Stiefeln, im Bauernhemd und starrte mit angstverzerrten Zügen in jedes Wagenfenster hinein. Als Agrafena ihn erblickte, erbleichte sie und trat rasch in das Innere des Wagens zurück. Aber der Bauer hatte sie schon bemerkt, stürzte an das Fenster heran und beide Hände zu demselben erhebend, bat er: „Agrafena!“

Sie trat wieder an das Fenster: „Was willst Du denn, wozu kommst Du hierher?“ frug sie unwillig.

„Agrafena!“ . . . . (Die Stimme des Burschen zitterte und Töne innigster Freude und tiefsten Weh's klangen gleichzeitig aus dem einen Wort hervor.) „Agrafena . . . . . . liebe, gute Agrafena! . . . . also wirklich? . . . . Herrgott das kann ja nicht sein!!“

„Was hast Du denn gedacht? glaubst wohl, die Herrschaften haben Spass gemacht? Hast doch das Geld bekommen?!“

„Das Geld! . . . . Ach das Geld!!“ und indem er sich fest an das Fenster klammerte, flehte er: „Agrafena . . . . liebe Agrafena!“

„Na, was bedeutet denn das!“ brüllte Sergei, ans Fenster tretend den armen Kerl an: „was willst Du, Freundchen, he? Was hast Du hier zu suchen?!“ und er stellte sich in seiner ganzen Breite und Wohlgenährtheit vor das Fenster.

„Das ist mein Mann . . . . ich erzählte Ihnen, Herr . . . . .,“ fiel Agrafena, die jetzt hinter Sergei stand, zaghaft ein.

„Dein Mann! Nun schön!! Aber was will der Kerl denn hier?“ und



sich etwas aus dem Fenster hinauslehnend, sah er dem Burschen streng und wie er meinte, vernichtend in das Gesicht.

Der aber liess sich nicht beirren, blieb stehen und murmelte nur bescheiden: „verzeihen Sie . . . . aber . . . . aber . . . .!"

Weiter kam er nicht! Jetzt mischte sich auch Nina und zwar sehr erregt hinein: „Habe ich Dir nicht verboten zu uns zu kommen," donnerte sie ihn an, „und jetzt kommst Du gar hierher um Skandal zu machen. Dummer Bauernkerl, mach', dass Du fortkommst!"

„Man müsste ihn einfach abführen lassen," ereiferte sich nun auch der Herr Studiosus der Rechte, „Gendarm, rief er, Gendarm!!"

Einer der auf jedem russischen Bahnhof Wache habenden Gendarmen, welcher nur wenige Schritte vom Ort der Handlung Posto gefasst hatte, that als ob er nicht höre, drehte sich um und ging nach der entgegengesetzten Seite.

„Ich bitte Euch, nicht so laut, nicht so aufgeregt!" mischte sich jetzt auch Sergei's Vater hinein, und an den jungen Burschen herantretend, zog er ihn leise ein wenig vom Fenster fort und frug freundlich: „Also Du bist der Mann der Agrafena?"

„Ja Herr — der Mann," antwortete der Bauer und dabei rannen ihm die dicken Thränen über die Backen.

„Du weinst," rief der Alte, mit halb gespieltem, halb wirklichem Entsetzen, „ein Mann, der weint!" Und Nina mit den Augen bedeutend, dass sie von der Plattform in das Innere des Waggons treten solle, fuhr er fort: „Denkt Euch nur, er weint . . . . so ein stattlicher, fester, hübscher Kerl, weint!"

Der Herr Studiosus lachte so herzlich auf, dass ihm sein Monocle entfiel und auf den Steinfliesen in tausend Scherben zerbrach.

„Also worüber weinst Du," fuhr der Alte fort. „Deine Frau reist weg, schön — aber sie kommt doch wieder . . . . und ausserdem hat man Euch reichlich dafür bezahlt."

Der Bauer drängte sich wieder zum Fenster, ohne ein Wort auf all' das zu erwidern und rief hinein: „Agrafena, ... liebe, gute . . . . werden wir uns denn auch wiedersehen?"

„Gewiss! Im Herbst!" antwortete der Alte für sie.

„Agrafena, komm einen Augenblick heraus!" bat der Bauer.

„Ach, was Dir einfällt, ... ich kann nicht!"

„Und darf nicht, musst Du hinzusetzen!" liess sich Nina's scharfe Stimme hören.

„Es ist wirklich unausstehlich! Die Leute fangen schon an aufmerksam zu werden! Man müsste ihn abführen lassen!" bemerkte der Student auf Französisch.

„In drei Minuten geht der Zug ab," antwortete der Alte in derselben Sprache.

„Agrafena!" flehte der Bursche wieder.

„Was denn!"

„Komm doch nur auf einen Augenblick heraus!"

„Wir fahren gleich ab!" Sie stand dunkelroth vor Scham und Verlegenheit in einiger Entfernung vom Fenster und wiegte die kleine Sinja auf den Armen. Ihre grossen, schwarzen Augen, die kalt auf dem Mann ruhten, verriethen etwas Hartnäckiges, Eigenwilliges und deutlich konnte man in ihnen lesen, dass sie auch nicht zu ihrem Mann hinausgegangen wäre, wenn man es ihr selbst nicht verboten und wenn der Zug noch ein wenig gewartet hätte. Ja, ein feiner Menschenkenner hätte unfehlbar gewahren können, dass sich zwischen ihr und dem Bauern da draussen bereits eine unüberbrückbare Kluft aufgethan hatte. Und der schlichte Bauer fühlte es instinktiv. Er fasste plötzlich mit beiden Händen in die Fensteröffnung, zog den Körper empor und steckte den Kopf bis zu den Schultern in den Wagen hinein.

„Du kommst nicht heraus?" frug er flüsternd.

„Nein, bist Du aber auch!" rief sie erschreckt, aber der Ton verriet, dass sie sich geschmeichelt fühlte, so geliebt zu werden.

Das dritte Klingelzeichen wurde gegeben. Mit unerschütterlicher Ruhe



ging der Gendarm den Zug entlang, die allzu nah an den Wagen Stehenden zurückdrängend. Als er an den Burschen kam, schob er ihn sanft mit der Schulter bei Seite.

„Agrafena!" schluchzte der Bauer auf, packte sich an den Kopf, riss sich die Mütze ab und warf sie verzweifelt auf die Fliesen. Die Fenster des Waggons glitten schnell eines nach dem andern an ihm vorüber — das Fenster, an dem sein Weib stand, sah man nur noch von Weitem. Der Bauer klammerte sich an einen Laternenpfahl, drückte die heisse Stirn gegen das Eisen und begann fürchterlich zu weinen.

„Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt," flüsterte Sergei's Vater im Vorbeigehen Lunarsky zu, „sehen Sie, mein lieber Freund, der ist wirklich zu Tode betrübt. Glauben Sie nicht auch?"

„Weiss ich nicht," antwortete dieser zerstreut. „Wo speisen Sie zu Mittag?"

Der Alte sah ihn erstaunt an. „Ich — immer zu Hause" sagte er nach einer Weile. „Kommen Sie mit?"

„Ich nehme dankend an."

Der Alte nahm seinen Arm, sah ihn forschend an und sagte spöttisch: „Ja, ja zu Tode betrübt . . . aber Sie spielen nur betrübt . . . nach solchen Scharmützeln, wie Sie eines diesen Winter gehabt, ist man nicht zu Tode betrübt, genau wie man sich nach einem Dutzend Austern nicht satt gegessen hat. Der aber — hören Sie nur, wie der dumme Kerl heult . . . so ganz nutzlos!"

Um den immer stärker schluchzenden Bauern hatte sich währenddessen eine Gruppe Neugieriger gebildet. Die Meisten unter ihnen sahen voll Theilnahme auf den weinenden, armen Kerl.

„Hat man ihn bestohlen?" frug ein altes Bauernweib.

„Ach wo! Seine Frau ist abgereist" antwortete der dicke Zeitungsverkäufer hinter seinem Tisch vor.

„Die Frau?" sagte die Alte verwundert, „und ich dachte schon, er hat ernstlichen Kummer!"

„Ja, ja, meinte der Zeitungsverkäufer und schüttelte mit dem Kopf: es giebt doch sonderbare Käuze — und das ist noch dazu ein ganz ausnehmend komischer Kauz!!"

Der Gendarm trat jetzt hinzu und klopfte dem Burschen freundschaftlich auf die Schulter: „Nun, nun, Freundchen, geh Deiner Wege, — hast genug geweint!"

„Du hast gut reden, — was geht Dich auch fremder Leute Kummer an!" antwortete jener, indem er sich die dicken Thränen mit der Hand aus den Augen wischte. „Aber ich habe sie geliebt, und wie geliebt — von ganzer Seele!"

„Und wirst sie eben weiter lieben!"

„Ich schon . . . . aber sie, sie wird mich nicht lieb behalten!"

„Warum denn nicht?"

„Warum? Ich weiss nicht! Aber sie ist nicht eine von denen, die lieb behalten! Sie ist nicht ernsthaft genug! Verstehst Du! Jetzt ist es aus!"

„Weshalb hast Du sie dann aber in den Dienst gehen lassen?"

„Weshalb? Und wovon sollten wir leben? Wir wollten doch essen und trinken!" Und wieder begann er zu schluchzen. „Sie selbst hat es ja gewollt! Wir werden viel Geld verdienen, hat sie gesagt, wir werden es leichter haben — was sollte ich da machen?!"

„Natürlich, sie hat es so leichter," lachte der Gendarm spöttisch auf, „und Du sieh zu, wie Du's trägst, denkt sie sich. Aber jetzt, Freundchen, geh nach Hause!" befahl er streng mit plötzlich ganz verändertem Ton. „Du verursachst einen Auflauf — und das darf nicht sein . . . . . Geh!"

Und er machte vor dem vorübergehenden Hauptmann der Gendarmerie Front.

Der Bauer liess die Laterne los, wischte sich nochmals mit der flachen Hand die Augen aus, nahm dem Gendarm die Mütze aus der Hand, die dieser aufgehoben hatte, setzte sie sich, ohne daurauf zu achten, verkehrt auf und torkelte halb geistesabwesend dem Ausgang zu.

DAS NEUE RITTERDRAMA.

VON

ALFRED KERR.

Das neue Ritterdrama birgt nicht, wie das alte, eine Sehnsucht nach der Wiederkehr vergangener Zeiten. Es zeigt die Ritter im Kampfe mit der Gegenwart; die Gegenwart im Kampfe mit den Rittern. Die Ritter haben keine Knappen mehr und sind nicht immer strahlende Gestalten. Sie sind oft lachhaft, oft bedauernswert, oft auffallend rüde. Sie werden nicht am glänzenden Hofe des mächtigen Kaisers gezeigt, weil das, in Deutschland, die Censur verbieten würde. Es giebt keine Erstürmung von Burgen, aber Kapitulation von Rittergütern. Das Gottesgericht hat die himmlisch-inbrünstigen Formen abgelegt und den Inhalt wichtigen Schautentums angenommen.

Das neue Ritterstück zeigt in seinen erschütterndsten und grössten Erscheinungen, nämlich bei August Strindberg, die tragischen Nachteile eines gewissen Ehrgefühls; des „Ehrgefühls, welches die höheren Klassen ererben — von wo? von der Barbarei, von der asiatischen Urheimat, von dem Rittertum des Mittelalters? — und welches sehr schön ist, jetzt aber unvorteilhaft für das Bestehen der Art.“ Jeder, der mit tiefem und weitem Blick sieht, wird am Rittertum die Merkmale des Untergangs heut als das Wesentliche sehen; er wird die ganze Bewegung erfassen, den Riesenprozess des Weltgeschehens, der neue Werte und neue Menschen aus den Fluten gehoben hat und ihnen für eine gewisse Zeit die Kommandobrücke wie die Maschinenräume ausliefert. Er wird die Aussichtslosigkeit im Kampf der Ritter gegen diese Mächte zuerst erkennen und entweder Teilnahme bereit haben, wie Strindberg, oder Hohn, wie ein Plebejer, oder Gleichmut, wie ein Geschichtsbetrachter, für die Überbleibsel des alten Kriegeradels, „welcher jetzt vor dem neuen Nerven- oder Grossgehirn-Adel untergeht.“ So ähnlich sah auch Jules Lemaître die Dinge, der als zartfühliger Republikaner halb bedauernd, halb befriedigt ausruft: les rois s'en vont. Kleiner ist es für einen tragischen Dramatiker, die gelegentlichen Unannehmlichkeiten mit tötlichem Ausgang vor allem wahrzunehmen, welche die Ritter vereinzelt der heutigen Menschheit bereiten können; ein Zustand, der mit dem grossen Ganzen der Entwicklung weit weniger zusammenhängt als mit der zufälligen Haltung einiger Regierungen. Unter diesem kleineren Gesichtspunkte dürften Duelldramen entstehen. Immerhin: auch sie können bedeutungsvoll werden und tiefgreifend, wenn zwei ganze Menschen einander gegenübertreten, von denen der eine im Charakter für die Merkmale des Rittertums Wurzeln bietet, der andre in seinem Wesen die Züge des modernen Menschen begründet zeigt. „Freiwild“ von Arthur Schnitzler, diesem Dichter, welcher auf andrem Gebiete manches letzte Wort gesagt und manche letzte Empfindung geweckt hat, ist ganz zweifellos ein Duellstück. Es zeigt im ersten Akt den Anlass zu einer Forderung, im zweiten die Ablehnung dieser Forderung, im dritten die Folgen dieser Ablehnung. Hat er zwei ganze Menschen hingestellt? Hat er zwei Welten klarwerden lassen? Ist er, über das zufällige, zeitliche Problem hinaus, zu ewigeren Dingen gelangt? Die Antwort, fiat justitia et pereat mundus, heisst: nein.

Den reinen Kunstwert eines Problemstücks abzuschätzen ist leicht. Man nimmt das Problem als gelöst an. Ein französisches Drama, siebziger Jahre,



das die Untrennbarkeit der Ehe behandelt; ein deutsches Stück, vor achtundvierzig, das die Schuldhaft behandelt: — was beide nach eingeführter Scheidung und aufgehobener Schuldhaft taugen, stellt ihren Kunstwert dar. Der Betrachter denkt sich die Duellsitte abgeschafft. Der Gedanke ist berechtigt, denn sie hat nicht immer bestanden und besteht nicht überall; es ist vielleicht kein Zufall, dass diese unklare und heuchlerische Einrichtung nur bei christlichen Völkern vorkommt; auch erst seit dem Mittelalter. Die Sitte besteht heut bloss in Europa, aber nicht einmal in allen europäischen Landen, und wo sie besteht, ist ihr eine Tausendstel-Minderheit unterworfen; neunhundertneunundneunzig Teile machen nicht mit. Die sozialistische Weltanschauung breitet sich stärker aus und trägt zur Abschaffung der Zweikämpfe bei. Die Verringerung ihrer Zahl ist im deutschen Reichstag festgestellt worden; zugleich die wachsende Beteiligung der Juden, aus der wiederum geschlossen werden kann, dass das Duell sicher ruiniert wird. Wenn es in absehbarer Zeit verschwindet: was bliebe von Schnitzlers Drama übrig? Dieser Rest ergäbe den Kunstwert des Stücks.

Die Antwort ist nicht trostlos Wer einen Dichter, den Dichter der „Liebelei“, in diesem Schauspiel sucht, wird ihn finden; wenn er auch zugleich einen neuen Schnitzler daneben findet. Der ungewöhnlich feine Umriss des Ganzen, diese Linien, wie vom Silberstift gezeichnet, diese meisterliche Schlankheit, kurz das, was dieser Glückliche im gegenwärtigen Deutschland allein besitzt: das ist vorhanden. Die Innigkeit und Weichheit, die er früher gezeigt, ruht, wenn schon in flüchtigem Abglanz, über dem Verhältnis des einen der beiden Helden zu einem jungen Mädchen. Der Humor, der in „Liebelei“ das Gegenspiel der Tragik wird, tritt hier an einer Anzahl von Schmierenkomödianten auf, satirisch verschärft, zuweilen mit leichter lustspielmässiger Auftragung. Eine ungewöhnliche dramatische Begabung, die das theatralische Moment in der achtungsvollsten Bedeutung dieses Wortes in sich birgt, spricht aus dem Werke; so stark, wie sie Schnitzler nie hätte vermuten lassen; so stark, wie sie in Deutschland keine drei Leute haben; und Schnitzler wendet nie ein unvornehmes Mittel an. Das Ende seines ersten Aufzugs, wo sich aus einer plänkelnden, flatternden, leichten Milieuschilderung in haarscharfen, knappen, energischen Strichen ein Drama herauszulösen beginnt, Schlag auf Schlag, aufwärtsgehend bis zum Aktschluss: das gehört in der Komposition zum Glänzendsten, was die neue deutsche Dramatik hervorgebracht hat. Hier allein würde es klarwerden, dass ein seltener Künstler auch dieses Werk geschrieben hat, welches in Schnitzlers Entwicklung, so gewiss es verfehlt ist, eine neue Linie zu beginnen scheint.

Der Dichter hätte nicht das leichte Schicksal einer Schauspielerin, der ihre körperliche Anständigkeit eine Ausnahmestellung zuweist, mit dem schwereren Geschick eines geächteten Mannes als ebenbürtig zusammenspannen sollen. Beide sind Freiwild, doch sie könnte zehn leidliche Auswege haben, wo er anscheinend nicht einen hat; durch d i e s e Gleichstellung wird seine ernste Sache herabgezogen. In der Behandlung des Problems bleibt Schnitzler, wo minder feine Köpfe blosse Theoretiker werden, ein Künstler: durch die besondre Lage seines Falls, der in der Ablehnung einer Forderung besteht, sodass im Falle selbst, in den nothwendigen Auseinandersetzungen begründet ist, wenn der theoretische Inhalt des Problems zur Sprache kommt. Erörterung i s t hier Handlung. Wie aber fasst der Dichter das Problem? Er will parteilos sein. Ist er es? Es bildet den äusseren Hauptfehler seines Stücks, dass es weder rein tendenzlerisch, das heisst ein Schmarren ist, noch so tief angelegt in der Charakterzeichnung, dass es im letzten Sinne zu den tout-comprendre-Werken gezählt werden könnte. Gefühlsmässig lässt sich wahrnehmen, dass er seinen Ritter nicht als schwarzen Mann hinstellen wollte, sondern gewisse Sympathieen auch ihm entgegenbringt. Er zeigt einen geladenen, verzweifelten Soldaten, aber er zeigt nicht ganz, wie diese Verzweiflung grade in dem Problematischen des ritterlichen Berufs wurzelt; hier genügen kleine Andeutungen nicht. Er wollte nicht gegen ihn Partei nehmen; und schliesslich kam doch

etwas wie ein Angeklagter heraus. Dieser Oberleutnant Karinski ist gegen Frauen nicht bloss von frecher Zudringlichkeit, sondern auch zu leichtsinniger Verleumdung bereit, er bietet einen Augenblick seine Hand zu der verlogenen Posse eines Scheinduells, er ist schon vorher gewaltthätig, er wird als eigensinnig geschildert, und er sieht mit der Hartnäckigkeit eines sozial beschränkten Kopfs in seinem Berufe die Welt. Was die ganze Erscheinung hebt, ist die verwegene Entschlossenheit, die auf Alles oder Nichts geht. Ein Teil seiner Eigenschaften sind unzweifelhaft typische Rittereigenschaften, aber das Beste — die Entstehung dieser Züge — fehlt. Der Gegenpart, Rönning, wehrt sich gegen das Duell. Er liebt das Leben nach schwerer Krankheit und ist voll Neigung zur Unabhängkeit. Das ist alles; man hört es, ohne das Gehörte in andrer Hinsicht als gegen das Duell bethätigt zu sehn. Er hat blos diejenigen Züge, die für die Erörterung seines Duellstandpunkts in Betracht kommen. Er ist nicht ein Mensch; er ist eine Seite eines Menschen. Und weil er sich nicht schlagen will, schiesst ihn der Andre kommentlos über den Haufen. Das ist der Ausgang.

* * *

Es ist die Frage, was dieser Ausgang sagt? Etwa: es ist besser, ihr schiesst Euch regelrecht, als dass Ihr unregelrecht erschossen werdet? Darum ein Drama zu schreiben konnte nicht die Absicht sein. Dieser Lehrsatz wäre auch recht speziell: weil das Erschossenwerden nicht stets so sicher ist. Und er wäre falsch: weil eine geregelte Schiesserei nicht gerechter ausfällt als eine wilde. Der Dichter gab dem Duellgegner zuletzt jedenfalls eine Waffe in die Hand; hier liegt der Schlüssel. Er wollte wohl pessimistisch zeigen, dass auch der Grossgehirn-Adel schliesslich ins Faustrecht zurückfällt: dass leider die ultima ratio doch nichts Höheres als der Appell an die Tierheit, schopenhauerisch zu reden, ist. Er zeigte sehr fein, und abseits von gradlinigem Doctinarismus, wie ein letzter Rest unbewussten Rittertums auch im modernen Menschen schlummern kann, und wie nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten. Dieser Zug, stärker betont, hätte dem Drama etwas Ewiges geben können. Der spiritualistische Duellgegner im Stück betrachtet den körperlichen Mut nicht folgerichtig als eine „Unteroffizierstugend“, wie sehr folgerichtig der frankfurtische Philosoph, sondern es bäumt sich etwas in ihm, als das Vorhandensein dieser Unteroffizierstugend in ihm bezweifelt werden könnte; er bleibt, obwohl er schon abreisen wollte, und wird so getötet. Eine ältere Ästhetik hätte hier die „tragische Schuld“ des Helden gesehen. Zugleich aber kann dieser entscheidende Zug anders aufgefasst werden: der Idealist, der Gläubige trotzt auf Vernunft und Recht, und darum bleibt er. Der Glaube, es kann mir von Rechts wegen nichts geschehen, lässt ihn die Sache bis zum Ende verfolgen; der Unsinn siegt, und er muss untergehn; er aber war im Recht.

Nein, er war garnicht im Recht! Er zeigt schon vorher eine logisch anfechtbare Stelle. Er handelt im Grunde nicht anders als Karinski. Was giebt den Anlass zur Forderung? Eine Ohrfeige, die er dem Leutnant versetzt, weil er verleumderisch über eine Dame spricht. Auch sein Vorgehen ist ja Selbsthilfe. Auch er reagiert mit körperlichen Mitteln ungesetzlich auf die Handlung eines Andren, auch er beweist durch diesen Schlag so wenig die Ehrenhaftigkeit der Dame, wie Karinski die seinige durch das Duell. Zwar ist sein Vorgehen minder gefährlich, da Ohrfeigen nicht tötlich wirken, aber auch er wählt nach eignem Ermessen aus seiner Sphäre ein Mittel zur Sühne: er muss es sich gefallen lassen, wenn der Andre eins aus der seinigen wählt. Der Grossgehirn-Adel hat offenbar noch Momente in denen ihm vor seiner Gottähnlichkeit bange wird und atavistische Ritterneigungen hervorkommen: es triumphiert der Apell an die Tierheit. So kann man in diesem

neuen Ritterstück eine schiefe Prämisse sehn; man kann aber auch eine besonders feine Absicht in dieser Schiefheit erblicken.

* * *

Das Thema im weiteren Sinn könnte humoristisch gefasst werden. Der Humor ruht ja stets auf einem Gegensatz. Hier wäre der wundervolle Gegensatz die Kluft zwischen erdenfreiem Wollen und den erdenschweren Grundlagen. Die Komik der Ritter vom Geist liefe hinaus auf den lachenden Entsagungsruf: stell' deinen Fuss auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist. Die Ritter von der Faust bieten auf endlichere Art humoristische Gegensätze. Etwa den: zwischen der äusseren, strammen Biderbheit und einem inneren Schwindlertum. Ihn wählte Hartleben in dem Ritterdrama vom „Ehrenwort". Humoristisch hat er ihn, Gott ist mein Zeuge, nicht behandelt. Wie sonst? satirisch? Die Satire darf bitter ernst bleiben, wenn sie Widersprüche zornig und schneidend aufdeckt. Schneidend und mit innerem Zorn. Dieser Hannoveraner ist zeitweilig des Dafürhaltens, ein Satiriker zu sein. Wenigstens liess er auf das Titelblatt eines Dramas drucken, es sei eine Satire. Doch er hat manchen hübscheren Einfall gehabt, als eben diesen. Überflüssig zu sagen, dass seine Satire jedesmal soziale Satire ist. Ach Gott, er scheint durchaus geeignet, Herrengesellschaften von sehr verschiedenen sozialen Anschauungen zu belustigen. Satiren hin, Satiren her. Weiss er, warum er kein Satiriker ist? Darum: weil in seiner Brust kein Schrei wohnt. Weil das Wesen seiner Kunst eine tiefe Hundeschnäuzigkeit birgt. Dieser manchmal feinen und öfter hinreissend komischen Kunst. Und weiss er, warum er kein grosser Humorist ist, sondern mehr ein lustiger Bruder? Darum: weil in seiner Brust nichts vom Jean Paul steckt. Weil ihm die weiche, gütige Grösse fehlt und die Fähigkeit heissen lachenden Mitfühlens. Er ist ein Cyniker. Und weiss er, warum er kein grosser Cyniker ist, sondern ein kleiner? Darum, weil sein Cynismus auf Kleinigkeiten geht, aber noch nie auf die letzten Dinge ging. Weil er frei ward von auffälliger Gesellschaftsphilisterei, aber nicht von aller letzten Philisterei. Weil er gegen Ewigkeitscyniker selbst ein Philister ist. Er sieht die Menschen schliesslich doch in Kleidern. Zwar Frauen nicht immer; jedoch: die Menschen. Es sei, wie es sei: er hat uns manche lustige Stunde geschenkt. Und ein Possenspiel (so las ich irgendwo), wenn es auch von zehen Menschen nur einen froh gemacht, lasset es euch gefallen. Am Ende steckt gar weniger Wurstigkeit in ihm, als er sich merken zu lassen getraut. Am Ende auch geht dieser Humorist noch in sich. Jedenfalls aber: Mensch, werde wesentlich! Der Ritter ist bei ihm der Lump. Er zeigt einen schoflen, schofelsten Burschen, welcher die Gebote der äusseren Ehre, das ist der Ritterehre, prompt erfüllt. Der Lump darf zum Duell fordern, ein Ehrenmann wird zerschossen. Die Gemeinheit triumphiert also von Rechts wegen. Das heisst: beinahe — zum Glück kommt es nicht so weit; denn ein zugereister Freund u. s. w. Als Kunstwerk ist dieses Schauspiel von grosser Gottverlassenheit. Ganz poesielos, ganz dürr, ganz ohne Saft und in Einzelheiten plump. Man dürfte Herrn Hartleben hiernach nicht beurteilen. Es ist auch nicht geschehen. Mit dem sachlichen Inhalt allein aber wird man sich nicht befassen. Dass die Corpsehre nicht die wahre Sittlichkeit ist: wer kein Schimpanse ist, weiss das. Der Satz macht kein Stück aus. Da war mir der verblichene Roberts lieber. In seinem Schauspiel „Satisfaction" bot er in der Tendenz putzigen Unsinn. Sein heldischer Duellgegner ist nur gegen das Pistolenduell. Dann nur gegen das Duell mit jugendlichen Gegnern. Dann überhaupt. Dann schiesst er sich, freudig, der lieben Frau zu Liebe. Er ist Revolutionär, doch er sagt ernst: „Ich weiss, was ich meiner Uniform schuldig bin!" (ohne damit das Abbürsten zu meinen). Na, es ist heiter. Aber die Gestalten sind annähernd lebendig. Bei Hartleben sind sie Schemen.

Und doch: nicht nur Hartlebens Gestalten wären leicht überzeugender ausgefallen, auch der ganze Ton dieses Ritterstückes wäre ihm adäquater gewesen, wenn er von seinem Cynismus gerade hier ein Quäntchen gegeben hätte. Er hätte dann spielend zu dem letzten Schluss kommen können, zu dem alle Guten kommen und den er schon im Kommersbuch fand:

> Gekränkt an der Ehre, verläumdet, verkannt,
> Behandelt mit schneidendem Hohne,
> Was wirft, von edlem Zorn entbrannt,
> Der Mann der Welt an die Krone?
> Es sind vier Worte in stolzestem Ton,
> Und ruhig zieht der Edle davon.

BERLINER SUITE.

VON

FELIX POPPENBERG.

Nachts, wenn die Klingeln der Pferdebahnen, das Donnern und Sausen der Stadtbahn schweigt, wenn das grellscharfe Licht der elektrischen Monde dem schummerigen Flackergaslicht einer schlafenden Kleinstadt gewichen, dann ist die Zeit, das alte Berlin sich aufzusuchen. Tags wirds zu hell überflutet und übertönt, der Gegenwartsrhythmus schlägt brausend darüber hinweg.

Aber Nachts schweigt, trotz aller Weltstadtillusion, vom langen Minnepfad der Friedrichstrasse abgesehn, das hastende Treiben. Und die neuste Errungenschaft, der Nachtomnibus in seiner monströsen schwerhinschwankenden Archenform, stimmt zn den alten Bildern, die wir suchen, gut.

Als Gefährte wandelt neben uns E. Th. A. Hoffmann, mit hastig trippelnden Schritten; das bizarre Gesicht zuckt in tausend Fältchen, possirlich und unheimlich zugleich. Und er, der im nüchtern nikolaitischen Berlin das Spukhafte entdeckt, die Geister die unter der Hülle schlummern, führt uns durch die Nacht.

In die alte Königsstadt geht es über die Kurfürstenbrücke, wo er einst den armen Geheimen Kanzleisekretär Tusmann zum grossen Friedrich Wilhelm auf das mächtige Ross gehext. Wie düster liegen die schwarzen Mauern des Königschlosses an dem trüben Wasser, mit seinen stumm-trägen Kähnen. Nur wenige Minuten und wir sind im berlinischen Griechenland, auf der Museumsinsel mit ihren südlichen Arkaden, ihren überragenden Säulentempeln, so verwunschen hineingestellt in die nordische Nebelwelt, und über dem Wasser bizarr kontrastvoll schimmert die zopfige Gartenmauer von Schloss Monbijou.

Es ist pikant, wie sich die Städte das Land der Griechen mit der Seele suchten und ihr eigenes Wesen mit dem Fremden keck und skrupellos amalgamirten. In München eint sich wie zum Fastnachtsscherz Griechentum und Bierphilisterium. Hier die Propyläenwelt mit ihren edlen Säulenbauten in stiller heller Ruhe. Durchschreitet man das erhabene Thor, so kommen schnell derbfrische Biergärten mit grünen Tischen unter überhängenden Bäumen, mit polternden Masskrügen und Radiweibern.

In Berlin aber reckt in die festlich-heitere Feierpracht hellenischer Architektur eine eisengeschiente Riesenhand sich hinein. Wie im zweiten Faust



Mittelalter und Antike sich fast feindlich in die Augen sehen, so rücken hier sich hart an die Seite Pallas Athene und die Borussia militans: die Akropolis der Nationalgalerie, und dort die trotzigen Mauern der Hohenzollernburg, die eisenklirrende Ruhmeshalle mit den Masken sterbender Krieger, eine Verkörperung der Kleistworte: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ in Erz und Stein.

E. Th. A. Hoffmann führt uns dann weiter die nachtdunklen Linden hinunter. Wo der Durchbruch nach der „kleinen Mauerstrasse“ leitet, da schiebt sich in die moderne Welt der Geschäftspaläste, flankirt von den mondänen Spiegelscheiben der Pétrus und Biester mit Spitzen- und Seidenwogen, mit fliessenden Stoffen und blühenden Battisten, ein altmodischer, finsterer, winkliger Hofdurchgang hinein. Und ein Schritt trägt uns in eine vergangene Welt, die aus blinden Fensteraugen unheimlich in die Nacht sieht. Schmale Thore, vergitterte Glasthüren, lange gläserne Galerien, die sich die Fronten entlang ziehen, steile sich wechselseitig überkletternde Dächer scheinen Geheimnisse zu bergen. Hier ist der Schauplatz der Hoffmannerzählung vom „Öden Haus“, das am Tage mit verhängten Fenstern erstorben dalag, und bei Nacht das schrille Heulen des Wahnsinns auf die schlafenden Strassen liess.

Hoffmann hatte jenen so modernen die Hülle der Oberfläche durchdringenden Blick, der symbolisch die Seele der Dinge sucht und findet; ihm sprechen die alten vertretenen Flursteine; die getriebenen Thürklopfer beleben sich ihm, und aus verblassten Brokatvorhängen um riesige, geschweifte, verblichene Barockbetten wehen und rascheln ihm geheimnissvolle Stimmen.

Sie sprechen auch zu uns auf dem Nachtwachengang. In der Wilhelmstrasse voll stolzer Palastabgeschlossenheit, mit abwehrenden Vorgärten und vorgebauten Rampen, die den Fussgänger auf den Damm drängen. Die Stimmen flüstern im gezierten Französisch, lispelnd und preziös und es ist ein Hofdamenknixen und Neigen. Und bauchige, strotzende Karossen mit weissgepuderten Dienern fahren an, vor den Portalen mit den ungefügen Laternen.

Am stärksten aber spricht die Seele des alten Berlins an den Spreestrassen zu uns und an den Kanalufern. Die niederländischen Stimmungen an der Friedrichsgracht, mit ihren gähnenden, tiefen Höfen, mit ihren Wasserhäusern, die aufs Wasser münden, den plumpen Kahnungeheuern, dem schief verwitterten Pflaster, den trüben Fenstern.

Und von romantischem Reiz alle die Stellen, wo das neue Berlin sich klammernd und ringend an das alte drängt und die Stimmungen von Vergangenheit und Gegenwart durcheinander fluten. Die Jannowitzbrücke mit ihrer Fischersphäre, den Netzgestellen im Wasser; herüberragend der schwerfällige Kirchturm aus Berlins ältester Zeit. Aber über die grauen, vermorschten Dächer ziehen sich funkelnd die Telephondrähte, und am Fluss entlang windet sich der rote Viadukt der Stadtbahn.

Oder das Bild aus dem Eisenfiligranwerk des Schlütierstegs am Schiffbauerdamm. Die Seitenkulissen alte schiefwindige Häuser Schulter an Schulter mit modernen Prachtbauten; Schifferkneipen aus denen Harmonikaklang tönt neben einem hellerleuchteten Theaterrestaurant. Und wie durch ein Fernrohr sehen wir durch die breitgestreckte Strasse, über das düstere Wasser mit seinen farbigen Brückenlichtreflexen, und dort wo sich die parallelen Wände zu verengen und zu einen scheinen, da fassen sie in sich eine gold leuchtende Kuppel, das Reichstagsgebäude.

* * *

An den Strassen und Häusern der Vergangenheit rüttelt die Hand der neuen Zeit. Das Alte hält sich nur mühsam. Die originale, persönliche Athmosphäre verfliegt in der scharfen, klaren Luft. Wollen wir sie ganz intensiv schlürfen, so müssen wir aus den Strassen uns in die alten Wirtschaften begeben, wo keine unberufene Hand an die dunkelschweren Möbel gerüttelt, wo nicht nur die Menschen sondern auch die Dinge voll zäher Sesshaftigkeit.

Es giebt ihrer nicht mehr allzuviel.

Wo sind die Lesekonditoreien, von denen uns Hoffmann und Heine erzählen, Spargnapani und Stehely. Wo ist Sala Tarone und Jagor mit der Sonne über der Pforte und den Portraits im Glaskasten, da der Theologe Neander friedlich neben der Schauspielerin Stich hing. Und wo ist jenes Eldorado derer, die in den vierziger Jahren nachts nicht nach Hause finden wollten, die Konditorei von Guiseppe Fiocati. Theodor Fontane plaudert von ihm in einem verschollenen Aufsatz, der nach seinem Erscheinen in Lindaus „Neuen Berlin“ (1886) nicht wieder gedruckt worden ist. Am Mühlendamm, „hart an der schluchtartig einmündenden Fischerbrücke“, hauste der Italiener. Die Klänge der Singuhr begleiten den nächtlichen Pilger. In einen Thorbogen geht es hinein; dann muss ein nach der Wasserseite hin gelegenes Stück Zaun genommen werden. Durch Gerümpel und Scherben an die Hinterwand des Hauses, wo durch kräftiges Pochen an die Laden der wackere Konditor ins Leben gerufen wird. Er erscheint in roten Plüschparisern und weisser Mütze. Drinnen auf dem Tisch unter dem unsichern Licht liegt der „Freimütige“, der „Volksfreund“, Kühnes „Europa“ und der „Berliner Figaro“. Und dann kommt Fiocati mit allem, was zur Cioccolata nötig ist. Das Quirlen in dem Blechgefäss geht los, bald dampft der warme Trank in den Tassen, und Fiocati setzt sich zu den Gästen, macht den Wirt und ist „ganz Politik und Litteratur“. Das schwand nun unwiederbringlich dahin; die Cafés mit den Zahlkellnern, dem hellen Licht und den Marmortischen, die Tempel des goldhellen Pilsener haben die Fiocatiwelt überwunden.

Was man jetzt von den alten feuchten Stätten sucht, erschliesst sich nicht mehr in der Nacht und wenn man klopfen würde, da käme nicht mehr der gemütliche, so beschaulich-archaistische Nachtwächter, sondern ein ganz offizieller preussischer Schutzmann.

Die Zeit des Dämmerschoppens an einem nebligen Tage ist die günstigste. Und im Gedenken E. Th. A. Hofmanns gehen wir zuerst zu Lutter und Wegner am Gensdarmen-Markt, auf den Kater Murr lange vor den Zeiten des Löwenbräupalazzos aus des Vetters Eckfenster herabsah. Wir gehen aber nicht über die breite, ausgehauene Steintreppe unter dem Säulenvorbau in das Haus. Wir steigen lieber durch einen engen Kellerhals über halsbrecherische Stiegen in die Tiefe. Hier ist ein wonniger Raum. Schwere gewölbte Wände, schwere breite Tische und Holzlehnstühle, und alte Bilder hängen, ein Weinsymposion im Herbstlaubengarten, die Männer in der holdvertrauten Tracht von 1830 mit langen Faltenröcken und hochhalsig geschnürten Binden. Und wenn Du Dir ein Glas Wein bestellst, dann bringt dir der Küfer die volle Flasche zum Einschenken. Und dann Habel unter den Linden mit seinen weissgescheuerten Tischen, dem breitrandigen verräucherten Spiegel im bürgerlichen Empirestil, die Königin Luise in alten Stichen, und über allem der tiefe Weinduft. An der Wand hängend die lange, lange edle Jahrgangsliste, ein gothaischer Almanach köstlichen Geblüts. Und die Fenster sind dicht verstellt gegen das Leben der Linden.

Der Kundige findet auch zu jenen traulichen Hinterzimmern der alten Weinstuben, die wie die Honoratiorenkämmerchen in einem kleinen Städtchen anmuten, mit altmodischem, geschweiften, geblümten Sofa; dunklen Mahagoniservanten voll alter hochhenkliger Tassen; dünnstimmigen Uhren auf Alabastersäulen.

* * *

Es thut gut, sich in Berlin von der alten Zeit umwittern zu lassen. Sie war in vielem um so persönlicher und intimer. Sie bietet vor dem nivellirenden Verallgemeinern der Gegenwart dem Einzelnen einen gewissen Ruheplatz. Nötiger noch als jetzt war solche Einkehr in den siebziger und achtziger Jahren, da über unsere liebe Stadt eine Zeit der schweren Not einbrach, das Cuivre-poli Zeitalter, die Epoche der schlimmsten Geschmacksverirrung, der Unechtheit und der Surrogate.

Das war eine der Errungenschaften des siegreichen Krieges, diese altdeutsche Stilperiode, die da geräuschvoll ihren Einzug hielt. Da schossen aus der Erde die Bräus mit ihren als Eiche frisirten Kiehnpaneelen, mit all dem falschen Steinzeug und Zinkkram, mit den ungemütlichen, jeden feinen Sinn verletzenden Kneiptafeln, an die man wahllos zusammengepfercht wurde. Der brave Bürger ersehnte sich das „Stilvolle" auch für das eigene traute Heim. Und das Altdeutsche kam ihm und seinem Beutel liebevoll entgegen. Kein Stil ist, wie dieser geeignet, sich mit billigen Mitteln imitiren zu lassen, so hat auch nichts geschmacksverderblicher gewirkt. Nun hingen überall an den bunt-tapezirten Wänden die grobgehauenen Cuivre-poli-Teller, die als besonderen Mittelschmuck noch eine Uhr bargen, deren Zifferblatt sich schämte. Auf die Wandbretter kamen schlecht lasirte Steinguthumpen mit Sprüchen tiefster Lebensweisheit: „Ein froher Gast ist niemands Last." In der Ecke verstaubte sanftselig die ärgste Spottgeburt dieser Jahre, das Makartbouquet. Nicht gedacht soll seiner werden!

Die Zeit liegt jetzt glücklicherweise hinter uns. Der Geschmack bewegt sich auch in Berlin ganz allmählich vorsichtig tastend aufwärts. Das erste Zeichen dafür war das sich steigernde Interesse für den Import charakteristischer und origineller Produkte des Auslandes. Vor allem kam aus England und Amerika frische Nahrung. England schuf sich nur mit leiser Anlehnung an historische Formen einen modernen Stil, der praktische Zweckmässigkeit mit feiner dekorativer Wirkung verband. Das überladene, nur zu leicht nachzuahmende Schnitzornament schwand. Der Reiz des Möbels wurde im aparten konstruktiven Aufbau und im Material gesucht. So kam man darauf, neue Farbentöne zu finden. Man beizte das Eichenholz grün, doch so, dass die edle Maserung deutlich erhalten blieb. Man erreicht reizvolle Wirkung durch eine bizarre Unregelmässigkeit der Anordnung, die auf das Strengste das Princip des Pendants perhorrescirt. Da sprangen aus der Architektur eines Schrankaufsatzes launische Erkerchen mit verglasten Thürchen heraus, da öffnete sich bald hier bald da eine zierlich von Stäbchen gerahmte Loggia, die eine Bronce oder ein irisirendes Glas barg. Und das Farbenbild des Ganzen wurde noch variirt durch Schliessen von polirtem Messing oder mattem Altkupfer, durch gefältelte, kleine Portieren aus gelber indischer Seide, die wie ein Hauch vor den offenen Fächern schwebt. Für die Stoffe kamen neue Motive. Mit den feinfühligeren Augen des modernen Landschaftsempfindens entdeckte man sich in der Natur neue Formen und stilisirte sie mit sicherem dekorativen Sinn für ihren jeweiligen Zweck. So fand man die wundervollen Flachmuster, die wir auf den englischen Velvets, den Cretonnes, Mousselines und Seiden sehen. Künstler, wie Walter Crane und Morris, hielten es für keinen Raub, sich dem Kunstgewerbe zu widmen. Sie pflückten von den blühenden duftigen Früchten des Japonismus und occulirten ihren eigenen Garten. Neben den schlanken schmachtenden Legendenblumen Fra Angelicos entfaltete sich der üppig brennende Farbenprunk der Chrysanthemen. So entstand eine reiche, westöstliche dekorative Kultur.

Als Erster führte Hirschwald den neuen Geschmack in bezaubernden Mustern nach Berlin. Welch ein Konstrast zu den ungemütlichen Räumen unserer Wohnhäuser mit den hässlichen weissen Öfen, die einem plumpen Turm glichen, den grellblumigen Tapeten, den aufdringlichen Doppelthüren, die ganze Wände beherrschen — diese neuen Intérieurs. Wie schmeichlerisch und heimlich wirkte dies Schaffen der Räume im Raum; die lauschig komponirten Ecksitze mit ihren schmiegsam federnden Polstern, von kleinen Schränkchen umbaut, durch Paravents und Portieren isolirt zu kleinen Chambres séparées.

Die Öfen waren in diesen Räumen keine notwendigen, jeden künstlerischen Eindruck störenden Übel, sondern wurden dekorativen Zwecken dienstbar gemacht; sie wurden nicht blöde in die Ecke geklemmt, sondern freistehend aus der Wand herausgebaut, Kaminform mit Gesimsaufbau und schönen Fliesen; und wurden nun wieder zum Mittelpunkt für einen mollig

umschlossenen Raum. Dies englische Prinzip des Kleinintérieurs, der Detaillirung, und das deutsche der langen Kneiptafel, an der die Gäste gemeinsam uniform sitzen, ist kulturell sehr charakteristisch.

Nicht nur die englischen Möbel reizten, sondern auch die Belebung mit edlen Zierraten aller Kulturen, mit persischen Teppichen, leuchtend und sanftweich schimmernd wie Pfirsichflaum, mit der Korangoldstickerei des Orients, mit den Fayenzen der Holländer und den Majoliken Italiens, mit den kunstreichen Zinnarbeiten der Franzosen, die so berückend weich in der Linienführung weiblicher Körper sind; den flimmernden Glasgefässen Venedigs. Und zu den Produkten modernsten Kunstraffinements wählt man die schönen Stücke alten Kunstfleisses, die so lange durch die schnöden Surrogate der altdeutschen Talmiperiode verdrängt worden waren.

Künstler und Aestheten hatten diesen Kultus wohl schon früher getrieben, das Wesentliche aber war an dieser englischen Invasion, dass die Neigung in Berlin jetzt auch in weite Kreise getragen wurde, freilich zunächst nur zu den Begüterteren. Charakteristisch für den Umschwung ist, was Ludwig Pietsch in seinen „Lebenserinnerungen" aus den sechsziger Jahren von dem Hause des Orientmalers Wilhelm Gentz in der Feilnerstrasse erzählt. Es ist noch von Schinkel in Ziegelrohbau mit reicher Terrakottadekoration erbaut. Die antiken Möbel, die exotischen Nippes: altägyptische Reliquien, Kleinkunstwerke aus Stein und Bronce, arabische Schwerter, Waffen vereint mit den modernen Pariser Erzeugnissen boten für Berlin einen völlig ungewohnten Luxus. Und die Perser- und Smyrnateppiche, die Kelims und indischen Shawls sah man hier überhaupt zum ersten Male angewendet.

Der Import des Fremden schulte nun den Geschmack; das Auge ward feinfühlig, eine schmerzliche Sehnsucht nach Schönheit, nach reizvollen Früchten eigenen Bodens überkam die ästhetisch Fühlenden.

Und ganz langsam, schüchtern sprossen aus dürrem Stecken frische Knospen und Blüten starken feurigen Duftes.

Von einer Hebung des Kunstgewerbes enthusiastisch zu sprechen, wäre verfrüht; überhaupt muss man hier peinlicher denn je Verallgemeinerungen meiden. Die grosse Heerstrasse ist noch die gleich langweilige Allee wie früher, nur haben sich im begrenzenden Dickicht kleine heimliche Seitenpfade erschlossen. Die Geschmacksarbeit wirkt vorläufig mehr im Detail, im Beiwerk des Lebens, als dass sie sich auf das Ganze richtete.

Zeuge dess ist die verflossene Berliner Gewerbe-Ausstellung, die das Kulturniveau unserer Stadt tiefer drückte, als es vor dem Betrachter wirklich liegt. Die aparten Einzelheiten, die hier und da versteckten, verloren sich völlig in der Masse; sie wurden erdrückt durch das Gesammtbild.

Ein Gang durch die Strassen, an den Schaufenstern der Leipziger- und Friedrichstrasse giebt reiche Ausbeute. Allerlei neues will werden. Die edlen alten Handfertigkeiten leben wieder auf, der stolze Lederschnitt voll Ernst und heraldischer Feierlichkeit; die Treibkunst in tiefdunklem wuchtigen Kupfer und mattem Messing; die köstliche Schmiedekunst des Eisens, die so reiche Fülle in sich birgt: männliche kriegerische Wucht in Helm und Harnisch, und weibliche Filigrananmut im zierlichen Flechtwerk von rankenden Blumen und Blättern, am durchbrochenen Gegitter. Mitten in unserer lieblosen Maschinenzeit kamen diese persönlichen Künste, die jedem einzelnen Stück das Gepräge der schaffenden Hand aufdrücken, wieder zu Ehren. Die häusliche Kunst verfeinerte sich, die weibliche Handarbeit vertauschte das Ziel der Monogrammstickerei und der Spritzarbeit mit einem höheren Ehrgeiz. Hier gebührt der stärkste Dank der unvergessenen verstorbenen Freifrau von Lipperheide. Sie gab in ihren Büchern über häusliche Kunst eine Geschmackerziehung von instruktivster unschätzbarer Bedeutung. Und die kostbaren kunstgewerblichen Lipperheideschen Sammlungen, deren Eröffnung verheissen ist, werden für unsere Kultur ein wichtiger Faktor werden.

Auch die Künstler regten sich. Hermann Obrist, der Münchener, stellte in unserem Kunstgewerbemuseum, das durch seine öffentlichen Vorträge, seine



Separatausstellungen seltener Stoffe, Walter Craneschen Werke, der Jacobmöbel aus den Räumen der Marie-Antoinette rührig fördert, Stickereien aus. Wie der Norweger Munthe hat er auch die Entwürfe schöpferisch erdacht. Die Delicatesse der Farben und die Grazie der Linie liehen ihm die Japaner; seine Naturanschauung und ihre innerliche Verarbeitung ist ganz sein eigen. Es ist die gleiche Mischung des bis ins kleinste scharf analysirenden Naturforscherblicks und des dichterischen Verarbeitens der Gestalten wie etwa bei Jens Peter Jacobsen.

Und völlig original ist auch die Kunst der Ziergläser, die wir jetzt in den Werken des Malerradierers Köpping und des Wiesbadener Zitzmann sehen. Ihre Rivalität hier zu entscheiden ist nicht der Ort. Es kommt nur darauf an zu konstatiren, dass wir unabhängig vom Auslande etwas völlig neues geleistet haben. An die Obristsche Blätter- und Gräserwelt voll träumerisch-webender Stimmung erinnern diese Gefässe, schwanken Blumen gleich. Die venetianischen Gläser erscheinen plump und fest gegen diese wie hingehauchten Kelche. Spiele der Kaprice, Elfenscherze sind die Dolden auf schwankem Stiel, an dem die Halme leicht wie vom flüsternden Frühlingswinde angeweht herausflattern. Schelmische Laune umschmeichelt diese Botanik. Da biegen und winden sich in graziösem Schmiegen die Stengel, ehe sie die Blüte nach oben in die Luft tragen wollen. Im andern wieder steht die Wunderblume fast feierlich in schwertförmig gekrümmten, hochgewölbten gläsernen Zweigen. Und in eine triefende, tropfende Farbenglut changierender, opalisirender Farben sind diese Gebilde getaucht.

Alle die matten differenzirten Tinten der Himmelsübergänge voll phantastischer Unwahrscheinlichkeit, die der Farbenblindheit der grossen Menge auf unseren Landschaften so fremd vorkommen, hier sind sie auch im Kunstgewerbe zum Leben erwacht.

Die ästhetisirende Heilsbotschaft, die strebend sich bemüht, alle Erscheinungen des Lebens aus der Schablone und Banalität zu lösen, drang auch in einen arg verstaubten Winkel. Hier hingen Plakate schaudervoller Art. Gute Mütter, ausgeschnitten aus Thekla Gumperts Töchteralbum, sassen emsig tretend an der Nähmaschine; Negerköpfe fletschten ihre weissen Riesenzähne zu einem Hymnus auf das Kalodont. Herb und plump in Farben und Konturen, dabei ohne jedes originelle Gepräge erweckten sie wehmütige Erinnerungen an den feschen flottwirbelnden Serpentintanz der Chéretschen Farbenwogen; an die kecke Charakteristik Toulouse-Lantrecs. In Frankreich und England war die Plakatschöpfung längst eine hochgepriesene Kunst geworden, an den Fussenden dieser meterlangen Trikoloren standen die besten Namen, die man nennt. Und das Hauptprinzip der modernen kunstgewerblichen Aesthetik war auch hier wieder treffsicher erreicht: die Verbindung durchaus zielbewusster Zweckmässigkeit mit dekorativer Wirkung.

In Berlin regen sich nun auch die Kräfte. Und wieder hat das Kunstgewerbemuseum Pate gestanden und die Erstlinge ausgestellt. Tastend und noch nicht so sicher schreiten unsere jungen Maler den neuen Weg. An Einfällen fehlts ihnen nicht, aber die schlagende Wirkung in die Ferne, das Komponiren auf die weite Perspektive haben sie noch nicht. Die Plakate von Brandenburg und Baluschek können ebensowohl Illustrationen sein. Den Berlinern ist noch sehr überlegen der Münchener Thomas Theodor Heine, dessen wütige Simplizissimus-Höllenhunde in die Weite knurren.

Neues Leben blüht in der Buchausstattung. Freilich hier ist noch eifrig und innig von den Engländern mit ihren apart geschnittenen Lettern zu lernen. Aber welch ein Umschwung jetzt schon gegen das letzte Jahrzehnt. Langen in München, S. Fischer und Schuster und Löffler in Berlin streben mit Ehrgeiz danach, den Titelblättern ihrer Werke Vignetten und Schmuckstücke unserer ersten dekorativen Künstler zu geben und am liebsten begegnet man da den feingestimmten Leisten Eckmanns.

Über all die Emsigen aber, die am Kleinwerke feilen und schnitzen, ist in diesem Monat eine einsame ragende Gestalt aufgestiegen, — Melchior Lechter.



umschlossenen Raum. Dies englische Prinzip des Kleinintérieurs, der Detaillirung, und das deutsche der langen Kneiptafel, an der die Gäste gemeinsam uniform sitzen, ist kulturell sehr charakteristisch.

Nicht nur die englischen Möbel reizten, sondern auch die Belebung mit edlen Zierraten aller Kulturen, mit persischen Teppichen, leuchtend und sanftweich schimmernd wie Pfirsichflaum, mit der Korangoldstickerei des Orients, mit den Fayenzen der Holländer und den Majoliken Italiens, mit den kunstreichen Zinnarbeiten der Franzosen, die so berückend weich in der Linienführung weiblicher Körper sind; den flimmernden Glasgefässen Venedigs. Und zu den Produkten modernsten Kunstraffinements wählt man die schönen Stücke alten Kunstfleisses, die so lange durch die schnöden Surrogate der altdeutschen Talmiperiode verdrängt worden waren.

Künstler und Aestheten hatten diesen Kultus wohl schon früher getrieben, das Wesentliche aber war an dieser englischen Invasion, dass die Neigung in Berlin jetzt auch in weite Kreise getragen wurde, freilich zunächst nur zu den Begüterteren. Charakteristisch für den Umschwung ist, was Ludwig Pietsch in seinen „Lebenserinnerungen“ aus den sechsziger Jahren von dem Hause des Orientmalers Wilhelm Gentz in der Feilnerstrasse erzählt. Es ist noch von Schinkel in Ziegelrohbau mit reicher Terrakottadekoration erbaut. Die antiken Möbel, die exotischen Nippes: altägyptische Reliquien, Kleinkunstwerke aus Stein und Bronce, arabische Schwerter, Waffen vereint mit den modernen Pariser Erzeugnissen boten für Berlin einen völlig ungewohnten Luxus. Und die Perser- und Smyrnateppiche, die Kelims und indischen Shawls sah man hier überhaupt zum ersten Male angewendet.

Der Import des Fremden schulte nun den Geschmack; das Auge war feinfühlig, eine schmerzliche Sehnsucht nach Schönheit, nach reizvollen Früchte eigenen Bodens überkam die ästhetisch Fühlenden.

Und ganz langsam, schüchtern sprossen aus dürrem Stecken frisc Knospen und Blüten starken feurigen Duftes.

Von einer Hebung des Kunstgewerbes enthusiastisch zu sprechen, w verfrüht; überhaupt muss man hier peinlicher denn je Verallgemeinerun meiden. Die grosse Heerstrasse ist noch die gleich langweilige Allee früher, nur haben sich im begrenzenden Dickicht kleine heimliche Seiten erschlossen. Die Geschmacksarbeit wirkt vorläufig mehr im Detail, im werk des Lebens, als dass sie sich auf das Ganze richtete.

Zeuge dess ist die verflossene Berliner Gewerbe-Ausstellung, di Kulturniveau unserer Stadt tiefer drückte, als es vor dem Betrachter w liegt. Die aparten Einzelheiten, die hier und da versteckten, verlor völlig in der Masse; sie wurden erdrückt durch das Gesammtbild.

Ein Gang durch die Strassen, an den Schaufenstern der Leipzig Friedrichstrasse giebt reiche Ausbeute. Allerlei neues will werden. l alten Handfertigkeiten leben wieder auf, der stolze Lederschnitt v und heraldischer Feierlichkeit; die Treibkunst in tiefdunklem wuchtig und mattem Messing; die köstliche Schmiedekunst des Eisens, die Fülle in sich birgt: männliche kriegerische Wucht in Hel weibliche Filigrananmut im zierlichen Flechtwerk von und Blättern, am durchbrochenen Gegitter. Mitten i Maschinenzeit kamen diese persönlichen Künste, die jedem Gepräge der schaffenden Hand aufdrücken, wieder zu E Kunst verfeinerte sich, die weibliche Handarbeit verta Monogrammstickerei und der Spritzarbeit mit einem höher bührt der stärkste Dank der unvergessenen verstorbenen heide. Sie gab in ihren Büchern über häusliche Kunst e hung von instruktivster unschätzbarer Bedeutung. Und gewerblichen Lipperheideschen Sammlungen, deren Eröff werden für unsere Kultur ein wichtiger Faktor werden.

Auch die Künstler regten sich. Hermann Obrist, de in unserem Kunstgewerbemuseum, das durch seine öffentli



Separatausstellungen seltener Stoffe, Walter Cranes ...
möbel aus den Räumen der Marie-Antoinette ...
Wie der Norweger Munthe hat er auch die ...
Die Delicatesse der Farben und die Grazie der ...
seine Naturanschauung und ihre innerliche Ver...
Es ist die gleiche Mischung des bis ins Kleins...
forscherblicks und des dichterischen Verarbeiten...
Jens Peter Jacobsen.

Und völlig original ist auch die Kunst ...
den Werken des Malerradierers Köpping ...
sehen. Ihre Rivalität hier zu entscheiden ...
darauf an zu konstatiren, dass wir ...
neues geleistet haben. An die ...
träumerisch-webender Stimmung ...
gleich. Die venetianischen Gläser ...
hingehauchten Kelche. Spiele der ...
schwankem Stiel, an dem die Halme ...
angeweht herausflattern. ...
Da biegen und winden sich in ...
Blüte nach oben in die Luft ...
Wunderblume fast feierlich in ...
gläsernen Zweigen. Und in ...
opalisirender Farben sind ...

Alle die matten ...
tastischer Unwahrscheinlichkeit ...
unseren Landschaften so ...
gewerbe zum Leben erwacht.

Die ästhetisirende ...
scheinungen des Lebens ...
auch in einen arg ...
Art. Gute Mütter, ...
emsig tretend an der ...
zähne zu einem ...
Konturen, dabei ...
innerungen an den ...
wogen; an die ...
England war die ...
an den Fussenden ...
die man nennt. ...
Aesthetik war ...
zielbewusster ...

In Berlin ...
gewerbemuseum ...
noch nicht so ...
fällen fehlt ...
Komponiren ...
Brandenburg ...
linern ist ...
wütige ...

Neue ...
und innig ...
Aber ...
Münchener ...
damit ...
erster ...
festgestellt ...

...

... Verwirrung, die
... Loggiaarkaden
... Elephantenpalast
... ive einer Zellen-
... tcht der in Material
... n der Kantstrasse.
... sehen sich in die
... nes Kind gethan?“
... darunter ihr Pracht-
... tern flachen Brücke
... ken hier wie Götter
... rein als früher.
... und ihren Erfolgen
... die neuen Intérieurs.
... für geschmackvolle
... nitapeten, die einen
... en Rahmen der Radi-
... in Paneel und weisste
... enfrohen blauweissen
... en Kastenrahmen. Die
... gerahmt, hell genug,
... ig, die Stimmung heim-
... auch den langersehnten
... lle Durchblicke. Epheu
... ihr Grün in das braune
... Befremden an mancher
... ass dieser Künstler nicht
... übers Mass hinausreissen
... Kein charakteristischeres
... rtigen Geschmackskultur.
... an Widerspruch und Un-
... im Innern, kanariengelbe
... grell und grob vergoldete
... in der Luft schweben und
... um etwas Gähnendes geben.
... Rhythmus ihrer Linien und
... es haben. Ein romanisches
... lgrund als Stammkneipe für
... dschöpplein trinken.
... an die sich ganz unvermittelt
... n sich Sehring nicht einmal
... er blinder Fenster mit künst-

... t für unsere Geschmacksperiode.
... nen und Disteln trug, blühen
... man muss sie liebend suchen.



Die Ausstellung dieses einzigen Mannes, der nun schon zehn Jahre im Verborgenen hier lebt und jetzt zum ersten Mal und gleich als ein Fertiger und Grosser vor die Öffentlichkeit tritt, offenbart uns wunderbare Hoffnungen. Das Theoretisiren in den kunstgewerblichen Zeitschriften von einem neuen deutschen Stil, von der Abwehr der sklavischen Engländerei, gewinnt in dieser Erscheinung Gestalt und Leben.

Er hat den Kultus des Dekorativen, der tief aus dem modernen Sehnen nach Schönheit stammt; er hat die hohe, ornamentale Kunst der Crane und der Rossetti, aber gefühlstiefer als bei den Engländern gehen ihre Wurzeln diesem deutschen Meister. Sie graben sich wühlend hinein in die Grabsteinplatten der düsteren gotischen Dome mit ihrer brünstigen Schmerzenswelt, ihren wie ein Wehruf ex profundis in die Höhen steigenden Pfeilern; ihren wie die Donner des Herrn rollenden Orgelklängen; ihren mystischen Fenstern voll farbiger Andachtsglut, auf denen die Heiligen in Körperlichkeit und doch unkörperlich, immaterialisirt lichtumflossen werden, wie Auferstandene in den Sphären.

An diese Welt hat sich Melchior Lechter mit klammernden Organen festgesogen. Aber er hat nicht nur von dem siebenröhrigen mystischen Brunnen mittelalterlicher Mystik seine dürstende Seele trinken lassen, er hat auch auf Adlerhöhn zu Zarathustras Füssen gesessen, um ihn tönte erlösend der ewige Dreiklang der Kunstharmonie Richard Wagners. Aus solchen Gefühlstiefen gestalteten sich seine Glasfenster, in denen die Farben wie in unendlicher Sehnsucht sich umfliessen, sich schlürfen und trinken, süchtig, brennend, sehrend in unendlichen Tristanmelodien. Dies herrisch verlangende Rot und das schluchzende Blau; das sterbend verhauchende Violett.

Und in diesem Fühlen entdecken wir das Charakteristische der modernen Schönheitssehnsucht, das brennende Verlangen uns zu umgeben mit Dingen, die körperlich plastische Symbole unserer Innenwelt sind; unsere Sinne zn schmeicheln mit Köstlichem und Besonderem; das geringste Gerät, das uns dient, zu adeln und aus unserem Gefühl heraus zu stimmen. Das giebt einen Schutz gegen die Aussenwelt, gegen das Leben, sich so zu verschliessen mit den Dingen, sie zu betrachten und in ihrer Beschauung die eigene Seele, das eigene Fühlen greifbar zu geniessen. So hat Melchior Lechter für seine eigenen Räume sich die bemalten Scheiben geschaffen, die die Aussenwelt abwehren und stille, tiefe Stimmung ringsum breiten. Goethes Wort kommt bei solcher Innenandacht in den Sinn:

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister;
Der mag denn wohl verdriesslich sein
Und lebenslang verdriesslich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüsst die heilige Kapelle!
Da ists auf einmal farbig helle;
Geschicht und Zierrat glänzt in Schnelle;
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen."

So hat Lechter sich seine eigenen, sein Wesen ausdrückenden Möbel gezeichnet und die Bucheinbände zu den Büchern seines Herzens entworfen.

Hier ist Wirken und schaffendes Weben und von ihm kann uns vielleicht das Heil kommen.

* * *

Wie sich in der Betrachtung des Intérieurs das Gute nur in Einzelleistungen, viel weniger im Gesammtbild zeigt, so ist es auch in dem grossen äussern Bilde des neuen Berlins. Wir haben keine grossen perspektivischen

Strassenbilder und es herrscht eine Stilverschiedenheit und Verwirrung, die beschämend und verletzend wirkt. Das romanische Haus, dessen Loggiaarkaden zu unserm Klima parodistisch wirken, grüssen zu dem bunten Elephantenpalast des Zoologischen Gartens herüber, dessen Mauer die Motive einer Zellengefängnisswand schwer verläugnet. Und Schulter an Schulter steht der in Material und Ausführung vornehme Bau mit den Talmiprotzenhäusern der Kantstrasse. Romanisches Haus und Kaiser-Wilhelms-Gedächtnisskirche sehen sich in die Augen und fragen sich staunend, „was hat man dir, du armes Kind gethan?“

Die verwittert zopfigen Figuren der Herkulesbrücke — darunter ihr Prachtstück ein Herkules Kallipygos — hat man auf einer ganz nüchtern flachen Brücke am Schöneberger Ufer wieder aufwachen lassen. Sie wirken hier wie Götter im Exil und der nemäische Löwe sieht noch grollender drein als früher.

Mit den modernen kunstgewerblichen Strömungen und ihren Erfolgen ging der Architekt Sehring. Er schuf die Innenräume für die neuen Intérieurs. Er stattete seine Wohnungen mit Liebe von vornherein für geschmackvolle Menschen aus. Er gab den Wänden die gedämpften Unitapeten, die einen so ruhigen warmen Untergrund für die geriefelten weissen Rahmen der Radirungen boten. Er zog an die Wand des Speisezimmers ein Paneel und weisste den Raum darüber als lustigen Fond für die farbenfrohen blauweissen Delftteller und die alten Portraits in schweren schwarzen Kastenrahmen. Die Fenster wurden beschaulich mit farbigen Scheiben eingerahmt, hell genug, das leise Himmelslicht einzulassen, und gedämpft genug, die Stimmung heimlich zu tönen. Und an der Breitwand fand man nun auch den langersehnten grünen Kaminofen. In den Höfen schuf er reizvolle Durchblicke. Epheu und schlichte, aber dekorative Gartenkunst stimmte ihr Grün in das braune Rot des Ziegelbaues. Aber schon bemerkte man mit Befremden an mancher grell mit Bierzeitungsfresken überladenen Fassade, dass dieser Künstler nicht sicher im Geschmack war und sich nur allzuleicht übers Mass hinausreissen liess. Und nun haben wir das Theater des Westens. Kein charakteristischeres Monument giebts für den Stand unserer gegenwärtigen Geschmackskultur. Reich an entzückenden Einzelheiten, noch reicher an Widerspruch und Unsicherheit und Schiefe. Wundervolle neue Farben im Innern, kanariengelbe Sammete mit weissen Brokaten; daneben aber grell und grob vergoldete Figuren. Ränge, die ohne Säulen und Stützen frei in der Luft schweben und die bei allem praktischen Sehnutzen dem Theaterraum etwas Gähnendes geben. Die schönen Glasfenster mit dem musikalischen Rhythmus ihrer Linien und davor bunte Laternen, die etwas fatal Blechernes haben. Ein romanisches Zimmer mit Mosaiken und Gralbildern auf Goldgrund als Stammkneipe für die Charlottenburger Philister, die hier ihr Abendschöpplein trinken.

Eine festliche Vorderfassade mit Säulen, an die sich ganz unvermittelt die bunten Seitenwände anschliessen, auf denen sich Sehring nicht einmal vor der groben Dekoration künstlich gepinselter blinder Fenster mit künstlich gepinselten Blumentöpfen gehütet hat.

So steht Gutes neben Schlechtem, markant für unsere Geschmacksperiode. Auf dem Boden, der vor zehn Jahren Dornen und Disteln trug, blühen vereinzelt seltene Wunderblumen auf. Aber man muss sie liebend suchen. Der Tag der Ernte ist noch fern.



RUNDSCHAU.

LYRIK.

GUSTAV RENNER.*)

„Mir gab Natur die leere Harfe mit,
Und erst das Leben spannte mir die Saiten.
Wenn meine Verse ernst und düster schreiten,
Ist es der schweren Tag' und Nächte Tritt.“
(Gustav Renner.)

Gustav Renner war mir von Anfang an in doppelter Weise diskreditiert worden. Einmal dadurch, dass ihn Herr Friedrich Lange, der frühere Leiter der „Täglichen Rundschau“ entdeckt und ihn zum „Lyriker der Zukunft“ gestempelt hatte, und zum Andern, weil man ihm in Journalen als einem „Volks“dichter ganz besondere — Ambrosianische — Ehren erwies. Trotzdem gewann ich aus seinen „Gedichten“ die Überzeugung, einem Talent gegenüberzustehen, dessen Gedanken und Gefühle die Schrattenthalsche Sphäre des Volksdichterischen weit überschritten, und dessen Einführung in die Öffentlichkeit, aus welchen Gründen sie auch geschehen sein mochte, eine gute That war.

Dass freilich bereits jetzt, nach kaum einem Jahre, eine dritte Auflage im Buchhandel erscheint, erfüllt mich fast mehr mit Sorge als mit Freude: denn wieweit so etwas in Deutschland mit natürlichen Dingen zugeht und wieweit man etwa Protektion oder eine den „Volks“dichtern entgegenbrachte modische Parteilichkeit dahinter vermuten darf, bleibt immer eine offene Frage. Es wäre schade, wenn auch Gustav Renner ein Opfer jener trügerischen und wertlosen Begeisterung würde, welche, als ein Feuer aus Strohköpfen, verwirrt und blendet aber nicht erleuchtet, und ebenso jäh, wie sie aufgelodert ist, zu erlöschen pflegt. Wehe, wenn er vom Beifall der Vielen verführt, glauben sollte, bereits auf Lorbeeren ausruhen zu dürfen. Noch sind die Mehrzahl seiner Gedichte mehr Rudimente eines von energischem Seelenleben getragenen Talents, als eigentliche Kunstwerke. Der „naturalistische“ Lyriker, der ein reiches Innenleben, wie es in ihm drängt, ausbrechen lässt, täusche sich nicht darüber, dass schon die nächste Generation nicht mehr Notiz von ihm nehmen wird, wenn er sein Menschliches nicht als Kunstwerk gegeben hat. Denn der Genius der Kultur ist ein eigener Gott, welcher dessen nicht achtet, der ihm statt reinen Goldes golddurchsprengtes Gestein opfern zu können glaubt!

Dem freilich, der zum **ersten** Male giebt, sei noch keine seiner Hoffnungen geraubt, — hat er doch noch ein Leben vor sich, in seinen Bergwerken zu arbeiten. Und am wenigsten dem, der wie Gustav Renner, der Buchbindergeselle, „nicht mit dem Schulsack auf dem Rücken ins weite Reich des Geistes trat,“ zumal wenn sein Stil immer noch bei Weitem besser ist, als der des Juristen Hans Benzmann und der des Literaten Paul Bornstein. Haben diese Lyriker — und noch wie viele andere! — nie gelesen, was Goethe, Schopenhauer, Nietzsche über unsere Sprache gesagt haben? Haben sie nie bedacht, dass sie ein Jahrhundert nach Lessing und vier Jahrhunderte nach Luther leben, und dass es trotz aller naturalistischer Phrasen ein Schimpf ist, sich in einer bereits so hochentwickelten Sprache nicht reiner und geschmackvoller ausdrücken zu können? Was sind „drängend volle Strassen“, wer „lebet“, „schwebet“, „steiget“ heute noch, wer reimt ungestraft auf, „Fittig“ „litt' ich“, wer wird „feigen Quark“ nicht als ungeniessbar zurückweisen?

Gustav Renner leidet noch stark an den Fehlern der Autodidakten. Er bevorzugt, statt als Mann des Volkes die raffinierten Formen der Kunstpoesie zu meiden, das Sonett und schwärmt zuweilen in einem Jambenpathos, für dessen Breite wir den rechten Ernst verloren haben. Aber er entschädigt durch interessante und tiefgehende Reflexionen wie in dem Cyclus „Gedanken und Stimmungen. Bruchstücke zu einem Drama“ und durch eine oft herrliche Energie der Empfindung. Bittrer Kampf und verzweifelnde Not sprechen aus vielen seiner Lieder und Töne des Hasses klingen auf, die ich, beglückt, als echt empfand. Beglückt: denn man hört sie selten im trägen, servilen Deutschland. Es wird viel mit revolutionärer Tinte geschrieben, aber hier ist Blutfarbe, hier ist Recht weil Macht zur

*) Aus der Flut einlaufender, lyrischer Werke greift Morgenstern einige Persönlichkeiten heraus.
D. R.

Revolution, hier bäumt sich wirklich einmal ein Mensch, ein Mann, ein Egoist gegen die rohe Unvernunft seines socialen Schicksals. „Wenn ihr“ — ruft der „in Not und Armut lebendig Begrabene“ den Salon-Pessimisten zu —

„Wenn ihr des Lebens eiserne Galeere
Nur rudern solltet mit den blut'gen Händen
Und *ohne* Aussicht auf den sichern Port —

Ihr würdet selbst, mit einem Flucheswort
Das Boot durchstossen, um die Qual zu enden,
Und dann versinken mit der ganzen Fähre.“

Jahr um Jahr hat keiner „den dumpfen wilden Schrei“ seiner Seele gehört. „Fühllos schreiten sie alle hinweg über“ sein „Haupt, und Keiner“ zieht ihn empor „an das goldne, leuchtende, atmende Licht — Keiner!“ Und oft trennt „nur die That, von Feigheit im Entstehn verschlungen, allein“ ihn „noch vom Mörder, der satt vom ekleu Mahl des Lebens, selber Zuletzt sich anfüllt und, die morsche Schale Zerbrechend, sprengt den Wein zum Opfer aus. Als Dank den Göttern, die das Mahl gespendet, Freigebig, reich und prangend.“

Aber, —

„Wer mich in die dunkle Erde senkt,
Der gebe das Messer, das scharfgeschliffen,
Mir in die Faust,
In die bleiche, die kalte, die todesstarre,
Dass wenn uns die Auferstehung weckt
Zur ewigen, süssen Glückseligkeit,
Als Schäflein zu weiden auf grüner Wiese,
Weisse Schäflein auf grüner Himmelswiese —
Ich einbreche in die selge Flur,
Das Hallelujahgedudel zu stören,
Den Tod in die fade Welt zu bringen,
Den Tod, den düstern, im Gefolge,
Und die Not und die Angst und den grimmen Hunger.
Und rinnen soll das rote Blut
Gleich Purpurbächen auf grüner Wiese,
Auf grüner Wiese das *rote* Blut.“

Es ist dies ein gewisses rhetorisches Schwelgen in wilden Vorstellungen, aber sollte nicht gerade hierin ein Wahrheitsbeweis der leidenschaftlichen Grundstimmung liegen? In jedem Falle redet hier ein Mensch, der die ursprüngliche Heftigkeit seiner Gefühle noch nicht „überwunden hat“, der da weiss, dass jene Devise historisch Empfindender „Alles verstehen heisst alles verzeihen“ allerdings ein gutes Schlafmittel ist, aber kein Zeichen, unter dem ein starkes, lebenbejahendes Individuum sich und seinesgleichen durchzusetzen vermag.

Nicht dieses „feige zärtliche Gewimmer von halbem Trotz und halber Liebe immer: — Krieg bis auf's Messer oder stumpfer Glaube!“ predigt er „den Lauen“ und schreibt dem Pöbel um sich herum die gleiche „Absage“ wie dem „Lumpen im Fracke“; denn —

„Wenn aus den Höh'n, wo thront die Welt, die feine,
Verachtung stromweis mir auf's Haupt geflossen,
Habt ihr mit schmutzigem Witze mich begossen,
Bisst ihr aus niedrem Neid mich in die Beine“.

Aber bei alledem liebt er seine „holde Amme, Not“ und seinen „Schmerz“, der ihm den „kühnen Hass“, das „eisige Verachten“ und den „bohrenden Zweifel“ gelehrt, und schliesst mit einem Triumphlied auf das „Leben, — die heisse Schlacht um Sein und Nichtsein, um Alles und Nichts.“ Grosse Phantasien heben ihn immer wieder von „des Tages trüben Stundentreppen“ aufwärts.

„O, einen Tritt dem kleinen Erdenball,
Dass er, im glühen Donnerschwindelrasen,
Sich um die funkensprüh'nde Sonne schwingt
Und seine Lichtspur, die er auf dem Pfad
Zurücklässt, einholt und zum Kreis sie rundet,
Darin die Sonn', ein trunknes Auge, lacht!
Dass sich in diesem schnell und schnelleren Lauf
Zu Tagen drängen diese schleppenden Jahre
Und sich in *solchen Tages* kurzem Ringe
Die Jahreszeiten auf die Fersen treten:
Blüte und Frucht und Welken nacheinander.
Dass alle Last und alles *Leid, auf diesen*
So schwindelnd engen kurzen Raum gesperrt,
Nur höher lohe und so tiefer fresse.
O welche Fülle in der kurzen Spanne,
In diesem schwindelnden Minutendasein,
Wo jeder Atemzug für Tage zählt:
Wo kaum das Auge sieht die Nacht sich dunkeln
Und schon der Tag auf ihren Rücken springt —
Ein flücht'ger Blick der Tag, die Nacht ein Schatten . . .“

Oder er sieht die Menschheit als „ein göttlich Wesen“, einen „Wunderbau“ „bis in die Wolken reichend“, er schildert den Tod wie er auf der Kugel der Pistole reitet, träumt uns alle als die Gedanken eines göttlichen Riesenhirns, trauert, dass er die Thaten künftiger Jahrhunderte nie schauen kann, wünscht sich vom Tode wie eine Tanne vom Sturm entwurzelt und beendet den Cyclus in einem Aufschwung heissen Selbstvertrauens —

„Nur Licht und Freiheit!
Wie sollen dann die Schwingen sich entfalten!“ . . .

Der diesen Stücken vorangehende Teil der Sammlung enthält manches Wertlose und Konventionelle. Im Hinblick auf das Buch als Ganzes aber wiederhole ich, dass es durch eine kritische Revision, eine Streichung, Zusammendrängung, Nach- und Umkomposition vieler Stellen ausserordentlich gewinnen könnte. Augenblickliche Begeisterung mag vieles vergeben oder übersehen, das endliche Urteil der Geschichte thut dies niemals. Ich denke dabei an Unmöglichkeiten wie: „Und, festgekreuzigt an der Jammererde, — Voll Wunden und verachtet und gemieden, — Gellt des gequälten Herzens heisser Schrei“; „Ich nage in Verzweiflung meine Hände . . . — Wie Gott in seinem Ebenbild sich schände“; „Ob du ein Lump im Fracke, — Ob du ein solcher in zerrissner Jacke“; „Grausam ist die Natur im höchsten Grad“, „Du stickst den Schrei“, „Der Faust, den ich heut erstmals lesen wollte“; „Wohin du blickst, da thauet Segen nieder, — Dass Neid und Missgunst nebelgleich entschwand —

Und sich entwaffnet zürnende Geberde"
u. s. f.

Wird Gustav Renner sich in dieser Hinsicht zu vervollkommenen und wahrhaft zu bilden vermögen, so werden auch kultur- und kunstsinnigere Kreise, als die politisch-ästhetischen, in welche er geraten sein mag, seine Bücher mit edlem Gewinn lesen. Ein skeptisches Auge aber mag gerade darin eine feine Ironie sehen, dass ein so überaus deutschtümelnder Entdecker, der ihm doch sicher bei der ersten Herausgabe hülfreich zur Hand gegangen, seine Aufmerksamkeit nicht auf die sprachliche Seite seiner Dichtungen gelenkt hat. Denn worüber hätte ein Agitator der „deutschen Volksseele" eifriger wachen sollen, als gerade darüber, dass das heiligste Gut seiner Nation, ihre Sprache, in einem von ihm in die Öffentlichkeit lancierten Buche nur Ehre erfahre?

CHRISTIAN MORGENSTERN.

KUNST-LITTERATUR.

Die „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft" (vorm. Fr. Bruckmann) in München geht eben an die Herausgabe eines berühmten kleinen Museums, das den seltenen Vorzug besitzt, sowohl lehrreich als schön zu sein: das Ny-Karlsberg-Museum des Brauers und Mäcens Jacobsen in Kopenhagen. Ausser etwa der assyrischen Epoche sind alle wesentlichen Perioden der antiken Kunst durch Exemplare vertreten, die einen reinen ästhetischen Genuss gewähren können. Den Text schreibt Paul Arndt, der sich schon durch die Begleitworte zu der Bruckmann'schen antiken Porträtsammlung einen Namen gemacht hat. Die Bilder sind das Vollkommenste, was sich von moderner Reproduktionstechnik erwarten lässt: wichtige Figuren betrachten sie behaglich in drei Blättern von drei Seiten.

* * *

In dem kunstgewerblichen Verlag von Alexander Koch, Darmstadt, ist ein prächtig ausgestattetes Werk erschienen, das sich als das beachtenswerteste Produkt der modernen deutschen auf Möbelregeneration gerichteten Bewegung darstellt. Der Architekt Hermann Werle bietet unter dem Titel „das vornehme deutsche Haus" eine grosse Anzahl von Blättern mit Texterläuterungen, auf denen er ein Ideal-Interieur sich einrichtet, durch das gesamte Wohnhaus, bis in Küche und Keller. Sein Ideal hält sich allerdings auf der allervornehmsten, allerreichsten Stufe, und er arbeitet mit einer so üppigen Innen-Architektur in Erkern und Einbauten, wie sie das Mietshaus niemals darbieten wird. Aber so wenig er den Grundriss seines Idealhauses klar entwirft, so wenig hat er überhaupt an ein bestimmtes Haus und an bestimmte Bedürfnisse im Wohnen, an den komfortablen Zusammenhang der Räume gedacht. Man muss sein Werk als ein Nachschlagewerk betrachten, in welchem man sich Anregungen holt, wenn man ein bestimmtes Möbel oder irgend ein Arrangement beabsichtigt. Die Vorlagen sind so reich, dass dann immer eine gute Idee hängen bleiben wird. Ausser diesem Vorzug des anregenden Nachschlagewerks besitzt das Werk Werle's noch einen zweiten, bedeutenderen: es ist aus einem einheitlichen künstlerischen Gesichtspunkt geschaffen, es stellt uns einen interessanten Künstler vor. Der „Stil" Werles ist ein gothischer, aus dem Wesen des Holzes entwickelt, und anknüpfend an alte gothische Gewohnheiten, die in Landgegenden Deutschlands sich bis heut zu erhalten wussten. Nicht blos infolge der augenblicklichen englischen Mode ist diesem Stil eine gewisse Zukunft zu prophezeien. Werle weiss ihn sehr geschickt und sehr phantasievoll mit modernen Bedürfnissen zu vereinen. In den spätfranzösischen Stilformen des Salons und Boudoirs lässt er ihn leise durchklingen; für die Ornamentik von Stühlen und von Schränken, die seine besten Möbel sind, gewinnt er aus den gothischen Fischblasenmotiven ein System von geschwungenen Linien, das sich mannigfach anwenden lässt; die nach oben strebende Formenwelt der Gothik benutzt er gut zu Wanddeckungen, die sich organisch aus den Motiven der Möbel, den Himmeln, Etagèren, Nischen entwickeln. Als Gothiker hat er wenig Sinn und muss wenig Sinn haben für Draperien, er zieht Fensterkreuz-Systeme vor, die sich solide und wirksam aus der Holzplastik ergeben. Auch die Einzelheiten, die Holzverschiedenheiten und Illustrationen der verdienstvollen und bedeutsamen Werle'schen Möbelwelt würden sehr interessieren, wenn sie bei der etwas skizzenhaften Art der Entwürfe klarer erkennbar wären.

* * *

Als ein Muster von Publikation älterer Möbel darf die Sammlung hingestellt werden, die bei Jos. Albert, München soeben unter dem Titel „Möbel aller Stilarten" erschienen ist. Es sind an fünfzig prächtige Lichtdruck-Tafeln, die in technisch bewundernswerten Aufnahmen eine sehr gut zusammengestellte Kollektion wesentlich deutscher Möbel von der Gothik bis zum Empire bringen. Die Fugger-Sammlung und das Germanische Museum

haben das Beste dazu beigesteuert. Es ist ein Möbelmuseum in Blättern, das man lieb gewinnt, je öfter man es besucht.

* * *

Einige Bücher: das Rätsel des Schönen, eine Studie über die Ästhetik von Julius Milthaler. Leipzig, W. Friedrich. (Eine Darstellung der Kant-Spencer'schen Theorie) — Einführung in die Musik von A. Pochhammer, Frankfurt a. M., H. Bechhold, Der Verlag der „Musikführer". (Eine gute gedrängte Darstellung des gesamten Musikmaterials). — Glasenapp, das Leben Rich. Wagners, 2. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel (die bekannte, an Material reichhaltigste Biographie in neuer modernisierter Auflage). — H. Türck, der geniale Mensch. Jena, Bassmann. (1. Künstlerisches Geniessen. 2. Philosophisches Streben. 3. Praktisches Verhalten. 4. Shakespeares Hamlet. 5. Goethes Faust. 6. Byrons Manfred. 7. Schopenhauer und Spinoza. 8. Christus und Buddha. 9. Darwin und Lombroso. 10. Stirner, Nietzsche und Ibsen).

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

NORD-AMERIKA.

In der August-Nummer der „North American Review" entwickelt Walter Besant ausführlich seine Ideen über die Zukunft der angelsächsischen Rasse, der er, alles in allem, ein sehr günstiges Horoskop stellt. Ein Mr. Porter zerbricht sich den Kopf über den japanischen Wettbewerb, der nach ihm durchaus keine Mythe, sondern eine sehr reale Thatsache ist. Gar amüsant weiss auch der Dr. Robinson über die Katze zu plaudern, oder richtiger über das Verhältnis des Menschen zu dieser lebendigen Mäusefalle. „Was denken Sie über Russland oder über Bismarck oder über die Unsterblichkeit der Seele?" — so lauten ja gegenwärtig die vielen Rundfragen an berühmte Männer. „Was denkst Du über den Menschen?" fragte nun auch Dr. Robinson die Katze. Er hat dabei eine ganz erstaunliche Antwort bekommen. Bekanntlich ist die Wildkatze ein einsames Waldtier, das in hohlen Baumstämmen schläft und sich von den Früchten nährt, die von den Zweigen fallen. Die Erinnerung, die Reminiscenz, die romantische Sehnsucht nach diesem Zustand der Urzeit ist auch der heutigen Hauskatze noch geblieben. Als nun der Mensch in den Gesichtskreis dieses Tieres trat, bewahrheitete sich der Satz, dass neue Vorstellungen nur an der Hand der Analogie von älteren Associationen konzipirt werden können. Und so wurde der Mensch der Katze zum wandelnden Baum. Im Stamm desselben, zwischen den Füssen, auf dem Schoss, findet der alte Baumbewohner noch jetzt einen behaglichen Ruhesitz und von den Zweigen, den Armen und Händen, fallen noch immer saftige Früchte in der Form von Schöpsenfleisch und anderen Leckerbissen zum Boden herab. — Einen sehr wichtigen Gegenstand behandelt in dem gleichen Heft H. S. Williams, der nachzuweisen sucht, dass eine verständige Erziehung auch der grössten erblichen Belastung des Individuums die Wage hält.

* * *

Das letzte Heft des Forum enthält nicht weniger als fünf Artikel über die Präsidentenwahl. Interessant ist der Aufsatz Bishops über den Einfluss des Fahrrades. W. H. Mallock bricht eine wütende Lanze gegen das Mitleid, das er nach bekanntem Muster für die schlechte soziale Auslese verantwortlich macht. — Sehr unzufrieden mit den amerikanischen Universitäten ist der Professor William Macdonald. Nach ihm wirken diese hohen Schulen nur noch als Unterichtsanstalten und nicht mehr als Faktoren einer höheren Kultur. Er will keine engherzigen und kritischen Universitäten haben, sondern andere, welche gross, freigebig und weitblickend wären. — Allerdings ein sehr allgemeines und sehr unklares Programm.

DEUTSCHLAND - ÖSTERREICH.

Das neueste Heft des „Pan" ist Sachsen und Skandinavien gewidmet. Unter den Kunstbeilagen fällt eine zeichnerisch sehr feine Lithographie Greiners (Golgatha), eine wirksame Radierung Fischers (Gewitter), eine prächtige Porträt-Lithographie von Mediz (Rob. Diez) und eine gute Heliogravüre Ibsen's von Werenskiold am meisten auf. Eine Jugendkomposition Nietzsches „Die junge Fischerin" ist mit eingeheftet. Die Sächsischen Dichter und Erzähler Ompteda, Avenarius, Kögel, Polenz, Martens u. A. sind vertreten; unter den Textaufsätzen bemerken wir besonders W. Bode's wertvolle Betrachtungen über die Aufgaben von Kunstgewerbemuseen, Gurlitt's und Lichtwark's Apperçüs zum Dresdener Stadtbild und die jüngste, kräftige Entwicklung der Dresdener Künstlerschaft, die v. Seydlitz darstellt. Wissenschaftliche Aufsätze grossen Wertes von Heine, Schmarsow und Friedländer. Eine sehr hübsch geschriebene Geschichte der Leipziger litterar. Gesellschaft von Walter Harlan. Schliess-

lich G. Morgensterns treffliche Bemerkungen zur nordischen Litteratur, in denen V. Krag und Obstfelder ihre bedeutende Stelle angewiesen wird.

* * *

Ähnliche Zwecke wie das in voriger Nummer erwähnte „Museum“ verfolgt eine neue Monatsmappe „Das Kupferstichkabinet“, die in billigen und immer besser ausgestatteten Blättern allmählich unsern ganzen Besitz an berühmten Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten bis zum 19. Jahrhundert wiedergeben wird. Es ist dringend nötig dieses wichtige und erfreuliche Unternehmen (Verlag von Fischer und Franke, Gr. Lichterfelde) zu unterstützen, damit die beabsichtigte Luxusausgabe sich rentirt, die der Sammelfreude erst ganz entsprechen kann, während bisher das kunsthistorische Interesse im Vordergrund steht.

* * *

Einige neue Zeitschriften: Dur und Moll, eine musikalische und belletristische Monatsschrift (Payne, Leipzig), besonders wichtig dadurch, dass eine ordentliche, periodische Lieferung von Musikstücken (Volkscharakter) damit ins Leben tritt. — Musikpädagogische Blätter, die Karl Zuschneid bei Vieweg (Quedlinburg) herausgiebt. — Neue Musikalische Rundschau, eine Prager Musikzeitschrift, die den tüchtigen R. Batka zum Redakteur hat und einen sehr zweckdienlichen Eindruck macht. — „Mephisto“ von Schaumberger in München herausgegeben, als Organ der Interessen, die sich um das neue deutsche Theater und überhaupt um das moderne München gruppieren 10 Pfg. — Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst, von Dr. Bornstein bei Siegfried Cronbach, Berlin, herausgegeben, im Sinne einer Popularisierung moderner Kunstbestrebungen.

* * *

In „Westermanns Monatsheften“ veröffentlicht Cornelius Gurlitt (Oktober-November) einen illustrierten Artikel über die Anfänge der englichen Landschaftsmalerei, wieder eine der vorzüglichen Studien Gurlitts aus dem englischen Kunstleben, die man erwähnen muss, weil man sie vielleicht in dem erwähnten Organ nicht vermutet und übersieht.

* * *

In Lessmanns „Allg. Musik-Zeitung“ veröffentlicht Ed. Reuss einen längeren Artikel, in welchem er die schmachvolle Behandlung, die Bernhardi in seinen Memoiren („Deutsche Rundschau“) Liszt hat zu teil werden lassen, mit glänzendem Material zurückweist.

Unverlangte Manuscripte können nur bei Portozufügung zurückgesendet werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



